



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

UNIVERSITY OF
ILLINOIS LIBRARY
AT URBANA CHAMPAIGN
BOOKSTACKS

Der Türmer

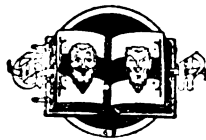
Monatschrift für
Gemüt und Geist

Herausgeber:

Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

Zehnter Jahrgang * Band I

❖❖ (Oktober 1907 bis März 1908) ❖❖



Stuttgart

Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer





Inhalts-Verzeichnis

Gedichte

	Seite
Appelshaeuser, Hans: Hominem quaero	516
Ebhardt, Melanie: Die Sprache	804
Grotthuß, J. E. Frhr. v.: Das zehnte Jahr	1
Harten-Soende, Toni: Liebeslieder moderner Frauen	57
Hiele, Walthar: Umweltwille	644
Holley, Leon: Stimmen in der Nacht	792
Lankau, Johanna, M.: Die blauen Spätherbsttage	205
Ludwig, Erna: An ein gestorbenes blindes Mädchen	71
Maffé, Grete: Vision	502
Müller, Ernst Theodor: Am Abend	629
Neuther, Alois: Mit gedämpfter Stimme	487
Neuter, Adolf: Zug der Sträflinge	200
Schaufal, Richard: An den Herrn	328
Silvester, Ewald: Der weiße Friede	505
Studemann, Max: Ein Schrei	357
Wildegg, E. v.: Der Thron im Kinderherzen	208

Novellen und Skizzen

Fanghänel, P.: Der schlaue Esel. Eine Tierfabel	222
Gerhardt-Amynstor, Dagobert von: Am Weihnachtsabend 1906. Aus dem noch unveröffentlichten „Skizzenbuch meines Lebens“	321
Kehren, Ludmilla v.: Kitty	206
Scharrelmann, Heinrich: „Selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden“	201
Schulze-Smidt, Bernhardine: Fließendes Wasser 21. 179. 329. 488. 630.	776
Stauf v. d. Mark: Von Gottes Gnaden	655
Stras, Rudolf: Die alte Nacht	51
Viebig, Clara: Eifelstimmungen	72
Voigt-Diederichs, Helene: Hochzeit	215
Weitra, E. v.: So jemand im Finstern wandelt	349
Wolters, Wilhelm: Struwelpeter	506

Aufsätze

	Seite
Badenerin, von einer: Zum Moltke-Bardenprozeß	382
Bahr, Dr. Richard: Der Skandal. Ein Brief an den Herausgeber	343
Becker, N. P.: Von der „guten alten Zeit“	546
Bender, Augusta: Kultur oder Barbarei?	379
Beyer, Oskar: Ein Meister der religiösen Kunst	465
Benzmann, Hans: Wilhelm Holzamer	294
Brunnemann, Anna: Sully Prud'homme	430
Damaschke, Adolf: Aus der deutschen Bodenreformbewegung	665
Diers, Marie: Aus dem Schulkonto der Frau	77
. . . e: Vom verfloffenen Wirtschaftsjahre	805
Eisenkraft, Klara: Junge Mädchen einst und heute	820
Ey, Luise: Portugal	793
Fahrenkrog, L.: Typenbildern	155
Friszsche, Dr. W. L.: Der Herrenmensch beim Rabi	100
Gaebbers, Prof. Dr. Karl Theodor: Ungedruckte Briefe Luise Reuters an des Dichters Jugendliebe	82
Gerhardt-Amynor, Dagobert von: Am Weihnachtsabend 1906. Aus dem noch unveröffentlichten „Skizzenbuch meines Lebens“	321
Gerlach, S. v.: Das preußische Wahlrecht	769
Gillhoff, Johannes: Wohl dem, der schwäbischen Sinnes ist!	231
Graewe, O., Oberstleutnant a. D., Reise: Friedensgedanken	235
„ Vom Sterben	545
Gros, Erwin: Christentum und Kultur	517
Grotthuß, J. G. Frhr. v.: Deutsche Schule, deutsches Recht!	2
Gr.: König und Revolutionär	84
„ Moralischer Kunstgenuß	88
„ Unartige Kinder	89
„ Wie soll ich grüßen?	91
„ Herrenmenschen und Christentum	92
„ Überkultur oder Untkultur	94
„ Strafe dem Pantoffelhelden	96
„ Aus der „guten alten Zeit“	228
„ Der Tod	234
„ Cäsarenwahnsinn	364
„ Auch homosexuell?	373
„ Revolution von oben	375
„ Frieden mit den Polen?	522
„ Der Kaiser als Wirt und Gast	527
„ Seguelle Pädagogik	530
„ Konfessionelle Kritik	587
„ Überkultur auf der Bühne	590
„ Nachtmision	671
„ Was das Volk liest	673
„ Literaturschacher	738
„ Atheismus und Aberglaube	810
„ Suggestion durch Lektüre	811
„ Vor sechzig Jahren	814

	Seite
Gr.: Erinnerungen an Beethoven	816
" Welches ist das beste Publikum	817
" Spitzwegs Deutschland	818
Gurlitt, Prof. Ludwig: Gute Kinderbücher	438
H., W. in A.: Ein Unmoderner über die moderne Bewegung	685
Hedler, J.: Erinnerungen an den Fürsten Hohenlohe	40
Hoffmann, E. E. A.: Haydn, Mozart, Beethoven in der Instrumental- musik	175
K., Dr. P.: Der preussische Soldat — der deutsche Soldat!	645
Kerner, Georg: Die Schule und das Leben	625
Kloss, Erich: Neue Wagner-Literatur	762
Koch, Max, Breslau: Zum 50. Todestage Joseph v. Eichendorffs	283
Levi, Dr. Raphael (München): Wunder	481
Lienhard, F.: Buch und Leben, Waldgedanken	133
" " Weimars neues Hoftheater	731
Malea-Bryne: Natur im Leben des Kindes	503
Martin, Rudolf: Die Vorzüge und Mängel der Motorluftschiffahrt	679
Monsterberg, Elmar v.: „Zwecklos“	38
" " Sterben	177
Müller, Dr. Joseph: Katholisches	675
Dixhausen, Emma: Der Kampf der Frau um ihre Körper Schönheit	238
Petersdorff, Herman von: Der Freiherr vom Stein	58
Poppenberg, Felix: Kunstgewerbliche Kulturmission	305
" " Kopf- und Herzensrechner (Salten, Vom anderen Ufer — Shaw, Kapitän Brasbouds Be- lehrung)	434
" " Moralitäten (Eger, Mandragola; Sinnerl, Nür- rische Welt)	592
" " Dekorative Variationen (Fortuny-Schleier; Flo- rence Jessie Hoefels Nadelkünste; Krefelder Seidenstoffe	741
" " Johannistrieb (Hauptmann, Kaiser Karls Geisel. — E. Strauß, Hochzeit)	877
Preußin, von einer: Zu dem Artikel „Zum Moltke-Gardenprozeß“	686
Reinke, Prof. Dr. J.: Werden und Vergehen der Welt	223
Rommel, Grete: Zum „Schuldkonto der Frau“	541
S., D.: Gute Kinderbücher	599
Scharrelmann, Heinrich: „Selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden“	201
Seliger, Paul: Neuere nordische Belletristik	885
Siebert, Otto: Zur Erinnerung an David Friedrich Strauß	669
Siegert, Gertrud: Junge Mädchen einst und heute	820
Stauff, Ph.: Sensationsprozesse	97
" " Rechtssprechung und persönliche Ehre	358
Stern, Maurice v.: Friedr. Rückerts Liebesfrühling	600
Stord, Dr. Karl: Wie und wo sehen wir? Eine Umschau	136
" " " Theater und Religion	141
" " " Heinrich Hansjakob	148
" " " Volksausgaben	152

	Seite
Stord, Dr. Karl: Neue Bücher	153. 440. 740. 751. 899
" " " Zu unsern Kunstbellagen und Bildern	164. 310. 611. 748
" " " Joseph Joachim	166
" " " E. L. A. Hoffmann und die Musik	170
" " " Der Meister der Grazie (Canova)	297
" " " Vom Nationalen in der Musik. Zu Edward Griegs Gedächtnis	311
" " " Vom Zug der Toten	318
" " " Neue Bücher und Musikalien	320. 480
" " " Am weihnachtlichen Büchertisch	440
" " " Kunstgeschichtliche Weihnachtsbücher	469
" " " Neue Bilder	473
" " " Neumuskalisches Heldentum	474
" " " Richard Wagner als Ästhetiker	478
" " " Universale Kultur	581
" " " Hesse-Ausgaben	597
" " " Sehen lernen	601
" " " Radierungen von Hugo Albrich	609
" " " Wider die Operette	616
" " " Ein neues Werk Mozarts	621
" " " Zu unserer Notenbeilage	624. 768
" " " Robert von Hornsteins Lebensreise und denkwürdige Begegnungen	723
" " " Pessimismus und Humor (Wilh. Busch)	734
" " " Richard Wagner in der Karikatur	745
" " " Wagnerbilder	748
" " " Nach fünfundzwanzig Jahren. An Wagners Todestage	752
" " " Wagner in seinen Briefen	761
" " " Auf der Nachtseite deutschen Lebens im klassischen Zeitalter	867
" " " Alt-Weimar	882
" " " Büchernarren	891
" " " Kräfte und Grenzen der Karikatur	894
" " " Ist Uhde ein religiöser Maler?	901
" " " Franz Lippisch	902
" " " Überlieferung und Reproduktion in der Musik	904
" " " Musterbriefe	910
" " " Edward Mac Dowell †	912
Strang, Kurd v.: Regierungsziele	534
Trog, S.: Die „Drauf von Messina“ in der Arena von Vindonissa	146
Trojan, Johannes: Deutschreden und Deutschsein	50
Wiebig, Clara: Eifelstimmungen	72
Walling, S.: Zu den Bildnissen in der deutschen Kunstgeschichte	160
Wolzogen, Ernst von: Der Kulturwert des Wises	209

Besprochene Schriften

Apel, Paul: Wie adeln wir unsere Seele?	521
Arnim, Bettina v.: Clemens Brentanos Frühlingstranz. — Die Ginderode	459

	Seite
Arrhenius, Svante: Das Werden der Welten	224
Bachem, J. G.: Musterkatalog für vollstümliche Bibliotheken	587
Behrs-Verlag: Durch Irren zum Glück. Ein Hebbelbuch	448
Behrmann, Dr. Georg: Matthias Claudius	597
Bellermann, Ludwig: Auswahl aus den Gedichten Goethes	444
Berg, Leo: Deutsche Märchen des 19. Jahrhunderts	448
Berlioz, Hector: Fausts Verdammung	627
Besß-Mensendieck, Frau Dr.: Körperkultur des Weibes	239
Biese, Alfred: Deutsche Literaturgeschichte	453
Björnson, Björnsterne: Mary	889
Boccaccios „Detamaron“	451
Bondi, Georg, Verlag: Deutsche Kunst des 19. Jahrhunderts, ihre Ziele und ihre Gaten, von Kornelius Gurkitt	469
Bong, Adolf, Verlag: Scheffels Werke	449
Heinrich Hansjakob	449
Böttcher, Georg: August von Rosebues Werke	446
Braune, Hugo L.: Richard Wagners Bühnenwerke	750
Breitkopf & Härtel, Ein neues Werk Mozarts	621
Bruno, J. C. C., Verlag: Gustav Flaubert, „Reiseblätter“, „Briefe über seine Werke“	460
Bürdner, Richard: Richard Wagner, sein Leben und seine Werke	765
und Joseph Fortwängler: Menschen im Leben und Treiben des Alltags	601
Carducci, Giosué: Ausgewählte Gedichte	451
Castelle, Fr.: Ungedruckte Dichtungen Eichendorffs	284
Cervantes, Novellen'	451
Claudius, Matthias: Werke	597
Concordia, Deutsche Verlagsanstalt: Hoffmann von Fallersleben. Briefe: „An meine Freunde“	460
Cotta, J. G.: Rückert, „Liebesfrühling“	600
Damaschke, Adolf: Die Bodenreform	669
Dantes Werke	450. 451
Dehmel, Richard: Werke	449
Deutlinger, Martin: „Ethik“	677
Deutsche Verlagsanstalt: Emil Zola, 3 Romane, Vollsausgabe	452
Martin Luthers Werke	464
Dieberichs Verlag: Romantiker-Briefe	458
Dilthey, Wilhelm: Das Erlebnis und die Dichtung	454
Dreyer, Aloys: Franz Poggi	472
Ebel, Adolf: Kalender für alte und neue Kunst	751
Eggert-Windegg, Walter: Eduard Mörikes Haushaltungsbuch	459
Ehrhard, Albert: Katholisches Christentum und moderne Kultur	517
Eichendorff: Werke in 4 Bdn. (Hesse)	283
Elwert'sche Verlagsbuchhandlung: Aus Alt-Marburg	751
Engel, Eduard: Literaturgeschichte, 2 Bände	453
Ernst, Paul: Altitalienische Novellen	451
Wilhelm: Ausgabe deutscher Klassiker	446
Fallersleben: Hoffmann von: An meine Freunde. Briefe	460
Feuchtersleben, Ernst Frhr. von: Auswahl seiner Werke	442

	Seite
Fischel, Dr. Oskar: Die Mode	471
Fischer, Verlag: Gerhart Hauptmanns Werke	449
" " Richard Dehmels Werke	449
" " Hugo v. Hofmannsthals Werke	449
Flaubert, Gustav: Reiseblätter. — Briefe über seine Werke	460
Foerster, Dr.: Lebenskunde	82
Frank, Rudolf: Friedrich Schlegels „Lucinde“	447
Freiligraths sämtliche Werke	441
Freymut, Ernst: Die Bestie im Menschen und ihre Zähmung	82
Fuchs, Eduard: Richard Wagner in der Karikatur	745
" Emil: Wie adeln wir unsere Seele. — Gut und Böse	521
" Ernst: Schreibiustiz und Richterkönigtum	3
Gastrow, Paul: Solstoi und sein Evangelium	518
Gebert, Dr.: Katholischer Glaube und die Entwicklung des Geisteslebens	519
Gerstenberg, S.: Hoffmann von Fallersleben: Briefe „An meine Freunde“	460
Glasenapp, Karl Friedr.: Wagner-Biographie	762
Goethe, Auswahl aus den Gedichten	444
" Neue Faust-Ausgabe	444
" Werther	445
Goethes Briefe	458
" Mutter. Ihre Briefe an ihn	428
Golther, Wolfgang: Tristan und Isolde	454
Götschen, Verlag: Gotthold Ephraim Lessings Briefe	458
Graef, Hermann: Deutsche Volkslieder	454
Graue, Paul: Unabhängiges Christentum	521
Greiner & Pfeiffer, Verlag: Bücher der Weisheit und Schönheit 173.	761
Grimm, Brüder: Kinder- und Hausmärchen	598
Grisebach: Des Knaben Wunderhorn	288
" E. E. A. Hoffmanns Werke. Neue Auflage	441
Gundelfinger, Friedrich: Romantiker-Briefe	458
Güntter, Otto: Marbacher Schillerbuch	456
Gurlitt, Kornelius: Deutsche Kunst des 19. Jahrhunderts, ihre Ziele und ihre Taten	469
Gutenberg-Verlag: Neue Faust-Ausgabe	445
" " Waltarilied. Der arme Heinrich. Die Lieder der alten Edda	445
Guttman, Richard: Ernst Frhr. v. Feuchtersleben, Auswahl seiner Werke	442
Hanftaengl, Franz: Kataloge	751
Hansjakob, Heinrich: Volks Erzählungen	449
Hauptmann, Gerhart: Seine Werke	449
" " Kaiser Karls Geisel	877
Hebbel: Durch Irenen zum Glück	448
Heinemann, Karl: Auswahl aus den Gedichten Schillers	444
Herders Konversationslexikon	463
Hesse, Max, Verlag: Eichendorffs Werke	283
" " " Des Knaben Wunderhorn	288
" " " Matthias Claudius	597

	Seite
Maync, Harry: Zimmermanns Werke	443
Merseburger, Georg: U. L. Kiellands gesammelte Werke	452
Meyers großes und kleines Konversationslexikon	463
Michaëlis, Karin: Opa	887
" " Bachfische	888
Milow, Stephan: Arnold Frank und andere Novellen	599
Minor, Jakob: Novalis Schriften	447
Moeller van den Bruck: Die Deutschen. Unsere Menschengeschichte	453
Moos, Paul: Richard Wagner als Isthbetiker	479
Mörcke, Eduard: Gedichte (Pantheonausgabe)	448
" " Haushaltungsbuch	459
Moszkowski, Alex.: Die unsterbliche Kiste	893
Mozart: Siebentes Violintonzert	621
Müller, Josef: Renaissance	677
Munder, Franz: Gotthold Ephraim Lessings Briefe	458
Neter, Dr. med.: Mutter sorgen und Mutterfreuden	82
Neumann, Angelo: Erinnerungen an Richard Wagner	766
Noack, Friedrich: Deutsches Leben in Rom 1700—1900	455
Novalis Schriften	447
Nowak, Alfons: Lubowizer Tagebuchblätter Joseph v. Eichendorffs	287
Petersen, Viktor: Magister F. Ch. Lauthardts Leben und Schicksale	867
Pochhammer, Paul: Dantes Göttliche Komödie	451
Pontoppidan, Henrik: Hans im Glück	885
Rethel-Heft, Alfred	439
Reuter-Ausgabe des Bibliographischen Instituts	444
Romantiker-Briefe	458
Rückert, Friedrich: Liebesfrühling	600
Rügebed, Holger: Dänischer Sommer	888
Salten, Felig: Vom anderen Ufer	434
Scheffels Werke	449
Scherr, Johannes: Novellenbuch	598
Schiller, Auswahl aus den Gedichten	444
Schillerbuch, Marbacher	457
Schlegel, Friedrich: „Lucinde“ mit Briefen von Fr. Schlegelmacher	447
Schmidt, Erich, und Georg Minde-Pouet und R. Steig: Heinrich von Kleists Werke	442
Scholz, Jos., Verlag: Kunsthefte	439
Schönath-Carolath, Prinz Emil: Gesammelte Werke	464
Schröder, Ludwig: Freiligraths sämtliche Werke	441
Schröter, Korona: 25 Lieder	445
Seelmann, Wilhelm: Reuterausgabe	444
Shaw, Bernard: Kapitän Brassbouds Befehung	437
Siebert, Dr.: Wie sag ich's meinem Kinde?	82
Sonnenfels, Amanda: Dichterinnen und Freundinnen unserer großen Dichter	456
Spielhagen: Ausgewählte Romane	464
Spiro: Geschichte der Musik	462
Stackmann-Verlag: Spielhagens ausgewählte Romane	464
Steinhausen, Wilhelm: Göttliches und Menschliches	439

	Seite
Stern, Prof. Dr. Adolf: Grundriß der allgemeinen Literaturgeschichte	153
Stord, Dr. Karl: Deutsche Literaturgeschichte	141. 453
Strauß, Emil: Hochzeit	880
Strzygowski, Joseph: Die bildende Kunst der Gegenwart	470
Tausend und eine Nächte	450
Teubner, B. G.: Aus Natur und Geisteswelt	462
Tewß: Moderne Erziehung	123
Thienemann, R.: Deutsches Mädchen- und Knabenbuch	599
Thoma, Hans: Heft	439
Tiedt, Ludwig: Die Reise ins Blaue hinein	448
Traub, G.: Ethik und Kapitalismus	521
Troll, Alex.: Fritz von Uhde	901
Tröltzsch, Ernst: Die Bedeutung des Protestantismus für die Entstehung der modernen Welt	519
„ „ Politische Ethik und Christentum	521
Ubbelohde, Otto: Aus Alt-Marburg	751
Ulbrich, Hugo: Ägyptens Hauptsehenswürdigkeiten	609
Wischer, Friedrich Th.: Briefe aus Italien	459
Vogel, Julius: Goethes römische Tage	455
Voss, Richard: Das Frühlings-Märchenspiel	732
Wagner, Richard: Klavierauszüge	768
Wahrmund, Dr. Ludwig: Katholische Weltanschauung und freie Wissen- schaft	863
Warberg, Paul: Religion und Kultur	519
Weimar, Wilhelm: Rheingold	750
Weingartner, Felix v.: Musikalische Walpurgisnacht	320
Weinel, Heinrich: Jesus im 19. Jahrhundert	520
Welzenhofer, H.: Die großen Religionsstifter	517
Wildenbruch, Ernst von: Das Hohenlied von Weimar	732
Witkowski, Georg: Faust	444
Wolff, Max J.: Shakespeare, Biographie	456
Wolke, Peter: Das Klassische Weimar	882
Zola, Emil: Volksausgaben	452
Zoozmann, Richard: Dantes Werke	451

Offene Halle

Die gute alte Zeit	546
Frau, ihr Kampf um Körperschönheit	238
„ ihr Schuldkonto	541
Herrenmensch beim Rabi	100
Junge Mädchen einst und jetzt	820
Moderne Bewegung, ein Unmoderner über sie	685
Moltke-Garden-Prozeß	382. 686
Regierungsziele	534
Sensationsprozesse	97
Sterben	545

Türmers Tagebuch

	Seite
Sahnenkämpfe. — Das Gespenst bei Licht. — Die Faust in der Tasche. — Wo liegt Deutschland? — Worte, nichts als Worte. — Das Jahr- hundert des Kindes? — Wir Suchenden. — Ein Mädchenauffaß aus Byzanz. — Traum? — Das deutsche Banner	101
Eine Kaiserrede und ihre Kritik. — Reformkatholizismus? — Kreuzige! — Partei päpste und Staatsretter. — Von unsern roten Brüdern. — Ein guter Mensch	242
Am Unterteich. — Kryptoabsolutismus. — Öffentliches Verfahren. — Es war einmal! — Knüppel aus dem Sack	389
Zirkus Bülow. — Im Namen des Königs! — Skandal und Geschäft. — Scheinwerfer. — Bismarcks Rache. — Ein Anfang? — Wandel der Zeit	548
Hardens Presse. — Vanitas! — Blutige Saat	687
Mord. — Preußens Palladium. — Starke und stärkende Männer. — Der aus dem Ei gepellte Freisinn. — Katholisch-deutscher Frühling?	824

Literatur

Braut von Messina in Bindoniffa	146
Buch und Leben	132
Busch, Wilhelm	734
Eger, Paul	592
Eichendorff, zu seinem 50. Todestage	283
Hansjakob, Heinrich	148
Hauptmann, Gerhart	877
Heffe-Ausgaben	597
Hinnerk, Otto	595
Holzamer, Wilhelm	294
Hornstein, Rob. von: Seine Lebensreise	723
Johannistrieb	877
Kinderbücher, gute	438
Konfessionelle Kritik	587
Kopf- und Herzensrechner	434
Lauthard, Magister F. Ch.	867
Literaturschacher	738
Moralitäten	592
Nachtseite deutschen Lebens im klassischen Zeitalter	867
Neue Bücher	153. 440. 599. 740. 893
Nordische Belletristik	885
Pessimismus und Humor	734
Prud'homme, Gully	430
Salten, Felix	434
Shaw, Bernard	436
Strauß, Emil	877
Theater und Religion	141
Überkultur auf der Bühne	590
Universale Kultur	581

	Seite
Vollausgaben	152
Weihnachtlicher Büchertisch	440
Weimars neues Hoftheater	731
Weimar, Alt-	882
Wie und wo stehen wir	136

Bildende Kunst

Bildern, zu unseren	164
Bilder, neue	473
Bücher, neue	751
Canova	297
Dekorative Variationen	741
Gebhardt, Eduard, v.	465
Karikatur, Kräfte und Grenzen	894
Kunstbeilagen, zu unseren	310. 611
Kunstgeschichte, zu den Bildnissen der deutschen	160
Kunstgeschichtliche Weihnachtbücher	469
Kunstgewerbliche Kulturmission	305
Liesegang, Helmuth	611
Lippisch, Franz	902
Meister der Grazie	297
Meister der religiösen Kunst	465
Sehen lernen	601
Typenbilden	155
Uhde, Fritz v., ein religiöser Maler?	901
Ulrich, Hugo, Radierungen	609. 615
Wagner, Richard, in der Karikatur	745
Wagnerbilder	748

Musik

Bücher und Musikalien	320. 480
Brüll, Ignaz	318
Dowell, Edward Mac	912
Grieg, Edvard	311
Hoffmann, E. T. A., und die Musik	170
Haydn, Mozart, Beethoven	175
Joachim, Joseph	166
Mozart, ein neues Werk	621
Musikerbriefe	910
Nationales in der Musik	311
Neumusikalisches Seldentum	474
Nicodé, Jean Louis	474
Notenbeilage, zu unserer	624. 768
Operette, wider die	616
Reisenauer, Alfred	318
Stoten, vom Zug der	318
Überlieferung und Reproduktion in der Musik	904

	Seite
Wagner, Richard, als Ästhetiker	478
Wagners Todestag, an	752
„ Literatur, neue	762
Wagner in seinen Briefen	761

Briefe

Auf den Beilagen.

Büchereingänge

Auf den Beilagen.

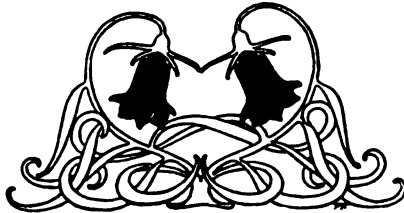
Kunstbeilagen, Photogravüren und Illustrationen

- Heft 1: Der Türmer. Von Strich-Chapell.
 Das tote Maar. Von F. v. Wille.
 Eißeldorf. Von F. v. Wille.
 Ein stilles Tal. Von F. v. Wille.
 Mondnacht. Von F. v. Wille.
 Joseph Joachim. Nach einer Büste. Von Adolf Sildebrand.
- Heft 2: Allee im Herbst. Von S. Liesegang.
 Amor und Psyche. Von Canova.
 Hebe. Von Canova.
 Pauline Borghese. Von Canova.
 Kinderbegräbnis. Von A. v. Brandis.
 Eichendorff, Joseph Frhr. von.
 Selbstbildnis von Angelika Kaufmann.
- Heft 3: Christus in Bethanien. Von E. v. Gebhardt.
 Einzug in Jerusalem. Von E. v. Gebhardt.
 Gethsemane. Von E. v. Gebhardt.
 Tanz um das goldne Kalb. Von E. v. Gebhardt.
 Moses am feurigen Busch. Von E. v. Gebhardt.
 Moses Tod. Von E. v. Gebhardt.
 Prof. Ed. v. Gebhardt.
- Heft 4: Brügge. Von S. Liesegang.
 Niederrheinisches Altwasser. Von S. Liesegang.
 Landweg nach dem Regen. Von S. Liesegang.
 Heimkehrende Schafe. Von S. Liesegang.
 Spring. Von Hugo Albrich.
- Heft 5: Die traurige Weise. Von Hermann Hendrich.
 Parsifal bringt den heiligen Speer zur Gralsburg. Von Hermann Hendrich.
 Die schlafende Brunnhilde. Von Hermann Hendrich.
 Der fliegende Holländer. Von Hermann Hendrich.
 Prügelscene aus den Meisterfingern. Von G. Barlösius.
 Walküren. Von Hugo L. Braune.
 Gurnemanz schreitet mit Parsifal zur Gralsburg. Von Franz Staffen.
 Isoldes Liebestod. Von Franz Staffen.
 Rheingold. Von Wilhelm Weimar.

- Heft 6: Ein Frühlingstag in Oberitalien. Von Franz Lippisch.
 Canzone d'amore. Von Franz Lippisch.
 Herbstabend in der Mark. Von Franz Lippisch.
 Die Hesperiden. Von Franz Lippisch.
 Ins Land der Sage. Von Franz Lippisch.

Notenbeilagen

- Heft 1: Ouvertüre zur Zauberoper *Undine*. Komp. von E. E. A. Hoffmann.
 Klavierauszug von Hans Pfitzner.
- Heft 2: Zwei Nachtstücke. Ged. von J. Eichendorff. Komp. von Robert
 Schumann.
 1. Zwielicht.
 2. Waldesgespräch.
- Heft 3: Aus dem Weihnachtsoratorium von Joh. Seb. Bach.
- Heft 4: Runengesang vom Dichtertrank aus „Gullibb“. Von Peter
 Cornelius.
- Heft 5: Trauermarsch beim Tode Siegfrieds. Aus dem Musikdrama „Götter-
 dämmerung“ von Rich. Wagner. Eingrichtet von A. Heinz.
- Heft 6: Zwei heitere Lieder von Ludwig van Beethoven.
 1. Mit einem gemalten Band. Ged. von Goethe.
 2. Der Ruß. Ged. von C. F. Weisse.




UNIVERSITY OF ILLINOIS



DER TÜRNER



STRICH - CHAPPELL



Nun soll des Türmers Weckerhorn
Weit in die Lände schallen,
Zum Hüttlein, tief im goldenen Korn,
Wie zu des Burghofs Hallen;
In stolzer Herren Prunkpalast,
In stiller Denker Klausel, —
Ein sonnenfroher Morgenrast
Im schlichten Bürgerhaushalt

J. E. Frh. v. Grothuss
Aus dem „Turner“ I. Jahrg. Heft 1

Verkleinerte Abbildung eines solchen erschienenen Wandbildes
Bildgröße 75 x 55 cm, emallegiert. Preis für Turner-Lover 1,40 Mk.



X. Jahrg.

Oktober 1907

Heft 1

Das zehnte Jahr!

**Das zehnte Jahr! — Viel Stein und Dorn
Sah ich auf Flur und Wegen,
Doch glänzen auch manch gutes Korn
Und reichen Erntefegen.**

**Der Lieb' und Treue durft' ich viel, —
Auch Feindestücke kosten:
So liessen Dank und Kampffspiel
Das Türmerhorn nicht rosten.**

**Wie Schiller einst und sein Geschlecht,
Gelobten wir dem Werke,
Auf Wahrheit, Schönheit, Freiheit, Recht
Zu gründen unsre Stärke.**

**So ward das Samenkorn gestreut
Im Zeichen unsrer Ahnen.
Das zehnte Jahr! — Mir ist's wie heut'
Und soll mich immer mahnen!**

**Und pakt auch manchen Schläfer Zorn,
Und klirrt's ihm in die Scheiben —:
Es ist das alte Türmerhorn
Und soll das alte bleiben!**

J. E. Frhr. v. Grotthuss

1



Deutsche Schule, deutsches Recht!

Von

J. E. Frhrn. v. Grotthuß

Mollgeschrieen mit den Zeichen der Vergangenheit und auch diese Zeichen überpinselt mit neuen Zeichen: also habt ihr euch gut versteckt vor allen Zeichendeutern.

Und wenn man auch Nierenprüfer ist: wer glaubt wohl noch, daß ihr Nieren habt! Aus Farben scheint ihr gebaden und aus geleimten Zetteln.

Alle Zeiten und Völker blicken bunt aus euren Schleiern; alle Sitten und Glauben reden bunt aus euren Gebärden.

Wer von euch Schleier und Ubertwürfe und Farben und Gebärden abzöge: gerade genug würde er übrig behalten, um die Vögel damit zu erschrecken.

Wahrlich, ich selber bin der erschreckte Vogel, der euch einmal nackt sah und ohne Farbe; und ich flog davon, als das Gerippe mir Liebe zuwinkte.

Lieber wollte ich doch noch Tagelöhner sein in der Unterwelt und bei den Schatten des Ehemals! — Feister und voller als ihr sind ja noch die Unterweltlichen“ . . .

Also sprach Nietzsche-Zarathustra. Aber: „den Schaffenden hassen sie am meisten. Den, der die Tafeln bricht und alte Werte, den Brecher, den heißen sie Verbrecher . . . An meinen Kindern will ich es gut machen, daß ich meiner Väter Kind bin, und an aller Zukunft — diese Gegenwart.“

Goethe-Faust faßt es kurz zusammen: „Weh dir, daß du ein Enkel bist!“ Und es gibt schlechterdings für das Zeitwidrige und Ubertwizige in unserm Schul- und Rechtswesen keine andere Erklärung als das Beharrungsgesetz, das Gesetz der Trägheit, in dem ja auch das der Vererbung beschlossen ist. Welche andere Macht könnte sonst Zuständen Dauer verleihen, die von führenden Geistern der Nation längst als verrottet und vernunftwidrig bekämpft, von breiten Volksschichten als unerträglich Zwang empfunden und selbst von „Maßgebenden“ innerlich preisgegeben werden?

Sollen wir nun warten, bis „diese Kadaver allmählich verfaulen oder ihre Hüter sie verscharren“?

Nein und abermals nein! dröhnt es uns neuerdings aus einem „Mahnruf zur Schul- und Justizreform“ entgegen. Nein und abermals nein, wird auch der Leser ausrufen, der sich, aller scholastischen, romanisch-mittelalterlichen Geistesstortur zum Trotz, sein deutschgesundem Denken und Fühlen bewahrt hat. „Schreibjustiz und Richterkönigtum“ (Leipzig, Teutonia-Verlag) nennt der Rechtsanwält am badischen Oberlandesgericht Karlsruhe Ernst Fuchs seine Schrift, und schon der Titel ist ein Programm.

Noch mehr aber, daß der Ruf sich nicht nur an die Justiz wendet, sondern auch und zuerst an die Schule. Das ist, was ich an dieser Schrift besonders rühmen möchte, weil es selten in Deutschland geworden ist: daß hier ein Fachmann bei seinen Reformbestrebungen sich nicht auf sein engeres Gebiet beschränkt, sondern frisch und fröhlich die künstlichen Behege durchbricht, die landesübliche Fachgelahrtheit eifersüchtig für sich und andere aufzurichten pflegt; daß er zu den natürlichen Quellen zurückgeht und die organischen Zusammenhänge aufdeckt. Nur von einem solchen organischen Erfassen und Anpacken der Dinge dürfen wir fruchtbare Arbeit, befreiende Taten erwarten.

Wie auch unser Rechtsleben nicht für sich allein aus der gesamten nationalen Entwicklung herausgeschält werden darf, wenn es an seinen Früchten erkannt werden soll, das lerne jeder aus dem Buche, der noch nicht zu dieser Klarheit gebieten ist. Denn gerade das Gegenteil ist heute die herrschende, bewußte oder unbewußte Auffassung. Daß sich unsere Rechtskunde und Rechtsprechung zu einer abstrakten, zu einer Geheimwissenschaft chemisch destilliert hat, die man aus Büchern und nur aus Büchern erlernen kann, nicht aus dem vollen Menschenleben schöpfen darf, hat ja zur notwendigen Folge gehabt, daß das Volk seine Justiz so oft als Fremdkörper, als Pfahl in seinem Fleische empfindet, statt als notwendiges Organ, als Lebensluft.

Was nützt alles Surechtstuzen an Blättern und Blumentrone, wenn doch die Wurzeln dieselben bleiben? Naturam non expelles furca —: die Natur, hier: die Annatur, wirst du mit keiner Heugabel austreiben! Aus derselben Wurzel kann immer nur dieselbe Frucht reifen. Mit gerichtswissenschaftlichen Reformen, so wertvoll sie auch sein mögen, kommen wir doch nicht an die Wurzeln des Übels. Denn „diese Wurzeln sitzen viel tiefer als in der Beschaffenheit unserer Rechtseinrichtungen, sie stecken in unserer ganzen Erziehung . . . Der Versuch, einem Kinde von neun Jahren Interesse an den Gesetzen einer toten Sprache, der lateinischen, und vom 12. Jahre ab an denen einer zweiten toten Sprache, der griechischen, beizubringen, das Unternehmen, ihm die verschlungenen, von zahlreichen Ausnahmen und Ausnahmen von Ausnahmen durchbrochenen Regeln über die drei Geschlechter der Hauptwörter beider toten Sprachen, ferner über die mannigfaltigsten regelmäßigen und unregelmäßigen Abwandlungen ihrer Haupt-

Eigenschafts- und Zeitwörter, über die Zeitfolge und Satzbildung einzutrichtern, ist die Ausgeburt eines jener zahlreichen und zähen Arten von Uberglauben, die auf dem Menschengeschlecht lasten, nämlich der Scholastik. Würden wir diese Kette aus dem Mittelalter nicht mit uns schleppen, so käme nur der auf einen so aberwitzigen Einfall, der die von einem modernen Schulmann gestellte Frage beantworten wollte: wie müßte eine Verdummungsanstalt beschaffen sein? Nachdem das Kind mit Hauen und Stechen zur Aneignung der Elemente der beiden Sprachen gebracht ist, bekommt es im Alter von 12—14 Jahren Schriftsteller in die Hand, Cäsar und Xenophon, d. h. Schilderungen von Kriegszügen und Märschen. Diese das jugendliche Gemüt nicht anmutenden Kriegsberichte würde der Knabe, selbst wenn sie deutsch geschrieben wären, ungezwungen oder gar mit Lust und Liebe niemals lesen, so wie er etwa seinen Lederstrumpf oder seinen Jules Verne liest. Jene Schriften sind ihrem Inhalte nach gar nicht dazu da, irgendwelches literarische Interesse des Knaben zu befriedigen, sie werden vielmehr benutzt, um an ihnen Wort für Wort die Anwendung jener grammatischen Regeln zu zeigen. . . . Und dann gibt der Verfasser ein Beispiel aus einer vielgebrauchten lateinischen Grammatik, einen „Schachtelhalm“, dessen Lesen in der Tat schon „für Erwachsene eine Qual, für dreizehnjährige Jungen aber eine raffinierte Folter und ein gelender Ansin ist“. Man muß diese und zahlreiche ähnliche Beispiele in dem Buche selbst nachlesen. Sie spotten jeder nur annähernden Beschreibung, sie müssen unbedingt in der ganzen Pracht ihrer Originalität gegossen werden.

„Das Altertum“, damit trifft Nietzsche, wie so oft mit einzelnen genialen Gedankenblitzen, den Nagel auf den Kopf: „verdient gar nicht, seinem Stoff nach allen Zeiten vorgefetzt zu werden, wohl aber seiner Form nach. Das Talent aber für die Form ist selten und nur bei gereiften Männern.“ Wir aber, sagt unser Verfasser, „zwingen unsere Kinder geistig zur Aneignung von Dingen, zu denen sie nicht die geringste Lust haben können, und suchen sie damit zu trösten: die Wurzeln der Bildung seien bitter, die Früchte aber süß — eine Unwahrheit groteskster Art. . .

Und das positive philologische Ergebnis?

„Auch nach neun Jahren ist niemand imstande, eine tote Sprache — eben weil sie tot ist — so zu lesen, daß er nicht Lexikon noch Kommentar braucht — der Lehrer selbst wird es meist nicht können — und nach neun Jahren wirft der Abiturient seine ‚Klassischen‘ Schriftsteller mit einem Seufzer der Erlösung in die Ecke — auf Nimmerwiederssehen, soweit er nicht selbst Philologe wird. Und was kann er? Er erinnert in seinem Wesen an den berühmten Salmasius, der den Stuhl in zwanzig Sprachen zu nennen, aber nicht darauf zu sitzen weiß. Ich las einmal zufällig in der Vorrede zu einem Schullesebuch, der Verfasser habe das in der letzten Auflage wegen seiner sachlichen Wertlosigkeit weggelassene Gedicht von Bürger: ‚Der Kaiser und der Abt‘ auf vielseitiges Verlangen wieder auf-

genommen, weil es so großen Anklang bei der Jugend fände. Was kein Verstand der Verständigen sah, ward wieder einmal vom kindlichen Gemüt geübt: nirgends findet sich eine genialere Verspottung gelehrter Stumpfheit und ein packenderes Loblied auf den ungelehrten gesunden Menschenverstand und Mutterwitz! Dem Pädagogen aber hatte das köstliche Gedicht keinen Bildungswert! —

Natürlich stehen hier nicht unsere Gymnasiallehrer unter Anklage — es gibt unter ihnen vortreffliche Männer und Pedanten wie in allen Ständen —, sie müssen ihr vorgeschriebenes Klassenpensum erreichen. Immer mehr von ihnen treten neuerdings auf die Seite der Anklage gegen unser ganzes veraltetes Unterrichtssystem. Alles was ist, ist notwendig so geworden, wie es ist. Der klassische Schulunterricht ist historisch aus den Klosterschulen entstanden, die im Mittelalter das einzige Asyl der Wissenschaft waren zu einer Zeit, als die modernen Nationen ihr eigenes reiches Schrifttum noch nicht hatten und die ‚Alten‘ die Schriftsteller waren. Seit der Renaissance, der Zeit des Wiedererwachens der ‚humanistischen‘ Studien, ist aber die gewaltige moderne Wissenschaft und die Literatur der modernen Völker herangewachsen, so daß es jetzt, nachdem selbst die Universitäten den lateinischen Sopf beinahe ganz abgeschnitten haben, ein völliger Anachronismus ist, das Herumnagen an den alten Sprachleichenamen (also ein Spezialfach im eigensten Sinne des Wortes, viel spezialisierter als irgendein anderes, z. B. Rechts- oder Heilkunde) als Hauptstück unserer allgemeinen Bildung beizubehalten . . .“

Aus der Seele spricht mir der Verfasser, wenn er als den aller schlimmsten Auswuchs unserer Mittelschulen die Mathematik erkennt: „Was hier an Scholastik mit Beweisen von Lehrsätzen, auch solchen, deren Wahrheit jedermann sieht, mit Konstruktionen und Analysen, mit Gleichungen bei mehreren Unbekannten usw. getrieben wird, ist eine noch schlimmere Verfündigung an unserer Jugend als ihre Heimsuchung mit der Pest der toten Sprachen. Welche Freude hat ein Knabe, wenn man ihm eine Maschine — etwa ein Zweirad — erklärt oder gar ihn eine einfache Maschine machen lehrt. Welche Freude hat selbst ein Erwachsener, wenn irgendwie sein Können vermehrt wird — man konnte es beim Aufkommen des Radsports beobachten. Statt dessen sind auch hier unsere Mittelschulen ‚Pflanzstätten der gelehrten Fettsucht‘, wie Nietzsche die Gymnasien treffend genannt hat. ‚Die Geometrie‘, sagt Sokrates, ‚muß man so weit treiben, daß man nötigenfalls einmal imstande ist, ein Stück Land richtig zu vermessen.‘ Das Studium der höheren Geometrie aber mit ihren verwickeltesten Figuren mißbilligte er; er sehe dessen Zweck nicht ein. Zwar war er selbst darin nicht unbewandert, meinte aber, derartige Studien nähmen ein ganzes Menschenleben in Anspruch und hielten einen von vielen anderen nützlichen Kenntnissen ab. Auch mit dem Rechnen riet er sich abzugeben, warnte aber auch hier vor zweckloser Weitläufigkeit. Sokrates trug ein Verlangen nur ‚nach den Kenntnissen, die man haben muß, um sein Haus und den Staat gut zu ver-

walten und überhaupt unter den Menschen und im Leben sich zurechtzufinden.' Man findet in Meszbuden bisweilen mittelalterliche Folterkammern ausgestellt. Wenn einmal eine künftige Generation die geistigen Marterinstrumente unserer Lage ausstellen wird, dürfen darin neben unseren Grammatiken unsere Mathematikschulbücher nicht fehlen. Auch hier tun wir so, wie wenn wir lauter Mathematiker erziehen wollten. In der Mathematik brauchen wir für die Allgemeinbildung außer den Elementen und Hauptwahrheiten nur die zur Einsicht in die Naturgesetze nötigen Kenntnisse; der ganze weitere in unseren Mittelschulen verzapfte Wust hat nicht mehr Bildungswert als das Karten- oder Schachspiel oder etwa das Lösen von Bilderrätseln."

Liegt nicht eine absurde Komik, eine göttliche Satire darin, daß wir mit unserem ganzen „klassischen“ Betrieb noch nicht zu so einfachen Erkenntnissen gelangt sind, wie sie eben diese Klassiker, eben dieser Sokrates, mit ruhiger Selbstverständlichkeit übten? Wenn wir uns die Weisheit der Alten, wo wir noch von ihr lernen können, auch wirklich zu eigen machten! Aber man braucht nur den so fleißig auswendig gelernten Spruch: mens sana in corpore sano mit der körperlichen Erziehung und Gesundheit unserer Jugend zu vergleichen, um den klaffenden Gegensatz zwischen papieremem „Memorieren“, automatenhaftem Herleiern und in Fleisch und Blut übergegangener Bildung in seiner ganzen Brutalität zu empfinden. —

Schon sehe ich Scheiterhaufen aufschichten, denn nun erklimmt der Verfasser den Gipfel der Reserei. Er behauptet nämlich schlankweg: alles, was der Mensch nachschlagen oder „spicken“ könne, brauche er nicht zu wissen: „Und selbst wenn jemand ein ganzes Konversationslexikon im Kopfe hätte, könnte er sich zwar für Geld sehen lassen, er hätte aber nicht einmal den Wert eines Konversationslexikons selbst, weil das ihn überdauert und stets zur Verfügung steht. Persönlichkeiten, keine Konversationslexika brauchen wir. Der bekannte Herausgeber eines solchen, Hermann S. Meyer, hat den denkwürdigen Auspruch getan: „Ich klage die Schule der Konkurrenz an, weil sie nichts als zweibeinige Enzyklopädien herausgibt“.

Die herrschende Überschätzung der im Vergleich mit andern geistigen Tätigkeiten und Fähigkeiten doch nur recht minderwertigen Gedächtnisübung läßt ja auch in unseren Schulen so häufig die mittelmäßigen Köpfe begabten und genialen Mitschülern den Rang ablaufen. Das Leben freilich pflegt sich an die Reihenordnung der Schulbank herzlich wenig zu lehren. Es schafft sich seine eigene Ordnung, in der sich dann gar oft das biblische Wort erfüllt, daß die Letzten die Ersten werden.

Aber unsere Mittelschulen, insbesondere unsere Gymnasien erziehen ja zum „Idealismus“. Wäre das wirklich der Fall, man könnte manches in den Kauf nehmen. Denn ein Volk zum Idealismus erziehen ist eine Aufgabe, deren Lösung ein so herrlicher Erfolg wäre, daß dahinter alle Bedenken zurücktreten müßten. Aber auch dazu spricht unser Nörgler der heutigen

deutschen Schule den Beruf und die Fähigkeit ab. Was man hier fälschlich „Idealismus“ nenne, sei, wie Foerster sich ausdrückt, nichts als der mit altem Bücherstaub gefütterte Dünkel. Wenn Gurlitt in jedem Menschen einen Idealisten sehe, der sich für seine Überzeugung einsperren läßt, aller andere sogenannte Idealismus auf Selbsttäuschung beruhe, so möchte Verfasser behaupten, daß der Idealismus sich vor allem in der Stellung zum zentralen Lebensverhältnis, zur Liebe und Ehe zeigen müsse.

„Sind nun die Früchte unserer Gymnasialerziehung in diesem Sinne wahrhaft ideal? Das opfermutige Eintreten für die Wahrheit um ihrer selbst willen, ohne Hoffnung auf Lohn im Diesseits oder Jenseits, auf Ruhm oder Ehre, ist zur Seltenheit geworden. Und in bezug auf die ‚große Ehe‘ hat Ihering ganz naiv die communis opinio, die gemeine Meinung ‚wissenschaftlich‘ wie folgt gleichsam kodifiziert: ‚Sie (die vermögende Frau) bildet ein mächtiges Kapital im System des heutigen Staatsdienstes, ein kaum minder wichtiges Erfordernis als das Bestehen des Examens. Es ist dafür gesorgt, daß die Beschaffung (!) desselben nicht zu schwer fällt — die Tochter des reichen Fabrikanten oder Kaufmanns ist die geborene Frau des Offiziers oder Beamten, sie bringt ihm das Geld, er ihr die soziale Stellung.“

„Wir pumpen in unsere Kinder nach Art des Nürnberger Trichters künstlich Lebensweisheit ein, als wären sie Maschinen oder Automaten.“ Und Paulsen: „Es gilt, die Schüler zum gebotenen Termin fertig zu machen, jederzeit auf allerlei Fragen fertige Antworten zu geben. Solange dieser Begriff der allgemeinen Bildung herrscht, daß der Mensch nichts lernt und treibt, was ihm nicht in einem Examen abgefragt wird, so lange wird es mit dem Schulwesen nicht besser.“ Theodor Fontane: „Alles, was mit Grammatik und Examen zusammenhängt, ist nie das Höhere. Waren die Patriarchen examiniert, oder Moses oder Christus? Die Pharisäer waren examiniert. Und da sehen Sie, was dabei herauskommt.“ Endlich Bismarck: „Wir gehen an unseren Examinibus zugrunde. Die meisten, welche sie bestehen, sind so abgewirtschaftet, daß sie zu eigener Initiative unfähig sind, sich bei allem, was an sie herankommt, ablehnend verhalten und, was das Schlimmste ist, eine große Meinung von ihrer Fähigkeit haben, weil sie siegend aus allen diesen Examina hervorgegangen sind.“

Was hat das nun alles, so möchte ich meinerseits das Examen anstellen, mit — Idealismus zu tun? Ist das nicht vielmehr streberhafter Materialismus in Reinkultur? Wie weit entfernt ist doch solch materialistischer Dünkel von der höchsten, der Faustischen Erkenntnis: „Und sehe, daß wir nichts wissen können!“ —

Was Wunder, wenn die jähe Naturkraft geistig reger Jünglinge nach den langen Jahren des Schuldrills mit allen Fibern der Seele die Stunde der Erlösung herbeisehnt, nach den Brüsten der alma mater lechzt, von der ihnen — endlich! — die höhere Offenbarung werden wird. Holdes Irren, seliger Wahn! „Als wir“, erzählt Dr. Tobler-Zürich, „mit dem ganzen

Feuereifer kulturgieriger Jünglinge, die bereit waren, vor keiner Mühe und Schwierigkeit zurückzuschrecken, den Weg der Wahrheitsfucher beschritten, als wir voll Zuversicht den Olymp zu erstürmen hofften, auf dem wir gottähnliche Professoren zu sehen glaubten, da wies man uns statt der erhabenen Bahnen zur Wahrheit nur immer die banalsten Wege zum Examen. — Überall stieß man auf das Examen. Wenn man einen Studenten kennen lernte, so erzählte er einem sofort, welches Examen er zu bestehen gedente und nach wieviel Semestern. Die Professoren pflegten einem in der ersten Stunde schon das praktischste Lehrbuch anzugeben, und der ältere Kollege erklärte gefällig, daß man sich damit am besten fürs Examen vorbereite. — Und wenn man später mit einem Professor etwas näher zusammentam, so wollte er auch wissen, ob man denn die oder jene Prüfung zu bestehen gedente. — Heute noch mehr als vor zehn Jahren müssen die Schüler an ihr Examen denken — die Lehrer haben sich darauf eingerichtet. — Die Studenten wollen oder müssen ein Examen machen. Sie gehen nicht an die Universität, um höhere Menschen zu werden. Wenn die Universitäten einstmals die Stätten der höheren Bildung waren, so sind sie jetzt Schulen der höheren Erwerbsfähigkeit geworden und damit ins Zeichen des Examens geraten, weil nur noch das Examen gewisse Stellen mit fixem Gehalt und Heiratsmöglichkeit oder besondere, immer noch einträgliche Berufe eröffnet.“

Wer denkt da nicht an den bekannten Ausspruch Iherings: „Wäre Bismarck seinerzeit durchs Examen gefallen, so existierte das Deutsche Reich nicht!“ —

Ausgerüstet mit der ganzen Bildung — früherer Jahrhunderte, längst verschollener Völker (Assyrer, Ägypter, Babylonier, Hebräer, Griechen, Römer zc. pp.), tritt der angehende Rechtsbesessene mit „frommem Schauder“ in den „heiligen Hain“, den Tempel der Wissenschaft. Und ein — „Tempel“ ist die Universität für den Rechtsbesessenen auch in einem ganz bestimmten Sinne: „Der Orthologie der Bibel und der Klassiker folgt die des corpus juris. Es ist nichts als eine konventionelle Lüge, daß sich die Juristen durch die im Mittelalter durchgeführte sog. Rezeption des römischen Rechts den unauslöschlichen Dank aller Jahrhunderte verdient hätten. Selbst ein so eminentes Laie wie Chamberlain ließ sich blenden und meint, es gehe dem deutschen Volk die juristische Begabung ab, es habe nie ein deutsches Recht gegeben, und es hätten niemals die Deutschen die ‚Technik des Rechts‘ — das ist ihm die Rechtswissenschaft — zu hoher Vollkommenheit ausbilden können. Die Reformatoren — Hutten und Luther — folgten ihrem naturwüchsigen, gesunden Gefühl, wenn sie gegen die juristischen Römlinge wetterten und die Abschaffung aller ‚doctores des weltlichen und geistlichen Rechts‘ verlangten. Das deutsche Volk aber hat diese Doktoren an manchen Orten fast gesteintigt . . .

Daß die Römer geniale Juristen waren, daß sie selbst ihr Recht sich stets ihren wirtschaftlichen Verhältnissen und ethischen Begriffen an-

schmiegten und fortbildeten, das alles beweist doch nicht, daß es für uns geboten war oder ist, ein importiertes Recht zu pflegen, das wir nicht etwa in seiner lebendigen Gestalt, sondern nur als ‚einbalsamierte Leiche‘ (Chamberlain) eingeführt haben. Indem wir nun seit Jahrhunderten die in seinem Hauptstück, den sog. Pandekten, aus zusammengetragenen Fragmenten römischer Rechtschriftsteller bestehende Kompilation Justinians glossieren, interpretieren, widersprechende Stellen scharfsinnig miteinander harmonisieren, Tausende von kasuistischen Kontroversen traktieren, die aus der oft abstrusen Wortfassung dieses monströsen Gesetzbuchs, aus seinen Antinomien und seinen meist nur auf den konkreten Fall passenden Verallgemeinerungen sich ergeben, tun wir wiederum nicht, was die Römer in ihrer klassischen Zeit taten, sondern das Gegenteil. Die römischen Prätores ließen sich in dem, was sie als Recht erkannten, durch keinen Buchstaben fesseln. Sie waren rechtschöpferisch, Schöffen im ethymologischen Sinn des Wortes (Schaffende, nämlich das Recht Schaffende). Wir aber, wie wir von Hellas alles gelernt, nur nicht die Art seiner Jugenderziehung, haben dem ‚römischen Recht alles entnommen, nur nicht seinen lebensvollen Charakter‘ (Chamberlain): eben den prähistorischen Geist.“ . . .

„Die — römische und deutsche — Rechtsgeschichte ist ein gelehrtes Fach, das sich zum genaueren Studium Spezialgelehrten, vielleicht auch emeritierten Richtern empfiehlt. Was sollen aber dem Jüngling, der unser heutiges Leben kennen lernen soll und will, alle die Quisquilien von Legisaktionen, von der lex Atilia und der lex Atinia, vom libripens und der mancipatio, von den Stipulationen und dem römischen Sklavenrecht — dies bildet in der Rechtsbibel, nebenbei bemerkt, ähnlich das Hauptstück wie in dem alten Teil der Religionsbibel der Opferdienst — vom senatus consultum Tertullianum und vom senatus consultum Trebellianum? Oder die Lehren von der Gewere, der mannitio und bannitio?“ . . .

Es bleibt wunderbar, ja für den, der Geschichte und Wesen der Scholastik nicht kennt, beinahe unglaublich, daß es ‚die erste Aufgabe jedes deutschen Juristen ist, sich mit Servius Tullius und den zwölf Tafeln auf möglichst guten Fuß zu setzen‘ und als Fundament der juristischen Ausbildung ein Recht zu nehmen, ‚von dem drei Viertel absolut unbrauchbar für uns sind, und wo man bei dem letzten Viertel nicht mehr weiß, was noch für uns einen Wert haben kann und was nicht‘ (Lorenz v. Stein). Diese Pandektenwissenschaft ist nicht nur auch nach Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuches im wesentlichen geblieben, sondern, was noch schlimmer ist, ihre Methode beherrscht auch dieses unser neuestes Gesetzbuch und seine Wissenschaft . . . Und darum ist es noch heute richtig, wie v. Stein die Folgen davon zieht, daß der Jurist auf den Universitäten gerade das nicht kennen lernt, was er am nötigsten braucht: das wirkliche Leben der heutigen menschlichen Gemeinschaft und ihrer Anstalten und Bedürfnisse, und daß seine Fachbildung wesentlich in historischer und kasuistischer Doktrin besteht.

Mit welchen Antiquitäten der Rechtsbessene seinen Kopf vollpfropfen soll, das ist dem Laien schwer klarzumachen. Er sollte aber doch einmal irgendein solches Nachwerk über römisches Recht, und zwar um richtig zu urteilen, eines der gangbarsten, etwa Sohns Institutionen (das beste Buch seiner Art) oder Windscheidts Pandekten zur Hand nehmen. Ein Schauder würde ihn über all diesen nutzlosen Plunder ergreifen. Und er würde sofort finden, daß das alles nebst der unabsehbaren Literatur darüber völlig wertlos ist, so wertlos wie die Werke der Alchymisten und Astrologen' (Gnaeus Flavius). Auch hier, wie in der Grammatik (und Mathematik! D. E.), herrscht der Wahn, mindestens die ‚geistige Gymnastik‘, das rechtliche Denken, werde durch diesen ‚wissenschaftlichen‘ Betrieb geübt. . .“

Eben aber aus einem „dem Windscheidtschen Pandektenbuch nachgeahmten, an Scholastik und Annatur in Inhalt und Sprache noch nicht erreichten ersten Entwurf“ sei auch unser Bürgerliches Gesetzbuch zunächst hervorgegangen: „Der im Vergleich damit wesentlich verbesserte zweite Entwurf und das Gesetzbuch selbst verleugnen diese Herkunft nicht. Das Gesetzbuch ist Juristenrecht, nicht Volksrecht, und zwar Juristenrecht nicht im guten, sondern im schlechten Sinne dieses Wortes. Es steckt voller Doktrinarismus und abstrakter Kasuistik, die trotz aller Warnungen zu einer scholastisch-abstrusen Jurisprudenz geführt hat. . .“

Man kann es schließlich, wie der Verfasser ausführt, den sich Studierens halber auf der Universität aufhaltenden Juristen nicht verdenken, wenn sie solcher „Trockenheit“ zum großen Teil den Rücken wenden. Schon in Anbetracht der neunjährigen Strapazen im „Schulgefängnisse“ sei ihnen eine kleine Erholung zu gönnen. „Später wird dann in zwei bis drei Semestern von einem ‚Einpauker‘ das Nötige eingetrichtert. Ein schlimmerer Hohn auf einen Wissenschaftsbetrieb, als daß ein ‚Einpauken‘ möglich ist, läßt sich nicht denken. Kann man auch das für den Arzt, den Architekten, den Schuster oder Schneider nötige Wissen und Können einpauken? Freilich kommen beim Juristen noch nach der Universität die drei bis vier Vorbereitungsjahre, die das teilweise erst bringen sollen, was dem Arzt usw. schon auf der Hochschule gegeben wird. Aber das Unnatürliche ist, daß man eine so eminent praktische Lebenswissenschaft wie die Jurisprudenz auseinanderreißt in eine ‚Theorie und eine Praxis‘ (so kann man es sogar in Urteilen der höchsten Instanzen lesen). Es ist nicht anders, als wollte man die Heilkunde zunächst ausschließlich aus Büchern und Theorien dozieren, oder als wollte man zunächst aus Büchern oder höchstens in der Luft eingehenden theoretischen Schwimmunterricht nehmen und eine Theorie der Schwimmbewegungen auswendig lernen, ehe man ins Wasser ginge.“ Keine unter allen Wissenschaften sei so in der Lehrmethode zurückgeblieben wie die Jurisprudenz.

Daß bei einer solchen Mastkur des Gehirns mit einem Wust von haarspaltenden Abstraktionen, Konstruktionen und — sagen wir's nur rund heraus: selbstgefälligen sophistischen Spielereien der ganze übrige Mensch

notleidend, das Gemüt eine frostige Leere empfinden, die geistige Fruchtbarkeit und schöpferische Energie verkümmern muß, hat schon Goethe erkannt. „Ich kann nicht billigen,“ sagte er am 12. März 1828 zu Erdmann, „daß man von den studierenden künftigen Staatsbedienten gar zu viele theoretisch-gelehrte Kenntnisse verlangt, wodurch die jungen Leute vor der Zeit körperlich und geistig ruiniert werden. Treten sie nun hierauf in den praktischen Dienst, so besitzen sie zwar einen ungeheuren Vorrat an philosophischen und gelehrten Dingen, allein er kann in dem beschränkten Kreise ihres Berufes gar nicht zur Anwendung kommen und muß daher als unnützlich wieder vergessen werden. Dagegen aber, was sie am meisten bedurften, haben sie eingebüßt: es fehlt ihnen die nötige geistige wie körperliche Energie, die bei einem tüchtigen Auftreten im praktischen Verkehr ganz unerlässlich ist. Und dann, bedarf es denn im Leben eines Staatsbedienten in Behandlung der Menschen nicht auch der Liebe und des Wohlwollens? Und wie soll einer gegen andere Wohlwollen empfinden und ausüben, wenn es ihm selber nicht wohl ist! Es ist aber den Leuten allen herzlich schlecht! Der dritte Teil der an den Schreibtisch gefesselten Gelehrten und Staatsbedienten ist körperlich anbrüchig und dem Dämon der Hypochondrie verfallen. Hier täte es not, von oben her einzuwirken, um wenigstens künftige Generationen vor ähnlichem Verderben zu schützen. Wir wollen indes hoffen und erwarten, wie es etwa in einem Jahrhundert mit uns Deutschen aussieht, und ob wir es sodann dahin werden gebracht haben, nicht mehr abstrakte Gelehrte und Philosophen, sondern Menschen zu sein.“

Am dem „Jahrhundert“ fehlen rund noch zwei Jahrzehnte. Werden wir dann so weit sein, wie es Goethe hoffte und erwartete? Vorläufig gehen wir, dem Beharrungsgesetz in deutscher Treue gehorsamend, unsern Schlandrian weiter. Trotz aller Weck- und Mahnrufe, trotz „wohlwollender Erwägungen“ der Regierung. Oder —: wegen ihrer? Werden bei uns Reformen erst einmal „in wohlwollende Erwägung gezogen“, so können wir sicher sein, daß wir sie der Regierung sobald nicht wieder — herausziehen werden. Denn „wohlwollende Erwägungen“ sind eine so angenehm beruhigende, verdauungsbefördernde Beschäftigung, daß die Regierung sich nur sehr ungern von ihr trennen mag. —

Wir haben gesehen, setzt der Verfasser sein curriculum vitae unserer Rechtsbesessenen fort, wie ein großer Teil der juristischen Studenten dem Universitätsunterricht den Rücken kehrt, sich die ersten vier Semester dem Burschenleben ergibt und sich dann — „einpacken“ läßt: „Denn das erste Examen ist ausschließlich eine Gedächtnisprüfung. Rudolf v. Ihering erzählt von sich, er habe seine sorgfältig nachgeschriebenen Hefte vermöge seines guten Gedächtnisses fast wörtlich auswendig gelernt, und so habe er gleich einem nach Art einer Spieluhr aufgezogenen Kollegienheft alles herunterleiern können. Dabei sind diese auswendig gelernten Dinge meist solche, die nicht nur möglichst rasch vergessen werden, sondern die möglichst rasch vergessen werden müssen, um dem gesunden Menschenverstand

Platz zu machen. Es ist wieder dasselbe wie beim Abiturientenexamen. Und selbst wenn der junge Mann alle die Regeln im Kopfe behielte, über die er diese Gedächtnisprobe ablegen muß, ist er dadurch tauglicher geworden, die Eindrücke des Lebens richtig zu verdauen? „Wer ein gutes Hirn mit auf die Welt gebracht hat, der verdaut seine geistigen Eindrücke mit derselben tödlichen Sicherheit, wie sein Magen die genossenen Speisen verdaut. Wer aber ein halber oder drittel Idiot ist, bei dem hilft auch alle Regelpaukerei ebensowenig, als wenn man dem Blinden ein Spektrum vorlegen wollte und ihn zwingen zum Auswendiglernen der Reihenfolge der Farben. Herfagen kann er seine Lektion, aber es sind nur tote Worte. Bei unseren Prüfungen könnte er gleichwohl ausgezeichnet bestehen, weil sein Mangel wahrscheinlich unbemerkt bleiben würde. Ein wundervoller Prüfstein für den Wert unseres ganzen Prüfungswesens“ (Rhenius). Bismarck und Bennigsen haben gestanden, daß sie das juristische Studium höchst lässig betrieben haben; es ist ihnen sehr gut bekommen. Wir sind mit unserem Prüfungswesen in die Mandarinenstaaten eingereicht; es ist das reine Chinesentum, das wir treiben. Beschämend ist nur, daß die Chinesen uns soeben überholen... Vor kurzem ist durch ein kaiserliches Edikt in China das seit nahezu 2000 Jahren bestehende Prüfungssystem abgeschafft worden, das bekanntlich die genaue Kenntnis der im dortigen Sinn ‚klassischen‘ Autoren und das eingehende Studium der philosophischen Systeme entfernter Jahrhunderte zur Vorbedingung des Eintrittes in den Staatsdienst machte. Dort ist also diesem Aberglauben die Söhndämmerung angebrochen und die Umwertung erfolgt. Wir geraten kulturell hinter die Japaner und Chinesen, wenn wir uns nicht endlich zu reformatorischen Taten aufraffen...“

Es naht das Schreckgespenst des zweiten Examens. Auch jetzt wird, von nicht allzu reichlichen Ausnahmen abgesehen, der angehende Praktiker von der Berührung mit dem praktischen Leben luftdicht abgesperrt: „Er ‚studiert‘ wieder, statt seine Kunst praktisch zu üben. Auch im zweiten Examen besteht wiederum der am besten, der möglichst viel Entscheidungen der oberen Gerichte, vor allem aus den jetzt zusammen über hundert Bänden der Entscheidungen des Reichsgerichts in Zivil- und Strafsachen memoriert hat. Denn es wird in diesem Examen wiederum nicht darauf gesehen, ob der Prüfling fähig ist, die Wahrheit zu erforschen, ob er einen Zeugen richtig vernehmen, einen Tatbestand richtig aufnehmen, ein Augenscheinsprotokoll richtig niederlegen, widersprechende Gutachten Sachverständiger richtig würdigen kann. Nein, er bekommt fertige Tatbestände in die Hand wie Rätselfragen, und daran soll er zeigen, ob er ‚konstruieren‘ kann. Dem adaptiert sich natürlich auch seine Vorbereitung. Er sucht ‚interessante‘ Fälle, und darunter versteht er nicht die, in denen die Wahrheit schwer zu erforschen und die Menschen und Verhältnisse merkwürdig sind, sondern die, in denen in ihrer Auslegung strittige Rechtsätze anzuwenden sind oder irgend eine Frage des Überleitungsrechtes eines neuen Gesetzes nicht klar

geregelt ist, wo also konstruiert werden muß. Von der Universität her ist der angehende Praktiker in die falsche scholastische Richtung hineingedrängt, er kommt auch in der Vorbereitungszeit nicht mehr aus ihr heraus.“

Ist es nicht köstlich, daß ein Professor der Rechte sich darüber beklagte, daß Professoren, die als Hilfsrichter herangezogen waren, kostbare Stunden mit — Zeugenvernehmungen verlieren müßten! „Dieser Professor“, meint Fuchs, „hält es also für seine eigentliche Aufgabe, Konstruktionen und Distinktionen auszudenken, Rechtsaltertümer zu erforschen oder vielleicht die ‚rechtliche Natur‘ des sog. Paulianischen Anfechtungsanspruchs zu untersuchen, den die einen durchgehend als deliktische, die anderen teils als deliktische oder quasideliktische, teils als konditionsartige Verbindlichkeit, wieder andere als obligatio ex lege auffassen. Von der schweren Kunst der Zeugenvernehmung hat er keine Ahnung, er stellt sich das als eine Art Handwerk vor. Er weiß nichts davon, wie der Charakter des Zeugen, seine Befangenheit in Vorurteilen und eingelebten Ideen, sein Idiom, seine ganze persönliche Ausdrucksweise usw. Schwierigkeiten bietet; wie es Zeugen gibt, die zuviel schwätzen, mehr als sie verantworten können, und solche, die zurückhaltend sind; wie dies oft sogar nach den einzelnen Volksstämmen und Landstrichen verschieden ist. Ich habe Zeugen gehört, die in der Abwehr gegen eine erfundene Behauptung sich so ausdrückten: daran könnten sie sich absolut nicht erinnern, womit sie sagen wollten, es sei absolut unwahr. Einen hochgebildeten Sachverständigen hörte ich verneinende Antworten in die Form kleiden, das möchte er nicht positiv behaupten; bei näherer Befragung stellte sich seine Ansicht als entschieden verneinend heraus, die Verneinung war nur in höfliche Form eingekleidet. Welcher Salt, welche Unvoreingenommenheit, welche Menschenkenntnis gehören zu einer richtigen Zeugenvernehmung! Schon die Art der Fragestellung ist eine Kunst. Es gibt Zeugen, in die sich alles hineinflagen läßt und solche, die sich nie zu irren wäghen — je ungebildeter der Zeuge, desto sicherer die Wahrnehmung! Ebenso schwierig ist das richtige Protokollieren . . . Dem Professor ist die praktische Ausübung dieser schweren Kunst nutzlose Zeit, es gibt ja — mindestens in der Zivilistik — noch nicht einmal ein Buch über die Zeugenausfrage. In den Pandekten steht darüber auch nichts. Und doch tut einer, der einen Zeugen richtig vernimmt, etwas Schwierigeres, Wichtigeres als viele Lehrbuchschreiber und Kommentatoren.“ —

Wiederum wird also „der Geist und das Gedächtnis gemästet, diesmal wesentlich mit Präjudizien, Lehrbüchern und Kommentaren, wiederum eine nervenzerrüttende Vorbereitung, wiederum eine schülermäßige Examentortur. Was dann herauskommt — in Norddeutschland Assessor genannt — ist so ziemlich untauglich gemacht für jede volkstümliche Rechtsfindung. Wer weiß, was diese angehenden Praktiker mit ihrer formalistisch-rabulistischen Gelehrsamkeit, ihren Lehrbüchern und Kommentaren, ihrer Paragraphenmathematik und romanistischen Dialektik verüben, der wird mir beistimmen,

wenn ich sage: je rascher und gründlicher der nunmehr kraft seines Stempels zum Rechtsanwalt oder Richter Befähigte sich von seiner verkehrten Verschulung in Mittelschule, Hochschule und Vorbereitungsdienst emanzipiert, ein um so brauchbarer Jurist und Mensch wird er. Wenn er sich nicht energisch aufrafft, ist er dauernd untauglich als Wahrheitsfucher. Und nur Wahrheitsfucher, unbeugsame, unerschrockene Wahrheitsfucher sind gerechte, gute und weise Menschen, und nur gerechte, gute und weise Menschen sind gute Juristen.“

„Wie würde man in natürlichen Verhältnissen Richter?“ fragt der Verfasser. „Indem das Volk den zum Richter über sich setzte, den es für den weisesten, d. h. für den größten Lebens- und Menschenkenner hielte und zugleich für den gerechtesten. Wie wird man bei uns Richter? Indem man nach einer scholastischen Vorbildung zwei altchinesische Staatsprüfungen durchmacht, dann sich einige Jahre als Sekretär an Kollegialgerichten oder als Stellvertreter an Amtsgerichten oder als Hilfsarbeiter bei der Staatsanwaltschaft so lange beschäftigt, bis man nach einigen Jahren an die Reihe der Ernennung kommt. Auch während dieser — zum Teil unbezahlten — Beschäftigung, während deren der Mann gerade die schönsten Lebensjahre sozusagen im Wartsaal verbringt, trifft er mit Leben und Menschen im wesentlichen nur äußerlich in der Gerichtsstube und in den Akten zusammen. Nirgends kann aber der Mensch in seinem wahren Wesen so ungeeignet beobachtet werden, wie im Gerichtssaal. Da erscheint häufig der des Gerichts Angewohnte unbeholfen und unsicher, der geriebene Gauner aber stets mit einer verblüffenden Sicherheit. Eindrücke des Menschen im Gerichtssaale verwerten kann überhaupt nur der, der die Menschen draußen genau kennen und beobachten gelernt hat und die Fehlerquelle der sozusagen forensischen Veränderung des Menschen richtig einschätzt. . . . Dazu bringt unser angehender Richter auch aus seinem zweiten ‚praktischen‘ Examen lediglich die Schablone mit. Da ist jeder Mensch der A oder B oder C, im Leben draußen gibt es aber keine zwei gleichen Menschen. Das Individualisieren — die Seele jeder guten Rechtsfindung — hat der angehende Richter nicht gelernt und nicht geübt. Ein guter Richter — und wir haben zum Glück deren viele — wird der, der möglichst rasch und energisch dazu übergeht, mit offenen Augen, soweit er das vom grünen Tisch aus kann, das Leben zu betrachten und sich sachliche Kenntnisse zu erwerben. Wer ein guter praktischer Jurist wird, wird es also stets trotz, nicht infolge seiner jetzigen Vorbildung auf Schule, Universität und im Vorbereitungsdienst. Daß wir immer noch so zahlreiche Köpfe haben, die aus all dem Jammer ihren gesunden Menschenverstand retten, ist ein Beweis für dessen Unverwüstlichkeit. Namentlich sind unsere oberen Gerichte und viele wichtigen Stellen in den unteren Gerichten meist — aber nicht durchgehends — mit Richtern besetzt, die sich trotz ihrer geschilderten Vorbildung zu einer beträchtlichen Lebenskenntnis durchgerungen haben. Aber selbst diesen haften häufig die Fehler ihrer scholastischen Vergangenheit zeitlebens mehr

oder weniger an. Auch in China hat es ja ganz kluge Mandarinen gegeben, warum sollte es in unserem scholastischen Mandarinenstaat anders sein? Wenn aber wirklich an leitender Stelle ein echter und rechter Lebens- und Menschenkenner auftaucht, der, Kopf und Herz auf dem rechten Fleck, hoch über die gewöhnliche Schablone ragend, Parteien und Zeugen durchschauend und auch Sachverständige frei würdigend, mit überlegenem Scharfblick auf den entscheidenden Punkt zugeht und selbsttätig mit starker Hand und sicherem Griff das Recht faßt, so ist ein solcher Richter — und so wie heute die Dinge liegen, ist das nur zu gut begreiflich — bei seinen Fachgenossen nicht gerade beliebt.“

Für unsere Juristen seien nach ihrer ganzen Vorbildung und heutigen Gestaltung ihrer Wissenschaft weniger die Tatsachen als die dialektischen Fragen das „eigentlich“ Juristische: „Ein ‚großer‘ Jurist ist danach nicht der, der durchdrungen von der Heiligkeit seines Amtes, mit hellem Blick und intuitivem Verstand und Gemüt Menschen und Dinge beurteilt, sondern wer im Bereich der Gelehrsamkeit die Literatur oder Praxis der Konstruktionen vermehrt.“ Kann man in allem, was das robuste praktische Leben angeht, das Leben, das wir doch schließlich mit Erlaubnis einer hohen Rechtsgelahrtheit auch leben wollen — noch bescheidener sein, als diese Verwahrung in einer juristischen Zeitschrift: „Es soll nicht behauptet werden, daß der zivilistischen Dogmatik das Studium der tatsächlichen Lebensverhältnisse gänzlich fremd sei?“ Spricht der Satz nicht wirklich „Bände“? Also dem Reich der Wirklichkeit, der uns täglich und stündlich herumstoßenden Tatsachen, nicht „gänzlich“ fremd, somit doch zugeständenermaßen zum allergrößten Teil! Es wäre eine lohnende juristische Doktorfrage, diesen minimalen Bruchteil, zu welchem unsere Jurisprudenz den Tatsachen des Lebens nicht fremd gegenübersteht, herauszurechnen. Doch nein, dazu müßte ja ein — „Sachverständiger“, ein Mathematik-Professor geladen werden.

Hier kommen wir auf einen „Punkt“, den mancher Leser schon selbst als einen der „wundesten“ in unserer gesamten Rechtsprechung empfunden haben mag. „Man muß gehört haben, wie unsere besten Richter bei Befragen der Sachverständigen sich entschuldigen müssen, wenn sie möglichst ungeschickt fragen; man muß beobachtet haben, wie unseren Richtern — und Rechtsanwältinnen — in Patentprozessen die einfachsten mechanischen Vorgänge klar gemacht werden müssen; man muß das sardonische Lächeln der Sachverständigen und Parteien gesehen haben, wenn sie aus einer solchen Gerichtsverhandlung kommen, in der diejenigen maßgebend urteilen sollen, die von den Dingen ungefähr so sprechen, wie der Blinde von den Farben. Noch kürzlich hat die bayerische Justizverwaltung ihr Festhalten am humanistischen Gymnasium als Vorbildung für die Juristen außer mit dem berühmten ‚Idealismus‘, der dort gepflegt werde, auch damit gerechtfertigt, der Jurist könne der Sachverständigen doch nicht entbehren. Dies erinnert an eine Erzählung aus dem Simplizissimus. . . Ein Gerichtsrat geht mit seinem Söhnchen in der Sommerfrische an einem pflügenden Ackerknecht vorbei.

Das Söhnchen fragt den Vater, was der Mann tue: ‚Er ist im Begriff, eine locatio conductio operis (Werkvertrag) auszuführen.‘ ‚Macht man so Brot?‘ fragt wißbegierig der Junge. ‚Das braucht man nicht zu wissen,‘ antwortet der Vater, ‚dazu hat man seine Sachverständigen.‘ Je besser der Richter, desto weniger verläßt er sich auf Sachverständige — und desto weniger erkennt er auf Eid, muß ich der Vollständigkeit halber hinzufügen — desto mehr urteilt er also selbst, statt daß er andere urteilen läßt. Wie soll denn der Richter aber über widersprechende Gutachten urteilen, wie soll er überhaupt über dem Sachverständigen stehen, wenn er erst mühsam in jedem Fall die ersten Elemente sich klarmachen lassen muß? Und welchen Respekt sollen die Rechtsuchenden vor einem Gericht haben, das gleichsam nur wie eine Pumpmaschine wirkt, die den Rechtsstreit durch einen Beweisbeschluß vor den Sachverständigen bringt?“

Man braucht nun wirklich noch kein Fachmann zu sein, um in sehr vielen Fällen, in denen jetzt a limine die Ladung des Sachverständigen beschlossen wird, auf Grund des von den Parteien beigebrachten Beweismaterials selbst urteilen zu können. Ich war persönlich zugegen, wie in eine Prüfung auf den Tisch des Hauses niedergelegten Materials überhaupt nicht eingetreten, sondern kurzerhand Ladung eines Sachverständigen beschlossen wurde. Das Streitobjekt war ein vor mehreren Jahren gepflanzter Baum, dessen Wert zur Zeit seiner Verpflanzung festgestellt werden sollte. Der Sachverständige erklärte in seinem Gutachten ausdrücklich, daß er zwar den Wert des Baumes, wie er ihn jetzt (nach mehrjähriger Entwicklung und notorisch außergewöhnlich sorgfältiger und sachgemäßer Pflege) darstelle, abschätzen könne, nicht aber, was er zur Zeit der Verpflanzung wert gewesen sei. Trotzdem sich also der Sachverständige eines Gutachtens über das tatsächliche Streitobjekt enthielt, wurde doch nach seiner „Schätzung“ erkannt, d. h. dem Urteil der Wert zugrunde gelegt, den der Sachverständige nicht etwa für den vor Jahren erstandenen, sondern für den gepflegten, unvergleichlich wertvoller gewordenen Baum angenommen hatte. Nebenbei betrug auch diese Schätzung reichlich das Doppelte von dem, was auch für die erlesensten und schönsten Exemplare der Baumgattung in Deutschland gezahlt wird. Aus den ihm vorgelegten Preislisten größter deutscher Baumschulen konnte sich das Gericht über den höchsten Preis, der für solche Bäume überhaupt in Deutschland gefordert wird, mit Leichtigkeit unterrichten. Das Gutachten des Sachverständigen durfte also nur so weit für das Gericht in Betracht kommen, als es sich unterhalb dieser gegebenen Maximalgrenze bewegte, es sei denn, daß der Baum ein wahres Naturwunder gewesen wäre und — schon vor seiner Erstehung durch den Käufer — alle anderen Bäume derselben Art in ganz Deutschland um das doppelte an Pracht und Schönheit übertroffen hätte. Dann aber wäre eine Totalbesichtigung des unbeschreiblichen Naturwunders nicht nur juristisch geboten, sondern auch von hohem dendrologischen Interesse gewesen.

Ich habe in solchen Fällen immer den Eindruck, daß das reichliche

Aufgebot von Sachverständigen zum großen Teil durch die geradezu unsinnige Überbürdung unserer Richter verschuldet wird. Es ist sträflich, was ihnen der Staat zumutet! Man muß nur am Anschlag mancher Amtsgerichte die Liste der an einem Tage zu verhandelnden Prozesse lesen, deren viele dann noch mit langwierigen Zeugenvernehmungen verbunden sind. Und dann soll man sich fragen, ob da auch beim größten Pflichtgefühl und außergewöhnlicher Arbeitskraft mehr herauskommen kann, als eine Rechtsfabrik, bei der es weniger auf die Qualität als auf die Quantität der produzierten „Ware“ ankommt. Daß unsere Richter unter einer solchen unverantwortlichen Ausbeutung noch das leisten, was sie leisten, ist aller Achtung wert und läßt uns ahnen, wie hoch der Stand dastehen könnte, wenn wir uns endlich entschließen, mit dem heute herrschenden licht- und lebensfeindlichen System grundsätzlich zu brechen, bei aller Wahrung der Kontinuität organischer Entwicklung doch ganz bewußt dahin streben, wo immer nur möglich, aus dem Rechtsbetriebe ausgeleierte, nur noch automatenhaft dahinrollende Räder auszuschalten, neue lebendige Kräfte einzustellen. Nicht der einzelne, nicht Personen sind schuld, sondern das sich „wie eine ewige Krankheit forterbende“ geist- und gottverlassene System.

Heute gibt es leider noch Juristen, „die eine hohe Meinung von sich gewinnen, wenn sie zu einem dem Laienverstand nicht einleuchtenden juristischen Ergebnis kommen. Jedermann kennt solche Fälle. . . . Sie zeigen auf dem Gebiet des Zivilrechts jetzt vielfach, daß unser Bürgerliches Gesetzbuch schon in seiner Fassung zur Rabulistik verführt. Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage! Sie zeigen ferner, daß sich aus dem Labyrinth des Paragraphen-Irgartens schließlich nur das von gesundem Menschenverstand geleitete Herz herausfindet. ‚Sinter der Stirn und nicht in der Brust thront die höchste Entscheidung über alles, was den Menschen in Denken und Fühlen bewegt. Dennoch ist aber der edle Wille und sind Vertrauen und Treue unvergleichlich höher zu schätzen, als ein nacktes und zur Herzlosigkeit verkommenes Wissen‘ (Dühring)“ . . .

„Unseren Juristen ist der Begriff von ‚Wissenschaftlichkeit‘ aus drei Ingrezienzen zusammengesetzt: eine wissenschaftliche Bearbeitung muß möglichst viel historischen Notizenraum bringen, allermindestens vom römischen Recht ausgehen; sie muß sodann möglichst einen eigenen systematischen Aufbau haben, wobei man unter eigenem ‚System‘ versteht, daß die Materie in anderer Reihenfolge behandelt wird als vom Gesetz, und von jedem wieder in anderer als von seinem Fachkollegen; endlich muß sie in einer möglichst abstrakten Sprache abgefaßt sein und eine möglichst große Zahl und eine Menge womöglich in zwei Stockwerken aufgetürmter Stellenzitate anderer Schriftsteller aufweisen, mit denen zum Teil hin und her gezankt wird. Diese Zerrbildvorstellung von Wissenschaftlichkeit als scholastischer Gelehrtheit sitzt dem deutschen Juristen (mit rühmlichen Ausnahmen wie Kohler, Dernburg, Liszt, Bekker u. a.) fast so tief wie seine Abneigung gegen jede wahre Originalität. . . . Ich verkenne keineswegs, sondern ich

bewundere die Summe von Scharfsinn und guten Gedanken, die in den Entscheidungen unseres Reichsgerichtes niedergelegt ist. Jeder Nichtjurist, der sich davon überzeugen will, probiere aus irgend einem Band der Entscheidungen des Reichsgerichtes sich irgend eine der über den einzelnen Entscheidungen stehenden Fragen selbst zu beantworten und die Antwort zu begründen. Aber die Methode und wie oft — in Folge davon — die Resultate! Wie häufig wird man an das Wort Ehrlichs erinnert: „Der Scharfsinn ist die unfruchtbarste unter den Gaben des menschlichen Geistes; es liegt eine tiefe Weisheit darin, daß der Teufel der deutschen Volks Sage ein scharfsinniger Dialektiker ist.“

Wie aber soll es besser werden?

Die Frage trifft den Verfasser nicht unvorbereitet. Er begnügt sich keineswegs mit begründeter Kritik, wenn schon auch solche in unserem Falle als positives Verdienst gelten darf. Ich muß mich hier auf bloße Andeutungen beschränken, das weitere wolle man in dem Buche selbst nachlesen. Ich möchte überhaupt betonen, daß die Lektüre, ja das eingehende Studium des Buches für jeden unerläßlich ist, der über diese Lebensfragen unserer nationalen Wohlfahrt und Kultur als Unterrichteter noch mißsprechen will. Der lange lastende Druck tiefer Anfreude an den beklagten Zuständen in Schule und Recht — und darüber hinaus naturgemäß in unserem ganzen nationalen Leben — hat sich hier in einem fruchtbar erfrischenden Gewitterregen entladen, in einem Niederschlag, der in lebendiger Anschaulichkeit das Wesentliche wirkungsvoll und im besten Sinne volkstümlich zusammenfaßt.

Die ganze Erziehung unserer Juristen und die Rekrutierung unseres Richtertums muß die Landesgesetzgebung in die Hand nehmen. „Es ist unfaßlich, daß unsere Landtage das ganze höhere Schulwesen und die Einrichtung des Justizprüfungswesens dem Verordnungsweg überlassen, aber z. B. eingehende Gesetze über die Sucht hängste und dergleichen beraten. ‚Es war eine Zeit in Rom, da man die Fische besser erzog als die Kinder. Wir erziehen die Pferde besser‘ (Lichtenberg). Wir müssen die toten Sprachen, den Mathematikwust, das Abiturientenexamen und das römische Rechtsstudium durch Landesgesetz abschaffen. Wir können nicht warten, bis diese Kadaver allmählich verfaulen oder ihre Hüter sie verscharren. Wir können durch Landesgesetz die alte Sitz- und Lernschule umwandeln und vor allem eine ständige organische Elternvertretung (Schulschöffen) einführen, die periodisch von unseren Schulleitern einberufen werden müßte. Wir können durch Landesgesetz auf unseren Hochschulen Rechtskliniken einrichten und das erste Examen im wesentlichen so gestalten, daß die Professoren sich bei Bearbeitung je eines Einzelfalles durch den Prüfling davon überzeugen, daß er mit Erfolg in den einzelnen Stationen der Klinik tätig war. Wir können kraft Landesgesetzes das zweite Examen einfach darin bestehen lassen, daß der Referendar oder Rechtspraktikant vor der Examenkommission eine Gerichtsverhandlung mit Zeugenvernehmung beim Schöffengericht leitet. Die Reichsgesetzgebung läßt da den Einzelstaaten freien Spielraum. Wir

können durch Landesgesetz bestimmen, daß auf die Wartliste als Richter nur eingetragen wird, wer mindestens fünf Jahre als Rechtsanwalt tätig war. (So ist es z. B. in Belgien.) Die Reformen können entweder von unten oder von oben ausgehen. Wie weit unsere politischen Parteien von der Erkenntnis des alten Schlandrians entfernt sind, zeigt das Bestreben, sogar auf dem Lande die Halbtagschule zu bekämpfen, also auch das Landvolk noch länger in die dumpfen Lernstuben zu sperren. Alle freiheitlichen Gruppen im weitesten Sinn müßten ihre kleinlichen Differenzen vergessen, die uns als ‚querelles allomandes‘ dem Gespötte der Welt aussetzen; sie müßten sich zu einer positiven Aktionspartei zusammenschließen und einen großzügigen geistigen — nicht den alten polizeischikanösen — Kulturkampf im weitesten Sinn beginnen. Für diesen geistigen Kulturaufstand müßte das Gesetz Solons gelten, das den für ehrlos erklärte, der sich bei einem Aufstand zu keiner Partei schlug.“

Dem „Schreibjuristen“ von heute stellt Fuchs einen „Richterkönig“ der Zukunft entgegen: einen bodenständigen, mit seinem Bezirk verwachsenen Erstinanzrichter. „Ein solcher . . . würde allmählich seinen ganzen Bezirk mit allen wirtschaftlichen und persönlichen Verhältnissen kennen. Der unmittelbar im Erwerbs- und Verkehrsleben drinnenstehenden Schöffen würde er aber doch nicht entraten wollen, auch wo keine technischen oder sonst eine Spezialkunde erfordernden Fragen zu entscheiden sind. Mit Hilfe verständiger Laien urteilt überdies jeder Richter schon deshalb besser, weil er ihnen, und damit sich selbst, alles klar machen muß. Auch würde ein solcher Richterkönig, soweit es ihm seine Zeit gestattet, volkstümliche Einrichtungen, wie Fürsorge für jugendliche Verbrecher, für entlassene Strafgefangene usw. leiten. Wieviel unnützes Prozessieren würde er in seinem Bezirk schon deshalb abschneiden können, weil er ihm mit seiner ganzen Gemütskraft angehört. Die Gemütskraft ist die Eigenschaft, in der das deutsche Volk alle anderen übertrifft; gerade sie schalten wir von der höchsten staatlichen Funktion, dem Richtertum, nahezu aus, indem wir in der Regel zu dem dem Volk am nächsten stehenden Richtertum erster Instanz scholastisch vorgebildete Assessoren berufen. Ein Richterkönig tut nicht verdrossen seine Arbeit, er ist schaffend für das Wohl seines Bezirkes, wie ein Oberbürgermeister für seine Stadt. Wo es aber seiner Autorität nicht gelingt, die Differenzen zu schlichten, da beruft er zwei oder nach Ermessen in wichtigeren Dingen vier seiner dazu geeigneten Mitbürger, in Zivilsachen am besten nach seiner freien Wahl, als Schöffen mit zum Urteil. . . .

Nur Richterkönigen können wir die freie Rechtsfindung und Interessenabwägung, also die Rechtsprechung vom höheren Standpunkt wahrer Gerechtigkeit anvertrauen, die unsere niedere Begriffsjurisprudenz ablösen muß. Die dialektische Konstruktion mit ihren Interpretationskünsten für die subalterne Schreibjustiz, die freie Rechtsfindung mit ihrer Schöpferkraft für das Richterkönigtum!“

Solche Richterkönige erwachsen aber nicht scholastisch-romanisch aus-

gemergeltem Geschlechte. Nur wenn wir unsern urwüchsigcn Volksboden vom Schutt und Moder verschollener Jahrtausende, von den nicht wirklich verinnerlichten Schichten fremden Volkstums befreien, wenn wir ihn nicht nur mit der bis zum Ekel zerdroschenen „nationalen“ Phrase, sondern mit dem Geiste deutscher Wahrheits- und Freiheitsliebe durchlüften und durchlichten, nur dann wird alte tausendjährige Eichenfaat deutscher Erde entsprossen.

Nur werden und bleiben wir uns des Einen bewußt: Mit dem ewigen Warten, mit dem Hoffen und Harren auf den Segen, der von „oben“ kommen soll, ist nichts getan. „Wegweisende, führende Staatslenker, reformatorische Geister fehlen an den leitenden Stellen“, so auch unser Verfasser: „Ob sie aber von unten oder von oben kommen, siegen werden die reifen Reformgedanken, so sicher der Frühling über den Winter siegt. Mögen unsere Staatslenker und Politiker nur dafür sorgen, daß die Reformen nicht durch Verzögerung mit der Macht eines elementaren Ereignisses hereinbrechen.“

Lange genug schon tragen wir an der Herrschaft der Phrase. Nennt doch Lorenz v. Stein Deutschland „das Land der tiefen Denker und exakten Grammatiker, das Land der politischen Phrase, wie kein anderes der Welt; das Land, in welchem die Phrase um der Phrase willen gesagt wird; das Land, in welchem die eine Hälfte der öffentlichen Stimmen die andere ermüdet durch ewig neues Suchen nach Worten, die zu vieles bedeuten, um etwas zu gelten; das Land, in dem man viel redet, weil man wenig zu sagen hat“. Und schon Hermann v. Gilm sang:

„Überall Staats- und Kirchendiener,
In Kanzleien und Kontoren,
Dichter, Künstler und Doktoren,
Offiziere, Kapuziner,
Philosophen, Weiberkenner,
Nirgends Männer.“

Freuen wir uns, daß uns nun doch Männer aufstehen, die zu nationalen Taten rufen, statt in die blecherne „nationale“ Trompete zu tuten. Wie unserer Schule in Ludwig Gurlitt, so ist nun auch unserm Recht in Ernst Fuchs ein volkstümlicher und freimütiger Anwalt erstanden. Mag denn auch ihm ein fröhlicher Morgengruß, ein heller Weckruf aus dem Türmerhorn das Geleitc geben!





Fließendes Wasser

Roman

von

Bernhardine Schulze-Smidt

Erstes Kapitel

Baroneß is noch weg auf Krankentour“, sagte Marie Bicker und hielt Settas Wohnstübentür für ihre Schwägerin, Sophie Alvediffen, offen. „Will Frau Baronin 'n Momängsten auf'n Sofa sitzen gehn? Um fünf hat Baroneß Tee bestellt, und halb is es all. Ich kann auch gerne sogleich 'n Täßlen für Frau Baronin aufgießen.“

„Nein, — danke, nein, das ist ja zu fatal! Wohin ist Baroneß?“

„Nach Brodhorst, bei Schwester Beate, und denn nach Richte bei'n Wöchnerin mit Swillinge.“

„Ach, du lieber Gott! — Also dann muß ich ihr schreiben.“

„Hier, Frau Baronin; da is der Dintepott und die Feder. Baroneß ihr Szeptertähr steht nämlich offen, gestern is der Schlüssel abgebrochen, und eh daß nu Glosfer JarneLOW an't Wert kommt — so'n Berliner —“

„— ja — ja — das kennen wir! — und kein Flischchen Papier in der Mappe. Sie müssen mir einen Bogen leihen, oder von Bicker ein Rechnungsformular, Marie.“

„Gerne, herzlich gerne —“

„Und flink, gutes Kind!“

Marie ging schon hinaus.

Das „gute Kind“ war anderthalb Kopf größer, zweimal so dick und drei Jahre älter als die Baronin. Vor ihrer Ehe mit Wilhelm Bicker, dem Dorfklempner, hatte sie lange und treu als Zimmermädchen auf dem Alvediffenschen „Hoff“ bei den Schwiegereltern der Baronin gedient. Letzte Weihnachten war der Hoff, nachdem er fünf Jahre herrenlos gestanden, in das „Asyl für heimatlose Mädchen“ verwandelt worden. Baron Heinrich, Sophiens Mann, hatte im Einverständnis mit Frau und Schwester die Stiftung gemacht, und Setta war zu Bickers in die zwei besten Stuben des alten Judenhauses unter den Eichen gezogen. Schlom Izig, der Werlingshovener Kofklamm, hatte es Anno 1740 erbaut, und über dem Tore stand die

jüdische Hausmarke noch, zwei gespreizte Hände mit vereinten Daumen. Seit drei Generationen wohnten die christlichen Bickers darunter, und nun bediente Marie ihre Baroness Settchen wie früher. — Die Asylgründung jährte sich bald, aber Setta krankte noch am Heimweh nach der alten Scholle und mied sie. Dem Asyl verlagte sie ihr Interesse, so wohlthätig sie auch sonst war. „Überdies ist Susette zu sentimental für uns“, hatte die zweite Patronesse, Gräfin Antonie Leyen, erst vor einer Stunde gegen Sophie geäußert. Heute war Asylrevision und Besprechung mit der Oberin gewesen, und die Patronessen steckten in Schwierigkeiten. Zu deren Hebung hielt Sophie Settas Beistand für unerlässlich trotz Töne Leyen, und deshalb wollte sie ihr schreiben und wartete auf Mariens Briefbogen, zappelnd vor Ungebuld. Sie schritt hin und her wie die Löwin im Käfig und ärgerte sich über den süßen Duft von Settas Fensterblumen. Ihr gerieten keine Zimmerpflanzen, weil sie ewig am Gießen und Rücken war.

Das Judenhaus war dunkel und heimlich, von großen Bäumen umdrängt, und das Abendrot glühte verstoßen zwischen den knospenden Eichenzweigen durch. — Im Zimmer brannte nur das Schreiblämpchen, und die Mahagonimöbel aus der Biedermeierzeit, die bunten Täschen mit hohen Goldhenkeln und der Leistenrahmen um der seligen Mutter Aquarell glitzerten verstoßen und hoben sich ungefüge aus dem Schattendämmer. In der Ofenröhre brizelte ein Buzlauerziegel, und der Geruch irgend eines guten, kräftigen Essens stieg auf und mischte sich mit den Blumendüften. — „Sicher ein Mittagsgest: solch 'ne Sybaritin!“ Am liebsten hätte die hungrige Baronin sich über den Ziegel hergemacht; da kam zum Glück Marie mit dem rosa Briefbogen und der Tasse köstlich starken Thees.

Sophie winkte ihr mit rascher Hand ab, als sie den Mund zum ersten Wort öffnete, setzte sich quer auf den Stuhl vor Settas Sekretärplatte und fing an, windschnell und kräftig zu schreiben in großen Buchstaben, die ihr lebhaftes Temperament verrieten:

„Liebes Settchen!

Ich und Töne, wir brauchen Dich; sei jetzt nicht hochbeinig. Die Schulden hat uns heute schon wieder ein Geschöpf ins Asyl gebracht, eine Schlimme, das kannst Du glauben. Nun sind es glücklich acht Reuige und zwei Schwestern. Schwester Mine schläft schon auf dem Strohsack, und wir haben nur sechs reuige Betten. Eins schickt uns Töne heute abend; wir können in Drünker keins missen und haben auch lauter Katafalle und knapp genug für die Domestiken, alle schwer wie eichene Särge.

Du mußt und mußt uns sofort den alten Esel von eurer Mutter hergeben, mit Bettzeug, bitte, und für das neue Geschöpf ist kein Mensch auf Gottes Erdboden so glänzend geschaffen wie Du mit Deinem besonderen Herzen, und wenn Hinze Dich dazu prügeln soll: in die Asylpflege mußt Du jetzt mit hinein — was weißt Du denn von Wöchnerinnen mit Zwillingen! (NB. Du kannst Dir gern Babyzeug von mir holen lassen.) Also, liebes Settchen — —“

Als sie auf den Halter biß, um noch eine recht impulsive Wendung zum Übereumpeln zu finden, tat sich die Tür auf, und Setta kam herein.

Die Baronin warf ihre Feder weg und flog der Eintretenden entgegen, küßte sie entzückt und schütte sie aus ihren Hüllen: dem schwarz-tuchenen Radmäntelchen mit ruppigem Fehbauch gefüttert und dem grünen Jägerhute, unterm Kinn mit Mundschleife gebunden, wegen Wind und Wetter. Dann stand sie im grauen Kleide und ließ sich lieblosen, einen Rinderausdruck im Lächeln und zärtliche Freude in den blauen Augen, die träumerisch unter großen Lidern lagen. Das Kinn erschien sehr fein und weich gegen die vorgeschobenen Lippen, die sich selten völlig über den tadellosen Zähnen schlossen. Etwas Fragendes, Einfältiges hatte dieser Mund, so klug auch die Träumeraugen blickten. Die Gestalt, leicht und schmal, wirkte ätherisch, und dennoch lag in Haltung und Bewegung gesunde Sähigkeit.

„Sinnig, lieb Herzle!“ wehrte sie ihrer Schwägerin. „Das ist ja reizend, daß du mal da bist. Habt ihr Revision gehabt?“

„Sawohl, Töne und ich und Schwester Alma, seit zwei Uhr! — Und sag, du scheußliche, alte Person, was hast du da für Ledereien im Ofen zu schmurgeln? Ich bin total ausgehungert, und aus lauter Discretion hab' ich mich nicht drangetraut.“

„Find' ich dumm von dir“, sagte Setta und guckte in den Siegel. „Sieh, sieh: Rapps und Wurzeln: das hat Wilhelm Bicker mir von Mittag aufgeschont; nett, wie? Is ja 'n wahre Schickung für dich, mein Herzle. Nu geh sitzen und is, mein Söppchen.“

„Gib mir nur keine grobe Serviette, Settken; ich habe so wie so spröde Lippen.“

„Du kriegst sogar eine von Großmutter Lehen mit dem Allianzwappen, die noch gar keinen Stopfen hat“, sagte Setta und setzte sich ihrer Schwägerin gegenüber an den Tisch. So saß sie vorgebeugt, die schlanken, arbeits-harten Hände zusammengelegt, und freute sich an Sophiens Appetit und Munterkeit. In der Ruhe fiel das Weiße und Kindlichreine ihres Ausdrucks noch stärker auf. Ein Frauenantlitz, dessen Augen und Lippen schwer zu widerstehen sein mußte, wenn sie baten.

„Unser Settken is just so, wie Potpourri riecht“, hatte Bruder Heinrich als Junge einmal von ihr gesagt, und er behauptete es heute noch.

„Wolltest du eigentlich was Besonders von mir, mein Söppchen?“ fragte sie, als der Siegel fast geleert war und auch noch die Ruchentromme unterm Sofa hervorgeholt. „Treiben will ich durchaus nicht, aber Bennas hält schon vor der Tür, und du weißt, unser Sinze —“

„Läßt sich scheiden, wenn ich nicht Schlag sieben in der Kinderstube sitze und füttrt die Blagen!“ rief Sophie und schlug mit der flachen Hand auf den Tisch vor Eifer. „Sagen will ich kein Wort — da — lies, und von ‚nein‘ ist gar nicht die Rede!“

Setta nahm den rosa Bogen, beugte sich tief darüber und studierte

den Inhalt. Einmal zuckten ihre Lippen im verhaltenen Lächeln und dann zitterten sie, als sie das Blatt sinken ließ und den hilflosen Kinderblick zu ihrer Schwägerin erhob:

„Was versteh' ich denn von eurem Kram?“

„Viel mehr kannst du, als bloß verstehn. Instinkt hast du — — Spürsinn — —“

„Is ja 'n Sündetalent!“

„Ganz richtig: treuere Augen als du hat auch der treueste Sünd nicht! — Gott, da knallt Bennas; ich muß und muß weg! Versprichst du mir, daß du sofort gehst und das Sündetalent mitnimmst für das neue Geschöpf? Das mußt du umschaffen; da hast du 'ne Aufgabe, die sich besser verlohnt, als Zwillinge kriegen; wahrhaftig, Settken!“

„Wollen sehn, Söppchen.“

„Also du willst? Aus dir selber?“

„Nein,“ sagte sie ehrlich, „dir zuliebe, und den Bettel sollt ihr haben. Jetzt geh wirklich, mein Söppchen; ich mag nicht, wenn dein guter Mann zu kurz kommt.“

„Dein Brudergott, Heidin!“ rief Sophie, sprang hinaus und in ihr Korbwägelchen hinein und warf eine Rußhand zurück.

Zweites Kapitel

Setta verspeiste ihr frühes Abendbrot mit nachdenklichen Bissen. Immer wieder hielt sie die Gabel in der Luft und legte das Brot zurück, so nahmen ihre Gedanken sie hin.

Sie war eine geborene Wohltäterin, aber zu Vereinen gehörte sie nicht; von Person zu Person wollte sie wirken. Krankenpflege und Jugendschutz auf ganz einfache, liebevolle Art gingen ihr warm aus dem Herzen und prächtig von der Hand; die Sünde war ihr noch kaum in den Weg getreten. Von den weiblichen Enterbten der Großstädte hörte sie nur mit Erröten und hätte ihr Los nicht gern vor Männern besprochen. Die scheue Keuschheit des altmodischen Mädchens steckte ihr im Blut. Sie schritt nicht mit der Zeit. Bis auf die Wochen, die sie in ihrem abligen Stift verbringen mußte, lebte sie ihr ländliches Dasein im „Eugenddorf“, wie Töne Leyen das hübsche Werlingshoven im Hinblick auf Settas idealistische Auffassung zubenannt hatte. Es war noch nicht einmal ins Eisenbahnnetz gezogen worden. Ein Postomnibus ging nach Brodhorst und Soltbrink, der kleinen Kreisstadt mit der Irrenanstalt und dem Amtsgericht. Drünker, das Albediffensche Schloß am Berge, lag jenseits der malerischen Drünker Höhe, dem Paradies der lichtscheuen und schlafbedürftigen Stromer.

Erst seit Eröffnung des Alshls auf ihrer Heimatscholle war für Setta die Sünde ins Dorf gezogen. Zwar fand sie's groß und edel von Heinrich, daß er den Hoff schuldenfrei für den guten Zweck hergegeben hatte und Söppchen und Töne ein Betriebskapital dazu, aber eine Kruppe oder ein

Altersheim wären ihr lieber gewesen. Für „solchen Kram“ gab es doch nahebei in Sankt Mauritz bei Münster die weißen Nonnen; sie stand ihm abwehrend gegenüber, und nun hatte sie sich trotzdem von Söppchens raschen Impulsen zu einem Versprechen binden lassen. Handeln sollte sie, und das sofort. Sie sah Sophies Brief noch einmal durch: viel Zeit hatte sie nicht mehr. Um neun sperrten sie jawohl drüben das Gittertor zu, ihr altes Tor aus Schmiedeeisen mit dem gekrönten Allianzwappen der Alvedissen und der Leyen.

Sie schellte nach Marie und ließ abtragen. Langsam stellte sie selbst Siegel und Teller ineinander, die träumerischen Augen in der leeren Luft.

„Wir müssen noch an die Bettkiste, Marie,“ sagte sie, „und Wilhelm könnte mir Mutters Esel und die Bettstücke gleich auf den Hoff bringen mit dem Handwagen. Ich gehe selber mit.“

„Mein nee! Baroneß wollte doch nich —!“

„Sei ruhig, Marie; Umstände ändern den Willen. Frau Baronin hat einen Wunsch ausgesprochen, und dem tu' ich nach.“

„Mein nee! — und unsre guten Betten dahin?“

„Sei ruhig, Marie. Sag Wilhelm Bescheid und hal die Letter an.“

Marie legte den Kopf zurück und ging schweigend hinaus. In der Werkstatt benachrichtigte sie ihren Mann und steckte ein frisches Licht in die Handlaterne. Dann stieß sie mit dem Kopf gegen die Bodentute und stellte die Treppenleiter fest. Jede Stufe pustete sie mit dem feuchten Lappen ab und rieb trocken nach für Baroneß.

* * *

Eine Viertelstunde später machten sie sich auf den Weg, Baroneß in Rad und Jägerhut, und Wilhelm Bieder in der Leinenjoppe, ein stämmiger Teut mit wallendem, rotem Vollbarte. Der Weg paßte ihm nicht, und er deutete sein Mißfallen durch steinernes Stillschweigen an. Ebenmäßig zog er den belasteten Handwagen die gelinde Steigung hinan, die sich vor der Mühle wieder senkte, nach der Hohle hin. Die Laterne trug Baroneß dunkel; der Mond stieg hinterm Kirchturm auf, und von der Chaussee her blies der Brodchorster Postillon traulich ins Dorf hinein:

„So hab' ich doch so mannichmal
Und mannichmal gesehn,
Wie all die andern Kna—ha—ben
Bei meinem Schätzchen stehn — —!“

Gottlob, Wilhelm spitzte den Mund und piff das Lied mit. Baroneß konnte es nicht aushalten, wenn Wilhelm und Marie unzufrieden mit ihr waren.

„Liegt der Esel auch fest, Wilhelm?“ fragte sie sanft, und Wilhelm murmelte zwischen den geschlossenen Zähnen:

„Was ich anbinde, das soll wohl festliegen.“

Setta machte keinen weiteren Unterhaltungsversuch mehr. Ihr war genau so zumute, als müßte sie nach Brodchorst zum Zahnausziehen mit

Herzklopfen und Händezittern und trockener Kehle. Einmal erst in ihrem Leben hatte sie den Martergang gemacht. Ein abscheuliches Gefühl war das. Von Zeit zu Zeit schoß ihre schwere Mission ihr durch und durch, wie ein atemraubender Stich. —

Endlich tauchte vor ihnen im flachen Grunde, der Mühle schräg gegenüber, das dunkelgraue Massiv zwischen mächtigen Linden und Ahornen auf, der Hoff. Rahl und glatt das einstöckige Haus mit vorspringenden Flügeln und weit ausladender Rampe vor der Glastür. Trotz seiner Schmucklosigkeit und der Umwandlung seiner köstlichen Rasenflächen in Arbeitsbeete für die Aushilfsinnen hatte der Hoff seine Feudalität bewahrt, und das wappengeschmückte Tor schien zu sagen: „Der du eintrittst, schließe ab mit allen Unedlen.“

Der Architekt, der den Umbau geleitet, hatte neben das prächtige Tor ein albernes Schweizerhäuschen für den Pförtner gesetzt, Bernd Rampmeier jedoch, der einstige herrschaftliche Diener, machte sich sehr stilvoll im braunen Anzuge und grauen Kaiser-Wilhelmbarthe. Er nahm Wilhelm sofort den Wagen ab:

„Mannsleute außer Anstellung dürfen wir nich zulassen, Willem. Geh sitzen, kriegst dein' Wagen gleich wieder. Baroneß, die geht frei. Frau Oberin is in' Büro, Baroneß.“

„Soll ich hier auf Baroneß warten?“ fragte Wilhelm.

„Nein — laß mir nur die Laterne stehn. Gute Nacht!“

Setta folgte Bernd aus der Entfernung mit kleinen, ängstlichen Schritten, vorbei an der öden Rampe ohne die Buchsbaumtugeln zu beiden Seiten der lichtlosen Glastür. So gelangte sie, in Wehmut versunken, den Wagenspuren nach, zum alten Kücheneingange, der jetzt mit Kette und schrillender Kontrollklingel bewehrt war. Droben in den Fenstern des bewohnten Flügels schimmerten einzelne matte Lichtpünktchen.

Im Küchenflur hantierten Schwester Mine und das Küchenwicht schon mit den Betten:

„Mein nee! Baroneß kömmt selber! Wo soll'n die Betten zu sein?“

„Für die Neue, die Fräulein Schulte diesen Nachmittag gebracht hat.“

„Mein nee! was lecke Betten! Ja, da müssen wir Schwester Alma erst um befragen; führ Baroneß sogleich im Büro bei Frau Oberin, Erutha, un zieh dein' Holzken aus.“

Das Küchenwicht trat aus den Holzschuben, lief voraus und klopfte in der Halle an die Tür rechts vom Haupteingang. Drinnen gab eine tiefe Frauenstimme ihr Anweisung, und dann kam die Oberin, Schwester Alma, selbst und ließ Setta zu sich ein.

Sie wußte schon alles über die Dorfidealistin und saß als Wirklichkeitsmensch und Festgegründete auf dem hohen Pferde. Dies also war Baroneß Setta, solch eine lange, fahlblonde Freiwillige im Hilfsgebiet, unbestätigt, wenn auch vielleicht nicht ganz unberufen. Von vornherein hatte sie die Augen voll Tränen: weiches Wachs; leicht zu behandeln.

Die Oberin irrte sich. Settas Tränen galten ihrer alten Kinderstube mit den tiefen Fensternischen und niederen Sitzkisten, unsagbar nüchtern geworden als Bureau, trotz der beiden Plochhorstischen Heilandsbilder und der sechs schwarzen Spruchtafeln mit Silberbuchstaben. — Ihre Augen blieben an Heinrichs Porträt hängen, dem Stifterbilde, von Doris Rabe flott und treu radiert. Des Bruders ehrenfestes Gesicht, das sie gerade anblickte, half ihr zur Fassung zurück. Die Oberin mochte noch so selbstherrlich auftreten und bessere Verwendung für das geschenkte Bett vorschlagen, Setta bestand freundlich auf ihrem Stück.

„Ich habe es ausdrücklich für die Neue bestimmt, liebe Schwester, und möchte gern noch selbst zu ihr gehen und ihr zusprechen. Meine Schwägerin wünscht es so. Bernd weiß den Weg ja; wir wollen das Bett sogleich mitnehmen. Wann schließen Sie, Schwester?“

„Um neun Uhr, Barones.“

„O danke; denn habe ich noch 'n schöne halbe Stunde vor mir. Ich sage bei Ihnen an, wenn ich gehe.“

„Sehr wohl. — Ins Wildenzimmer, Rampmeier!“

Durch die einstige Festhalle im ersten Stock ging's hinein. Die Festhalle war Betsaal geworden. Die alte, weißlackierte Holzschneiderei, Frucht-schnüre und Arabesten, jetzt blank vergoldet; in der Mittelnische die kleine Kanzel, statt Friedrichs des Großen Parabelbild gegenüber der Altartisch, und alle die zierlichen Pariser Stühle durch handfeste Bänke ersetzt. Setta schlug die Augen nieder; sie mochte es nicht ansehen, und dann, als Rampmeier die Tür zum Wildenzimmer aufstieß und sich mit dem Schragen hineinschob, Erutha und der Bettsack hinterdrein, da kam das unerträgliche Zahnarztgefühl wieder über sie.

Denn dort in der Ecke kauerte eine und drückte sich gegen die alte, grellbunte Tapete mit den edlen Rajiten und Inkas, den Palmen und dem blauen Meere, von überfüllten Ranoes belebt und von spizen Vulkanen überrauht. — Antlitz und geballte Hände und hochgezogene Knie drängten sich in den Fensterwinkel, als wollten sie die Mauer sprengen.

„Stell den Esel hin — geht nur; das andre tu' ich selber“, flüsterte Setta Bernd zu.

Schweigend schurte er den Schragen gegen die Wand, Erutha lehnte den Bettsack daneben. Danach tappten sie hinaus, und Setta war allein mit ihrer reuigen Sünderin.

Sie atmete rasch, und es würgte sie im Halse. Das Mitleid erhob sich wachsend wider die Ablehr vom unreinen, aber die Stimme versagte ihr noch, als sie sprechen wollte. Dann sprach eine andre, milde Stimme in ihrer Seele: „Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie.“ — „Geh mit mir, mein Bruder und Heiland“, dachte sie.

Leise glitt sie durchs Zimmer, beugte sich und faßte eine der geballten Hände der Rauernden und dankte Gott für den klaren Mond, der über dem stillen Lande stand und herein sah. Endlich fand sie das Wort:

„Ich bin zu Ihnen gekommen, um Sie zu betten — um Sie zu trösten — Kind — sehen Sie mich an!“

Das braunblasse Gesicht, das halb zwischen lotterigen, dunklen Scheiteln verschwand, wendete sich ihr zu und starrte sie verbissen an. Ihr Herz zitterte in ihr, als sie erkannte, wie jugendlich und wie verwüstet es war.

Sie setzte sich zu ihr auf den Fensterkanten, zog sie mit sanfter Gewalt von der Erde in die Höhe und neben sich und betrachtete sie stumm.

So also sah reuige Sünde aus; so kam sie vom breiten Wege durch die Dornen und suchte Rettung. Denn freiwillig sollten die Verirrten und Verlorenen ins Asyl kommen und sechs Wochen lang darin aushalten auf alle Fälle; das war Satzung. Sie musterte scheu die rote Seidenbluse, den verregneten, weißen Rock, die schmutzigen, hellen Schuhe. Und um das Ganze her ein betäubender Moschusgeruch. Setta mußte an sich halten, daß der Ekel sie nicht schüttelte. Allein sie dachte an Vater und Mutter und die schützende Liebe, die sie einst bewahrt und geleitet hatte, hier in den teuren Heimatsräumen, und überwand sich.

Demütig erkannte sie ihre Pflicht. Sie legte ihren Arm um die fleckige, rote Bluse und versuchte die zusammengesunkene Gestalt an sich zu drücken, jedoch die Gestalt stemmte sich.

„Kind — ich will ja nicht predigen —“

Da drückte sich's an den haltenden Arm und hielt still und wartete, die Augen geschlossen und den Mund halboffen.

Was nun? Wer wußte, wieviel sie heute schon hinter sich hatte an Kampf und Entschluß und Demütigung.

„Sie sind müde“, sagte Setta. „Wir wollen morgen in der Stille zusammen sprechen. Vielleicht können Sie mir dann eher vertrauen.“

„Ich mag nicht mehr vertrauen“, sagte sie dumpf.

„Sie sind doch freiwillig zu uns gekommen, Sie unglückliches Kind?“

„Was heißt freiwillig? Wenn so eine Seelenfängerin einen schiebt und überredet, das soll freiwillig heißen! Und jetzt sitze ich hier fest! Das Leben haßte ich und den Tod und alle Menschen — schauerhaft — —! Und meine Reue gereut mich schon längst —“

„Sie wissen nicht mehr, was Sie sagen —“

„Doch!“

„Nein —: Sie sind viel zu müde. Nehmen Sie heute nur hin, was dies Haus Ihnen gibt — Liebe und Gottesgüte.“

„Es gibt ja gar keine Liebe und gar keinen Gott!“

„Doch, Kind. Das Gefühl dafür ist in Ihnen nur verstaubt — verschmutzt. — Das fegen wir alles weg, geduldig und allmählich, bis das Herz wieder rein ist —“

„Und ich kann meine Kleider nicht mehr an mir riechen —“

„Glaub' ich gern. Der Gestank ist auch fürchterlich. Morgen sollen Sie sich baden und Ihr Haar auswaschen. Sie haben hübsches Haar; wenn wir davon einfach 'n rundes Nest stecken, das ist dann schon 'n ganz

andrer Kopf für die Gedanken. Sehn Sie, für diese Nacht hab' ich gesorgt; die Sacke kommt frisch aus der Wäsche, die können Sie ruhig anziehen."

Sie zog zwischen den Bettstücken ein Paket hervor und wickelte eine ihrer eigenen Nachtsjacken aus: weißer Parchent mit Häkelspitze um Hals- und Ärmelbündchen.

Als die andre dies keusche Altjungfernstück sah, lachte sie laut heraus. Dann fiel sie in die Knie und rang die Hände vor ihrem Gesichte. — „Nimm es nicht übel; erbarme dich über die Noheit“, sprach es in Settas Herzen.

„Ja, das ist Ihnen ungewohnt, nicht wahr?“ sagte sie ruhig und legte ihre Hand auf die Schulter der Knieenden. „Mit neuen Kleidern kommen neue Sitten. Alles wird besser; das wollen wir hoffen.“

„Morgen stecken Sie mich ja doch in die Anstaltsjacke wie eine Suchthäuslerin.“

„Mir ist noch nichts von Anstaltsstracht bekannt. Ich bringe Ihnen morgen von mir, was Sie brauchen.“

„Sacke ist Sacke; meinestwegen braun oder blau. — Im Gefängnis bin ich ja auch schon gewesen. Hier ist es gerade so. Was soll ich hier? Knapp einen Tag hat meine Reue gedauert.“

„Morgen bricht der zweite Reuetag an, und wir nehmen den Spiegel und suchen die Wahrheit“, sagte Setta ernst. „Sest schlafen Sie erst mal aus. — Ich will Ihnen Ihr Bett machen.“

Kräftig hob sie die Strohmattreze auf den Schragen, spreitete das Laken darüber und klopfte das frischbezogene Seegraspolster. Die Wolldecke hatte auch einen Leinenbezug, und alles Weißzeug duftete herb nach Lavendel.

Die Sünderin saß untätig dabei, die Arme ums übergeschlagene Knie gelegt, und stierte. Eine faule, respektlose Haltung. Ein paar mal gähnte sie krampfhaft, machte dann eine Hand frei und fing an, sich träge das Haar zu lösen. Schwer und wellig rollte es an ihren Schultern nieder, sehr vernachlässigt, ohne Glanz. — Setta blickte sich um und mußte an Sijans Magdalena in Töne Lehens rotem Boudoir denken. Das Magdalenenevangelium, so fremd es ihre Seele berührte, erschütterte sie jedesmal, da sie's las, — und hier war sie nun allein mit einer solchen, und der vergebende Heiland wandelte nicht mehr auf Erden.

Übermals kämpfte sie gegen den Ekel, holte ihren weiten Taschensack hervor und faßte das klebrige Haar zusammen, kämmt es durch und flocht es für die Nacht ein, scharf zurückgestrichen. Nun lag das Gesicht frei. Trotz Puder und falschem Rot ließ sich die Feinheit der Haut erkennen, und daß Natur die Säge edel geschaffen hatte.

„Ach, armes Kind, wie alt sind Sie denn?“

„Vierundzwanzig —“

„So jung“, dachte Setta entsetzt und sagte mit zitternder Stimme:

„Ich will Ihnen nur noch Maß für Ihr Kleid nehmen; heben Sie die Arme hoch, bitte.“

„Daß ihr die Löcher in der Seide so gar nichts machen, — schrecklich —“ dachte Setta weiter und maß den Wuchs mit ihren gespreizten Händen. Als sie sich bückte, sank plötzlich der Kopf der Sünderin gegen ihren, und heiseres Weinen ließ den willenlosen Körper in großen Stößen zucken.

Settas Tränen fielen auch wie Regen. Seit ihrer Mutter Tode hatte sie nicht mehr so schmerzlich geweint.

„Gott hilft uns allen —“ flüsterte sie gebrochen und faltete ihre Hände pressend um den gebeugten Nacken und den starken Hängezopf. Löcherige Seide und Moschusgestank vergaß sie; leicht war ihre Jugend, sträflich ihr Abscheu. Ein heftiger Impuls trieb sie, diese Unselige „Schwester“ anzurufen. — —

Im selben Augenblick klopfte es, und Schwester Mine sah herein:

„Frau Oberin läßt sagen, nu müßte geschlossen werden. Es wär 'n halbe Stunn' über Zeit, Broneß — —“

„Sofort, Schwester. Gute Nacht denn, Kind, und legen Sie alles schlafen bis morgen.“

Die Sünderin antwortete nicht. Sie saß mit offener Bluse auf dem Schragen, krümmte den Rücken und sah ausdruckslos vor sich hin. Die saubere Nachtjacke lag am Boden.

Setta ließ sie liegen. Völlig zerfchlagen fühlte sie sich plötzlich. Langsam, wieder mit nassen Augen, tastete sie sich durch die dunkle Halle zum Bureau zurück.

In der Halle standen keine hochlehnigen Wappentühle mehr um runde Tischchen und schwere Klappische, beladen mit Blumen und Büchern. Nicht einmal soviel wie ein grüner Grassalm, und Wiener Rohrühle längs der Wände ohne Ahnenbilder.

Die Oberin saß am Pult vor den geschlossenen Rechnungsbüchern und wartete. Als ihr scharfes Ohr den behutsamen Schritt in der Halle vernahm, stieß sie ihre Thür auf und ging Setta entgegen.

„Verzeihung für die Dunkelheit, Baroneß; aber wir müssen die Hausregeln pünktlich einhalten. Um neun hat Schwester Mine zu löschten.“

„Ich sollte um Verzeihung bitten, Schwester; ich habe mich mit der Zeit vertan. Dieser Besuch — — ach Gott, wie hat mich der ergriffen! — So'n armes, unglückliches Kind! — — Und ganz tot ist das Schamgefühl doch noch nicht in ihr; als sie ihre Bluse auszog, hab' ich gesehn, daß sie das Märk aus ihrem Hemde herausgeschnitten hat.“

Schwester Alma hob Brauen und Achseln und verbiß ein Lächeln. „Vielleicht gehehlte oder gestohlene Wäsche: Sie kennen unsre Mädchen noch nicht, liebe Baroneß. Jeglicher Sünde sind sie fähig. Wir dürfen ja nicht aufhören mit Händefalten und Fürbitte; dennoch —: wir von der langjährigen Pragis sind Zweifler mit Recht.“ —

Sie nahm den Torschlüssel vom Haken und ging voran hinaus. Ihre Arbeitsruhe war ihr wertvoller als die zwecklose Unterhaltung mit der Dorfidealistin.

Das Windlicht in der Hand, geleitete sie Setta zum Tor. Sie schritten lautlos und sprachen gedämpft.

„Wie heißt mein Schützling?“ fragte Setta.

„Rose Diener.“

„Ist das ihr wahrer Name?“

„Vermutlich doch. Nun bitte ich, mich für heute empfehlen zu dürfen, Baroneß. Wünschen Sie, daß ich Ihre Laterne anzünde? Der Pförtner schläft schon.“

„Danke, nein! Ich finde blind nach Haus. Wie früh kann ich morgen wiederkommen?“

„Jederzeit nach sieben.“

„Ich möchte meinem Schützlinge die Kleidung geben.“

„Gut; vorausgesetzt, daß sie sehr einfach ist. Wäsche sollen sich die Mädchen selbst nähen. Schwester Beate wird dreimal wöchentlich von Brodhorst herüberkommen zum Lehren. Die Tracht soll grau und schwarz werden.“

„So will ich meine Rose als die erste in grau und schwarz kleiden; ich freue mich darauf“, sagte Setta, und das schöne Kinderlächeln lag um ihren Mund.

Als sie dann endlich gegangen war, lächelte Schwester Alma auch, aber kein Kinderlächeln, sondern das herbe des Zweifels:

„Man kennt diese Damen. Mit Blut gekocht, den ersten Löffel voll heiß gegessen, den zweiten abgekühlt, den dritten kalt. Den Rest lassen sie verschimmeln, und ein neues Gericht in den Topf.“ —

Ehe sie schlafen ging, las sie den Tagestext aus den Losungen der Brüdergemeinde: „Vor allen Dingen habet untereinander eine brünstige Liebe; denn die Liebe decket auch der Sünden Menge.“

Dabei fiel ihr Baroneß Setta samt ihrem Schützlinge wieder auf die Seele: „Brünstige Liebe hat sie; Gott verhüte, daß Affenliebe daraus wird, unwürdig und verderblich.“

Die Gedanken an die Neugekommene bedrängten sie urplötzlich dergestalt, daß sie sich nochmals ankleidete und durch den Betsaal eilig ins Wildenzimmer ging. Die Türen alle wurden nur von außen verschlossen zur Nacht.

Da stand die Neue barfuß am Fenster und mühte sich mit dem schweren Riegel ab. Über dem Hemde trug sie ein weißes Parchentjäckchen, und das Haar flog wild um sie her. Sie zischte vor Wut und ballte der Eintretenden die Fäuste entgegen.

„Augenblicklich ins Bett mit dir!“ rief die Oberin, packte sie an die Schulter, zwang sie auf die Matratze nieder und deckte sie bis an den Hals zu. Dann redete sie zu ihr, dringlich und biblisch, keine Antwort abwartend. Gottes Wort sollte auf dieser Seele, die zu leicht befunden war,

wachten und sie beugen, bis sie die Erde eindrückte mit dem Übermaße ihrer Sünden.

Die Arme über der Brust verschränkt, blieb sie am Bette stehen. Sie sah, wie die Decke unter dem Zittern der Glieder auf und nieder ging und wie die Daumen sich in die Ohren preßten, weil die Sünderin nichts hören wollte.

Die Oberin hielt mit Reden inne und setzte sich neben den Schragen, bis die Unruhe in bleiernem Schlafe still geworden war. Dann holte sie sich geräuschlos das Bündel mit Rose Dieners fahrender Habe aus der Ecke, um es gleich mit sich ins Depot zu nehmen. Den Strick um den alten Reisefack löste sie und verknotete ihn kreuz und quer über dem Fensterriegel. Nun hatte es mit Fluchtversuch und Ärgerem für jetzt keine Gefahr mehr. —

Endlich kam sie auch zur Ruhe. Es schlug zwei drunten im Flur.

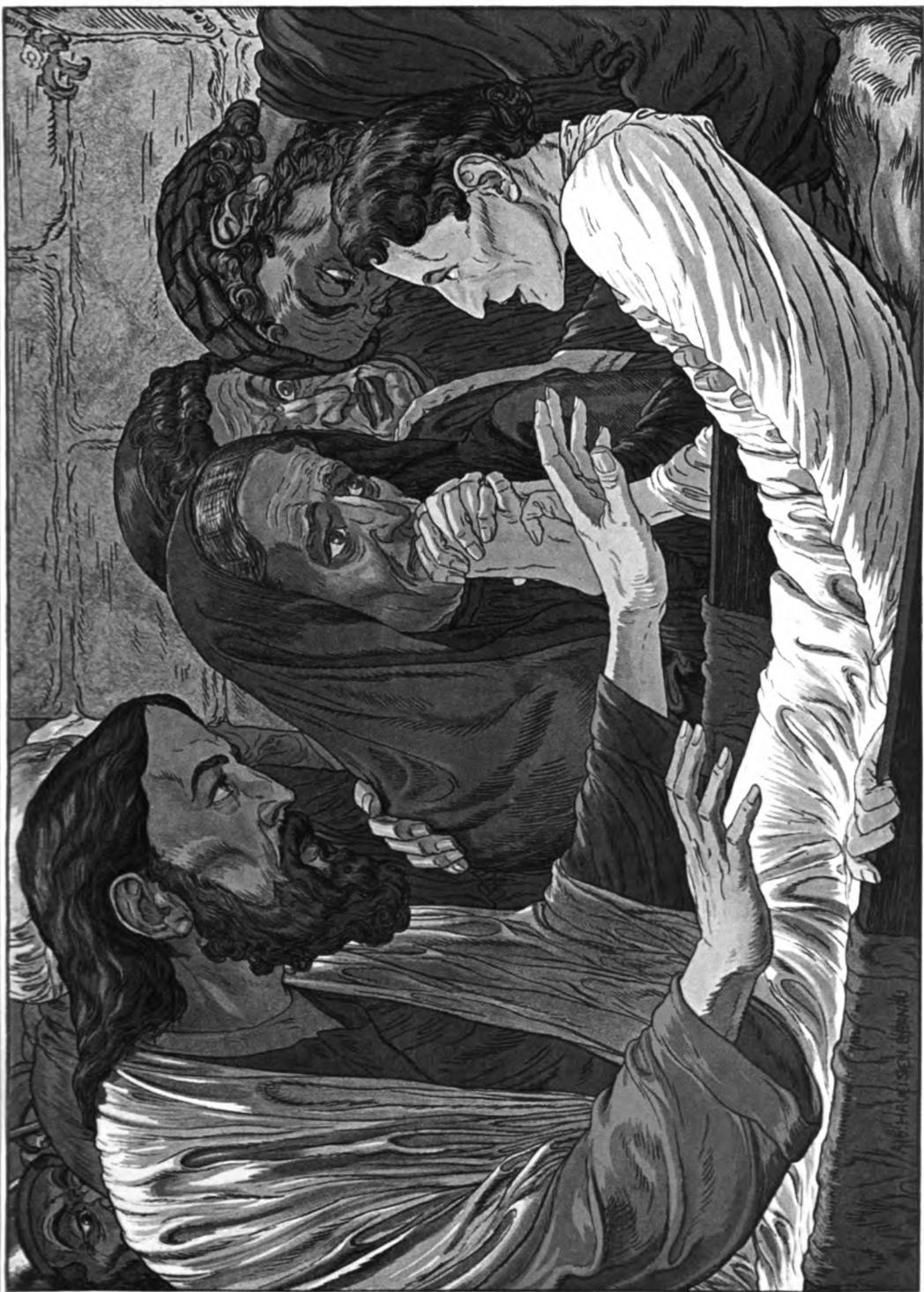
Drittes Kapitel

Um dieselbe Stunde wachte Setta noch und nähte. Sie änderte ihr graues Lüsterkleid, das sie gestern getragen, für Rose Diener, und eine ihrer schwarzen Schürzen hing, frisch gereinigt, über der Sofalehne. Sie duftete gut nach Krauseminzwasser, so gut wie blühender Wiesenrain. Mit der Schildpattbrille auf ihrer feinen Nase sah Setta älter und noch schlichter als sonst aus. Sie hatte ihr Haar lose ins Nachthäubchen gelegt und trug über dem Unterrocke die Schwesterjacke zu jener, in der Rose Diener drüben ihren schreckhaften ersten Schlaf nach langen, taumelnden Irrgängen schlief.

Gegen vier hing auch das Kleid fertig, und die Fleißige steckte noch ein bescheidenes Silbernadelchen aus der Zeit ihrer Einsegnung an den Tragenschluß. Die Müdigkeit meldete sich bei ihr. Mit zarten Gedanken und schweren Händen fügte sie zur Kleidung noch ein gelbes, gefülltes Nähkästchen und ein weltliches Buch, das sie sehr liebte: Marie Ebner-Eschenbachs „Gemeindekind“. Dann nickte sie auf ihrem Stuhle am Fenster ein, bis ihr die Brille kieselnd auf die Nase niederglitt und sie erschrocken in die Höhe fuhr.

Sie reckte sich und öffnete das Fenster; es war zu spät, um noch zu Bett zu gehen, und draußen dämmerte ein wunderschöner Frühlingsmorgen herauf. Ihre Hände über den Blumenstöcken gefaltet, blickte die Stille in die lautlose Frühe hinaus, gegen die sprossenden Baumtronen über den Saatsfeldern und höher empor in die verblassenden Sternbilder und den vernebelnden Weg der Milchstraße. Erdgeruch und Saukühe in der Luft, und nah und fern krächten plötzlich die Hähne. Da fiel der Einsamen der Asylbesuch schwer aufs Herz.

„Mutter —! ich wollte, daß du mit zu ihr auf den Hoff könntest,“ sagte sie laut und sah sich erschrocken um; — vor ihrer eigenen Stimme erschrocken. Aber niemand stand hinter ihr, nur drüben an der Tapete



UNIVERSITY OF MICHIGAN

zwischen den beiden großen Zimmerlinden hing Mutters Bildchen mit den goldblonden Schläfenlocken und dem lächelnden Munde. —

Heinrich glich seiner Mutter, und darüber war die Schwester stolz und glücklich. Derselbe kernige, königliche Mensch in all seiner Einfachheit und Langsamkeit. Eine Segenssonne, wie einst Mutter gewesen. Setta wandelte nur als Planet in seinem Kreise, gelehrig, treu, verschwiegen und unscheinbar. Ihre Schönheit lag tief in ihr versteckt.

Als über der Kirche das Morgenlicht aufwuchs, kam auch ihr ein lichter Gedanke: — „Ich will sie nach ihrer Mutter fragen.“ Das hatte sie erprobt; die bloße Erinnerung an ihr Bestes auf Erden half immer: — an Mutter. — Ihr wurde froh und leicht ums Herz; aus dem fatalen, kindischen Zahnarztgefühl ward ein kindliches, das fast der Weihnachtsvorfreude glich. So freudig trat sie auch eine knappe Stunde später die Wanderung nach dem Dorf Richte zu ihrer Wöchnerin an. Sie wußte, daß der Frühmorgen für Fiebernde am trostlosesten ist, deshalb zog sie's zuerst zu der Todkranken.

Im heimischen Dorf regte sich die Arbeit längst. Der Bach rauschte ums Mühlrad, und vom Werk heraus pffiff der Mühlknappe. Nur der Hoff lag noch ganz still. Die Kirschbäume im Richtinger Thal blühten; Stare schwärzten und Finken lockten, der Wiesengrund voller Himmelschlüssel rauchte und funkelte im starken Tau. Als Setta gegen acht zurückkam, leuchtete die Sonne hell, und die Bienen wühlten summend in den weit offenen Blumentelchen.

Der Hoff war ebenfalls aufgewacht und sein großer Garten auch durchsonnt. Die alten Linden und Ahornen warfen ihre grotesken Netzschatten über Weg und Beet und Rasen. Schwester Mine hatte die Mädchen schon draußen zum Pflanzen und beim letzten Winterlohl. Sie arbeiteten unlustig mit schlaffen Bewegungen. Eine Vereinzelte stand mitten in der kurzen Allee, blaß und in sich versunken. Sie sollte harken und hielt ihren Rechen verkehrt. Als Setta auf sie zukam, nahm sie die Schürze vor ihre Augen und beim ersten gütigen Worte ließ sie die Harke fallen und drängte sich fort zwischen die Boskettsträucher.

„Lisbeth! arbeiten!“ rief Schwester Mine herüber, und die Gemahnte wartete hinter den Büschen, bis Setta um die Hausede war. Da erst schlich sie zurück und hob die Harke vom Boden auf, so gehemmt in der Bewegung, wie wenn der hölzerne Stiel eine zentnerschwere Eisenstange wäre. Dann harkte sie langsam und uneben und weinte. —

„Nun? hat sie mit Gottes Hilfe eine menschliche Nacht hinter sich, liebe Schwester?“ fragte Setta die Oberin.

„Danke für die Nachfrage, Baroneß. Sie ist eine tiefgesunkene Seele, die mir große Sorge gibt und noch viel Einsamkeit zur Sammlung und Erhebung braucht. Doktor Frederichs wird nach ihr sehen, und unser lieber Pastor Wittling ist auch treu auf dem Posten. Vorerst haben wir ihr einmal zu körperlicher Reinlichkeit verholfen.“

„Und jetzt will ich sie fürs neue Leben einkleiden; mit aller Liebe will ich das. Ich darf doch gleich hinauf?“

„Sofort. Möchten Sie mir erst zeigen, was Sie ihr bestimmt haben, Baroneß? Bitte, nicht hier, — im Bureau.“

Sie ging voran und Setta folgte. Das Erröten brannte ihr im Gesicht vor Befremden und Verleßtsein; dennoch öffnete sie ohne Widerwort ihr Paket und drückte die Unterlippe so krampfhaft gegen die zitternde Oberlippe, daß ihre weiche Mundlinie zu einer stolzen wurde.

Die Oberin musterte Schürze und Kleid kühl und genau bis zu den Knöpfen und dem Armelschnitt, und prüfte, ob das Rockfutter ehrbarer Wollstoff sei und nicht frivole Seide. Die Silbernadel und das weltliche Buch gab sie zurück.

„Unter keiner Bedingung: das entzieht sich Ihrer Beurteilung; verzeihen Sie, Baroneß. Wir allein wissen, was unsren Mädchen dient.“

„Ach! auch nicht der Nähkasten?“ Setta machte ein ratlos unglückliches Gesicht, und die Oberin lächelte verloren dazu, während sie das alte kanariengelbe Holzkästchen auf der Hand wog und öffnete. Es stammte aus dem Empire und hatte einen feinen Schwarzdruck auf dem Deckel: die sizilianischen Engel des Dresdener Bildes.

„Der Kasten mag durchgehen. Sie ist so verstört, daß man ihr vorläufig nur mit Handarbeit und sittlicher Belehrung zu Hilfe kommen kann. Sie soll ihre eigenen Sachen ausbessern, ehe ich sie ins Depot schließe. Heile Leibwäsche haben wir ihr vor dem Bade verabfolgt.“

„O Schwester, — geben Sie ihr andre Näherei — nicht an den Lumpen ihrer Sünde! o lassen Sie die doch in Fesseln zerfallen für Jud Löß seinen greisen Sack!“ rief Setta und umfaßte den Arm der Oberin mit beiden Händen. „Mir ist, als müßten wir mit aller Kraft auszutilgen suchen und nicht ohne Not an die Schande erinnern. Wenn ich bloß an den Geruch denke, der in den Sachen steckt, der betäubt ja die besten Vorsätze wieder. — In alles, was Sie besser wissen, will ich mich geben — nur nicht in die Lumpenflückeri! Ich hoffe für sie; o, lassen Sie mich mein Heil versuchen, eh daß Sie Wittling dazu anstellen!“

Die Oberin nahm die inbrünstigen Hände in ihre festen, drückte sie und lächelte wieder ihr zweifelächtiges Lächeln.

„Wie schön, wenn man noch solche Impulse vor Willen und Tat zu spannen hat, Baroneß. Versuchen Sie, aber, bitte, stimmen Sie für den Anfang Ihre Hoffnungen sehr herab. Was sich Neue nennt, ist häufig nur die Not um einen Unterschlupf. Ach, liebe Baroneß; wir erleben die unglaublichsten Dinge. Verzeihen Sie, ich darf mich nicht verplaudern; auf Wiedersehn.“

„Auf Wiedersehn, liebe Schwester.“

Ohne anzupochen trat sie ins Wildenzimmer, und das Bild des Elends, das ärmer als Armut ist, begrüßte sie auf dem Hintergrunde der Palmen

und der feuerspeienden Berge. Die leiblich Vereingte saß frierend auf dem Betrande, die grobbestrumpten Füße halb aus den plumpen Schuhen, das grobe Hemd mit der roten Aßpnummer von den Schultern geglitten. Die Zähne schlugen ihr hinter den bläulichen Lippen zusammen; aus ihren Augen blickte eine wunderliche Bier mit hartem Troß gemischt.

Setta sah nur das schlotternde Hemd um die frierende Nacktheit, und ihre Unschuld deutete sich die Bier als ziellose Sehnsucht, den Troß als Lebensfurcht. Es ward ihr so weich und warm, als hätte sie ein verlorenes Gut wiedergefunden, ein eigenes, heißbeweintes Kind. In ihrer Seele stand Mutterkraft auf: sie mußte das frierende Elend in die Arme schließen. Allein Rose stemmte sich und wand sich los. Dann ließ sie ihr Gesicht in die Hände fallen und wiegte sich wie gestern stumm hin und her.

Schweigend nahm Setta das Handtuch und rieb die wirren Strähnen des nassen Haares trocken. Ihre Berührung war Wohlthat; immer wieder erprobte sie's mit bescheidenem Stolze. Ihre Wangen röteten sich zart vor mitfühlender Freude, als das graue Antlitz zwischen den dicken Haarzotteln sich ein wenig färbte und der schroffe Widerstand erlahmte, während sie kämmte, flocht und steckte. Darauf half sie das Neugeschöpf ihrer Liebe ankleiden so sorgsam, als fürchte sie bei jedem Griffe ihr weh zu tun. Als es endlich fertig war und weinend stand, da konnte sie dieses ihr Neugeschöpf kaum mehr mit dem des Elends zusammenbringen. So, in ihren Kleidern, war es ein Stück von ihr selber geworden. Sie schenkte die heiße Milch ein, die ausnahmsweise heraufgebracht war, brach das Brot auseinander und hielt der Schluchzenden geduldig die Tasse an den Mund. „Wir wollen guten Mut haben, nicht wahr, Liebe?“ sagte sie tröstend und fügte innig hinzu: „denken Sie, ich stände hier für eine, die allen Kindern heilig ist — als Mutter — Ihre Mutter —“

Roses Gesicht fuhr jäh herum. Sie warf das Brot im Bogen von sich und hob die geballten Hände schüttelnd. Durch ihre Tränen loberte ein solcher Haß, daß Setta vor Schreck fast die Ranne fallen ließ.

„Ich habe keine Mutter gehabt — nie!“

Setta fing die fuchtelnden Hände ein und nahm sie fest. „Still! still! Ja —, so ein böses Kind kann ich wohl noch zwingen, sehn Sie? Jede Tochter hat eine Mutter, oder hat eine gehabt. An die soll sie in solchen Stunden denken.“

„Ich nicht, — nie!“

„Ihre Mutter, die Sie geboren hat und laufen und sprechen gelehrt hat — und beten —“

„Nein, nein!“

„Das haben Sie bloß vergessen. Denken Sie an Ihre Kindertage. Jetzt sind Sie vierundzwanzig und vorher sind Sie sechzehn gewesen und sechs und drei, so gut wie ich. Besinnen Sie sich doch!“

„Mit fünfzehn hat sie mich aus dem Hause geworfen; einen schmutzigen Groschen hat sie mich geschimpft —“

„O Kind, Kind; besinnen Sie sich doch. Das kann ja nicht sein. Sagen Sie mir um Himmelswillen die Wahrheit.“

„Das ist die Wahrheit. — Strenge, die hab' ich verdient; die trag' ich ihr nicht nach — aber das andre! — Ich hasse sie!“

„Still!“

„Was, still? Ich still? Nein! Zuerst bin ich froh gewesen, daß ich frei laufen konnte — aber nachher! — und sie hat allein die Schuld!“

„Schämen Sie sich. Wo liegt Ihre Schuld? Die ist wohl eher gewesen als Mutters Schuld —.“

„Ich weiß es ja —! Ich weiß, daß ich den Trieb habe, den zu meiner Sünde, und daß ich gefallen bin, und mein Leben ist verloren. O Gott, mein verlorenes Leben! — Und jetzt bin ich hier! Sechs Wochen muß ich hier bleiben! Ich halt' es nicht aus — ich kann nicht — —!“

„Doch, Sie können und Sie müssen. Wenn auch die Überredung an Ihnen gezogen hat — der liebe Gott hat Sie doch willig zum Hören gemacht. Das ist seine Fügung, liebes Kind. Deshalb bleiben Sie nur ohne Widerbellen bei uns und geben Geduld.“

„Mir hilft nichts mehr — —“

„Scht! Mit solchen faulen Brettern wollen wir beim Neubau gar nicht anfangen. Gutes, starkes Holz nehmen wir; guten, starken Willen. — Jetzt sage mir, du unglückseliges Kind: wie bist du soweit gekommen?“

„Wie kommt man soweit? —“

Sie sprang auf, lief im Zimmer hin und her und rang die Hände. „Wie denn? — wie denn? Ich bin auch 'n blanker Groschen gewesen, wahrhaftig, ja! Da ist 'n Mensch bei uns im Haus, 'n Schreiber, und es reizt mich zum Tollwerden — und reizt mich in die Gasse! Da lieg' ich im Schmutz! — O, — leicht wär' ich damals wieder rein geworden, wenn meine Mutter sich nach mir gebückt hätte und mich aufgehoben und den Schmutz abgewischt. Ich war ja noch gar nicht verrostet — damals. — — Aber nein. — Nur nicht bücken, — nur nicht suchen —: reine Finger greifen nicht in die Gasse! Weg — hinunter in den Kanal — immer tiefer weg ins Dunkle und vergessen! Da steck' ich jetzt!“

„Und wo lebt Ihre Mutter —?“ fragte Setta mühsam, wie aus schwerem Traume heraus.

„Weiß ich nicht. Ihresgleichen ist sie — —: eine Dame,“ sagte Rose hart.

„Haben Sie denn keinen einzigen Versuch gemacht — —?“

„Wozu? Sie hat gesagt, ich wäre tot für sie: gut; nun bin ich tot.“

Setta faltete ihre Hände um Rosens, fest, pressend; die Knöchel traten weiß hervor. Während die Dirne ergrimmt vor sich hinhurmelte und ihre gefesselte Hand gegen sich zurückzuzerren strebte, mußte sie angestrengt denken. Trösten konnte sie nicht; angesichts jener Muttergestalt versagte ihre schlichte Fassungskraft. Sie sah nur das Greifbare: die feichte Gasse und den tiefen Kanal, das schwarze Wasser, das schlammig unterm niedren Brückenbogen

dahinschlich. Irgendwo mußte es doch einmünden. Da sah sie plötzlich, wie sich das breite Silberband des Flusses davorlegte. Ein paar Wellenschläge vortwärts und die Flut strömte klar unter Gottes blauem Himmel, aller Schlamm hinweggespült.

„O Kind, Kind,“ sprach sie bewegt, nahm das fahle Gesicht zwischen ihre Hände und blickte liebevoll in die trüben Augen, „glaube du mir: der Kanal geht in fließendes Wasser. Da ist deine Freiheit wieder und Leben und Streben. — Komm, da hast du meine Hand. Ich will geduldig mit dir am Kanal hingehn, bis wir beim Fluß sind. Ich helfe dir, daß du hineinspringen kannst und sinkst nicht unter. Das tu' ich, so wahr uns der treue Gott hilft.“

Schaudernd hob und senkte die Dirne ihre Schultern. „Der Fluß ist kalt,“ flüsterte sie.

Setta überhörte es absichtlich. „Nun wollen wir die Stube aufräumen, und dann näh'n wir 'n bißchen,“ sagte sie. „So wird es fest jeden Morgen gemacht.“

Ohne viel Worte arbeitete sie vor, und ihr ruhiges Auge, ihr ermutigendes Nicken und Lächeln hielten die Widersetzlichkeit in Schranken. Dann als das Zimmer mit dem Ausblick ins weite, sonnige Land sie wieder ganz heimlich anmutete, holte sie den gelben Nähkasten hervor.

„Siehst du, den schenke ich dir, weil du dir Mühe gegeben hast, mein Kind.“

Das besitznehmende ‚mein‘ war es nicht, was die Verirrte nach der guten Hand greifen ließ, um ihr Gesicht darauf zu verbergen. Das Deckelbildchen war's, die Erinnerung aus unschuldigen Kinderzeiten. Sie sah dieselben Engel wieder, wie sie einst über ihrem Bettchen hingen. Eine Sklopie, lebensgroß, golden gerahmt. Sie stützten die runden Ärmchen auf einen grünen Wiesenstreifen und blickten fragend aus Himmelsblau heraus. „Rosy“ hatte der Vater den größeren Engel genannt vor zwölf Jahren, ehe er starb. — Auf dem Kastenbedel standen sie farblos, und doch fragten sie laut: „Was bist du gewesen, Rosy? — was bist du geworden, Rose —?“

„Nicht näh'n —!“ stammelte sie heiser, schwankte zum Bett und warf sich über die Decke hin. Da blieb sie liegen und stöhnte wie ein wundes Tier.

Setta erschrak zum Tode. Sie bat, sie fragte, und nichts brachte sie aus der Abgehenden heraus. Die Hände, die sich geballt in die Brust bohrten, stießen nach ihr. Sie wußte sich keinen Rat mehr und ließ die Oberin holen. Doktor Frederichs mußte doch her.

Allein die Erfahrene prüfte kaltblätig Puls und Temperatur und schüttelte den Kopf. Sie wußte aufs Haar, was dies bedeutete: eine Trübsal in Schanden, unter der man das Feuer richtig blasen mußte, um Reue zu erwirken. Sobald Setta fort war, schickte sie zu Pastor Wittling und verbot fürs erste jeglichen Besuch bei Rose Diener.

(Fortsetzung folgt)





„Zwecklos“

Von

Elimar v. Monsterberg

Wo wir auch Umschau halten mögen auf dem Erdball — sei es selbst bei den geringsten Lebewesen, den für uns unscheinbarsten aller Dinge —, finden wir immer und immer einen bestimmten, scharf umrissenen Zweck. Nichts gibt es — das zwecklos wäre — denn es ginge wider die Natur.

Der Mensch selbst also ist der lebendige Beweis für das künftige, veränderte Fortleben seiner Seele und Geisteskräfte.

Des Fleisches Endzweck ist: völliger Tod, denn das Alter läßt es zusammensinken — über jenes hinaus gibt es für den Körper keine Entwicklung mehr.

Das andere aber, was in den Menschen gelegt wurde, die Fähigkeiten seines Geistes und seiner Seele — was in ihm ruht, arbeitet und ringt — was sich betätigt in selbständigem, ja selbstschöpferischem Handeln und Schaffen — — — um dies alles zu vollkommener Reife und Vollendung kommen zu lassen, reicht solch kurzes Erdenleben in keiner Weise aus. Somit wären alle diese Kräfte der Zwecklosigkeit unterworfen, — welche die Schöpfung nicht kennt, — wenn der Tod des Körpers uns nicht zu einem anderen Leben verhelfen würde.

Und so gewiß der Zweck aller in uns gelegten Geisteskräfte, der uns in kleinem oder großem Maße gegebenen Anlagen, immer nur der ist und sein kann: sich zu vollkommener Vollendung zu entwickeln — ebenso gewiß können wir diese nur erreichen in einem andern, gänzlich andern „Leben“.

Unsere geistige Persönlichkeit und unsere Seele — sie leben fort, müssen fortleben, um den von der Natur gewollten Zweck zu erfüllen. Der Natur, die nichts halb zu tun pflegt, und deren Zielpunkt von Urbeginn her das Vollbringen ist.

Die Art jenes anderen Lebens freilich vermögen wir nur zu ahnen in jenen lichten Augenblicken, die jedem einmal kommen unter uns. Jedem — stark, überwältigend — oder ganz matt, unsicher, verwischt. — Immer aber macht sich dabei ein starkes Widerstreben bemerkbar, ein stoffliches — das Widerstreben des Körpers, der unwillkürlich auch hier nur seinem irdischen Endziel zuneigt, und über den Geist, der berufen ist, Welten zu

durchmessen, Beschränkung, Erden schwere aufstürmt. — Aber es kommt die Zeit, wo die irdische Hülle unseres Geistes zerfällt und ihm eine gegeben wird, die aus den Ewigkeiten herauswuchs.

Doch wie unser Körper im Erdenleben unsere Geisteskraft einengt für seine Zwecke, unsere Seele niederzerrt zu seiner Schwachheit, — wird er sie, wenn der Tod ihn traf, in den Dunstkreis des Erdballs zwingen — bis endlich er aufging, ganz, in dem, woraus er stammte. Und das muß sie sein, die erschütternde Qual, das wortlose Leid, das sie alsdann verkostet, die vom Leib erlöste und doch noch von ihm gehaltene Seele. Allein, grenzenlos allein — nur umgeben von der Not und Pein plötzlicher Erkenntnis und dem erschütternd qualvollen Bewußtsein zu Unrecht getaner Taten, — leichtfertig gefeseter und nicht erreichter Ziele — im Weltall allein — im unermesslichen!

Umhegt und umringt von überwältigender Lieblosigkeit, gehetzt von ruheloser Sehnsucht — der Sehnsucht — nur einmal ein heißes betendes Erinnern ihrer hinterlassenen Lieben zu verspüren! Und solch Erinnern — wie schwach es wird und wie vergänglich es ist und wie vergeblich so oft diese Seelensehnsucht danach! Unendliche Leiden müssen es sein, die Tote leiden, wenn niemand an sie und ihre Seelen denkt! Und zu der einen Sehnsucht die andere, unaussprechlich machtvolle — die Sehnsucht, durchzudringen durch die heiligen Zeit und Armächte, angezogen und doch noch unendlich abseits von dem alles durchströmenden Urwater, und voll hastender, sorgenvoller Anruhe — weil sie Ihn fühlt und ahnt und spürt und doch noch ewige Gewalten zwischen ihr und ihrem sengenden Verlangen unsichtbar und doch so grausam deutlich aufgestürmt liegen!

Wovon unsrer Väter Väter in dumpfem Vorgefühl raunten, das Volk voll ängstlicher Ahnung erzählt und flüstert in ungezählten Mären und Sagen: von den Seelen, die noch keine Ruhe fanden — — wahrlich, dies muß es sein — ein Fegfeuer erwartungsvoller Sehnsucht, peinvoller Ungewißheit und jagender Anruhe, wie es verzehrender nicht ausgedonnen werden kann. — — —

Unnennbar köstlich aber wird es sein, wenn die Zeit erfüllt ist, und die Pforten der Vollendung sich dem öffnen, was wir für die Ewigkeiten bereithalten sollen! Sie aber — die Hingegangene, ist es, die von da an den Unendlichen sehen wird in seiner Glorie zur Rechten Urwaters das Weltall erfüllen. — — —

Weit und ungebunden wurde nun ihr Verstehen, göttliches Ausruhen erwartet die Seele, die eingelassen ward in die unbegrenzte, jede Möglichkeit erschöpfende Wahrheit des Universums. Immer umfassender, immer ausfüllender durchströmt und erfüllt sie der Geist alles Lebens, unsagbare Wonne und unausdenkbare, ruhevolle Befriedigung durchflutet sie unausgesetzt durch sein gebendes Dasein.

Ihrer ist, was wir das „Nichts“, Himmel, Seligkeit, Erlösung nennen, in der Erkenntnis, dem Durchdrungensein und dem Aufgehen in Gott, dem Licht.





Erinnerungen an den Fürsten Hohenlohe

Von

J. Seckler

S war in Szepitz im Frühjahr 1898, wo ich mit dem dritten deutschen Reichskanzler näher bekannt wurde. Einige Monate zuvor hatte ich durch den damaligen Chefredakteur der Nordd. Allg. Ztg., den württembergischen Geheimen Hofrat Dr. Lauser, dem Fürsten Hohenlohe eine gedruckte Denkschrift über eine Verbesserung des Reichstagswahlrechts überreichen lassen. Mein Vorschlag bezweckte die Einführung von Altersklassen: die Wähler vom 25. bis 40. Lebensjahre sollten eine Stimme, die Wähler vom 40. bis zum 55. Lebensjahre zwei Stimmen, und die Wähler vom 55. Lebensjahr aufwärts drei Stimmen erhalten. Für jede Altersklasse sollte eine besondere Urne aufgestellt, der Stimmzettel der untersten Klasse einfach, der der mittleren doppelt, und der der höchsten Altersklasse dreifach gezählt werden. Im übrigen sollte am Wahlrecht und Wahlgesetz nichts verändert werden. Mein Vorschlag sollte nur der höheren Lebenserfahrung zu dem ihr gebührenden Rechte verhelfen, insbesondere der höheren sozialpolitischen Einsicht des reifen Alters. Die älteren Arbeiter wissen schon die Wohltaten der sozialpolitischen Gesetzgebung zu schätzen, aber sie werden vielerorts noch überstimmt durch die Masse der jüngeren, die mehr die Lasten dieser Gesetzgebung empfinden und auch für Schlagworte, wie das von den „Bettelgroßen“ des Staats empfänglicher sind. Bevorrechtet man also das höhere Alter, so wird es bei der Wahl seine bessere Einsicht wirksamer zur Geltung bringen können, als dies heute vielfach der Fall ist. Mein Vorschlag lehnt sich an die Gliederung in der Familie an, wo von Stimmengleichheit gar keine Rede ist; was aber für die Familie von Nutzen ist, warum sollte das für die große staatliche Gemeinschaft sich nicht auch als segensreich erweisen! Ich hatte in meinem Aufsatz noch betont, daß eine solche Wahlrechtsänderung sich im Reichstage noch am ehesten durchsetzen lassen und im Volke am leichtesten verstanden werden würde. Als ich den Aufsatz schrieb, war ich noch Vertreter eines Zentrumsblattes, aber weder die Zentrumspartei noch die Zentrumspresse hatte damit das geringste zu schaffen, es war lediglich eine Privatarbeit von mir. Ich sagte mir: Wo so viele Wahlrechtsvorschläge jahraus jahr-

ein durch die Presse gingen, warum sollte ich nicht auch meine Gedanken zu Papier und gleich an die rechte Schmiede bringen! Von meinem Mittelsmann, den ich im Interesse einer möglichst sachlichen Prüfung meines ausführlich begründeten Vorschlags gebeten hatte, meinen Namen nicht zu nennen, erfuhr ich bald nachher, daß Fürst Hohenlohe den Vorschlag beifällig aufgenommen hatte.

Also in Tepliz war's. Ich mußte wegen der Folgen eines schweren Unglücksfalls wieder einmal die heilkräftigen Bäder von Tepliz aufsuchen. Ich war in dieser frühen Jahreszeit, da noch ein eisiger Wind vom Erzgebirge in das Teplizer Thal blies, wohl der einzige Kurgast im Kaiserbad. In der Karwoche überraschte mich der Direktor des Kaiserbads mit der angenehmen Mitteilung, daß der Bezirkshauptmann von Tepliz, Prinz Konrad Hohenlohe, eine Flucht von Simmern zu Ostern für seinen Onkel, den deutschen Reichskanzler, im Kaiserbad bestellt habe. Und Onkel Chlodwig kam in seinem Salonwagen zum Besuch des Neffen — ein Ereignis für das im Laufe der Jahre recht still gewordene Tepliz, in dem früher Monarchen und Staatsmänner zusammentrafen, zuweilen nicht eben zum Besten der deutschen Entwicklung. Von hier aus begann die Gegenbewegung der „heiligen Allianz“ gegen den deutschen Einheits- und Freiheitsgedanken. Als Simmernachbar begrüßte ich in einem Briefe den Fürsten Hohenlohe, ich bekannte mich darin zugleich als Verfasser des Wahlrechtsvorschlages und bat um die Erlaubnis, meine Aufwartung machen zu dürfen. Fürst Hohenlohe ließ mich sofort rufen. Er empfing mich mit den Worten: „Ich habe Ihren Vorschlag mit großem Interesse gelesen, ich wußte nur nicht, daß er von Ihnen herrührt“ — der Fürst kannte mich schon von seinen parlamentarischen Abenden her. Ich entwickelte ihm nun persönlich die Gründe, die mich bestimmt hatten, bei meinem Vorschlag in so engen Grenzen zu bleiben. Ich kritisierte und verwarf dabei die von anderen Seiten gemachten Vorschläge, die Altersgrenze für die Ausübung des Wahlrechts vom 25. auf das 30. Jahr heraufzusetzen, das Wahlrecht an eine gewisse Steuerleistung zu knüpfen, die wissenschaftliche Bildung zu bevorzugen usw. Ich fragte ihn, ob er etwa geneigt sei, der wissenschaftlichen Bildung ein höheres Wahlrecht einzuräumen. Er winkte sehr bedeutsam ab. Gerade in dem Umstand, daß mein Vorschlag das Stimmrecht in der Masse des Volkes beließ und nur das Schwergewicht der Stimmen in die älteren Klassen verlegte, erblickte er dessen Hauptvorzug, aber als alter Sicherheitskommissarius meinte er: „Wenn man den Vorschlag nur in irgendeinem andern Lande einmal ausprobieren könnte! Vielleicht in Osterreich! Ich will einmal mit meinem Neffen sprechen. Er wird mich bald besuchen.“ In Osterreich hatte man soeben mit der Einrichtung der allgemeinen Wählerklasse den ersten schüchternen Versuch nach der demokratischen Richtung hin gemacht.

Bei den zahlreichen Unterredungen, die ich mit dem Fürsten Hohenlohe später in Berlin hatte, bin ich auf meinen Wahlrechtsvorschlag nicht wieder zurückgekommen, wohl aber erzählte mir der Fürst einmal, er habe

bei einem Zusammensein mit Reichstagsabgeordneten, unter denen sich auch Mitglieder des Sentrums befanden, meinen Vorschlag als „Kompensation“ für Diäten empfohlen. Ohne irgendeine Kompensation wollte nämlich der Fürst Hohenlohe sich zur Zahlung von Diäten an die Mitglieder des Reichstags nicht verstehen. Ich hatte inzwischen den Vorschlag in gekürzter Fassung der Öffentlichkeit übergeben (in dem mittlerweile eingegangenen Deutschen Wochenblatt). Dagegen plauderte ich einmal mit dem Finanzminister v. Miquel über die Möglichkeit einer Reform des Reichstagswahlrechts. Miquel ritt dabei sein bekanntes Steckenpferd, den Reichstag zum Teil aus Delegationen der Einzellandtage zusammenzusetzen; als ich ihn aber fragte, wie er sich die Vertretung der Ersten Kammern, des Preussischen Herrenhauses, der Bayerischen Reichsratskammer usw. denke, die doch auch zu den Landtagen gehörten, schwieg er. Ein Parlamentarier der Rechten, der mit Miquel schlechte Erfahrungen gemacht hatte — vielleicht auch Miquel mit ihm —, kennzeichnete mir einmal zutreffend den Unterschied zwischen Hohenlohe und Miquel mit den Worten: Der alte Hohenlohe weiß, was er will, aber Miquel weiß nicht, was er will. Um die Geschichte meines Wahlrechtsvorschlages abzuschließen, will ich noch mitteilen, daß der gegenwärtige Reichskanzler Fürst Bülow ihn kurzerhand gewissermaßen als „olle Kamelle“ abgetan hat — natürlich mit einem Sitat, einem weit hergeholtten, ich glaube, es war aus Aristoteles. Das kam ganz zufällig und zwar so: der verstorbene Sentrumsführer Dr. Lieber — der „Reichsregent“, wie er von seinen Gegnern in der Presse genannt wurde — hatte mich durch eine Indiskretion um eine wertvolle ministerielle Beziehung gebracht und wollte mich zum Ersatz für diesen Verlust an den damaligen Staatssekretär Grafen Bülow empfehlen. Ich verzichtete vorläufig auf das Anerbieten, da ich ja zum Fürsten Hohenlohe selbst jederzeit gelangen konnte, aber schließlich, nachdem Hohenlohe gestürzt und Bülow schon ein halbes Jahr Reichskanzler war, nahm ich die Empfehlung Liebers an, um Bülow auszufragen über die Vorbereitungen zu dem neuen Solltarif. Dr. Lieber gab mir dabei den Auftrag mit, Bülow etwas scharf zu machen gegen die Agrarier, er (Lieber) habe aus verschiedenen Besprechungen mit ihm den Eindruck gewonnen, daß er doch sehr nach der agrarischen Seite neige. Ehe ich aber meine Ausfragung und meine „Scharfmacherarbeit“ beginnen konnte, fragte mich Bülow nach meinen Beziehungen zum Fürsten Hohenlohe, der Fürst habe wiederholt mit ihm über mich mit Anerkennung gesprochen. Ich erzählte nun dem gegenwärtigen Reichskanzler, daß ich mit dem Fürsten Hohenlohe bekannt geworden durch meinen Wahlrechtsvorschlag, worauf Bülow irgend einen alten Weisen mit seinem Erfahrungssatz aufmarschieren ließ, den Bülow ins Neuhochdeutsche etwa folgendermaßen übersetzte: Der Süngrling ist radikal, der Mann ist liberal, der Greis ist reaktionär. Da hatte ich denn mein Zeugnis weg. Mit meiner „Scharfmacherei“ gegen die Agrarier hatte ich ebenfalls Pech. Doch genug davon. Wenn ich heute nach über sechs Jahren an diese Unterredung zurückdenke, so muß ich sagen,

daß der „agrarisches Reichskanzler“, wie Fürst Bülow auf seinem (hoffentlich erst nach vielen Jahren zu setzenden) Leichenstein sich selbst bezeichnet haben will, der Voraussicht des Dr. Lieber alle Ehre gemacht hat.

In Teyplitz hatte ich mir vom Fürsten Hohenlohe die Erlaubnis erbeten, ihn in Berlin gelegentlich besuchen zu dürfen, eine Bitte, die der alte Herr gern gewährte. So bin ich denn über zwei Jahre hindurch — bis zum Sturz des Fürsten — wohl alle vier bis sechs Wochen einmal zu ihm gekommen. Der Fürst empfing mich gern, weil ich ihm immer etwas Neues mitbrachte, neue Scherze und Anekdoten, zuweilen von derber Art, wie er denn überhaupt lieber zuhörte, als daß er selber sprach. So habe ich dem Fürsten manche vergnügte Minute bereitet und den in den Vorzimmern wartenden Diplomaten manche Geduldsprobe auferlegt. Ich erhob mich zwar regelmäßig nach einer Viertelstunde, aber der Fürst blieb ebenso regelmäßig sitzen, um mir anzudeuten, daß mein Besuch für ihn eine Oase in der Wüste der diplomatischen und sonstigen Vorträge sei. Sogar Herr v. Holstein, die damalige „Seele des Auswärtigen Amtes“, hatte gelegentlich darunter zu leiden. Wer 25 Jahre hindurch sich in Berliner journalistischen und parlamentarischen Kreisen mit offenen Augen bewegt und den Sinn für Humor sich bewahrt hat, der kann ja wohl bei einigem Talent auch für einen Feinschmecker, wie es der Fürst Hohenlohe war, noch etwas Genießbares bieten. Nebenbei bekam ich doch auch manche wertvolle politische Information. Ich sprach zumeist mit ihm über innere Politik, und es gab wohl keine Frage, die damals im Reich oder in Preußen auf der Tagesordnung stand, die ich nicht wenigstens gestreift hätte (lex Heinze, Fleischbeschaugesetz, Jesuitengesetz, Kanalarvorlage usw.). Er hatte über alles eine bestimmte Auffassung und würde diese bei jüngeren Jahren gewiß entsprechend zur Geltung gebracht haben, so aber beim Eintritt ins 80. Lebensjahr mußte er manches gehen lassen, wie es ging, wenn es ihm nur gelang, die Oberleitung in der Hand zu behalten, und das war sein zähes Bestreben. Ich kam einmal um diese Zeit zu dem jetzt entlassenen Staatssekretär Grafen Posadowsky und bat ihn um Mitteilungen über eine bevorstehende gesetzgeberische Aktion. Der Staatssekretär, der mich sonst gern mit Mitteilungen beehrte, flüsterte mir zu, daß es sich erst um eine Vorlage seines Amtes handle, daß der Reichskanzler sie noch nicht gesehen und gutgeheißen habe, vorher könne er mir absofut nichts sagen. Weniger Respekt vor Hohenlohe hatte Miquel, der übrigens ja auch nicht der Untergebene des Reichskanzlers war und lange Zeit am Kaiser einen stärkeren Rückhalt hatte. „Wissen Sie, warum ich beim Kaiser mehr erreiche als Hohenlohe?“ erzählte mir einmal Miquel, „ich kann reden, der Fürst Hohenlohe kann nicht reden.“ Das war freilich vor dem Fall der Kanalarvorlage. Aber auch Miquel gegenüber suchte Fürst Hohenlohe wenigstens äußerlich seine Stellung zu wahren: wenn er in Berlin war und durch anderweitige dringende Geschäfte nicht abgehalten war, führte er regelmäßig den Vorsitz im Staatsministerium. Noch weniger dachte er offenbar daran, den „Reichsregenten“ Dr. Lieber

zu seinem Zusehfreund zu machen. Nach seiner ganzen Vergangenheit hätte auch der Fürst Hohenlohe lieber mit einer konservativ-liberalen Mehrheit regiert — wie es jetzt Fürst Bülow versucht — als mit dem Zentrum, aber er hatte eben die Mehrheit nicht. Dr. Lieber berichtete mir einmal über eine Unterredung mit dem Fürsten Hohenlohe nach dem Fall der Kanalvorlage im Jahre 1899 mit folgenden Worten: „Glauben Sie, daß aus dem Fuchs etwas herauszubringen war? Das einzige, was ich aus ihm herausbrachte, war die Frage: Glauben Sie, daß ich mit Miquel in die Wahlen gehen kann? Er hatte kleine Zettel vor sich auf dem Tisch liegen, darauf machte er sich immerfort Notizen.“ Ich schloß aus dieser Mitteilung, daß Dr. Lieber den Fürsten Hohenlohe im Reichskanzlerhause bisher noch nicht aufgesucht hatte, sonst hätte es ihm nicht auffallen können, daß der Fürst während der Unterhaltung sich Notizen machte, da er das regelmäßig tat. Im Spätherbst desselben Jahres nach der Wiedereröffnung des Reichstags drängte Dr. Lieber den Fürsten Hohenlohe zu einer Aktion, die den „müden, abgestorbenen Greis“ in jugendlicher Entschlossenheit zeigte. Dr. Lieber erzählte mir den Vorgang in folgender Weise: „Vor einigen Tagen sprach ich ein ernstes Wort mit dem Sohne des Reichskanzlers, dem Prinzen Alexander, ich sagte ihm, der Reichstag könne mit seinem Vater ernsthaft nicht mehr verhandeln, wenn er sein dem Reichstage bei der Verabschiedung des Bürgerlichen Gesetzbuchs gegebenes Wort, das Verbindungsverbot in Preußen aufzuheben, verfallen lasse. Darauf begab sich der Fürst zum Kaiser und bat um die Ermächtigung, die preussischen Stimmen im Bundesrat für die Aufhebung des Verbots abgeben zu dürfen. Der Kaiser erwiderte ihm: Ja wieso denn? Und grade jetzt, wo mir soeben der Reichstag das Arbeitswilligengesetz vor die Füße geworfen hat? Worauf Hohenlohe entgegnete: Ich habe dem Reichstage mein Wort gegeben, und mein Wort ist Fürstenwort, grad so gut wie das Eurer Majestät. Wenn ich die Ermächtigung nicht erhalte, gehe ich als Kanzler von hier fort und sitze heute abend schon auf der Eisenbahn nach Süddeutschland. Der Kaiser: Aber Onkel Chlodwig, das hast du ja schon oft gesagt. Hohenlohe: Eure Majestät können sich überzeugen, daß bei mir zu Hause schon die Koffer gepackt sind . . . Da erteilte der Kaiser die Ermächtigung.“ Ich sprach wiederholt mit dem Fürsten über die Reden des Kaisers und bedauerte auch einmal, daß die Presse so wenig sagen könne, ohne sich Majestätsbeleidigungsklagen zuzuziehen, worauf der Fürst meinte, Richter und Sarden verständen doch schon recht viel zu sagen, aber es scheine ihm, daß das deutsche Volk ein starkes kaiserliches Regiment nicht vertragen könne. Dabei machte der Fürst ein ganz dummes Gesicht, was ihm schwer genug fiel. Ich begriff den grimmigen Humor. Das Fleischbeschauengesetz mit den Verschärfungen, die die Reichstagskommission beschlossen hatte, gefiel ihm nicht, insbesondere nicht das Verbot der Einfuhr von Pötkfleisch in Stücken unter vier Kilogramm (unter welches Verbot auch die Pötklungen fallen): „Meine Damen sagen mir auch, die amerikanischen Pötklungen seien schwächer als die deutschen.“

Auf die Agrarier war der Fürst überhaupt schlecht zu sprechen. Er fragte mich einmal: Wie heißt doch noch der Dicke mit der weißen Weste vor mir (im Reichstag) auf der Rechten? Er meinte den damaligen Reichstagsabgeordneten und Chefredakteur der Deutschen Tageszeitung, Dr. Vertel. Der Fürst interessierte sich für die Vorbereitung der neuen Handelsvertrags-Verhandlungen, er werde aber den Abschluß der neuen Verträge wohl nicht mehr erleben. Wie aus seinen „Denkwürdigkeiten“ hervorgeht, hielt er von der Schutzollpolitik, namentlich auch für die Landwirtschaft, nicht viel, und dieser Überzeugung ist er bis zu seinem Ende geblieben, er meinte sogar einmal, der deutschen Landwirtschaft werde es schließlich so gehen wie der englischen, man dürfe das bloß unsern Agrariern noch nicht sagen. Ich hielt und halte diese Befürchtungen für übertrieben, aber ich wollte nicht widersprechen, da mir bekannt war, daß der Fürst von Jugend auf sich um landwirtschaftliche Dinge bekümmert, gut gewirtschaftet und sparsam gelebt hatte, er war außerdem selbst Großgrundbesitzer. Ich kam mit dem Fürsten auch auf das Jesuitengesetz zu sprechen. Er meinte, wenn das Centrum mit der Aufhebung des § 2 sich zufriedengeben wolle, so würde er wohl glauben, den Kaiser für dessen Aufhebung gewinnen zu können. Weiteres sei nicht zu erlangen, das Centrum sollte bedenken, daß zwei Drittel der „Untertanen“ des Königs von Preußen Protestanten seien, die allesamt von den Jesuiten nichts wissen wollten. Fürst Bülow hat also mit der späteren Aufhebung des § 2 nichts anderes getan, als wozu sich auch Hohenlohe anheischig machen wollte, der ganz gewiß kein Jesuitenfreund war. Als „jesuitenverwandt“ hatte der Bundesrat vier Orden erklärt und diese ebenfalls von der Niederlassung in Deutschland ausgeschlossen, zwei dieser Orden sind später wieder zugelassen worden, nämlich die Väter vom hl. Geist und die Redemptoristen, dagegen sind die Lazzaristen und die dames du sacré cœur bis heute noch ausgeschlossen. Von katholischer Seite war der Wunsch ausgesprochen worden, den letzten Orden wieder hereinzubekommen, weil manche deutsche Katholiken ihm ihre Töchter zur Erziehung anvertrauen, sie aber zu dem Behuf über die Grenze nach Belgien, Holland oder Frankreich schicken müssen, womit zugleich deutsches Geld über die Grenze wandert. Ich sprach einmal mit dem Fürsten Hohenlohe darüber. „Ich habe mir sagen lassen,“ scherzte er, „daß die jungen Damen, die in den Pensionsanstalten des sacré cœur erzogen worden sind, sich bald nachher alle gut verheiratet haben — da müßte man den jungen Damen den Gefallen schon tun.“ Das Gespräch kam auch öfter auf die lex Heinze. Das war nun grade sein Fall. Ich erzählte ihm, wie selbst von Freunden der Vorlage über sie in den Wandelgängen des Reichstags geulkt würde, — ich kann die derben Späße hier nicht wiedergeben — er selbst konnte sich eines Lächelns nicht erwehren über Eingaben von Vereinsdamen zur Hebung der Sittlichkeit, die richtig herausgefunden hatten, daß die Annahme der Vorlage in ihrem ursprünglichen Wortlaut eine Art Kasernierung der Prostitution zur Folge haben könne. „Ich kann den Damen doch nicht auseinander-

sehen, daß so etwas nicht zu umgehen ist, wenn man gewisse Krankheiten oder deren Weiterverbreitung wirksamer verhüten will, als dies jetzt möglich ist.“ Bei einer solchen Plauderei erwähnte ich auch einmal die Anekdote, daß der Kaiser zur Kaiserin gesagt haben sollte: Schaffe mir die Vasen mit den nackten Weibern aus dem Hause, wir kommen sonst noch unter die lex Heinze — da lachte der Fürst hellauf. Um diese Zeit war in der ausländischen Presse viel die Rede davon, daß der Kaiser die Weltausstellung in Paris besuchen wolle. Der Fürst, der auch als Reichskanzler öfter nach Paris kam — er hatte dort, soviel ich weiß, ein eigenes Haus und in der Bretagne eine kleine Besitzung — bemerkte, als ich einmal auf dies Gerede anspielte, der Kaiser sei in Paris beliebt, weil er zu repräsentieren verstehe, und er würde zweifellos einen guten Empfang haben, aber die französische Regierung würde keine Bürgschaft für seine Sicherheit übernehmen können.

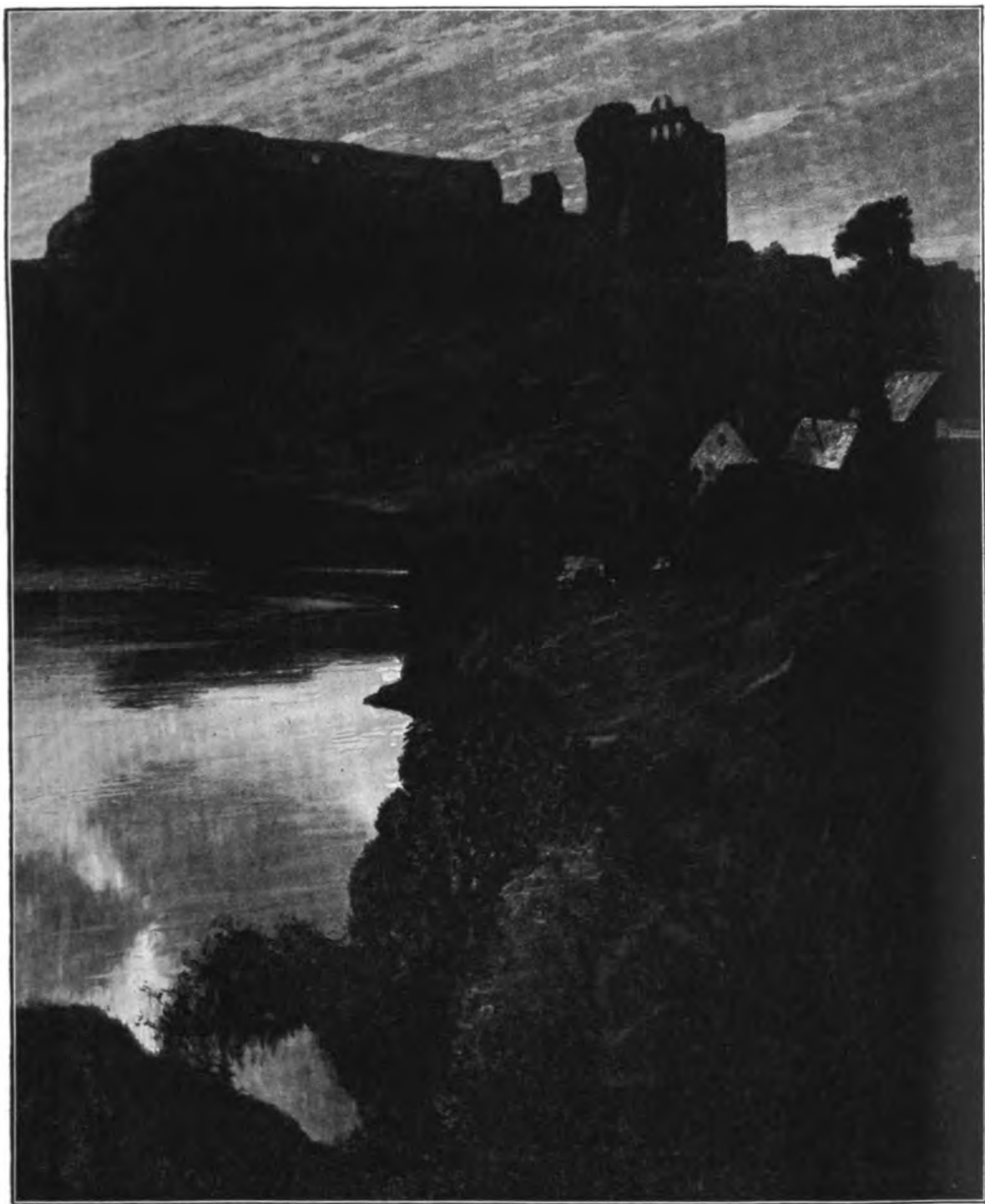
Die Errichtung der katholisch-theologischen Fakultät an der Universität Straßburg ist bekanntlich das Werk des Fürsten Hohenlohe, der den Plan dazu schon als Statthalter von Elsaß-Lothringen gefaßt hatte und seitdem eifrig betrieb. Infolge französischer Quertreibereien bei der römischen Kurie kam die Angelegenheit lange nicht vom Fleck, die Franzosen vermuteten mit Recht, daß die Fakultät nicht nur für eine bessere wissenschaftliche Bildung der Geistlichen sorgen, sondern auch zur Förderung des Reichsgedankens im elsässischen Klerus beitragen würde. Da freute es denn den Fürsten, mir gelegentlich mitteilen zu können, daß für seinen Plan auch der einflußreiche Kardinal Steinhuber sich habe gewinnen lassen, derselbe, der jetzt an der Spitze der Indulgengregation sich in so unangenehmer Weise gegen die freiere theologische Richtung in Deutschland bemerkbar macht. —

Der Chinafeldzug brachte den Fürsten Hohenlohe um sein Amt. Als die Vorbereitungen dazu getroffen wurden, befand sich der alte Herr im Bad Nagaz, von wo aus er das Nötige bewirken zu können glaubte, soweit seine Mitwirkung überhaupt in Betracht kommen konnte. Erst nach Beendigung der Kur begab sich Hohenlohe zum Kaiser nach Bremerhafen und dann nach einem vorübergehenden Aufenthalt in Berlin auf sein russisches Gut Werki bis gegen Mitte September und dann noch einige Tage nach Rügen. Als der Fürst zu dauerndem Aufenthalt nach Berlin zurückgekehrt war, bewarb ich mich sofort bei Herrn v. Wilnowski brieflich um eine neue Unterredung, und als ich gegen alle Erwartung nach mehreren Tagen noch keine Antwort hatte, schickte ich (am 26. Septbr.) einen Rohrpostbrief an den Fürsten persönlich, worauf mir der Fürst sofort durch einen Kanzleidienstler seine Karte schickte, auf die er mit fester Hand geschrieben hatte, daß er mich mit Vergnügen am nächsten Tage um 3 Uhr nachmittags empfangen würde. Der Fürst hatte eine ganz vornehme Art, seine Besucher zu empfangen; nachdem man die Tür geöffnet hatte, erhob er sich hinter dem breiten historischen Bismarckschen Arbeitstische, ging um diesen herum dem Eintretenden entgegen und begrüßte ihn durch Handschlag und einige Worte, worauf er zum Platznehmen ihm gegenüber einlud und dann selbst wieder

zurückwanderte. Mit derselben feierlichen Umständlichkeit pflegte er auch den Besuch zu entlassen. Da saß ich ihm denn nun wieder gegenüber, dem einfachen, schlichten Manne, dem großen Spötter und guten Menschen und blickte wieder in das in ungebrochenem Glanze leuchtende, große, ich möchte beinahe sagen friederizianische Auge. Ich machte ihn bekannt mit den boshaften Äußerungen angesehenen Blätter über seine „Verschollenheit“ seit Ausbruch der Chinawirren und bat um die Erlaubnis, eine Unterredung mit ihm — etwa die heutige — veröffentlichen zu dürfen, um ihn wieder „redend und handelnd in die Geschichte einzuführen“ und dem Verede entgegenzutreten, daß er den Vorgängen der inneren und äußeren Politik nicht mehr die für den leitenden Staatsmann erforderliche Aufmerksamkeit widme, daß er aus der Regierung bereits ausgeschaltet sei usw. Ich sagte ihm, daß ich ihm das Geschriebene vor der Veröffentlichung zur Durchsicht vorlegen und daß, wenn ihm auch dann noch die Veröffentlichung Verlegenheiten bereiten sollte, er Mißverständnisse meinerseits ruhig vorschützen könnte. Bögernd ging der Fürst auf meinen Plan ein, ich richtete dann eine ganze Reihe von Fragen über die innere und äußere Politik an ihn, die er beantwortete, dann ging ich nach Hause und brachte alles aus dem Gedächtnis zu Papier. Ich schickte ihm das Schriftstück zu, erhielt es aber bald zurück mit der Bitte, ihn zu einer weiteren Besprechung zu besuchen, gleichzeitig ließ mich Herr v. Wilmowski bitten, ich möchte vorher bei ihm einen Augenblick vorsprechen. Herr v. Wilmowski fragte mich, wie ich das Befinden des Fürsten nach seiner längeren Abwesenheit fände, worauf ich nur erwidern konnte, daß ich von dem Gesundheitszustand des Fürsten einen befriedigenden Eindruck gewonnen hätte. Herr v. Wilmowski war entgegenge-setzter Meinung, der Fürst huste mehr, sein Gehör habe weiter nachgelassen, er werde wohl nicht lange mehr mitmachen. Mein Erstaunen über diese Prognose war nicht gering. „Ich sehe,“ fuhr Herr v. Wilmowski fort, „ich muß Sie über die kritische Lage, in der sich der Fürst befindet, aufklären. Als es in China losging, hätte der Fürst seine Kur in Ragaz unterbrechen und gleich zum Kaiser fahren sollen. Er kam zu spät zum Kaiser. Dann die weitere lange Abwesenheit von Berlin. . . Sie wollen dem Fürsten einen guten Dienst erweisen, indem Sie politische Äußerungen von ihm veröffentlichen, Sie handeln aber damit nicht in seinem Interesse, der Fürst will selbst von einer Veröffentlichung Abstand genommen sehen.“ Das war deutlich: der Sturz des Fürsten Hohenlohe war beschlossene Sache. Eine Art von Sperre schien über den Onkel Chlodwig verhängt. Als ich dann selbst zum Fürsten kam, bat er mich, die Veröffentlichung zu unterlassen, da er nicht wisse, wie lange er noch Reichskanzler sein werde. Er war niedergeschlagen. Ich verabschiedete mich bald von ihm, und er entließ mich wieder in der liebenswürdigsten Weise. Das war am 1. Oktober. Als die Entlassung in den nächsten acht Tagen nicht kam, ließ ich mich wieder am 10. Oktober bei ihm anmelden und wurde auch sofort empfangen. Ich fragte ihn gleich, wie es um seinen Rücktritt stände, worauf er mir etwas

gereizt erwiderte, er denke nicht daran, seine Entlassung zu nehmen. Ich bestärkte ihn in dem Entschluß, zu bleiben, im Reichstage werde zwar ein arger Sturm losbrechen, weil er den Reichstag zur Bewilligung der Feldzugskosten nicht habe einberufen lassen, aber schließlich sei er noch die geeignetste Person, im Reichstage die Situation für die Regierung zu retten. „Ach,“ erwiderte er lachend, „Sie glauben, daß ich immer noch der beste Prügelknabe für den Reichstag wäre . . . ich habe auch oft die Empfindung gehabt.“ Der Fürst hätte zweifellos ohne weiteres den Reichstag einberufen lassen, wenn nicht inzwischen der Kaiser die „Sonnenrede“ und eine andere vielangefochtene Ansprache gehalten hätte, in der es hieß, daß ohne den deutschen Kaiser in der Welt keine große Entscheidung mehr fallen dürfe. Dann aber hat Hohenlohe, wie er mir sagte, den Bedenken gegen die Einberufung, die ihm vom Grafen Posadowsky nach Ragaz übermittelt wurden, zugestimmt. Durch die Kritik der kaiserlichen Reden im Reichstage würde, wie er meinte, im Ausland der Eindruck hervorgerufen worden sein, daß Deutschland nicht einig gewesen und also in einer schwächlichen Verfassung in die China-Aktion eingetreten sei. Er komme nun dem Reichstage gegenüber in eine peinliche Lage und könne es den Parteiführern nicht übel nehmen, wenn sie Kritik üben, er müsse das alles über sich ergehen lassen und könne zur Verteidigung des Kaisers nicht viel sagen. Ich bemerkte: Weil der Reichstag die schwierigen Verhältnisse, mit denen Sie zu kämpfen haben, kennt und an Ihrer konstitutionellen Befinnung nicht zweifelt, wird er auf Sie schon Rücksicht nehmen. Ich verließ den Fürsten unter dem Eindruck, daß er sich schon stark gemacht hatte für die bevorstehende Winteression — zum Schluß der Unterredung, die noch eine Reihe anderer Fragen betraf, war er bei ausgezeichnete Laune —, und doch ließ er sich noch am letzten Tage vor seiner Abreise nach Homburg, wo er mit dem Kaiser den Termin zur Einberufung des Reichstags vereinbaren wollte, breit schlagen, sein Entlassungsgesuch zu schreiben und gleich mitzunehmen.

Am 18. Oktober veröffentlichte der Reichsanzeiger den Kanzlerwechsel. Nachdem Fürst Hohenlohe wochenlang den Einflüssen, die ihn zur Einreichung seines Entlassungsgesuchs drängten, widerstanden — von seiner Familie kam nicht die letzte entscheidende Einwirkung —, mußte mich die Nachricht von seinem Rücktritt überraschen, zumal mir inzwischen noch bekannt geworden war, daß der Fürst zwei Tage vor seiner Abreise mit einem Staatssekretär über den Arbeitsstoff für den Reichstag Bestimmungen getroffen hatte. „Es war höchste Zeit loszuschlagen“ —: mit dem Entlassungsgesuch, heißt es in den „Denkwürdigkeiten“, sonst wäre vielleicht noch Lucanus in Bewegung gesetzt worden, was offenbar dem „Onkel“ gegenüber vermieden werden sollte. So vollzog sich die Verabschiedung in glatter Form, ja der Fürst legte selbst Gewicht darauf, die Vorstellung nicht aufkommen zu lassen, daß er unfreiwillig aus dem Amte geschieden sei — was ihm freilich nicht ganz gelungen ist. Der Kaiser ist eben ein mächtiger Mann, und auch ein Fürst Hohenlohe hat Rücksichten auf seine Familie zu nehmen. Als der Fürst nach mehreren



Mondnacht
(Burg und Maar von Ulmen)



F. v. Wille

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Wochen von seiner Reise nach Homburg, Baden und Schillingsfürst nach Berlin zurückgekehrt war, erbat ich mir noch eine Unterredung, die er wiederum umgehend gewährte. Ich fand ihn in behaglicher, gelassener Stimmung. Ich forschte nach den Gründen, die ihn zu meiner Überraschung nun doch bestimmt hätten, seine Entlassung zu nehmen, und deutete an, daß wohl seine Beziehungen zum Kaiser gelitten hätten. Das wollte der Fürst nicht wahr haben. Um seinen Rücktritt nicht auffällig erscheinen zu lassen, sei er noch einen Tag länger in Homburg geblieben, als es ursprünglich seine Absicht gewesen, und habe noch der Konfirmation des Prinzen Adalbert beigewohnt. Dann habe er wohl einem Wunsche seiner Familie stattgegeben, als er sein Entlassungsgesuch überreichte, worauf er bemerkte, er habe seiner tapferen Frau und seinen Kindern niemals einen Einfluß auf seine Entschlüsse eingeräumt. Scherzweise erzählte ich ihm, wie man hier und da in Berliner Journalistenskreisen sich die „Geschichte“ erkläre: Bülow sei des langen Wartens auf den Reichskanzlerposten müde gewesen und habe sich gesagt: Jetzt oder nie! Der Fürst erwiderte: „Bülow selbst sagte mir, er hätte gewünscht, ich wäre den Winter über noch im Amte geblieben, und ich glaube, das war aufrichtig gemeint.“ Ich bemerkte weiter, im Reichstage würde es am Ende gar nicht so schlimm geworden sein. „Das glaube ich auch“, entgegnete er. Ich berichtete dem Fürsten, in der Presse sei allgemein die Meinung zum Ausdruck gekommen, daß er nicht vor dem Reichstage geflüchtet sei. Selbst der „Vorwärts“ habe geschrieben, er könne unmöglich glauben, daß Fürst Hohenlohe aus Furcht vor dem Reichstage die Flinte ins Korn geworfen habe. „Das freut mich außerordentlich,“ versetzte der Fürst, „daß auch der ‚Vorwärts‘ von mir diese Meinung nicht hat.“ Ich war nun immer noch so klug als zuvor. „Eure Durchlaucht müssen doch besondere Gründe zu dem Entlassungsgesuche gehabt haben!“ „Allerdings bin ich etwas schwerhörig geworden . . .“ (Ich lächelte ungläubig.) „Ich meine: besondere politische Gründe!“ Da sagte er denn: „Die Gründe für mein Entlassungsgesuch lagen in der ganzen Situation, das Amt des Reichskanzlers ist ohnehin schon schwer, aber wenn man nicht einmal mehr in die Geheimnisse der Politik eingeweiht wird und doch die Verantwortung für alles tragen soll . . .“ Ich fragte den Fürsten, wo er sich nun niederzulassen gedenke, und riet auf München, er meinte aber, München sei ihm zu kalt, er werde wohl nach Meran gehen. Ich wollte mich nun verabschieden, aber er mochte noch eine Weile plaudern, er griff in seine Erinnerungen zurück und erzählte mir, daß er mit der Presse immer die besten Beziehungen gehabt habe, insbesondere erinnerte er sich des früheren Berliner Vertreters der Kölnischen Zeitung, Gumbinner, der den Fürsten Bismarck in Gebärde und Sprache so gut habe nachahmen können. Zum Schluß erzählte er mir noch, wie er sein Reichstagsmandat verloren habe. Er sei im Jahre 1880 von Paris nach Berlin zur vorübergehenden Leitung des Auswärtigen Amtes berufen worden und habe eines Tages aus Friedrichstruß eine von Bismarck diktierte und von Bucher geschriebene Note erhalten,

die er unterzeichnen und nach Wien an den Botschafter Reuß zur Mittheilung an den dortigen Nuntius senden sollte. In Wien wurden damals die Verhandlungen wegen Beilegung des Kulturkampfes geführt. Die Note führte eine scharfe Sprache gegen das Centrum, was damals nicht weiter auffällig war, aber es war auch die Rede von „fortschrittlichen Republikanern“, die sich mit den Ultramontanen gegen Reich und Staat verbunden hätten. Er habe zwar wegen der „fortschrittlichen Republikaner“ Bedenken gehabt, die Note zu unterzeichnen, aber es schließlich doch getan in der Hoffnung, daß sie in den Akten vergraben bleiben werde, aber kurz darauf sei Bismarck zur Veröffentlichung des Aktenmaterials geschritten und dann hätten sich bei der nächsten Reichstagswahl in Forchheim-Kulmbach die Fortschrittler, die sonst immer mit der Reichspartei für ihn gestimmt hätten, mit dem Centrum verbunden und ihm das Mandat entzogen, das er seit 1868 (Sollparlament) bis 1881 besessen. Ich verabschiedete mich dann vom Fürsten Hohenlohe mit meinem verbindlichsten Dank für das mir bewiesene Wohlwollen und Vertrauen, und er entließ mich mit den besten Wünschen für meine Zukunft.



Deutschreden und Deutschsein

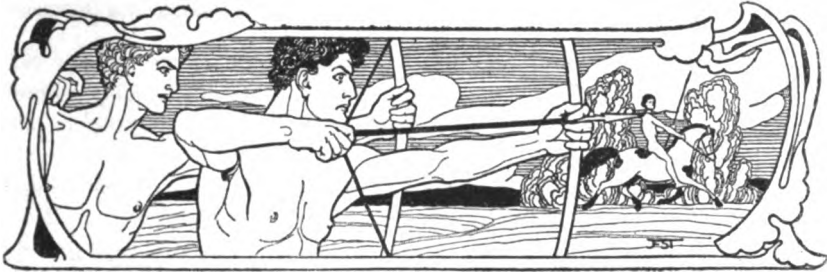
Von

Johannes Trojan

Es ist auffallend, daß in alten deutschen Liedern ebensowenig von der deutschen Freiheit als von dem Deutschsein wie von einem besonderen Vorzug die Rede ist. Daß ein Deutscher deutsch ist, scheinen unsere Voreltern für selbstverständlich gehalten zu haben. Von der deutschen Freiheit konnten sie sich vielleicht noch keinen klaren Begriff machen, oder auch es mag ihnen, was sie als deutsche Freiheit kannten, gleichfalls zu selbstverständlich erschienen sein, als daß es besungen werden müsse. Jetzt aber kann kein Deutscher beim Glase ein Lied singen, ohne darin aufs ausdrücklichste zu versichern, daß er sich „deutsch und groß“ fühle und daß er ohne die deutsche Freiheit durchaus nicht leben könne. Möchte doch eine Zeit kommen, in der wieder weniger auf die Deutschheit und auf die deutsche Freiheit getrunken wird. Sie scheinen beide darunter zu leiden.

(Aus den Büchern der Weisheit und Schönheit)





Die alte Macht

Novelle

von

Rudolf Straß

Da — das war eine sonderbare Geschichte, vor zwei Jahren!“ sagte der Hauptmann abends im Kasino, wo ein paar Offiziere in ernstern Gesprächen beisammensaßen. „Und sonderbarer noch war die Vorgeschichte dieses Falles Sutor — ich meine nicht, was das Ewigweibliche dabei betraf . . . das konnte man sich ja denken, das ist ja immer dasselbe — und vor dem Kriegsgericht hab' ich es ja als Zeuge mitangehört, wie diese Schleier — ich möchte nicht gerade sagen, geküßtet wurden, aber was darunter verborgen war, konnte sich ja jeder denken und wußte auch ja jedes Kind in der Stadt.

Deswegen mache ich mich auch keiner Indiskretion schuldig, wenn ich Ihnen eine Nebenseite des Falles erzähle, die den Leutnant Sutor allein betraf und die das Wertwürdige an der ganzen banalen Katastrophe bildet.

Eines Morgens ließ mich Sutor zu sich bitten. Es war gegen elf Uhr, als ich zu ihm kam. Nun — Sie — und Sie auch — haben ihn ja in meinem damaligen Regiment gekannt und wissen: er war ein ganz nüchtern, normaler Mensch — eigentlich ein bißchen ledern —, ein vortrefflicher, seelenguter Kerl und mein lieber Freund — aber sonst der richtige gelehrte Artillerist — immer verbüffelt in seinen Flugbahnberechnungen und Anfangsgeschwindigkeiten und ja auch ewig insofgedessen abkommandiert — nach Spandau — auf diesen Schießplatz und jenen — und aus dieser vielen Abwesenheit von seiner Garnison mag es ja gekommen sein, daß er seine hübsche Frau vernachlässigt hat oder wenigstens nicht acht genug auf sie gegeben hat — jedenfalls sagte er mir gleich, als ich eintrat, und stand dabei ruhig und nur sehr bleich mitten im Zimmer:

„Ich danke dir, daß du gekommen bist! Es hat sich ein Unglück bei mir ereignet. Ich muß den Bertens totschießen!“

Dieser Leutnant Bertens stand bei der Infanterie. Ein Mensch — na — er hatte ja seinen Ruf . . . ewig um ihn herum etwas Unbestimmtes von Weibergeschichten . . . — aber eben immer unbestimmt —

er hütete sich wohl — er sprach überhaupt fast nichts, wenn er mit den anderen zusammen war — dazu war er auch schon zu dumm — und schaute träumerisch vor sich hin mit seinen schönen Augen, mit denen er die Frauen rein verrückt machte.

Aber diesmal hatte es ihn doch ereilt. Denn der Leutnant Sutor sagte zu mir mit einer trockenen, heiseren Stimme:

„Meine Frau ist schon weg — aus dem Hause! . . . Ich weiß nicht wohin! . . . Sie ist die Treppe hinunter, im bloßen Kopf, ehe ich sie noch gesehen hab'! Es war ihr Glück . . . denn sonst . . . nun muß ich eben den Bertens allein totschießen.“

„Hast du denn Beweise?“

Er deutete auf einen Haufen Briefe, die neben einem gewaltsam aufgesprengten Raffettchen lagen.

„Da steht alles darin! Und noch mehr! . . . Genug, um den Bertens dreimal totzuschießen!“

„Oder er dich!“ — dachte ich mir. Denn dieser Bertens hatte die Neigung, sich in seiner träumerischen und stillen Art des Nachmittags ganz einsam draußen auf den Schießständen mit Pistolenschießen zu vergnügen. Ob er das nun aus Passion tat oder ob das ein Akt der Vorsicht bei ihm war, für alle Fälle — ich neige für das letztere — jedenfalls: er traf, wenn er wollte, seinen Mann . . .

Und er wollte! Sutor sagte es selbst:

„Das war gestern abend! . . . Und er hat noch am Abend, wie mir berichtet ist, seinen Freunden erklärt, es täte ihm leid — aber er müsse meine Frau, wo die Sache nun zum Klappen käme, von mir befreien! . . . Das sei Notwehr! . . . Sie leide zu sehr unter mir und er liebe sie zu sehr . . . und einer müsse dann eben in solchem Fall aus der Welt — und er habe keine Lust dazu . . . er würde seine Festungshaft abtun und seinen Abschied nehmen — Geld habe er genug — und dann würden sie sich heiraten und den Rest ihrer Tage glücklich leben . . . Das Recht der Leidenschaft heilige das alles . . .“

Das gab also einen Zweikampf auf Leben und Tod. Als ich das aussprach, schüttelte der Leutnant Sutor den Kopf und wiederholte, wie unter einer fixen Idee:

„Ich muß ihn umbringen!“

„Ja — hoffentlich!“

Ich zweifelte selbst an den Worten, die ich sprach. Aber er versetzte:

„Nein: Gewiß!“

Dabei kam ein unheimliches Leuchten in seine Augen, das dem ruhigen Menschen sonst ganz fremd war, und er fuhr fort:

„Zum Beispiel: Es bricht ein Dieb bei dir ein, mitten in der Nacht, — und will bei dir stehlen und dich ermorden, wenn du Widerstand leistest: wirfst du zu dem Kerl sagen: ‚Ach, einen Augenblick Geduld . . . ich bin gleich fertig . . . ich hole nur noch ein paar Zeugen! Stellen Sie sich,

bitte, inzwischen dahin, so . . . und ich hierhin . . . nun wollen wir unseren Handel miteinander ausmachen! — Nein, du nimmst deinen Revolver und zielst gut und schießt ihn über den Haufen.'

„Ja — einen Dieb . . .“

„Und wer sich in mein Haus einschleicht — feige, hinter meinem Rücken, während ich abkommandiert bin, — und mir das Heiligste stiehlt, was ich hab' — ist das kein Dieb? . . . Ein dreifacher Dieb ist es — ein siebenfacher.'“

„Über immerhin deinesgleichen! Er trägt die Uniform!“

„Und werden sie ihn nicht jetzt zwingen, die Uniform auszuziehen?“

„Ja — das schon!“

„Also erst soll ich mich mit ihm schießen, weil er ein Gentleman ist, und sowie er mich erschossen hat, heißt es: Eigentlich bist du keiner! Schau, daß du weglommst!‘“

„Lieber Freund, das sind die alten Spitzfindigkeiten!“

„Ja eben! Hätte ich ihn auf frischer Tat ertappt und sofort niedergeschossen, so hätte das jeder begreiflich gefunden! Warum soll ich ihm nun Zeit und Möglichkeit geben, mich niederzuschießen? . . .‘“

„Weil inzwischen die ruhige Überlegung in ihr Recht tritt . . . Die Vernunft . . .“

„Vernunft! Stelle dir einmal das Bild vor: Da ist eine Wiese im Walde . . . Da steht er — und da lieg' ich — er hat mich beraubt und mir nun Genugtuung gegeben — eine Kugel in den Bauch! Mit der kann ich noch zwei, drei Tage zappeln, bis mich der Tod erlöst . . . und er geht hinaus in den Sonnenschein und atmet auf und zündet sich eine Zigarette an und denkt sich: So — der wäre abgetan! — gegen dies Bild wehre ich mich!‘“

Der Leutnant Sutor schrie das förmlich mit heiserer Stimme. Der lange, hagere, pedantische Mensch zitterte am ganzen Körper.

„Dies Bild will ich nicht! Dies Bild macht mich wahnsinnig, so dumm komm' ich mir dabei vor! Ich bin doch ein Mann! Ich will doch den anderen unter mir sehen! Ich will doch strafen und nicht gestraft werden!‘“

„Was hilft das alles? Du bist Offizier!“

„Und noch mehr!‘“

„Was denn?“

„Water!‘“

Er stieß die Türe zum Nebenzimmer auf. Da spielten drei kleine Kinder und er sagte:

„Sie ahnen nicht, daß sie keine Mutter mehr haben! Aber einen Vater haben sie noch! Ich bin ohne Vermögen — ohne nahe Anverwandte. Meine Kinder stehen ganz hilflos da, auf die Gnade fremder Menschen angewiesen, durch die Mutter gebrandmarkt fürs Leben, wenn ich nicht da bin und sie beschütze! Dies steht mir über allem! . . . Das

da drinnen ist mein eigenes Fleisch und Blut!' Er schloß vorsichtig die Türe. 'Denen muß ich mich erhalten! . . . Einmal komm' ich doch wieder frei — bei meinen technischen Kenntnissen finde ich überall eine Privatstellung . . .'

Er redete sich immer mehr in den Gedanken eines bewußten, vorbedachten Mords und seiner Folgen hinein. Sein irrer, unheimlicher Blick verlor sich in die Ferne, und um seinen Mund spielte ein wildes Lächeln, als sähe er im Geiste den Leutnant Bertens vor sich, der um diese Zeit drüben auf dem Infanterie-Exerzierplatz wie alle Tage bis zwölf Uhr mittags seine Rekruten drillte — und ich legte ihm die Hand auf den Arm und wollte auf ihn einreden, ihn an seine Ehre und sein Gewissen mahnen, aber er unterbrach mich rauh:

'Laß das nur! Das weiß ich schon alles und das ist alles umsonst! . . . Das erreicht mich gar nicht. Ich stehe seit dieser Nacht ganz außerhalb von allem, was ihr denkt — ganz für mich . . . ich kann keinen Rat von Menschen annehmen — geschweige denn befolgen . . .'

'Und das heißt . . .? Kannst du das wirklich offen aussprechen?'

'Das heißt, daß ich den Leutnant Bertens auf offener Straße niederschießen werde — heute noch — bei der ersten Begegnung . . .'

Er sagte das ganz ruhig, im Ton eines unerschütterlichen Entschlusses. Es lag förmlich etwas Feierliches im Klang seiner Stimme. Und ich griff nach meiner Mütze und versetzte:

'Du begreifst, daß ich hier nichts mehr zu suchen habe! . . . Warum hast du mich eigentlich nur, wenn du derartige Absichten hegst, kommen lassen?'

'Nur um dich zu bitten, dich nachher, als mein früherer Freund, des Hauses und der Kinder anzunehmen, wenn ich . . . ich muß mich doch gleich darauf dem Kriegsgericht stellen und bleibe in Haft.'

Wieder leuchtete der unzählbare Wille zum Mord aus seinen Augen. Der ganze Mann war verwandelt — nicht mehr Offizier — nichts mehr als der Träger der fixen Idee, den Leutnant Bertens aus der Welt zu schaffen . . .

Und plötzlich sprang er auf und lief ins Nebenzimmer zu seinen Kindern. Ich hörte, wie er mit tränenerstickter Stimme zu ihnen sprach. Dann wurde es ganz still. Wahrscheinlich kniete er neben ihnen und streichelte ihnen die Blondköpfchen. Ich wartete geduldig lange Zeit. Aber es rührte sich nichts mehr darinnen. Als ich an die Türe klopfte, erfolgte keine Antwort; und wie ich vorsichtig durch den Spalt lugte, waren die drei Kleinen allein und spielten friedlich plappernd mit ihren Puppen und Bleisoldaten, und auf dem Flur, auf den ich hinausstrat, meldete mir der ganz verdatterte und verheulte Bursche, der Herr Leutnant sei schon vor zehn Minuten weggegangen. Und wohin? Der Mann wies die Richtung: die lange Straße hinunter. Die führte direkt nach dem Infanterie-Exerzierplatz hinaus, und von dem kamen — das fuhr mir durch den Kopf — nun, wo

es inzwischen Mittag geworden war, die Rekrutenoffiziere zurück. Und unter ihnen auch der Leutnant Bertens.

Es lag Blut in der Luft. Ich stülpte mir hastig die Mütze auf und eilte den Weg, den Sutor gegangen, halb im Lauffschritt, daß mir die Sporen klirrten und sich die Leute verwundert nach mir umsahen. Und da kehrten schon die ersten Rekrutentrupps heim, von Unteroffizieren geführt, Gefreite mit Auflegegestellen und Scheiben hinterdrein. Daneben auf dem Bürgersteig ein paar Offiziere — die Mänteltragen hochgeklappt, verfroren, mit hohen, nassen Stiefeln. Bertens war nicht darunter. Und auch von Sutor sah ich noch nichts.

Doch — da! . . . Er schritt ziemlich langsam, die rechte Hand in der Paletottasche — und ebenso langsam kam ihm ein hübscher, junger Offizier von der Infanterie entgegen. Das war sein Feind. Der hatte heute, wie es ja begreiflich war, die Gesellschaft der Regimentskameraden gemieden — oder sie die seine — und war allein seines Weges gegangen — dem Verhängnis in den Rachen. Er sah sehr bleich und erregt aus. Und nun, als er des Leutnants Sutor ansichtig wurde, lief es wie ein weißer Schein über sein Gesicht. Einen Bruchteil einer Sekunde nur, kaum merklich, stockte sein Fuß, so, als ob er umdrehen und dem anderen seinen Anblick ersparen wollte. Aber dann schien in ihm eine Ahnung aufzudämmern, daß da der Tod auf ihn zuwandelte, wie er mehr und mehr die unheilverkündenden Züge des Näherkommenden erkennen konnte. Und nun wäre Ausweichen Feigheit gewesen. Der Leutnant Bertens wurde geisterhaft fahl. Er sah ja auch, wie ich hinter dem anderen Artilleristen herlief, um den Mord zu verhindern, und doch noch hundert Schritte entfernt war und zu spät kommen mußte — und nun wurde ihm der Ernst der Lage offenbar ganz klar. Denn er rechte sich in seiner straffen Haltung noch mehr in den Schultern empor, als wenn er sagen wollte, daß er dem Schicksal nicht aus dem Wege gehe und auch kein Recht dazu habe, und schritt hochaufgerichtet weiter, mit einem verächtlichen Lächeln auf dem jungen Gesicht.

Nun waren sie ganz nahe beieinander. Der andere hatte immer noch die Hand in der rechten Tasche und blieb plötzlich stehen. Und zugleich machte auch der Leutnant Bertens vor ihm Halt, ohne zu grüßen, die Hände ruhig herabhängen lassend — Auge und Brust voll dem Gegner zugewandt — der ganze Mensch ein einziges: Tu, was du mußt! . . . Ich wehre mich nicht! . . . Und fürchte mich nicht! . . .

Das war eine kurze Sekunde, in der den beiden der Atem stockte, und mir auch — ich hatte meinen Lauf unterbrochen — ich war ja doch zu weit, um zu helfen, und stand da und hörte mein Herz hämmern und starrte auf den Artilleristen und den Infanteristen da vorne, die kein Auge voneinander wandten.

Und dann zog der Leutnant Sutor die Hand aus der Tasche — „Jetzt tut er's!“ schrie es in mir. „Jetzt blizt der Schuß!“ — aber es war

kein Revolver in seiner Rechten. Sie war leer. Und er hob sie stumm, langsam zum Mützenrand und grüßte die Uniform da drüben, und der andere tat ebenso und grüßte den Rock des Königs und sie gingen aneinander vorbei.

Gleich darauf hatte ich Sutor eingeholt, und er sagte, ohne mich anzuschauen, dumpf vor sich hin:

„Du . . . ich hab's nicht gekonnt! . . . Sonderbar . . . im letzten Augenblick nicht! . . . Wenn er Zivil angehabt hätte, auf der Stelle . . . wie einen tollen Hund . . . aber so . . . durch seinen Körper — da wäre meine Kugel schon gegangen . . . aber durch seine Uniform nicht . . . auf die kann man nicht zielen . . . so nicht . . .“

Ich schwieg, und nach einer Weile setzte er hinzu:

„Es kennt doch keiner sich selber! . . . Ich mich auch nicht . . . im entscheidenden Augenblick sind ganz andere Menschen in einem wach . . . die fallen einem in den Arm . . . vielleicht mein seliger Vater . . . oder mein Großvater . . . die waren alle Offiziere und haben genau so gedacht wie ihr — und nicht wie ich . . . und wenn man dann handeln möchte, dann kann man nicht . . . Dann sind sie stärker . . . es lähmt einen eine alte Macht, die einem in Fleisch und Blut sitzt von früher her — und nun, kurz und gut: jezt weiß ich's ja . . . ich kann keinen niederknallen, der den Rock Seiner Majestät trägt . . . Mir ist es, als schösse ich da auf mich . . . ich begeh' kein Verbrechen, sondern mehr: einen Schimpf . . .“

Und wieder nach einer Pause schloß er:

„Willst du so gut sein und dem Bertens meine Forderung überbringen . . . so schwer wie irgend möglich . . . und dem Ehrenrat Meldung machen und den Doktor bestellen und . . . nun alles, wie's ja eben einmal bei uns seit alters hergebracht ist . . .“

Der Erzähler schwieg. Und ein junger Leutnant fragte:

„Ja — und was wurde denn dann?“

Der Hauptmann von der Artillerie sah ihn erstaunt an.

„Und das wissen Sie nicht? Ach so . . . Sie sind ja jezt erst hierher veretzt! . . . Ja — meine Herren . . . ich kann nur sagen . . . ich war Sutors Sekundant, und wir haben dabei eine Dummheit gemacht und mitten im Winter die Geschichte zu früh morgens angesetzt. Es war eine scheußliche Viertelstunde, wie wir da im ersten grauen Dämmern und in strömendem Regen auf der matschigen Waldwiese beisammenstanden und warteten, bis wir endlich sozusagen das notwendigste Büchsenlicht kriegten.

Und als sie sich aufgestellt hatten, da rief der Unparteiische kaum: ‚Eins!‘ — da schoß schon der Sutor blindlings los, und der Leutnant Bertens warf die beiden Arme hoch in die Luft und drehte sich um sich selbst und schlug vornüber hin und vor ihm her flogen schon ein paar weiße Gehirnfloeden aus der durchschossenen Stirne in das Gras, und er war auf der Stelle tot, ehe er überhaupt zum Schuß gekommen war.

Ich ging mit dem Leutnant Sutor zu Fuß zur Stadt zurück. Er sprach die ganze Zeit kein Wort, sondern sah stumm vor sich zu Boden. Und so sagte er, als wir uns trennten, langsam:
 „Vielleicht habt ihr recht gehabt . . .“
 Vielleicht . . .



Liebeslieder moderner Frauen

Von

Toni Harten-Hoende

Mir tut das Herz weh über euren Liedern,
 Ihr Schwestern, kennt ihr denn nur einen Klang?
 Nur immer eine Saite hallt mir wider
 Bei eurem Liebesfang!

Nicht daß ich diesen Ton verachtend miede
 In blinder Torheit oder Heuchelei!
 Ihr findet ihn in mir und meinem Liebe;
 Ich ging ihm nicht vorbei.

Doch sagt, was ist's, daß ich vergeblich lausche
 Auf das, was unsres Wesens bester Klang?
 Auf daß in mir die volle Leier rausche
 Bei eurem Liebesfang?

Schwül und berückend wehen Jasmindüfte, —
 Heiß wallt das Blut, — der junge Leib erbebt, —
 Wo aber wehn des heil'gen Haines Lüfte,
 In dem die Seele lebt?

Wo schwingt und singt, was über Not und Sünde
 Erlösend, triumphierend aufwärts strebt,
 Was mit dem Adler über Erdengründe
 Zur Simmelsfonne schwebt?

Doch wo ich — selten — diesen Ton vernommen,
 Habt Dank, ihr Schwestern, solchem holden Klang!
 Auf, auf aus dumpfer Nacht! Das Licht muß kommen
 Auch unserm Liebesfang!





Der Freiherr vom Stein

Zu seinem hundertfünfzigjährigen Geburtstag (26. Oktober)

Von

Serman v. Petersdorff

Nunter den Eichen von Frucht, nicht weit von Ems und Koblenz, in herrlicher Bergesluft, steht eine im Stil der Romantiker erbaute Grabkapelle, in der seit etwa einem Dreivierteljahrhundert die Gebeine des größten Sohnes rhein-fränkischen Stammes, des Reichsfreiherrn Karl vom Stein, bestattet liegen. So ruht auch der Mann, der das Werk der deutschen Einigung vollbrachte, im Sachsenwalde still an einsamer Stätte. Nicht vergleichbar war die nationale Trauer, die der 29. Juni 1831 in deutschen Landen auslöste, mit dem Strom schmerzlicher Empfindungen, der bei der Kunde vom 30. Juli 1898 durch die Gaue unseres Vaterlandes ging. Und doch hat der fränkische Reichsritter dem märtischen Junker gewaltig vorgearbeitet. Nicht mit Unrecht hat ein Historiker auf Stein das taciteische Wort angewandt: *Paucioribus lacrimis comploratus est* — „es sind zu wenig Tränen um ihn geflossen“. Nichts veranschaulicht mehr das gewaltige Anwachsen des nationalen Geistes seit dem Tode des Freiherrn vom Stein als die gesteigerte Teilnahme der Nation bei dem Tode des Fürsten Bismarck. Bismarck knüpfte zwar bei seinem Wirken mehr an die friederizianischen Traditionen an. Aber zugute kam ihm dabei der entwickelte Gemeinfinn in Stadt und Land, zu dem in Preußen gerade der Freiherr vom Stein die Organisationen geschaffen und die Grundlagen gelegt hatte. Wie Herder im geistigen Leben, so ist Stein im politischen Dasein der deutschen Nation ein Anreger ohnegleichen gewesen. Er hat dem preußischen Staatswesen jene Dosis westdeutschen Geistes zugeführt, die für Preußen so dringend erforderlich war, um vorwärtszukommen und seine geschichtliche Mission zu erfüllen. Er war dazu so besonders berufen, weil er ein sittlicher Charakter von imponierender Größe war, der auf Mit- und Nachwelt wie wenige begeistern zu wirken vermochte.

Sein Wesen und Schaffen wird uns heute vergegenwärtigt durch das unlängst fertiggestellte dreibändige biographische Denkmal, das ihm der Göttinger Universitätsprofessor Max Lehmann gesetzt hat. Dieses Werk hat mannigfache Mängel. Es verliert sich vielfach nur allzusehr in Einzelheiten. Der Verfasser hat außerdem nicht die richtige Stellung zu dem, was doch noch immer den Kern des preußischen Wesens und den Haupt Ruhm der preußischen Geschichte ausmacht: den friderizianischen Traditionen. Er übertreibt manches zugunsten Steins und beurteilt die diesem entgegenstehenden Einflüsse vielfach ungerecht. Hier und da irrt er auch erheblich. Er verfügt zudem nicht immer über diejenige Kraft der Farbe, die man bei diesem Gegenstande wünschen möchte. Aber trotz allem, was sich gegen seine Schöpfung sagen läßt: es kann doch gar kein Zweifel darüber bestehen, daß das von ihm gezeichnete Lebensbild Steins in seiner Ausgereiftheit eine der schönsten und tiefstgründigen Leistungen ist, die wir in unserer biographischen Literatur aufzufinden vermögen. Es wäre wahrhaft zu wünschen, daß unsere Verwaltungsbeamten, die ihre Tätigkeit in einem höheren Sinne auffassen — und das sollten doch eigentlich alle sein — sich emsig in die Lektüre des Lehmannschen Werkes vertieften. Aber auch sonst wäre Lehmanns Stein die größte Verbreitung zu wünschen. Dem steht der große Umfang und Preis etwas entgegen. Aber durch huldreiche Schenkungen sind neuerdings ja Bücher wie Chamberlains „Grundlagen des 19. Jahrhunderts“ und auch minder bedeutende Werke weiteren Kreisen zugänglich gemacht worden. Man möchte wünschen, daß dem Lehmannschen Werke ein ähnliches Los zuteil würde.

Wie der Geburtstag eines andern Baumeisters am Dom der deutschen Einheit, des Feldmarschalls Grafen Helmut v. Moltke, fällt Steins Geburtstag auf den 26. Oktober. Sein Geburtsjahr ist das, in dem die ruhmreichsten Schlachten Friedrichs „des Einzigen“, wie Stein selbst sagte, geschlagen wurden, die Schlachten von Rossbach und Leuthen. Der Reichsfreiherr wurde wenige Tage vor dem Siege Friedrichs bei Rossbach geboren, durch den das preußisch-deutsche Nationalgefühl so viel Anregung empfangen hat. Wie es so oft bei den Eltern großer Männer zu finden ist, war auch Steins Mutter, eine geborene Langwerth v. Simmern, die bedeutendere Persönlichkeit. Sie hat u. a. einen Mann wie Lavater zu fesseln vermocht. Schon in seiner frühesten Jugend erfüllte sich Stein mit Haß gegen die Bureaukratie, dazu veranlaßt durch die Beamten der Grafen von Nassau, mit denen das Haus Stein in steter Zwistigkeit lebte. Der Haß gegen die „Schreiber“ ist der tiefste und leidenschaftlichste gewesen, der ihn erfüllt hat. Bald verließ der frühreife junge Mann seine Vaterstadt Nassau, über der die Trümmer der Burg seiner Ahnen ins Land lugten, um in der „Halle berühmter Männer“, wie man die Göttinger Universität um jene Zeit wohl genannt hat, zu studieren. Er hat dort den Freund gefunden, mit dem er am meisten übereingestimmt hat, Rehberg, mit dem er allerdings später auseinander kam. Nur noch zwei Menschen traten ihm

so nahe wie dieser bürgerliche Jurist, seine Schwester Marianne und Frau v. Berg, geb. Gräfin Häfeler, die Freundin der Königin Luise. In Göttingen schlug seine Vorliebe für England Wurzeln. In Göttingen offenbarte sich auch zuerst an ihm jene vulkanische Leidenschaftlichkeit, die seine Stärke und seine Schwäche gewesen und sein ganzes Leben hindurch geblieben ist. Nach vollendetem Studium arbeitete er kurze Zeit, wie wenige Jahre vor ihm Goethe, als Rechtspraktikant am Reichskammergericht zu Weßlar. Dann wählte er nach einigem unsicheren Taften, von Friedrich dem Großen angezogen, den preußischen Dienst. Durch Fürsprache fand er schnell Anstellung. Die Spötter, die über Bismarcks und anderer bedeutender Männer geringe amtliche Vorbildung und Schulung die Nase rümpfen, mögen sich daran erinnern lassen, daß der genialste Verwaltungsbeamte, den Preußen besessen hat, kein Examen machte. Zwei vorgeschriebene Prüfungen wurden ihm erlassen. Der modern angelegte Bergwerks- und Handelsminister v. Heiniß wurde sein unermüdlicher Gönner und Förderer. Der nahm ihn mit auf Reisen. Dort wurde das Auge des jungen Reichsfreiherrn geschult. Der oberste Grundsatz seiner Verwaltungstätigkeit wurde es fortan, alles selbst zu sehen. „Kenntnis der Örtlichkeit ist die Seele des Dienstes“, hat er unablässig gepredigt, und unablässig hat er selbst nach diesem Worte gehandelt. Schon mit 24 Jahren erhielt er auf Befürwortung von Heiniß, nachdem sich Friedrich der Große etwas gesträubt, seine Bestallung als Oberbergtrat. Ein Jahr hat er im sächsischen Freiberg das Bergfach praktisch betrieben. Schon damals trat an ihn die Lockung heran, diplomatische Dienste zu nehmen. Aber voller Selbsterkenntnis schlug er das Angebot aus. Noch mehrmals hat ihm glänzende Anstellung als Gesandter gewinkt. Mit einer vorübergehenden Ausnahme aber hat er sich davon, auch aus Eitel vor dem damaligen diplomatischen Wesen, stets ferngehalten, bis ihn später seine ministerielle Tätigkeit vor diplomatische Aufgaben stellte, für die er nun einmal nicht geschaffen war. Im Jahre 1784 wurde er mit der Leitung der westfälischen Bergwerke betraut und kam damit in den Westen der Monarchie, für den er sich besonders eignete. Er hat dort in zwei Jahrzehnten verwaltender Tätigkeit gewaltig gewirkt, von einem ruhelosen Tatendrange, einem unermüdlichen Fleiße getrieben, darin, ebenso in seinem Ungeßüm, seiner Heftigkeit und Reizbarkeit einem andern Verwaltungsgenie, dem Könige Friedrich Wilhelm I. von Preußen, vergleichbar, von dem er sich freilich durch seine Bildung und seinen freien Geist unterschied. Erst war er drei Jahre in dem einsamen Wetter, dann sechs Jahre als Kammerdirektor in Hamm, drei Jahre als Kammerpräsident in Kleve, vier Jahre als Oberpräsident in Minden und zwei Jahre als Oberpräsident in Münster. Einmal (1786/87) wurde seine Tätigkeit durch eine dreivierteljährige Reise nach England unterbrochen. Vornehmlich richtete er sein Augenmerk auf die Belebung der Selbstverwaltung. So setzte er in Wetter Wahl anstatt Ernennung der Knappschaftsältesten durch. So ließ er sich die Pflege der Erbtage, die den heutigen

Kreistagen entsprechen, in Kleve-Mark angelegen sein. Freilich stieß er namentlich in späteren Jahren bei der Verwaltung der durch den Reichsdeputationshauptschluß an Preußen gefallenem Gebiete mit der altpreußischen Bureaucratie zusammen, die die von ihm erstrebte ständische Verwaltung nicht guthieß. Er erlebte dabei Mißerfolge. Wirtschaftlich wirkte er ungemein segensreich durch den Bau von Chauffeen, den ersten in Preußen neben Magdeburg-Leipzig und Berlin-Potsdam, durch Aufhebung der Binnenzölle, dadurch den Zollverein vorbereitend, durch Organisation des Armenwesens, Wasserbauten, Gemeinheitsteilungen, Befreiung der Domänenbauern. Mit genialem Blick verfuhr er bei Behandlung der Beamten. „Bei der Beurteilung der Verdienstlichkeit eines Geschäftsmannes“, so hat er einmal erklärt, „kommt es nicht auf sein Betragen in einzelnen Fällen an, dies mag übereilt, irrig, fehlerhaft gewesen sein, sondern auf das Ganze seiner Geschäftsführung.“ Sein Haß gegen das Schreibwesen, den Mietlingsgeist der Bureaucratie wuchs mit den Jahren immer mehr. Er erklärte es bald für eine der Hauptaufgaben, die „Fesseln zu zerbrechen, durch welche die Bureaucratie den Aufschwung der menschlichen Tätigkeit hemme, die Anhänglichkeit ans Mechanische zu zerstören, die diese Regierungsform beherrsche“.

Während dieser seiner Wirksamkeit in den westlichen preußischen Provinzen durchdrang er sich auch mehr und mehr mit der Überzeugung von der Reformbedürftigkeit der preußischen Zentralverwaltung. Er stand dem preußischen Beamtenwesen im Grunde innerlich fremd gegenüber. Er ist überhaupt niemals ganz in den Geist des Preußentums, seiner festen Disziplin, seines straffen Gefüges mit monarchischer Spitze, gedrungen. Ihm war Preußen lediglich Mittel zum Zwecke, zur Entwicklung des Deutschtums. Zwar schreibt er im Jahre 1792 bewundernd über das preußische Heer: „Es ist seelenerhebend, hierin das Werk des großen Mannes zu erkennen, den wir selbst nach seiner langen Regierung zu früh verloren.“ Er hat auch einmal geschrieben: „Ich halte es für ein tiefes Versinken in Egoismus, wenn man den Soldatenstand nicht für den ehrenvollsten hält zu jeder Zeit seines Lebens.“ Aber so kategorisch hat er sein Urteil über das Heerwesen doch nur ausnahmsweise formuliert. So innerlich war er nicht von dem militärischen Geiste Preußens erfüllt. Er hat auch gar kein Verständnis für die durch die Selbsterhaltung gebotene Neutralitätspolitik Preußens in Basel gehabt, weil er sie nur als Deutscher beurteilte und als solcher allerdings verdammen mußte. Er erklärte ausdrücklich: „Ich habe nur ein Vaterland, das ist Deutschland.“ Programmatisch findet sein Verhältnis zu Preußen seine Fassung in seinem berühmten Brief an den Fürsten von Nassau-Usingen vom Januar 1804. Dort bezeichnet er Preußen neben Osterreich als den Staat, auf dem die Fortentwicklung Deutschlands beruhe. Als er am 27. Oktober 1804 ins Ministerium berufen wurde, nahm er das ihm angebotene Amt mit den Worten an: „Wenn man innig überzeugt ist, daß Deutschlands Veredelung und Kultur fest und unzertrenn-

lich an das Glück der preußischen Monarchie gekettet ist, so kann man gewiß nicht einen Augenblick zwischen Pflicht und Persönlichkeit schwanken.“ Als Nichtpreuße unternahm er mit einer ganz beispiellosen Rücksichtslosigkeit den Kampf gegen die überlebte preußische Kabinettsregierung. Er hat das Verdikt über sie schon am 8. Februar 1797 in einem Privatbriefe gefällt. Als er, interessanterweise insbesondere durch den Mann, den er nachher am meisten und etwas ungerecht bekämpfte, durch den Kabinettsrat Beyme, in das Ministerium gekommen war, hat er, nachdem er einige fruchtbringende Organisationen und Maßnahmen in dem ihm übertragenen Akzise- und Fabrikendepartement ins Leben gerufen hatte, unter ihnen das Statistische Bureau, die Regelung des Bankwesens und die Aufhebung der Binnen- und Landzölle in einer großen Anzahl von Landschaften, im April 1806 jene vernichtende, den „Aufriß eines neuen Preußens“ enthaltende Kritik der Zentralorganisation geschrieben, die wegen ihrer Leidenschaftlichkeit dem Könige nicht vorgelegt werden konnte. Sein ganzes Auftreten wurde seitdem immer unpreußischer. Er predigte geradezu Rebellion in der Beamten-schaft. Einstweilen kam es zwar noch nicht zur Explosion zwischen ihm und Friedrich Wilhelm III., der ihn nie gemocht hat, wenn er auch öfter in seiner gerechten Art sehr lobende Urteile über ihn fällte. Nach der Katastrophe auf den thüringischen Schlachtfeldern, kurz vor deren Eintritt Stein noch den Vorschlag einer progressiven Einkommensteuer nach englischem Muster gemacht hatte und während der er alle Rassen seines Ressorts zu retten wußte — eine Tat, die die Kriegführung im Jahre 1807 ermöglichte —, fand sogar noch eine Annäherung zwischen dem Herrscher und dem Minister statt. Friedrich Wilhelm räumte ihm gleichsam die führende Stellung ein. Aber hierbei ereignete sich nun der Konflikt zwischen den beiden, der früher oder später doch einmal kommen mußte. Das unglückselige leidenschaftliche Temperament Steins, seine Ungeduld, seine Rücksichtslosigkeit verdarb alles. So sehr er in der Sache im Recht war, so verfehlt war die Form, in der er vorging. So kam es zu dem schrillen Mißklang. Friedrich Wilhelm wußte sich nicht in die Lage hineinzufinden, glaubte noch eine Stellung beanspruchen zu dürfen, wie sie seine Vorfahren Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. innegehabt hatten, und jagte Stein weg mit Ausdrücken, wie sie Friedrich der Große ganz genau so, vermutlich noch schärfer gebraucht haben würde einem Minister gegenüber, der so gegen ihn aufgetreten wäre, wie Stein es sich kraft seiner geistigen Überlegenheit gegen Friedrich Wilhelm herausnahm. Der Hauptindruck, den wir heute haben, ist die schände Undankbarkeit und Ungerechtigkeit Friedrich Wilhelms III. Der Eindruck ist ungemein häßlich. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß Stein selbst einen großen Teil der Schuld an seinem Sturze trägt. Wäre die Königin damals nicht krank gewesen, wäre es vielleicht anders gekommen. Sie hätte möglicherweise noch mildernd wirken und vermitteln können. Wie oft haben die Freunde des Freiherrn beklagt, daß es nicht seine Gabe sei, die Menschen zu gewinnen und zu behandeln, über-

haupt Menschen zu kennen. Königin Luise, Hardenberg, Frau v. Berg, Clausewitz, der Staatsrat v. Buguelin und wer sonst noch alles, haben ihn immer wieder gebeten, vorsichtiger zu handeln, oder es doch als wünschenswert bezeichnet.

Tief verwundet ging Stein in seine Heimat. Dort schrieb er, veranlaßt durch den Fürsten Anton Radziwill, im Juni 1807 die berühmte Nassauer Denkschrift nieder, die ein großartiges Reformprogramm enthielt. Der Grundgedanke darin war, eine Kombination zwischen den Ideen von 1789 und den überlieferten Zuständen Preußens, sowie den protestantischen Idealen Deutschlands herbeizuführen. Eindringlich vertrat Stein die Anschauung, daß der Staat das Amt eines Erziehers habe. Kurz vor Abfassung der Schrift hatte er daran gedacht, in die Dienste Kaiser Alexanders I. zu treten, und fast wäre dies schon damals geschehen. Da erging, veranlaßt vermöge einer eigenartigen Fügung des Schicksals durch Napoleon selbst und durch Hardenberg, der Ruf an ihn, wieder an die Spitze der preussischen Geschäfte zu treten. Es war eine edle Tat von Friedrich Wilhelm, daß er sich überwand. Es war aber noch größer von Stein, die ihm zugefügte Beleidigung zu vergessen, dem Rufe zu folgen und die ungeheure Arbeit der Wiederbelebung des zusammengebrochenen preussischen Gemeinwesens zu übernehmen. Sehr wahr bezeichnet Lehmann diesen Augenblick als den größten in Steins Leben. Geradezu erhaben ist es, was Stein im August 1807, durch Krankheit ans Bett gefesselt, dem König schreibt: „Ich befolge Euer Majestät Befehle unbedingt.“ Von dem nach Preußen aufbrechenden Stein sagte jemand: „Er wird ein Pfeiler werden, in das Meer aufgerichtet.“ Und so war's. In den vierzehn inhaltschweren Monaten, während der der Reichsfreiherr das Reformwerk in die Hand nahm und den König dabei festhielt, da kam das preussische Gemeinwesen, das soeben nach dem treffenden Ausdruck eines Forschers eine pathologische Krisis, einen die Widerstandsfähigkeit des Staates aufhebenden Schwächezustand durchgemacht hatte, wieder zu sich. Wesentlichen Anteil daran, daß das Einvernehmen zwischen König und Staatsmann in dieser Zeit gut wurde und anhielt, hat die Königin Luise gehabt. Sie ist es gewesen, die gleich zu Anfang eine neue Explosion verhinderte. Fein hat sie bemerkt: „Wenn nur Stein in seinen Formen Herr ist und immer weniger sein will, als er ist, dann geht die Sache. Dissentieren, nicht Disputieren ist die Hauptsache und viel Geduld. Der König hängt an sanfter, ehrerbietiger Form sehr.“ Es ist m. E. irrig, wenn man immer die Stellung des Reichsfreiherrn als entlastend für Steins herrisches Auftreten ins Gefecht führt. Die Standesherrn und Kleinfürsten haben sich sonst sehr wohl in ein abhängiges Verhältnis zu schicken vermocht, vom Grafen Waldeck an bis zu den Stolbergs und Hohenlohes. Stein war eben eine undisziplinierte Herrschernatur. Um so höher ist es ihm anzurechnen, daß er im August 1807 dem Rufe des Königs von Preußen folgte.

Jetzt erst, im Oktober 1807, wurde die Kabinettregierung beseitigt,

nicht wie Treitschke früher angab, schon durch Hardenberg im April 1807. Damit war der Grundstein gelegt, auf dem weiter gebaut werden konnte. Allerorten mußte Stein Ersparnisse zu erzielen. Er beschaffte Geldmittel durch die Ausgabe von Pfandbriefen auf die Domänen und durchbrach das Prinzip von deren Unveräußerlichkeit. Jetzt wurden endlich Fachministerien an Stelle der veralteten Provinzialministerien gebildet, der Mechanismus der Bureaucratie wesentlich vereinfacht, die denkwürdige Agrarreform ins Leben gerufen und vor allen Dingen die Städteordnung vom 19. November 1808 geschaffen. Lehmann hat nachgewiesen, daß Stein dabei wesentlich Gedanken aus dem revolutionären Frankreich übernommen hat. Sein Ziel bei dem ganzen Reformwerk war, wie er später gesagt hat, vornehmlich, den Egoismus zu bändigen. Bereits im Oktober 1792 hatte Stein, als es galt, Vortehrungen gegen das Heranfluten der Franzosen zu treffen, eine wunderbare Macht auf die Gemüter ausgeübt. Sie ließ ihn, so hebt Lehmann hervor, wie geschaffen erscheinen, die Folgen auch der schlimmsten Niederlage abzuwenden und den glänzendsten Sieg vorzubereiten. In den Jahren 1807 und 1808 zeigte sich diese Eigenschaft bei ihm im strahlendsten Lichte. „Es war, als wenn er vermocht hätte, einem toten Körper neues Leben einzuhauchen.“

Aber es lag in Steins Persönlichkeit auch gleich ein unglückbringendes Element. Das Reformwerk wurde bereits erheblich gehemmt durch die Verhandlungen mit dem Vertreter Napoleons in Berlin, dem Generalintendanten Daru, über die zu zahlende Kontribution. Zu diplomatischen Verhandlungen eignete sich Stein aber, wie schon gesagt, nun einmal nicht. Der Freiherr wurde von Daru zur Zurücknahme von Anordnungen gezwungen. Er mußte tüchtige Beamte preisgeben, fühlte sich bewogen, zur Bestechung von französischen Beamten und zur Vorlegung gefälschter Etats zu schweigen, sah sich selbst zur Doppelsüchtigkeit gedrängt und erreichte — nichts. Es ist eine der lehrreichsten Erscheinungen: dieser hochsittliche, tiefreligiöse Geist, dessen ganzes Bestreben darauf ging, gerade eine Politik zu treiben, die vor dem strengsten Sittentode — die konservativen Doktrinäre späterer Zeit, wie Ludwig Gerlach und Kleist-Resow, würden gesagt haben „vor dem Katechismus“ — bestehen konnte, steuerte je länger je mehr in die Bahn des Macchiavellismus. Das tritt im Jahre 1808 bei den Vorbereitungen zur Erhebung geradezu erschütternd zutage. Da gelangte Stein zu der Auffassung, daß es ein „Menschenrecht“ sei, einen geschlossenen Vertrag zu brechen. „Soll es Napoleon allein erlaubt sein,“ so fragte er, „an die Stelle des Rechts Willkür, der Wahrheit Lüge zu setzen?“ Er wollte den Franzosen Truppen überlassen, die sich im gegebenen Augenblick mit den Österreichern vereinigen sollten. In diesem Gedanken fand sich das stolze Triumvirat Stein, Scharnhorst und Gneisenau im Juli 1808 zusammen. So schrieb Stein jenen verhängnisvollen Brief, der in die Hände des Schlachtenkaisers fiel und die Konspirationen des Freiherrn aufdeckte. Die Absendung des Briefes war der große Mißgriff seines Lebens. Er



UNIVERSITY OF ILLINOIS

erwies sich dabei nicht nur wieder als ein schlechter Menschenkenner, indem er diesen Brief gerade an einen Mann wie den Fürsten Wittgenstein richtete. Vor allem verriet er dabei, wie auch Lehmann sagt, eine ganz unentschuldbare Gleichgültigkeit gegen die elementaren Regeln der Diplomatie. Es war Preußens Glück, daß der Imperator durch die augenblickliche Weltlage zufällig verhindert war, mit ganzer Wucht gegen Preußen vorzugehen. So wurde noch mancherlei von dem Reformwerk, vor allem die Städteordnung, vollendet. Stein selbst aber fühlte sofort, daß seine Stunde geschlagen hatte. Die Entscheidung wurde indes von Friedrich Wilhelm noch hinausgeschoben. Inzwischen verscherzte sich Stein durch offenbare Eigenmächtigkeiten das nie ganz feste Vertrauen des Königs. Man muß sich vergegenwärtigen, daß Friedrich der Große im Gedanken an Richelieu und Graf Adam von Schwarzenberg, von dem er sich allerdings ein falsches Bild konstruiert hatte, seine Nachfolger immer wieder dringend vor der Vormundschaft eines Premierministers gewarnt hatte. Begreiflich, daß in König Friedrich Wilhelm III. bei solchen Eigenmächtigkeiten das alte Mißtrauen gegen den Freiherrn wieder erwachte und er beiseite gedrängt zu werden fürchtete. Stein verlor in jener Zeit auch den Rückhalt bei der Königin, die gegen ihn verstimmt wurde. Sie beide hatten, wie Lehmann sehr richtig hervorhebt, während des Reformwerks gleichsam eine geistige Vernunftese geschlossen. Diese hörte auf, als es eine Meinungsverschiedenheit tieferer Natur gegeben hatte, über die wir nicht ganz klar unterrichtet sind, bei der Stein sachlich wieder im Recht gewesen zu sein scheint, bei der sich Luise aber durch die „Eitelkeit“ des Freiherrn verletzt fühlte. Zertwürfnisse mit Mitarbeitern und die Mißstimmung einflussreicher Kreise, im Grunde auch des ganzen Hofes, gegen ihn kamen hinzu. Man kennt das scharfe Urteil Yorks über Stein. Da bedurfte es nur noch eines Wortes des durch Napoleon in Erfurt eingeschüchterten Ministers des Auswärtigen, Grafen von der Goltz, von dessen Räte Friedrich Wilhelm seine Entschließung über Steins Bleiben oder Nichtbleiben abhängig gemacht hatte, um die Entlassung des großen Ministers herbeizuführen (24. November 1808). Zum zweiten Male schloß Steins öffentliche Wirksamkeit so mit einem Mißklang, wenn sich seine Trennung von dem preussischen Könige diesmal auch in würdigen Formen vollzog. Und nun erfolgte am 8. Dezember 1808 der berühmte Achtbrief Napoleons gegen Stein, der diesen für alle Zeit zum nationalen Märtyrer stempelte. In der Tat: „Ein Moment der Universalgeschichte“, wie Lehmann sagt, vergleichbar der gegen Luther verhängten Acht.

Die Achterklärung leitete die trübste Zeit im Leben Steins ein. Es ist nicht seine persönliche Gefährdung und seine materielle Bedrängnis, was sie für uns so trübe erscheinen läßt. Noch trüber wird sie durch seine Verbitterung gegen das unschlüssige Preußen. Was ist das für ein bitteres Wort, das er damals sprach: „Man wird es für ein Glück halten, daß eine Macht, die durch ihren Ehrgeiz anfangs Europa erschütterte, die keine Pflicht weder gegen sich noch gegen den europäischen Staatenbund erfüllt hat, zu

sein aufhöre.“ Seltsam mutet es an, daß er in Briefen an den König rundweg bestreitet, den Aufstand vorbereitet zu haben, wo doch der Brief an Fürst Wittgenstein und noch weitergehende Briefe an Graf Goetzen in Schlesien vorliegen. Am meisten muß es aber Verwunderung erregen, daß dieser stolze Mann zweimal andere ersuchte, sich für ihn bei Napoleon, über den er sich sonst in den denkbar schroffsten Ausdrücken zu ergehen pflegte, zu verwenden. Das deutet doch auf eine betrübende seelische Depression in Steins Innern. Dadurch, daß der preußische König dem der Einnahmen aus seinen Gütern Beraubten eine Pension von 5000 Thalern bewilligte und der Herzog von Nassau ihm eine jährliche Unterstützung von 2000 Gulden aussetzte, blieb Stein schließlich vor materieller Not bewahrt. In der Abgeschiedenheit von Brünn und Troppau, dort zusammen mit dem rache-dürstenden Korfen Pozzo di Borgo, später in Prag, harrte er nunmehr der Stunde, in der man seiner bedürfen würde. Osterreich, auf das er hoffte, wollte ihn nicht. Er spielte ihm gegenüber die Rolle des vergebens um Erhöhung stehenden Liebhabers. Preußen dagegen begehrte doch gelegentlich wieder seinen Rat, und da fiel das schneidend-tapferere Wort des Vertriebenen, das sich gegen Schön und Altenstein, von denen der eine sein Freund war, richtete: „Man hänge den Minister, der von Ländereffession spricht.“ Er gab Hardenberg auch den Gedanken ein, die oppositionellen Junter Marwis und Findenstein nach Richelieuschem Muster auf die Festung zu setzen.

Schließlich entsann sich der Zar Alexander wieder seiner und rief ihn (im Mai 1812). Wieder zweifelte Stein, wie im August 1807, als Friedrich Wilhelm ihn rief, nicht einen Augenblick, was er tun sollte, und ging nach Rußland. Er holte sich Ernst Moriz Arndt, um ihn als eine Art weltlichen Feldprediger im bevorstehenden Kampfe zu verwenden. Der gefiel ihm. „Recht so!“ hat er zu dem waderen Sohne Rügens einmal gesagt, „Sie sind immer kurz und geradeaus; ich mag die Wortschneidler nicht, die weitschweifigen Entwickler; sie feuern meist in die Luft, statt die Sache zu treffen.“ Arndt aber, wie sich's versteht, begeisterte sich für die mannhafte Größe des Freiherrn. Freilich meinte auch er bald: „Der Alte ist zu heftig.“ Während Arndts Schriften den Volksgeist bearbeiteten, manchmal allerdings mit sehr gewagten, nur durch die Erregung der Zeit zu erklärenden Mitteln, wegen deren Anwendung dem treuen Mann später doch einigermaßen das Gewissen schlug, gewann Stein durch seine hochbedeutenden Denkschriften immer mehr Einfluß auf den Zaren. In dem preußischen Reformwerk hatte er die erste weltgeschichtliche Tat vollbracht. Als er durch seine Denkschrift vom 17. November 1812 den Zaren bestimmte, nicht an der russischen Grenze Halt zu machen, sondern den Krieg fortzusetzen, vollbrachte er die zweite. Alexander stellte ihm dann jene kühne Vollmacht aus, durch die er ermächtigt wurde, mit allen Mitteln, Absetzung von Beamten usw., die Hilfsquellen des Landes „für die gute Sache“ nutzbar zu machen. Vermöge dieser Vollmacht brachte Stein gegen den Willen von

Theodor v. Schön und des Landhofmeisters v. Auerwald das politische Tauroggen, den Königsberger Landtag, zuwege und dank des herrlichen Geistes der ostpreussischen Stände 20 000 ostpreussische Landwehrmänner auf die Beine. Wieder einer jener mächtigen Impulse, die Steins Größe ausmachen. Er selbst war überrascht von dem großherzigen Geist, den er jetzt in deutschen Landen fand. Verwundert rief er aus: „Der Geist der Bewohner Deutschlands hat sich seit 1805 so umgewandelt, daß man fast in einem unbekanntem Lande sich zu finden glaubt.“ Einst hatte er von nordischer Gemüthlosigkeit der Preußen gesprochen. Jetzt erkannte er, daß er ihnen damit schweres Unrecht getan hatte. Einst hatte er im Anmut über Kurzsichtigkeit und Egoismus des ostelbischen Adels das Kind mit dem Bade ausschütten und diesen kernigen Kleinadel abschaffen wollen, obwohl er doch selbst so oft von der Notwendigkeit des Adels und von dessen Vorzügen gesprochen hatte. Jetzt lernte er voller Bewunderung die Vorzüge dieses Kleinadels kennen. Der Höhepunkt seines Lebens war es, als am 27. Februar 1813 das Bündnis zwischen Preußen und Rußland zustande kam. Dann ging es mit seinem Einfluß schnell bergab. Zwar gab er die Hauptdirektiven für den denkwürdigen Kaiserlichen Aufruf, in dem die Unabhängigkeit Deutschlands und die Zerstörung des Rheinbundes proklamiert wurde. Im Zentralverwaltungsrath, einer Organisation, die eine Folge der ihm von Alexander erteilten Vollmacht zur Erschließung der Hilfsquellen des Landes darstellte, erfuhr Stein dagegen, obwohl ihm darin der Vorsitz zufiel, nichts von dem Abschluß des Waffenstillstandes vom 4. Juni. Noch weniger konnte er mitwirken in dem seit der Leipziger Schlacht gebildeten Zentralverwaltungsdepartement, dessen Tätigkeitssprenkel sich nur auf die herrenlosen Länder erstreckte. Dort hat er nicht einmal bei dem Abschluß des von ihm natürlich verurteilten Vertrages von Ried mitzureden gehabt. Freilich seine Titanennatur fühlte sich in grimmigem Behagen, als die Fürsten in Frankfurt bei ihm antichambrierten. „Die Sintflut von Pringen und Souveränen beginnt sich zu verlaufen“, schreibt er einmal. Imponierend war sein Auftreten auf dem Wiener Kongreß. Mit den geistreichen, ahnungsvollen Denkschriften, die er damals schrieb, war freilich nicht viel anzufangen. So viel tiefe Gedanken darin ausgesprochen, so viel Samenkörner zu neuen Ideen und einstigen Gestaltungen darin ausgestreut wurden, im großen und ganzen bewegten sie sich doch sehr im Reich der Phantasie. Der Romantiker, der Stein seit dem Exil geworden war, konnte nicht ablassen, von Kaiser und Reich zu predigen, und wollte durchaus dem Hause Lothringen wieder die Kaiserkrone aufzwingen. Ihm war selbst in Oesterreich nicht zum Bewußtsein gekommen, daß diese Welt in ihrer Abgekehrtheit von den deutschen Interessen, die so lau am Befreiungskampfe teilgenommen hatte, in jener Stunde unmdglich den Vorrang vor Preußen, das das meiste zum Befreiungswerke getan hatte, erhalten konnte. Bei der Gestaltung des Verfassungswerkes drang er nur sehr zum Teil durch, und es war daher kein Wunder, wenn die Bundesakte, wie sie schließlich zustande

kam, nicht nach seinem Herzen war. Er betrachtete den ganzen Kongreß überhaupt nur mit dem Auge des Ethikers, nicht mit dem des Staatsmannes. Er verschloß sich vollständig der Tatsache, daß hier doch im Grunde ein Ringen um die Macht stattfand. Er sah da nur den Kampf des Guten mit dem Bösen. Seine letzte Tat war es dann, daß er am 8. März 1815 die Ahterklärung Napoleons durchsetzte. Mit diesem Vergeltungsakt hatte seine größere politische Mission ihr Ende erreicht. Zwar winkte ihm noch die Tätigkeit eines Bundestagsgesandten. Die beiden deutschen Großmächte boten ihm ihre Vertretung in Frankfurt an. Aber den Österreichern versagte sich Stein gleich. Je länger je mehr wurde er sich darüber klar, daß sein Platz in Preußen und daß Preußen die deutsche Macht der Zukunft sei. Preußischer Bundestagsgesandter wurde er freilich nicht, weil die preußische Regierung sich nicht dazu verstand, ihn etwas von den bürokratischen Fesseln zu befreien, wie Stein es gewünscht hatte. Er hat dann noch ein drittes Mal eine politische Rolle in Preußen gespielt als Leiter des westfälischen Landtages. Aber seine Heftigkeit verdarb es auch hier. Auch diese Tätigkeit schloß mit einem Mißllange.

Sein Hauptwerk in den anderthalb Jahrzehnten nach den Kriegsjahren, die er noch am Leben blieb, war, wie man weiß, die Stiftung der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, die er mit einer Anzahl Abligier ins Leben rief, und der Beginn der Herausgabe der Monumenta Germaniae, an der noch heute ein Gelehrtenkreis beschäftigt ist. Früh schon hatte er regen Sinn für die Pflege der Geschichte gezeigt. Auch als Aristokrat hatte er ein Herz für sie. „Durch die Erinnerung der Taten der Voreltern verbindet sich der Ruhm der Nation mit der Familienehre“, lautet eine tiefe Bemerkung von ihm. In den Jahren der Reform unterstützte er eine Sammlung altdeutscher Gedichte aus eigener Tasche. Auch für die Monumente gab er ansehnliche Summen aus dem Seinigen her. Diese Opferwilligkeit erstreckte sich bei ihm noch auf andere Tätigkeitsgebiete. Schon in der Zeit, da er in der Grafschaft Mark Chaussees baute, schloß er aus eigenem Vermögen Gelder vor, mit deren Zahlung die Regierung zögerte. Ein andermal unterstützte er die Berliner Erwerbsschulen, da der preußische Staat ihnen in der Zeit der Not nicht helfen konnte, aus seinen Mitteln. Das sind Beweise der Hochherzigkeit, die nicht allzuhäufig ihresgleichen finden. Einen der rührendsten Züge aus seinem Leben bildet die Art, mit der er sich seines untergegangenen Bruders Gottfried annahm und ihm half (Lehmann III, 367 f.). Aus dieser Begebenheit hätte Seannot Frhr. v. Grotthuß Züge für seine Novelle „Segen der Sünde“ entlehnen können.

Gewiß steckten in Stein mancherlei Widersprüche. Aber die Männer von leidenschaftlichem Temperament haben sich von jeher oft widersprochen. Wir brauchen gar nicht an Steins schwankendes Urteil über den preußischen Adel denken, das durch die verschiedenen Phasen der Zeit bedingt wurde, wenn wir solche Widersprüche feststellen wollen. Noch inkonsequenter ist vielleicht seine Haltung gegenüber der katholischen Kirche. Am 5. Januar

1803 meinte er: „Als Ausfluß des Mönchtums ist der Katholizismus wahre Geisteslähmung.“ Demgemäß wollte er die Klöster aufheben. Gelegentlich nimmt er aber davon die Franziskaner und alle der Erziehung gewidmeten Klöster aus. Befremdend mutet es an, wenn er im Beginn der Revolutionszeit selbst den preußischen Beamten des linken Rheinufers empfahl, sich unter die Botmäßigkeit der Franzosen zu stellen, später aber ein todeswürdiges Verbrechen darin sah. Eine Folgewidrigkeit eigentümlicher Natur muß man auch darin erblicken, daß er Befreiung und Eigentumsverleihung für die Privatbauern mit Leidenschaft erstrebte, auf seinen eigenen Gütern an der Lahn und am Rhein diesen Schritt aber nicht tat, obwohl viele andere Edelleute im westlichen Deutschland sich dazu herbeiließen. Die Münzverschlechterungen, die Friedrich der Große einst aus Gründen der Staatsraison, wie vor ihm noch viel mehr Ludwig XIV., vorgenommen hatte, erklärte Stein anfangs für verwerflich; später aber empfahl er selbst das Mittel. Einer seiner Hauptgedanken, den er jedoch nicht mehr verwirklichen konnte, da er sein Ministerium verlor, war die Idee der Reichsstände. Das hinderte ihn nicht, kurz nachher die Nation in den schärfsten Worten dazu für völlig unreif zu erklären. Freilich würde er sich wohl stets gegen das allgemeine gleiche Wahlrecht ausgesprochen haben. Er verlangte eine „Repräsentation nach Ständen, nicht die arithmetische Zerstückelung einer in einen großen Teig, in eine chemische Flüssigkeit atomenweise aufgelösten Nation“. Die Zünfte wollte er abschaffen. Nachher redete er ihnen selbst wieder das Wort. Polens Teilung verurteilte er, aber Dänemarks Zerstückelung empfahl er unbedenklich. Beymes hatte er um jeden Preis zu beseitigen gesucht; bei seinem endgültigen Rücktritt vom Ministerium, bei dem ihn der König noch wohlwollend wegen seines Nachfolgers zu Rate zog, empfahl er ganz ernsthaft Beymes Ernennung. Über Hardenberg konnte er gelegentlich summarisch in den schärfsten Worten aburteilen, und kaum ein Jahr darauf faßte er zu ihm wieder unbedingtes Vertrauen. Von seinen wechselnden Urteilen über Friedrich Wilhelm III., die zum Teil durchaus über diesen allerdings schwer zu würdigenden Monarchen absprachen, wollen wir nicht reden. Erfreulich ist, daß sein Urteil zuletzt günstiger für den König lautet. Sein aristokratisches Vorurteil, in dem er, ähnlich wie Chlodwig Hohenlohe, eine starke Abneigung gegen alles, was „steif und bürgerlich“ war, empfand und das ihn veranlaßte, einen gesellschaftlich nicht sehr gewandten Beamten wie den Statistiker Kraus nicht an die Spitze des statistischen Bureau's zu stellen, zeigt sich deutlich darin, daß er den Militärreformen wie Sneysenau und Scharnhorst anfangs nicht beipflichten wollte, als diese Abschaffung der Prügelstrafe im Heere verlangten. Auch auf die Zensur wollte er nicht ganz Verzicht leisten, weil er es für notwendig hielt, mit diesem Mittel eine „verderbte öffentliche Meinung“ im Zaume zu halten. Eine der interessantesten, ja lehrreichsten Erscheinungen bei diesem freiheitlichen Geiste, die ihm manche geradezu als freventlichen Widerspruch auszulegen geneigt sein werden, ist sein Antisemitismus. Im

Paderbornschen wollte er die Juden möglichst aus dem Lande schaffen und ihnen alles Hausieren unterfagen. Er gönnte den Juden kein staatliches Amt. Ihre Bitten um größere Bewegungsfreiheit lehnte er in der Regel ab. Furchtbar wettete er gegen die Wiener Bankiers mit ihren „jüdischen Bankiersseelen“. Um „dieser Bande“, wie er sich ausdrückte, das Handwerk zu legen und das Börsenspiel einzudämmen, schlug er geradezu vor, den Kurszettel abzuschaffen. Hierin zeigt sich der mit peinlicher Sittlichkeit empfindende Germanengeist. Heute versteigen sich geistvolle Universitätslehrer freilich dazu, solche Anschauungen als „pervers“ zu bezeichnen.

Nur wenig war in diesem leidenschaftlich fürs Vaterland schlagenden Herzen das Gefühl für das Wesen der Weiblichkeit entwickelt. Wohl hat ihn echte Freundschaft mit edlen Frauen, außer mit Frau v. Berg und seiner Schwester Marianne noch mit der Gräfin Brühl, der Gräfin Orloff, den Prinzessinnen Wilhelm und Radziwill und noch anderen verbunden. Das waren aber wesentlich geistige Bündnisse. Wie wenig innig ist dagegen das Verhältnis zu seiner Gemahlin gewesen, so ungetrüb't es im ganzen vielleicht war. Das wird einem recht klar, wenn man z. B. an Bismarcks innige Ehe denkt. Schon das Zustandekommen der Verbindung mit der Gräfin Wallmoden hat etwas überraschend Prosaisches, Gemütloses an sich. Gneisenau hat einmal von Stein gesagt: „Er ist der Liebe eben nicht hold und verdammt so gern ihre süßen Gefühle.“ Sein ganzes Wesen hat in dieser Beziehung etwas Sprödes, ja Prüdes an sich. Aus dieser Kälte der Weiblichkeit gegenüber ist auch zweifellos die Tatsache zu erklären, daß er nie die richtige Würdigung der unendlich weiblichen, liebreizenden Persönlichkeit der Königin Luise fand. Auch das Fehlen des Humors ist bei Stein bemerkenswert; ihm stand nur grimmiger Sarkasmus zur Verfügung. Eine aus der Zeit zu erklärende beklagenswerte Erscheinung ist die Tatsache, daß dieser deutsche Mann fast durchweg einen französischen Briefwechsel geführt hat. Einmal nahm er sich in der Zeit der französischen Revolution vor, mit dieser undeutschen Gewohnheit zu brechen. Er führte den Vorsatz aber nicht durch; und erst in den letzten Jahren begegnen wir mehr dem deutschen Idiom in seinen Briefen.

Schauen wir auf die ganze Persönlichkeit, so haben wir in ihm einen Mann vor uns, der in majestätischer Charaktergröße voll gewaltigen Schaffensdranges mit tiefgenialem Blick für das Wesen der inneren Politik dahingewandelt ist durch seine Zeit in frommem, kindlichem Sinn, den er einmal für „die einzige Weisheit und höchste Wahrheit“ erklärt hat. Er war nicht so besonnen wie Scharnhorst und nicht so sprachgewaltig wie Gneisenau. Aber wenn er, um mit Treitschke zu sprechen, seine schwerwiegenden Gedanken in markigem, altoäterischem Deutsch aussprach, in jener wuchtigen Kürze, die der verhaltenen Leidenschaft des echten Germanen natürlich ist, dann verstummte jedes unedle Wort. Die Schläge seines Zornes waren von zermalmender Wucht. „Wer aber ein Mann war, ging immer leuchtenden Blickes und gehobenen Mutes von dem Glaubensstarken hinweg.“

Ein Abglanz dieser herrlichen Persönlichkeit liegt wirklich in jenem Marmorbild, das über seiner Vaterstadt ragt. Wenn wir heute dort droben die unterste Gestalt mit dem breiten Nacken und den mächtigen Schultern, der Eulennase über den feinen, lebenssprühenden Lippen betrachten, dann meinen wir wohl die braunen Augen unter der hochgewölbten Stirn funkeln zu sehen, mit denen er einst in die Tiefen der Seelen zu dringen schien, und stellen uns vor, wie der stolze Reichsfreiherr leidenschaftlich, edig und souverän die große Hand hebt und einen seiner Leitsätze ausspricht, etwa jenen, den er im Jahre 1810 aufstellte: „Es ist nicht hinreichend, die Meinungen des jetzigen Geschlechts zu lenken, wichtiger ist es, die Kräfte des folgenden Geschlechts zu entwickeln.“ Und in ehrfurchtsvoller Scheu treten wir heran und legen huldigend einen Eichenkranz zu seinen Füßen nieder.



An ein gestorbenes blindes Mädchen

Von

Erna Ludwig

Wir nannten blind dich — doch jetzt bist du sehend!
Und wir sind jene, die im Dunkel harren,
Das finstre Rätsel um Enthüllung stehend.

Wir klagten, daß dein Auge nicht mehr schaute
Des Mondes Strahl, der Sterne selig Schimmern,
Das Sonnengold, wenn rings der Himmel blaute!

Nun aber bist du selber eingegangen
In Licht und Glanz, in ewige Strahlenreiche,
In aller Sonnen und Planeten Drangen!

Wir waren es, die oft in stummem Weinen
Beklagten deine bittre Not der Seele — —
Jetzt darf sie sich mit Göttlichem vereinen —

In neuem, unerfaßbar neuem Leben
Wirft du befreit die Sehnsuchtsvolle baden,
Mit ihr in himmlischer Verjüngung schweben!

Jetzt bist du sehend — und wir sind die Blinden,
Die tastend suchen in dem Weltenrätsel,
Bis wir dich einst im Lichte wiederfinden.





Eifelstimmungen

Von

Clara Viebig

Biehende Wolken, in langen breiten Streifen hingewischt oder in festen, runden Ballen sich wie Schnee im matten Blau aufeinanderpackend — das ist Eifelhimmel, Sommerhimmel. Immer ist er unruhig, bewegt, wie beseelt von heimlich-leidenschaftlichen Empfindungen; stets wechselnd. Jetzt eben Sonnenschein, nun rasch ein Regenschauer, der die nackten Ruppen der Hügel, das wellige Auf und Ab des grünen Hochlands ins tiefste Grau der Melancholie hüllt; und dann auf einmal wieder lachender Glanz, eine Helle, eine Lichtumflossenheit, daß die eben noch so kargen Höhen sanfte Matten zeigen und man nicht begreift, warum es um die eigne Seele sich wie ein Schleier gelegt hat, warum man zitternd atmet in einer bangen und doch süßen Wehmut.

Hier ist alles Stimmung; in der Eifel weit mehr, denn in irgend einem andern Gebirge. Von einer absoluten Schönheit kann nicht die Rede sein; es gibt hier so endlose öde Strecken ginsterbewachsenen, baumlosen Heidelands, daß der, der nur obenhin sieht, wohl vorwurfsvoll fragen mag: „Also das ist die Eifel?!“ Und ein Gähnen nicht unterdrücken kann, wenn das Bimmelbähnchen langsam den Plateaurücken hinansteigt, der Wagen noch langsamer die stetig steigende Chauffee nimmt, wohl ein wenig beschleunigter in die Talmulde hinabzockelt, dann aber um so langsamer wieder hinantriecht. Ewiges Auf und Ab.

„Uns buckelige Gäjend“, sagen die Leute mit einem Seufzer und hucken dabei doch willig die schwere Graslast auf, die ihnen Kopf und Schultern nach vorne drückt; langsam wandern sie unter bleierner Bürde ihrem Dorfe zu. Weit ist der Weg dahin; in der einsamen Landschaft kein Haus, nur ein „Fußfällchen“ am Weg, ein winziges Häuschen, weißgefaßt, darin im fensterlosen steinernen Raum das Betbänkchen unterm bunten Heiligenpüppchen zu ein paar Aves einlädt.

Ebereschen, windgezaust, mit grauen, wehenden Mooszotteln reihen sich Stamm an Stamm; es scheint langweilig, hier zu fahren, mühselig, hier zu wandern, weit liegen die Ortschaften voneinander, die Dörfer sind nicht

dichtgefät, aber wer Augen hat zu sehen, der sieht hier doch etwas. Er sieht mehr, weit mehr, als er sich selber hat träumen lassen, wenn seine Phantasie ihm unberührte Natur, Einsamkeit mit Schönheit gepaart, vorgautelte. Einsamkeit ist immer schön; hier aber kommt noch zu ihr der ungehinderte Blick in alle Fernen. Wir sind am höchsten, rund um uns blaue Weiten, von einer Leuchtkraft der Farbe, von einer Tiefe und Kraftdurchdrungenheit, daß wir uns fragen: kann das ein Maler je wiedergeben?

Alle Farben sind hier leuchtender, das Smaragd der Matten ist viel smaragdner, das Gold des Ginsters viel goldener, das Silber der Bäche viel silberner, alle Edelsteine der Welt dünken uns über die Wiesen geschüttet, die im Grunde die Bachläufe umsäumen. Und wenn die Sonne zur Küste geht, welches Rot! Purpurn erglüht das Heidekraut, das bunte Laub herbflüchlicher Büsche; die getünchten Mauern fernen Gemäuers, Kirche und Dorf scheinen zu brennen; und das glüht alles noch fort, wenn die Sonne schon geschwunden ist und nur noch Streifen am Horizont zeigen, wo sie hinter jener Ruppe versunken ist.

Ein Land für Maler, das geborene Land für Maler — nein, das Land für geborne Maler, für Maler von Gottes Gnaden. Nur einer von ihnen wird etwas wiedergeben können von dem Zauber, der um Eifelhöhen spinnt, der über den Halben liegt und den Heiden, der im Grund der Maare schlummert, die den Höhen in den Schoß gebettet sind. —

Vor wenig Wochen stand ich auf dem Mäuseberg bei Daun und schaute hinab aufs Weinsfelder Maar, aufs Totenmaar, wie es im Volksmund heißt. Im Regen war ich heraufgekommen, er umprasselte mich; es wehte, daß mich fror. Just das rechte Wetter fürs Totenmaar; düster steht das einsame Kirchlein am Maarufer. Die Ferne ist verhangen. Schwarz sinkt der Himmel tief herab, bleiern ruht das Maar. Drohend neigt sich der Mäuseberg, die höchste Ruppe des Kraterrandes, über. Böse fauchende Winde wollen uns hinabstoßen; es zerrt an unsern Kleidern, es peitscht uns, es umheult uns. Die Kränze der Totenhügel, die sich ums Kirchlein scharen; werden zerpfückt, sie rascheln und wispern, jedes Grashälmlchen zittert; es ist, als müßten selbst die Toten tief unten in ihren Gräbern erschauern.

Ängstlich laufen die Schafe, die das magere Gras weiden, zusammen, der Hund umkreist sie mit heiserem Winseln; sie möchten sich ducken, verkriechen — wohin? Unbarmherzig greift der Wind in ihr Fell, hier fliegt ein weißes Flöckchen und dort eins. Huß — huß —, hui — wie das pfeift! Und der Schäfer, der dabei steht, sich fest stemmend auf seinen knotigen Stab, die magere Gestalt lang geredt, erzählt uns dazu, daß sie hier einen gefunden haben im Maar in diesem Frühjahr. Der mochte wohl schon seit Herbst drinnen gelegen haben im Maar; ein Fischer drunten aus Schalkenmehren, der auch einmal hier oben das Fischen probieren wollte, fing ihn im Netz. Die Taschen hatte er voll Steine gestopft gehabt, untergehen hatte der wollen um jeden Preis.

Gerad' hier der rechte Ort dazu, zu vergessen und vergessen zu werden!
 „Niemand hat ihn gekannt. Da ist er begraben worden — da!“
 Der Schäfer hob seinen Stock und zeigte zum Kirchlein hin. Da war nun das Grab des Ungekannten im Winkel an der niedrigen Mauer, kaum gehäufelt, frisch noch, von dünnen Halmen wie von Strandgras überweht, aber kein Kreuz darauf, kein Stein, keine Tafel — eine ungeweihte Ruhestätte. Und doch, welche Weihe!

Der Wind hat sein Blasen eingestellt, der Regen zu prasseln aufgehört, plötzlich ist Ruhe da, diese große Ruhe, die wir alle sehnfüchtig suchen. Vom letzten Windstoß verschweicht, sind die schwarzen Wolken wie zerfetzte Ungeheuer davongestoben; die Wand, die uns die Ferne verstellt hat, ist zur Seite geschoben. Ah, da sind sie alle, die lieben Bekannten! Tief unten das Städtchen Daun auf grüner Matte, Häuschen und Hütten wie Spielzeug übereinanderggebaut. Da ist der Spiegel des Gemündner Maars, das so lieblich lächelt, wie das Totenmaar ernst blickt; es glänzt walddumgeben, wie aus buschigem Kranz herauf. Zur Linken die Regel der hohen Eifel, die hohe Aelt, die Nürburg, jest nach dem Regen gar nicht mehr so weit, sondern um vieles nähergerückt. Rechts das fischreiche Maar von Schaltenmehren, so rund und so blank, und immer noch weiter zur Rechten der spitze Turm der Klosterkirche von Buchholz, dahinter, schimmernd im Sonnenglanz, am Fuß des schlafenden Riesen, des Mosenbergs, die Perle der vulkanischen Eifel, Dorf Manderscheid. So weit, so weit kann man sehen!

Mir im Gesicht Moselberge und Hunsrüchhöhen; wie helle Vierecke schwimmt es im Duft — das sind die Felder am Hunsrüch. Ich ahne dort fleißige Hände, Äcker, Getreide, beladene Erntewagen, Hott und Hüh und Peitschentknall, mühselige Gespanne. Hier aber ist nichts vom Schaffen und Sorgen des Alltags, hier ist es ganz still, weltabgewandt; im erhabenen Schweigen fühlt man sich allem Irdischen entrückt. Es weht uns nicht mehr an wie Tod und Schrecken; vom uralten Kirchlein mit seinen Gräbern, vom unergründlichen Maar herauf steigt ein Friede, der nicht ist von dieser Welt. Und die Ferne, die Weite — wer hat je solche Fernsicht gesehen?!

In tiefstes Blau getauchte Höhen und Tiefen, immer neue Wellenlinien rundum, rechts, links, vor und zurück, immer wieder Hebungen, immer wieder Senkungen, und alles blau, blau, ein Meer von Blau, eine Flut von Farbe. Ach, wer das malen könnte!

Mir fällt ein Bild von Fris von Wille ein. Er hat das Maar auf dem Mosenberg gemalt. Es ist nicht so groß wie das Totenmaar und die Rundsicht von dort, der hier ähnlich, ist auch nicht so umfassend — wer könnte auch ein so weites Panorama auf ein so enges Stück Leinwand zwingen?! Aber auch er hat das Blau gesehen, das wunderbare Blau, das einen romantischen Saubermantel über die Landschaft wirft; auch er hat im verklärenden Schimmer die Höhen und Tiefen wiedergegeben, diese Wellen, die unsre Seele mit sich forttragen in Lust und Schwermut. Wohin — ?!

Eifelland — Land der Poesie! Hier atmet man tiefer, man schlürft die Luft wie einen Wein, man wird trunken vor Glück auf diesen Halben und freien Höhen, man möchte jubeln und muß doch weinen. Poesie, überall Poesie! Man atmet sie ein, man sieht, man hört, man fühlt sie, man kann sie mit Händen greifen, man wird förmlich gedrängt, sie wiederzugeben in Wort und in Bild.

Bild auf Bild, und jedes anders. Ein Grundton allen gemeinsam — die leise Melancholie — aber sonst wie verschieden! Hier Maar und nackte Kraterluppe, schwarz hängen noch die Lavabrocken überm runden, glatten Wasserauge — dort ein Dörflein, die im Sonnenlicht flimmernden weißen Häuschen gehorsam geschart um die ragende Kirche — da ein Städtchen zwischen Wellenhügeln, halb überweht vom Schnee; schwarz strecken nur ein paar spitze Tannen, ein paar Ulmen und Rüstern ihre nackten Äste ums Schloß, aus dessen Fensterreihen einst das alte Grafengeschlecht auf seine Hörigen herunterschaute. Schlösser genug in der Eifel, aber der Adel ist von ihnen heruntergestiegen; viele dienen nun gemeinnützigen Zwecken. Und in manchem stolzen Burghaus mit Wall und Graben haust jetzt der gemeine Mann, stellt seine Kühe im gleichen Stall unter, an dessen Krippe einst mutige Rosse wieherten.

Fast überall an die alten Burgen der Eifel, und seien sie auch nur mehr Ruinen, haben sich Hütten und Hüttchen angedrängt. Moosbewachsene Strohdächer mit rauchenden kleinen Schloten schmiegen sich ans geborstene Gemäuer des runden Turms, um den bei fahlem Sternenlicht die Eule flattert. Vom Altersgrau verwitterter Steine heben sich malerisch hellgetünchte Häuserchen ab, im einstigen Burghof um den tiefen Brunnen sind Tannen und Buchen himmelhoch emporgeschossen, weiße Ziegen weiden im hängenden Burggärtchen, und der Leiermann, der von einer Kirmeß zur andern hier vorüberzieht, orgelt seinen Türmlühr vor den ernsttragenden Pfeilern des gewaltigen Burgtors.

Drunten im engen Talspalt winden sich Bäche wie silberne Schlangen, drehen sich, krümmen sich und schnellen sich hoch über farnbegrünte Felstrümmer. Und wie die Bäche winden Sagen ihre farbigen Bänder um Gestein und Burgtrümmer, um Bäume und Heiden, um Kapellen am Weg, um Grenzsteine am Acker, um verlassene Hütten in entlegenen Schluchten, um einsam ragende Bäume auf öder Halde, um Felsen am Bach, um Höhlen in Steinbrüchen. Es ist kaum ein Forst in der Eifel, der nicht seinen gespenstischen Jäger, kein Baum, der nicht seinen Herentranz hätte. Im Maar ist ein ganzes Dorf versunken, bei Mondschein sieht man noch ein Dach aufragen und hört Stimmen, die Hilfe rufen; im Kapellen hat mehr als einmal die Muttergottes sich vom Altärchen herab zu frommen Kindern geneigt, mit ihnen gesprochen, ihre ausgestreckten Händchen mit Gaben gefüllt; auf der Burg überm Städtchen geht bei Vollmond ein Mann spazieren, — die Roer rauscht herauf — er trägt seinen Kopf unterm Arm; und auf dem Acker müht sich, allnächtlich um zwölf, ächzend ein Bäuerlein in feurigen

Schuben ab, den Grenzstein zu verrücken. Überall Geschichten: „Es war einmal“ und „Da war einmal ein Mann“, „Da war einmal eine Frau“ — der Mann wollte Schätze heben im verschütteten Keller, von Römerzeiten her liegt da noch viel Gold in Urnen, und die Frau fährt nachts aus dem Schornstein auf dem Besenstiel, um auf dem öden Unger hinterm Dorf beim einsamen Buchenbaum mit ihrem Buhlen, dem Teufel, in die Runde zu tanzen.

Land und Leute sind der Mären voll. Das hat mir zu denken gegeben. Wäre im protestantischen Land solcher Sagenreichtum möglich? Hier im Land mit dem Glockenklang, mit den Heiligen auf geschmückten Altären, mit den Fußfällchen an jedem Dorfeingang und jedem Dorfausgang, mit den Kreuzen zum Gedächtnis der am Weg Gestorbenen — hier knüpfen Glaube und Aberglaube ein Band ohne Anfang und Ende. —

Es war an einem Sommermorgen, als ich auf die Hohe Acht wanderte. Wir waren jung, meine Gefährtin und ich, wir waren lustig, zwei Mädchen, die gar nichts drückte, nicht einmal das Ränzgel auf dem Rücken. Der Weg war weit vom Städtchen Udenau her, stundenweit, war auch steil, aber uns focht das nicht an. Aus den Halden stiegen die Lerchen auf und schmetterten einen Wirbel, mitschmetterern hätten wir mögen, singen, jauchzen: o, war das hier wunderschön! Unter uns lag die Weite voll Sonnenglanz, alles voller Luft; die Netze, die die Spinnen am Wege von Wacholderstäudchen zu Wacholderstäudchen gespannt hatten, hingen noch ganz voll blinkender Perlen. Das Heidekraut blühte, es duftete nach Harz, nach herber Frische, nach Freiheit, nach Freudigkeit, Bienen summten, kleine blaue Schmetterlinge gaukelten im Liebespiel. Ich bückte mich, um Blumen zu pflücken, um auch mich zu schmücken am leuchtenden Tag auf dieser wunderbaren Erde, da sah ich ein niedriges Steinkreuz im Heidegestrüpp; gleich darauf noch eins, bald wieder eins, und noch eins und noch eins — so viele. Ich war erstaunt: was bedeuteten die? So sahen doch sonst die Kreuze, die man zum Gedächtnis frommer Seelen setzt, nicht aus?! Hinter uns knarrte eine Holzfuhr, mit Hott und Hahr trieb ein Bauer sein Gälchen an. Lachend rief ich dem Mann zu: konnte er mir vielleicht sagen, was das für Kreuze waren? O ja! Er zog die Augenbrauen hoch: hier herum, hier auf der Halde hatten sie vor hundert Jahren und mehr, vor ein paar hundert Jahren, immer die Hexen verbrannt.

„En Mass' Fraumenscher aus den Dörfchern lao unnen!“ Er wies mit gestrecktem Finger auf die Dörfchen und Flecken, die eng um ihre Kirche gedrängt, sonnenhell zu uns heraufglänzten. Eben gingen Glocken den Angelus an zu läuten. Da sagte der Mann noch: „Wo de Ufch' vergraben gäwen is, hat mer esu en Kreiz geseh'. Mir saon Herentreizcher dafor. Abjüs zusammen!“ Er nickte und zog weiter, beim Angelusläuten die Mütze abnehmend.

Ich lachte auf einmal nicht mehr. Ein Frösteln kam mir mitten in warmer Mittagsluft, wie verdunkelnder Rauch zog mir's übers sonnenhelle Land.





Aus dem Schuldkonto der Frau

Mea culpa, mea maxima culpa!

Wenn wir Frauen unser Schuldsäckchen, das wir mit uns tragen, einmal umlehrten und die Steinchen darin zählten und einteilten, so würde sich mit erschreckender Sicherheit feststellen, daß die Waagschale, in die wir die Sünden gegen unsere Kinder werfen: alle die Nachlässigkeit, Unwissenheit, Gewalttätigkeit, den Mangel an Selbstbeherrschung, Reife und Klarheit, so tief gegen alle andern weiblichen Verfehlungen sinken würde, die wir fremden Leuten oder uns selber antun, daß wir billig uns vor uns selbst entsetzen müßten.

Dies ist ein bitter ernstes Kapitel. Es ist nicht zum Vergnügen der Leserinnen geschrieben, und ich schreibe es nicht aus Vergnügen. Es gibt Sünden und Vergehungen auch recht starker Art, die dennoch der Humor verklären kann — diese nicht. Hier steht die Zukunft, die kommende Generation auf dem Spiel — und wird oftmals verspielt.

Denn: verspielt, das ist das rechte Wort. In Lässigkeit, Bequemlichkeit, schlechter Gewohnheit, erbärmlicher Selbstsucht läßt sich die Frau lächelnd, plaudernd, darüber hintädelnd aus den Händen gleiten, was ihrer Menschheit höchstes Kleinod ist. Sie bringt Ernst und Reife, Anstrengung und Selbstaufopferung in vielen großen und auch nicht großen Dingen auf — in den größten aber und zugleich den alltäglichsten, schlichtesten und heiligsten, im Verhältnis zu ihren Kindern (falls nicht große Ereignisse, greifbare Gefahren usw. sie aufschrecken) vertrödeln sie oft halb träumend die Stunden, die Tage, die Jahre, bis es kein Verhältnis mehr ist, sondern ein eingetrockneter, verdorrter Baum, der zwar dasteht, aber weder Früchte noch Blätter trägt.

Seien wir in diesem Punkt weder blind noch allzu nachsichtig. Es wird so entsetzlich viel geschlafen auf der Erde, besonders in Frauentreisen. Die Mütter, denen die Augen wirklich über ihr heiliges Amt voll unendlicher Verantwortlichkeit aufgegangen sind, die sind zu zählen. Und selbst die stecken oft abgrundtief in allen möglichen Unklarheiten, Vorurteilen, in Kurzsichtigkeit, Unruhe, Unreife. Ihre eigene ungenügende Erziehung steht ihnen auf Schritt und Tritt im Wege, macht sie besangen und unsicher. Oft wird ihr heißes Mühen darum mit den trübsten Resultaten getrönt. Wie nun aber erst, wo schlechter oder gänzlich mangelnder Wille, Selbstverzärtelung, Gleichgültigkeit nicht einmal es zu Mühen und Sorgen kommen läßt?

Wenn wir von dem Elend, der Verkommenheit, den Verbrechen der Menschen hören, so sollen wir zuerst an die schuldigen Mütter denken. Und wenn es auch manchmal scheint, als treffe in diesem und jenem Fall die Mutter kein Hauch einer Schuld, so ist es nicht gut, eine solche Annahme zu überwerten oder gar als Gegenbeispiel, als Entlastung für die beispiellose Verantwortlichkeit des Muttertums zu gebrauchen. Ist keine aktive Schuld da, so vielleicht eine passive, keine Schuld des Willens, so vielleicht eine des Wissens. Und mag die liebende und vergrämte Mutter vielleicht unter der Tragik zusammenbrechen, so ist es doch die Tragik der Schuld.

Wie gern lassen wir unser Muttertum verherrlichen! Wir haben noch keinem Dichter und keinem Maler verwehrt, es bis ins Göttliche hinein zu steigern. Glauben wir denn, daß dies Amt, auf das ein Schein des Göttlichen fällt, nur seine unendliche Lust, nicht seine unendliche Schwere habe? Merken wir nicht, daß die Mutterschaft schon die niederen Eierarten in ihrem innersten Wesen verwandelt, daß es den tierischen Egoismus, der die erste und stärkste Lebensregung ist, plötzlich bändigt, ja, auflöst in ihrem Dienst? Und sollte da nicht diese Bändigung des Egoismus, diese Schärfung des Intellekts im Dienst der Mutterschaft bei der menschlichen Mutter um so viel stärker, größer und erhabener sein, als sie selbst über das Tier erhaben ist?

Ist es so?

Woher kommen nun die unglücklichen Kinder, krank, verseucht, mit erblichen Belastungen? Von den unwissenden, unerzogenen, willensschwachen Müttern. Sie „wußten“ ja nicht, um was es sich bei dem wichtigsten Schritt ihres Lebens, der Eheschließung, handelte. Gewiß, sie sind unschuldig schuldig: Ihre — Mütter sind schuld, die sie an den Mann brachten, die sie über die einfachsten und strengsten Gesetze des Lebens in Unwissenheit hielten. Nun laßt die armen Kinder büßen! Wofür? Dafür, daß ihr mit dem unerblichen Leben spieltet!

Oder die junge Mutter hat ein Kind empfangen in Reichtum, Wohlsein, Gesundheit, aber ohne Liebe. Sie brachte es fertig, dem eigenen Leib und der eigenen Seele die tiefste Schmach antun zu lassen, die es für ein reines Weib gibt. In dieser heimlichen Schmach ließ sie ihr Kind geboren werden. Was für stolze und feine Eigenschaften erwartet sie nun von diesem Kinde?

Es geht weiter. Vielleicht ist die Mutter mit Einmache-Rezepten, mit ihrem Seegebäck und ihren Braten bei den Bekannten berühmt, aber Säuglingspflege hat sie nicht studiert. Da kommen alte Kinderfrauen, herrschsüchtige Basen und wen gerade der Zufall herweht, zu Wort. Ach ja, der Zufall! er ist bei einer großen Mehrzahl unserer zarten Kindchen ein gewalttätiger Gebieter.

Die Mutter ist jung und schön und lebensdurftig, sie kann nicht alle drei Stunden zu Hause sitzen. Oder sie ist eine begeisterte Jüngerin irgend eines Wissenschaftszweiges, sie muß in Vorträge und Vorlesungen laufen, oder in Vereine; oder sie ist arm und muß arbeiten. Oder sie ist ängstlich besorgt, so wenig Schmerzen und Last wie möglich zu haben. Oder was da noch sonst eintritt. Wer muß ihre Neigungen, Abneigungen, Launen, Eitelkeiten bezahlen? Das kleine, zarte Kind, und zwar oft mit seinem Leben. Das sind die Säuglinge, die nicht von der Mutterbrust die erste Nahrung trinken.

Es sterben 11mal mehr, im Sommer 21mal mehr Flaschenkinder als Brustkinder. Sie mußten sterben, weil ihre Mutter ihre erste Pflicht vergaß oder niemals dazu gestählt und erzogen worden war, sie als Naturnotwendig-

keit zu erfüllen. In Paris, im Belagerungsjahr 1870, sank die Sterblichkeit der Säuglinge um die Hälfte gegen sonst, weil die Mütter aus Mangel an Kuhmilch die Kinder selber stillen mußten! Die Mütter, die sich rühmen, daß ihr Kind auch ohne Mutterbrust groß geworden und im jugendlichsten Alter schon das schwerste Zeug vertragen hat, vergleicht Dr. Neter (Mutterforger und Mutterfreuden. Verlag, Arztl. Rundschau, München.) mit solchen Weibern, die etwa damit prahlen wollten, daß ihr Kind jeden Tag aus dem Wagen falle und sich nichts dabei tue.

Es wird aber gottlob hier auch vielen Müttern unverständlich sein, wie man um solche natürliche und beglückende Sache noch erst lange reden müsse, um überhaupt das Selbststillen zu empfehlen.

Nun kommt eine noch schlimmere Zeit: die des Regiments der Kinder-mädchen oder Bonnen. Das ist ein Thema, das einem das Blut kochen läßt.

Wer hat in öffentlichen Anlagen nicht schon diese Verhöhnung jedes Preises der Mutterliebe und Mutterforger gesehen? Was tut die Mutter, fragt man sich, während ihre Kinder den leichtsinnigen, unzuverlässigen, oft groben und ungeduligen Mädchen preisgegeben sind? Sie hat vielleicht Besuch! Oder, sie „kann nicht abkommen“, sie muß kochen. Ja, das ist die alte trostlose Zusammenstellung: Kinder und Küche. Doch nein, die Küche zuerst, wie Figura zeigt. Was aber sagt eine Mutter, wenn sie solches, noch verhältnismäßig harmlose Bild mit ansähe:

Vor meinem Fenster kommen zwei Dienstmädchen vorbei mit läderlichen, frechen, unangenehmen Gesichtern, zwischen sich ein hübsches kleines Ding in weißem Mäntelchen. Das Kind will die Freundin seines Kinder-mädchens nicht mit anfassen, da blüht sich die schmutzige Person und unter lautem Gelächter läßt sie das Kind zur Strafe ab, bis zum Erstickten, endlos. Als es zu sich kommt, schlägt es wie verzweifelt um sich. Da lassen die Mädchen es stehen, laufen lachend davon, bis die Erste wiederkommt, das Kind wie ein Paket aufrafft und fortschleppt.

Gewiß noch nicht das Schlimmste, was geschehen kann; aber würde eine Mutter dies wohl ruhigen Blickes mit ansehen, und wird es dadurch besser, daß sie es nicht sieht?

Es ist kein leichtes Amt, kleine Kinder zu warten, aber es gehört einfach mit zum Muttersein. Da hilft keine Ausrede. So wie es jetzt steht, muß man die Kinder ärmerer Stände glücklich schätzen, deren Mutter kein Kinder-mädchen bezahlen kann.

Es ist auch in Wahrheit so, daß die zurückbleibende Mutter hinter Kind und Kinder-mädchen einfach die Augen zudrückt. Sie kann nicht im Ernst glauben, daß eine ungebildete, unerzogene Person für ein fremdes Kind mehr Geduld aufbringe, als die Mutter für ihr eigenes, oder daß sie, die oft in schlechter Atmosphäre heranwuchs, keine Eindrücke auf der zarten Kinderseele hinterlassen soll.

Aber wir Mütter, die wir die wachsten sein sollten auf Erden, wenn es gilt, der Menschheit edelste Güter vor beständigen Gefahren zu hüten, wir schlafen, wir schlafen!

Wüßten wir das nur erst mit ganzem Herzen, daß Mutteramt ein schweres, heiliges Amt ist. Nicht nur eins, das wir ansingen lassen und mit dem wir uns brüsten, sondern ein solches, das schwere Verpflichtungen um eines heiligen Zweckes willen auferlegt.

Denn jede Aufgabe, auch die schwerste, ist im Verhältnis leicht, wenn sie in einer bestimmt bemessenen Zeit kurz und stark erfüllt werden muß. Dies Werk aber geht durch Jahre, durch das halbe Leben, einformig oft, so schlicht wie der Alltag selbst. Man ist müde, auch gelangweilt, man hat äußerliche Berechtigung, zu denken: Es kommt auf das Einzelne nicht so an, das verwächst sich wieder.

Aber das ist der Teufel, der das flüstert, der unser Muttertum unterminieren und es zum Einsturz führen will.

Wenn wir festhalten, daß unser Werk wirklich schwer ist, trotz allen Glückes, das darauf ruht, trotz der Freuden und des Stolzes, so werden wir wach bleiben, und so unerhörte Versäumnisse wie dies Abschütteln der vornehmsten Pflicht wird uns mehr zur Unmöglichkeit werden, als einen Topf Milch über dem Feuer stehen zu lassen oder einen Besuch abzuweisen.

Wir haben keine Zeit zum Einschlafen, wir Mütter. Wenn die Schulzeit kommt, erst recht nicht. Es ist nicht nötig, daß wir nun immer, über die schlechten Schuleinrichtungen zeternd, am Wege stehen. Ich möchte wissen, wer von den Schreierinnen die Sache wohl um so viel besser machen würde. Es ist eine schwierige Aufgabe, mit dem verschiedenartigen Material von Schülern und Lehrern ein einheitliches Ganze zu schaffen. Da kann es ohne feste Formen nicht abgehen. Es können vereinzelte freie Anstalten entstehen, und wohl den Eltern und Kindern, die davon Nutzen haben dürfen. Aber diese setzen immer ganz besonders starke Persönlichkeiten voraus, die alles durchbringen mit ihrem lebendigen Geist, und diese Persönlichkeiten sind nicht in solcher Menge vorhanden, daß damit für die Allgemeinheit gerechnet werden dürfte. Aber wenn wir auch um dieser Einsicht willen manche Härten und Ecken ruhig hinnehmen sollen, so müssen wir doch mit einer Entschlossenheit, die nicht den Mut verliert, und mit einer Zähigkeit, die nicht losläßt, auf der Einen Grundforderung bestehen:

Die Ausbildung unserer Kinder muß dem Stande unserer heutigen Kultur entsprechen. Ihnen die abgelegten Lappen einer überwundenen Weltanschauung autoritativ in der Schule vorzulegen und deren Annahme zu erzwingen, heißt: sie zum Lügen zu erziehen. Für unsere Kinder die klare Wahrhaftigkeit zu fordern, die nicht mit den Erkenntnissen unserer Zeit ein albernes und ruchloses Versteckspiel treibt, ist unsere erste Mutterpflicht, unser erstes Mutterrecht in den Jahren des Lernens. Was nützt die beste häusliche Erziehung, die Wahrheit, Reinheit, Festigkeit in ihnen bilden wollte, wenn die Schule als Zerstörerin auftritt? Die Naturgeschichtsstunde und die Religionsstunde darf für die Kinder keine Widersprüche enthalten, sonst sehen sie: sie werden belogen, sie verlieren die Achtung vor Eltern und Lehrern, und der leichte Spott über das Heiligste ist da, ehe wir es uns versehen.

Die Ehrfurcht vor dem Unendlichen soll der Religionsunterricht lehren, nicht aber das Ewige und Unerforschliche zum Gegenstand gedankenloser und hohler Plapperei machen.

Ja, unsere Kinder kommen nach Hause und fragen. Was tun wir, wir verschlafenen Mütter? Wir werden — verlegen: „Was sagt man nun bloß?“

Wenn ihr euren Kindern nicht erst etwas vorgelogen hättet, würdet ihr jetzt nicht verlegen sein. Das ist das schlechte Gewissen. Und eure Kinder schlagen und verachten ihr für Lügen. Das sind Mütter! Glaubt ihr, es gebe



F. v. Wille



Das tote Maar

UNIVERSITY OF ILLINOIS

eine einzige Wahrheit, die zu gut sei für unsere Kinder? Nein, es gibt keine, aber die zarte, starke und edle Form zu suchen, das ist unser Amt.

Unser schweres Amt, jawohl! Ein Kopfstiffen für faule Siestastunden ist es nicht.

Es steht traurig mit dem Religionsunterricht für unsere Kinder. Wenn sie beschränkt sind, lernen sie gedankenlos plappern und mit hohen philosophischen Erkenntnissen herumwerfen, daß einem ehrlichen Menschen übel wird. Wenn sie aufgeweckt sind, lernen sie lügen, oder auch von allem, was Religion heißt, sich angeekelt abwenden. Wie schlimm es steht, habe ich an Schulleitern gesehen, die selber „nicht so denken“, aber „wegen der Behörden“ den Religionsunterricht den notorisch unbefähigsten Lehrern anvertrauen, die in frommer Einfachheit nicht vom Wege weichen. Eine bekannte außerordentlich tüchtige Lehrerin aber, die als Vorkämpferin für eine erweiterte und vertiefte Mädchenbildung schon viel erreicht und Gutes gestiftet hat, ist einer Frage von mir nach diesem wichtigsten Unterrichtsstoffe, der sich gleichmäßig an Verstand, Charakter und Gemüt des Kindes wendet, ausgewichen.

Manche Zeit bringt für die Mutterschaft schwerere Aufgaben als eine andere. Die unsere stellt uns gerade in diesen Konflikt: Bei dieser Art des Religionsunterrichts, der die Heiligkeit Gottes unter die einfachsten Wirklichkeitskenntnisse herunterdrückt, statt sie ihnen überzuordnen, und sie in den Staub zerrt — der Schule Widerstand zu leisten, ohne daß der Charakter der Kinder darunter leidet.

Eine ähnliche Frage ist die von der Entstehung des Lebens und der Aufgabe der Geschlechter. Auch hier soll man endlich mit der Lüge räumen. Das sogenannte Nichtwissen unserer Töchter ist einfach unrein. Aber die Aufklärung soll nicht geschäftsmäßig kommen, sondern zart, angepaßt dem Verständnis und Bedürfnis. Aber freilich: das ist nur möglich, wenn wir wissen, was unsere Kinder denken, was ihr junges Herz beschäftigt, was sie mit ihren Freunden treiben. Mütter, die das alles verschlafen, werden überall zu spät kommen und mit ihren Eingriffen nur Unheil anrichten.

Dies alles handelte sich um die eigenen Kinder. Sind wir aber damit glatt zu Ende? Hört unser mütterliches Interesse, ja auch unsere Verantwortlichkeit in den eigenen vier Wänden auf?

Ach, unsere eigenen, geschützten Wände! Wer ist Mensch und hört nicht den Sammer der ungeschützten Kreatur? Welche Mutter sieht nicht am Abend um den traulichen Familientisch die eigene, wohlbehütete, fröhliche junge Schar, und denkt mit einem Herzen, das sich vor Weh zusammenzieht, an die armen, verlassenen, mißhandelten Kinder da draußen?

Ich weiß es, ich habe es erfahren, es gibt Leute, die in nervösem Elend die Berichte fortzuschleichen, in denen von den entsetzlichen Qualen gemarterter Kinder erzählt wird. „Ich kann so etwas nicht hören.“ Es gibt auch Leute, die drücken Augen und Ohren zu: „Ach, so etwas kommt ja doch nicht vor, oder so furchtbar selten, daß es gar nicht in Betracht kommt.“ Ja, es wird auch wohl Leute geben, die Wand an Wand das verzweifelte Sammern und Wimmern der mißhandelten Kinder hören und zu feige sind, den Hilflosen beizuspringen.

Wem es möglich ist, auch nur einige dieser entsetzlichen Gerichtsverhandlungen zu lesen, ohne in sich das Herz brennen zu fühlen, wer so von den

persönlichen Interessen aufgefreßen ist, der würde auch wohl in entscheidender Stunde, wenn die Möglichkeit zur Rettung wirklich in seine Hand gelegt wäre, nicht die Herzswärme und die einfache Liebeskraft haben, den Ärmsten unter den Armen zu helfen.

Hier wo die natürliche Mütterlichkeit oft in so untermenschlicher Weise versagt, ja in untierischer, wo selbst in unserem kultivierten Staat die Geseze so wenig ausreichen, daß die geringfügigen Strafen, die diese Kinderpeiniger treffen, ein Hohn auf jedes natürliche Empfinden sind — hier wird unsere außerleibliche Mutterchaft angerufen. Ach, schon angeschrien, denn gellende Hilfschreie sind es für die, die nicht taube Ohren für den Jammer fremder Kinder haben. „Und wer hiervon weiß und tut es nicht, dem ist es Sünde.“

Es ist nicht einmal eine große Anstrengung für uns nötig, um zur Hilfe beizutragen. Die große Anstrengung haben Männer und Frauen gemacht, die feinfühlig, rascher, entschlossener und selbstloser waren als wir. Ein großer Verein besteht, der den verlassenen und mißhandelten Kindern Asyl baut und da eingreift, wo das Fürsorgegesetz noch lange nicht ausreicht. Es reicht so wenig aus, daß auch der Verein noch allzu schwach ist. Aber der Ansturm vieler kann auch die Geseze zwingen. In den Listen dieses Vereins, des „Vereins zum Schutz der Kinder gegen Ausnützung und Mißhandlung“ dürfte keine Mutter fehlen, die selber geliebte Kinder hat, wofern nicht engherzige und selbstische Interessen ihr den Blick für fremden Jammer verschlossen haben.


Denn wo ein Kind auf Erden leidet, verdirbt und untergeht, da steht auch irgendwo eine Mutter (und oft nicht einmal nur die eigene), auf deren Stirn das Zeichen brennt: mea culpa, mea maxima culpa!

* * *

Von Büchern, die in den vorbesprochenen Lebenslagen und Schwierigkeiten die besten Leiter und Führer sind, kann ich jeder Frau zu ihrem eigenen Besten die folgenden empfehlen: „Die Mutter.“ Ein Leitbuch für die junge Frau. Marie Hölzl. 5. Aufl. (München, Seitz & Schauer.) 1 Ml. — „Mutterfürsorge und Mutterfreuden.“ Dr. med. Neter. (München, Arztl. Rundschau.) 1,20 Ml. — „Wie sage ich's meinem Kinde?“ Gespräche über Entstehung von Pflanzen, Tieren und Menschen. Dr. Siebert. (München, Seitz & Schauer.) 1,80 Ml. — „Lebenskunde.“ Dr. Foerster. (Berlin, Georg Reimer.) — „Die Bestie im Menschen und ihre Zähmung.“ Broschüre mit Mitteilungen über Kindermißhandlungen und Auseinandersetzung mit den gerichtlichen Urteilen. Ernst Freymut. (Dresden, A. Oskar Damm.) 0,60 Ml. Marie Diers



Ungedruckte Briefe Luise Reuters an des Dichters Jugendliebe

 owifing“ oder „Wisfing“, wie Fris Reuter seine Frau zärtlich mit echt mecklenburgisch-pommerscher Gemütlichkeit nannte, war nicht etwa des Dichters blaue Blume. Seine Schülerflamme und Jugendliebe hieß Adelheid Wüsthoff, Tochter des Bürgermeisters in Parchim, von wo er als Primaner zur Universität Rostock ging. Er selbst bekennt, daß sie die ersten

Reime der Poesie in seinem Herzen erweckte. Doch wurde die von ihm Angeschwärzte und Besungene nicht sein Weib. Dezzennien später, nach der verhängnisvollen Burschenschafts- und Festungszeit, lernte er als Landmann auf einer gräßlich Sahn'schen Begüterung die Auserwählte kennen, Luise Runge, und verlobte sich mit ihr im Mai 1847, also vor sechzig Jahren. Geboren war sie am 9. Oktober 1817. Fritz Reuters Lebensgefährtin und Witwe würde jetzt ihr neunzigstes Wiegenfest gefeiert haben.

Eine erschöpfende Schilderung ihrer ganzen Persönlichkeit, ihrer sympathischen Erscheinung und geistigen Bedeutung, vor allem ihres segensreichen Einflusses auf ihren Gatten als Menschen wie als Schriftsteller, steht noch aus. Ihr Selbstporträt in Briefen gibt zum erstenmal der „Reuter-Kalender auf das Jahr 1908“; es ist dies bisher die beste und jedenfalls eine feste Grundlage für die Beurteilung von Reuters „Lowisling“.

In dem nämlichen Monat und Jahre, da beide Bräutigam und Braut wurden, verheiratete sich Adelheid mit einem Herrn Hermes. Lange hatte der Jugendfreund nichts von ihr gehört. „Gott hat mir“, schrieb er ihr nachmals, „in meiner lieben Luise, Tochter des Pastors Runge zu Roggenstorf, eine liebe, herrliche Gattin gegeben, die mit liebevoller Sorge meine menschlichen Gebrechen trägt und mir meine Häuslichkeit verschönt.“ Als Adelheid ihn beglückwünschte und den Ausdruck „Engel“ auf seine Erlorene anwandte, erwiderte er humoristisch: „Meine Frau, die sich sehr zu dem ‚Engel‘ gefreut, läßt recht herzlich grüßen; ich für meinen Teil muß aber dringend bitten, mir das Weib nicht durch solche überirdische Titel zu verderben. Denken Sie sich, sie sollte als Engel mit der Küchenschürze in unserer kleinen Küche auf Engelsfüßchen herumtollen und sich an unserm schlechten Kochherd die Schwungfedern verbrennen; das Essen würde ebenfalls verbrennen, und meine Lage würde schrecklich! Nein, Gott sei Dank, sie hat menschliche Tugenden und Schwächen, und damit bin ich denn vollauf zufriedengestellt.“

Ein mehrmaliges Begegnen fand statt, wobei die „Rivalinnen“ um Reuters Liebe sich freundschaftlich nähertraten. Das letzte Wiedersehen geschah 1869. Beim Tode des Verfassers der „ollen Kamellen“ bezeugte auch Adelheid innigste Teilnahme. „Liebe verehrte Frau,“ antwortete die Witwe in Eisenach den 14. September 1874, „Ihre tiefinnigen Frostesworte hatten meinem verwaisten Herzen so wohlgetan — ich wußte ja, sie kamen von der geliebten Jugendfreundin meines Entschlafenen, und ich wollte Ihnen längst sagen, mit wie wehmütiger Freude ich sie empfangen; aber innerlich und äußerlich in Anspruch genommen, war ich bisher unfähig zum Schreiben. — Gestern waren's neun Wochen, daß Er, meines Lebens Zweck und Ziel all die Jahre hindurch, in meinen Armen seinen letzten Atemzug aushauchte! — und noch oft ist mir, als hätte ich geträumt, als könne er nicht für immer mich verlassen haben! Unsere Wünsche erfüllten sich: der seinige, daß meine Hand ihm die Augen zudrücken möge, der meine, daß sein Ende sanft sei und ich mit ihm allein. Ja, sein Ende war sanft. Er ruht in Frieden, wie Sie sehen! Am feinetwillen brauche ich nicht zu klagen — ihm ist wohl! Es ist nur das eigene verödete Herz, das nicht so bald den Frieden findet, dessen es bedarf, jetzt seinen einsamen Weg mit Ergebung zu wandeln, solange es Gott gefällt. Außerlich einsam bin ich nicht, vielmehr oft weniger allein, als es mich verlangt; aber das, das füllt des Herzens Leere nicht aus. — Beweise der Teilnahme und Liebe für meinen geliebten Fritz haben mich überschüttet, und ich

suche darin wie in deren Beantwortung einen schmerzlichen Trost. Beigeflossenes ‚Andenken‘ sagt Ihnen, wie alles geschah. Mir verließ der Herr die Kraft, meinem teuren Vatten die letzten Liebesdienste zu erweisen; — jetzt fühle ich, als wäre meine Arbeit getan, als sei ich meines Amtes entsetzt. — Alle Gläubigkeit des Herzens allein tut's nicht; die Zeit muß auch helfen.“

Diesen hier zuerst veröffentlichten Zeilen fügte die „gebeugte Lebensgefährtin des Jugendfreundes“, wie sie sich selbst „mit warmer Zuneigung“ unterzeichnet, eine Photographie, Reuter unter Lilien und Palmen im Sarge darstellend, sowie ein Gedebuch über die erhebende Trauerfeier bei. Ihr ganzes Dichten und Trachten war im Laufe der nächsten Zeit darauf gerichtet, Fritz Reuters nachgelassene Schriften zu sichten, eine Auswahl seiner Briefe zu treffen und ein künstlerisches Grabmal zu bewirken. Darüber gibt eine zweite noch unbekannte Epistel vom 5. November interessante Aufschlüsse: „Ich weiß, daß die Photographie der Ruhestätte meines geliebten entschlafenen Vatten, Ihres Jugendfreundes, Ihnen eine liebe, wehmütige Gabe sein wird. Denken Sie sich das Monument halbrund, nischenartig in einem Winkel des Friedhofes, vom schönsten Erdenfleck umgeben, durch bewaldete Höhen die alte Wartburg niederblickend auf die geweihte Schlummerstätte, — und Sie sehen, wie ich den teuren Toten gebettet. ‚Seine Feder‘ hat's ermöglicht — das ist mein Stolz, — und viele erfreuen sich daran — das erhebt mich. Was habe ich denn sonst, als Fortleben in meinem Fritz! und ich möchte nichts anderes. Zu Weihnachten erscheinen nun die ‚ausgewählten‘ Briefe; ich hoffe, manche begrüßen diese letzte Reutergabe freudig — sie vervollständigt das Lebensbild des Geschiedenen und schließt es würdig ab. Von Ihren Briefen erscheinen zwei — ich habe selbst die Zusammensetzung vorgenommen und dann an Wilbrandt gesandt —, die die herzliche Zuneigung Ihres Jugendfreundes gegen Sie bezeugen, also auch zur Vervollständigung seines wahren Wesens dienen. Eine liebe, wehmütige Arbeit, die mich bisher beschäftigt, Herausgabe seiner Briefe, naht dem Ende. Was kann ich nun noch tun für ihn? Bisher fühlte ich immer, als arbeite ich noch in seinem Dienst ihm zur Liebe! Es ist schmerzlich, allein weiter zu leben; und allein bleibt man, unter noch so viel Menschen und Freunden! — Nun, wer weiß, wie bald das Wiedersehen!“

Swanzig Jahre sollte Luise Reuter ihren Fritz überleben; in ihr tiefes Gemüt und in ihre Treue bis übers Grab gewähren intime Einblicke diese ungedruckten Briefe.

Prof. Dr. Karl Theodor Gaedert



König und Revolutionär

In einem Versuch „Friedrich der Große als wahrer deutscher Nationalheld“ zeichnet Karl Bleibtreu das Charakterbild des „gekrönten Revolutionärs“ in so markigen, geschlossenen Zügen, daß alle die angeblichen Widersprüche in diesem Bilde wie in einem Guß zu verschmelzen scheinen. „Friedrich“, so stellt ihn Bleibtreu in der „Gegenwart“ lebendig vor uns hin, „konnte nie fallen, weil er sich stets getreu blieb: immer ein echter König als Revolutionär, immer ein echter Revolutionär als König. So hinter-

ließ er uns das geschlossenste, lückenloseste Bild eines Latidealisten. Und wenn eine verbohrt-materialistische Weltanschauung nach ‚produktiven‘ Werten fragt, die er schuf, so wird man eben die Achseln zucken: Was heißt produktiv? Alle Möglichkeiten wirtschaftlichen und sonstigen sozialen Aufschwungs verdankt Preußen nur ihm. Seine größte Produktion ist freilich mit statistischen Tabellen nicht zu messen. Wenn Heine von sich rühmt, er sei ein braver Soldat im Befreiungskrieg der Menschheit gewesen, so darf man Friedrich wohl den Rang eines Feldherrn in diesem ewigwährenden Kampfe zusprechen. Er allein führte den antiken Staatsgedanken, wonach der Staat einzig im Interesse seiner Bürger Berechtigung hat, ins Bewußtsein einer verschlammten Menschheit zurück, und so kann man die französische Revolution, ja sogar den heutigen sozialistischen Staatsbegriff ohne diesen titanischen Bahnbrecher nicht denken. Wenn Napoleons Parole hieß: ‚Jede Laufbahn offen dem Talent!‘, so hieß die Friedrichs: ‚Es ist nicht nötig, zu leben, wohl aber, seine Pflicht zu tun.‘ Als ewiges Vorbild pflichttreuen Heldentums, als Verkörperung selbstloser Männlichkeit allzeit vor Augen zu stehen — ist das nicht fortzeugend produktiver als Milliarden ökonomischer Werte?

Mit dem ersten Kanonenschuß des Siebenjährigen Krieges wird uns Friedrichs helle, melodische Stimme, deren seltener Wohlklang zum Herzen drang, der Posaunenton eines Erzengels. Sage mir, wer dich haßt, und ich sage dir, wer du bist. Daß folgt dem untrüglichen Instinkt des Unbewußten. Alles Kulturfeindliche, alle Schädlinge am Baum der Menschheitsentwicklung fanden sich zusammen in scharfsichtiger Wutangst vor dem gekrönten Revolutionär. Alle Mächte der Finsternis wollten den festen, leuchtenden Blick seiner Diamantenaugen nicht ertragen. Auch die unlogische Zuchtlosigkeit der Weiberkoalition, wo eine Hochmoralische, die Wiener Keuschheitskommissionen ernannte, sich einer Unmoralischen (Ma chère cousine!) im Schwesterfuß gemeinsamer Raserei gegen den antisexuellen Idealisten verband, enthüllt zur Genüge die tieferen Wurzeln dieses giftigen Schmarozertums, das die Heldeneiche zu ersticken drohte. ‚Wir werden einen Religionskrieg haben, größer denn je zuvor!‘ schrieb ein französischer Minister vorher, und nach der Liegnitzer Schlacht antwortete ein belobter Korporal dem König: ‚Streiten wir doch für dich, Vater, und unsere protestantische Religion!‘ Der Papst schickte dem Daun einen geweihten Hut und Regen, warf mit Eugendrosen an die frommen Friedrichsfeindinnen um sich, während die märkischen Muskettiere auf dem Marsche sangen: ‚Wohl von Berlin ein frommer Held besiegt mit Gott die weite Welt.‘ Wohl muß man lächeln, wenn ein englischer Pfarrer in einer Predigt anlässlich des Rossbacher Sieges den Freigeist als David preist und in ihm die Puritanerkraft neubelebt sieht. Doch in uns überliefernten Predigten märkischer Geistlicher (z. B. einer nach der Torgauer Schlacht) steckt alttestamentlicher Schwung, inbrünstige Erhebung zu tapferer, tragischer Weltanschauung, die uns Friedrichs suggestiven Einfluß auf alle Gemüter vor Augen führt. Alles Freigeistige und Freikirchlich-Protestantische in Europa sah gleichmäßig in ihm seinen Heiland. Noch bedeutungsvoller wurde, daß zahllose Volkslieder ihn als deutschen Nationalhelden priesen. Längst vollzog sich in ihm eine Wandlung, nach jugendlicher Französelei wendete er sich immer schroffer von den Welschen ab. ‚Diese anmaßliche, freche Brut‘ nennt er sie in den Rossbacher Tagen, machte später in Briefen an Alembert und Argens aus seiner Verachtung dieser ‚frivolen, eiteln Nation‘ kein Hehl. In der Ode an

Ferdinand von Braunschweig jürnt Vater Rhein, daß die Welschen seine Ufer besudeln. Nicht nur politischer Schachzug war es, daß er in seinem ersten Kriegsmanifest versicherte, er ziehe für Deutschlands Freiheit gegen habsburgisch-bourbonische Fremdherrschaft den Degen. Immer deutlicher fühlte er sich selbst als Großdeutscher, und die Freiwilligen, die aus allen deutschen Gauen seinen Fahnen zufrömten, die Franken und Württemberger, die bei Roßbach und Leuthen unter dem Rufe: 'Es lebe der König von Preußen!' sich gefangengaben und dann tapfer in preußischen Reihen fochten, bewiesen ihm, daß er als solcher verstanden wurde. Doch der Glaubens- und Nationalheld stand gleichzeitig als Kämpfe freien Denkens und Vorseher der Zivilisation da. In einem andern Gedicht schwört er der russischen Barbarei tödlichen Haß, wünscht sie mit Stumpf und Stiel zu vertilgen. Und er wächst immer höher ins Riesenhafte: ein Heldenmartyr alles Heroisch-Ideellen, des Geistes schlechtweg gegenüber der sinnlichen Materie.

'Ihr Rader, wollt ihr denn ewig leben?' Dies titanische Imperatorwort stand dem Todesverächter wohl an, der sein eigenes, geweihtes Leben täglich in die Wagschale warf. Seine Person in die Schanze zu schlagen, den 'Kerls' zu zeigen, daß kein Blut zu teuer sei, um es für Preußen zu verspritzen, scheint ihm Herzensbedürfnis. Aber Rührung mischt sich der Bewunderung, wenn man staunend merkt, daß er gar nicht begriff, daß nur um ihn allein der ganze Riesenkampf sich drehe, daß Preußens Zukunft einzig auf seinen zwei Augen stehe, daß sein Tod auch Preußens Ende bedeute. Sein großartiges Testament vor Leuthen und Runersdorf, daß man im Falle seines Todes oder seiner Gefangennahme ohne jede Rücksicht auf ihn den Kampf fortzusetzen habe, rühmte Kaiser Wilhelm I., sein Nachfahre, als Evangelium jedes vaterlandsliebenden Herrschers. Doch das ergreifend Unbegreifliche dabei bleibt diese demüthige Gleichgültigkeit gegen die eigene Person, die begeisterte Zuversicht zu Preußens Größe, ob ein Friedrich der Große lebe oder nicht. Im tiefsten Unglück, wo man ihm kaum vier Wochen weiteren Fortfristens zutraute, vor Roßbach sucht seine Ode an Prinz Heinrich den verzagten Bruder zu begeistern, den er als Heldenvorbild anpreist, und weis-sagt 'bis in die fernsten Zeiten, o Preußen, deines Staates dauerhaften Glanz'. Nichts bezeichnender als sein Ausruf nach Roßbach: 'Nun mag ich in Frieden zu Grabe fahren, weil nun die Ehre meiner Nation gerettet', als sein Zuruf nach Leuthen an die Generäle: 'Dieser Tag wird den Ruhm unserer Nation für immer begründen.' Noch erhabener als sein bescheidener Heldenmut dünkt uns seine Bezwingung steter Selbstmordgedanken, die er als Desertion verdammen muß. 'Ich will das Unglück meines Vaterlandes nicht überleben, ich will mich unter seinen Ruinen begraben lassen.' Wenn es nach ihm ginge, hätte er sich längst aus dem Leben davongemacht. 'Doch das Gefühl meiner Pflicht hält mich am Leben.' Andre mögen talentvoller sein und vor allem mehr Glück haben, in einem aber weicht er keinem: 'meiner unbegrenzten Hingebung an den Staat'.

Ein heittrer, eleganter Herr mit rothigen, frischen Farben im geistprühenden Gesicht zog in den Siebenjährigen Krieg, ein klappriger Greis mit ver-runzelten, spitzen Sägen kam heraus. Doch die strahlenden Augen schienen noch größer geworden, nur hatten sie nicht mehr den warmen, violettlenen Schimmer, sondern harten, stählernen Glanz. Etwas schweigsam Verbissenes lag um den herben Mund, der früher so munter scherzen konnte. 'Fähnrich,

wenn Er stirbt, so sterbe Er ruhig!' soll er bei Runersdorf den Schmerzenschrei eines armen Jungen finster und barsch verboten haben, denn er selbst wand sich ja täglich in seelischen Todesqualen für Preußens Sein oder Nichtsein und erachtete physisches Sterben als private Kleinigkeit. Doch derselbe Mann, dem das Landgraf, werde hart!' zur Pflicht werden mußte, rettete am Abend nach der Runersdorfer Schlacht mitten in seinem eigenen Jammer zwei halbverblutete Sekondeleutnants durch treue Fürsorge, schluchzte laut, als er im bombardierten Rüstzin das Elend seines Volkes sah.

Ein Genie wird stets ein Herrenmensch bleiben. Dieser große Arbeiter glaubte nicht mehr an Menschenbeglückungsphrasen, wie sie dem jungen ‚Antimachiavel‘ im Kopfe spukten, sondern an schöpferische, harte Wirklichkeit. Doch ‚unsere Unsterblichkeit ist, den Menschen Wohltaten zu erweisen‘: wer so dachte und handelte, war ein reinkarnierter Zwilling des Indertkönigs Asota, dessen unsterbliche Edikte dem preußischen Landesvater so recht aus dem Herzen gesprochen sind: ‚Es gibt für mich keine Übersättigung in der Arbeit, die beste Arbeit aber ist die fürs Gemeinwohl.‘ ‚Alle Menschen liebe ich wie meine Kinder. Im Diesseits will ich sie glücklich machen, und fürs Jenseits sollen sie das Heil gewinnen.‘ Nicht Preußens Milieu konnte einen Friedrich schaffen, sondern ist selbst nur von ihm geschaffen worden. Für seine Güte besaß das Volk einen so feinen Instinkt, daß dieser vornehmste, stolzeste Herrschertyp mit familiärer Zutraulichkeit verehrt wurde wie nie ein anderer. Den Alten Fris duzten seine Soldaten und Bauern, wie man mit dem lieben Herrgott und dem leiblichen Vater ja auch nur per Du verkehrt. Vater Fris wurde die volkstümlichste Persönlichkeit, die je ein Volk führte. Humanität, Mitleid, Wohlwollen, Gerechtigkeit, unbedingte Verleugnung der eignen Wohlfahrt, Eitelkeit, Behaglichkeit, altruistisches Untertauchen des Ich in die Genossenschaft — in all solchen Postulaten der wahren Ethik ist der Alte Fris das höchste sittliche Vorbild gewesen, unbeschadet einzelner Verfehlungen und Schwächen, aus denen nach Goethes Wort sich auch der Beste emporringen muß. Jeder formt sich seinen Gott nach eigenem Bilde: der seine war der kategorische Imperativ, dessen Orakel des Unbewußten nie vernehmlicher tönte als aus seiner weichen, melodischen Stimme.

Weich wie diese Stimme schien einst das lockere Gold seiner jungen Seele; doch dies Gold zu einer ewigen Denkmünze edlen Menschentums umzuschmelzen, dazu bedurfte es eines Entwicklungsprozesses, wie wir ihm bei keinem andern begegnen. Dies Reisen eines träumerischen Dilettanten zu einem ehrgeizigen, berufseifrigen Sachkundigen, eines gefall- und ruhmstüchtigen jungen Despoten zu einem selbstverleugnenden Martyr der Pflicht, eines belletristischen Müßiggängers in seinem Schlafrock zum gestiefelten und gepornnten Tagelöhner seines aufreibenden Metiers beim frühesten Morgendämmern, eines Genußstüchtigen zum abstrakten Asketen, einer Art Rittermönch (militärischer Rathhäuser, wie er sich selber nannte), möchten wir vor allem nicht missen. Gerade sein ursprünglich Allzumenschliches bringt uns diesen Vollmensch menschlich näher. Kein Übermensch kann uns zur Lehre dienen, sondern der menschliche Held, mit der Menschheit ganzem Jammer behaftet. Wenn Nietzsche meint, in schlaflosen Nächten sei der Gedanke an Selbstmord ein wirksamer Trost, so wollen wir heroischer denken: in Anfällen verzagter Verbitterung über des Schicksals und der Menschen Launen sei uns Erinnerung an den tapfersten Heldenmensch aufrechtender Trost! Möge das Andenken des

eisernen Arbeiters, des unermüdblichen Kämpfers und den Sinn des Lebens erschließen: denn ich bin ein Mensch gewesen, und das heißt ein Kämpfer sein. Dieser kleine, schwächliche Mann war der echte germanische Heerführer, Berserker und Stalbe, der keinen Strohstod sterben, sondern mit Wodan und Donar gegen Midgard und Fenriswolf ringen wollte bis ans Ende. Aus der Götterdämmerung der zusammenbrechenden alten Welt tritt er als segenspendender Baldur hervor. Trotz französischer Schminke blieb dieser spottstüchtige, trostige Berliner allem verlogenen Sentimentalen abhold, aber voll tiefem, frommem Gemüt im verschwiegenen Herzen . . .“

Einen „urgermanischen Stammesgott niedersächsischer Rasse, die Preußen und England schuf“, nennt ihn Karl Bleibtreu.



Moralischer Kunstgenuß

Eine Eindrücke in einer der reichhaltigsten und schönsten Gemäldegalerien Deutschlands schildert ein Mitarbeiter der „Neuen Gesellschaft“. An einem Sonntag Vormittag war's: „Eine rechte Festtagsstunde dachte ich zu feiern, wie früher im Louvre zu Paris, wo die übrigen Sonntagsbesucher mich noch nie gestört hatten. Selbst wenn sie in Scharen kamen, die Arbeiter und die kleinen Bourgeois, war es doch niemals lärmend geworden; eine stille Andacht erfüllte sie alle, leise traten auch die Armsten auf, die vielleicht nichts suchten als ein Obdach, ein Ruheplätzchen. —

Gerade stand ich vor Rembrandts Saskia, als gröhrende Stimmen mich aufhorchen ließen. Ein paar junge Burschen waren's, Lehrlinge vielleicht; zynisch-rote Bemerkungen über den herrlichen nackten Leib eines Weibes auf einem Bilde vor ihnen wechselten sie. Verstimmt ging ich weiter. Im nächsten Saal traf ich auf ein Ehepaar, kleine Krämer oder Arbeiter im Sonntagsstaat. Feuerrot war sie und machte ihrer moralischen Entrüstung über den entblößten Busen einer Frau in drastischen Worten Luft. Nicht weit davon zeigten ein paar junge Mädchen in billigen bunten Blusen und blumengeschmückten Strohhüten sicherd und errötend einander die göttliche Gestalt eines antiken Helden und Soldaten, zogen sich gegenseitig, scheu um sich blickend, als begingen sie ein Verbrechen, zu einer Danaë unter dem Goldregen. Ich vergaß völlig mein Vorhaben, jede Andachtsstimmung war verwischt dieser Entdeckungen, die ich nun weiter zu verfolgen trachtete. Durch all die weiten Säle, von denen jeder ein Tempel des Genius ist, ging ich der Menge nach — ich habe in allen Variationen dasselbe gefunden: Lüsterheit und Prüderie, und nirgends Andacht, nirgends Ehrfurcht, nirgends Verständnis oder Begeisterung.

So rauben unsere Erziehungsprinzipien, die nirgends so fest wurzeln und so grausam gehandhabt werden als in der Volksschule und im Religionsunterricht, dem Volke den höchsten Genuß, den der Kunst, so züchten die Moralphilister, die hier das große Wort führen, die niedrigsten Instinkte. Statt schon des Kindes Blick für die Schönheit der Natur zu öffnen, vor allem für die Schönheit ihres höchsten Wunderwerkes, des Menschen, wird Nacktheit ihm als Gemeinheit eingepägt. Anstatt zu der echten Scham, die nur sittlicher und körperlicher Schmutz verlezt, werden sie zu ihrem Serrbild erzogen, das

vor der reinen Nacktheit errötend die Augen niederschlägt, die gemeine Verhüllung aber bewundert.

Nicht hoch genug können wir die Tragweite dieser traurigen Erziehungsergebnisse einschätzen, die aus dem Asketismus des Christentums sich entwickelt haben, und nicht ernst genug können wir nach tiefgreifenden Reformen Umschau halten, um wenigstens die kommende Generation von ihnen zu befreien. Nur auf zwei Mittel sei hier hingewiesen: Bringt in alle Klassen aller Schulen antike Götterbilder statt der Stürze des jeweiligen Herrscherpaares, und durch einfache Anschauung wird das Kind sich an natürliche Schönheit gewöhnen, und keine Nacktheit wird mehr bei ihm Anstoß erregen; bringt es selbst hinaus in die freie Natur, um in Luft und Licht den eignen nackten Körper zu baden, und es wird lernen, sich an ihm zu freuen, ihn zu entwickeln und zu pflegen und sich nicht der Nacktheit, sondern nur der Säßlichkeit zu schämen. Dann werden wir es vor die Meisterwerke der Kunst treten lassen können, und es wird vor ihnen seinen Sonntag feiern.“

Statt des angeblich ästhetischen „Christentums“ hätte der Verfasser wohl besser das mittelalterliche Kirchen- und Mönchtum herangezogen. Im übrigen sind es in der Tat die herrschenden „Erziehungsprinzipien“, nicht die Erzieher, die solche Unnatur und Unkultur verschulden.



Unartige Kinder



Wenn manche Eltern mehr sich selbst erziehen wollten: sie hätten dann vielleicht weniger an ihren Kindern zu erziehen. Sind Erwachsene unliebenswürdig, geben sie sich rücksichtslos ihren Launen hin, so ist die „Nervosität“ daran schuld. Kinder aber müssen sich beherrschen, Kinder sind nie „nervös“, immer „unartig“.

„Kluge Leute“, so wendet sich Franziska Mann in der „Ethischen Kultur“ an alle, die es angeht, „verschern ironisch, man gebärde sich jetzt, als sei das Kind von den ‚Neuen‘ erst entdeckt. In gewisser Weise trifft die Bezeichnung ‚entdeckt‘ auch wohl zu, denn sicherlich war es höchste Zeit, die Verteilung der Rechte und Pflichten zwischen Großen und Kleinen nachzuprüfen.“

Einfache, sogenannte ungebildete Menschen können richtiges pädagogisches Empfinden in sich entwickeln; die klügste Frau, die weiß der Himmel wieviel gelernt hat, kann dagegen eine stümperhafte Erzieherin bleiben. Erziehung soll stets eine gewisse Würde ausstrahlen. Selbst im Spiel und Tanz, im Frohsinn kann sie sich offenbaren.

Launen des Kindes beruhen oft auf einem ihm selbst verborgenen Untergrund. Der Erwachsene darf von sich berichten: ‚Deut‘ bin ich verstimmt, geht mir aus dem Wege.‘ Dem Kinde ist Verstimmtheit nicht gewährt, nur Ungezogenheit. — Es ist nicht leicht, Nervosität von Unart zu trennen, jedoch als Fortschritt darf bereits der Versuch angesehen werden, des Kindes sogenannte Unart mit prüfendem Auge zu betrachten.

Dem jungen Gemüt mangelt der rechte Maßstab für ihm zugefügtes Leid. Seine Seele spiegelt schnell alles ins Unermeßliche. Die Kinderselbstmorde bestätigen des Kindes Leidensfähigkeit. Entsetzen würde manchen guten

Vater schütteln, wüßte er, daß auch sein Sohn nahe daran war, sich freiwillig aus dem Leben zu stehlen.

Das Kind, mit dem kein Auskommen, bedarf tieferen Verstehens als das leicht lenkbare. Oft muß es allein ererbte Schäden büßen. Oft leidet es frühzeitig grausam an sich selbst.

Der Alltag zwingt Eltern meist, das Kind nebenbei zu erziehen. Sie beobachten es kaum in Ruhe. Zum Beispiel, daß es in der Schule zerstreut ist, wissen sie; für seine vielen Schulrügen strafen sie es. Weshalb das Kind aber schlecht aufzupassen vermag — vielleicht, daß ein außerhalb seines Willens liegender Grund mit in Betracht gezogen werden müßte —, bemühen sie sich nicht, zu erfassen.

Mit keinem Wort ist die Mutter rascher da als mit ihrem: ‚Das darfst du nicht.‘ Wäre sie doch öfter zu einem: ‚Das darf ich nicht‘ bereit!

Erziehung hängt wesentlich mit Takt zusammen. Es handelt sich um eine Kunst, die Vereinzelt angeboren ist. Viele bringen es nie über anständigen Dilettantismus hinaus. Jedermann aber glaubt sich befähigt, ein fremdes Leben zu biegen. Vater sein und erziehen können, ist durchaus nicht selbstverständliche Voraussetzung. Feinstes Verständnis der Kinderseele kann die Kinderlosen auszeichnen.

Wie plump, wie roh benehmen sich oft Eltern! . . .

Welch einer Fülle von Mißhandlungen — seelischen — ist z. B. das verträumte Kind oft preisgegeben. Wieviel Spott muß es hinnehmen? Erziehung zur Lüge ist nicht selten das Hauptergebnis elterlicher Weisheit. Das Kind bedarf der Unwahrheit als Notwehr.

‚Woran denkst du, Eltschen?‘ ‚Nun, Eltschen?‘ Endlos sind die Fragen, denen Eltschen standzuhalten hat. Einen Erwachsenen fortgesetzt mit Fragen zu belästigen, ist unfein, das Kind muß dieselben Unfeinheiten liebenswürdig hinnehmen, sonst ist es widerspenstig. Je leichter es zu heucheln vermag, je artiger ist es. Mangelhaftes Anpassungsvermögen ist ein Unglück für das schwache Geschöpfchen. Nervöse Erscheinungen im Kindesalter werden zu wenig beachtet. Die Rechtlosigkeit der Kleinen grenzt an Grausamkeit. ‚Ich bin der Stärkere, also ist das Recht mein.‘ Nach dem Grundsatz wird nur zu oft erzogen.

Abgöttische Zärtlichkeit verdirbt nicht weniger als närrische Strenge. Gewährenlassen heilt viele Schäden besser als fortwährendes Berühren. Unterscheidungsvermögen ist der allerwichtigste Mitshelfer. Dem Kinde wird im Wohlsein so oft nur weh getan. Es kann nicht immer im Sinne seines Erziehers artig sein. Indem man es soweit bringt, sich vieles abzugewöhnen, schädigt man vielleicht seine besten Triebe. Das Seelenleben des Kindes ist nicht minder verletzbar als das des Erwachsenen. Aber manch eines Großen Verhalten dem Kleinen gegenüber ist so, als wäre der Ältere gleich fertig auf die Welt gekommen. Wir kennen, auch im besten Fall, unser Kind nicht; wir können es nicht kennen. Unsere falschen Auslegungen verbiegen es. Können wir hoffen, daß ein Bäumchen, dessen zarte Rinde wir mit Säuen umschüren, je seine ganze Schönheit entfaltet?

Je weniger Zwang dem Kinde auferlegt wird, je natürlicher muß sich sein Wahrheitsfönn entwickeln. Fraglos heißt das erste Gesetz immer wieder: Individualisieren.

Sicherlich wird eine große Anzahl von Fehlern erst durch die Umgebung herausgefordert. Weshalb muß Paul essen, wenn er satt ist? Weshalb muß

Lieschen Klavierstunde nehmen trotz Fehlens jeglicher musikalischer Begabung? Weshalb kann Karl nicht ohne das Einjährige durchs Leben kommen, obgleich sein Kopf in der Schule ständig verfaßt?

Seelenkrümmender Zwang ist nicht dazu geeignet, lebensfreudige Menschen zu schaffen.

Das Beste, was wir Kindern mit auf die Lebensreise geben können, ist Freudefähigkeit. Wer das harte Leben kennt, der fühlt, welch großer Vorrat an Frohsinn aufgespeichert sein muß, um später lächelnd die Wirklichkeit zu überwinden. — Über die Für jedes Kinderstübchens sollte die Bitte hingegelt sein: Schont die Jugend . . .“



Wie soll ich grüßen?

Drei Deutsche beisammen sind, gründen sie bekanntlich einen Verein. „Laßt uns in Vereine treten, denn dazu ja sind sie da“, singt ja auch unser trefflicher Johannes Trojan. Ist es da verwunderlich, daß kürzlich auch einer gegründet wurde, der das Hutabnehmen beim Grüßen aus hygienischen Gründen abschaffen und dafür das militärische Salutieren einführen will? Und verdient sich ferner die „Neue Freie Presse“ nicht den heißen Dank aller kultivierten Europäer, wenn sie dem noch immer ungelösten, tiefgründigen Problem eine erschöpfende wissenschaftliche Untersuchung widmet?

„Daß die Damen den Gruß mit einem Neigen des Kopfes und mit einem unendlich variierenden freundlichen Lächeln beantworten, finden die Herren der Schöpfung ganz in Ordnung. Daß aber diese den Hut ziehen sollen, wird als unrichtig bezeichnet. Historie, Ästhetik und Hygiene werden gegen diese Sitte ins Feld geführt. Das Hutziehen sei ein Brauch der katholischen Kirche und insbesondere in Spanien zu Hause; das Hutziehen sei nicht schön, und das Hutziehen sei ungesund, eine Quelle von Schnupfen und Verkühlungen. Die Herren mögen deshalb salutieren, wie es der Soldat tut; laßt uns Salutiervereine gründen! Die Geschichte des Grußes ist wohl noch nicht geschrieben; Tatsache ist, daß das Hutziehen und der Handkuß, der ja auch aus der Mode kommt, über Spanien zu uns gewandert sind. In den spanischen Niederlanden zieht der Herr vor der Dame ehrerbietig den Hut. Der Handkuß erhält sich bei den Slawen, während das wienerische „Kuß die Hand“ mehr oder weniger nur noch ein inhaltsloses Klischee ist. Aber das Ziehen des Hutcs vor der Dame ist in Europa überall nachweisbar und üblich. Wir sollen den hygienischen Schritt tun und stramm salutieren statt zu grüßen. Man bedenke doch, daß das Salutieren nichts anderes ist als ein Symbol des Hutziehens. Man greift zur Mütze, zieht sie jedoch nicht. In nicht weit zurückliegenden Zeiten haben die Herren in Uniform ebenfalls den Hut zum Gruße gezogen. Das Salutieren ist also ein symbolisch angeedeutetes Hutziehen, verlangt aber bestimmte Hutformen; die Mütze, die Kappe eignet sich zum Salutieren besser als ein breiträndiger Hut. Wenn sich die Männer entschließen, zu salutieren und entsprechende Kopfbedeckungen tragen (man denke sich nur einen älteren Herrn mit einem Claque, der eine Dame stramm salutierend begrüßt!), so ist dagegen nichts einzuwenden. Wir kürzen den Gruß ab, wie wir die Schnörkel

der Schrift und die Figuren der altehrwürdigen Quadrille abkürzen. Es taucht nur eine bange Frage auf: Wie nehmen die Damen diese stenographischen Grüße auf? Begnügen sie sich damit, daß wir, um uns gegen Verkühlungen zu schützen, so kühl wie nur möglich grüßen? Oder werden die Damen Gleiches mit Gleichem vergelten, entweder das holdselige Lächeln oder das vielgestaltige Neigen des Kopfes unterdrücken, die Affäre des Grüßens abkürzen oder ebenfalls stramm und kalt salutieren? Man sieht, eine Grußreform hat ihre unheimlichen Tücken und Rücken; sie kann uns vielleicht vor Schnupfen schützen, dafür aber den leisen Reiz des Grüßens, des wortlosen Begrüßens gründlich stören.“

Ein unerträglicher Gedanke!



Herrenmenschchen und Christentum

Seit Niessche, dem sträflich gemißbrauchten, ist es Mode geworden, über die „Schwächlichkeit“ und „Armseligkeit“ des Christentums mit herrenmenschlichwegwerfender Gebärde abzurteilen. Von einem selbständigen „Urteilen“ kann freilich bei so grüner Anreife kaum die Rede sein. Es wird vielmehr selbstgefällig nachgeschwätzt, was man aus allerhand Broschüren und Zeitungsartikeln tapfer in sich hineingeschlungen, aber noch nicht zur Hälfte verdaut hat. „In Wahrheit“, so wendet sich Alfred Weil im „Hammer“ gegen dies vermeintliche Herren-Menschentum, „ist Christus gar nicht dieser Hort der Dürftigkeit. Er will gar nicht all diese Lebensblässe, all diese Entartung, all diesen Verfall. Er will das Hohe, das Große, — aber ohne Einseitigkeit, ohne Überspannung. Er ist Idealist und Spiritualist, — aber ohne ungerechten Haß gegen die Interessen des Diesseits. Das Mißverständnis beruht hauptsächlich darauf, daß man gewisse Gedanken Christi unpassend verallgemeinert. Gewisse Ausdrücke der Urgemeinde, die längst hätten umgegossen werden sollen, immer wieder ins Geschmacklose zieht. So ist z. B. die Lehre, Böses mit Gutem zu vergelten, ein Hinweis auf letzte Ziele, ein Ideal, — aber sie bedeutet nicht, daß man den strafenden und rächenden Gewalten unbefugt in den Arm fallen oder in unpraktischer Milde alle mögliche todgeweihte Teufelsbrut bei sich aufnehmen, hegen und nähren soll. Und die Mahnung, die seelischen und geistigen Interessen voranzustellen, ist ebenfalls menschlich gut und menschlich schön gemeint und braucht keineswegs zur unvernünftigen Verachtung und Vernachlässigung des Leiblichen zu führen. Also Christus eine sogenannte Kompromißnatur? Nein, aber ein Mittler. Ein Vermittler zwischen göttlichen Zielen und menschlichen Notständen. Ein Prediger und Prophet, dessen Hauptbegriff die Harmonie ist, — auch wenn er dafür andere Worte wählt.

Die antike Welt tröstete sich, je länger je mehr, mit der Philosophie. Das war recht schön, solange in Staat und Gesellschaft die ‚alte Ordnung‘ herrschte. D. h. solange jener einfache Gliedbau bestand, innerhalb dessen sich verwandte Charaktere ohne weiteres gruppieren konnten. Wo sich aus dem Gewimmel des Volkes deutliche Gruppen von Edlen abheben konnten, die dann wirkliche ‚Herren‘ waren und als solche für sich blieben. Sokrates und Platon kannten noch nicht den ‚Bevölkerungs-Mischmasch‘. Sie redeten immer bloß

mit ihresgleichen. Mit Menschen, denen der Trieb, sich und andre zu vervollkommen, etwas Selbstverständliches ist. Mit Menschen, die nach hohen Dingen streben, ohne daß darüber alles gleich ungemütlich wird. Deshalb sagten sie: Wenn man weiß, was Tugend ist, dann handelt man auch tugendhaft. Dann übt man die Tugend aus. Tugend: ein Wissen. Also lehrbar. Aufgabe des Menschen: Streben nach Tugend. Sie mochten nicht daran denken, daß jemand etwas Gutes einsehen, etwas Tugendhaftes wissen könne, ohne es auch sofort zu vollbringen. Menschen, bei denen aus der Erkenntnis des Guten nicht auch sofort die gute Handlung folgte, waren für sie — Lust. Mit Verdorbenen und Verkommenen zusammenleben, denen die Vollkraft sittlichen Strebens ein Märchen ist? Mit Leuten auskommen müssen, die immer und ewig der Unvernunft zuneigen, statt der Vernunft? Nein, solche Verhältnisse gab es für die antiken Weisen nicht.

Aber für Christus gibt es dergleichen. Und für uns. Denn inzwischen handelt es sich nicht bloß darum, daß einzelne Bevorzugte immer weiser werden und im Erkennen und Beherrschen der Dinge immer weiter dringen — dazu sind ja Führer wie Platon oder Kant gut —, sondern es kommt darauf an, Menschen in Masse emporzubringen. Es gilt, Zustände zu bessern, die Tausende und Abertausende bedrücken. Hier ist die Religion am Platze. Die Religion will das Heil vieler. Sie freut sich der Ausnahme-Menschen, aber sie dient auch der bunten Menge. Sie geht nicht vorüber und schweigt, wo sie ‚Sünde‘ und ‚Sünder‘ steht. Sie greift nicht gleich zum Donnerkeil, wenn sie Teufelswerk und Teufelswesen wittert. Sie studiert die Verwahrlosung, erzieht Unmündige, belehrt Widersacher. Das hilft vorwärts in dem großen Durcheinander, das sich die Menschen in ihrem dunklen Orange nach Vergesellschaftung bereitet haben. Das hilft auch außerordentlich inmitten des modernen ‚Sozialismus‘. Schon der Apostel Paulus rechnet gelegentlich mit den wunderlichsten Heiligen. Man denke nur z. B., wie er im Römerbrief auf den ‚Kampf des innern und äußern Menschen‘ zu sprechen kommt. ‚Denn ich weiß, daß in mir, das ist in meinem Fleische, wohnt nichts Gutes. Wollen habe ich wohl, aber Vollbringen das Gute finde ich nicht.‘ Und auch der Meister selbst nahm einst Gelegenheit, nachdrücklich zu mahnen: ‚Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet. Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach.‘

Ja, wenn sich die Wesen, die einander verwandt sind, leichter zusammenfänden! Wenn sich Menschen von ähnlichem Charakter, von ähnlicher Gesinnung immer gleich in goldener Freiheit organisieren und reine Republiken bilden könnten! Aber so gibt es jetzt jede Art Mensch — in jedem Volke, in jedem Stande, in jedem Berufe. Feine und Grobe, Noble und Niederträchtige, Schwächlinge und Kraftnaturen, Herdenmenschen und Selben, — alle sind überall. Und alle sind aufeinander angewiesen.

Und wenn dem auch nicht so wäre, — die Worte Christi fördern nur, wenn man sie nicht verkehrt oder falsch anwendet. Das wahre Christentum — das Christentum Christi — versagt nicht. Wenn es ein Christentum gibt, das uns matt machen will, das uns im Kampf um hohe und heilige Dinge lähmen will, das uns aus tüchtigen und tapferen Deutschen in zuchtloses Lumpengefindel verwandeln will — écrasons l'infâme. Meinetswegen. Aber vergessen wir nicht, daß das Zerfüren und Vernichten, so wichtig und wünschenswert es in dem ewigen Kriege gegen Schlechtigkeit und Bosheit ist,

doch auch mit eigentümlichen großen Gefahren und Schwierigkeiten verbunden ist. Der Mensch, der gewaltsam verfährt, bedarf in jedem Falle gewisser Warnungen. ‚Dazu ist erschienen der Sohn Gottes, daß er die Werke des Teufels zerstöre.‘ So der Lieblingsjünger Johannes. Aber andererseits — es ist doch gut, daß das Evangelium nicht bloß aus Anweisungen über die Befragung von Niederträchtigen, über die Tötung von Feinden usw. besteht. Die Mahnungen zur Geduld, zur Milde, zur Freundlichkeit — es sind doch höchst notwendige Zurufe. Und es sind ihrer nicht zuviele. Wenn der Mensch unter seinen Mitgeschöpfen aufräumt, wenn er — vielleicht über Hunderte, über Tausende — Qual und Tod verhängt, so genügt es nicht, zu sagen: Ich tue das in guter Absicht. Aus ‚Ordnung‘. In ‚vernünftiger Ausübung meines Herrscherwillens‘. Es muß das Gefühl hinzukommen, daß man in einem Notstande handelt. Daß man die Dinge auf diese Weise nur ‚vorläufig‘ besorgt. Daß man ein ‚verkürztes Verfahren‘ einschlägt, das einer besonderen Rechtfertigung bedarf. Es muß der Wunsch hinzukommen, in all diesen Beziehungen immer weiser, immer frömmer zu werden. Der Vorsatz, den Schöpfer im Geschöpfe zu ehren, wie es in einem alten Weidmanns spruche heißt. Es gibt Verhältnisse, wo man allenfalls mit dem bekannten Sage auskommt: Cum hominibus pacem, bellum cum vitii habeto! (Mit den Menschen sollst du Frieden halten, Krieg mit den Laster!) Es gibt andere Verhältnisse, wo das Wort eines alttestamentlichen Propheten erklingt: Ich habe keinen Gefallen am Tode des Gottlosen, sondern daß sich der Gottlose bekehre von seinem Wesen und lebe. Christus überbietet das alles, indem er sein Übermenschenwort ausspricht: Liebet eure Feinde! Ein solches Wort erhebt sich über den Alltag. Es gilt nicht dem Durchschnittskämpfer, der zu einem Waffengange antreten will und seinem Gegner gegenübersteht — gleich und gleich Meist, Christus wendet sich damit an Helden, die zugleich Weise, zugleich Selige sein wollen. Er bedeutet sie: Ihr müßt suchen, daß ihr über der Sache steht. Das Paradoxe an solchen Lehren müssen wir vertragen können. Vielleicht wird es auch faßlicher, wenn wir sehen, wie andere hohe Geister mit Christus zusammengehen. Der Vergleich zwischen Christus und Buddha ist hier besonders förderlich. Auch der große Indier fand für das fragliche Problem große Worte:

‚Denn niemals kommt auf Erden hier Feindschaft durch Feindschaft ganz zur Ruh, — Durch Nicht-Feindschaft kommt sie zur Ruh, — dies ist das ewige Gesetz.‘



Überkultur oder Untkultur?



ie Gegensätze berühren sich. Oder sind es am Ende keine? Ist die Überkultur vielleicht nur prozenhafte Untkultur?

P. Kiebel erzählt in der „Wahrheit“: „In Rixdorf hat man, weil geeignete Badeanstalten nicht vorhanden, Brausebäder aber wohl zu kostspielig sind, in den Gemeindefschulen Trockenschwimmaparate eingeführt. Die Schuldeputation hat einen eigenen Kursus für die Lehrerinnen eingeführt, damit sie die Jünger des 20. Jahrhunderts beizeiten mit den Zanderapparaten bekanntmachen.“

Aus dem Hygienischen Institut in Innsbruck kommt die Nachricht über eine ganz notwendige Erfindung. Ein in Leipzig erschienenes, 57 Seiten starkes Buch informiert darüber. Ein dortiger Bakteriologe ist entrüstet, wie das Publikum Bücher und Drucksachen lesen und leihen kann, welche schon längere Zeit von Hand zu Hand gegangen sind. Bücherdesinfektion ist das neueste Schlagwort. In einem Brutschrank sterilisiert man Altken, Manuskripte, Bücher in feuchtheißer Luft 3—4 Stunden lang. — Wir möchten das Gesicht von Sarnack sehen, wenn ihm ein Universitätskollege den Vorschlag machte, die Bücher der Kgl. Bibliothek durchzudesinfizieren! —

Noch hübschere Sachen kommen zum Vorschein, wenn man einmal die Patentlisten des Kaiserlichen Patentamtes auf dem Gebiete der Hygiene durchsieht. Man weiß nicht, über was man mehr staunen soll, über den Erfinder oder die Naivetät, die diese Herren dem großen Publikum zutrauen.

So wurde vor kurzem von einem hiesigen Patentanwalt im Auftrage einer Schuhfabrik zum Patent angemeldet ein hygienischer Schuh, welcher der besseren Luftzirkulation wegen mit Lüftungskanälen versehen war. Das hat einen anderen großen Geist nicht schlafen lassen. Gleich darauf hat einer erfunden ein Schuhwerk, wo eine kleine Saug- und Druckvorrichtung angebracht ist, so daß man die Luftzufuhr zu den Füßen selbst regulieren kann. Der Gipfel der Hygiene! Beide Sachen sind übrigens patentiert worden.“

Verfasser glaubt seine „Revue“ nicht schließen zu dürfen, ohne auf eine Empfehlung zurückzukommen, die sich in den „Blättern für Vollsgesundheitspflege“ vorfindet. Ein Dr. Mundus hat dort (Jahrg. VI., Heft 12) herausgefunden, daß ein gewisses Reinigungsverfahren an einem gewissen verschwiegenen Orte höchst primitiv sei und nur ersetzt werden könne durch eine kleine, kurze Dusche, die man sich nach vollbrachter Pflicht appliziert. „Da aber errötete Hygieia, die Jungfrau und Göttin der Gesundheit, und hat ebenso dringend wie höflich, ihren Namen nicht fernerhin zu mißbrauchen.“

Daneben hänge man nun das kleine Kulturbild, das eine Leserin der „Frankf. Ztg.“ überreicht: „Ein Schnellzugsabteil dritter Klasse. Insassen: Wir und ein uns gegenüberstehender, gutgekleideter Herr. Mit innerer Befriedigung, daß wir's diesmal so gut getroffen haben — es fährt sich unzweifelhaft besser in einem halbleeren als in einem zum Ersticken vollgepfropften Abteil —, machen wir's uns in unserer Fensterede bequem. Unser Gegenüber tut das gleiche. Der Zug setzt sich langsam in Bewegung. Ein kurzes, kritisch musterndes Herüberschauen seitens unseres Reisegefährten, ein entschlossener Griff in seine Hosentasche, und zum Vorschein kommt sein Taschenmesser. Eines jener Dinge, die wegen ihrer vielseitigen Verwendbarkeit eigentlich besser Taschen-Necessaire heißen sollten. Denn außer einer größeren und einer kleineren Messerflinge sind noch Korkzieher, Zigarrenspitzenabschneider, Nagelschere, Nagelfeile, Zahnstocher, Ohrlöffel und, was weiß ich noch alles, daran angebracht. Der Herr klappt langsam und bedächtig eines dieser vielen nützlichen Dinge auf und beginnt, seine Nägel zu puszen und auszukratzen. So haben wir 10, 15 Minuten lang das Vergnügen, die anmutige Beschäftigung mitanzusehen. Dann erfolgt eine eingehende, kritische Mustering der gereinigten Fingerziederde. Nachdem diese anscheinend zur Zufriedenheit ausgefallen ist, soll uns nun noch ein weiterer ästhetischer Genuß zuteil werden: die Nagelfeile tritt in ihr Recht. Ein Raspeln und Feilen ging nun los, daß die Späne nur so flogen. Uns auf die Füße, in den Schoß, zur Ab-

wechslung auch mal ins Gesicht, wie's gerade traf. Und damit wir ja nicht zu kurz kämen, pustete der eifrige Feiler gelegentlich mit kräftigen Backen den Staub von seinen Nägeln. Für diese Bescherung bedankten wir uns denn doch schönstens, und wir erlaubten uns, unserem Gegenüber einen erstaunt fragenden Blick zuzuwenden. Doch war der Gute weit davon entfernt, sich betroffen zu fühlen, denn er quittierte mit einem Blick, in dem die ganze Überlegenheit seiner ‚Bildung‘, die ganze Geringschätzung, die er uns gegenüber empfand, ausgesprochen lag.

Was ich hier erzählte, ist nur ein Beispiel, ein Fall von den vielen, die sich ereignen. Täglich, stündlich kann man in der Eisenbahn, in der Elektrischen, ja im Gasthof am Frühstückstisch Menschen beobachten, die, gleich unserm Reisegefährten, ihre Bildung auf solch eigentümliche Weise vorführen. Da sind mir die ‚ungebildeten‘ Menschen doch noch lieber, auch wenn sie keine durch ‚Manicure‘ veredelten Hände haben!“



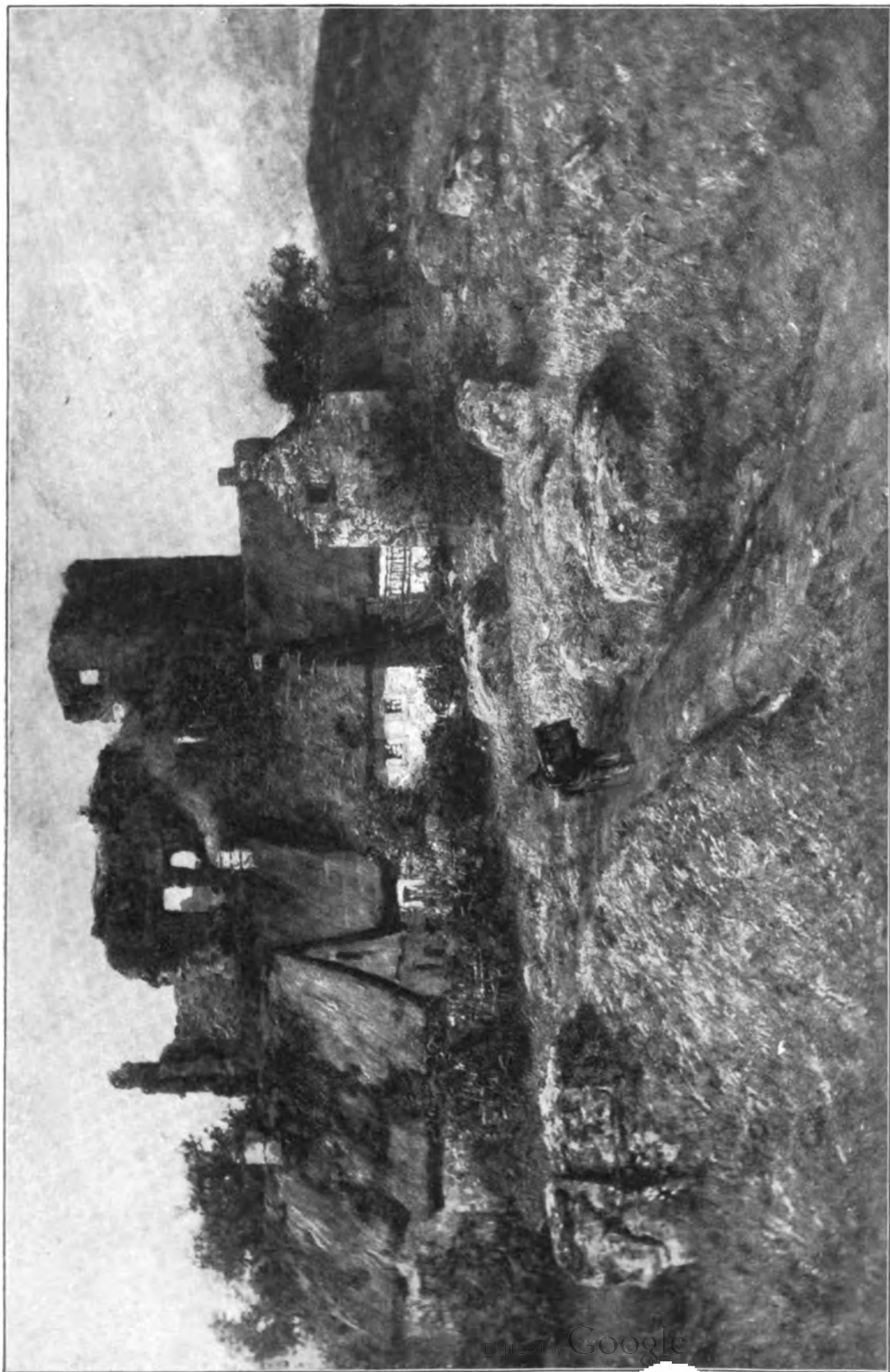
Strafe dem Pantoffelhelden

Unsere Zeit mit ihren verfeinerten Sitten begnügt sich mit einer moralischen Bestrafung der Pantoffelhelden. Ohne Entgelt, sozusagen im „Ehrenamt“, wird sie von lieben Freunden und getreuen Nachbarn an dem ohnehin schon schwer genug geprüften Gegenstände eheweiblicher Erziehung vollzogen. So bereitwillig und gewissenhaft nun auch dies öffentliche Verfahren geübt wird, so beschränkt es sich doch eben auf die moralische Abdeckung des Daches, unter dessen verschwiegenem Schutze die strafbaren Handlungen, richtiger wohl: Duldungen begangen wurden. Anders in früheren Zeiten. Da war, wie der „Frankfurter Zeitung“ aus dem „Journal von und für Deutschland“ (Jahrgang 1784) mitgeteilt wird, das fürstbischöfliche Hofmarschallamt verpflichtet, von Obrigkeit's wegen einzuschreiten. Wurde bekannt, daß ein Mann von seiner Frau Schläge erhalten habe, und fand das Hofmarschallamt das Gerücht begründet, so ließ es dem umgekehrten Ehepaar durch „sämtliche in fürstlicher Livrey stehende Bediente“ das Wohnhaus buchstäblich abdecken. In feierlichem Zuge begaben sie sich an Ort und Stelle. „Vorant schritt ein Hof-fourier. Ihm folgte der jüngste fürstliche Lakai mit einer Fahne, auf welcher dargestellt war, wie sich der Mann vor seiner wütenden Frau, die ihn mit dem Bierkrüge bearbeitet, unter den Tisch zu retten sucht. Vor dem Hause kam gewöhnlich das jetzt demütig gewordene Weib den Bedienten mit Wein oder Brantwein entgegen, um dadurch die Strafe zu mildern. Es wurden im Falle einer solchen Spende auch nur einige Ziegel entzweigeschlagen, die anderen aber sorgsam auf den Boden gelegt. In kurzer Zeit jedoch starrten die leeren Sparren zum Himmel. Daß die Exekution nicht still vor sich ging, kann man sich denken. Es sammelte sich eine gewaltige Zuschauermenge an, und der Janhagel ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen, den geprügelten Mann und sein schlagfertiges Weib auszupfeifen und durch Gejohl und heißende Spottreden zu verhöhnern. War das Dach abgedeckt und aller Wein oder Brantwein vertilgt, so begab sich der Zug der Hofbeamten wieder in derselben Ordnung, wie er gekommen, zurück in das Schloß.“

Ob's genügt hat — ?

G.





1912
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS



Die drei veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einwendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Sensationsprozesse

Der Mordprozeß Hau in Karlsruhe liegt in seiner ersten Auflage hinter uns. Alle irgend größeren Zeitungen Deutschlands haben eingehend über den Gang der Verhandlung berichtet; die Worte des Richtervorsitzenden, des Staatsanwalts, der Zeugen, des Angeklagten und der Verteidigung sind stenographisch festgehalten und in tausend Blättern unverändert wiedergegeben worden; in einzelnen Sensationsorganen, die besonders auf dem Damme sein wollen, hat man ohne weitere Erlaubnis und trotz des neuerdings gefesslich festgestellten „Rechts am eigenen Bilde“ Bilder von Zeugen veröffentlicht, und am Urteilsabend hat in der biedereren badischen Residenz Militär zur Wiederherstellung der Ordnung herangezogen werden müssen, nachdem die Aufregung im Volke über den Ausgang des Prozesses, dieses juristischen Ringens mit einer überaus verwickelten Materie, alle Dämme der Sitte überflutet und sich in ernstern Unruhen Luft gemacht hatte.

Schon öfter haben Prozesse dieser Art die Leidenschaft des Volkes in der Tiefe aufgeführt. Aber die diesmaligen Ereignisse machen den Eindruck, als ob das Interesse der Menge an solchen Vorgängen lawinengleich anwüchse, um schließlich von unten her die Unbeeinflussbarkeit des deutschen Richterstandes zu untergraben, die man doch gegen befürchtete Einwirkungen von oben her mit Recht in immer höherem Grade sicherzustellen sucht. Es ist ein gefährliches Brett, auf dem die wechselnde Volksneigung gestrandet ist, und es kann nicht überflüssig sein, daß man den Ursachen nachgeht, aus denen das ungeheure Interesse der Volksmassen für Prozesse mit ähnlichen Unterlagen, wie wir jetzt einen in Karlsruhe erlebten, entspringt.

Persönlich konnte jedem einzelnen der bei den Karlsruher Vorgängen Beteiligten es einerlei sein, ob Hau schuldig ist oder unschuldig, ob die Richter verurteilen oder dem Angeklagten mangels Beweises die Freiheit wiedergeben. Nahezu keiner von den Demonstranten hat den Rechtsanwalt und amerikanischen Professor Hau vordem gekannt, und viele hatten ihn ohne Zweifel noch nach der Urteilsfällung nicht von Angesicht zu Angesicht gesehen. So groß ist der lokale Bekanntheitskreis des Angeklagten nicht, und auch nicht der Bekanntheitskreis seiner Angehörigen. Wen geht es etwas an, ob schließlich Hau der Schuldige ist oder ein anderer? Wer fühlt sich berufen, darüber besser als die bestellten gewissenhaften Volksrichter zu entscheiden? Oder wem konnte es nicht

einerlei sein, ob das Kind der Gräfin Kwilecta wirklich deren Kind war oder nicht? Und nahezu das ganze Volk hat auch an jenem Prozeß einen ungeheuren Anteil genommen. Alle die anderen großen Prozesse, die durch das ganze Volk gemeldet wurden im Verlauf der jüngsten Jahre, haben eine enorme Anteilnahme der Massen ausgelöst, obwohl niemand irgendwelches begründete Interesse daran haben konnte außer einem sehr engen Kreise direkt Beteiligten.

Ohne Zweifel: es tritt in neuerer Zeit im deutschen Volke eine so starke kriminalistische Neigung hervor, daß man ernst auf Abhilfe dagegen denken muß. Und diese Neigung stammt aus der Literatur, namentlich aus der, die ein großer Teil der Volksmassen als hauptsächlichstes Geisteselixier zu nutzen pflegt: aus den Kriminalromanen. Die Kriminalromane Deutschlands sind seit einem Jahrzehnt an Zahl emporgeschwollen, wie das der gar nicht für möglich halten möchte, der nicht ständig die Neuerscheinungen unseres Büchermarktes mit einigem Interesse registriert. Das gute Geschäft, das Conan Doyle in England mit seiner berühmt gewordenen Sherlock Holmes-Figur machte, hat eine Unmenge von Literaten auch in Deutschland nicht mehr schlafen lassen. Das Dienstmädchen, das früher in sich versunken halbe Nächte hindurch in der „Bettelgräfin“ las, liest heute einen Kriminalroman. Diese Romane haben die einstige Hintertreppenliteratur verdrängt, ohne größtenteils selbst etwas Besseres darzustellen. Die größten, ernstesten Zeitungen füllen heute ihre Feuilleton-Spalten mit ganz unglaublichen Kriminalromanen, und man möchte oft staunen, was für gut klingende Namen über diesen Erzeugnissen „prosaischer Dichtkunst“ stehen! Leute von Ruf, die da schreiben, und oft — sehr oft — Leute von Bildung, die da lesen! Der Kriminalroman überall.

Dadurch wurde die Neigung für kriminalistische Vorgänge im Volke erweckt. Und das Volk vergißt, daß ein Roman etwas Erdichtetes und ein realer Prozeß etwas Tatsächliches ist. Den Schilderungen der Kriminalromane gemäß wendet sich der Geist der Massen immer der seltsamsten, unbegreiflichsten Lösung eines kriminalistischen Problems als der wahrscheinlichsten zu; die Menge glaubt, daß man ihr mit Kopf und Ehre eines lebenden Menschen einen Kriminalroman vorspielen werde, und hat hinterher Bedauern mit dem Helden dieses Romans, der sie so gut unterhalten hat — das Interesse des Volkes gilt nicht der Sache, sondern der kriminellen Auseinanderwicklung der Sache, entspringt nicht aus persönlichem geistlicher Anteilnahme, sondern aus Unterhaltungsbedürfnis. Es fehlt nicht viel, daß man über den Ausgang eines solchen Prozesses wie auf dem Rennplazette Wetten abschließt und daß man eines Tages „Buchmacher“ auf diesem neuen Felde der Wettbetätigung verhaften muß!

Dieses starke Hervortreten der kriminalistischen Neigung im Volk hat seine sehr ernsten Seiten, die man ja nicht übersehen sollte! Die Folgen sind doppelte, und sie müssen in jeder Richtung unerwünscht sein. Zunächst tut die Vermischung der Wirklichkeit mit Traumgebilden dem Volke keineswegs gut. Diese Vermischung findet Fühlfäden genug, woran sie sich festhängen kann, daß schließlich das Phantasiegebilde die Massen des „Volkes der Dichter und Denter“ beherrscht. Sie rannt sich hinüber zu den Überbleibseln des alten Aberglaubens, zu der Gruselstimmung, in der nicht bis zur Höhe gebildete Menschen sich so unfähig wohl zu fühlen scheinen; sie bedrückt die klare Logik, daß man überall nur noch das Absonderliche, das Niedagewesene erwartet und

für richtig hält und so tausend neuen, ehedem von einer andern Seite her mit dem derbsten Aberglauben überwundenen Vorurteilen die Türe zum Einzug öffnet; sie wirkt auch dahin, daß sich das Volk in seinem literarischen Empfinden und Interesse in eine neue Sackgasse immer mehr verirren und sich nicht mehr herausfindet im Verlauf von Jahrzehnten.

Denn das ist die Eigentümlichkeit des Kriminalromans: er kann schließlich einmal eine gute dichterische Arbeit sein, und kann doch als Hintertreppengeschichte den Sinn verwirren. Je nachdem, ob schließlich das Interesse an der Darstellung oder an den geschilderten Geschehnissen überwiegt. Kommt aber ein solcher Roman minder von innen heraus gebildeten Volksschichten in die Hand, so ist tausend gegen eins zu wetten, daß er da nur in der letzteren Richtung seine unheilvolle Wirkung ausübt. Es wäre darum meines Erachtens sehr zu empfehlen, daß ernste literarische Kreise, schon um des ungünstigen, betrügerischen Einflusses auf das Volk willen, gegen den Kriminalroman als dichterische Spezies vorgingen, wie man seinerzeit gegen die Hintertreppenliteratur Front gemacht hat. Man darf ja nicht fürchten, daß man dadurch den Blüthenkranz der deutschen Poesie eines hervorragenden Schmuckes beraubte. Ich kenne keine drei Kriminalromane, die ich als poetische Erzeugnisse im Ernst ansprechen möchte. Vielleicht gibt's, wenn man näher zusieht, keinen einzigen. —

Die andere Wirkung, und ich weiß nicht, ob sie schwerer oder leichter als die geschilderte zu nehmen ist, besteht in der Beeinflussung des Richtertums seitens der Volksmenge. Wie weit haben wir noch hin, bis sich in einem Falle das Interesse des Volkes bis zu Sittlichkeiten versteigt gegenüber den berufenen Richtern, die den Romangeschmack des Mobs nicht treffen? Dabei betont eine ernste Karlsruher Zeitung ausdrücklich, daß „nicht nur Janhagel“ sich an den Kundgebungen in der Sache Hau beteiligt habe!! Wie prahlt man mit der Unabsehbarkeit des Richters, die noch keineswegs bei allen Wählern gewährleistet ist! Und was hilft es, wenn der Richter etwaigen Einflüssen von oben erfolgreich und gewissenhaft widersteht, während er sich schließlich der Masse beugt, die nicht ihre Sachkenntnis, nicht ihr Gerechtigkeitsempfinden, sondern ihr Romansinn zu Demonstrationen verleitet? Vom Regen in die Traufe kommt die deutsche Rechtsprechung, wenn sich die Dinge in der bisherigen Richtung weiter entwickeln.

Freilich: die Presse trägt auch viel Schuld daran, daß die Allgemeinheit Sensations- und Skandalprozesse mit so ganz ungerechtfertigter Aufmerksamkeit beschenkt. Nichts ist mehr wichtig genug, um nicht dem über Seiten hin sich erstreckenden Prozeßbericht Raum machen zu müssen. Und diejenige Zeitung glaubt das beste geleistet zu haben, die den wörtlichen Bericht am raschesten ihren Lesern vorgelesen hat. Die Herren von der „Deutschen Journalpost“, Schweder und Herzsch, werden die wichtigsten Männer im deutschen Zeitungsdienst und dürfen sich selbst im Gerichtssaal sozusagen als Vertreter der deutschen Presse fühlen und aufspielen! Ja, ist denn diese deutsche Presse ganz Sensation? Will sie nicht auch Lehrmeisterin, Erzieherin des Volkes sein? Will sie etwa nur den geistigen Magen der Masse versorgen mit dem, was dieser Masse Lieblingsspeise geworden ist? Das wäre doch wohl eine sehr starke Verkennung der Aufgaben der Presse, und dann wäre es an der Zeit, daß man darauf Bedacht nähme, das Volk vor den Zeitungen zu schützen!

Die Kriminalromane heraus aus unserer ernsten Literatur, und die ausführlichen Prozeßberichte heraus aus den Zeitungen, die so gerne auf ihren

erzieherischen Wert pochen! In literarischer Beziehung klettern wir mit diesen Erzeugnissen an einem Abweg, und unser wohlgefügtes Rechtsleben mit den obnehin oft genug angefochtenen Volksrichtern bringen wir um die Freiheit und Unbeeinflußtheit prozessualer Überzeugungen. Fort mit diesen Dingen aus Presse und Büchermarkt! Lieber einen kleinen augenblicklichen Schaden für Kriminalromanverleger und -Schreiber, als dauernden intellektuellen und sittlichen Nachteil für die breiten Schichten unseres deutschen Volks!

Ph. Stauff



Der Herrenmensch beim Rabi



Herr Dr. Peters ruft fortgesetzt die Hilfe deutscher Gerichte gegen seine Beleidiger an: er glaubt, um seine Ehre kämpfen zu müssen. So versichert er, so beteuern seine Sekundanten, denen in der Ehre des aufs höchste geschätzten Freundes eigener idealer Besitz bedroht erscheint. Fassen wir den Ehrbegriff in der bekannten Schopenhauerschen Zwitterteilung, so handelt es sich bei dieser wie bei jeder prozessualischen Aktion um die Ehre als die Meinung anderer Personen von dem Wert des Beredeten, sowie um die Bedeutung, die der fremden Meinung und ihrem Ausdruck von dem Beurteilten beigelegt wird. Dagegen Grundfäßliches einzuwenden, hieße jede richterliche Sühne von Beleidigung ablehnen. Den anderen, höheren Ehrbegriff, jene innere, eigenste Ehre, die wir uns selbst zuerkennen, und die kein anderer Sterblicher uns erhöhen und mindern kann, hat Bismarck einmal klassisch präzisirt. Ich glaube nicht, daß Dr. Peters in ruhiger Stunde das Bedürfnis fühlt, diesen Besitz verteidigen zu müssen. Daran denkt er gar nicht; er will als Staatsbürger den Schutz der Befehle gegen Schädigung äußeren Gutes, er sucht sein Recht. Nun lönt aber als Grundton aus seiner Kämpferschar immer wieder das Wort vom „Herrenmenschen“. Paßt's hierher? Die Beleidiger berufen sich darauf, daß Urteilspruch der kompetenten Instanz den kühnen Eroberer für schuldig erkannt hat, die Grenzen seiner amtlichen Rechte überschritten zu haben. Kämpft Peters um Sühne der Beleidigung, will er ferner beweisen, daß der Disziplinarhof geirrt — à la bonne heure. Versucht man aber, ihn als „Herrenmenschen“, in Gerichtssaal und Presse, differentieller Behandlung zu empfehlen, so entfernt man sich vollkommen von der unverrückbaren Basis jedes Rechts, ja aller unbestechlichen Justiz. Peters' Freunde und unbedingte Bewunderer nicht nur, auch alle „guten Europäer“ werden den Mann nicht mit Hin- und Kunz über einen Kamm scheren, der Angehörige eines Rechtsstaates aber, in erhöhtem Maße der, dem Staatsgewalt anvertraut war, muß die Gleichheit vor der blinden Themis ertragen, wenn er „schuldig“ befunden. Ich sage, „wenn“. Mit Begriffen wie „Herrenmensch“ ist bei Dingen, die gesetzlich zu regeln sind, absolut nichts zu fördern. „Das Gesetz ist ein Freund des Schwachen“, dessen, der seine Ehre in den Händen und Meinungen anderer sieht. Der Herrenmensch, der sich doch selbstgerecht seine Ehre zumißt, erscheint deplaziert, da er dem Rabi sein Leid klagt. Wozu sich so viel Nettos aus dem armen Riesische jitzeren ließe.

Dr. W. L. Friszsche





Sabnenkämpfe — Das Gespenst bei Licht — Die Faust
 in der Tasche — Wo liegt Deutschland? — Worte, nichts
 als Worte — Das Jahrhundert des Kindes? — Wir
 Suchenden — Ein Mädchenaufsatz aus Byzanz — Traum?
 — Das deutsche Banner

Mehr als ihr bewußt ist, mehr als sie wahr haben will, hat unsere bürgerliche Gesellschaft von jenem materialistischen Geiste eingefogen, den sie bei der Sozialdemokratie als die „ökonomisch-historische“ Weltanschauung so selbstzufrieden „bekämpft“. Mancher ihrer Gelehrten und Weisen, der gegen diese Weltanschauung zweimal täglich, im Morgen- und Abendblatt, vom hohen Roffe herab pflichtschuldigst vom Leder zieht, kann das nur, weil er sich noch nie darüber klar geworden ist, daß er damit die unausgesprochenen „Ideale“ im eigenen Lager mit genau dem selben Erfolge oder Nichterfolge bekämpft, wie die ausgesprochenen im feindlichen. Die Weltanschauung beider unterscheidet sich in der Tat nur durch die Benennung oder Nichtbenennung; die Ziele und auch die Wahl der Mittel sind im Prinzip die gleichen. Der eine hat die „gottgewollte, historisch gewordene Gesellschaftsordnung“ auf sein Panier geschrieben, der andere die „sozialistisch-kommunistische Völkerbefreiung“. Der eine begeistert sich für „Religion, Sitte und Ordnung“, für „Monarchie und Vaterland“, der andere für das „internationale Proletariat“ und den „kommenden Völkerfrühling“. Und — jedermann erwartet sich ein Fest. Jeder will leben, erwerben, genießen, herrschen.

Es ist das ja auch im Grunde selbstverständlich, und nur der heute alles betäubende Phrasenschwalm kann darüber täuschen. Solange Menschen Menschen sein werden, werden sie leben, erwerben, genießen, herrschen wollen. Darin an sich wäre ja auch noch kein ethischer Materialismus zu finden. Im Gegenteil gehören diese natürlichen Triebe durchaus zum Gesamtbilde einer gesunden, entwicklungsfähigen Menschheit; ohne ihr Walten wäre eine

Höherentwicklung zur möglichen Vervollkommnung des Typus Mensch nicht denkbar.

Erst bei dem „Wie?“ scheiden sich der Geist und die Geister. Man kann auf sehr verschiedene Weise leben, erwerben, genießen, herrschen. Ein flüchtiger Blick auf die Geschichte der Menschenträfte: Welcher Abstand zwischen dem prähistorischen Naturmenschen, wie wir ihn uns mehr wissenschaftlich konstruieren als greifbar vorstellen können, und dem heutigen Kulturmenschen. Wie sich nach einem mathematisch-physikalischen Gesetze mit der zunehmenden Quantität auch die Qualität verändert, so werden im Laufe der Jahrtausende aus den Gradunterschieden Wesensunterschiede. Denn ein Goethe z. B. unterscheidet sich von einem Australneger doch sicher nicht nur dem Grade, sondern auch dem Wesen nach. Er ist nicht nur physiologisch ein höher entwickeltes Gattungstier, sondern auch intellektuell, ethisch-ästhetisch ein andergeartetes Geschöpf. Beiläufig ergibt sich aus dieser Betrachtung, wie wenig eine wohlverstandene Abstammungs- und Entwicklungslehre im Sinne Darwins das ethisch-religiöse Bewußtsein unserer besonderen Menschentwürde zu beeinträchtigen vermag. Sind solche Gotteswunder ohne Bruch der Gottesgesetze nicht die Wunder aller Wunder? Gott hat es nicht nötig zu zaubern. Der bloße Gedanke ist Lästerung. Den alten Völkern war es nicht gegeben, Gott in solcher Größe zu fassen. So ließen sie ihn zu künsten Zuflucht nehmen, an die sie selbst glaubten, und ohne die sie sich keine Wunder vorstellen konnten.

Man vergleiche, was auch nur ein Durchschnitts-Europäer von heute unter leben, erwerben, genießen, herrschen versteht, und was Goethe darunter verstanden hat. Bleibt auch an ihm „ein Erdenrest, zu tragen peinlich“, so verändert dieser Tribut an die Menschlichkeit doch nichts an seinem Gesamtbilde, so wird der gewaltige Abstand zwischen ihm und seinem Vergleichsobjekte um nichts geringer.

Ergo: es ist selbstverständlich, daß wir alle leben, erwerben, genießen, herrschen wollen; es kommt aber darauf an, wie wir es wollen und tun. Man darf es, wenn man andere nicht schädigt; man soll es, wenn man andere beglückt. Und vielleicht dämmert der Menschheit dereinst noch ein Morgen, an dem keiner glücklich sein kann, ohne andere zu beglücken, keiner leiden, ohne daß andere mitleiden. Mittelbar oder unmittelbar. Das Ziel liegt noch in unendlicher Ferne, aber ihm streben wir zu, so lange es Menschen gibt. Durch Schuld und Wahn, Irren und Elend — dennoch!

Von dem so gewonnenen Boden aus —: was sehen wir da? Gemeinsames Wirken an den gemeinsamen Aufgaben der nationalen Wohlfahrt, trotz aller politischen Meinungsverschiedenheiten, die scharf, aber ehrlich und sachlich, ohne persönliche Verbitterung ausgefochten werden? Gegenseitige ethische und historische Anerkennung der einzelnen Klassen, trotz mancher Gegensätze in ihren wirtschaftlichen und sonstigen Interessen, deren Vertretung sich jede Partei in der Presse und auf der Tribüne mit Eifer angelegen sein läßt, aber wiederum ohne Gift und Gehässigkeit, ohne Herab-

würdigung der moralischen Eigenschaften und der privaten Persönlichkeit des Gegners? —

Wollte Gott, es wäre so! Kann aber der politische Partei- und soziale Klassenkampf noch sehr viel unwürdiger, unvornehmer, gehässiger, ja sagen wir's nur grob und gerade heraus: schmutziger geführt werden, als er heute bei uns im Schwange ist? Nötigte mich mein Beruf nicht dazu: — ich würde manches Zeitungsblatt — hüben wie drüben — nicht mit der Zange anfassen, so etelt einen das beiderseitige Geheze, Gehöhne und Geschimpfe an, dies herrenmenschlich tuende und doch so gedungen lakainenhafte Gebaren, dem man meist schon von zehn Schritt die „bestellte Arbeit“ anmerkt. Dies gegenseitige Unter-die-Nase-reiben von privatem Klatsch, angebliehen Entgleisungen und Verfehlungen aus einem Vorleben, das oft schon Jahre zurückliegt! Haben sich freilich die Bravis beider Parteien schon fest ineinandergebissen, dann wissen sie selbst nicht mehr, daß sie eigentlich „nur ein Amt und keine Meinung“ haben und nur als Kampfbühne von anderen auf die Arena gesetzt sind, um dem gegnerischen Hahn zum Gaudium ihres Herrn und Eigentümers und eines hochwohlblöblichen Publittums möglichst viel Federn auszurupfen. Dann hacken sie sich in ehrliche Begeisterung hinein und erheben ein Triumphgetöse, wenn es ihren am „Schleiffstein“ gewetzten Schnäbeln gelungen ist, beim andern eine nicht ganz waschechte Feder zu erwischen. Sonst aber — sind sie völlig stubenrein.

Und worum handelt es sich denn bei all diesen hitzigen Kämpfen, wenn nicht zu allermeist um den besten Platz am wirtschaftlichen Futtertrog und an der gesellschaftlichen Sonne? Denn gut Essen und Trinken und Wohnen allein tut's heute freilich nicht mehr. Wir wollen auch „gesellschaftliche Geltung“, d. h. bei uns: vor andern was voraus haben. Es liegt uns weniger daran, nach oben frei und aufrecht zu stehen, als nach unten drücken zu können. Wir wollen schon gern ein Erkleckliches nach oben kasbucheln, wenn wir nach unten nur ein Weniges treten dürfen. Diese Wonne entschädigt reichlich, obwohl eine Entschädigung eigentlich gar nicht nötig ist, da uns ja das Kasbucheln infolge langjähriger und ausdauernder Übung keineswegs beschwerlich fällt und überhaupt zu den nationalen Volksbelustigungen gehört. Kann man auf der einen Seite mit den „Großen“ der Erde in Berührung kommen, eine Ordenszier oder dergleichen ergattern, so hat man auf der andern Ämter und Vertrauensposten zu vergeben, die auch eine „erhöhte Position“ gewähren.

Ein Trost ist's noch, daß die Ideale der Parteien im allgemeinen höhere sind, als die ihrer allzulauten Vorposten und Avantagure. Und würden diese Ideale mit weniger sittlichem Pathos und sittlicher Entrüstung über die unglaubliche moralische Verworfenheit des Gegners ausgeschrien, man könnte größeres Vertrauen zu ihrem Idealismus fassen. Es läge also nur im Interesse der Parteien, den Dienstfeier ihrer Marktschreier ein wenig zu dämpfen. Am Ende fällt's einem doch auf die Nerven

und sieht man sich auch an Hahnenkämpfen und sonstigen jirgenfischen Darbietungen satt. —

Hinter uns liegt der Stuttgarter Kongreß der „internationalen völkerebefreienden Sozialdemokratie“. Völkerebefreiend! Welch schönes Wort, welch zündender Schlachtruf, wenn es gilt, alle edlen freiheitlichen Instinkte im Volksbewußtsein wachzurufen! „Und doch“, schreibt Hugo Ranssen im „Berliner Beobachter“, „welch hohle Phrasen im Munde derer, die um ihres Dogmas willen eine Scheidewand errichten zwischen den beiden Teilen des Volkes, die im Wirtschaftsleben so notwendig aufeinander angewiesen sind. Der Arbeiter, der Proletarier, der Ausgebeutete auf der einen Seite. Alles übrige Kapitalisten, Ausbeuter, Vampyre des geknechteten Proletariats. Der echte Marxist hat für sie nur Haß und Verachtung. Es ist fast gelungen, unser Volk in zwei Heerhaufen zu trennen, die sich als Todfeinde in eherner Rüstung gegenüberstehen. Wir sehen es heute. Die brutalen Scharfmacher auf der einen Seite, die sich, auf ihren Geldbeutel pochend, als herrschende Klasse fühlen, den Nichtbesitzenden fast als moralisch minderwertig betrachten und die misera plebs mitleidig verachten oder als Gegner im wirtschaftlichen Kampfe nach Möglichkeit zu knechten und zu unterdrücken trachten. Doch nicht besser sind diejenigen Führer des Proletariats, die die Lehren der Scharfmacher gewissermaßen akzeptieren und den Arbeiter glauben machen wollen, daß er wirklich das sei und unter der heutigen Wirtschaftsordnung notwendig sein müsse, wozu der moderne Feudalismus ihn gern machen möchte: Ja, ihr seid Sklaven. Ihr seid Ausbeutungsobjekte in der Hand eurer Unterdrücker. Dazu macht euch die gegenwärtige Wirtschaftsordnung. Sie ist euer wahrer Feind. Sie gilt's zu stürzen, wenn ihr über eure Ausbeuter triumphieren wollt. Der Arbeiter glaubt's schließlich, was man ihm jahrzehntelang in flammenden Worten vorgeredet. Er fühlte sich ausgebeutet, fühlte, daß der Lohn seiner Arbeit nicht deren Werte entsprach. Daß die Arbeitslöhne zu gering waren für eine angemessene, dem erreichten Kulturstande angemessene Lebensweise. Doch anstatt gemeinsam eine Besserung ihrer Lage zu erkämpfen und in der heutigen Wirtschaftsordnung ihrem Stande die gebührende Stellung zu erringen, glaubten die Arbeiter in ihrer großen Mehrzahl der Lehre weltfremder Theoretiker: Die herrschende Ordnung ist unverbesserlich. Ihr gilt der Kampf. Und sie folgten ihren Theoretikern, die ihnen eine neue Weltordnung vorgaukelten, in der Produktion und Konsumtion gemeinsam sein und alle wirtschaftliche Ungerechtigkeit verbannt sein sollte, weil es keine Arbeitgeber, keine Kapitalisten mehr geben würde. Die Enteignung der Ausbeuter. Die Vernichtung des Kapitalismus. So heißen die Schlagwörter. Weil aber die Nichtproletarier dieser Enteignung nicht zustimmen wollen, weil sie die relativ freie Wirtschaftsordnung nicht in eine gebundene wollen umwandeln helfen, darum haßt der orthodoxe Sozialdemokrat den Bürger. Sieht in dem nichtproletarischen Volksgenossen seinen Todfeind, in dem Proletarier fremder Länder aber den Freund und Genossen. Weil er an die Stelle

eines bei allen seinen Mängeln relativ freien Zustandes eine kommunistische Zwangsordnung setzen möchte, darum nennt er sich völkerbefreidend. Weil er den Volksgenossen haßt, wenn er politisch anderer Meinung ist, deshalb nennt er sich international. . . .

Dem Marxisten heißt international eine Verbrüderung der Proletarier aller Länder, die alles ausschließt, was sich nicht zum Säulenheiligen Marx bekennt. International war einst der Liberalismus, als er die Sklaverei bekämpfte, die Leibeigenschaft abschaffte. Als er mit den Unterdrückten aller Länder sympathisierte, ganz ohne Rücksicht auf ihre Abstammung, Religion oder politische Anschauung. . . . Dieser Art ist der Internationalismus der Sozialisten nicht. Er stand in dem Konflikte der um ihre Unabhängigkeit ringenden Buren mit dem mächtigen englischen Reiche auf der Seite der Unterdrückten. Denn die Buren waren keine Proletarier, sondern konservative Bauern. Der sozialdemokratische Internationalismus ist von der Art des auch internationalen Klerikalismus. Kalt, klug, berechnend. Nur auf den eigenen Vorteil bedacht. Alles durch die Partei und alles für die Partei. . . ."

Dabei ist es noch gar nicht so ganz ausgemacht, daß es eine „internationale Sozialdemokratie“ — überhaupt gibt: „Wenn die Konservativen oder die Liberalen aller Länder einen großen gemeinsamen Kongreß veranstalten würden, ob wohl dann eine ebenso große und glänzende Versammlung zustande kommen würde? Wir wissen es nicht. Aber eins wissen wir: Eine größere Verschiedenheit der politischen Anschauungen, größere Gegensätze in den wichtigsten Fragen, die die Völker bewegen, würde auf einer solchen Versammlung nicht zutage treten, als sie auf dem Stuttgarter Kongreß der ‚Proletarier aller Länder‘ sich zeigte. Welch ein Unterschied, und nicht nur im Temperament zwischen einem Gelehrten wie Bernstein, einem im Innern seines Herzens gut deutsch denkenden Manne wie Vollmar und einem blinden Phantasten wie Hervé, der den Militarismus durch einen Generalstreik der Proletarier vernichten zu können ernstlich sich einbildet. Bemerkenswerter aber noch als diese Meinungsdivergenz sind die Interessengegensätze, die sich zwischen den Sozialisten der verschiedenen Länder recht deutlich zeigten. Am klarsten konnte man's bei der Besprechung der Einwanderungsfrage wahrnehmen. Die Genossen der in der Kultur fortgeschrittenen Länder waren natürlich für eine Beschränkung der Einwanderung von Arbeitern aus rückständigen Ländern, weil diese als Lohnrückdrücker wirken. Bleibet im Lande und nähret euch redlich! riefen die Genossen Westeuropas denen des Ostens ebenso zu, wie die Amerikaner den japanischen und chinesischen Kulis. Die Arbeitervertreter der zurückgebliebenen Völker aber sahen in der Auswanderung das einzige Mittel, das Überangebot von Arbeitskräften in ihren Ländern abzulenken und die Lage der eigenen Arbeiterschaft zu verbessern. So stießen die entgegengesetzten Interessen hart und unvereinbar aufeinander. Jede Partei vertrat ihren Interessenstandpunkt, ohne Rücksicht darauf, daß er dadurch

den andern aufs schwerste schädigte. Das war die so oft und so laut gerühmte Interessensolidarität aller Proletarier.

Trotz des unsympathischen Rummels und des Schützenfesttreibens, das die deutschen Sozialdemokraten so gut von den herrschenden Kreisen gelernt haben, bietet der Stuttgarter Kongreß für den Freund gesunden Fortschritts auch manches Erfreuliche. Die wirren, antimilitaristischen Ideen eines Hervé haben die deutschen Sozialdemokraten ebenso energisch und einstimmig zurückgewiesen, wie die Generalstreitpläne, die auch bei uns eine Zeitlang in manchem unklaren Kopfe spulten. Darob mußten sie sich allerdings von den Unentwegten satte Spießbürger schimpfen lassen. Das alte Schicksal der Vernünftigen und Gemäßigten. Die alte, rostige Waffe der Radikalen, die nichts zu verlieren haben. Wie oft bedienen sich die deutschen Sozialisten dieser Waffe gegen die Liberalen, wenn diese gegenüber dem blinden, gedankenlosen Vorwärtsdrängen der Heißsporne die Stimme der Vernunft und Mäßigung hören lassen. Nun lehrt sich der Pfeil gegen den Schützen. Hinter den Radikalen stehen schon die Radikaleren, die sie mit den eigenen Waffen bekämpfen. Doch erfreulicherweise findet die gemäßigte Richtung unter den deutschen Sozialdemokraten immer mehr Anhänger. Die Revisionisten sind wieder einmal auf dem Vormarsche, nachdem sie durch den Wahlsieg von 1903 und den darauf folgenden Parteitag zu Dresden ganz in den Hintergrund gedrängt worden waren. In der Frage der Kolonialpolitik errangen die Radikalissimi allerdings noch einen überraschenden Sieg. Fast schien es zuerst, als würde sich die Mehrheit auf den vernünftigen Standpunkt der David und Bernstein stellen. Doch die Unentwegten boten im letzten Augenblick ihre letzten Kräfte auf. Der Oberpriester des orthodoxen Marxismus, Kautsky, trat selbst in die Bresche, als Ledebour schon geschlagen schien, und erreichte noch einmal einen knappen Sieg der rechtgläubigen Richtung. Doch die Tatsache bleibt im höchsten Grade wichtig, daß fast die Hälfte des sozialdemokratischen Kongresses sich im Prinzip für eine Kolonialpolitik erklärte. Welche Vorwürfe hat man noch vor kurzem den Liberalen gemacht, als sie sich auf denselben Standpunkt stellten. Dem Freunde des Fortschritts gibt diese, wenn auch langsame Mauserung eines Teiles der Sozialisten neue Hoffnung. Fast überall, und nicht zum wenigsten mehr in Deutschland, zeigt sich neben der alten, internationalen Phrase eine gesunde, nationale Unterströmung. Vollmar vor allem fand warme Töne echten Patriotismus, wie wir sie aus sozialdemokratischem Munde noch nicht gewöhnt waren. 'Die Liebe zur Menschheit wird mich niemals verhindern, ein guter Deutscher zu bleiben.' Wer hätte noch vor einem Jahre geglaubt, daß ein solches Wort widerspruchlos auf einem sozialdemokratischen Kongreß gesprochen werden könnte! Ein Zerrbild des Internationalismus nannte Vollmar weiter die internationale Phrase, wie sie bisher in der sozialdemokratischen Partei gehandhabt wurde . . ."

* * *

Es konnte ja nicht ausbleiben, daß gewisse „staatserbaltende“ Organe, unbekümmert um die in Stuttgart zutage getretenen Erscheinungen, ja in krassem Widerspruch zu den Tatsachen, auf geölter Walze ihr Sprüchlein von dem „drohenden Umsturz“ herunterleierten, der mit allen, aber auch allen Mitteln, mit Massenstreik, Ungehorsam der Truppen, Aufstand, Revolution herbeigeführt werden solle. Das Gros der „Roten“ kann sich mit noch soviel subjektiver Berechtigung von den eigenen „fortgeschrittenen“ Genossen als fatte Spießer und fette Bourgeois verhöhnen lassen: es bleibt trotzdem in den Augen unserer spießbewehrten Nacht- und Ordnungswächter in allerwege „eine Rotte blutdürstiger Barrikadenmänner, finsterner Revolutionäre“. Für diese gewohnheitsmäßigen Regenspfeifer — in Süddeutschland nennt sie der Volksmund lieb und sinnig „Drecksvögel“ — weiß Professor Werner Sombart in der neuen Wochenschrift „Morgen“ (Berlin W., Marquardt & Co.) keinen besseren Rat, als sich die Creme dieser gefürchteten Elemente eben auf dem Stuttgarter internationalen Kongreß einmal aus der Nähe anzuschauen. Da würden sie bald gewahr werden, „daß die überwiegende Mehrzahl der Teilnehmer ebenso friedliebende Menschen sind, wie die Mitglieder irgend einer andern politischen Partei; ebenso das Gepräge des geruhfamen Spießers tragen wie irgendwelche Vertreter einer Mittelstandsguppe, etwa des Handwerks.“

„Ich sage: das Gros der Vertreter. Eine Minderheit wird freilich von Typen höchst zweifelhafter Natur gestellt. Da sind die wilden Weiber aus Rußland mit ihren fanatischen Männern in den schwarzen Blusen. Da sind eine Menge Leute, denen man ansieht, daß sie irgendwie im Leben Schiffbruch gelitten haben und nun aus Not, in der Verzweiflung sich dieser Bewegung anschließen, die so unendlich duldsam ist gegen alles, was sich ihr verschreibt.

Und in den Sitzungen des Kongresses würde er erstaunt sein über den ruhigen, geschäftsmäßigen Ton, der die Verhandlungen beherrscht. Er würde bald merken, daß die Sturm- und Drangperiode auch bei dieser Bewegung längst vorüber ist, und daß nur in den Köpfen über-eifriger Polizeier jener Revolutionsheld spukt, der in jeder Rocktasche eine Pistole oder eine Bombe mit sich herumträgt. Wobei ich wieder von den Russen absehe, die ja in jeder Hinsicht heute eine Ausnahmestellung einnehmen, und deren Revolution mit der modernen sozialen Bewegung in den Kulturländern nur in sehr loser Beziehung steht. Es ist bedauerlich, daß die berufsmäßige Revolutionismacherei im Zarenreiche offenbar hie und da auch in Westeuropa auf nicht ganz balancierte Gemüter abgefärbt hat, deren überlautes Geschwätz in manchen Ländern den Anschein hervorruft, als habe die proletarische Bewegung außerhalb Rußlands auch nur das geringste mit jener Revoluzzerei zu tun, unter der sich das russische Reich in schweren Krämpfen windet.

Über die Heerschau, die auf einem solchen Kongreß über die sozialistischen Streitkräfte ‚der ganzen Welt‘ abgehalten wird, ermöglicht es, auch

positiv uns ein Urteil zu bilden über das, was nun die sozialistische Bewegung zunächst rein quantitativ im Leben unserer Staaten vorstellt. Da ergibt denn eine nähere Prüfung, daß die tönenden, selbstbewußten Phrasen von der ungeheuren Ausdehnung dieser Bewegung (wie sie sich allzu häufig in der sozialistischen Presse und in sozialistischen Reden noch finden) doch bedenklich den wahren Sachverhalt entstellen. „Unser das Reich, unser die Welt“ schrieb der „Vorwärts“ bekenntlich nach dem Ausfall der Wahlen im Jahre 1903. Und auf einen ähnlichen Klang ist noch mancher Leitartikel abgestimmt, der den sinkenden Mut der Genossen wieder heben soll.

Die Ziffern, die uns die verschiedenen Landessektionen selbst in ihren Berichten an den Kongreß mitteilen, belehren uns, daß — vielleicht von Belgien und Dänemark abgesehen und neuerdings von Österreich, wo eine ganz eigentümliche Konstellation den Sozialisten einen offenbar nicht auf Dauer berechneten Erfolg brachte — selbst in den Ländern mit allgemeinem Wahlrecht jetzt nach einem ungeheuren Kampfe von zwei Jahrzehnten höchstens ein Zehntel der Sitze in den Unterhäusern in den Händen der Sozialisten sich befindet, während sie in den Oberhäusern (wo diese bestehen) meist gar nicht vertreten sind. Also: daß die sozialistische Bewegung heute im politischen Leben irgend eines der großen Länder eine reale Macht darstellte, mit der ein Politiker rechnen müßte, wird man nicht behaupten dürfen, wenn man mit den Tatsachen im Einklang bleiben will.

Aber gerade ein Kongreß wie der Stuttgarter klärt uns des weiteren darüber auf, daß auch die geistige Potenz, die in der sozialen Bewegung gebunden ist, keine überwältigend große ist. So viele geistvolle, kenntnisreiche Leute unter den Führern sind (Männer, deren Heroismus und Selbstverleugnung man nicht hoch genug preisen kann), so wird man doch nicht sagen können, daß das Niveau der Verhandlungen eines solchen Kongresses, auf dem doch die ersten Kräfte zu Worte kommen, wesentlich über dem ähnlicher Veranstaltungen stände, auf dem wir Bürgerlichen den Ton angeben.

Die sachliche Ausbeute der Debatten ist meist herzlich unbedeutend. Und vergebens würde man vor allem nach irgendwelchen fruchtbaren oder kühnen Ideen praktischer Sozialpolitik Umschau halten. Ich glaube, man sagt nicht zu viel, wenn man behauptet, daß der Sozialismus seit einem Menschenalter keine einzige neue, schöpferische Idee produziert habe. Was heute in der Erörterung irgendwelchen sozialen oder politischen Problems in praktikablen Gedanken auftaucht, ist entweder ein altes Inventarstück des Sozialismus, das schon in den Schriften und Reden der 70er Jahre eine Rolle spielte, oder (was die Regel bildet) es ist bürgerlicher Herkunft: mag es sich um Arbeiterschutz oder Arbeiterversicherung, um Gewerkschaften oder Genossenschaften, um Wohnungsreform oder soziale Hygiene oder Steuerreform oder was sonst auch immer handeln. Und zwar gilt das selbst von denjenigen Problemen, die im engsten Sinne der „Sozialpolitik“ angehören.

Über wir würden einen schweren Fehler begehen, wollten wir auf Grund aller dieser Erwägungen den Sozialismus und die soziale Bewegung der Gegenwart gering achten. Vielmehr ist gerade wieder eine Veranstaltung wie der jetzt tagende Kongress geeignet, uns von der zweifellos großen Kulturbedeutung der proletarischen Bewegung zu überzeugen . . .“

Mit der Vertretung der materiellen Interessen erschöpft sich der Inhalt der internationalen sozialistischen Bewegung noch keineswegs: „Sonst würden die internationalen Gewerkschaftskongresse genügen. Vielmehr kommt in diesen Internationalen Sozialistenkongressen die Doppelnatur der modernen sozialen Bewegung deutlich zum Ausdruck: daß sie eine proletarische Klassenbewegung ist, aber daneben doch auch eine ideale Bewegung, die der ganzen Menschheit zuliebe sich betätigen will. Und ich glaube doch, daß erst diese idealistische Unterströmung der ganzen Bewegung ihre Geschlossenheit, ihren Schwung, gleichsam ihre Seele verleiht. Welches aber sind die Ideale, die der proletarischen Bewegung ihren geistigen, allgemein menschlichen Gehalt geben? Sind es etwa neue Werte, die nun erst anfangen, die Menschheit für sich zu erobern? Gewiß nicht. Es sind vielmehr die uralten Ideale der Humanität in ihrer Anwendung auf die soziale Ordnung, die die Sozialisten unserer Tage verfechten; die Ideale der ‚Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit‘, für die schon die Bürgerlichen in den Tod gegangen sind. Wie denn der sozialistischen Bewegung nichts mehr abgeht als ‚Modernität‘. Sie ist in jeder Hinsicht — soweit sie Ideale vertritt — eine ‚rückständige‘, altfränkische, unmoderne Bewegung. Darin nur den klerikalen Parteien vergleichbar. Man denke an ihre Stellung zu Kunst und Literatur! Man lese die ‚Festgedichte‘ in den sozialdemokratischen Blättern!

Über mir scheint: darum sollten wir diese Bewegung und die Männer, die sie tragen, nicht gering achten. Vielmehr gerade weil sie diese alten, heute so unendlich ‚unmodernen‘ Ideale hochhalten, gebührt ihnen unsere Teilnahme.

Es hat menschlich etwas unendlich Rührendes und Ergreifendes, hier noch so viel Glauben an die Möglichkeit einer ‚gerechten‘ Ordnung, einer Verwirklichung des Himmelreichs auf Erden zu finden. Und einer Zeit, die in Kapitalismus, Materialismus, Chauvinismus, Militarismus, Imperialismus, Ästhetismus aufzugehen droht, kann es gewiß nichts schaden, wenn ihr immer wieder vor Augen gehalten wird, daß ein anderer Ismus doch auch noch Anspruch auf Beachtung verdient: der Humanismus. Und der ist es, der von den Besten unter den Sozialisten (nach denen wir unser Urteil vom Wesen, von der Idee der Bewegung bilden müssen, wenn wir gerecht sein wollen) vertreten wird.

In dem Festhalten an diesen uralten Idealen, in dem ehrlichen Bemühen, sie in die soziale Wirklichkeit zu übertragen, liegt alle Stärke wie alle Schwäche, alle Größe wie alle Enge, alles Lebendkräftige wie alles

Lähmende: liegt der große Konflikt begründet, der die moderne sozialistische Bewegung durchzieht und der ihr Würde und Gewicht verleiht. Es ist der Konflikt zwischen Interesse und Ideal, dem Interesse, das sich im Leben durch jedes Mittel, das zur Macht führt, durchzusetzen bemüht, und dem Ideal, das sich rein und unvermischt zu erhalten trachtet.

Täuscht nicht alles, so muß in unserer heutigen Welt jemand, der zur politischen Macht gelangen will, ein gut Teil seiner humanitären Ideale opfern; ist der, der von diesen Idealen nicht lassen will, ewig zum Träumer verdammt.

Stieße die internationale sozialistische Bewegung die Träumer und Idealisten ab, so würde sie bald regierungsfähig werden: sie würde bald eine reine Interessenpartei der Arbeiterschaft werden, wie sie sich die Regierungen aller Länder wünschen. Aber sie würde damit auch ihren wesentlichen Reiz und, wie mir scheint, auch einen großen Teil ihrer Kulturbedeutung verlieren, die eben darin zum Ausdruck kommt, daß ein beträchtlicher Bestandteil der Angehörigen aller Nationen sich in einem grundsätzlichen Gegensatz zur herrschenden Klasse befindet. Nur freilich tut das den spezifischen Arbeiterinteressen wiederum entschieden Abbruch: und die sollen doch in der sozialen Bewegung auch und zuvörderst vertreten werden. Wie zwischen diesen Widersprüchen zu vermitteln sei: das hat den Inhalt aller Verhandlungen auf den Internationalen Sozialistischen Kongressen der letzten Jahre gebildet und bildet ihn heute in Stuttgart wieder . . .“

Die württembergische Regierung schätzte die „Gefahren“ des roten Kongresses nur richtig ein, als sie seiner Tagung in Stuttgart keine Hindernisse in den Weg legte und auch auf die in Preußen so beliebten „Polizeimittel“ verzichtete. Die Anwendung solcher erwies sich denn auch als gänzlich überflüssig. Und die Stuttgarter Bürgerschaft nahm mit gesundem Sinn das Gute, wo sie es fand, d. h. die günstige Gelegenheit wahr, sich auch ihrerseits einmal recht schön zu amüsieren und ein allgemeines großes Volksfest zu feiern. Mit Kind und Regel pilgerten sie zu der festlichen Vogelwiese hinaus, allwo die internationale Schauausstellung stattfand, und vergnügten sich nach Kräften. So kam denn ein jeder auf seine Kosten, und alles hätte sich in Wohlgefallen aufgelöst, wenn nicht die württembergische Regierung zuletzt doch noch einen kleinen Nervenanfall bekommen und den Engländer Quellsb ausgewiesen hätte. „Genosse“ Quellsb hatte sich ganz beiläufig einer despektierlichen englischen Redensart über die Haager Friedenskonferenz bedient. In staatsanwaltschaftliches Deutsch überfetzt, gewinnt sie eine tragische Feierlichkeit, die ihr im Englischen nicht eignet und auch ganz gewiß nicht beabsichtigt war. „Genosse“ Quellsb nahm denn auch keinen Anstand, zu erklären, daß ihm eine persönliche Beleidigung der verehrlichen Friedensnachträte sehr fern gelegen habe. Macht nichts: er hätte revozieren und deprezieren sollen. Da ihm aber als Engländer der deutsche „Ehrenkomment“ offenbar nicht ganz geläufig war, so genügte seine

Erklärung den berechtigten Ansprüchen einer hohen Staatsregierung nicht. Wäre es nicht auch ein Zeichen demokratischer „Zuchtlosigkeit“ gewesen, in welchem Zustande sich ja die süddeutschen Staaten nach der Kreuzzeitung und ihren Mannen befinden sollen, wenn die württembergische Regierung solchen Frevel ungerochen ließ? Ja, wäre das nicht das Eingeständnis einer so unverantwortlichen Schwäche gewesen, daß Preußen sich hätte verpflichtet fühlen müssen, die am Boden schleifenden Zügel der württembergischen Staatsregierung in die eigene Hand zu nehmen, um in dem „wilden Lande“ geordnete Zustände zu schaffen? Und sollte nicht doch in der einen oder andern Weise etwas daran sein, daß sie einen sanften Druck von Preußen — geahnt hat? Zwar ist es von der Norddeutschen dementiert worden, allein — die Norddeutsche hat schon manches „dementiert“ . . .

Da aber doch Strafe sein und der Komment innegehalten werden muß —: wäre es nicht besser gewesen, wenn die Regierung dem Präsidenten Singer nahegelegt hätte, den englischen Genossen noch nachträglich in den „doppelten BV“ zu tun, aus dem er sich dann mit mehreren „Ganzen“ hätte „herauspaulen“ müssen? Sicher hätten sich trinkfeste Schwaben gern bereit gefunden, den Genossen Quells zu einer erklecklichen Anzahl von „Bierjungen“ herauszufordern, wenn sie auch im allgemeinen den Wein, besonders den „Heurigen“, vorzuziehen pflegen. Aber was tut man nicht fürs Vaterland, namentlich, wo es gilt, sein Ansehen einem „Internationalen“ gegenüber zu wahren. Auch hätte der Genosse verurteilt werden können, einen „Ganzen“ auf das Wohl der — deutschen Flotte zu leeren! Würde sein hartnäckiger Internationalismus auch dann standgehalten haben? Daß jede dieser Strafen für den raubheiniigen Bruder viel empfindlicher gewesen wäre, als die über ihn verhängte, bedarf wohl bei Sachverständigen keiner weiteren Begründung. Und mehr oder weniger sachverständig sind wir ja in diesen Dingen alle. Ja, wenn der Haager Friedenskongreß ein deutsches Biergericht wäre: — wie würde da alles klappen und flott von statten gehen! Wie viele Salamander würden da auf den ewigen Frieden gerieben werden! —

Wann endlich wird man sich in Preußen-Deutschland abgewöhnen, mit Kanonen nach Spasen zu schießen? Wann endlich werden wir lernen, das Kleine klein und das Große groß zu nehmen? Machen wir uns doch nicht immer wieder lächerlich mit unsern querelles allemandes. Wir haben ja schon so unter Mangel an Spott nicht zu leiden. Nur der Prosz hält es für vornehm, bei jeder Kleinigkeit den Abhängigen und Wehrlosen seine Macht fühlen zu lassen. Ein vornehmer Wirt vollends pflegt kleine Ungezogenheiten und Entgleisungen seiner Gäste zu ignorieren. Er ist vornehm genug, sie einfach nicht zu sehen, geschweige denn, daß er seinen Gast durch den Hausknecht hinauswerfen läßt oder gar selbst mit aufgetrempelten Ärmeln sich dazu anschickt. Und am Ende waren doch auch die in Stuttgart versammelten Ausländer Gäste des Deutschen Reiches. Dies Los-

schlagen mit der „gepanzerten Faust“, wo man absolut sicher ist, daß nicht widergeschlagen werden kann, macht jeden andern Eindruck als den vornehmen Selbstbewußtseins.

Wenn die deutsche Faust doch niederfauste, wo deutsches Volkstum, deutscher Name, deutsche Ehre mit Füßen getreten werden! Aber da hütet sich die großmächtige deutsche Faust gar weislich vor dem „Niederfausen“, da ballt sie sich lieber — in der Tasche. Eine ständige Rubrik in den Blättern bilden die Vergewaltigungen preussischer „Untertanen“ (recht so! Ihr wollt ja nicht anders heißen!) durch Kosaken und Tschinownits an der russisch-preussischen Grenze. Der Fall, daß preussische Bürger auf preussischem Boden von russischen Grenzsoldaten an- und abgeschossen werden, zählt durchaus nicht zu den Seltenheiten. Sonstige Brutalitäten gegen Deutsche sind an der Tagesordnung. Und das Äußerste, wozu man sich aufrafft, wenn man sich aufrafft, ist eine bescheidentliche „Anfrage“, eine lendenlahme „Beschwerde“ der „kompetenten“ deutschen Behörde an die „kompetente“ russische Behörde, die von dieser je nach Laune mit unverbindlichen Redensarten oder auch mit einem Hohne heimgeschickt wird, den nur der nicht versteht, der ihn absolut nicht verstehen will oder — darf.

Und wie werden die vergewaltigten Interessen und Rechte deutscher Reichsangehöriger im Auslande von ihren berufenen Vertretern, den Konsulaten und Gesandtschaften, geschützt? Was darüber ohne jeden sichtbaren Erfolg schon an Notschreien und zornigen Entrüstungsrufen in die Öffentlichkeit gedrungen ist, sollte eigentlich von einem dankbaren Nutznießer der deutschen Reichsbürgerschaft im Auslande in einem schön gebundenen stattlichen Bande gesammelt und dem Herrn — Reichskanzler in geziemender Ehrerbietung gewidmet werden. *Civis Germanus sum!* Im Reiche kann man sich ja gefahr- und kostenlos in diesem Ruhmestitel sonnen, — im Auslande ist er von sehr fragwürdigem Werte, wenn nicht direkt schädlich und degradierend.

Nur ein Fall aus jüngster Zeit. „Der Deutsche“ erzählt ihn. Ein alter Berliner Gardist, der durch Überanstrengung im Dienste Halbinvalide geworden ist, in Huancayo in Peru eine kleine lebenslängliche Pension bezieht und sich sonst durch den Import deutscher Artikel ernährt. Der sieht eines Tages, wie eine arme Händlerin von drei betrunkenen Kaufbolden überfallen wird. Er eilt ihr zu Hilfe, wird aber hinterrücks mit einer schweren Flasche zu Boden geschlagen, trägt einen Schädelbruch davon und liegt nun hoffnungslos darnieder: „Die Attentäter sind bekannt und berüchtigt, die Sympathie in Stadt und Land ist durchaus auf seiten der überfallenen Frau und ihres deutschen Helfers. Die Fremdenkolonie — Slawen, Italiener, Engländer — eröffnet eine Subskription zugunsten des anscheinend auf den Tod darniederliegenden Mannes und deponiert an die deutsche Gesandtschaft. Die Sache wird dem Konsulat, das viele Reittage entfernt ist, übergeben, das Konsulat aber, das für den beurlaubten Konsul von

einem jungen Vertreter geführt wird, greift nicht energisch ein, sondern stellt nur mit bureaukratischer Genauigkeit fest, daß der Deutsche eigentlich ein ganz übler Geselle sei. Er habe seinen Auslandsurlaub überschritten, er habe ferner in der alten Heimat sich verschiedener Übertretungen gegen die — Hundepolizeiordnung und Fahrradvorschrift und außerdem der Stadtrat-Beleidigung schuldig gemacht. Dieses Sündenregister, welches einem Manne vorgehalten wird, der sich im vollen Besitze aller Ehrenrechte befindet, daheim sogar Ehrenämter verwaltet hat und in Huancayo ordnungsmäßig in die Konsulatsmatrikel eingetragen ist, erregt natürlich das Hohngelächter aller Ausländer . . .

Wie ganz anders nahm sich Frankreich seines Dr. Mauchamp in Marokko an! Man versteht es einfach nicht, wie die Razzien in Deutschland und, von ihnen angesteckt, die auswärtigen deutschen Konsulate so handeln können. Unter den Amerikanern von Peru bis Feuerland heißt es jetzt, die gringos aleman seien vogelfrei, und die Deutschen überlegen von neuem, ob es sich überhaupt lohne, die Reichsangehörigkeit weiter beizubehalten. Namentlich die Armeren unter ihnen haben bloß Kosten davon und sehen keinen Nutzen. Die Sache ist jetzt zwei Leipziger Rechtsanwälten übergeben worden, die sich mit dem Auswärtigen Amt in Verbindung setzen.“

Wird auch viel nützen! — Hier haben wir das ganze deutsche Elend in der Westentasche, fertig zum Gebrauch, bequem zu tragen. Das Wichtigste ist die Feststellung der Personalien: Vater, geboren wann? Mutter, geboren wann? Konfession? Verheiratet oder ledig? Orden? Bestraft? Und so fort bis zum an den Wänden hinaufkriechen! Als ob wir das nicht alles auch daheim im lieben Vaterlande kennen! Du bist überfallen, bestohlen, oder beleidigt worden und willst nun den Täter feststellen oder festnehmen lassen. Ein Schutzmann ist nicht in der Nähe oder — er „darf seinen Posten nicht verlassen“ und verweist dich nach der Wache. Du gehst also zur Wache. Der „Diensthabende“: Wie heißen Sie? Was sind Sie? Wohnung? Konfession? Verheiratet? u. Nach peinlich gewissenhafter Ausfüllung des Fragebogens: — Warten Sie. Ich werde Ihnen einen Beamten mitgeben. Nach geraumer Wartezeit bekommst du auch wirklich einen leibhaftigen Beamten mit. Der Dieb oder Angreifer, oder wer's sonst ist, hat natürlich deine Rückkunft geduldig erwartet und brünstiglich herbeigesehnt, wenn ihm schon die Zeit gar lang geworden ist, wenn er sich schon die Beine in den Leib gestanden hat.

Kurz, schroff, „schneidig“ gegen den eigenen Staatsbürger und Volksgenossen; weiches Wachs, von zerschmelzender Liebenswürdigkeit gegen Ausland und Ausländer, zu allen Opfern bis zur nationalen Selbst- und Volksverleugnung bereit: ist das nicht immer noch „deutsche Art“, wenn wir von dem verhältnismäßig doch nur kleinen Häuflein wirklich volksbewußter, für ihr Volkstum opferbereiter Deutscher absehen? Wie oft ist z. B. schon darüber geklagt worden, daß die deutsche Postverwaltung den Ma-

gyarisierungsbestrebungen Vorschub leiste, indem sie die guten alten, in aller Welt bekannten deutschen Städtenamen in Ungarn durch die außerhalb Ungarns völlig unbekanntem magyarisches Erfindungen verdrängen hilft. Aber immer noch gibt es in den amtlichen Verzeichnissen der deutschen Telegraphenstationen kein Hermannstadt, kein Klausenburg, kein Kronstadt!

„Kürzlich“, erzählt ein Leser in den „Mitteilungen des Allgemeinen deutschen Schulvereins“, „wollte ich auf einem Berliner Postamt eine Depesche nach Hermannstadt in Siebenbürgen aufgeben. Bei dieser Gelegenheit stellte ich gemeinsam mit dem expeditierenden Beamten fest, daß es diesen Ort für unsere Postverwaltung amtlich nicht gibt. Der Beamte geriet darob so in Verlegenheit, daß er nicht wußte, ob er die Depesche annehmen könne oder nicht, denn: ‚in unseren Verzeichnissen steht alles drin‘. Schließlich riet ich ihm, unter ‚Magyszeben‘ nachzuschlagen, und siehe da, das stand wirklich drin. Ich machte nun aus Interesse an der Sache den Versuch, auf einem anderen Berliner Postamt meine Depesche nach Hermannstadt loszuwerden. Hier gab es dieselben Schwierigkeiten. Der Beamte kannte natürlich die Hermannstadt in Siebenbürgen ganz genau; als das amtliche Verzeichnis diesen Namen aber verleugnete, wußte der Mann nicht mehr, was er machen sollte. Ich befreite auch ihn mit dem Zauberwort ‚Magyszeben‘ aus seinen Nöten, hatte aber schlechten Dank davon, denn nun meinte er erobert, das hätte ich ihm auch gleich sagen können. Worauf ich ihm eine kleine Ansprache hielt, des Inhalts, daß ich auf einem deutschen Postamt grundsätzlich deutsch spräche, daß, wie er eben selbst gesehen habe, man zwar die alte Hermannstadt kenne, aber nicht das rätselhafte Magyszeben, daß also die Verwendung dieses magyarisches Namens nur eine Verkehrsstörung bedeute und endlich, daß die ungarische Post ausdrücklich verpflichtet sei, Sendungen nach Hermannstadt, Klausenburg, Kronstadt und Duzenden anderen gut deutsch getauften Orten in Ungarn zu befördern, daß es nichts sei als eine echt magyarisches Unverfrorenheit, wenn sie sich dieser Verpflichtung zu entziehen suche, und daß die deutsche Postverwaltung eine große Schwäche und eine Preisgabe guten Rechtes sich zuschulden kommen lasse, wenn sie sich das gefallen lasse.

In der Tat kennt man diese magyarisches Namen, von denen der bekanntesten größeren Städte abgesehen, nicht einmal in Ungarn, und es kommt bei kleineren Orten oft genug vor, daß selbst der ungarische Postbeamte eine solche magyarisches Adresse sich erst wieder ins Deutsche übersetzen muß, um zu wissen, was er damit anfangen soll...“

Die magyarisches Post ist also verpflichtet, an die deutschen Adressen zu befördern; die deutschen Postbeamten kennen die magyarisches Phantasiennamen nicht; selbst ihren magyarisches Kollegen sind sie meist unbekannte Größen —: und dennoch! Dennoch müssen die deutschen Namen aus der deutschen Reichsposstliste ausgemerzt und durch magyarisches

freie Erfindungen ersetzt werden. Muß einen da nicht der Deutschtum ganzer Jammer anfallen! Wo in aller Welt gibt's wohl noch ein zweites Volk, das sich selbst solche Maulschellen verabfolgt? Nur aus reiner, selbstloser Freude — an Maulschellen?



Ein so tüchtiges, tapferes, ja heldenmütiges Volk. Ein Volk, allem Großen, Hohen und Heiligen zugekehrt, wie nur die Blume der Sonne, wie kein anderes. Das Volk der germanischen Heerkönige und Richterfürsten, Luthers, Goethes, Schillers, Steins, Bismarcks — wer zählt die Namen? Bei jedem solchen Klange muß die deutsche Brust in stolzem Volksbewußtsein höher schlagen. Ein Herrenvolk —: sollte man meinen. Und doch! Doch diese schmiegsame Unterwürfigkeit, dies willige Sichbeugen unter jede Macht, woher sie auch komme. Diese kindische Eitelkeit auf Orden, Titel und allerlei lächerlichen Puz und Kram. Dies blöde, alberne Bestaunen alles Fremden mit der stets im Unterbewußtsein lechzenden Lüsternheit, sich ihm unterzuordnen und — preiszugeben.

Und man kann nicht behaupten, daß unser politisches und geistiges Leben fruchtbarer, schöpferischer oder gar großzügiger wird. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn Professor Sombart im Gegenteil von einer „Verflachung und Verödung“ unseres öffentlichen Lebens spricht. Und jeder ehrliche Beobachter wird ihm recht geben, wenn er als Erklärung darauf hinweist, daß „kein irgendwie großes Ideal im Mittelpunkte steht, das hoch wie niedrig packt, von dem Wärme und Leben ausstrahlen.“

Ich möchte ihm hier noch einmal das Wort geben. Seine Ausführungen im „Morgen“ untersuchen gerade die „Elemente“, aus denen sich das politische Leben Deutschlands zusammensetzt. Wenn wir erst „die Seile in der Hand“ haben, werden wir vielleicht auch „das geistige Band“ finden, das die so widerspruchsvollen vereinen könnte.

„Die großen Ideale“, schreibt Professor Sombart, „die noch unsere Väter und Großväter begeisterten, sind verblaßt: die nationale Idee ist verbraucht, nachdem in mächtig aufflammender Begeisterung das Deutsche Reich errichtet ist. Was uns heute an Nationalismus geboten wird, ist ein schaler zweiter Aufguß, der niemand mehr so recht zu erwärmen vermag. Die hohle Phrase muß dann eben die innere Ode verdecken.“

Dasselbe gilt von den großen politischen Idealen, um die unsere Vorfahren in den Tod gegangen sind. Teils sind sie verwirklicht, teils in ihrer Belanglosigkeit erkannt worden. Die junge Generation lächelt überlegen, wenn sie von dem Kampfe um die politischen Freiheiten liest, und die Erinnerungsfeiern der großen Begeisterungszeiten werden zur lächerlichen Farce.

Aber auch die religiösen Ideale in ihrer heutigen Fassung scheinen ihre herrschende Kraft zum Teile eingebüßt zu haben, sie entbehren der Frische und Ursprünglichkeit, aus denen allein die hinreißende Begeisterung zu entspringen vermag. Daß sie aber niemals durch ein paar ethische

Postulate humanitären Inhalts ersetzt werden können, hat die Erfahrung der letzten Jahrzehnte zur Gewißheit gemacht.

Und wiederum die Tatsache, daß keine neuen Licht und Wärme spendenden Ideale am politischen Horizonte auftauchen, könnte man mit dem Hinweis auf unsere allgemeine soziale und ökonomische Lage zu erklären versucht sein.

Die mächtige Entfaltung des Kapitalismus hat auf der einen Seite eine starke Vermehrung unseres Reichtums, auf der anderen Seite eine große Verschärfung der Klassengegensätze, eine Verschärfung des Kampfes ums Dasein gebracht. Grund genug, den Sinn der Massen mehr auf die ökonomischen Interessen hinzu lenken und damit den politischen Kampf in einen ebenso gehässigen wie geistig belanglosen Streit um ökonomische Vorteile, oder wie man es auch ausdrücken könnte: in eine Klassenguerilla auslaufen zu lassen. Und zweifellos sprechen Gründe dieser Art mit, wenn es das politische Leben Deutschlands in der Gegenwart zu erklären gilt. Aber eine genauere Prüfung ergibt doch, daß diese Gründe nicht von entscheidender Bedeutung sein können. Immer würden sie doch nur einige Seiten unserer Politik verständlich machen. Und auch diese nicht ganz. Denn in anderen Ländern, in denen die Entwicklung des sozialen Lebens doch einen ähnlichen Verlauf genommen hat, weist das politische Leben deutlich andere Züge auf. So daß wir uns nach spezifischen Elementen umsehen müssen, die gerade das preußisch-deutsche Kulturleben unserer Tage konstituieren.

Man denkt unwillkürlich an die Persönlichkeit des Kaisers, deren Eigenart zweifellos der deutschen Politik der Gegenwart zum guten Teil ihr Gepräge gibt. Der Kaiser selbst stellt seiner ganzen Natur nach gleichsam symbolisch den Dualismus dar, der unser politisches Leben beherrscht, wie er denn selbst sein Dasein der ‚Paarung‘ zwischen einem Sprossen des feudalen Hohenzollernhauses und einer liberalen englischen Prinzessin verdankt. Aber man sollte — aus verschiedenen Gründen — die Bedeutung des persönlichen Einflusses des Kaisers auf unser öffentliches Leben nicht forzieren und sollte sich vor allen Dingen stets bewußt bleiben, daß die weitreichende Wirksamkeit dieser Person doch nur möglich geworden ist, weil in Preußen-Deutschland bestimmte Vorbedingungen für ihr Eintreten erfüllt waren. Man versehe Wilhelm II. auf den Thron Englands, Frankreichs, Italiens oder der Vereinigten Staaten, und seine Wirksamkeit wäre eine von Grund aus andere gewesen.

Unser Hauptinteresse wendet sich also jenen objektiven Bedingungen zu, die in Preußen-Deutschland eine Ära Wilhelm II. möglich gemacht haben. Offenbar sind diese Bedingungen zunächst verfassungsrechtlicher Natur. Weil Preußen noch ein zu drei Vierteln absoluter Staat seiner Verfassung nach ist, kann sich der König von Preußen, wenn er eine mit absolutistischen Instinkten stark durchsetzte Natur ist, als halb oder ganz absoluter Herrscher sehr gut betätigen: die Verfassung

erheischt es geradezu. Von Preußen aus aber, dessen Einfluß in Deutschland sich immer weiter ausdehnte, griff nun dieses in der preußischen Verfassung und in der Natur seines Regenten begründete absolute Wesen auf das gesamte deutsche Leben über. Die Verfassung des Deutschen Reiches selbst ist ein seltsames Gemisch aus Absolutie und Demokratie. Sie läßt sich mehr im absoluten, mehr im demokratischen Sinne handhaben. Da nun Preußen — der übermächtige Bundesstaat und in seinem Gefolge eine Reihe anderer Bundesstaaten — mit absolutem Geiste sich wieder bis zum Sättigungspunkte füllten, so gelang es dem Einflusse Preußens — dank der gefügigen Natur der deutschen ‚Volksseele‘ —, das labile Gleichgewicht zwischen Absolutie und Demokratie, das die Reichsverfassung vorsieht, in der Weise zu verändern, daß tatsächlich der Schwerpunkt der deutschen Politik immer mehr nach der Seite einer absoluten Herrschaft verschoben wurde. Tatsächlich wird heute auch Deutschland fast absolut regiert: der Bundesrat ist alles, der Reichstag nichts.

Diese eigentümliche Zwitterhaftigkeit der Reichsverfassung liefert aber auch für manchen anderen Zug des politischen Lebens in Deutschland die Erklärung. Sie ist wiederum ein Symbol der objektiven Unstimmigkeit und subjektiven Unaufrichtigkeit, die unsere Politik, wie wir sahen, kennzeichnen. Sie ruht scheinbar auf breiter demokratischer Basis, und wenn man zusieht, gewährt sie dem Volke doch nur minimale Rechte. Zunächst deshalb, weil sie selbst ja nur soweit gilt, als die Kompetenz des Reiches reicht; das ist aber gar nicht arg weit, so daß in einer Reihe der wichtigsten Fragen (Unterrichtswesen! Steuerverwesen!) wenigstens in Preußen das verfassungsmäßig halbabsolute Regime besteht. Sodann gewährt sie selbst ja zwar dem Volke ein sehr demokratisches Wahlrecht, aber wie man weiß, kann das Volk damit seinen Willen doch nicht durchsetzen, da ihm der Bundesrat als verfassungsmäßig gleichberechtigter, in Wirklichkeit übermächtiger Partner gegenübersteht und die Regierung selbst keine parlamentarische, sondern eine kaiserliche ist.

Das alles soll hier gar nicht auf seinen Wert oder Unwert geprüft werden, sondern nur in seiner Wirkung auf die Gestaltung unseres politischen Lebens.

Offenbar nämlich ergeben sich aus der eigentümlichen Struktur unserer Verfassung ganz von selbst folgende Konsequenzen:

Die Regierenden bilden eine abgeschlossene Kaste, in die der Eintritt nicht erzwungen werden kann. Für ihre Zusammensetzung maßgebend ist die historische Tradition und der Geschmack des jeweils regierenden Herrschers. In Preußen — weiß man — besteht die obere Schicht der Regierenden (von wenigen Konzeptionschulzen abgesehen) heute noch wie vor hundert und zweihundert Jahren aus dem Junkertum, die Unterschicht aus den ebenso alten Geheimen Räten. Man darf nun sagen, ohne jemanden etwas Übles anzutun, daß von dem, was wir heute unter Bildung und Kultur (im guten und im schlimmen Sinne) verstehen, in diesen Schichten außerordentlich

wenig zu finden ist. Ich glaube, daß im wesentlichen alle neueren Strömungen auf dem Gebiete der Wissenschaften, namentlich aber der Kunst und Literatur in jenen Kreisen vorübergerauscht sind, ohne sie eigentlich zu berühren. Man muß sich nur einmal in der Wohnung eines preußischen Ministers umsehen, muß nur einmal zuschauen, welchen Geschmack die Geheimräte und ihre Frauen im Theater, bei der Auswahl ihrer Lektüre, in der Beurteilung von Bildern usw. betätigen, um sofort zu empfinden, daß sich zwischen ihnen und dem, was die moderne Bildung in Deutschland repräsentiert, eine tiefe Kluft auftritt. (Womit wiederum ganz und gar kein Werturteil ausgesprochen werden soll!)

Die Absonderung einer besonderen Regierungskaste hat nun aber noch eine andere Wirkung als die eben aufgewiesene. Sie bedeutet nämlich — wenn man sich die Situation ‚von unten‘ anschaut, d. h. vom Standpunkt des ‚souveränen Volks‘, das in den Parlamenten vertreten ist —, daß es bei uns in Deutschland ebensowenig wie in den meisten Bundesstaaten dasjenige gibt, was man in anderen Ländern die ‚politische Karriere‘ nennt. Es ist bei uns dem gewählten Vertreter des Volks, auch wenn er der Mehrheit im Parlamente angehört, nicht möglich, mit Hilfe des Parlaments sich einen Platz in der Regierung zu erzwingen. Der Weg zur Macht geht bei uns über den Landrats- oder Leutnantsposten. Schon aus diesem Grunde also gewinnt das parlamentarische Leben in Deutschland ein ganz eigenartiges Gepräge. Während unten im Parkett sich die ‚Vertreter des Volkes‘ abmühen, ihre Sätze pflichtschuldigst zur Mühle zu schleppen, blickt die herrschende Kaste von oben ihrem Treiben mit einem wohlwollend-mitleidigen Schmunzeln zu, das da sagen will: brav gemacht; aber zu uns führt euch euer Weg doch nie und nimmer herauf. Der Parlamentarier bleibt immer zweite Garnitur. Und diese Klassifikation als ein tüchtiger, aber nicht zum Herrschen berufener Mann wird nun um so deutlicher, je geringer seine Macht auch nur als Parlamentarier ist. Und die ist eben von Rechts wegen, d. h. Verfassungswegen, eine minimale und wird bei der Weichheit des deutschen Volkscharakters in Wirklichkeit auf das denkbar geringste Maß herabgedrückt.

So erklärt es sich denn, warum die hohle Phrase im Deutschen Reichstage vorherrscht. Weil man doch nichts zu taten hat, so will man wenigstens raten nach Herzenslust. Es fehlt unseren Parlamentariern vollständig das Bewußtsein, Machthaber zu sein oder es je werden zu können.

So erklärt sich aber auch auf der anderen Seite die geschäftsmäßige Ode der Reichstagsverhandlungen (und natürlich auch die Verhandlungen in den anderen deutschen Parlamenten). Weil man ja doch in den meisten Fällen von vornherein weiß, wie die Sache letztlich ausgeht — nämlich so, wie die Regierung will —, so fehlt das dramatische Interesse, wie es der Kampf um Prinzipien erzeugt, wenn es nicht im voraus sich bestimmen läßt, wie er ausgeht. Nur selten kommt es bei uns zu solchen dramatischen Zuspißungen (Schulvorlage in Preußen, Lex Heinze, Zuchthausvorlage im

Reichstage), und dann bekommen auch die Verhandlungen in unseren Parlamenten einen Anflug von Schwung und wecken unser Interesse. Aber das sind eben bei uns die sehr seltenen Ausnahmen.

Fragt man nun aber wiederum nach den Gründen, die es erklärlich machen, warum Deutschland diese seltsamen Verfassungsverhältnisse hat, so müßte man als Antwort einen Abriß der preußisch-deutschen Geschichte geben und würde vielleicht auch dann noch nicht alle Absonderlichkeiten unseres Wesens erklären können. Hier, wo es sich ja nur um eine aphoristische Skizzierung des Tatbestandes handeln soll, müssen wir uns mit dem Hinweis auf ganz wenige, aber, wie ich glaube, ausschlaggebende Momente begnügen.

Man hat oft (und wohl mit Recht) die Machtlosigkeit, zu der in Deutschland das Volk der Regierung gegenüber dauernd verurteilt zu sein scheint, aus der unglücklichen Entwicklung zu erklären versucht, die unsere oppositionellen Parteien im Verhältnis zueinander erlebt haben. Daß es vor einem Menschenalter den liberalen Parteien nicht gelungen ist, das quellende Wasser der proletarischen Bewegung auf die eigene Mühle zu leiten; daß die Bourgeoisie immer von einer unbegreiflichen Angst vor dem roten Gespenst befallen gewesen ist, und sich in dieser Angst immer wieder unter die preußischen Bajonette geflüchtet hat; daß darum die Brücke zwischen der proletarischen Bewegung und der bürgerlichen Opposition frühzeitig schon barst, um bald ganz abgebrochen zu werden: das hat sicherlich zur Stärkung unserer regierenden Kaste außerordentlich viel beigetragen.

Aber es hieße doch zuviel Verantwortung auf einzelne Personen häufen, wollte man diesen Gang, den unser Parteileben genommen hat, ausschließlich den zufälligen Maßnahmen bestimmter Führer zuschreiben. Die Gründe auch für diese Vorgänge werden wir doch noch tiefer zu suchen haben: in der Eigenart des deutschen Volkscharakters, in der eigentümlichen sozialen Struktur des Deutschen Reiches selbst, denke ich.

Wenn ein seltsamer Dualismus den Geist des politischen Lebens in Deutschland beherrscht; wenn derselbe Dualismus die Verfassungsverhältnisse in Deutschland durchzieht, so geht das doch wohl auf den Umstand zurück, daß Deutschland selbst, das Land, das Volk, die Kultur diesen dualistischen Zug tragen.

Deutschland liegt zwischen Rußland und Frankreich: und zwar nicht nur im geographischen Sinne, sondern in jeder anderen Wesensbeziehung auch.

Klimatisch weist es die Gegensätze auf zwischen dem rauhen Steppenklima der sarmatischen Tiefebene und dem lachenden, fröhlichen Klima der französischen Hügelandschaft. Seine Bevölkerung steht mit einem Fuß im Slaventum, mit dem anderen im Romanentum. Religiös und kirchlich vereinigt es die Gegensätze bigotten Stumpfsinns mit freiheitlicher Denkart in seinem Innern. (Während es konfessionell dank einem unglücklichen Zufall an dem Dualismus des evangelischen und katholischen Bekenntnisses

zu tragen hat — einem Dualismus, der heute fast nur noch politische, aber wie man weiß, unheilvolle Bedeutung hat, da er lähmend auf unser gesamtes öffentliches Leben einwirkt.)

Kulturell und kulturhistorisch vereinigt es die Kultur ganz junger Steppenstämme mit der alter, bis in die Römerzeit zurückreichender Kulturvölker.

Die wirtschaftliche Struktur — und das ist vielleicht das allerbedeutendste Moment! — schwankt zwischen dem feudalen Großgrundbesitz im Osten der Elbe und dem demokratischen Tabak- und Weinbauertum im Südwesten und Westen. Und dementsprechend ist das Land in seinem einen Teile steppenmäßig dünn, im andern überdicht besiedelt; in einem Teil herrscht die Wirtschaftsverfassung, die aus der Leibeigenschaft überkommen ist, noch heute in der Praxis fast unverändert, im andern ringen ganz neue soziale Schichtungsverhältnisse sich zum Leben durch.

Deutschland liegt zwischen Rußland und Frankreich in jedem Verstande. Und darum darf es uns nicht in Erstaunen setzen, wenn auch seine Verfassung, wenn auch sein politisches Leben — ich finde keinen kongreren Ausdruck, der meine Gedanken in einem zusammenfaßt — zwischen Rußland und Frankreich in der Mitte liegen.“

* * *

Derartige grundlegende Untersuchungen wiegen zahllose „Leitartikel“ in der „politischen“ Tagespresse auf. Einem nicht unbeträchtlichen Teile dieser Blätter scheinen alle anderen Aufgaben wichtiger zu sein als die politische Erziehung des deutschen Volkes. Die Seichtigkeit auch so mancher unserer „führenden“ Organe, ihre liebedienerische Unbequemung an die Interessen und Anschauungen, nicht zuletzt aber die Schwächen und Vorurteile ihres Publikums, hat es wesentlich mitverschuldet, daß die große Mehrheit unseres Volkes politisch noch in den Kinderschuhen steckt. In den bald 40 Jahren seit der Reichsgründung hätte wahrlich mehr geleistet werden können! Das tatsächliche Defizit ist zum großen Teil auf das Schuldkonto der Presse zu schreiben. Aber freilich: jedes Volk hat die Presse, die es verdient.

Eigentliche politische Interessen, Interessen, die über den engen Horizont der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Sphäre hinausreichen, sind auch heute noch selten bei uns. Was darunter sonst verstanden wird, beruht meist auf einer Verwechslung mit dem belanglosen politischen Geschwätz, mit dem die jeweiligen Leitblätter sich gegenseitig die publizistischen Schulhefte rot antreiben, Drachen auf Papier streichen und Mücken seigen. Es ist oft unglaublich, welche kindlichen Stülübungen den Lesern im politischen Teile vorgefetzt werden dürfen, ohne daß diese den Stumpfsinn und die Langeweile endlich satt bekommen. Man darf wohl annehmen, daß diese Exerzitien vielfach überschlagen werden, und die Leser sich meist nur an den Nachrichtenteil, das Lokale und das oft besser redigierte Feuilleton halten.

Unsere landesübliche politische „Polemik“ beschränkt sich meist auf das Abprozen von Schlagworten und das Herunterpuzen — nicht der Ideen, sondern einzelner Rundgebungen, einzelner Worte des Gegners, die nach Bedarf und Bequemlichkeit aus dem Zusammenhange herausgerissen und dann mit indianerhaftem Triumphgeheul zerfleischt werden. Ein Vorgang, der lebhaft an die Tätigkeit junger Dackel erinnert, denen das Zerreißen von leblosen Gegenständen, als Stiefel, Morgenschuhe, Beinkleider, Fußfelle usw., auch ein diabolisches Vergnügen bereitet. Dieser Art „geistigen Kampfes“ und „Vernichtung des Gegners“ liest Dr. Immanuel Levy in der „Ethischen Kultur“ deutlich den Text:

„Willst du eine Idee widerlegen, sieh dir ihre edelsten Vertreter, ihre besten Argumente an und suche gegen diese in logisch sachlicher Weise aufzutreten! Das Sichberufen auf minderwertige Zitate minderwertiger Gegner ist billig, aber gemein; leicht, aber niederträchtig. Die Veredelung des Daseinskampfes, des Antagonismus streitender Hirne und Herzen, muß dahin streben, die gegenseitigen Argumente zu verfeinern, eine Auslese unter ihnen zu treffen. Wollen wir die Mangelhaftigkeit einer Sache nachweisen, so müssen wir uns die Mühe geben, ihre scheinbar höchste Vollendung, die Sache in ihrer äußersten Form anzugreifen. Benützen wir andere Argumente, zitieren wir weniger erlesene Daseinsformen der fremden Idee, der gegnerischen Sache, so haben wir diese ja noch nicht niedergedrungen; wir haben uns zwar Mühe gespart, aber unser Gegner lebt noch immer; er wird sich auf die tauglicheren Waffen besinnen. Es ist höchst unzweckmäßig, sich die Mühe zu ersparen. Belämpft man den Gegner nicht mit Herbeiziehung seiner besten, sondern schlechtesten Produktionen, so wird der natürliche Erfolg der sein, daß der Gegner in gleicher Weise die schlechtesten Produktionen meiner Sache ausschlächtet — und da hätten wir als nette Folge ein allmähliches Hineinwachsen in gegenseitiges Nicht-mehr-verstehen-wollen. Wer verlangt, daß man einen Atheisten nicht als sittenlosen Menschen brandmarken soll, der darf füglich nicht einen Jesuiten beschimpfen. Wer Nachsicht und Verständnis für eine nichtchristliche Weltanschauung verlangt, der darf nicht dem gesamten Christentum die Kreuzzüge zur Last werfen. Wer den Sozialismus predigen will, muß sich in ein konservatives Gemüt hineinversetzen können und darf nicht den Konservatismus als Klassenegoismus brandmarken. Die edelsten Geister sind von dergleichen völlig einseitigem Nicht-verstehen-können des Gegners nicht frei. Tolstoi z. B. hält den Patriotismus für eine künstliche Züchtung im Interesse der herrschenden Klassen. Ja — eine solche Art zu reden ist aber alles andere als ethisch. Wenn ethische Schriftsteller dies tun, was sollen wir dann von den anderen sagen?

Wer den Patriotismus als inhuman bekämpfen will, muß den glänzenden Verteidiger des Patriotismusgedankens bekämpfen, aber nicht seine elendesten Auswüchse. Und so überall. Diese inhumane Kampfmethode

ist nutzlose Zeit- und Kraftvergeudung. Der Gegner wird erbittert über die schreckliche Übertreibung und immer noch verstockter.

Zweite Regel: Will man eine Idee widerlegen, soll man sich nicht auf Schlagworte berufen. Schlagworte haben eine bestimmte Gefühlsatmosphäre. Die einen freuen sich, wenn ein Schlagwort fällt, die anderen ärgern sich. ‚Die Bodenreform ist schlecht, weil sie Wasser auf die Mühle der Sozialdemokratie ist‘ — eine solche Art Widerlegung sollte im 20. Jahrhundert nicht mehr gebraucht werden. Schlagwörter regen auf, machen leidenschaftlich und untergraben jede sachliche Diskussion. Verbrauchte Wörter, welche gewisse Massengefühle erzeugen, sollten in ernstest Diskussionen nicht gebraucht werden, weil sie nervenreizend sind, weil sie die Köpfe verwirren, statt sie zu erleuchten. In der Beweglichkeit und Ausdehnung unserer geistigen Kämpfe und Zusammenstöße haben sich gewisse Worte, terminologische Begriffe gebildet, in denen eine ganze Weltanschauung, eine bestimmte Tagesforderung, eine eigenartige Richtung, eine besondere Auffassung gleichsam kondensiert enthalten ist. Diese Begriffe umkleiden sich durch die Häufigkeit ihres Gebrauches mit gewissen Stimmungen und Gefühlen, freundlichen oder feindseligen, je nachdem man über die Sache denkt. Je häufiger solch ein Schlagwortausdruck kursiert, desto mehr verliert er an logischem Gehalt, desto mehr wird er ein Erreger bestimmter Gefühlsmassen, der die in dem Individuum bereits bei früherer Nennung des Wortes aufgespeicherten Gefühle wieder hervorruft. Für einen Demagogen oder leichtsinnigen Agitator ist es daher eine leichte Sache, seinen Gegner zu schlagen, wenn er wiederholt solche Begriffe und Schlagwörter gebraucht, die innerhalb seiner politischen oder religiösen oder kulturellen Gemeinschaft bereits mit einer Fülle hergebrachter Unlust- und Beunruhigungsgefühle umkleidet sind. Gebraucht man diese Ausdrücke oft, so erregt man leicht die Masse, weil man statt an den Kopf, an das sachliche Denken, zu appellieren, an das Herz, das leidenschaftliche Fühlen, sich wendet, und durch diese Methode mit Leichtigkeit den Unwillen der Masse, sobald es beliebt, hervorrufen kann. Wir müssen uns als ehrliche Menschen vor dem Gebrauch solcher Worte hüten. Begriffe, die trivial geworden sind, bei denen man nicht mehr denkt, sondern nur noch leidenschaftlich fühlt und erregt wird, sollten außer Kurs gesetzt und durch neue ungewohntere und mit weniger Vorurteilen eingehüllte Begriffe ersetzt werden. Wollen wir an der Humanisierung des Gehirnkrieges arbeiten, so müssen wir endlich vor allem eins fest im Auge behalten: den guten Willen, den Gegner zu verstehen; wir dürfen ihn nicht als minderwertig betrachten, sondern müssen in ihm nur eine andere Auffassungsweise sehen.

Beobachten wir diese drei Regeln fest und sicher: einmal, stets die beste Befestigungsform des Gegners anzugreifen, zweitens, nie den Vorteil abgebrauchter Schlagworte auszunützen, und drittens in dem Gegner keinen Gegner, sondern nur eine andere Auffassung zu sehen — so können

wir getrost sein, daß wir eine unzählbare Summe von Zeit und Kraft sparen würden, uns gegenseitig in den schwierigsten Dingen verständigen und alles, was wir durchführen wollen, viel schneller und gebiegener erreichen würden . . .“

Sind wir nicht vielleicht schon bei diesem „Nicht-verstehen-wollen“ angelangt? Viel fehlt nicht dran. Ein Kampf um Worte! . . .

* * *

Ja, wieviel schöne Worte haben wir Zeitgenossen nicht schon „geprägt“! Man braucht ja nicht gleich an die „konservativ-liberale Paarung“ zu denken; es gibt auch ernstere, solche, die auf den ersten Blick bestechend wirken. Die in gewissem Sinne auch Wahres enthalten, im innersten Kerne aber doch nicht wahr sind.

So sprechen wir gern von einem „Jahrhundert des Kindes“, womit natürlich unsere Zeit gemeint ist. Haben wir ein Recht dazu? Der bekannte Berliner Pädagoge Dewes kommt in seinem Buche „Moderne Erziehung“ (in der sehr empfehlenswerten Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“, Leipzig, B. G. Teubner) zu einem fast entgegengesetzten Ergebnis. Dazu muß er freilich auf unsere ganze soziale Entwicklung zurückgreifen:

„Die wichtigste Eigenart im wirtschaftlichen Leben der Gegenwart besteht darin, daß die Maschinenarbeit an die Stelle der Handarbeit, der Maschinenfabrik an die Stelle der Werkstatt, der Riesenbetrieb an die Stelle des Kleinbetriebes, der Industriearbeiter an die Stelle des Handarbeiters getreten ist. Dadurch ist zunächst der Arbeitsraum vom Wohnraum völlig getrennt worden. Die Arbeit ist aus dem Gesichtskreise der heranwachsenden Jugend gerückt. Sie verbirgt sich hinter himmelhohen Mauern, sie ist eine Welt für sich, in die das Kind nur selten hineinblickt. Es bekommt allenfalls die Rohprodukte und die fertigen Erzeugnisse der Arbeit zu sehen. Den Menschen bei der Arbeit sieht es nicht, und der stärkste Erziehungsfaktor ist damit ausgeschaltet. Wir alle aber, die Arbeiter des Kopfes wie die der Hand, sind in der Arbeit am größten und üben darum in der Arbeit, als Arbeitende auch den größten Einfluß aus. In diesem Umstande liegt der schwerste pädagogische Verlust unserer Zeit. Ein Kind, das die Erwachsenen arbeiten sieht, ist immer in guter Schule, selbst wenn es nicht lesen und schreiben lernt. Es greift mit seinen schwachen Händen unwillkürlich selbst zu, es bemüht sich, es den Schaffenden nachzutun, ob als Helfer bei der Arbeit oder in der Welt des Spieles, ist belanglos. Ein Kind, das hineinblickt in die Arbeitsstätte der Erwachsenen, das für den in ihm dadurch erregten Tätigkeitsdrang Material findet, kann nicht müßig sein, und durch Nachahmung und Mitarbeit erstarken seine Kräfte. Es wird im nachschaffenden Spiele ein schaffender, arbeitstüchtiger Mensch. Von diesem Gesichtspunkte betrachtet, ist unsere Zeit ein pädagogisch armes Zeitalter, und was man auch zur Erziehung der Jugend in Schule und Arbeitsstätte ersinnen mag: einen Ersatz für das volle, vielgestaltig

flutende Leben, das jedem Kinde etwas Adäquates zu bieten vermag, können diese Erziehungsstätten nie bieten. Ein Kind, das seinen Vater nicht mehr bei der Arbeit sieht, kennt den Lebenswert seines Erzeugers und natürlichen Erziehers nicht. Die Mußestunden und Feste des Hauses und das Leben auf der Straße können andere Seiten des menschlichen Wesens zur Entwicklung bringen, aber niemals die Eigenschaften und Kräfte, auf denen die menschliche Kultur beruht. Und so kommt es, daß, um es bildlich auszudrücken, die heutige Jugend zwar die Weichteile unserer Kultur, aber nicht ihr tragendes Knochengerüst gewinnt.

Dazu kommen die kinderfeindlichen Verhältnisse der großen Städte. In der Großstadt fehlt dem Kinde in der Regel die zu seiner Entwicklung nötige Bewegungsfreiheit. Muskeln und Sinne kommen nicht zu ihrem Recht. Das Kind ist gezwungen, ein einseitiges Phantasieleben zu führen. Das Denken wird farblos. Die Naturkraft tritt zurück. Dem Willen fehlt die Gelegenheit, sich zu betätigen. In der Großstadt wächst jenes Geschlecht von leicht regierbaren Individuen heran, die zu keinem großen Entschlusse fähig sind, denen die Aufopferungsfähigkeit ebensosehr fehlt als die Entschlossenheit, Leben und Eigentum einem großen Gedanken zu opfern. Der Großstädter ist ein gutes Herdentier. Gewiß liegen darin auch Tugenden eingeschlossen, und eine große, gesunde Nation kann vielleicht einen starken Prozentsatz dieser Individuen vertragen, aber wenn die Städte so an Umfang und Bevölkerungszahl zunehmen, wie es in Deutschland der Fall ist, muß man sich doch fragen, ob dabei noch das gesunde Gleichgewicht zwischen aktiven und passiven, entfaltenden und verlangenden Naturen bestehen bleibt.

Dem oberflächlichen Beobachter erscheint unsere Zeit freilich anders, sie ist ihm eine Zeit der pädagogischen Triumphe. In Haus und Schule ist anscheinend für die Erziehung des jungen Geschlechtes weitaus besser gesorgt als noch vor einem Menschenalter. Unser deutsches Volk ist seit den 70er Jahren wohlhabend geworden. Auch in dem Arbeiterhause ist der Mangel im allgemeinen unbekannt. Das ärmere Kind wird zumeist ausreichend, ja oft übermäßig genährt und gut gekleidet. Selbst die hiergegen stark zurückbleibenden Wohnungsverhältnisse haben sich erheblich gebessert. Durch die Arbeiterschutzgesetze und durch die wirtschaftliche Entwicklung ist die Arbeitszeit verkürzt worden. Auch der Arbeiter hat heute Zeit, sich um die Erziehung seiner Kinder zu bekümmern, und tut es zumeist auch. Der Schulbesuch ist regelmäßiger, die Schulräume sind luftiger und heller, für Lehr- und Lernmittel ist ausreichender gesorgt, die Lehrer sind für ihren Beruf entsprechend vorgebildet. Die Schulbildung wird auch in denjenigen Bevölkerungsschichten, in denen noch vor einem Menschenalter das Wissen als ein entbehrlicher Luxus galt, allgemein geschätzt. Sieht man die Dinge so an, so ist zur Klage keine Veranlassung. Ja, man erblickt ein frisches Leben und Streben. Aber das ist nur die Oberfläche, sind nur die äußeren Formen, in denen sich die organisierte Erziehung

vollzieht. Was in diesen Formen geboten wird und in ihnen Platz finden kann, ist größtenteils weitaus weniger befriedigend. Wir lehren mehr, vielleicht auch besser, als frühere Zeiten, wir haben bessere Lehrer, methodische Techniker und bessere unterrichtliche Hilfsmittel, aber mit der eigentlichen Erziehung hat das wenig zu tun. Durch die Auffassung, die wir von Erziehung und Unterricht heute haben, zerstören wir unsere Erfolge zum großen Teil wieder.

Man hat unser Jahrhundert das Jahrhundert des Kindes genannt. Aber Erwachsene können dem Kinde kein Paradies schaffen. Sie tun schon viel, wenn sie es mit ihrer Pädagogik und Fürsorge nicht zerstören. Das Kind will gar nicht so viel haben, als wir ihm geben. Es ist anspruchslos. Es möchte nur sich selbst gehören. In dieser Beziehung aber war vielleicht keine Zeit für das Kind schwerer als die heutige. Die Fürsorge für das Kind hat sich vervielfacht; für Nahrung, Kleidung usw. wird überreichlich gesorgt. Jede Erwerbsarbeit wird auch dem ärmeren Kinde möglichst abgenommen, aber dafür wird ihm eine viel schwerere und drückendere Arbeitslast aufgebürdet: die ständige, regelmäßige Arbeit für einen Zweck, den es noch nicht versteht. Das Kind soll nach heutigen Anschauungen nur eine Aufgabe haben: sich für das Leben vorzubereiten. Aber gerade diese Aufgabe ist für das Kind eine unnatürliche und unmögliche. Die Eltern von heute denken nur an die Zukunft des Kindes, an seine Versorgung, an die Ämter und Lebensstellungen, die es erreichen soll, nicht an seine Gegenwart. In der schönsten Zeit des Lebens darf es nicht sich selbst leben.

Unter diesem Gesichtspunkte wird vor allem die gesamte Schulbildung betrachtet. Nicht daß das Kind in freier Entwicklung seine Kräfte und Neigungen betätigen, daß es sich und seinen Bedürfnissen leben und so ein Mensch werden soll, in dem die vorhandenen Anlagen frei sich entwickeln, schwebt den Eltern vor, sondern lediglich die soziale Position, zu der der Schulweg es führen soll. Dadurch ist unsere ganze Erziehung materialistisch, engherzig und bürokratisch geworden. Jeder Schritt vom regulären Wege, jede Versäumnis auf der Schulstraße gilt als ein unersehlicher Verlust.

Unsere Schulen sind keine Volksschulen, keine Kinderschulen, sondern Fachschulen vom ersten Schultage an. Der Lebensberuf und nichts anderes führt in ihnen das Septer. Und nur aus diesem Grunde sehen wir über alles hinweg, was uns an den Schulen mißfällt. Würde man der Schule nur die Aufgabe stellen, das Kind zu pflegen, seine Geistes- und Gemütskräfte zu nähren und zu üben, und es darauf ankommen lassen, in welcher Art und Richtung und bis zu welcher Höhe die Entwicklung geschähe, so würde jeder Vater und jede Mutter eine unangemessene Behandlung des Kindes sofort entdecken. Es ist nicht richtig, daß man nur die Lehrer für das, was in dieser Beziehung in unseren Schulen geschieht, verantwortlich macht. Ein Lehrer, der dem ausgesprochenen Willen der Eltern, Erwerbs-

maschinen, Ämteranwärter usw. zu bilden, sich nicht fügen wollte, würde in heutiger Zeit auch mit den Gaben und der Liebe eines Pestalozzi als ein unbrauchbarer und unfähiger Pädagoge gelten. Der Zwang der Verhältnisse ist heute so groß, daß er die selbständigsten, eigenwilligsten Persönlichkeiten im Schulbetriebe niederdrückt und sie zwingt, so zu erziehen und zu lehren, wie der Geist der Zeit, dieser materialistische, ökonomische Geist, es verlangt.

Wenn wir so das moderne Leben prüfend überblicken — wir würden bei längerem Verweilen noch sehr viele ähnliche Erscheinungen leicht entdecken —, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß starke Stützen für die Erziehung des jungen Geschlechtes niedergefallen sind, daß das junge Geschlecht in einer ganz anderen Luft aufwächst, als das heut im Mittelpunkt des Lebens stehende und von der Bühne abtretende aufgewachsen ist. Und wenn man diese Tatsache fest im Auge behält, so kann man die Frage nicht unterdrücken: Wird dieses Geschlecht einst in der Lage sein, uns zu beerben und unsere Arbeit fortzusetzen? Wird unsere Rasse sich gegen diejenigen auf die Dauer behaupten können, die in naturgemäßerer Weise sich entwickeln? Jede Kulturentwicklung, die mit einer Schwächung der Naturkraft verbunden ist, bedeutet einen schweren Verlust und keinen Gewinn. Alles, was den Menschen als Individuum niederdrückt, die Leistungsfähigkeit seiner Organe herabsetzt, seine Tatkraft, seine Entschlossenheit, seinen Lebensmut und seine Lebensdauer vermindert, ist eine schädliche Einwirkung, auch wenn sie sich dem oberflächlichen Auge als ein Kulturfortschritt darstellt . . .“

Wenn ich hier etwas zu erinnern hätte, so die zu rosigge Schilderung der Verhältnisse, in denen die Kinder der ärmeren Volksklassen, besonders in den Großstädten, aufwachsen. Da liegt noch manches gar sehr im argen. Aber nicht darum handelt es sich hier, sondern um den Nachweis, daß dem Kinde von heute, trotz aller wirklichen oder vermeintlichen Wohltaten der Kultur, doch der Mutterboden einer wahrhaft gesunden Entwicklung mehr und mehr abgegraben wird: die Möglichkeit, es selbst zu sein und sich nach den ihm gegebenen individuellen Anlagen zu entwickeln, nicht nach unseren materiellen Rücksichten, die seinem natürlichen Wesen fremd sind und von ihm nicht einmal verstanden werden. Unsere Kultur stellt sich hier der Natur direkt als feindliche Unterdrückerin gegenüber. Wir sollen aber ebensowenig Sklaven der Kultur wie der bloßen Naturinstinkte sein, sondern Herren, die sie zu meistern wissen.

* * *

Das sind Kindernöte. Es gibt auch Elternnöte. Und die größte ist, wenn die Eltern ihren Kindern nicht geben können, was — sie selbst nicht haben. Nicht nur das leibliche, — das geistige Brot. Unsere Vorfahren brachen es voll schlichter Zuversicht aus der Schrift, die für sie in jedem Sinne die Heilige war. Wir — suchen es: „Wir suchen in

Philosophie, Theologie, Ethik, Politik“, schrieb Naumann in der „Frankfurter Zeitung“. „Aber es ist im Grunde ein Suchen: wo ist der Geist, der aus einer alten, langen Periode hinüberführt in einen neuen Zustand? Es kann sein, daß er irgendwo in Erthusiasmus und Angst geboren wird, während die weite Welt noch so wenig von ihm weiß wie damals von den Erschütterungen, die im Vorhof der Galiläer sich vollzogen. Das, was wir seit über hundert Jahren suchen, wird erst von denen richtig bezeichnet werden können, die den Tag des Findens erlebt haben. Erst als die Flamme des Pfingsttages ihn belebte, konnte Petrus die Geschichte des Alten Testaments in neuer Beleuchtung schauen. Erst unsere Enkel werden völlig verstehen, was wir suchen. Einige Leute nennen es eine neue Religion, andere nennen es eine Reformation, eine neue Weltanschauung oder eine neue Moral. Es mag an allen diesen Bezeichnungen etwas Richtiges sein. Wir wissen negativ genauer, was wir verloren haben, als wir positiv sagen können, was wir gewonnen haben. Verloren ist das alte Weltbild von der Erde als dem Zentrum alles Daseins überhaupt, verloren ist die Sicherheit, etwas über die Zustände im Jenseits auszusagen, und verloren ist die Moral des Almosens als der Erfüllung der Nächstenliebe. Das aber sind drei starke Stücke des Glaubens unserer Väter. Wie unsicher sind heute in allen diesen Stücken die meisten Eltern, wenn sie mit ihren Kindern über das reden, was sie glauben! Man würde gern offen sagen, was man nicht glaubt, wenn man nur im Stande wäre, das auszusprechen, was man glaubt. Hieran aber fehlt es. Die bloßen Nützlichkeitslehren sind zu arm, um für Menschenerziehung und Volkskultur eines tiefer forschenden Volkes zu genügen. Weshalb und wozu sind wir da? Irgend etwas will jeder Vater und jede Mutter darüber ihrem Kinde mitteilen können, selbst wenn sie sich für ihre Person damit abgefunden haben, daß wir Menschen aus dem Dunkel kommen und ins Dunkle gehen. Wir haben keine einfache Zuversicht mehr zum alten Glauben des römisch-deutschen Mittelalters; denn wir fühlen, daß längst etwas Neues erwachsen ist, ein Geist, der an die alten Heiligtümer anknüpft, aber über ihre Engigkeiten hinausgeht. Und doch — es ist, als müßte diese Menge von suchenden Seelen nochmals das A b c des Geistes lernen. Inmitten unserer vielen Bildungsbestrebungen fehlt die reine Herausarbeitung des Menschenideals der Neuzeit, und, wie in alten Zeiten, möchten auch wir heutigen Menschen rufen: Komm, heiliger Geist, Herre Gott! . . .“

An Propheten fehlt es uns ja nicht, an Systemen auch nicht. Über eine mehr oder weniger private Vereins- oder Bundesgründung hinaus hat's aber bisher noch keiner gebracht. Und wird's auch nicht. Denn was neu in diesen Gründungen, ist nicht wahr, und was wahr, sehr, sehr alt. Sollten wir nicht, statt nach neuen Idealen zu jagen, uns die alten noch einmal recht gründlich darauf ansehen, ob sie denn wirklich schon so ganz und gar veraltet sind? Ob nicht vielmehr die Brille zu alt ist, durch die wir sie sehen? Ich wüßte nicht, was am Christentum veraltet sei,

ich meine, wir werden im Gegenteil noch sehr lange und sehr angestrengt daran lernen müssen. Am Christentum, meine ich . . .

*
*
*

Wenn man freilich immer wieder beobachten muß, wie das Christentum nicht zuletzt von denjenigen preisgegeben wird, die berufen sind oder sich berufen fühlen, es dem Volke zu predigen und zu erhalten, so kann man sich kaum noch wundern, wenn eben dieses „Volk“ sich mit immer größerem Mißtrauen von allem „Christlichen“ abwendet, wofern es ihm nicht mit offener Feindschaft gegenübertritt. Und wenn gar in unseren christlichen Schulen ein Geist gezüchtet wird, der alles andere ist, als der christlicher Nächstenliebe, so kann das durch keinerlei politische Nützlichkeitsrücksichten entschuldigt werden. Im Gegenteil muß das Verfahren um so schärfer verurteilt werden, je unverkennbarer daraus die mißbräuchliche Benutzung staatlicher Erziehungsanstalten zu Zwecken hervortritt, die in diesem Sinne nur als unlautere zu bezeichnen sind. Der „Vorwärts“ veröffentlichte vor längerer Zeit den Aufsatz einer Potsdamer Volksschülerin über die Sozialdemokratie, der nach dem Diktat der Lehrerin angefertigt worden war. Als Beweis, daß in den höheren Mädchenschulen nicht weniger Klassenpolitik getrieben werde, teilte er später den Aufsatz aus einer höheren Mädchenschule in einer rheinischen Großstadt mit. Das Thema lautete „die Fürsorge der Hohenzollern für den Arbeiterstand“. Die Lehrerin hatte genaue Anweisung über den Inhalt und Gedankengang des Aufsatzes gegeben; den Erfolg ihrer sozialpolitischen „Aufklärungs“arbeit sah man an der Art, wie eine der besten Schülerinnen der Klasse sich ihrer Aufgabe entledigte. Nachdem sie zunächst geschildert, wie die Regierung Kaiser Wilhelms I. auf das Wohl der Arbeiter bedacht gewesen sei, gelangt sie zu einem Satze, der ihr doch unmöglich allein von ihrer kindlichen Phantasie eingegeben sein kann. Sie schreibt wörtlich: „Aber die niedrig gesinnten Arbeiter waren mit all den Wohltaten des Kaisers noch nicht zufrieden und beschloßen, ihn zu töten. Sie übten ein Attentat auf den Kaiser aus. Aber trotz seines hohen Alters erholte sich der Kaiser wieder zum großen Jubel des Volkes. Er konnte somit den Wohlstand der Arbeiter weiter verfolgen“ usw.

An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Dies war also die „Frucht“ des „sozialpolitischen“ Unterrichts in einer höheren Mädchenschule. Möglich, daß der Lehrerin selbst eine solche Darstellung der Vorgänge eingetrichtert worden war, — das allein könnte sie in etwas entschuldigen. Daß diese „Darstellung“ eine plumpe Fälschung allgemein anerkannter historischer Tatsachen ist, wird kaum jemand bestreiten wollen. Daß aber andererseits die jungen Mädchen zu einer solchen Auffassung der Vorgänge nur gelangen konnten, wenn sie ihnen in grober tendenziöser Entstellung vorgetragen wurden, darf wohl als ebenso sicher gelten. Wahrlich, mit der Verhezung der Kinder eines Volkes und zukünftigen Bürger eines Staates scheint

nicht früh genug begonnen werden zu können. Und staatliche Erziehungsinstitute gehen mit gutem Beispiel voran! Ich will den Fall gewiß nicht verallgemeinern, daß aber derartiges vorkommen und wiederholt vorkommen kann, zeugt doch von einem Geiste, dessen Walten geradezu vergiftend auf das Zusammenleben der verschiedenen Bevölkerungsklassen wirken muß. Kann man es Arbeitern, denen derartiges zu Gesicht kommt, arg verdenken, wenn sie nur zu sehr geneigt sind, sich als Varias der Gesellschaft zu fühlen? Wenn sie danach nichts mehr für unmöglich halten und schließlich ihren Agitatoren alles glauben? Und welcher Trumpf für den „Vorwärts“! Nach Abdruck des ganzen Auffasses, der sich über die sozialen Wohlfahrtsbestrebungen der Hohenzollern in kindlich überschwenglicher Weise ergeht, um dann den Arbeitern die Pflicht der Dankbarkeit besonders ans Herz zu legen, heißt es:

„Der Zweck eines Unterrichts, der solche Früchte zeitigt, liegt auf der Hand: Verherrlichung des Kaiserhauses, Pflege der ‚guten Gesinnung‘ — auf Kosten der Wahrheit! Wenn nur die Hohenzollern glänzend dastehen, dann darf nach der Meinung solcher Volkserzieher die ganze Arbeiterklasse verleumdet, herabgewürdigt und beschimpft werden. Bei der Jugend der Volksschule, die später zum guten Teil in die Arbeiterklasse aufgeht, tut ja nun die Erfahrung des Lebens, tut die Aufklärung im Verkehr mit den Klassengenossen das nötige, um die . . . Wirkungen des Volksschulunterrichts auf diesem Gebiete wieder aufzuheben. Anders bei der Jugend der sogenannten höheren Stände. Sie sind und bleiben abgeschlossen von der Arbeiterklasse, kennen das Leben nur nach den Anschauungen ihrer Umgebung und denken vom Volk, so wie sie es in der Schule gelernt haben. Nach dieser Vorstellung leben die Arbeiter auf Grund der hohenzollernschen Fürsorge herrlich und in Freuden, nicht nur ihre Braten-, sondern auch ihre Kompottschüssel ist gefüllt bis oben hin, aber sie sind dennoch nicht zufrieden, und niederer Gesinnung voll, wie sie nun einmal sind, töten sie die Fürsten, die ihre ganze Sorge auf das Wohl der Arbeiter verwendet haben . . .“

* * *

„. . . Man brauchte nicht allzuviel am Lehrplan zu ändern und könnte sich die Sache wesentlich erleichtern, wenn man in unseren Schulen den Byzantinismus einfach als Lehrgegenstand, als besondere Disziplin einführte und ihm ein für allemal eine bestimmte Anzahl Unterrichtsstunden in der Woche einräumte. Zwar ließe sich ein Bedürfnis dafür schwer nachweisen, da ja bekanntlich der Deutsche zum Byzantinismus glücklicherweise nicht erst erzogen zu werden braucht, diese köstliche Gabe vielmehr schon mit der Geburt empfängt. Auch fehlt es ihm in seiner näheren und ferneren Umgebung keineswegs an leuchtenden Vorbildern, an denen er sein schönes Talent befruchten und zu reicher Blüte entfalten kann. Welche glänzenden Erfolge allein durch hervorragende Veranlagung dazu und selb-

ständige unermüdlche Weiterbildung erreicht werden, davon gibt ja die große Zahl berühmter Autodidakten des Byzantinismus bezeugtes, ja herrliches Zeugnis. Da nun aber doch einmal von Staatswegen darin unterrichtet wird, so hätte das vorgeschlagene Verfahren jedenfalls die schätzenswerten Vorzüge größerer Einfachheit und Konzentration. Vielleicht wird namentlich die letzte bei dem gegenwärtig herrschenden System doch nicht in dem wünschenswerten Maße erreicht, während es doch andererseits auf der Hand liegt, daß gerade dieser Lehrgegenstand besondere Sammlung und Andacht des Gemütes erheischt. Zu erwägen wäre, ob er nicht vielleicht mit dem Religionsunterricht zu einer Paarung religiösen und byzantinischen Geistes verschmolzen werden oder noch besser ihn ganz ersetzen sollte. Da ja die wesentlichen praktischen Aufgaben des biblischen Unterrichts schon in denen des Byzantinismus enthalten sind, so ist nicht ersichtlich, warum zu einer solchen verheißenden Reform nicht geschritten werden soll. Historische Velleitäten, Gründe der Pietät dürfen nicht maßgebend sein, wo es sich um eine realpolitische Aufgabe handelt, deren patriotische Erfüllung eine nationale Forderung des Tages ist . . .“

Habe ich diesen Artikel in einem deutschen Blatte gelesen? Oder — nur geträumt? Ich weiß es wirklich nicht. Es ist eins so gut möglich wie das andere . . .

* * *

Nun verladet einmal diese gebogenen Rücken auf ein Schiff, setzt sie an einer fremden Küste aus, wo weder Staatsanwalt und Polizei physischen, noch eine gesittete Umgebung moralischen Zwang auf die Instinkte der Niederen übt. Schickt sie — in die Kolonien und setzt sie über andere, die ihr wehrlos ihnen preisgibt. Sei, wie da der getrümmte Rücken plötzlich empor-schnellt, wie er sich zu eiserner Härte strafft! Wie da aus dem kriechenden, Staub — und mit Lust! — fressenden Reptil der „Serrenmensch“ wird, der keinen höheren Genuß kennt, als seine Macht andere fühlen zu lassen. Und je brutaler, um so höhere Wonnen.

Kein Sozialdemokrat, kein linksstehender Liberaler, einfach ein deutscher Mann und Soldat, der das Herz auf dem rechten Fleck hat, der Vizeadmiral P. Hoffmann, äußerte sich über die Brutalisierung der Eingeborenen durch Deutsche im „Tag“: „Ich bin immer wieder zu der Erklärung gekommen, daß unser gering entwickeltes Freiheitsgefühl in der Heimat die Ursache der vielen Ausschreitungen ist. Der unvermittelte Übergang aus einer eigenen gedrückten Situation zu dem Bewußtsein, nun einem Tieferstehenden herrisch gegenüberzutreten zu können, verwirrt den am meisten, der bisher am gehorsamsten und servilsten sich zu benehmen gewohnt war . . . Ich komme zu dem Schluß, daß freiheitliche Institutionen in der Heimat und anerzogene Achtung vor der Freiheit eine Gewähr bieten für erfolgreiche Eingeborenenpolitik. Es ist immer dasselbe: Auf dem Boden beschränkter Freiheitsbegriffe und serviler

Gewohnheiten erwächst Unbuddsamkeit in politischen und Glaubenssachen, Dünkel und Hochmut gegen Tieferstehende. Und nach den Kolonien verpflanzt, werden daraus die Herrenallüren, die die Ursache so vieler Mißerfolge sind. Diese Zusammenhänge sind es, die dazu führen, daß der freiheitsliebende Teil der Nation seine Empörung über Kolonialskandale an den Tag legt, während Philistertum und Krähwinkellei solche Empörung nicht teilen. Denn Philister und Krähwinkler empören sich eben über nichts! Aber sie lassen alles zu, wenn's ihnen nicht an den eigenen Kragen geht!"

Die alte Erfahrung: kein größerer Tyrann als der moralische Knecht, der zur Macht gelangt! Und solche losgelassene Bedientenseelen dürfen in dem Vaterlande Hermanns, Steins, Bismarcks als „Herrenmenschen“ gelten, und tausend Hände sind emsig beflissen, ihnen die Extrawurst einer neuen Herrenmoral zu braten und mit Eichenlaub bekränzt kniefällig zu überreichen. Dies Gebahren soll wahrscheinlich auch herrenmenschlich sein. Es ist feminin, kindisch-weiblich; die lästerliche Sucht hysterischer Männlein und Weiblein nach erotischen Dünsten, der Krampf der „Bielzuvielen“, sich zu „fühlen“. Peters selbst gehört nicht zu ihnen. Er ist denn doch aus massiverem Guß. Wohl aber leistet er ihrem grotesken Treiben Vorschub. Im Grunde mögen sie ihm wohl recht possierlich vorkommen. Aber sie bilden nun einmal keine Gefolgschaft, sie lassen nicht von ihm.

Mit dem Erfinden und Ausschreien von neuen „Weltanschauungen“, „Religionen“ und „Moralen“ ist es nun einmal nicht weit her. In Ermangelung solcher scheint man nun die alten in ihr Gegenteil umkehren und sie uns verächtlich machen zu wollen. Was Jahrhunderte hindurch deutschem Volke Wahrheit und Recht war: das soll nun mit einem Male eine überwundene Stufe unserer geistigen Entwicklung sein. Auch unsere ganze nationale Veranlagung ist eine verkehrte. Wir müssen unsere bisherige Eigenart wie einen abgetragenen Rock abwerfen und schleunigst mit einer neuen vertauschen. Ein Volk „idealistischer Träumer“ paßt nicht mehr in unsere „moderne Zeit“, wir müssen „Realpolitiker“ werden. „Realpolitiker“ ist man, wenn man für Realpolitik „eintritt“, im übrigen aber die Dinge gehen läßt, wie sie sind, und diejenigen als Ideologen und verbohrte Nörgler höhnt, denen das Bessere stets der Feind des „Guten“ ist!

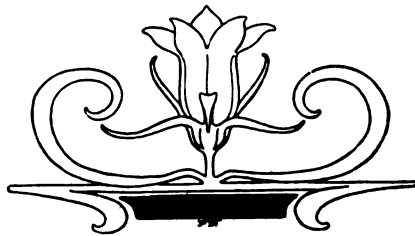
Es hat wohl kein Schlagwort so großes Unheil bei uns angerichtet wie das Wort „Realpolitik“. Konnte der Appell an den alten deutschen Idealismus immer noch die Volksseele in Schwingungen versetzen, so glauben nun viele, nicht mehr auf den Ruf hören zu müssen, da ja der Idealismus ein verhängnisvoller Irrtum war, und man jetzt „Realpolitiker“ ist und also auch nur „Realpolitik“ „treiben“ darf. Wo darunter aber wirklich etwas Greifbares verstanden wird und in die Tat umgesetzt werden soll, da kann es das nur auf Kosten der edelsten Regungen des Volksgemüts. Nie aber wird ein Volk sich straflos an der Ur- und Eigenart versündigen dürfen, in der seine geschichtliche Größe gegründet ist, die es aus dem allgemeinen

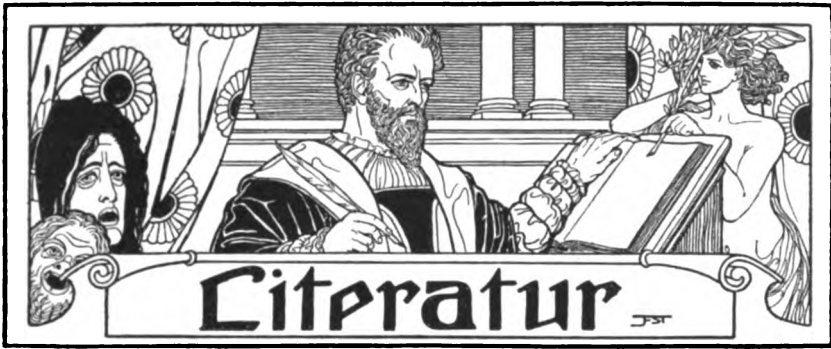
Völkerchaos heraushebt und ihm nicht nur seine besondere Prägung gibt, sondern auch das Recht und die Kraft zur freien Betätigung seiner nationalen Wesenheit. Wer dem deutschen Volke seinen Idealismus rauben will, der schneidet in das Lebensmark der deutschen Eiche, der legt die Art an ihre Wurzeln. Darum, deutsches Volk, sei auf der Hut — mehr noch als vor äußeren Feinden vor den falschen Propheten im eigenen Lande, den Gauklern und Großsprechern, und den entarteten Brüdern, die der gemeinsamen Mutter keusche Tugend schmähcn. Hör' auf die Stimme eines deiner edelsten Sängcr, Robert Hamerlings, der mit so vielen andern treuen Brüdern in Osterreich nicht durch die neue Reichspforte zum gelobten Lande durfte. Aus dem Grabe ruft er uns:

Ja, Vaterland, geliebtes! umströme dich Glück und Heil!
 Was Bestes bringen die Zeiten, es werde dir zu teil!
 Nur, fleh' ich, nie mißachte in neuen Strebens Drang,
 Was deutschen Namens Ehre gewesen ein Jahrtausend lang!

Wenn sie dich Träumer schelten, mein Volk, erröte nicht!
 Nicht höre den falschen Propheten, der tadelnd zu dir spricht,
 Du müßtest staatsklug werden, es heiße das Völkerglück
 Den nackten Egoismus, des Urwalds Raubtierpolitik!

Nein, weil es dir vertraut ward, das Banner des Ideals,
 So halt es hoch im Schimmer des ewigen Sonnenstrahls;
 Hoch halt es unter den Völkern und walle damit voran
 Die Pfade der Gesittung, der Freiheit und des Rechtes Bahn!





Buch und Leben

Waldgedanken von F. Lienhard

Es empfiehlt sich, Büchern und Menschen, die uns einmal wirklich Bedeutendes gegeben haben, Treue zu halten auch bei räumlicher Trennung der Wege. Man stellt zwar solche Bücher in die Reihe der Freunde zurück, die da an der Wand dienstbereit warten; es treten andere vor, man vergißt die Zurückgetretenen scheinbar. Aber unbeschäftigte Stunden kommen, wo man im Zimmer hin und her geht und so recht eigentlich leer ist, aufnahmebereit, zum Stillhalten gestimmt. Von draußen klingt die Melodie des Regens; wir kommen ins Träumen; alte Zeiten und Menschen treten hervor — und fangen an zu sprechen. Das Alte wiederholt sich nun — aber eine Stufe höher, in einer vergeistigteren Schicht. Man bleibt gedankenvoll am Büchergestell stehen und überfliegt die Reihe der angesammelten Freunde — sieh, da ist ja auch der — und da lächelt jene herüber — und durch „Zufall“ macht man da oft die wertvollste Neuentdeckung oder Nachprüfung. Recht als ob manche Bücher und Menschen auf solche Stunden warteten.

Nichts wesenhaft Großes wird erzwungen. Zum mindesten sein Feinstes wird — nach allerdings vorangegangenem Ringen unsterkerseits — endlich in begnadeter Stunde stillen Aufnehmens einfach geschenkt. Es geht auf in uns. Es konnte vorher gar nicht leuchten, weil unsre Wasser zu unruhig waren. Liebe und Freundschaft, die günstige Dichterstunde, der glückliche Einfall — Geschenk. Wieviel gute Sachen empfangen wir im Traum!

Man sollte dies Talent des Sich-Führen-Lassens noch viel mehr — nicht ausbilden, sondern wachsen lassen. Es gibt zwar Stunden genug (die meisten), wo unser Wille treiben und drängen muß: aber die Krönung ist dann doch die Stunde befruchtenden Segens aus übergeordneten Regionen. Ich wenigstens habe die Empfindung: meine besten, weil zwanglosesten Gedanken kommen mir zugeströmt, werden mir innerlich zubittiert. Man darf hierin ruhig ein wenig Mystiker sein. Was wissen wir denn von den Ge-

setzen dieser feinen Vogelstellerei, wie es unser Geist anstellt, daß ihm aus dem großen Hinströmen einige wenige Gedanken ins Garn gehen?

Auf einer Anhöhe wandernd, bei bedecktem Himmel, sehe ich ganz fern auf dem äußersten Gebirgsrand eine hellere Luftlinie. Sie hebt sich als eine weiße, glitzernde Luftschicht vom schwarzen Gebirge ab. Dieser Lichtstreif reißt mich aus meinen Gedanken auf, läßt die ganze nahe, regentrübe Landschaft zurücktreten vor der Andeutung der Lichtfalle, die dort hinter den Wolken wartet.

Die schlichte Anschauung jener Lichtstelle ist nun mächtiger als das gedankenvollste Buch. Aufschau und Einschau ist ein wundervolles, ein unerlässliches Wechselspiel. Wir sind oft äußerst gefesselt und vertieft; scheinbar ist die Welt um uns her vernichtet und versunken. Aber jählings, beim Umblättern, stoßen wir im Buch auf ein welkes Blatt, auf ein vergessenes Bildchen — und Flut des Lebens rauscht durch diese enge Lücke mächtig herein. Und nun ist das Buch vergessen, und das Leben wieder hat Macht.

So ist auch das Verhältnis zwischen Wissenschaft und Poesie. Die letztere ist jenes vergessene Bildchen, jener flimmernde Lichtstreif, den ich dort nicht aus den Augen bringe. Poesie ist zuzeiten mächtiger als alle Theorie des Kopfes; und es ist gut, daß sie mächtiger ist. Die Theorie wird sich schon von selber wieder ihr Recht erzwingen.

Denn wir brauchen das Buch, da wir immer wieder Sammlung brauchen. Das Leben in seiner Vielheit würde uns auflösen und in unserem Besten entkräften, wären nicht diese Gegenstunden der festen und stillen Einklehr. Durch die Augen hindurch ist der Mensch gezwungen, den ganzen Körper, die Nerven, die Seele, den Geist zu konzentrieren auf diesen kleinen Punkt — das Buch.

Der gute Leser eines guten Buches schaut in einen Taotropfen. Er sieht die Welt ins Enge gebracht und daher übersehbar, daher geistig zu fassen. Er stellt nach und nach den Blick richtig ein, schaut immer schärfer, lernt sein eigen Leben in einem kleinen Spiegel überschauen, faßt Entschlüsse, übt den Sinn für Schönheit und Weisheit — und hebt nun wieder das geübte Auge empor in den Reichtum der vor ihm ausgebreiteten Schöpfung. Und siehe, er macht die Entdeckung, daß gutes Lesen eines guten Buches auch die Schöpfung lesen lehrt; sie scheint ihm nun klarer, schöner, reicher als zuvor.

So wollen wir denn weder das Buch überschätzen noch das Leben unterschätzen. Buch und Leben bilden ein fördernd Wechselverhältnis, wie Sammlung und Ausflug, wie Entfagung und Ergreifung, wie Besinnung und Tat. Wir dürfen schlecht hin sagen: wie Ein- und Ausatmen.

Das Heil ist nicht hier noch dort, sondern nur im gesunden Austausch zwischen beiden.

* * *

In diesen großen mannigfaltig um mich herlaufenden Linien des bläulichen Abendgebirges — wie fühlt man sich eins mit der Natur! Die Massen der Berge sind schwarzblau und schwer, die Rammelnien laufen leicht und weiß darüber hin und vergeistigen das Ganze. Wir danken der Malerei, daß sie uns Dinge gezeigt hat, die wir tatsächlich vorher nicht sahen. Den Glanz, der an allen Rändern entlangläuft . . .

Der Malerei? Vielleicht auch der Liebe und dem Leid?

Höchst wahrscheinlich formen Herzenserlebnisse auch den Blick; und wieder wäre hier eine innige Beziehung zwischen Innen und Außen festzustellen. Erschütterungen machen die Seele weich und das Nervensystem empfänglicher; sie lassen dich nach Verdüsterungen das Schöne um so bedürftiger aufsuchen und mit stärkerem Instinkt als früher entdecken — oder schaffen.

Und immer mehr lernst du, durch eine Reihe einzelner Verzichte geübt, das Unverlierbare aufspüren und doppelt lieben, z. B. die großen Schönheiten der Natur oder die innere Schönheit ungewöhnlicher Menschen — oder beides in einem maßvollen Wechselverhältnis zwischen Natureinsamkeit und menschlichem Austausch.

* * *

Nichts Ergreifenderes als über diesen schwarz ineinandergeschobenen Bergmassen jener zarte, blasse Himmelsrand, der darüber hinläuft! Die Berge wären ohne diese Silberluft plump, so aber erhalten sie ihr Gewaltiges und werden zugleich leichter, umrandet, faßbar und nach oben verjüngt. Mit solchen Belichtungen aus dem Jenseits des Geistes erzielten viele Maler — und Dichter und Menschen — ihre feinsten Wirkungen; sie strömten dies Licht aus ihrem Geiste hinzu und durchleuchteten die Gegenständlichkeit. Ich entsinne mich, daß ich die Hintergründe eines Perugino und anderer umbrischer Maler für übertrieben hielt, bis ich eines Morgens selber in Perugia erwachte und geradezu erstaunt war über das innige Farbenblau dieser Berge mit ihren zartblaffen Randlinien: Madonnen-gesichtchen über tiefblauen Gewändern.

Man braucht das nicht bloß dort zu suchen. Ich glaube sogar, unsere deutsche Landschaft mit ihren vielen Wolken und wechselnden Beleuchtungen und herbftlichen Laubwäldern ist noch reicher, weil mannigfaltiger als die allerdings farbenstarke italienische Bergstimmung. In Italien lernt man Farben sehen — und das geübte Auge entdeckt sie nachher auch in Deutschland.

Denn die letzte Lichtquelle ist in uns selber.

* * *

Man ertappt sich auf dem Gedanken: Wär' ich auf jenem Berge, in jenem zarten Licht, dort möchte wohl alles freier und schöner sein. Aber man bedenkt nicht, daß man ja selber — von weitem gesehen — hier in einem solchen Lichttrand wandert. Und doch sehnt man sich weiter, hinaus und empor aus der Wucht des Körpers?

Nur im glücklichen Gleichgewicht zwischen dem Dort und Hier ist wahre Weisheit und Schönheit.

In elektrischen Vollmondnächten werden manche abnormen Menschen derart der Schwere entkleidet, daß sie nachtwandeln. Ihr Organismus ist durchdrungen von einer magnetischen Macht, es zieht sie hinauf, sie fühlen sich von einer Leichtkraft angezogen, die der sonst den Menschen an die Erde festhaltenden Schwerkraft überlegen ist.

Ebenso steht es mit dem Organismus, der mit Poesie geladen ist. Er bildet die Gegenkraft zur Schwere des Bürgertums. Dichter und Bürger — Genie und Masse — sind Gegenpole, deren Wechselwirkung ebenso wohltätig ist wie die Polarisation zwischen Buch und Leben.

Durch ungleiche Verteilung der Kräfte ergibt sich hier freilich manches Trauerspiel.

* * *

Und so sind auch die Gegensätze zwischen bürgerlicher und klassischer Poesie zu werten. Keine von beiden möchte man missen; es werden aber immer nur wenige sein, die sich zur Vornehmheit hohen Dichtens und Denkens Stille und Geistigkeit genug abringen. Der Weg geht durch Philosophie des Verzichtens, durch den Mut der Entfagung, wie es Goethe im sechzehnten Buch von „Dichtung und Wahrheit“ geschildert hat. Besitz der Erdschwere, geordneter Besitz des Gegenständlichen — eine sehr wichtige Sache, das Talent der bürgerlichen Ordnungsatur; Besitz jenes Lichtstreifens, der dort meinen Thüringer Bergen den Glanz aus höheren Bezirken gibt — eine nicht minder wichtige Sache. Das unterbürgerliche Schulmeisterlein Wuz hat sie in aller Dürftigkeit schöpferisch besessen und war in dieser Genialität verwandt mit den überbürgerlichen Dichtergrößen aller Zeiten und Völker. Weltverkärer beide!



Wie und wo stehen wir?

Eine Umschau

Will man die Gesamteindrücke vom literarischen Schaffen unserer Tage in ein kurzes Urteil zusammendrängen, so wird man von einem verhältnismäßig hohen Durchschnitt der Leistungen sprechen können, aber das Fehlen jeder hervorragenden Spitze bedauern müssen. Seitdem vor anderthalb Jahrhunderten das deutsche Schrifttum seinen neuen Aufstieg begann, ist zu keiner Zeit unsere Literatur so arm an wirklich hervorragenden dichterischen Persönlichkeiten gewesen wie heute, andererseits aber auch nie so reich an achtungswerten, hinsichtlich ihrer dichterischen Bedeutung wie vor allem auch durch Kulturgehalt ausgezeichneten Leistungen. Die Kurzlebigkeit unserer Zeit erfahren die Dichter des jungen Geschlechtes noch in schrofferem Maße als die

Älteren. Von den anerkannten Dramatikern hat im letzten Jahre für das ernste Drama nur Wilbenbruch mit seiner „Rabensteinerin“ einen nachhaltigen Erfolg gewonnen. Bei den Vertretern der Prosadichtung behaupten die Älteren: Ebner-Eschenbach, Rosegger, Heyse, Jensen, Wilbrandt, noch immer zuerst ihr Ansehen. Unter den Jüngeren sind die Frauen Ricarda Buch und Isolda Kurz durchaus auf den Bahnen Konrad Ferdinand Meyers geblieben. Auf dem Gebiete der Lyrik steht auch der immerhin bereits sechzigjährige Liliencron allein als allseitig anerkannter Dichter da. Und wenn man sich bei dem um zwanzig Jahre jüngeren Richard Dehmel über manche herrlichen Gedichte noch so sehr freut, so muß man doch seinen begeisterungsstrunkenen Verehrern entgegenhalten, daß der Ruhmestitel eines großen Dichters durch die Gesamtheit des Schaffens bedingt wird, und man mit diesem hehren Worte zurückhalten muß, wenn man ganze Bände für ein so kleines Ergebnis durcharbeiten muß. Denn erst dieses Gesamtschaffen zeigt uns den Gesamtmenschen und seine Gesamtaufassung von Kunst.

Vielleicht ist die überreiche Produktion überhaupt eines der Hauptübel unserer heutigen Zeit. Für das Gebiet der erzählenden Literatur gilt das zweifellos. Es braucht noch nicht die außerordentlich große Nachfrage unserer besseren Zeitschriften nach guter Unterhaltungsliteratur zu sein; auch nicht die Tatsache, daß die meisten heutigen Schriftsteller von den Erträgnissen ihrer Feder leben müssen, und daß dieses Leben teuer ist, was die rasche Schaffensweise auch unserer künstlerisch denkenden und empfindenden Schriftsteller herbeigeführt hat. Es läßt sich das auch durch die leidenschaftliche Anteilnahme aller wirklich ganz im Leben Stehenden an den sich hegenden Problemen dieses Lebens erklären. Das alte Dichterwort, daß das künstlerische Talent sich in der Stille bildet, der Mann im Kampf der Welt, hat seine Geltung fast ganz verloren; der Künstler ist heute ein Weltkämpfer, auch dort, wo die Literatur — es handelt sich hier natürlich zumeist um die erzählende — nicht geradezu Tendenzliteratur ist, wie in den zahllosen Romanen über die Frauenfrage, den verschiedensten Versuchen zur Lösung sozialer Probleme. Ja selbst in der verhältnismäßig tief herunterreichenden Unterhaltungsschriftstellerei ist die Behandlung schwerer sozialer, ethischer, religiöser, politischer und verwickelter psychologischer Probleme fast die Regel. Es ist für diese Tatsache bezeichnend, daß einige der schwierigsten weltpolitischen Thematika in einer ganz ausgedehnten Literatur über den künftigen Weltkrieg romanhaft behandelt worden sind, und daß diese Literatur die stärksten Bucherfolge zu verzeichnen hat. Das ruhige künstlerische Schaffen ist fast unbekannt geworden. Man hat es heute längst nicht mehr züchtig, in Dichters Lande zu gehen, um den Dichter recht zu verstehen, da die Dichter ihrerseits dieses ihnen eigene Land gar nicht mehr aufsuchen, sondern es als ihre wichtigste Aufgabe betrachten, das Leben des Alltags oder jedenfalls das Leben der Wirklichkeit zu schildern und dazu Stellung zu nehmen.

Wir wollen hier nicht urteilen, wir wollen nur feststellen. Tatsache bleibt ja jedenfalls, daß in den letzten Jahren der Entwicklungs- oder Erziehungsroman sehr ergiebig gepflegt worden ist, und es ist ja immerhin ein Bedeutendes, wenn auch sicher nicht das Höchste der Kunst, wenn diese eine Wegweiserin im Leben wird. Als Gegenfasz zu dieser in der Wirklichkeit vielleicht allzusehr untertauchenden Literatur hat sich in den letzten Jahren in steigendem Maße ein *Artistentum* entwickelt, für das das Wort „verftiegen“ kaum mehr aus-

reicht, daß man geradezu als unwahrhaftig bezeichnen muß. Hier ist die bewußte Künstelei zu Hause. Es gibt nur ganz wenig Erzeugnisse dieser sogenannten Neuromantik, die nicht den Schwindsuchtkeim eines blutleeren Ästhetentums in sich tragen, denen gegenüber man nicht sofort das Gefühl hat, daß sie für ihre Schöpfer nicht Lebensbetätigung und Lebensäußerung sind, sondern lediglich Spielen mit Kunst. Natürlich trägt eine solche trotz aller Nervenverfeinerung und aller Empfindungsschmelgerei im innersten Wesen kalte, berechnende und darum geradezu rohe Kunst nur dazu bei, die Kunstbegriffe immer mehr zu verwirren. Bodenloser Hochmut, wechselseitige Lobhudelei, ein jeder Maßstäbe bares Spielen mit den anerkanntesten Werten der Vergangenheit sind hier an der Tagesordnung.

Ein großer Teil der Kritik macht diesen Taumel bereitwilligt mit, erst recht natürlich dort, wo die Ästhetiker selber das kritische Richtschwert schwingen. Übrigens bringt auch die vorher erwähnte Tatsache, daß die Durchschnittsleistungen vor allem unserer erzählenden Literatur von einem bedeutenden Können und achtungswerten Wissen, zumeist auch von einem ernsthaften Ringen mit den Fragen der Zeit Zeugnis ablegen, es mit sich, daß die Kritik, wenn sie die Maßstäbe des Tagesstrebens anlegt, leicht auch zu einer künstlerischen Überschätzung solcher Werke gelangt. Vielleicht ist überhaupt dieses für den Tag Leben und Schaffen, das Journalistische, das schroffste Kennzeichen unseres heutigen Literaturbetriebes. Damit hängt dann der rasche Wechsel der Literaturmoden zusammen; damit die Tatsache, daß man immer von einem gruppenweisen Erscheinen gewisser Bücherarten sprechen muß. Im übrigen ist auch sonst ein alexandrinischer Zug unseres Literaturbetriebes nicht zu verkennen, der sich einerseits in der übermäßigen Betonung der oft zur kindischen Spielerei ausartenden Buchausstattung zeigt, andererseits noch mehr in der Sucht, durch kostspielige Neudrucke jene Literaturwerke der Vergangenheit zugänglich zu machen, die sich in der Regel weniger durch irgend welche dichterische und künstlerische Werte auszeichnen, als durch die krankhafte oder doch ungewöhnliche psychische Veranlagung ihrer Verfasser. Vielfach ist es dann so dazu gekommen, daß man ganz feierlich und prunkvoll Werke in die Ehrenhallen der Literatur einführte, die früher nur in den Dunkelkammern der Pornographie ihr Dasein fristeten. Dafür spricht man jetzt dann auch mehr von Bibliophilen, also Bücherfreunden, denn von Liebhabern der Literatur.

Am schlimmsten steht es um unser Drama, oder doch wenigstens um unser Theater. Eine Einrichtung, bei der ein volles Jahr hindurch die unsagbar flache Behandlung eines an sich dankbaren Stoffes, wie das „Susannenfest“, ferner die lediglich auf Sensation bedachte Dramatisierung der Detektivgeschichten von „Sherlock Holmes“, und endlich die herzlich wenig „lustige Witwe“ eine unbeschränkte Herrschaft ausüben dürfen, kann nur als kultur-schädigend bezeichnet werden. Aber es ist glücklicherweise Tatsache, daß dieses Theater keineswegs ein treues Bild unseres dramatischen Schaffens vermittelt. Allerlei dynastische Rücksichten zwingen unsere Hoftheater, die durch ihre finanzielle Stellung in erster Reihe zur Pflege des wirklich künstlerischen Dramas instand gesetzt sind, sich dem größten Teile des ernstesten zeitgenössischen dramatischen Schaffens zu verschließen. Denn in einer Zeit, die an alle überkommenen Begriffe und religiösen, staatlichen oder sozialen Einrichtungen die schärfste persönliche Kritik zu legen gewöhnt ist, kann natürlich auch das dramatische Schaffen nicht gerade hoffähig sein. Vergleicht man in der Hinsicht die Haltung unserer

heutigen Hoftheater mit derjenigen zu Schillers Zeiten, so wird man die außerordentliche Weitherzigkeit des „absolutistischen“ Zeitalters kaum hoch genug preisen können. Wenn sich dann unsere Hoftheater wenigstens zur Pflicht gemacht hätten, das Drama großen Stils zu pflegen. Gewiß ist es unleugbar, daß unser Publikum heute wenig Verlangen nach historischen Dramen und dramatischen Gedankendichtungen zeigt. Begreiflich ist es auch, daß man lieber zu den in ihrer Wirkung sicheren älteren Werken greift. Aber ebenso sicher ist es, daß ohne die Unterstützung durch die von den finanziellen Berechnungen weniger abhängigen Bühnen eine großzügige dramatische Dichtung geradezu verkümmern muß, da die dazu sich berufen fühlenden Dichter überhaupt nicht zu Worte gelangen. Tatsache ist ferner, daß das Publikum viel empfänglicher wäre, wenn man ihm nur anbieten würde. Schließlich sind die Bühnen dazu da, um das Volk zur Literatur zu erziehen und nicht umgekehrt. Solange Dramatiker wie Fritz Lienhard (König Arthur, Münchhausen u. a.), Otto Erler (Zar Peter), Kurt Geucke (Sebastian), Eberhard König (König Saul, Wieland der Schmied, W. v. Scholz (Der Jude von Konstanz) u. a. jahrelang warten müssen, bevor sie zu einer vereinzelt Aufführung kommen, kann es nicht besser werden. Talente wie Leo Greiner, Herbert Eulenberg u. a. würden bei lebendigerer Berührung mit der Bühne niemals auf so abgelegene und ungangbare Wege geraten sein. Statt dessen aber kultivieren unsere „literarischen“ Bühnen die Ausländer, so daß Bernh. Schawz von ihm selbst kaum ernst genommene Stücke noch vor ihrer Vollendung angenommen sind, und es den höchsten Stolz unserer Bühnenleiter bildet, Auslandswerke aufzuführen, bevor sie in der Heimat ihrer Dichter gegeben worden sind. Im übrigen hat man in den letzten Jahren die ernstere Bühnenarbeit fast ausschließlich auf dem Gebiete der Inszenierung und Ausstattung gesucht. Soviel Dankenswertes in dieser Hinsicht geleistet wurde, so heißt es doch zweifellos, den Schwerpunkt der künstlerischen Wirkung verschieben, wenn es nicht mehr die eigentlich dichterischen Werte des Dramas sind, die die Ausschlag gebenden Stimmungen und tiefgehenden Wirkungen auslösen. Und es bedeutet ein im letzten Sinne verhängnisvolles Einengen der Phantasie, wenn die Vorstellungen vom Drumherum der in der Dichtung dargestellten Vorgänge von einer doch durchaus subjektiv arbeitenden Ausstattungsphantasie selbst eines bedeutenden Künstlers festgelegt werden. Übrigens zeigt die Tatsache, daß derselbe Theaterdirektor Reinhardt, dessen Bühnen für die neue Ausstattungsbeziehung maßgebend geworden waren, nun in seinen „Kammerspielen“ auf alle Ausstattung möglichst verzichtet, daß es sich auch hier viel mehr um Modeströmungen und Befriedigung des immer neuerungsflüchtigen Sensationsbedürfnisses einer verwöhnten Masse handelt, als um eine innerlich gefühlte künstlerische Überzeugung. Solch innerlich gefühlte künstlerische Notwendigkeit, aus der allein ein echter Darstellungsstil erwachsen kann, kennt nicht die Wahl zwischen entweder — oder. Dessen ist klarer Beweis Richard Wagner mit seinem Bayreuth-Gedanken, der die höchste Verwirklichung einer hehren Auffassung von den Aufgaben des Theaters darstellt. Dagegen vermag ich bei aller Anerkennung der zugrunde liegenden Bestrebungen Ernst Wachler's im Harzer Bergtheater nur eine schöne „Spezialität“ zu erblicken, von der aus unser eigentliches Theaterspiel Förderung nicht zu erwarten hat.

Den schwersten Stand hat die Lyrik. Die materielle Seite geht uns hier weniger an, obwohl die Tatsache, daß Lyrikbände nur selten Absatz finden,

diesem Zweige des Verlagsbetriebes einen durchaus ungesunden Charakter verliehen hat, von dem eigentlich nur der zahlungsfähige Dilettantismus Vorteile zieht. Auch abgesehen davon, sind es in den meisten Fällen außerkünstlerische Gründe gewesen, die die wenigen lyrischen Büchererfolge herbeigeführt haben. Gerade die Bücher jener Lyriker, die die Literaturgeschichte künstlerisch zu würdigen hat, haben es nur in wenigen Fällen über die erste Auflage hinausgebracht, und selbst ein Märkte ist erst nach dem Freiwerden seiner Werke zum Gemeingut der Leserschaft geworden, während Gottfried Keller's, R. F. Meyers Lyrik, um nur die größten zu nennen, noch heute nur einem kleinen Kreise strebsamer Literaturfreunde wirklich vertraut ist. Die Lyrik kann eben nicht in gleicher Weise wie die erzählende Literatur durch die Mithilfe öffentlicher Bibliotheken verbreitet werden, und auch die künstlerisch geleiteten Zeitschriften können hier nicht in gleichem Maße wirken wie für Roman und Novelle. Andererseits bezeugt der starke Erfolg, den einige „Anthologien moderner Lyrik“ gewonnen haben, daß es der Leserschaft an Geschmack und Zuneigung für Lyrik nicht fehlt, daß nur das übermäßige Angebot verwirrt und auch die Kaufkraft übersteigt. Für die Verbreitung der Kenntnis der Lyrik hervorragend wirksam ist die Musik. So könnte man sich von Herzen darüber freuen, daß in den letzten Jahren unsere Komponisten sich in steigendem Maße der neuen Lyrik zugewendet haben, wenn nicht diese Kompositionsweise selber so durchaus unvollständig wäre. Immerhin könnten hier auch die Programmhefte als eine Art „fliegender Blätter“ wirken, wenn sie zielbewußter ausgenützt würden.

Schwerer noch ist der künstlerische Stand der Lyrik. Wir haben hier ein ähnliches Verhältnis wie bei der Musik. Wir haben eine zu reiche und zu große Überlieferung; der Besitzstand an deutscher Lyrik ist ein ungeheurer, und man kann auch aus den älteren Beständen, bei denen irgend welche materiellen Gründe der Verbreitung nicht entgegenstehen, einen ganzen Hort wertvoller Lyrik schöpfen, der breiteren Kreisen völlig unbekannt geblieben ist. Im Gegensatz zur erzählenden Literatur behält künstlerische Lyrik dauernd Gegenwartswert; denn der Lyriker empfängt von den Verhältnissen der Außenwelt nicht viel, das Innenleben aber, von dem er kündigt, bleibt in seinen wesentlichen Zügen immer dasselbe. So kommt es hier weniger darauf an, Neues zu sagen, als oft Gesagtes in persönlicher und darum neuartiger Weise neu zu künden. Gewiß wird die echt lyrische Natur darum trotzdem „singen wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnt“, und auch so neu und überzeugend wirken, wie der Vogel in seinem Gesange immer wieder wirkt. Und ohne Gesuchtheit, ohne Zwang wird auch hier die Wandlung, in der die Menschheit sich immer befindet, sich in einer neuartigen Seh- und Sprechweise offenbaren. Ein Blick in die Bildwelt eines Liliencron, in die Gedankenwelt Nietzsche's, in die Stoffwahl Dehmels bezeugt das. Aber für die nicht ganz Starken, für jene auch, denen die sichtbare Wirkung Bedürfnis ist, die es nicht über sich vermögen, abseits ihrer Stunde zu warten, liegt in diesen Verhältnissen eine ungeheure Gefahr. Sie empfinden die Eigenart als Notwendigkeit und suchen darum eigenartig zu sein. Wir haben eine „farbige“ Lyrik erhalten und sprechen auch von „Neutönern“; ferner entstellt das allzuoft in Spielerei und Künstelei ausartende Suchen nach neuen Formen und überraschenden Bildern vielfach unsere zeitgenössische Lyrik.

Das erfreulichste Bild, freilich auch wieder nur als große Durchschnittsleistung und nicht als allüberragende Einzeltat, bietet die wissenschaftliche

Prosa. Die Achtung vor der Sprache ist hier überall gewachsen. Auch die strengen Wissenschaftler bemühen sich immer mehr, ihre Gedanken in künstlerischer Form mitzutellen. Und wenn wir auch noch mit einem gewissen Entsetzen von Juristen- und Zeitungsdeutsch sprechen, so ist doch zweifellos die Zahl jener, die auch in der Tagesschriftstellerei sich der würdigen Behandlung ihrer Muttersprache befleißigen, stets im Wachsen, und auch der Einfluß, den der „Deutsche Sprachverein“ für die Reinhaltung unserer Sprache gewonnen hat, ist ein gutes Zeichen.

Eines dürfen wir überhaupt nicht verkennen, wenn wir so unsere Augen den Schwächen und Schäden des gesamten Literaturbetriebes keineswegs verschließen, das ist das leidenschaftliche Suchen und Ringen unserer Zeit um die Kunst. Es hat sicher keine Zeit gegeben, in der man sich eifriger bemühte, Kunst zu schaffen und Kunst zu verbreiten, als in unseren Tagen. Und wenn auch das Ersiehn genialer Begabungen außerhalb aller Berechnung liegt und durch noch so günstige äußere Verhältnisse nicht erzwungen werden kann, so dürfen wir doch auch für das künstlerische Gebiet an die Wahrheit des Goethewortes glauben, daß dem immer strebenden Bemühen die Erlösung zuteil werden wird.

Aus der soeben erschienenen „Deutschen Literaturgeschichte“ von Dr. Karl Stork, 4. und 5. Auflage. Stuttgart, Rüttsche Verlagsbuchhandlung. Preis M. 5.—, geb. M. 6.—.



Theater und Religion

Die Klagen über den jeweiligen Zustand des Theaters sind so alt wie das Theater selbst, jedenfalls so alt wie das Theater der heutigen Kulturvölker. In der griechischen Antike erfüllte wenigstens während der Blütezeit das Theater die höchsten Anforderungen als Kultur- und Kunstförderer. Diese Tatsache war dadurch ermöglicht, daß die Kultur des Griechenvolks eine allgemeine Volkskultur war; daß für diese die Kunst den höchsten Ausdruck abgab, weil Moral und Ethik in einer künstlerischen Lebensgestaltung die Lösung des Weltproblems erblickten. Der letztere Punkt ist der entscheidende. Alle hohe Kunst geht auf dasselbe menschliche Bedürfnis zurück, das den Urgrund aller Religion bildet: Erhebung über die materielle Welt. Die Wege aber, auf denen Kunst und Religion diese Erhebung suchen, können grundverschiedene sein. Sie sind es mit Notwendigkeit, wenn die Religion die Erhebung über die Materie durch Überwindung der Welt oder Abkehr von ihr anstrebt. Denn die Kunst kann ihr Ziel nur durch Verklärung, Verschönerung, Erhöhung dieser Welt erreichen. Gerade weil die Kunst ihre Wurzeln in einen so tiefen Urgrund des rein menschlichen Wesens herabsenkt wie die Religion, kann sie nicht — wie man es oft gesagt hat — ihre beste Nährquelle in der Religion finden. Sie kann nur dieselbe Nährquelle haben, und in diesem glücklichen Falle befand sich die klassische griechische Kunst, befand sich im Zeitalter des Christentums die Musik bis etwa in die Mitte des 16. Jahrhunderts. In allen übrigen Fällen liegt auch bei glänzendster Erscheinung ein Zwiespalt zugrunde. Für die Verklärung des menschlichen Körpers durch alle Heiligengewänder hindurch als Ziel erstrebende Renaissancemalerei gilt das, wie für die ältere

Freudigkeit an der Farbe. Aber auch die Architektur, die bei der Aufgabe, Gotteshäuser zu bauen, ihre kühnsten Höhen erklimmt, steht in ihrem Verhältnis zur irdischen Materie auf einem andern Boden als das gleichzeitige mittelalterliche Christentum, das zu diesen Bauwerken den Auftrag gab. Denn gerade die Gotik ist eine Verklärung und Verschönerung der Materie, deren Schwere überwunden erscheint, ist aber nirgends Verachtung oder Vernichtung dieser Erdenhaftigkeit.

Ich will ja keineswegs sagen, daß das Christentum Christi diesen Gegensatz bedinge, sondern halte mich nur an die geschichtliche Entwicklung. So aber wie diese vor sich gegangen ist, muß die Kunst um so eher in einen Gegensatz zum Kirchentum geraten, je ursprünglicher sie ist. Gerade wenn die Kunst primär an die Lösung der Lebensprobleme herantritt, kann sie die von der Kirche gebotene Lösung nur als eine, oder gar als ein neues Problem ansehen, niemals aber als die von vorneherein gegebene Lösung annehmen. Die Kunst kann sich, wenn sie lebendig bleiben will, nicht zur Kasusfik erniedrigen, nicht ihr Ziel darin sehen, möglichst viele Beispiele für eine von vorneherein festgestellte Regel zu finden. Darauf aber läuft hinaus, was das kirchliche Christentum vom Problem-Künstler verlangen muß. Denn da es für diese Kirche nur eine Lösung des Lebensproblems gibt, dieses in einem Jenseits liegt und dieses jenseitige Ziel immer dasselbe bleibt, kann die Teilnahme sich nur auf die Wege richten, die in den einzelnen Fällen zu dem Ziele führen. Das ist für große Kunst aber zu wenig, erst recht, wenn, wie es doch in dieser Lehre liegt, der Weg eigentlich gleichgültig bleibt, sofern nur das Ziel erreicht wird. Die antike Kunst dagegen war zwar durch und durch religiös, scheute die sichtbaren Beziehungen zur Gottheit nicht und sogar nicht deren Einmischungen. Aber das Ziel der Entwicklung, die Lösung des Problems blieb im Diesseits. — Mir scheint, es lasse Christi Wort: „Das Himmelreich ist in euch“ eine verwandte Anschauung zu. Dann auch wäre eine große christlich-religiöse Kunst von antiker Freiheit möglich. Aber diese Deutung steht in schroffstem Widerspruch zu den Lehren der christlichen Kirchen.

Es ist leicht erklärlich, daß der geschilderte Gegensatz zwischen den christlichen Kirchen und der Kunst sich am schärfsten gegenüber dem Theater bekunden muß. Denn das Theater bringt Abbilder der diesseitigen Welt und lenkt so, selbst wenn durch den geistigen Gehalt des betreffenden Dramas das Jenseitige besonders betont ist, die größte Aufmerksamkeit doch auf die diesseitigen Erscheinungen. Die körperlich-sinnliche Kraft wird im Dramatischen letzterdings immer gegenüber dem rein Geistigen sieghaft bleiben. So haben denn die christlichen Kirchen sich keiner Kunst gegenüber ablehnender verhalten, als gegen das Theater; sie haben auch für keine andere weniger Bedeutung gewonnen. Zwar haben die Kirchen immer wieder gelegentlich versucht, das Theater sich dienstbar zu machen. Aber der innere Widerstreit zwischen erhöhter Verlebendigung, ja Verewigung irdischen Geschehens, wie sie ein wahrhaft künstlerisches Drama bewirkt, und einem dieses Irdische gegenüber einem sinnlich nicht zu verlebendigenden Jenseits zurücksetzenden geistigen Inhalt zerfürte immer wieder bald das unnatürliche Bündnis. So ist es dann auch leicht erklärlich, daß die Kirchen im Oratorium einen Ausweg suchten. Hier wurde ein innerlich undramatischer Stoff, ein bloßes Geschehen durch die Mithilfe der Musik zur wahrhaft seelischen Wirkungsfähigkeit gesteigert.

Diese allgemeinen grundsätzlichen Ausführungen sind hier nur gegeben worden, um zu erklären, weshalb ich den Versuchen einer sogenannten christlichen Bühnenkunst nur wenig Hoffnung auf wahrhaft künstlerische Wirkungen entgegenbringe. Wohl auf sozial-kulturelle. Doch davon nachher. Der neueste derartige Versuch ist von München ausgegangen. In dem mit vielen, auch klangvollen Namen bedeckten Aufrufe heißt es:

„Ein Schmerzenskind unserer Kultur ist das heutige Bühnenwesen. Die Männer des Theaters selber sind mit den kritischen Beobachtern seines künstlerischen und ethischen Tiefstandes darin einig, daß hier viel gefehlt und viel versäumt worden ist. Aber — wer schafft Rettung? Mit einem Schlage Rettung zu bringen ist keiner menschlichen Kraft möglich, aber alle Einflüsse sollten rege gemacht werden, um wenigstens langsam neue, reinigende und aufwärts führende Gedanken in das Bühnenwesen zu bringen. Und welcher Gedanke kann hier fruchtbringender sein — als der christliche? Welcher Gedanke ist hier noch so wenig wirksam gewesen wie wiederum der christliche? Vom Standpunkte christlicher Ideentreue aus eine tätige, wirkende Beschäftigung mit dem Bühnenwesen anzubahnen, das ist eine Aufgabe, die heute nach Erfüllung förmlich schreit. Ihr erfolgreich zu dienen, bedarf es aber des Zusammenschlusses aller, die Zeit und guten Willen haben, hier einzugreifen. Was seinerzeit die sogenannten 'freien Bühnen' gewirkt und in ihrem Sinne erzielt, das wird hoffentlich einer geschlossenen und tatkräftigen Vereinigung, die im christlichen Geiste schafft, nicht unmöglich sein . . .“

Es heißt zwar in dem Aufrufe, daß sich Männer verschiedener Konfessionen zu dem Bunde vereinigt haben, in Wirklichkeit handelt es sich aber doch um einen katholischen Verein. Darum wird er auch von katholisch-literarischer Seite aus mit großen Hoffnungen begrüßt. Was dabei der Benediktinerpater Ansgar Pölmann in seiner schönen Monatschrift „Gottesminne“ schreibt, ist für die allgemeine Einstellung so wichtig, daß wir es im Auszuge mitteilen wollen. „Nur von der Seite des entschiedensten Christentums“, heißt es da, „nur von einem herben Gegner des Reichturns und seiner Ableger, nur von einer gottbegeisterten Seele kann die Remedur gegen die heutigen Theaterzustände kommen, wenn sie überhaupt noch kommen kann. Die Zeit hat uns vieles gelehrt, vor allem aber, daß unser exklusives Abschließen von den theatralischen Interessen und das ängstliche Zurückweichen des Klerus vor dem größten Feinde der Sittlichkeit das Haupt der Hydra ins Ungeheure wachsen ließ.“ Die Entwicklung des Theaters sei nur so schlimm geworden, weil der Klerus sich dem Theater ganz abgewendet habe. Jetzt stehe man ratlos vor dem Berge. „Hilfesuchend schaut unser Auge, wer in der Menge der Männer des Lebens und der Feder Hilfe brächte. Auf sozialem Gebiete sind alle Kräfte tätig, der Priester ist ja heute fast nur noch der Anwalt gesellschaftlicher Interessen; aber eins hat man vergessen, daß das Theater als Erziehungsinstitut des Volkes zu Sittlichkeit und Kunst eine idealere Macht ist als der Zusammenschluß zu Gewerkschaften und Arbeiterjetretariaten. Auch die Bühnenfrage ist eine soziale Frage.“

Den Mann glaubt man in dem als Literarhistoriker, insbesondere auf theatergeschichtlichem Gebiete hochangesehenen Franziskanerpater Expeditus Schmidt gefunden zu haben. Durch seinen Betreiben ist in München eine „Calderon-Gesellschaft zur Pflege christlicher Bühnenkunst“ gegründet worden. Nach dem ersten Paragraphen ihrer Satzungen stellt sie sich die Auf-

gabe, „die auf den Berufsbühnen so sehr vernachlässigte religiöse, d. h. im Dienste des Glaubens stehende Bühnentkunst auf allgemein christlicher Grundlage zu fördern und zu pflegen“. Also „religiös“ heißt „im Dienste des Glaubens“. Damit ist eigentlich für das künstlerische Ergebnis bereits das Urteil gesprochen. Nicht als ob ich der Meinung wäre, daß ein positiv gläubiger Christ, ob Katholik oder Protestant bleibt sich gleich, nicht auch heute ein echt künstlerisches Weltanschauungs-drama schaffen könnte. Die Weltanschauung kann den Künstler nicht behindern, solange sie ihn nicht am künstlerischen Schauen verhindert. Dieses künstlerische Schauen aber ist Naivetät. Im „Dienste des Glaubens“ schaffen schließt diese Naivetät aus. Calderon gehört sicher nicht zu den naiven, den Shakespearischen Dramatikern der Weltliteratur. Aber im Spanien seiner Zeit wehte doch eine so katholische Luft, daß leben katholisch seinieß. Und so vollzogen sich für ihn naturgemäß alle Lebenskonflikte innerhalb der katholischen Welt. Glauben, Sittlichkeit — überhaupt religiös sein konnte für ihn nur die Bedeutung haben: katholisch sein. Kann im heutigen Deutschland ein Dichter in die gleiche Lage kommen? sogar wenn er den Begriff katholisch auf christlich erweitert? Ich glaube nicht. Im „Dienste des Glaubens“ schaffen heißt heute Polemiker sein gegen andere Weltanschauungen, und nicht ein Kampf für Moralität und Ethik, die jene antichristlichen Weltanschauungen vielfach gerade so stark heischen. Wie katholische Kunst heute gedeihen kann, zeigt etwa ein Bruckner in seiner Musik, in der sich offenbart, wie der Kampf in der Welt sich für den Gläubigen löst. Oder protestantische Kunst kann gedeihen, wie bei Uhde oder Gebhardt oder Steinhäusen, als Liebe zu den Mühseligen, als freudiges Bekenntnis, als stilles Erleben. Nie aber „im Dienste des Glaubens“, sondern als naive Anschauung der Welt mit gläubigen Augen. Das ist ein riesiger Unterschied, und es ist sehr bezeichnend, daß religiöse Kunst dort am ehesten gedeiht, wo alles Dogmatische ausgeschaltet ist; nicht weil man sich dessen schämt, sondern weil es sich von selbst verstehen muß, wenn die künstlerische Naivetät gewahrt werden soll.

Im übrigen aber bin ich der Meinung, daß eine Kunst, die künstlerisch naiv im Dienste des Glaubens steht, heute noch mehr als früher eher in den romanischen Ländern zu gedeihen vermag, als in den germanischen. Hier versteht sich das Glauben fast nie von selbst, sondern erwächst aus dem Kampfe. Wir erleben ja gerade jetzt die überzeugendsten Beispiele für diese inneren Wesensunterschiede.

Auch in Pöhlmanns Ausführungen findet sich da ein sehr bezeichnender Abschnitt, der die Wahl des ersten durch die Calderon-Gesellschaft aufzuführenden Stückes betrifft. Nicht ein naiv aus dem Boden katholischen Lebens kampflös herausgewachsenes Drama durfte dafür gewählt werden. Es mußte vielmehr programmatisch sein, und so verfiel die Wahl auf Calderons „Wundertätigen Magus“. Man höre Pöhlmann:

„Wenn wir Deutsche von unserm Drama reden, so nennen wir an erster Stelle Goethes ‚Faust‘, denn dieses größte Schauspiel unseres größten Dichters muß als Typus für unsere ganze Bühnentkunst gelten. Aber dieser grübelnde Faust der Reformation ist nicht christlich, und die Lösung seines Schicksals geht nicht nach Rezepten des Evangeliums vor sich. Wie viele haben es versucht, den deutschen Faust zu verchristlichen, von Rosenkranz über Pöcci zu Krall, aber keinem ist es gelungen und wird es je gelingen: den Faust der

Vollksfrage hat der Teufel geholt, der Faust Goethes darf nicht untergehen; es liegt ein wesentlicher Zwiespalt dem Ganzen in der Seele, ein Zwiespalt, der zwar ergreift, aber nicht die letzten künstlerischen und philosophischen Befriedigungen auslöst. Das sind wieder diese dämmernden Nebel uneres lieben Vaterlandes. Also mit Goethes Faust kann die Inauguration nicht geschehen, und ein Faust muß es doch sein, womöglich ein Faust, dem selbst der Alte von Weimar Lob gezollt hat: siehe da des spanischen Priesters ‚Magus‘, in dessen Schicksal Logik und Christentum zu ihrem Recht kommen. Wie Faust irrt Cyprianus zwischen Wissenschaft und Sinnenlust und sucht wie jener Hilfe bei dem bösen Prinzip. Beide werden durch das ‚ewig Weibliche‘ hingezogen, Faust im protestantischen Sinne ohne (??) eigenes Sutura, Cyprianus im katholischen auf dem Wege der Buße und des Martyriums. Die packende, echt deutsche Gretchenepisode findet freilich bei dem denklaren Romanen keinen Möglickeitsboden, auch vermag Calderon (wie überhaupt die ganze romanische Poesie) die dramatische Tragik nicht in die Tiefen und Höhen uneres Goethe zu führen, schon weil der katholische Dramatiker gerade in der Tragödie die Gnaden- und Prädestinationslehre walten lassen muß, aber an Klarheit des theatralischen Aufbaues und der Gedankendurchführung ist der Spanier unserem Altmeister ohne Zweifel über.“

Man wird dieses „zweifellose Uebersein“ doch so einschränken müssen, daß natürlich alle in lehrhafte Paragraphen abgezogene Weltanschauung klarer und deutlicher ist, als ein nur zu erfüllendes seelisches Verhältnis. Aber wie schwerwiegend ist das vorausgehende Geständnis, daß die dramatische Tragik nicht in die Höhen und Tiefen Goethes geführt werden könne, schon weil der katholische Dramatiker die Gnaden- und Prädestinationslehre walten lassen muß! —

Ich glaube ja nun auch nicht, daß selbst die Gründer der Calderon-Gesellschaft von ihrem Unternehmen eine große Förderung des künstlerischen Schaffens erwarten. Der Nachdruck liegt sicher auf der sozialen Seite, und hier erhoffe auch ich gute Wirkungen. Die nächsten sind Einwirkungen auf die dramatische Tätigkeit in Vereinen. Man unterschätzt die Wichtigkeit dieser außerordentlich umfangreichen Tätigkeit gerade in künstlerisch stark bewegten Kreisen sehr. Für Tausende liegt hier die einzige Gelegenheit zur Begegnung mit dem Drama. Künstlerisch um so verhängnisvoller ist darum auch der geradezu trostlose Zustand der hier gespielten Literatur. Hier fördernd und bessernd zu wirken, ist eine wichtige, eine lohnende und auch nicht zu schwer erfüllbare Aufgabe. Das zweite aber ist, daß hier ein neuer Weg eingeschlagen ist, Tausenden von Deutschen, die sonst grundsätzlich abseits stehen, wieder für dramatische Dinge Teilnahme abzugewinnen. Das ist von höchster Wichtigkeit. Es ist ganz sicher, daß unser Theater in moralischer und ethischer Hinsicht am ehesten zu heben ist, wenn mehr Leute, die ethische Anforderungen erheben, zu den Theaterbesuchern gehören. St.



Die „Braut von Messina“ in der Arena von Bindoniffa



n der Nähe des aargauischen Städtchens Brugg liegt das kleine Dorf Bindisch. Bindoniffa hieß es in der Römerzeit, es war ein wichtiger militärischer Platz im System der Grenzbefestigung gegen die Germanen. Dann waren diese doch eingebrochen. Bindoniffa verlor seine Bedeutung. Die römischen Bauten wurden Ausbeutungsobjekte. Über den Mauerresten des Amphitheaters, das reichlich Zehntausenden Raum geboten, wuchs Gras. Die Archäologen haben dann auch in Bindoniffa den Spaten angelegt: die in der Erde steckenden Mauern wurden am Ende des 19. Jahrhunderts bloßgelegt und vor weiterem Verfall geschützt; die Ellipse des Amphitheaters liegt wieder nutzlos. Und heute wird in dieser ehrwürdigen Ruine unter freiem Himmel Schiller gespielt; der Name Bindoniffa, bis anhin doch wesentlich nur den Gelehrten geläufig, erhielt auf einmal einen populären Klang. In hellen Scharen strömte am Sonntag, 18. August, das Volk hinaus zu dem Amphitheater, um das kühne Unternehmen der Brugger, eine der erstaunlichsten, wenn nicht die erstaunlichste Huldigung deutschen Dichtergeistes an die antike Tragödie, Schillers „Braut von Messina“, dieses „Trauerspiel mit Chören“, aus dem geschlossenen Theaterraum in das Licht des Tages zu rücken, auf seine Berechtigung und Wirkung zu prüfen.

Man hat eine Scene in die Arena eingebaut, hat das durch die Grabungen entstandene kuppelte Terrain, die Rasenböschungen, die über das römische Mauerwerk emporragen, in das Scenabild einbezogen, alles mit einer provisorischen Burgmauerartigen Architektur nach rückwärts abgegrenzt, die Scenamitte des Hintergrundes durch eine Palastfassade mit drei Portalen, einem mächtigen mittleren und zwei kleineren seitlichen, herausgehoben, Rampen und Treppen nach dem Orchesterraum angelegt, und so ein Ganzes geschaffen, das an die antike Bühne erinnert, ohne doch irgendwie auf archäologisch strenge Nachahmung Anspruch zu machen. Ein prachtvoll weiter Spielraum ist dadurch für die Darsteller geschaffen worden. Er kommt natürlich in erster Linie dem Chor zustatten, der, unbehindert von den engen Schranken unsrer modernen Bühnen, sich frei entfalten und in einem Massenaufgebot aufzutreten kann, wie es der Vorstellung, daß wir hier die Kriegsmänner der beiden feindlichen Brüder vor uns haben, entschieden entspricht. Schon rein für das Auge bietet es ein ungemein anziehendes Bild, wenn zu beiden Seiten von dem erhöhten Terrain herunter diese bunten Scharen sich auf das eigentliche Bühnenfeld ergießen. In der Sonne — und es lachte am Tage der ersten Aufführung, die von nachmittags 3½ bis gegen 7 Uhr währte, ein wunderbar feiner blauer Himmel über der Arena — in der Sonne blitzen und funkeln die Helme und Rüstungen und Waffen, und die farbigen Mäntel, unter denen das königliche Rot die Hauptnote bildet, leuchten festlich auf. So entstehen reichbewegte, koloristisch freudig belebte Bilder von hohem Reiz. Allein man blieb in Brugg bei dieser doch wesentlich äußerlichen Ausnützung des auf vierhundert Personen gesteigerten Chormaterials nicht stehen. Nicht dem Auge des Zuschauers, sondern in vorderster Linie dem Geiste der Dichtung sollte er dienstbar gemacht werden. Hier setzt das eigentliche Verdienst dieser Aufführung ein, das macht ihre Originalität aus.

Der Regisseur dieser Vorstellungen, Herr Rudolf Lorenz, der im letzten Jahre der spiritus rector der Hohentwielser Festspiele gewesen ist, ging von dem gewiß nicht unrichtigen Gefühle aus, daß sich für die volle Entfaltung der dichterischen Schönheiten und stellenweise auch der dramatischen Schlagkraft, die in diesen Chören der „Braut von Messina“ beschlossen liegen, entschieden mehr tun lasse, als dies bei unsern Theateraufführungen der Fall ist. Zu diesem Zwecke hat Lorenz, ohne sich an die von Schiller später in Klammern beigefügten Namen der einzelnen Sprecher klavisch zu halten, die Chorpatrien rhythmisch und dynamisch völlig durchorganisiert mit Hinsicht auf ihren Gehalt an dramatischem Leben wie an rein poetischer Schönheit und allgemein menschlicher Kontemplation. Er nahm seine Leute — lauter Personen, die sich aus Begeisterung für die Sache mit zum Teil sehr beträchtlichen Opfern an kostbarer Zeit, selbstverständlich ohne allen materiellen Gewinn aus Brugg und einigen benachbarten schweizerischen Ortschaften zur Verfügung gestellt hatten — tüchtig in die Schule und brachte so einen Vortrag der Chorpatrien zustande, der von wahrhaft überraschender, stellenweise geradezu ergreifender und hinreißender Wirkung ist. Durch eine geschickte Mischung der Stimmlagen, durch Hinzuziehen heller, weicher Frauenstimmen an einigen Stellen, durch Wechsel von Solo und Tutti, durch kluge Abstufungen der Stärkegrade des Sprechens, durch sorgfältige Beobachtung des sinngemäßen Rhythmus, man könnte zusammenfassend sagen: durch eine wohlüberlegte sprachliche Instrumentation der Textworte erhielten die Chöre, mochten sie nun lebhaft an der Handlung sich beteiligen und leidenschaftlich Partei nehmen oder über den Geschehnissen stehend sich in weisheitsvoller Betrachtung ergehen, eine innere, dichterische Eindringlichkeit, die wirklich der ganzen Tragödie erst den vollen grandiosen poetischen Zug verlieh, sie in ideale Höhe emporhob. Mag man im einzelnen in bezug auf Wahl des Rhythmus — für die feierlich schreitenden Spondeen gab sich hin und wieder eine zu große Vorliebe kund — und der Stimmenmischung, die den Bassklang gar zu sehr pflegte, Einwendungen machen, als Ganzes war die Leistung doch eine geradezu hervorragende, und man kann wohl sagen, daß während der ganzen Aufführung das Hauptinteresse auf die Chöre konzentriert blieb. Eine der prächtigsten Wirkungen übte u. a. der Passus „Auf den Bergen ist Freiheit“; man glaubte wirklich die befreiende reine Höhenluft zu atmen. Oder die ins Herz schneidenden Weherufe beim Brudermord und bei den freveln Worten der an der Kunst der Seher und dem Walten der Götter irre gewordenen Isabella. Oder wenn Don Cesar oben erscheint, während unten auf der Bühne die Leiche Don Manuels aufgebahrt ist, und nun das grauenvolle „Brecht auf, ihr Wunden“ aus des Chores Munde ertönt. Dies nur einige Beispiele, die sich leicht mehren ließen. Den vollen Begriff dessen, was in dieser Verstärkung und dieser künstlerischen Organisierung die Chöre für die Vertiefung der Wirkung leisteten, wird nicht das Wort des Regensenten, sondern einzig das eigene Erleben einer solchen Aufführung vermitteln können. (In diesem Jahre haben vier weitere Vorstellungen stattgefunden; man darf wohl hoffen, daß das Unternehmen nicht für ein einziges Jahr ins Werk gesetzt wurde. D. Reb.)


Die Rollen der Isabella, der beiden Söhne, der Beatrice und des Dieners Diego lagen in den Händen tüchtiger Berufsschauspieler. Die beste Leistung bot Frau Friedhoff vom Meininger Hoftheater als Isabella. Sie entwickelte echt tragische Größe. Akustisch erwies sich die Arena als ausgezeichnet. Auch

auf den obersten und hintersten Plätzen blieb das Dichterwort verständlich. Reicher Beifall lohnte das so schön gelungene Werk. Für eine kleine Stadt wie Brugg, die sich einem nicht unbedeutenden finanziellen Risiko ausgesetzt hat, um dieses ideale Unternehmen durchzuführen, bedeutet dieses reiche Gelingen die schönste Benugtung. Edler hätte man dem Ventus Schillers nicht hul-digen können.

H. Trog



Heinrich Hansjakob

 Ich wüßte eine charakteristischere Überschrift für die folgenden Ausführungen; aber sie ist doch wohl für einen Suldbigungsartikel zum 70. Geburtstag etwas zu grobschlächtig; sie hieße nämlich: Ein alemannischer Querkopf. Ich glaube, in diesem Worte liegt Hansjakobs Natur am bezeichnendsten ausgesprochen. Freilich muß man das „Querkopf“ richtig verstehen, so wie es die Franzosen meinten, wenn sie ärgerlich die Alemannen als „têtes carrées“ schalteten.

Diese Querköpfigkeit ist eigentlich Selbständigkeit, Behauptung der eigenen Persönlichkeit. Gewiß, es sind unbequeme Leute; sie sind so gar nicht dankbar dafür, wenn man ihnen durch zahlreiche Verordnungen ihr Leben sorgsam regeln will. Sie besorgen das eben lieber allein, wenn's auch mühseliger ist. Dann haben sie vernebelt wenig angeborenen Respekt vor Stellung und Herkunft. Man imponiert ihnen nicht leicht, außer allenfalls dadurch, daß man ein noch dickerer Querkopf ist als der Betreffende selber. Sonst erlauben sich diese Leute mit ihren eigenen Augen recht gründlich zuzusehen, ob denn wirklich ein in Anspruch genommenes Recht begründet, ob die verlangte Achtung berechtigt sei. Unbequeme Leute für alle jene, die geistiges, seelisches, soziales und politisches Leben nach vorgefaßten Meinungen und klüglichen ausgetiftelten Regeln natürlich immer zugunsten derer, die just oben sind, einrichten möchten. Unbequeme Leute allen Leisetretern, allen Strebern und Polizeinaturen; unbequeme Leute vor allem auch den Unwahrhaftigen. Aber so recht eine Herzerquickung für jede freie Natur. Und dann sogar außerordentlich umgänglich. Denn es ist selbstverständlich, daß nur jener Mensch, der selber einen starken Persönlichkeitsgehalt in sich trägt, die Persönlichkeit anderer zu schätzen und achten vermag. Damit stimmt so recht überein, wenn Hansjakob einmal von seiner Schriftstellererei sagt: „Ich bin ganz zur Subjektivität angelangt, und in allen meinen Urteilen spreche ich gern nur subjektive Anschauungen aus. Dies muß die Gegnerschaft anderer Subjekte und anderer subjektiven Meinungen hervorrufen, und je nachdem diese mit mir harmonieren oder nicht, wird auch die Kritik ausfallen.“ Die Achtung vor dieser anderen Meinung, vor dieser anderen Weltanschauung liegt in diesen Worten begründet und keineswegs etwa die Gleichgültigkeit. Die Gleichgültigkeit erstreckt sich nur auf Lob und Tadel, die die eigene Anschauung erfährt. Im übrigen aber bedingt eine derartige Natur die ruhige Anerkennung einer gleichen Berechtigung für jede gegnerische Meinung, sofern diese eben nur nicht herdenmäßig, sofern sie nur aus persönlicher Anschauung herausgeflossen ist.

Diese Querköpfigkeit bedeutet auch echte Mannhaftigkeit, von jener Art, wie sie aus Lessings Worten spricht, daß der, auf den alle zuschlagen, ihn

von vornherein zum Bundesgenossen habe. Das hat Hansjakob fast immer getan. Man kann eigentlich unbedingt darauf rechnen, in seinen Büchern für alle Einrichtungen oder Persönlichkeiten, die der herrschenden Gesamtheit unbehagen sind, ein kräftiges Fürwort zu finden, wie er umgekehrt mit innigem Behagen den Selbstgerechten und Beweihräuchernden etwas am Zeuge flickt.

Sein Lebensgang bezeugt, daß er auch ohne Rücksicht auf die eigene Person an diesen Grundsätzen festhielt.

Hansjakob ist am 19. August 1837 in Haslach geboren, stammt also aus dem fruchtbaren Rinzigtal. Er ist ein echter Haslacher, und es liegt ein Stückchen Selbstbekenntnis in der kurzen Charakteristik seiner Landsleute. „Zwei Dinge kann man meinen lieben Mitbürgern vor allem nachsagen: Es ist noch keiner aus Gram gestorben und es hat sich noch keiner zu Tode gearbeitet. Dazu kommt ein ausgesprochenes Talent zu Fastnachtsstücken, unerlöschlicher Witz und Galgenhumor zum Wegwerfen. Fast jeder Haslacher hat, wenn ich trivial reden soll, ein böses Maul, aber ein ehrliches deutsches zufriedenes und vorab lustiges Herz.“

Vater und Großvater waren Bäcker, und Hansjakob hat selber erst in der Backstube gearbeitet, bevor er ein Lateinschüler ward. Dann wurde er ein lebensfreudiger, tüchtiger Gymnasiast und wackerer Student. Er hatte sich zunächst nur, um der Mutter „eine Freude zu machen nach dem vielen Kummer“, bei der theologischen Fakultät eingeschrieben, denn er war keineswegs ein geistlich Blut, ja sogar nicht einmal in Glaubensdingen fest; doch wurde er, wie er selber schreibt, bald mit Leib und Seele Theologe. Trotzdem hat er auch das philologische Staatsexamen bestanden und sich bei der philosophischen Fakultät in Tübingen den Doktorhut geholt. Als Pfarrer und Philologe hat er dann von 1863 ab zunächst die Laufbahn des geistlichen Schulmannes eingeschlagen und wurde 1865 Vorstand der Bürgerschule in Waldshut. Hier lernte er die Hugen kennen und trat für die politische und religiöse Freiheit dieser kleinen Sekte so lebhaft ein, daß er vom Oberschulrat gemäßigelt wurde. Hansjakob ärgerte sich darüber so sehr, daß er den Schuldienst ganz aufgab und zur Seelsorge überging. So wurde er 1869 Pfarrer zu Hagnau am Bodensee. Hatte man es vorher dem katholischen Geistlichen vielfach verübelt, daß er für eine protestantische Sekte eintrat, so geriet er nun mit der badiſchen Regierung in einen noch heftigeren Zwiespalt, als er im damaligen Kirchenstreite rückhaltlos für die Rechte der katholischen Kirche eintrat. Er hat damals auf Festung und im Gefängnis gefessen. Nachher wurde er dann von den Katholiken des Seektrefes in den Landtag geschickt. Hansjakob war natürlich nicht zum Parteilmann geschaffen, und als er erst den politischen Katholizismus aus der Nähe kennen lernte, lernte er ihn um so mehr hassen, als er in ihm den Ruin des religiösen Katholizismus sah. So entsagte er gerade aus Katholizismus der politischen Laufbahn.

Seither hat das Zentrum an ihm wenig Freude erlebt. Man kann an der grundkatholischen Gesinnung Hansjakobs nicht zweifeln. Um so unbequemer ist dann sein Urteil über Politik und Leben, das in der Regel so ganz von der heiligen Parteilmeinung abweicht. Alle recht zahlreichen Anfeindungen, die er ja vor allem im engeren Verkehr mit dem Klerus erdulden mußte, haben ihn aber in seiner unabhängigen Haltung nicht beirrt. „Man ist heutzutage in den Augen vieler Leute nicht mehr katholisch, wenn man nicht zu den Unmündigen, blind Gehorsamen und alles geduldig Hinnehmenden gehört. Ich

habe aber vom Katholizismus eine andere und bessere Auffassung. Er soll und will nicht Unmündige und Sklaven heranziehen, sondern freie, selbstbewusste Kinder Gottes; denn das echte Christentum ist Wahrheit und Freiheit, nicht Ruchtsinn und Geistlosigkeit.“ Es bedarf gerade heute nicht erst der Versicherung, daß man mit solchen Anschauungen im offiziell katholischen Lager immer als halber Reser angesehen wird. Auch darauf ist er gefaßt, wie jene Stelle in den „Stillen Stunden“ zeigt, die er schon vor Jahren nach einem Besuche bei dem gerade gemäßregelten Professor Schell niederschrieb.

„Es ist im alten Europa nicht gut von Reformen reden, weder im Staats- noch im Kirchenleben. Man rechnet Leute, die es doch tun, gleich zu den Revolutionären und meint, das Recht, zu reformieren, stehe lediglich den staatlichen und kirchlichen Obern zu, und der beschränkte Untertanenverstand habe das Maul zu halten. Nun lehrt aber die Geschichte Europas, daß die Reformen allermeist von unten kamen und kommen mußten, weil die Obern selten oder gar nie von einer Reform etwas wissen wollten. Die Revolutionen von unten haben sie jeweils dazu zwingen müssen. Alle Reformen, alle Verbesserungen, alle wahren Freiheiten verdanken wir seit bald vierhundert Jahren den Revolutionen, die von unten ausgingen.“

Dafür hat sich Hansjakob durch allen Zwiespalt hindurch eine stolze Liebe zu seinem Deutschtum gewahrt und hat für Bismarck offenes Verständnis und damit aufrichtige Bewunderung gefunden, als das Zentrum für den Riesen nur Beschimpfung übrig hatte. Und überdies hat er sich als Pfarrer an St. Martin in Freiburg (seit 1884) die Liebe und Verehrung zahlreicher Katholiken gewonnen, die von ihrer Religion ebenso religiös denken wie dieser Pfarrherr. Außerdem aber hat ihm für das soziale Leben sein gesunder, offener Sinn und seine Unvoreingenommenheit in zahllosen Fällen den rechten Weg gewiesen, wo andere erst über national-ökonomische oder sozialpolitische Doktrinen grübeln, statt im Einzelfall fest zuzufassen. So in ein Lehrsystem läßt sich natürlich das Verhalten einer so ganz dem Leben als Individualität gegenüberstehenden Persönlichkeit nicht bringen, weil ja gerade die Lebendigkeit des Urteils und der Auffassung die Vorbedingung für eine gesunde Wirksamkeit bedeutet. So schüttelte natürlich mancher katholische Pfarrherr den Kopf, wenn er las, daß Hansjakob für vollständige Sanzefeste eintrat, überhaupt alles tat, um dem Landvolk seine schönen Vergnügungen zu erhalten. Auch daß er für den deutschen Gesang in der Kirche eintrat, wurde ihm vielfach verübelt; daß er überhaupt der Meinung ist, die Kirche müsse alles tun, um „den Zaun und die Mauer um sie herum nicht höher und enger zu machen durch strenge Rubriken und durch Neuerungen, die vielfach abstoßen und selbst den Gutgesinnten und Gläubigen auffallend und ungewohnt sind“. Andererseits schüttelt dann der Protestant oder der moderne Mensch wohl wieder zweifelnd den Kopf, wenn er Hansjakobs Liebe zu den Klöstern, seiner hohen Einschätzung der Wallfahrten und dergleichen begegnet. Es ließe sich aber die Anschauung dieses Mannes fast immer nicht nur aus der Eigenart und der Kantigkeit seines Wesens erklären, sondern auch aus einer tiefen Weltanschauung, die ihre Wurzel in einer rückhaltlosen Liebe zu urwüchsigem Volkstum und unverfälschter Bodenständigkeit hat. Darauf beruht auch sein oft etwas komisch wirkender Haß gegen Kulturfortschritte, sein manchmal etwas aufdringliches Lobpreisen der guten alten Zeit. Hansjakob empfindet eben das Fortschreiten der Kultur als eine unwiderstehlich gleichmachende, nivellierende

Macht und lobt die alte Zeit wohl hauptsächlich darum, weil sie dem einzelnen mehr Bewegungsfreiheit, mehr eigenwilliges Wachstum ließ.

Ein solcher Mann mußte Schriftsteller werden. Denn je unverfälschter religiös seine Auffassung von der Religion ist, um so weniger kann ihm die Predigt allein genügen; aber aus der Natur des Geistlichen heraus, aus seinem Berufe, zu predigen und so zu allen religiösen, seelischen und sittlichen Lebensfragen Stellung zu nehmen, entwickelt sich bei einer so selbständigen Denker- und Beobachternatur dann ganz von selbst das Bedürfnis, nun auch zu den übrigen Lebenserscheinungen Meinung zu äußern. Dabei ist es dann ebenfalls in dieser ganzen Art begründet, daß ein solcher Mann nur Ich-Bücher schreibt. Hansjakob sagt etwas ähnliches in seiner Vorrede zum „Bauernblut“. Es heißt da: „Ich mache meine Bücher nicht wie ein Schreiner seine Kästen und Kommoden; ich will auch dabei und darin sein. Ja in gewissem Sinne möchte ich sagen: Das Buch bin ich! Der Held der Erzählung gibt mir oft nur die Form ab, in die ich meine Gedanken und ‚Drohheiten‘ hineinschreibe. Denn ich bin Pfarrer und Prediger und in letzterer Eigenschaft amtlich gewohnt, an den mir vorliegenden Text Nusanwendungen zu knüpfen.“ Dazu, daß aber ein solcher geborener Schriftsteller Dichter wird, dazu gehört, daß er die Fähigkeit überkommen hat, künstlerisch zu sehen und zu schauen. Künstlerisch sehen heißt: scharf und doch schön sehen; künstlerisch schauen heißt: Erleben — eigenes und fremdes — verstehen und mitteilen können. Beides ist in hohem Maße Hansjakob gegeben. Er hat ja in seiner Querköpfigkeit den Ruhmestitel, ein Dichter zu sein, abgelehnt. Er hat einmal sein Schriftstellertum einem alten Brunnenstock verglichen, der einsam auf einer Höhe im Schwarzwald steht. „Er läßt seine Wasser laufen, wie sie kommen, hinab ins Tal und in die weite Welt, läßt sie laufen, wie sie ihm zustießen, aus den Regenwolken und aus den Quellen des Erdreichs, läßt sie laufen, unbekümmert, wer davon trinkt, und ob sie denen, die trinken, schmecken oder nicht.“

Hansjakob, der seinen Goethe so aufrichtig liebt, wird wohl fühlen, daß, was er da von seiner Art zu erzählen sagt, sich im Grunde mit Goethes Forderung, daß alle Dichtung Gelegenheitsdichtung sein müsse, deckt: Persönliches Erleben und sich freidichten von diesem Erleben. Und wenn er an einer anderen Stelle sagt: „Der niedrigsten und unbedeutendsten Menschen Seelenleben, Kämpfen und Sorgen wäre niedergeschrieben ein wertvoller Beitrag zur Gotteswelt- und Menschengeschichte“, so findet sich auch dazu in Goethes „Wilhelm Meister“ die wahlverwandte Meinung, nur daß bei Hansjakob seiner ganzen Natur nach die Teilnahme vor allem den Niedrigen, den vom Leben Zurückgehaltenen gilt, oder vielleicht ganz grob ausgedrückt: den unteren Ständen. Er ist eine urdemokratische Natur und meint klipp und klar: „Die Menschheit kann existieren und hat existiert ohne Könige und Kaiser, ohne Staatsmänner und Dichter, aber nicht ohne Handwerker und ohne Bauern.“ Die sind ihm nun heute noch am liebsten, weil an ihnen am wenigsten herumgemodelt wird. Solche Menschen aus dem Volke sind ihm wie wilde Rirschen. Der Herrgott hat die Rirsche als wilde wachsen lassen, „sie hat keine Kultur, ist nicht gezweigt und veredelt, enthält aber weit mehr Geist und Schärfe als ihre kultivierte Schwester, gerade so die Naturmenschen.“ Oder eine andere Sammlung von solchen Charakterbildungen heißt Schneeballen. „Der Schneeball ist von allen Bällen und Ballons der am schnellsten und in der kürzesten Zeit gebildete und geformte. So auch der Bauer. Auf seine Bildung verwendet man am wenig-

sten Zeit, seine Schulkenntnisse und seine praktische Ausbildung sind am schnellsten vollendet. Um einen Schneeball zu machen, kostet's wenig Vorbildung, um ein Bauer zu werden ebenfalls. Wie der Schneeball wertlos als Kanonenfutter der Knaben benutzt und hin und her geworfen wird, so ist auch unser Bauernvolk der Prügelnunge und das Kanonenfutter der menschlichen Gesellschaft im großen. Mit Schneebällen werfen die kleinen Bublen den großen Leuten die Fenster ein, mit dem Bauernvolk werfen die großen Herren einander die Grenzpfähle ihrer Länder um . . . Unbeschrien vergehen diese Schneebälle des Menschenlebens zu Hunderttausenden und Millionen. Und doch sind es vielfach Menschenseelen gewesen, origineller, poetischer, charakterfester als die Gummi- und Woll- und Rautschuhballen in der Kultur- und Modewelt."

Im Grunde genommen ist Hansjakobs gesamtes schriftstellerisches Schaffen Autobiographie. Für jene Erinnerungswerte aus der Kinderzeit, aus der Studienzeit usw., auch für die zahlreichen Reisebücher versteht sich das von selbst. Aber auch die mehr novellistisch ausgestalteten Darstellungen von Menschen und Schicksalen, wie sie neben den oben genannten beiden Sammlungen noch die „Mürren Blätter“, „Bauernblut“, „Walbleute“ usw. enthalten, sind Bericht über Erlebtes, wirklich Gesehenes. Das wird wohl im letzten Grunde die Ursache sein, weshalb Hansjakob die Bezeichnung „Künstler“ so ablehnt, daß er nicht aus der Phantasie frei gestaltet, sondern eben nur das wirklich Beobachtete mitteilt. Wir aber schätzen es bei ihm als ein außerordentlich starkes Künstlerertum, daß er in dieser außerordentlichen Lebhaftigkeit in anderer Eigenart sich hineinzuleben vermag, und empfinden dann gerade die Kunstlosigkeit seiner Darstellungsweise als den einzigen zutreffenden Stil für diesen Inhalt.

Ich könnte noch lange über den Freiburger Stadtpfarrer reden und täte es lieber, als von seinen Büchern zu sprechen; denn für diese Bücher liegt schließlich doch der höchste Reiz darin, daß er eben überall darin ist, man auf jeder Seite mit ihm persönlich zu tun hat. Und es ist ja natürlich, daß bei einem solchen Original, wie er es nun selber ist, alles eigenartig ist. Gewiß nicht alles angenehm. Er kann einem gelegentlich auf die Nerven fallen, mit einer gewissen, manchmal etwas kleinlich wirkenden Galligkeit in der Betonung körperlichen Anwohns noch mehr, als mit manchen Wunderlichkeiten in der Beurteilung des heutigen Lebens. Allerdings glaube ich, daß viel von dem nur Schale ist, nur Abwehr einer im innersten Kern weichen und im Gefühl eher überschwenglichen Natur, die dem Leben gegenüber aber hart und unnahbar scheinen möchte. Jedenfalls hat er zum Beispiel bei aller Schimpferei über die „Wibervölker“ den hohen Wert wahren Frauentums öfter gepriesen. Aber es sei dem wie ihm wolle: mit allen Wunderlichkeiten und Einseitigkeiten sind solche Männer doch Prachtnaturen, und wenn es oft un bequem ist, so ist es sicher lohnend und im innersten Kern fruchtbar, und sogar freudig mit ihresgleichen zu leben.

Karl Storr



Volksausgaben



Wir Deutsche sind mit Recht stolz auf unsere billigen Bibliotheken wie Reclam, Henschel, Meyer, Hesse u. a. Desgleichen verfügen wir über einen Schatz von Klassikerausgaben, wie kaum ein anderes Volk. Dafür haben wir schlimmer als andere Völker unter den teuern Preisen der

noch nicht „freien“ künstlerischen Literatur zu leiden. Lob, wem Lob gebührt. Adolf Bong in Stuttgart ist mit schönem Beispiele vorangegangen. Er hat sein Monopol auf Schöffels Werke nicht bis ans Ende ausgenutzt, sondern bringt schon ein Jahrzehnt vor Ablauf der Schutzfrist eine gut ausgestattete Ausgabe der Werke Schöffels in sechs Bänden, worin man jetzt für 9 Mark erhält, was bislang an 50 kostete. Und sogar einem lebenden Schriftsteller erweist er diesen Dienst, oder für einen Lebenden erweist er den Dienst dem deutschen Volke: Hansjakobs „Gesammelte Erzählungen“ erscheinen fünfbändig für M. 7.50.

Nur ist es ganz gleichgültig, ob Bong sich zu diesem Vorgang aus idealen oder rechnerischen Gründen entschlossen hat. Ich glaube und hoffe, daß er in jedem Falle auch rechnerisch seinen Lohn dabei findet. Jedenfalls erweist er dem deutschen Volke auf diese Weise einen sehr großen Dienst, desgleichen auch der deutschen Schriftstellerwelt, für deren Werke Summen frei werden, die bisher durch die Werke einzelner gefordert wurden. Darum ist diesem Vorgang dringend Nachahmung zu wünschen. [Gottfried Keller, Konrad Ferd. Meyer, Anzengruber und Raabe sind zumeist diejenigen, deren Werke wir jetzt endlich billig bekommen müßten. Für andere Schriftsteller, wie etwa Freytag oder auch Spielhagen, wäre es nach meinem Dafürhalten überhaupt die höchste Zeit, wenn sie noch auf breitere Schichten lebendig wirken sollen. Gerade die erzählenden Schriften laufen bei der bisher üblichen Ausnutzung der dreißigjährigen Schutzfrist Gefahr, zu veralten. Hier bedenk sich gewiß die Interessen des einzelnen Unternehmers (des Verlegers) mit denen der Gesamtheit, und es ist sicher zumeist herbömmlicher Schlandrian, wenn wir nicht mehr billige Volksausgaben vor Ablauf der Schutzfrist erhalten. R.



Neue Bücher

Professor Dr. Adolf Stern, „Grundriß der allgemeinen Literaturgeschichte“, 4. Auflage. Gebd. 4 M. (Leipzig, J. J. Weber.)

Das kleine Handbuch bildet einen Band der berühmten Katechismensammlung des Leipziger Verlags. Es ist nun auch schon über 20 Jahre her, seitdem die erste Auflage erschienen ist. Stern hat inzwischen eine größere allgemeine Literaturgeschichte und außerdem die gedankenreiche, von erstaunlicher Belesenheit zeugende „Geschichte der neueren Literatur“ geschrieben, die im Bibliographischen Institut erschienen ist. Leider hat, wie's scheint, der Verlag dieses letztere Werk endgültig eingehen lassen, wo doch gerade bei so gewaltigen und umfangreichen Stoffen die erste Auflage immer mehr oder weniger den Charakter eines Versuchs trägt, und es dem Verfasser — nun ist er ja leider gestorben — erst möglich gewesen wäre, bei neuer Durcharbeitung sein Werk seinen Absichten entsprechend auszugestalten. Ich bedaure das umsomehr, als Adolf Stern neben Julius Hart der einzige gewesen ist, der dem Gedanken einer Darstellung der wirklichen Weltliteratur nähergetreten ist, insofern er nicht hintereinander die Literaturen der verschiedenen Völker behandelt, sondern den riesigen Stoff nach großen leitenden Grundgedanken der menschlichen Geistesgeschichte gliedert und zeigt, wie diese in den verschiedenen Literaturen zum Ausdruck gekommen sind. Bei jeder anderen Behandlungswiese

hat eigentlich eine Geschichte der Weltliteratur keinen rechten Sinn, wenigstens nicht so, daß das ganze Werk von einem einzelnen Manne geschrieben ist. Dann ist der vielfach ergriffene Ausweg, den Stoff unter einzelne Fachleute zu verteilen, eher anzuraten, trotzdem natürlich da wieder der Nachteil ist, daß die verschiedenen Persönlichkeiten von verschiedenen Gesichtspunkten aus ihre Einschätzung treffen. Freilich könnte ich mir eine Geschichte der Weltliteratur denken, die von dem Gesichtspunkt ausgeht, was einem deutschen Literaturfreunde von heute aus der gesamten Weltliteratur so wertvoll ist, daß er es lesen will, daß er das betreffende Werk in eine grundsätzlich angelegte Bibliothek der Weltliteratur aufnehmen würde. Eduard Grisebach hat in seinem „Katalog der Bücher eines deutschen Bibliophilen“ und dem „Weltliteraturkatalog“ etwas ähnliches versucht. Ein solches Buch müßte einerseits die Entwicklungslinien aufreißen und die nähere ästhetische Würdigung dann eben auf die verhältnismäßig kleine Zahl von Werken beschränken, die der einzelne geistig und künstlerisch zu erfassen und zu genießen vermag. Allerdings wird das immer ein sehr subjektives Buch werden. Ein Mann wie Chamberlain wäre wohl zu seiner Abfassung berufen. Gerade er würde dann allerdings von einem von vornherein feststehenden, doch lesterdings gerade gegenüber dem Weltproblem etwas einseitigen Standpunkt aus die Entwicklung einer bestimmten Idee in der Weltliteratur nachzuweisen suchen.

Stern hat sich in allen seinen genannten Werken die Aufgabe wesentlich leichter gemacht, indem er im Grunde auch die Geschichte der einzelnen Literaturen bietet und bloß die verschiedenen Kapitel dieser Einzelliteraturgeschichten so zusammenstellt, daß sie jeweils ein gemeinsames bilden. Ich habe das Gefühl, daß er dabei zu sehr als Historiker vorgeht, die Abschnitte zu sehr nach Jahreszahlen umreißt, während es ja besonders fesselnd ist, zu sehen, wie die gleiche Bewegung zu verschiedenen Zeiten die einzelnen Völker erfaßt. Bei diesem Katechismus kam es ja nun freilich wohl mehr darauf an, ein Handbuch zu schaffen, in dem in möglichst knapper Zusammenfassung ein kurzer Abriss der Entwicklungsgeschichte der verschiedenen Literaturen geboten wurde, überdies eine möglichst knappe ästhetische Würdigung der verschiedenen Dichter. Stern leistet in der Kunst dieser knappen Charakteristik sehr Gutes; oft wäre es zu wünschen, daß er weniger Werke aufgezählt und den dadurch gewonnenen Raum zur Charakterisierung des Dichters verwendet hätte. In der neueren Zeit sind die Nachträge nicht überall weit genug durchgeführt. Beim ersten Aufschlagen empfindet man diese Mängel. Es fehlt z. B. der Däne Hermann Bang, es fehlen Gustav af Geijerstam und Kierkegaard, die doch für die neuere skandinavische Literatur sehr charakteristisch und obendrein außerordentlich lesenswert sind. Ebenso fehlt der Russe Merezhkowskii, trotzdem seine historischen Romane, vor allem „Leonardo da Vinci“, verdienen Gemeingut der deutschen Leser zu werden. Indes, es wäre ja nur allzu leicht, hier aufzuzählen, was fehlt; es bleibt immer die Frage offen, ob nicht der Verfasser nach reiflichem Überlegen erst die betreffenden Werke fortgelassen hat, um auf dem knappen Raum auszukommen. Alles in allem ist jedenfalls dieser Katechismus ein gut verwendbares Nachschlagebuch, wenn es auch kaum einen Schritt auf dem Wege zur Erfüllung des Wunsches einer großzügigen Weltliteraturgeschichte darstellt.





Typenbilden

von

L. Fahrenrog



Ich bin Schöpfer!
 Macht, was ihr wollt. In meinem Reiche herrsche ich!
 Mehr: „Hier sitz' ich, forme Menschen nach meinem Bilde —
 ein Geschlecht, das mir gleich sei!“ Und mein ist die Macht:
 lebloser Materie lebendiger Odem zu sein. Wenn ich will, so erstehst du.
 Und wenn ich will, du sollst ein Großes werden mit stolzen Lippen und
 lachender Stirn — wer will es wehren? Und wenn ich einer ganzen Mensch-
 heit Weh und Leid in diesen Marmor zwänge und ließe Bluttröpfen rin-
 nen über trauernde Wangen — wer will mir sagen: „Urheber, was machst du?“

Was aber wißt ihr, die ihr die Lust des Bildners nicht kennt, vom
 Werteschmieden? O, ich kenne euch, euch, die ihr einem Könige in seinem
 Reiche gram seid, euch, die ihr wohl Augen zum Sehen und Hände zum
 Nachahmen, aber kein Hirn zum Erfinden, noch ein Herz zum Bilden
 habt. Euer Reichthum liegt draußen, nicht in euch, und setzte man euch
 an einen andern Tisch — an einen Ort, da keine Motive sind — wo bliebe
 euer Ruhm? Ist er nicht abhängig von all den Dingen da draußen, euer
 Ruhm, eure Kunst, eure Lust und eure Liebe?

Ich aber bin ein Narr oder ein Gott — was ihr wollt — aber der
 Reichthum meiner Seele sprengt ihre Fessel, und wie Sonnen Sehende und
 Nichtsehende segnen, segnet meine Seele aus dem Feuer ihrer Schöpfungs-
 tage Sehende und Nichtsehende.

Michelangelo Buonarotti stand im Dämmern, den Meißel zur Hand,
 den Hammer bereit, und rechte sich empor — und seinen Moses mit glühenden
 Augen umfliegend schlug er ihm den Hammer aufs Knie, befehlend: „Lebe!“

Der Meister starrte den Marmor an.

„Wahrlich, du lebst! Ein Rede aus meinem Reiche — und niemals
 noch warst du, es sei denn: in mir! Aber du wirst sein, wenn einer Welt-
 kraft Schöpfung — wenn dein Meister Michelangelo — selbst verweht, und
 zeugen über meine Zeit und reden, Geist von meinem Geiste, zu vielen, die
 vorüberziehen.“

* * *

Man hat in der Kunst stets zwei Begriffe zur Hand: Idealismus und Realismus, ohne je zu fragen, ob gerade hierin eine Grenzscheide künstlerischer Betätigung liegt und nicht vielmehr im „Bilden“ oder „Nachahmen“. Sehr oft hat man auch eigentlich nur letzteres gemeint.

Kein Realismus kann in der Kunst ohne Idealismus sein und kein Idealismus ohne Realismus; wohl aber kann es in der Kunstbetätigung eine Absicht auf Nachbildung schon bestehender Originale (nach der Natur oder nach berühmten Mustern) oder eine Absicht auf ein Aus-sich-bilden — ein Aus-sich-hervorbringen geben. Auf der einen Seite stehen alle ursprünglichen, originalen Kunstwerke, auf der andern die Naturabgüsse, der Weg ins Panoptikum, die Werke der Nachtreter und Schablonenkünstler — ganz gleich in dem einen oder andern Fall, ob realistisch oder idealistisch. Gewöhnlich meint man ja auch nur mit Idealismus was Süßes und mit Realismus was Bitteres.

Gehen wir von dem Standpunkte aus, daß nur ein Aus-sich-bilden zu einem wahrhaften Kunstwerke führt, so empfinden wir auch sofort, daß es nur in einer, einem Naturgeschehen gleichartigen Weise geschehen kann. Die Natur schafft in jedem von ihr erzeugten Dinge ein Ganzes: ein Ganzes in sich abgeschlossen mit einem ganz bestimmten Gesicht. So erzeugten auch die ersten Kulturvölker ihre ersten Kultur- oder Kunstwerke. Wer sie nicht kennt, der sehe sich einmal die ersten Steinzeug- und Bronzehammer, -beile und -lanzenspizen der Urvölker an. Aus der Sache herausgeboren wirken sie auch in der künstlerischen Form — zwingend notwendig — wie ein neues Organ. Wie die Natur dem Schienbein, dem Ibis-schädel, dem Palmenstamm mit den einfachsten Mitteln die zweckdienlichste Form gibt, so gibt sie auch zugleich die schönste Form. Die Natur zeigt, daß höchste Zweckmäßigkeit und Schönheit kongeniale Faktoren sind, welche sich gegenseitig bedingen. (Realismus und Idealismus!) Der Mensch glaubte aber, diese Begriffe trennen zu müssen, und kam so zu nützlichen Gegenständen und zu einer schmückenden Kunst. Ihre Übel sehen wir denn auch bald in dem Zierhammer und -beil, den Prunkschwertern usw., welche ihren Sinn nicht mehr erfüllten, und diese Ubart einer Kunst setzte sich denn leider durch Jahrhunderte hin bis in unsere Tage durch. Wir kennen ja alle die Biervasen ohne Aufnahmefähigkeit, die angeklebten tausend Dinge an Haus, Seeschrant und Kleidungsstück, welche den Sinn eines Hauses, den Zweck eines Möbels zerstören und den Leib des Menschen drangsalieren bis in die Lebensspitzen.

Es ist das Verdienst neuzeitlicher Kunstgewerbler, die schmückende Afterkunst vorausgegangener Zeiten abgelehnt und das Kunstgewerbe auf ihre positive Aufgabe hingewiesen zu haben, nämlich: den Sinn einer Sache zu begreifen und aus dem Sinn der Sache auch die künstlerische Form zu weißeln. Allerdings nicht viele haben's erfaßt. Die meisten sind moderne, allzu moderne Modetoren. Immerhin, die Sehenden haben im Kunstgewerbe heute das, was wir gleicherweise in der freien Kunst suchen

sollten. Natürlich auch die freie Kunst hat — Zwecke, von welchen sie ausgehen hat. Der Zweck eines Stuhls ist: darauf sitzen zu können; der Zweck einer Landschaft kann in einer Abendstimmung, der Zweck eines Kopfes in der Seelenstimmung, der eines Stilllebens in den malerisch witzigen Farbwerten, Tonwerten, Massen usw., je nachdem was der Künstler mitzuteilen beabsichtigt, liegen. Aber darum sehen wir eben so viele Bilder, von denen man nicht weiß, warum sie gemalt wurden, weil die Maler eben meinten: Kunst ist Selbstzweck und kennt deshalb keine Fragen! Ich erlebte es bei eigenen Schülern so oft, daß sie vor der Natur die Begierde hinriß: „Ah, wie schön! schnell, eh' sie verblüht, abmalen, schnell!“ Nebenbei gesagt, das Motiv hatte malerische Werte; — aber die Natur steht nie still — und dann fing das Leiden an: „Wie war doch Wald und Feld so schön! Ich krieg's nimmer raus!“

„Ja, warum wurden sie sich nicht klar darüber, aus welchem Grunde sie das abmalen wollten?“

„Es war ja alles da, und ich empfand es auch.“

„Trotzdem, ob sie nun intuitiv die Pointe der Sache fassen oder erst durch ein längeres Nachsinnen: wichtig ist, daß sie sich über ihr Gefühl Klarheit verschaffen. Was war's, das sie bestimmte? Die Pointe muß klar begriffen sein, damit sie auch in der Ausführung dominiere. Es muß jeder wissen, warum er etwas malt. Klarheit können sie sich leicht darüber verschaffen, wenn sie versuchen, das Motiv in zwei, drei Strichen, Ebenen oder Farbflecken auf kleinster Fläche anzugeben. Können sie sich dergestalt nicht das Typische aus der Sache ziehen, so lassen sie's lieber — es wird doch nur ein unorganisches Aneinandergellebe.“

Wir müssen den Sinn und den Zweck einer Aufgabe begreifen, aus diesem ergeben sich dann auch die zu wählenden Mittel und Wege — nicht umgekehrt.

Es ist natürlich ein Unterschied in den Forderungen, welche uns das Kunstgewerbe oder die freie Kunst stellt, vorhanden. Im Kunsthandwerk bedingt die Außenwelt zunächst die Forderung; in der freien Kunst liegt sie in uns selber.

Immerhin: Sehen wir, daß heute im Kunsthandwerk die leitenden Faktoren von richtigen Voraussetzungen ausgehen, so herrscht in der freien Kunst doch völliges Durcheinander der Meinungen. Das „Wie!“ hat alle verwirrt.

Wenn wir von Typen reden, so klingen Werte in uns nach wie Rasse, Zuchtwahl. Die Natur, der Züchter, sie haben ein Gefühl dafür, was typisch ist. Es werden gewisse Werte bei der Züchtung bevorzugt, welche einen gewissen Rhythmus, eine Melodie der Form hervorzubereiten. Das hat mit schön (will sagen: süß) oder häßlich (herbe) nichts zu tun.

Es gibt Menschen, welche kein Gesicht haben — oder auch ein Allerweltsgezicht ihr eigen nennen, und es gibt Menschen, welche sich absolut ähnlich sehen. Diese sind es ja auch, welche dem Bildner oder Maler wert sind.

Wir suchen beim Menschen den Eigner. Das, was er mit anderen gemeinsam hat, ist nicht so wichtig. Der Mensch ist oft trotz aller Rassenmerkmale Art in sich, Typ in sich. Begriff für sich. Wenden wir uns anderen Formen, etwa Buchstaben zu, so erfahren wir alsbald, daß der Buchstabe **B** z. B. als Begriff **B** einen Typ in sich birgt, nämlich: **B**: ein senkrechter Balken und zwei sich ihm rechts anschließende Bogen. Jede Zutat ist Schmuck und Zier und nur geeignet, das Typische, das zwingend Notwendige in ihm zu zerstören. Ebenso würde eine weitere Abnahme irgend eins seiner Teile seinen Sinn zerstören (vgl.: **B**, **B**, **B** und im gleichen Sinne **W** = **W** usw.). (Die Runenschrift gibt ein **B** so: **ᚷ**. Das Typische ist auch hierin auf einen letzten Ausdruck gezwungen und doch ist es — aus dem Sinn heraus — eine besondere Form. Das Beispiel zeigt, daß trotz einer in einer Auflösung liegenden Notwendigkeit es doch mehrere Auflösungen geben kann.) Wir mögen den Schmuck oder die Zierform als noch so schön empfinden, klarer wird die Sache nie dadurch. Es gibt eben einen zwingend letzten notwendigen Ausdruck für den Sinn einer Sache, und diesen in Schönheit zu finden, liegt im Wesen der Natur nicht nur, sondern auch im Wesen der Kunst, wenn es ihr gelingt, bis zur Typenbildung vorzudringen.

Der Typ ist eine Erscheinung, der gegenüber wir stets das Gefühl des Zutreffenden haben, von der nichts abzunehmen noch dazuzutun möglich ist; in ihm liegt ein Zwingendes. So wird der Typ zur notwendigerweise letzten Lösung einer Formbildung für irgend einen in der Natur enthaltenen oder durch Übereinkommen bestimmten oder in uns selber liegenden Begriff.

Aus ihrem Willen und Wesen, aus ihren Begriffen heraus bildet die Natur ihre Werke, und ebenso schafft auch die Kunst — als Naturkraft — ihre Werke aus dem Willen und Wesen ihrer Diener und aus ihren Begriffen. Und wie es für den jeweiligen Willen in der Natur nur eine letzte typische Lösung gibt, nach welcher die Suchtwahl drängt, so kann es für ein Kunstwerk nur einen letzten formalen Ausdruck geben, dessen Gesetz nur das Wesen und der jeweilige Wille des Bildners ist.

Sehen wir uns daraufhin die Kunstwerke aller Zeiten und Zonen an, so gewahren wir auch von der Sphinx der Ägypter, der Runenschrift der Germanen, dem antiken Diskoswerfer und dem Griechentempel an, in den Dürerschen Aposteln bis hin in unsere Tage, in einer Klingerschen Salome etwa usw., dieses Gesetz erfüllt. Und das, was uns die fast mütterliche Kunst eines Ludwig Richter oder die großväterliche eines Thoma wert sein läßt, ist eben die Aufrichtigkeit ihrer Geburt, nicht ihre blendenden Mittel. Und so hat man es auch durch die Jahrhunderte hindurch als unerläßlichen Grundzug einer vollwertigen künstlerischen Persönlichkeit aufgefaßt, daß der Gestalter nicht nur Darsteller, sondern auch Erfinder, Schöpfer seiner Gestalten und Gestaltungen sein müsse. Heute allerdings denken aus Mode oder Mangel an Kraft viele Künstler anders; aber wie sich das Massen-

empfinden in den Trägern der Menschheit trotz aller Naturwissenschaft doch das religiöse Gefühl bewahrt hat, so fühlt auch die Menschheitsseele ein Singsgezogenheit zu den typenbildenden Künstlern unserer Zeit. Eine Urkraft läßt sich nie ganz verleugnen.

Trotzdem, der durch eine bequeme Momentphotographie nicht zuletzt erzielte sogenannte Impressionismus, die Toilette — noch immer für modern gehaltene Abmalerei haufen im Hirn und Herzen der nun Rudern den. Das gute Recht seinerzeit, die Schablone nach berühmten Mustern und Meistern abzulehnen, ist längst zum Laster in bezug auf Nachahmung der Natur geworden, und wurde das Ausdrucksmittel — die Malerei an sich — von der Schablone befreit, so ward im Wesen doch nichts gewandelt. Die Ursache finden wir wohl in dem noch rückständigen Herdenmenschen. Wenn ich die Sphinx der Ägypter und den griechischen Tempel etwa als typischen Ausdruck eines künstlerischen Willens zeigte und in einem Atemzuge mit Dürerschen Aposteln nannte, so ist doch hierbei zu bemerken: Es gab Zeiten — und es gibt sie noch — in denen erst das Volk — gewissermaßen nach dem Prinzip der Auslese — nach vielerlei Versuchen zu einem Ausdruck seines künstlerischen Willens, zu einem Typ gelangte, und es gab Einzelwesen, die mit herrischem Selbstwollen ihres Willens Seele zur Form banden. Und ich verstehe die Lust des Aus-sich-Bildens einer Michelangeloschen Seele, wenn sie dem aus der eigenen Seele erzeugten Moses den Hammer aufs Knie setzen konnte und rufen: „Lebe!“

Die Menschheit hat noch nicht Kraft genug zu einer Fülle von Eignern — wenn ihr Streben auch dahin geht. Und bei vielen, die es sein möchten, ließe sich sagen: „Bleibt lieber bei der Herde; Typenerzeugen fordert eine ganze Seele.“

Es gibt ein Etwas in der Kunst, das uns in ihren besten Werken wie der Widerschein unserer eigenen Seele ins Gewissen strahlt. Es ist das in eine Form gebannte Zeitlose. Der Typ und das Symbol! Wir sehen, wie die Kinder, wie im Morgengrauen einer Kultur bildende Naturvölker in ihren ersten Tagen zumeist aus sich irgend etwas bilden. Wenn sie aber größer und klüger geworden und in die Natur sehen, da vergessen sie gar leicht ihren angeborenen Zeugungstrieb und suchen es der Natur, weil sie gar so schön ist, nachzutun, und weil nun das Ab-bilden billiger und bequemer ist als das Neubilden, so weicht der werdende Mensch von seinem Wesen (es mag auch solche geben, die von Natur Nachahmer sind) mit den Worten: „Wer wollte es der Natur gleich tun — unser Teil ist ein schwaches Stammeln, ein Übersetzen all der natürlichen Dinge in Öl- und Wasserfarben, in Marmor oder Sandstein.“ Und es bleibt ihm nur ein letztes Urteil in der Wahl der Motive, denn hier muß er doch seine Seele befragen, wenn es auch nach etlichen nicht auf das „Was“ ankommen sollte, weil sonst doch ein Stück Malleinen an sich ein Motiv — oder Naturauschnitt wäre —, und wenn das „Wie“ unbedingte Naturtreue als Ziel setzte, so ergäbe sich das bequeme Resultat: da ein Stück Malleinen nicht

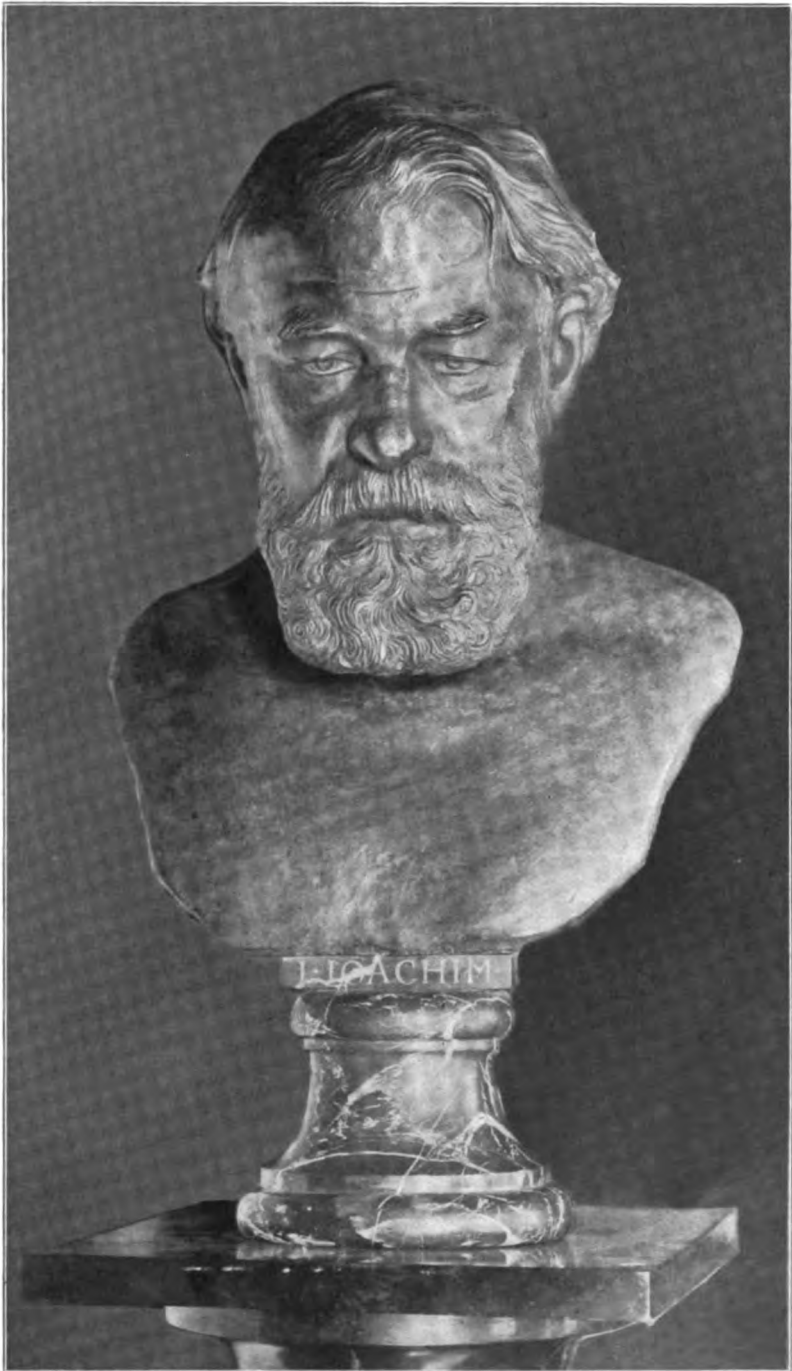
besser als durch sich selbst dargestellt werden kann, so rahme man es so ein. Holz- oder Blechplatte desgleichen. Auf jeden Fall aber fehlt dem Naturausschnitt das Moment der Neubildung. Es ist auch kein organisch aus sich gewachsenes Ganzes, sondern ein Stück vom Ganzen, das künstlich — vielleicht — zu einem Ganzen aufgepußt wird. Trotzdem, wenn ein Künstler der unmittelbaren Befruchtung seiner Seele durch die Natur bedarf, oder wie es in der Bildnismalerei als Vorbedingung liegt, so wird sich doch alsbald die Nachahmung zu einer Neuzugung umwandeln müssen, soll uns nicht das Werk hernach mit wesenlosen Augen ansehen. Es gibt aber Werke der Bildnerei, die der kongeniale Ausdruck der dargestellten Persönlichkeit sind (Griechische Hermen, Lederers Bismarck, Dürers Selbstbildnis, Lenbachs Typen) und die eine Wiedergeburt durch die Mittel der Kunst erfahren haben. Aus den Gestalten der Zeit, aus den Typen der Tage wurden Symbole geformt, die zeitlos sind.

Und in derselben Weise können wir auch gar wohl das Typische in einer historischen Handlung zu einem Symbol erheben; aber es ist nicht nötig — und vielleicht nicht einmal gut — für ein Symbol des Herzens ein historisches Gewand zu wählen. Wenn ich die Sehnsucht nach einem schönen Land für mich im Herzen trage, so kann ich gar wohl nach einem historischen Akt Ausschau halten, durch welchen ich mein Sehnen ausdrücke. Naturgemäß aber durch die der Historie innewohnende Wissenschaft gefesselt, werde ich leicht den reinen Quell in mir lahmlegen. Anders jedoch, wenn ich aus meiner Sehnsucht heraus die Linien, die Töne und die Farben finde — nur dem Willen meiner Seele nachgehe und alles vermeide, was ihren Zwecken nicht entspricht, so muß ich auch hier zu einem letzten zwingenden Ausdruck kommen, zu einer typischen Erscheinung, von der nichts fortzunehmen noch dazuzusetzen ist, zu einem allgemein gültigen Symbol. Und so ein Werk wäre ebensowohl reiner Realismus, weil es wahr und wirkliches Naturprodukt ist, als auch reiner Idealismus, weil es das Höchste ist, was ein Mensch geben kann — nämlich er selbst.



Zu den Bildnissen in der deutschen Kunstgeschichte

Ant den neueren Verfahren, photographische Aufnahmen gut und wohlfeil zu vervielfältigen, hat man heutzutage wohl in jedem Hause, wo das Geld lieber für der Bildung Dienliches als für Tand ausgegeben wird, eine der Sammlungen von solchen Blättern zur Kunstgeschichte, insbesondere unserer deutschen. Von dem unerschöpflich Vielen, worauf man an ihnen Aufmerksamkeit und Nachdenken richten kann, sei hier eines herausgewählt.



Josef Joachim

Nach der Büste von Adolf Hildebrand

Digitized by Google



LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Man überschauere durch die Folge der Jahrhunderte die Bildnisse, in Gemälden und Skulpturen, nehme auch als Originale die auf den Grabdenkmälern in den Kirchen seines Ortes hinzu. Außer sonstigem wird man an ihnen bemerken, daß die Gesichtszüge, obschon immer als deutsche erkennbar, auffällig mit den Zeiten sich ändern. An ihnen allein kann man schon sehen, aus welcher Zeit ein Bild stammt. Wie ist das zu erklären? Mehrere Gründe werden sich bald dem Nachdenken darstellen; einem weiteren tieferen werden sie dann in einem zusammenfließen, und schließlich in noch einen eingehen, der alle Mannigfaltigkeit der Welt in sich faßt. Wir wollen jene der Reihe nach bedenken; aber für letzteres ist hier kein Raum.

Man wird es vielleicht zuerst der Tracht in Kleidung und Haaren, wenn auch nicht gänzlich, so doch in einem wesentlichen Maße zuschreiben; meinen, daß sie das Urteil irreführen, indem man sich erinnert, wie unkenntlich sie einem selbst gute Bekannte auf Maskenbällen schon gemacht haben. Dieser Einfluß geht in der That weit, und wenn er auch nicht ausreicht, die Frage abzutun, so ist er doch wichtig genug, daß man ihn immer im Auge behalte und auch wissenschaftlich in der Psychologie untersuche. Bedeckt man an einem Bildnisse Goethes oder Schillers, einem der Holzschnitte, die ihren Werken vorgeheftet sind, alles was zur Tracht ihrer Zeit gehört, so schaut einem — wenigstens mir geht es so — ein ganz neues Gesicht entgegen, eines, das man nun auch auf der Straße einem begegnend vorstellen kann, besonders, wenn man noch auf einem ausgeschnittenen Stücke Papiere die heutige Tracht an Stelle der verdeckten zeichnet. Es wäre eine nicht bloß spaßige, sondern eine recht nützliche Sammlung: echte Bildnisse aus der Weltgeschichte, von Homer an, wo jedes mit einer solchen Klappe versehen wäre.

Danach wird man mit Recht erinnern, daß alle Kunstwerke den Stil, die gemeinsame Auffassung ihrer Zeit tragen, was sowohl für ihre Ähnlichkeit untereinander wie für ihre Verschiedenheit von früheren und späteren in Betracht zu ziehen sei. Wir sind ja in der Lage, es an der gegenwärtigen nachprüfen zu können. In unseren Ausstellungen haben nicht bloß die Bildnisse in der technischen Behandlung, sondern auch die dargestellten Personen gewisse gemeinsame Züge, die sie allerdings von denen anderer Zeiten unterscheiden, und die, wie es uns scheinen will, nicht so aus genauem Abschreiben der Natur sich ergeben, als aus der gleichen Art, welche die Künstler als Zeitgenossen üben, wie ja überhaupt ein jeder Mensch in allem die Art seiner Zeit hat, wovon eine Ausnahme kaum als möglich gedacht werden kann. Indes ist zu fragen: sieht der Künstler mit seinem Schema in den Bildnissen nicht unbewußt richtiger als das gewöhnliche Sehen, sieht er nicht typischer, das Typische und die Typen seiner Zeit, ihr Inneres, das er mehr im Äußeren zeigt, als es sich dahin herauswagt oder auszudrücken vermag, d. h. abstrahiert er nicht von denjenigen Zufälligkeiten, die als bloße körperliche Erbschaften mit dem jeweiligen Wesen nichts zu tun haben? Ist nicht seine Darstellung in einem höheren Sinne richtig, richtiger als die zufällige Wirklichkeit? Die Frage ist zu bejahen: die Kunst ist mehr als ein äußerer Spiegel der Zeit, sie definiert ihr Inneres, faßt es in untrüglichen Begriffen, schreibt zuverlässiger Geschichte als die Sprache. Schaut doch auf den Bildnissen unserer Zeit die — kapitalträchtigen Herrschaften, und vergleiche mit ihnen die gemüth- und geistvollen Züge der Menschen aus den beiden ersten Dritteln des vorigen Jahrhunderts und die weich genießenden des ihm vorangehenden. Die werden auch nicht alle in Natur das so heraus-

gebracht haben, so wenig wie den heutigen ihre rücksichts- und gefühllose Schneidigkeit so herrlich gelingt, wie das Künstlerauge sie in ihrer Verklärung — für sie nämlich — sieht. Nur der Simplizissimus übertreibt peinlich nach ihrer Meinung, nach der anderer Leute nicht.

Also: jede Zeit hat wirklich ihre eigenen Gesichter, geformt durch diejenigen Triebe, welche in ihr vor allen anderen die Menschen erfüllen. Bei den Ständen legt es sich unverkennbar fest: ein Soldat hat niemals die Züge eines Geistlichen, und bei diesen kann man die griechischen, römischen, protestantischen auch ohne Tracht unterscheiden; man kann auch wiederum jeden von ihnen in seine Zeit einfügen: der protestantische hat heute andere Mienen als vor hundert Jahren, und der katholische hat sich ebenfalls gegen seinen Vorgänger von damals verändert, und zwar in keinem guten Sinne für die Menschheit. So geht es in allen Ständen, von dem der Regierenden bis zu dem der Bettler. Das Wesen des sozialen Gewebes einer Zeit stellt sich dar und offenbart sich in ihren Typen.

Nun passen manche mit ihren Anlagen in ihre Zeit und manche gar nicht, und die sind übel daran. Gene kommen oben zu schwimmen, und diese geraten in die große Masse, wo sie bescheiden sich erhalten mögen, bis ihrer Art in den Nachkommen vielleicht wieder eine bessere Zeit blühen wird, wenn sie nicht vorher aussterben. Auch werden in den Familien und den Völkern durch die Verhältnisse Anlagen unterdrückt und lange in Latenz gehalten. Was muß mancher denn nicht an sich verkümmern lassen; wie hat er sich verändert! sagen die Leute verwundert, aber sie wissen nicht, daß er selber sich im Spiegel nicht wiedererkennt.

Die geistigen Eigenschaften, welche sich vererben, wirken im Laufe der langen Zeit die festen Typen, sowohl der Völker wie innerhalb eines Volkes eine Mannigfaltigkeit derselben. Wir können jenes also auch so ausdrücken: feste Typen treten in die ihnen gemäßen Typen der Zeit verstärkend ein. Welches sind diejenigen, die in der wirtschaftlichen Entwicklung der letzten Jahrzehnte von unten nach oben und zur Macht gelangt sind? Der Leser weiß es, und daß sie schon in die höchsten Staatsämter einziehen, weil der Karren ohne sie nicht gehen will, d. h. auf deutsch: weil er nur noch in ihrem Geiste gehen kann. Wer hätte vor 100, vor 50 Jahren das gedacht, wo die Besten, statt ihren Nutzen zu suchen, alles Ihrige opferten für die allgemeine Freiheit, um — diesen die Bahn freizumachen! Zwar Goethe hatte es in einem Briefe an Zelter vorausgesagt, daß es so kommen würde. Jetzt braucht man kluge, nicht mehr weise Männer, die Staaten zu leiten. Wort und Begriff des Weisen sind als veraltet außer Gebrauch gekommen; nur in den Lesebüchern der Volksschulen haben sie sich von früher her noch erhalten. Vernunft ist durch den Verstand entthront worden.

Es ist schade — wenn es nicht sinnlos ist, von Unmöglichem in diesem Tone zu reden —, daß wir keine richtigen Bildnisse aus dem frühen Mittelalter haben und nicht wissen, wie Karl der Große, die sächsischen Kaiser, die großen Hohenstaufen und ihre Leute wirklich ausgesehen haben. Indessen bietet die Kunst ihrer Zeit uns einen Ersatz an, indem sie als eine junge Kunst stilifiziert, die Gestalten, ihre Haltung, Bewegungen, Mienen allgemein erfaßt und so ebenfalls erzählt, wie es in den Köpfen ausgesehen hat: es muß ein herrliches junges Leben in jener Menschheit geblüht haben, voller Poesie und Freude, Abenteuerlust und Latendrang; die Welt war ja offen und voller Geheimnisse hinter den Grenzen, das Land weit, und noch drängte keiner hart an

den anderen wie jetzt. Schaut die Miniaturen daraufhin an und die köstlichen Skulpturen, die romanischen des Bamberger Domes, den König innen am Chorpfeiler nicht zu vergessen, die im Raumburger Dome und andere frühgotische: herrlicher hat das deutsche Gemüt in dieser Kunst nie wieder gefühlt; also so blühte damals der Geist unseres Volkes. Eine einzige natürliche Porträtbüste ist uns auf eine sonderbare Weise überkommen, und wer diese nicht kennt, würde sie für ein großes Meisterwerk realistischer Kunst halten: im Elsaß war eine Abtissin an der Pest gestorben und in der Fideskirche in Schlettstadt in gelöchstem Kalk bestattet worden. Die Gruft wurde vor einigen Jahren gefunden, man erkannte, daß die Höhlung der Kalkmasse durch einen Körper ausgefüllt gewesen war, und goß den Kopf bis zu den Schultern auf pompejanische Art mit Gips aus. Ich habe mich von ihm kaum abwenden können: ein schmaler weiblicher Charakterkopf voller entschiedener Züge von Willensstärke, ja Wildheit, Klugheit, Hoheit, edler Rasse; unter tausend Nonnen wird man heute nicht eine solche finden. Wenn nicht etwa der Tod als großer Künstler modelliert hat, und wenn sie keine große Ausnahme gewesen ist, sind die Vorfahren stolzere, schönere Menschen gewesen.

Erst vom späteren Mittelalter ab gibt es eine eigentliche Bildniskunst und werden überhaupt die Figuren mit individuellen Zügen dargestellt. Sehen wir die Bildnisse der hohen und edlen Herren und Frauen an, wie sie im 15. und 16. Jahrhundert gemalt und gemeißelt worden sind. Das sind Züge und ein Ausdruck in ihnen, wie sie in jenen Kreisen seitdem verschwunden sind; sie unterscheiden sich kaum merklich von den damaligen der anderen ehrbaren Stände, und wenn wir heute das Land nach ihnen durchsuchen, finden wir sie, wenn wir Glück und offene Augen haben, wohl erhalten in der bäuerlichen und kleinstädtischen Bevölkerung solcher Landstriche wieder, die in ihren Zuständen vom Wechsel der Zeiten wenig berührt worden sind. In Thüringen, bei Sömmerda, begegnete mir im Felde eine Frau, welche in allem, in Gestalt, Kopf, Haltung, Mienen, eine fürstliche Frau von Sachsen war, die ich auf einem Cranach'schen Gemälde gesehen und mir wohl eingepägt hatte. Diese deutsche Art hatte sich aus den hohen in jene Lebenskreise geflüchtet, dort kann sie noch leben — bis die Industrie kommt und sie tötet. Deshalb darf man in großen Städten mit ihrem gemischten Volke und in Industriegegenden nur wenige und bloß zufällige Ausbeute für solche Studien erwarten. Immerhin taucht dergleichen überall mal wieder auf. Die Mädchen auf den bekannten schönen Bildern Botticelli's sind augenscheinlich alle nach einem selben Modelle gemalt, in das er verliebt gewesen sein muß. Wie groß war mein Erstaunen, als mir in einem abgelegenen Viertel von Florenz dieses Modell, nach so vielen hundert Jahren, aus einer Haustüre leidhaftig entgentrat! Bloß um einige Jahre älter, eine junge Frau in den zwanziger Jahren, sonst leidhaftig es selbst! Ich getraue mich, heute noch das Haus wiederzufinden, so stark war der Eindruck. Und bei uns: wo stecken heutzutage noch die Modelle der gar holdseligen Engel und heiligen Jungfrauen und Frauen, der so gründlichen und biederen Apostel und anderer heiliger Männer, auch des ungeflachten allerlei Volkes auf unseren mittelalterlichen Kirchenbildern und Altarwerken? Sie werden auch noch zu finden, jene aber nicht gerade in Kommerzienratsstreifen zu suchen sein.

Dies deucht mir fast das schönste Studium, das ein Deutscher in Deutschland treiben kann. Ich würde es für ein glückliches Unternehmen halten, wenn

viele über ganz Deutschland hin während einiger Jahre sich ihm zuwenden und was sie finden, einer Sammelstelle mitteilen wollten, für welche man zuerst wohl an das Germanische Museum in Nürnberg denkt. Die einfache Vorschrift würde sein: das alte Originalwerk, welches man meint, ist anzugeben, und wenn es nicht veröffentlicht ist, eine Photographie davon beizufügen; kann man sich seiner nicht erinnern, so werden wohl die Sachverständigen des Museums Rat wissen. Und die Lebenden, in denen man sie wiedererkennt, sind in guten Aufnahmen vorzustellen, entweder in derselben Ansicht wie das Bildnis, oder in den drei von vorne, von der Seite und schräg; dazu ist Stand, Alter und Gegend anzugeben, Namen und Ort werden meistens entbehrlich sein.

Eine beschränkte Frage haben wir vor unserer alten Kunst herausgegriffen, und jede andere würde uns ebenso in die Breite und in die Tiefe führen, so weit wir ihr folgen mögen; und jede mahnt uns zu guter Letzt, uns zu fragen: was weist es uns, das wir bessern sollten? Denn wir Heutigen sind mit allen unseren Maschinen in den wahren Werten doch so arme Schlucker, wie ihrer kaum jemals dagewesen sind.

S. Walling



Zu unseren Bildern

Su Frits von Wille's Bildern hat Klara Viebig im vorliegenden Heft das beste Geleitwort geschrieben, das sie finden konnten. Sie, der berufenste Schilder der Eifel, lebt uns die Stimmungen der Landschaft vor, die in Wille den berufensten Maler gefunden hat. An ein Wort will ich erinnern: „Alle Farben sind hier leuchtender.“ Und ich darf hinzufügen: Dabei bleiben die Linien scharf, und sie lassen die plastische Gestaltung der Landschaft deutlich hervortreten. Das ist das Merkwürdige und künstlerisch so ungemein Dankbare. Farbenreichtum und dennoch scharfe Zeichnung. Die Vorbedingung einer monumentalen Landschaftsmalerei ist hier erfüllt. Groß wirkt hier alles. Man sehe das Bild „Burg und Maar von Ulmen“ in der Mondnacht an. Italien bietet keine kühneren Silhouetten. Und doch ist die Landschaft ganz deutsch. Das machen die kleinen Häuschen, die so traulich an das große Gebäude sich anbuckeln. Sie erzählen von Not und Kampf, aber auch von einer Heimeligkeit, wie sie der sonnige Süden nicht kennt. Von der Großzügigkeit der Linienführung in dieser Landschaft aber zeugt „Ein stilles Tal“. Der Schnee, der alles zudeckende, der alles gleichzumachen strebt, wie der Tod, an den er gemahnt, hat hier diese Macht verloren. Nur schärfer treten durch die Nacht des Lichtes die Leben kündenden Züge verheißungsvoll für einen neuen Frühling hervor. Und dann das leuchtende Gold sommerlicher Ginsterbänke. Ginsterbänke bedeutet Armut, gewiß. Aber ein Jauchzen ist es doch, dieses Blühen: das Jauchzen sieghafter Lebenskraft, die nicht umzubringen ist.

Frits von Wille ist kein Eifeler Kind, wie man wohl meinen möchte. Er ist am 21. April 1860 in Weimar geboren. Trotzdem Vater und Mutter Maler waren, sollte der Sohn erst Offizier werden. Erst nach mehreren Kadettenjahren kam er auf die Düsseldorfer Akademie (1879—82), wo er die Vorbereitungsclassen durchmachte. Nachher begann er das Malen ohne eigent-

lichen Lehrer gleich vor der Natur. Am Rhein, in Hessen, im Harz und in den Alpen, im nordischen Holstein und im Süden Italiens suchte er, bis er endlich die ihm wahlverwandte Eifel entdeckte. Der Ernst, die Großzügigkeit und der stete Wechsel der Landschaft zogen ihn an. Seither, seit 1889, hat er fast nur noch aus der Eifel gemalt. Viele deutsche Museen besitzen Bilder von ihm, und auch an ehrenden Anerkennungen hat es ihm nicht gefehlt. Der Künstler steht heute auf der Höhe des Lebens und der Schaffenskraft. In einer Zeit, die das Weiche, Verschwommene, Nervöse bevorzugt, bedeutet seinesgleichen einen geradezu nationalen Erziehungswert für Stärke des Empfindens und Größe der Anschauung.

Wahrhafte Größe des Empfindens im vollen Ausdruck einer über die stärksten Mittel gebietenden großzügigen Technik zeigt auch Albert Hau-ei-sens „Jüngling zu Rain“. Unter den zahlreichen schätzenswerten Künstlern, mit denen uns die Steinkunst des Karlsruher Künstlerbundes bekannt gemacht hat, ist in den letzten Jahren Hau-eisen immer bedeutender hervorgetreten. Bislang mehr als Landschaftler; nun hat seine kraftvolle Natur sich dem ausgesprochen religiös kirchlichen Bilde zugewendet. Kein Gebiet unserer Malerei kann diese Kraft eher gebrauchen. Wenn man bei einem neuen Künstler ohne Gefahr an den gewaltigen Mantegna erinnern darf, so angesichts dieses Bildes, dieser schier gewaltigen und doch so tiefdringenden Charakteristik. Dabei lebt der schöne Zug deutscher Milde im gewaltig erfaßten Vorgang, wenn der erste Blick des erwachenden Jünglings der Mutter gilt, wenn die noch halberstarrte Hand so zuversichtlich und tröstend nach den noch tränenfeuchten Händen der Mutter greift. —

Und dann Walther Strich-Chapells „Türmer“! Du liebes deutsches Heimatland. So weit der Blick in dich hinein, in deine fruchtbaren Gefilde, in deine ahnungsvollen Fernen, in das traumverlorene Hingleiten deiner Bäche. So eng darin, so sicher eingebettet in treuer Hut deine Dörferchen und Weiler, so halb verschlafen und doch voll selbstbewußter Sicherheit die Gehöfte. Der Türmer droben eine echt deutsche Seele. Hinaus der Blick in die Weite; aber nicht um sich dort zu verlieren, sondern um einzusammeln in die Enge. Glaube es nur! Wenn die Sonne untergegangen, wenn die letzten Rosenwöllchen verblaßt sind, wenn die gütige Nacht alles zur Ruhe gebettet hat, dann trägt der Türmer dort einen goldigen Strahl ins dunkle Turmgemach und träumt und denkt und schafft dort in der Enge von Weite und Größe.

Daß wir Joseph Joachims Bild gerade nach der Büste Adolf Hilde-brands bieten konnten, ist mir nicht nur deshalb eine große Freude, weil wir nur wenige Bildwerke von einer so geradezu antiken Stilgröße besitzen, sondern auch, weil auf diese Weise auf des hervorragenden Bildhauers sechzigsten Geburtstag (am 6. Oktober) hingewiesen wird. Et.





Joseph Joachim

von

Dr. Karl Stortz

Jin Künstlerleben von wunderbar harmonischer Entwicklung ist mit Joachims Tode abgeschlossen worden. Die Künstlerlaufbahn dieses Mannes ist fast so lang, wie sein Leben selbst. Als achtjähriger Knabe ist er bereits vor die Öffentlichkeit getreten, die er bis in die letzten Wochen hinein ergötzte und noch mehr erhob. Man muß den Nachdruck auf diese Erhebung legen. Seit Jahrzehnten trug er den Ehrennamen des „Geigerkönigs“. Mit Recht. Denn er herrschte mit und durch Würde im Reiche des Geigenspiels, und er hatte als oberstes Recht des Königtums die Pflicht erkannt, der Idee dieses Königtums zu dienen. Er diente ihr, der alle Instrumente, der alle Spieler dienen sollen: der Musik. Nie wollte er etwas anderes, als ihr dienen. Nie dachte er an etwas anderes, als an die Mehrung ihres Reiches und ihrer Herrlichkeit. So ward er ihr würdigster Verkünder, und die ihm am echtesten huldigten, dachten nicht an seine Person, sondern an die Sache, die er vertrat.

Es hat sicher auch schon früher und nicht erst in den letzten Jahren, als ihm das Alter die Finger versteift hatte, gewandtere Techniker gegeben als Joachim. Auch die Süßigkeit der Cantilene, jene wunderbare Bezaunderung der Sinne durch den so sangreichen und nicht, wie die Menschenstimme, an die Geseze der Atmung gebundenen Ton, haben andere Geiger stärker ausgeübt als er. Er war auch kein Dithyrambiker wie Liszt, der einen berauschen oder zu taumelndem Fluge mitreißen konnte. Oder wenn das alles vielleicht doch auch bei ihm war, jedenfalls empfand man es nicht so stark, weil man Beethoven, Bach, Haydn, Mozart, Schubert, Schumann, Brahms hörte. Man hörte Werke, man erhielt Offenbarungen. Es blieb etwas Bewußtes bei allem. Das war die einzigartige Größe, aber allerdings auch die Grenze dieses Spiels. Eine von Joachim sicher vollauf er-

kannte und mit Bewußtsein festgehaltene Grenze. Er hatte gar nichts vom Zigeunerspiel an sich, trotzdem er Ungar war, trotzdem eines seiner Konzerte das „ungarisch“ als Kennwort trägt. Liszt und Joachim sind hier entgegengesetzte Pole, um so bedeutsamer, weil beide universale Naturen waren. Also nicht in der einfacheren Form des Gegensatzes Bülow-Rubinstein; nicht Verstand gegen Leidenschaft, klare Denkerarbeit gegen intuitive Temperamentsleistung. Am ehesten wird man den Gegensatz als klassisch und romantisch bezeichnen können.

Joachim war ein durchaus klassischer Künstler, trotzdem oder vielleicht auch, weil ihn das Leben so eng mit dem Erzromantiker Schumann zusammengeführt hatte. Er ist darin Brahms verwandt und empfand den Zwang der Form, das Sich-Beugen unter empfangene und nicht erst neu gestaltete Gesetze als heilsamste Zucht. Daraus entwickelte sich bei der im Grunde durchaus reproduktiv veranlagten Natur Joachims ein schier unvergleichliches Stilgefühl. Für ihn hatte das französische Wort „le style c'est l'homme“ keine Geltung. Er spielte nie Joachim, niemals sich selbst. Er war ein ganz anderer als Beethoven-, denn als Bach- oder Haydnspieler. Aus tiefstbringender Kenntnis der Persönlichkeit des vorzutragenden Meisters, aus genauestem Studium des betreffenden Werkes gestaltete er den Vortrag. Bis in die letzte Verzierung hinein war alles wohl begründet. Am besten konnte man das bei dem Spiel mit seinem Quartett beobachten, wo auf diese Weise eine Sachlichkeit des Vortrags, ein Aufgehen im Objekt erzielt wurde, die man ganz ausgesprochen als Gegensatzwert der sonst stets verlangten Betonung der Persönlichkeit empfand. Man rührt hier an das Wesen der künstlerischen Reproduktion. Im Grunde ist z. B. die Art, wie Richard Wagner sich die Bayreuther Aufführungen vorstellte, der Joachimschen Vorführung klassischer Instrumentalwerke durchaus verwandt. Und zweifellos liegt hier ein Höhepunkt aller reproduktiven Kunst. Aber ebenso sicher ist es, daß wenigstens in der Musik die Reproduktion nicht nur ein Nachschaffen sein, sondern zum Neuschöpfen werden kann, wobei dann auch der schwungfähige Zuhörer selber die Schöpferwonnen mitzuerleben vermag. Hier liegt das Geheimnis jener geradezu dämonischen Wirkungen eines Liszt.

Ich finde, daß sich selbst im Äußeren der beiden Männer dieser Gegensatz ausdrückt. Man vergegenwärtige sich den Dantelkopf des jungen Liszt. Dieses fein gemeißelte Gesicht, in dem jede Linie lebt, jeder Muskel zuckt. In der Gluthitze dieses Temperaments lösen die festestgefügteten Formen sich wieder auf zu jenem chaotischen Glutmeere von Edelmetall, das der Kunstschöpfer in sich trägt, bevor es vulkanisch hinausbricht, um dann in die kunstvoll gestalteten Formen sich zu ergießen und hier zum Wunderbau sich zu festigen. Selig, der diese Schöpferstunde miterleben darf; seliger, wer die Macht in sich trägt, immer von neuem die Wundertat zu vollbringen. Liszt vermochte es. Freilich, sei dieser Neuschöpfer dem Urschöpfer auch noch so geistesverwandt, derselbe ist er nie. Von der Neuschöpfung wird die ur-

sprüngliche Schöpfung beeinflusst; wir erleben ein Drittes in der Seele und durch die Persönlichkeit eines zweiten. Alle, die Liszt gehört haben, haben vor allem Liszt erlebt; und selbst wenn er Beethoven spielte, gab er weniger ein treues Abbild des einzelnen Wertes des Gewaltigen, als daß er mit vertrauter Hand den erschauernden Blicken der Menschheit die Seele des Titanen entschleierte.

Dagegen Joachim! In der schlichten Umrahmung von weißem Haar und Bart steht das ruhige Gesicht wie von gelblichem Marmor. Auf der starken Nase die einfache Stahlbrille. Der Körper des 'ganzen Menschen hat eine leise Neigung, der Kopf zumeist, so daß die Linienführung der ganzen Gestalt erst vollständig erscheint', wenn der linke Arm gehoben ist, wenn der Kopf auf der Geige zu ruhen scheint. Dann schließt der Mann droben für die Zuhörerbwelt vor ihm die Augen, und der „Stil“ des Ganzen verlangt es, daß die Hörer desgleichen tun. Dann erhebt sich klar und rein ein Thema, das Gegen Thema führt sich ein; du gewahrst in Umrissen ein Bild. Und näher und eindringlicher arbeiten deine Augen. Jede Linie, jede Verzierung, die Art des Strichs, der Ton der Farbe, die Verteilung des Lichtes — du gewahrst alles wie nie zuvor und doch spürst du keinen Hinweis, keinen Fingerzeig. Du siehst eben, wie du nie gesehen. Dann auf einmal ist das Spiel zu Ende; du trägst ein Bild in dir und möchtest von dannen gehn. Fast vergißt du dem sich schlicht verneigenden Herrn droben deinen Dank zu sagen. Vielleicht dankte er auch dir, wie ein glücklicher Bildbesitzer es als höchsten Lohn empfindet, wenn der Kunstfreund, dem er seine Schätze gewiesen, vergißt, daß ein anderer sie besitzt. Bei keinem andern Künstler habe ich so wie bei Joachim empfunden, daß das Akademikertum auch Werte in sich trägt. Bei keinem empfand ich den feierlichen Purpurtalar so als stilgemäßes Gewand, wie bei ihm. Der einzelne, das Individuum als solches verschwand; es blieb eine Institution zur Bewahrung und Erhaltung und Vorweisung von Kunstwerken.

Was ich hier als Verhältnis zur Person Joachims darstellte, gilt mehr für das innere Erleben des Musikfreundes. In Wirklichkeit wurde gerade in den letzten Jahren [und zumal in Berlin mit der Person Joachims ein Kultus getrieben, der oft unangenehm und äußerlich gewirkt hätte, wenn man nicht auch hier die Empfindung behalten hätte, daß diese Huldigungen lesterdings der Art der Künstlerschaft galten, die Joachim vertrat. So ganz ohne Reklame, ohne Vordrängen der eigenen Person, ohne Eingreifen in das Tagesstreben, so frei von gewinnsüchtiger Ausbeutung der Verhältnisse, so ganz und gar Künstler erschien Joachim als Typus einer immer mehr entschwindenden Künstlerart. Auch die Art seiner Seßhaftigkeit in Berlin, sein Bestreben, von einem festen Mittelpunkte aus auszustrahlen und nicht kometenhaft in der Welt herumzufahren, gab seinem Wirken etwas Beruhigendes und Sicheres. Das Publikum, das gerade heute von den Kunstmoden hin und her gerissen wird, empfand Joachims Person geradezu als sicheren Hort für geistiges wie für menschliches Künstlertum. Darum sollte

es dem verehrten Manne, der nun auch noch die Würdigkeit des Greises für sich hatte, wo es konnte, lauten Dank.

Joachim stand seit Jahren nicht nur im Mittelpunkte des Berliner Musiklebens, sondern blieb in dessen stets wachsender und immer wechselnder Flut in so hervorstechendem Maße der ruhende Punkt, daß man ihn fast als eine ur-berlinische Erscheinung anzusehen gewohnt war. Dabei hätten die Ausgangspunkte seiner Laufbahn sicher nicht ahnen lassen, daß diese einmal in der preußischen Hauptstadt des Deutschen Reiches ihr Endziel finden würde. Denn Josef Joachim war als Sohn einer jüdischen Familie im ungarischen Rittsee bei Preßburg am 28. Juni 1831 geboren. Eine Wiener Verwandte begünstigte die Ausbildung des früh hervortretenden Talentes. Der treffliche Böhm in Wien, einer der ersten Verkünder der Kammermusikwerke des alten Beethoven, war wohl der verdienstvollste Lehrer des Knaben, den später Felix Mendelssohn in Leipzig unter seinen Schutz nahm und in die musikalische Welt einführte. Aus dieser Zeit schon stammen Joachims enge Beziehungen zu London, die bis zu des Künstlers Tode angehalten haben. Von 1850—1853 war Joachim Konzertmeister unter Liszt in Weimar. Man hielt ihn damals im „neudeutschen“ Lager für „entleipzigert“, und auch Joachims Kompositionen aus dieser Zeit bestätigen die Beeinflussung durch Liszt. Es ist wenige Jahre später zu einer künstlerischen Absage Joachims an Liszt gekommen, und auch unter dem „berühmten“, recht unglücklichen Absagebrief an Wagner vom Jahre 1869 steht Joachims Name. Man sollte heute allgemein so weit sein, daß man diese Ereignisse hüben wie drüben begreifen lernt und die gewiß unnütze und vielfach auch unschöne Bekämpfung auf beiden Seiten eben aus der Kampfzeit heraus erklärlich findet. Jedenfalls ist es durch nichts gerechtfertigt, in Joachims Verhalten etwas anderes zu sehen, als die überzeugungstreue Handlungsweise eines ehrlichen Künstlers. Daß dieser damals in seiner Auffassung schwankte, wird man dem in den Entwicklungsjahren stehenden Musiker dort nicht verargen wollen. Sicher hat Joachim niemals ein näheres Verhältnis zur neudeutschen Musik gefunden. Die Kompositionen Liszts hat er bis ans Ende schroff abgelehnt, und einzelne Urteile über Wagner zeigen zum mindesten, daß von einer wirklichen Bewunderung des Musikdramatikers, von einer inneren Anerkennung seines Schaffens nicht die Rede sein kann. Diese „Einseitigkeit“, wie man sie nennen mag, war wohl nötig, damit Joachim zu einer Zeit, als die neudeutsche Musik ihren Siegeslauf antrat, zum unentwegten Vorkämpfer für die ganz entgegengesetzt geartete Kunst eines Brahms werden konnte.

Mit dem jungen Brahms war Joachim in Hannover, wo er seit 1853 als Konzertdirektor an der Hofkapelle tätig war, bekannt geworden. Er hat dann den jungen Hansseaten zu Schumann gebracht, der alsbald den „jungen Max“ so begeistert feierte. Die wirkliche Werbearbeit für Brahms spröde Muse aber hat Joachim früher, eifriger und stetiger verrichtet als irgend ein anderer. Noch für einen andern hat Joachim unentwegt Werbearbeit

geleistet, wo wir heute es kaum mehr verstehen können, daß sie notwendig gewesen: für Beethoven. Den Beethoven der dritten Periode, wie die Zahlenhistoriker ihn nennen. Die Alterswerke Beethovens, seine spätere Kammermusik zumal, hat Jahrzehnte lang als nicht recht aufführungsfähig, jedenfalls als nicht ganz vollwertig gegolten. Es ist in erster Reihe Joachims Verdienst, daß heute die letzten Quartette Beethovens zum Stammbesitz jedes Musikfreundes gehören. Auch für das dritte große B unter den Musikern, den Urvater Johann Sebastian Bach, war Joachim Vorkämpfer und Eroberer.

Er hat in großem Stile arbeiten können. Bot ihm schon seine Stellung in Hannover einen großen Wirkungskreis, so wuchs dieser ganz gewaltig, als Joachim 1868 nach Berlin berufen wurde. Seit fast vierzig Jahren hat er hier als Direktor der königlichen Hochschule für Musik, als Dirigent, als Lehrer, als Geiger, als Führer eines vorbildlich gewordenen Quartetts gewirkt. Ein urgesunder Körper hat ihm eine rastlose Tätigkeit ermöglicht, die ihre harmonische Zusammenfassung durch die gütige und ideal gesunnte Persönlichkeit des Verstorbenen erhielt.

Die ernstesten Musikfreunde schulden ihm übers Grab hinaus warmen Dank auch als Erzieher zu wahrer Kunstübung, reinem Kunstgenuß. Unter den reproduzierenden Künstlern aller Zeiten wird sein Name einer der dauerndsten und leuchtendsten bleiben.



E. E. A. Hoffmann und die Musik

In aller Kunstgeschichte steht es um die ästhetische Würdigung jener Geister am schlechtesten, die eigentlich den Begriff Künstler am elementarsten darstellen. Die Kunstgeschichte ist längst zu einer Geschichte der Einzelkünste geworden, trotzdem Kunst bis auf den heutigen Tag noch immer im Grunde nichts anderes bedeutet, als schöpferisch sein. Freilich ist dieses Schöpferischsein eine lediglich innen lebende Kraft, die, um sichtbar zu werden, um einen Wert für die Menschheit darzustellen, einer Ausdrucksform bedarf. Diese Ausdrucksform aber ist körperlich und unterliegt den Bedingungen des Materiellen. Ja, die Materie ist hier sogar Befehlgeberin. Materie bedeutet Enge, für den Künstler fast immer Beengung. Der Kampf um die Form, von dem die Ästhetik so viel spricht, ist viel weniger die Mühe, die Technik sich zu erringen, als der Kampf wider die Hemmnisse der Technik. Wenigstens gilt das für die deutsche Kunst, deren wesentlichste und verdienstvollste Eigenschaft in der Gesamtheit aller kunstgeschichtlichen Bewegung es ist, daß sie immer jene ursprünglichste Natur des künstlerischen Schaffens als eines innerlich Schöpferischen behauptete. Was so oft als Fluch unserer deutschen Volksentwicklung erscheint, die ewige Zersplitterung, das dauernde Kämpfen-müssen um Werte des äußeren Lebens in Politik und Gesellschaft, die Erschwerung des äußeren Gedeihens

durch widrige Naturverhältnisse; die Häufung schwerer Heimsuchungen durch die von der Geschichte berichteten Verwicklungen des Lebens; die Sonderbestrebungen der verschiedenartigen Bruderstämme, die doch auch wieder vom Sinn der Familienzugehörigkeit nicht lassen können; mit einem Wort, all das, was uns verhindert hat, zu einer wirklich genußfreudigen Lebenskultur zu kommen, war doch wieder von großem Segen für uns und für die Menschheit. Für uns selber, denn es ist ja schließlich für die Gesamtheit und für die Zeit gleichgültig, was einer an Leid und Kampf durchmacht, wenn nur wirkliche Werte entstehen. Für die Gesamtheit, denn ihr wäre das Faustische, das Titanische und Prometheusische längst verloren gegangen, wenn nicht immer wieder die Befruchtung der Menschenseele mit eigenem Wollen, mit kühnem Neuerungstreben durch den germanischen Geist erfolgt wäre. Denn es liegt ja von vornherein im Wesen der Kunst, daß sie nicht nur Erhöhung ist über die Materie, hinausheben der Seele über die Erde, sondern daß sie auch das wunderbarste Mittel ist, diese Materie so liebenswert und so schön zu gestalten, daß man in ihr völlig aufgehen, von ihr ganz befriedigt sein kann. Darin liegt die Gefahr für alle jene Kunst, die wir am besten als romanische zusammenfassen, die große Gefahr aller wesentlich formalen Kunst.

Andererseits kennt die Geschichte dieser Kunst nur wenig die gescheiterten starken Begabungen, nicht jene in der deutschen Kunstgeschichte so zahlreichen Künstler, die aus der Not, für einen vielleicht über die Kräfte groß gefaßten Inhalt den entsprechenden Ausdruck zu gewinnen, überhaupt nicht zur Gestalt gelangten. Gegenüber der Formklarheit, die fast alle romanischen Künstler auszeichnet, wir können sagen, gegenüber der Selbstverständlichkeit in der Formgebung, sind auch die formgewaltigsten germanischen Künstler Sucher geblieben. Gewiß kommt es nur unter diesen Vorbedingungen zu jenem wunderbaren Gefühl, daß der gegebene Inhalt eben nur diese eine Ausdrucksform habe finden können. Aber wir haben doch in unserer ganzen Kunstgeschichte nur ein einziges Mal einen Mozart erhalten. Und diesen vielleicht auch nur deshalb, weil ihm das deutsche Leiden des Gräbertums, des angeborenen Widerspruchs erpact geblieben war; daß zwar alles, was er empfand, durchaus deutsch war, daß ihm aber wohl manche Kämpfe der deutschen Seele zeitweilig fremd geblieben sind. Aber wenn sie so nur selten, oder nur in vereinzelten Fällen die höchste Formenschönheit und Formklarheit erreicht hat, so dankt die deutsche Kunst diesem Kampf um die Form ihren unvergleichlichen Formenreichtum. Denn gerade, weil hier die Form nicht als das Gegebene und unbedingt zu Befolgende angesehen wurde, erstreckte sich die neuschöpferische Kraft des Künstlers auf die Formgestaltung.

Die charakteristischste Folge des deutschen Verhältnisses zur Kunst als einer Aussprache des innerlich bereits Geschaffenen aber ist die Universalität des künstlerischen Schaffens. Nur bei einem solchen Verhältnis ist es möglich, daß etwas wie Urkünstlertum entstehen kann; nur so kann die Einseitlichkeit, die innere Wesensgleichheit alles künstlerischen Schaffens sichtbar werden. Denn daß für jeden geschaffenen Kunstinhalt eine Ausdrucksweise die idealste sein muß, ergibt sich als logische Notwendigkeit. So liegt es in der idealen Anforderung an den Künstler, daß er in bezug auf die Formgebung Allkönner sei. Allkünstler ist eigentlich jeder echte Künstler; es liegt nur in der Beschränktheit des Könnens, daß er den allumfassenden Wertinhalt seines innerlichen Schöpfens in die eine begrenzte Ausdrucksweise einer Einzelkunst bannt. Wo freilich von

der Form ausgegangen wird, wie in der romanischen Kunst, da kann dieser Zwiespalt kaum entstehen. Aber wir in der germanischen Kunst haben fast kein einziges unter unseren ganz großen Kunstwerken, das nicht an irgend einer Stelle sich nach den Ausdrucksformen einer der Schwesterkünste sehnt, das nicht in seinen Ausdrucksgestalten irgend etwas von einer Schwesterkunst enthielte. So hat auch die germanische Kunst in bezug auf die Formgebung die meisten Universal-künstler, am häufigsten die Erscheinung, daß ein und derselbe Mensch in verschiedenen Künsten den Ausdruck seines inneren Schaffens gefunden hat. Es ist die Schuld unserer ins Spezialistische verfallenen kunstgeschichtlichen Darstellungsweise, daß wir viel weniger von dieser univetsalen künstlerischen Tätigkeit vieler Deutscher wissen, als es für eine wirklich tiefe Erkenntnis germanischen Kunstschaffens notwendig wäre. So wird dann der einzelne Künstler eben jenem Fach endgültig eingegliedert, in dem er das Bedeutendste oder Hervorstechendste geleistet hat, und alles andere wird dann mehr als dilettantische Nebenbeschäftigung abgetan, statt daß man in dieser Tätigkeit ebensogut einen notwendigen Ausdruck der genialen schöpferischen Veranlagung sähe. Erst die merkwürdige Natur Richard Wagners hat den Blick wieder für solche umfassenden Künstlererscheinungen geschärft, obwohl sich die ganze Anzulänglichlichkeit unserer Kunstbetrachtung dann darin offenbart, daß man bei ihm mehr von einer zusammengesetzten Persönlichkeit sprach, während doch das Vielfache der künstlerischen Ausdrucksweise ebensogut die Folge einer außerordentlichen Einheitlichkeit und Ursprünglichkeit künstlerischer Schaffensart bedeuten kann. Selbst bei Goethe wird kaum in einer Biographie der richtige Standpunkt gewahrt, bei dem sein ganzes, nach so vielen Richtungen hin strebendes Arbeiten gerade als Künstlerthum empfunden wird. Und dabei hat Goethe selber zu dieser Betrachtungsweise aufgefordert, indem er für das Wesen der Genialität das Produktivsein erklärte, wobei es dann völlig gleichgültig sei, wie dieses Schöpferische sich äußere. Es ist eben völlig verkehrt, bei solchen Naturen verschiedenartige Tätigkeiten zu unterscheiden (Goethe als Naturwissenschaftler, als Literaturhistoriker, als Kunsthistoriker, usw.), sondern gerade, weil es sich hier um ein Genie handelt, ist die Tätigkeit einheitlich. Und gerade, weil es sich um ein echtes, univetsales Genie handelt, hat auch seine amtliche Tätigkeit ihn wohl manchmal bei ihm wertvolleren Arbeiten gestört, war aber für seine gesamte Natur keine Schädigung, bot ihm vielmehr Gelegenheit, nach einer Seite mehr sich auszuleben, bereicherte ihn also. —

Eine der merkwürdigsten Erscheinungen unserer ganzen Kunstgeschichte, andererseits vielleicht diejenige, der gegenüber diese landläufige Kunstgeschichte am schlimmsten versagte, ist E. T. A. Hoffmann. Man hat ihn im großen Ganzen nur in den Akten der Literaturgeschichte geführt und sich hier mit ihm sehr leicht als „Gespensster-Hoffmann“ abgefunden. In Wirklichkeit ist Hoffmann zweifellos die stärkste Verkörperung des Begriffes Genie der ganzen Romantik; und zwar ausgesprochen des romantischen Genies. Dabei besaß er entgegen der allgemeinen Meinung die erstaunliche Fähigkeit, zwischen Romantik und praktischer Lebensbetätigung einen Ausgleich zu finden. Also gerade darüber kam er hinweg, woran die meisten Romantiker scheiterten. Er war bekanntlich Regierungsrat und dazu noch im nüchternen Berlin. Als Beamter hat er sich der vollen Wertschätzung seiner Vorgesetzten erfreut. Nun könnte man wohl an Platens Rezept denken: „Morgens zum Olymp mit Akten, abends auf den Helikon.“ Aber Hoffmann kam weiter. Nicht bis zur Höhe

Goethes, daß auch seine amtliche Tätigkeit als notwendiger Ausfluß seines gesamten Menschentums erschiene, wohl aber dahin, daß er den Reiz dieses Gegenstandes künstlerisch zu erleben und zu verwerten vermochte. Beweis dessen ist die merkwürdig fesselnde Gestalt des Geh. Archivrates Lindhorst im „Goldenen Topf“. Auch er schritt „auf Markt und Gassen einher mit der posserlich-gravitätischen Miene einer juristischen Respektperson, vor der der devote Philister unter Büchlingen seine Kappe zog, während der Königlich preussische Kammergerichtsrat Hoffmann gleich seinem Kollegen Lindhorst eigentlich ein großer Magier und Geisterkönig in fernen Phantasiereichen, mit einem sturrlilen Lächeln wohl schon den ehrsamem Herrn Mitbürger und Zeitgenossen als nächste Zielscheibe seiner übermütigen Laune ins Auge faßte. Und wenn ihm der Philister noch in ehrfürchtigem Staunen nachblickte, war er schon in seiner Wohnung angelangt, wo er alsbald sein kleines rotes Mützchen aufsetzte, den geblühten Schlafrock anzog und mit mächtigem Zaubervort den Geist anrief, der die herrlichsten Wunderreiche seiner Herrschaft erschloß: den Geist der Musik, die ihm die geheimnisvolle, in Eönen ausgesprochene Sanskrita der Natur, die romantischste aller Künste war; ihr Vorwurf, so sagte er, sei das Unendliche, und nur in ihr verstehe er das hohe Lied der Bäume, Blumen, Tiere, Steine und Gewässer.“ (E. Fstel in der Einleitung zur Ausgabe von E. E. A. Hoffmanns Musikalische Schriften, Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.)

Entgegen der gewöhnlichen Einschätzung wird man als den Urgrund von Hoffmanns künstlerischer Natur das Musikalische annehmen müssen. Und das ist zweifellos für den Romantiker die glücklichste Lösung. Denn gerade das Uromantische ist eigentlich nur musikalisch zu gestalten. Für alle Dichtung löst es sich zu leicht in den doch schließlich verneinenden Wert der Ironie auf. Es ist ja natürlich unmöglich, in die letzten Gründe künstlerischer Entwicklung hineinzusehen; aber wenn man zugibt — man wird es nicht leugnen können —, daß auch die gesamte Entwicklung der Kunst geradezu als die langsame und harmonische Ausbildung einer über allem irdischen Menschentum stehenden Persönlichkeit wirkt, daß also auch hier nur erfüllt werden kann, was in allen Vorbedingungen vorbereitet ist, so fällt die Erklärung nicht zu schwer, woher es wohl gekommen ist, daß Hoffmann das künstlerisch Wertvollere auf dem Gebiete der Dichtung geschaffen hat, trotzdem die musikalische Veranlagung in ihm stärker war. Wir gewinnen die Erklärung aus seinen genialen ästhetischen Erkenntnissen. Hoffmann war der tiefste Erfasser Beethovens; er erkannte eben das Dichterische in Beethoven, und von hier aus erfüllte er, wie seine ästhetischen Ausführungen dartun, ganz deutlich den Musikdramatiker als höchste Erfüllung dieses dichterisch befruchteten Musikertums. Aber die musikalische Vorbedingung war für Hoffmanns Zeit für diesen Musikdramatiker nicht erfüllt. Dazu war Schubert notwendig, von dem erst das tiefste Hineinfühlen in die musikalischen Urgründe der Lyrik stammt. Dazu brauchte es die Poetenatur Schumanns; dazu gehörte vor allen Dingen eine lange Entwicklung der Oper aus Singspiel und italienischer Oper hinaus zum romantischen Drama. So kam es dann, daß Hoffmann ein musikalischer Dichter wurde, der Dichter, der am eigenartigsten und zwingendsten von den Wirkungen der Musik in Worten kündete. Als Musiker in seinen rein musikalischen Schöpfungen dagegen steht er musikgeschichtlich ganz genau am Platze der Gesamtentwicklung der Gattung. Unsere heutige Notenbeilage gibt die Overtüre zu Hoffmanns „Undine“. Man wird von dieser Overtüre leicht den Weg zu Mozart zurück-

finden, aber auch den Weg zum „Freischütz“ vorwärts. Aus der Textbehandlung erkennt man viel stärker, als aus diesem mehr auf das rein Musikalische angewiesenen geschlossenen Teile der Oper, wie sehr Hoffmann die eigentliche musikalische Dramatik gefördert hat. Karl Maria von Weber steht in dieser Hinsicht durchaus auf seinen Schultern, und von Weber haben wir auch jene bedeutsame Kritik der Oper Hoffmanns, aus der wir hier das bedeutsamste Stück hervorheben wollen:

„Die Oper ist wirklich ein Guß, und Referent erinnert sich bei oftmaligem Anhören keiner einzigen Stelle, die ihn nur einen Augenblick dem magischen Bilderkreise, den der Dondichter in seiner Seele hervorrief, entrückt hätte. Ja, er faßt so gewaltig vom Anfange bis zum Ende das Interesse für die musikalische Entwicklung, daß man nach dem ersten Anhören wirklich das Ganze erfaßt hat, und das einzelne in wahrer Kunstunschuld und Bescheidenheit vrrschwimmt. Mit einer seltenen Entfagung, deren Größe nur derjenige ganz zu würdigen versteht, der weiß, was es heißt, die Glorie des momentanen Beifalls zu opfern, hat Herr Hoffmann es verschmäht, einzelne Tonstücke auf Untkosten der übrigen zu bereichern, welches so leicht ist, wenn man die Aufmerksamkeit auf sie lenkt durch breitere Ausführung und Ausspinnen, als es ihnen eigentlich als Glied des Körpers zukommt. Unaufhaltsam schreitet er fort, von dem sichtbaren Streben geleitet, nur immer wahr zu sein und das dramatische Leben zu erhöhen, statt es in seinem raschen Gange aufzuhalten oder zu fesseln . . . Das ganze Werk ist eines der geistvollsten, das uns die neuere Zeit geschenkt hat. Es ist das schöne Resultat der vollkommenen Vertrautheit und Erfassung des Gegenstandes, vollbracht durch tief überlegtesten Ideengang, Berechnung der Wirkungen des Kunstmaterials, zum Werke der schönen Kunst gestempelt durch schöne und innig gedachte Melodien.“

Die Schicksale dieses Werkes sind bezeichnend für die Art, wie leicht in Deutschland bei dem völligen Mangel einer stetigen Überlieferung in Kunst- dingen auch wertvolle Erscheinungen völlig untertauchen und schließlich in Vergessenheit geraten können. Die „Ardine“ wurde am 3. August 1816 aufgeführt mit ganz ungewöhnlichem Erfolge, wozu die von Hoffmann in Gemeinschaft mit Schinkel entworfenen Dekorationen wesentlich beigetragen hatten. Nach der 23. Aufführung brannte das Schauspielhaus, in dem die Vorstellungen stattfanden, mit allen Dekorationen und Requisiten am 29. Juli 1817 ab. Hoffmann widersezte sich der Absicht, das Werk im Opernhaus aufzuführen, da ihm der Raum desselben zu groß schien. Damit war das Schicksal der Oper besiegelt. Es verbreitete sich allmählich die Meinung, daß die Partitur mit verbrannt sei. Einzelne Versuche, diesem Irrtum durch Veröffentlichungen gründlich zu begegnen, blieben wirkungslos, bis jetzt endlich der Klavierauszug, von Hans Pfitzner bearbeitet, bei Peters in Leipzig erschienen ist. Danach ist es sicher eine Ehrenpflicht, wenigstens der Berliner Königlichen Oper, auch diese in dramatischer Hinsicht dem volkstümlichen Werke Lorzings weit überlegene „Ardine“ wieder aufzuführen.

Mit dieser Oper beschloß Hoffmann seine ausgesprochen musikalische Tätigkeit, wogegen er als Musikkritiker und Ästhetiker eigentlich bis ans Lebensende, das bereits am 25. Juni 1822 eintrat, wirkte. Er hat in diesen letzten Jahren hauptsächlich als Dichter gewirkt, wobei leider der Plan zu den „Lichten Stunden eines wahnsinnigen Musikers“ unausgeführt blieb; wir hätten sonst das gleichwertige Seitenstück zu dem in die letzten Tiefen musikalischen Schaffens

und Empfindens eindringenden „Kreislerbuch“ erhalten. In einer früheren Lebenszeit hatte dagegen die Musik zeitweilig das Übergewicht gehabt. In seiner Universitätszeit, die er 1792 als Sechzehnjähriger begann, widmete er sich ja auch fast ebensosehr der Malerei. Aber die musikalische Begabung erwies sich als die wirksamere, und er entfaltete in seiner Referendar- und Affessorzeit auch eine rege Tätigkeit als Komponist. Als 1806 mit der Befestigung Warschaws die preußische Regierung aufgelöst und der Amtsrichter Hoffmann damit brotlos wurde, mußte die Musik ihm sogar das Brot erwerben helfen. Damals wurde er am Bamberger Theater Musikdirektor. Auch als Gesangslehrer war er hochgeschätzt. 1809 beginnt seine ganz bedeutende musikschriftstellerische Tätigkeit. Die in ihrer Mischung von merkwürdigem, aber für das Verständnis des Problems ungemein charakteristischem Geschehen und tiefdringender Erkenntnis einer künstlerischen Psyche geniale Novelle vom „Ritter Gluck“ eröffnete die Reihe. Es folgte „Don Juan“, wo er mit „unerhörtem Phantasiestrom und tiefem Gemüte Mozarts Geist erfüllte (Weber)“. Und dann jene Reihe außerordentlich bedeutender Besprechungen Beethovenscher Werke, für die ihm der Meister selber ja den schönsten Dank gesagt hat.

Gerade in musikschriftstellerischer Hinsicht hat Hoffmann bedeutende Wirkung geübt. Schumann und Wagner stehen hier in der vordersten Reihe der durch ihn Angeregten. Wir dürfen heute hoffen, daß eine neue Wirkung von dieser für uns jetzt aus Hoffmanns Verhältnis zur Musik wichtigsten Tätigkeit ausgehen wird, denn wir besitzen nunmehr in den „Büchern der Weisheit und Schönheit“ die von Edgar Isfel besorgte prächtige Ausgabe von Hoffmanns musikalischen Schriften, die von den bisherigen Herausgebern seiner Werke so ungebührlich vernachlässigt worden waren. Diese Wirkung Hoffmanns kann nur eine günstige sein, denn er vereinigte in sich die wertvollsten Eigenschaften des Musikschriftstellers: gründlichste Kenntnis des geschichtlichen Werdegangs der Musik, scharfes Verständnis alles Technischen und eine wunderbare Fähigkeit des sich Einfühlens in die Schöpfungen unserer großen Meister.

Rarl Stord



Haydn, Mozart, Beethoven in der Instrumentalmusik

Mozart und Haydn, die Schöpfer der jetzigen Instrumentalmusik, zeigen uns zuerst die Kunst in ihrer vollen Glorie; wer sie da mit voller Liebe anschaut und eindringt in ihr innerstes Wesen, ist — Beethoven! — Die Instrumentalkompositionen aller drei Meister atmen einen gleichen romantischen Geist, welcher in dem gleichen innigen Ergreifen des eigentümlichen Wesens der Kunst liegt; der Charakter ihrer Kompositionen unterscheidet sich jedoch merklich. — Der Ausdruck eines kindlichen, heitern Gemüts herrscht in Haydns Kompositionen. Seine Symphonien führen uns in unabsehbare grüne Haine, in ein lustiges, buntes Gewühl glücklicher Menschen. Jünglinge und Mädchen schweben in Reihentänzen vorüber; lachende Kinder, hinter Bäumen, hinter Rosenbüschen laufend, werfen sich neckend mit Blumen. Ein Leben voll Liebe, voll Seligkeit, wie vor der Sünde, in ewiger Jugend;

kein Leiden, kein Schmerz, nur ein süßes, wehmütiges Verlangen nach der geliebten Gestalt, die in der Ferne im Glanz des Abendrotes daherschwebt, nicht näher kommt, nicht verschwindet, und solange sie da ist, wird es nicht Nacht, denn sie selbst ist das Abendrot, von dem Berg und Hain erglühn. — In die Tiefen des Geisterreichs führt uns Mozart. Furcht empfängt uns, aber ohne Marter ist sie mehr Ahnung des Unendlichen.

Liebe und Wehmut tönen in holden Geisterstimmen; die Nacht geht auf in hellem Purpurschimmer, und in unaussprechlicher Sehnsucht ziehen wir nach den Gestalten, die, freundlich uns in ihre Reihen winkend, in ewigem Sphären-tanze durch die Wolken fliegen. (Mozarts Symphonie in Es-dur, unter dem Namen des Schwanengesanges betannt.)

So öffnet uns auch Beethovens Instrumentalmusik das Reich des Ungeheuren und Unermesslichen. Glühende Strahlen schießen durch dieses Reiches tiefe Nacht, und wir werden Riesenschatten gewahr, die auf und ab wogen, enger und enger uns einschließen und uns vernichten, aber nicht den Schmerz der unendlichen Sehnsucht, in welcher jede Lust, die schnell in jauchzenden Tönen emporgestiegen, hinsinkt und untergeht, und nur in diesem Schmerz, der Liebe, Hoffnung, Freude in sich verzehrend, aber nicht zerstörend, unsere Brust mit einem vollstimmigen Zusammenklage aller Leidenschaften zersprengen will, eben wir fort und sind entzückte Geisterseher! —

Der romantische Geschmack ist selten, noch seltener das romantische Talent, daher gibt es wohl so wenige, die jene Lyra, deren Ton das wundervolle Reich des Romantischen aufschließt, anzuschlagen vermögen.

Haydn faßt das Menschliche im menschlichen Leben romantisch auf; er ist kommensurabler, faßlicher für die Mehrzahl.

Mozart nimmt mehr das Übermenschliche, das Wunderbare, welches im inneren Geiste wohnt, in Anspruch.

Beethovens Musik bewegt die Hebel der Furcht, des Schauers, des Entsetzens, des Schmerzes und erweckt eben jene unendliche Sehnsucht, welche das Wesen der Romantik ist. Er ist daher ein rein romantischer Komponist, und mag es nicht daher kommen, daß ihm Vokalmusik, die den Charakter des unbestimmten Sehns nach nicht zuläßt, sondern nur durch Worte bestimmte Affekte, als in dem Reiche des Unendlichen empfunden, darstellt, weniger gelingt?

E. L. A. Hoffmann



Zur gefl. Beachtung!

Alle auf den Inhalt des „Zürners“ bezüglichen Zuschriften, Einsendungen usw. sind ausschließlich an den Herausgeber oder an die Redaktion des Z., beide Bad Deynhausen i. B., Kaiserstraße 6, zu richten. Für unverlangte Einsendungen wird keine Verantwortung übernommen. Kleiner Manuscripte (insbesondere Gedichte usw.) werden ausschließlich in den „Briefen“ des „Zürners“ beantwortet; etwa beigefügtes Porto verpflichtet die Redaktion weder zu brieflicher Äußerung noch zur Rücksendung solcher Handschriften und wird den Einsendern auf dem Redaktionsbureau zur Verfügung gehalten. Bei der Menge der Eingänge kann Entscheidung über Annahme oder Ablehnung der einzelnen Handschriften nicht vor fröhlichem Herbst bis acht Wochen verbürgt werden. Eine frühere Erledigung ist nur ausnahmsweise und nach vorheriger Vereinbarung bei solchen Beiträgen möglich, deren Veröffentlichung an einen bestimmten Zeitraum gebunden ist. Alle auf den Versand und Verlag des Blattes bezüglichen Mitteilungen wolle man direkt an diesen richten: Greiner & Pfeiffer, Verlagsbuchhandlung in Stuttgart. Man bezieht den „Zürner“ durch sämtliche Buchhandlungen und Buchhändler, auf besonderen Wunsch auch durch die Verlagsbuchhandlung.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Febr. v. Grotzsch, Bad Deynhausen i. B.
 Literatur, Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Stord, Berlin W., Landshüterstraße 3.
 Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



X. Jahrg.

Oktober 1907

Heft 1

Ouvertüre zur Zauberoper Undine

von
E. T. A. HOFFMANN

Klavierauszug von
Hans Pfitzner

Andante sostenuto

PIANO

ff *p* *Hizbl.* ff

p *f* *p* Str.

G. Orch., Trp., Pke. u. Pos.

Hör. *ff* Str.

Trp.

Fl.
Bl.
p *ff*

This system shows the first two staves of the score. The top staff is for Flute (Fl.) and the bottom staff is for Bassoon (Bl.). The music begins with a piano (*p*) dynamic and a triplet of eighth notes in the flute part. The bassoon part features a series of chords and moving lines. The dynamic shifts to fortissimo (*ff*) in the second measure.

Ob.

This system shows the Oboe (Ob.) part. The music starts with a melodic line in the right hand and a supporting bass line in the left hand. The dynamic is *p*. There are some markings like \textcircled{H} and \textcircled{H} above notes in the right hand.

Allegro con spirito
vi.
fz *p*

This system shows the Violin (vi.) part. The tempo is marked "Allegro con spirito". The music is in a more rhythmic and driving style. The dynamic starts with *fz* (forzando) and then moves to *p*. There are accents (>) over several notes.

This system shows the piano accompaniment. The right hand has a series of chords and moving lines, while the left hand provides a steady bass line with chords. The dynamic is *p*.

This system continues the piano accompaniment. The right hand has a series of chords and moving lines, while the left hand provides a steady bass line with chords. The dynamic is *p*.

This system continues the piano accompaniment. The right hand has a series of chords and moving lines, while the left hand provides a steady bass line with chords. The dynamic is *p*.

The first system of music features a treble clef staff with a melody of eighth and sixteenth notes, and a bass clef staff with a rhythmic accompaniment of chords and eighth notes. The key signature has one flat.

The second system continues the piece with similar melodic and harmonic patterns in both staves.

The third system shows a more active treble staff with sixteenth-note runs, while the bass staff provides a steady accompaniment.

The fourth system includes a dynamic marking of *ff* (fortissimo) in the bass staff, indicating a section of increased volume.

The fifth system features a long, sweeping melodic line in the treble staff that spans across the bar lines.

The sixth system concludes the page with dense chordal textures in both staves.

1

First system of a musical score. The treble clef staff contains a melodic line with eighth and sixteenth notes, and the bass clef staff contains a rhythmic accompaniment of eighth notes. A fermata is placed over a note in the treble staff, and a 'V' marking is present above the staff.

Second system of the musical score. It continues the melodic and rhythmic patterns from the first system, featuring a fermata and a 'V' marking in the treble staff.

Third system of the musical score. The treble staff shows a melodic line with various accidentals, and the bass staff provides a steady accompaniment.

Fourth system of the musical score. This system features a more complex melodic line in the treble staff with many accidentals, while the bass staff continues with a consistent accompaniment.

Fifth system of the musical score. The treble staff has a melodic line with several accidentals, and the bass staff has a rhythmic accompaniment.

Sixth system of the musical score. The treble staff contains a melodic line with accidentals, and the bass staff has a rhythmic accompaniment.

First system of a musical score, featuring a grand staff with treble and bass clefs. The music consists of a complex melodic line in the treble clef and a supporting bass line in the bass clef. The key signature has one sharp (F#) and the time signature is 3/4.

Second system of the musical score. It includes woodwind parts for Flute (Fl.), Oboe (Ob.), and Clarinet (Kl.). The flute and oboe parts have dynamic markings of *sfz* (sforzando) and *ed.* (edolabile). The bass line continues with a steady accompaniment.

Third system of the musical score, primarily for the piano. It features a prominent *fp* (fortissimo piano) dynamic marking. The piano part consists of a rhythmic accompaniment with chords and moving lines in both hands.

Fourth system of the musical score, continuing the piano accompaniment. The texture is dense with chords and rhythmic patterns in both the treble and bass staves.

Fifth system of the musical score, showing further development of the piano accompaniment. The melodic lines in the treble clef are more active, while the bass clef provides a solid harmonic foundation.

Sixth system of the musical score, the final system on this page. It concludes with a complex chordal structure and melodic resolution in both staves.

Trp. Fl. etc. Fag. Pke.

pp

This system features a piano accompaniment in the left hand and a woodwind section in the right hand. The woodwinds include Trumpet (Trp.), Flute (Fl.), and Bassoon (Fag.). The piano part includes a Piccolo (Pke.) line with rhythmic patterns. The flute part has a melodic line with a trill-like figure.

Fl. mit Fag. Ob.

This system continues the piano accompaniment and woodwind parts. The Flute (Fl.) and Bassoon (Fag.) are now playing together. The Oboe (Ob.) enters with a melodic line. The piano accompaniment maintains its rhythmic texture.

Kl.

This system introduces the Clarinet (Kl.) with a melodic line. The piano accompaniment continues with a steady rhythmic pattern. The woodwind parts are also present.

Ob. mit Fag. Vl. II u. Br. Vel. Hrn. Vl. Fag.

fp

This system adds the Violin II (Vl. II) and Horns (Hrn.) to the woodwind section. The Oboe (Ob.) and Bassoon (Fag.) continue. The piano accompaniment features a dynamic marking of *fp* (fortissimo piano).

Fl.

This system features the Flute (Fl.) with a melodic line. The piano accompaniment continues with a complex rhythmic texture.

ff

This system features a dynamic marking of *ff* (fortissimo) in the piano accompaniment. The woodwind parts are also present, with the Flute (Fl.) playing a melodic line.

First system of musical notation, featuring a treble and bass clef. The treble clef staff contains a melodic line with various notes and rests, while the bass clef staff provides a harmonic accompaniment with chords and moving lines. A fermata is placed over a note in the treble staff.

Second system of musical notation, continuing the piece. It features a treble and bass clef. A long slur is present over the treble staff, indicating a phrase. The bass staff continues with accompaniment.

Third system of musical notation, marked with a '(b)' in the treble staff. It features a treble and bass clef. The treble staff has a melodic line with some accidentals, and the bass staff has a steady accompaniment.

Fourth system of musical notation, featuring a treble and bass clef. The treble staff has a melodic line with some accidentals, and the bass staff has a steady accompaniment.

Fifth system of musical notation, featuring a treble and bass clef. The treble staff has a melodic line with some accidentals, and the bass staff has a steady accompaniment.

Sixth system of musical notation, featuring a treble and bass clef. The treble staff has a melodic line with some accidentals, and the bass staff has a steady accompaniment.

First system of a musical score, featuring a treble and bass staff. The music consists of eighth and sixteenth notes with various accidentals.

Second system of a musical score, featuring a treble and bass staff. The music consists of chords and block chords.

Third system of a musical score, featuring a treble and bass staff. The music consists of chords and block chords. A dynamic marking of *ff* is present. A box labeled "Hrn. Solo" is visible on the right side of the treble staff.

Fourth system of a musical score, featuring a treble and bass staff. The music consists of eighth and sixteenth notes. Dynamic markings include *p* and *ff*. Instrument labels include "vl.", "Ob.", "Fag.", and "Hrn.".

Fifth system of a musical score, featuring a treble and bass staff. The music consists of eighth and sixteenth notes. Dynamic markings include *p* and *fz*. Instrument labels include "Vel.", "vl.", and "Kl.".

Sixth system of a musical score, featuring a treble and bass staff. The music consists of eighth and sixteenth notes. Dynamic markings include *fz*. Instrument labels include "vl.".

First system of musical notation, featuring a treble and bass clef. The treble clef contains a melodic line with a sharp sign and a fermata. The bass clef contains a rhythmic accompaniment with a fermata.

Second system of musical notation, featuring a treble and bass clef. The treble clef contains a melodic line with a fermata. The bass clef contains a rhythmic accompaniment with a fermata.

Third system of musical notation, featuring a treble and bass clef. The treble clef contains a melodic line with a fermata. The bass clef contains a rhythmic accompaniment with a fermata.

Fourth system of musical notation, featuring a treble and bass clef. The treble clef contains a melodic line with a fermata. The bass clef contains a rhythmic accompaniment with a fermata.

Fifth system of musical notation, featuring a treble and bass clef. The treble clef contains a melodic line with a fermata. The bass clef contains a rhythmic accompaniment with a fermata.

Sixth system of musical notation, featuring a treble and bass clef. The treble clef contains a melodic line with a fermata. The bass clef contains a rhythmic accompaniment with a fermata.

The first system of musical notation consists of two staves. The upper staff is in treble clef and contains a complex melodic line with many beamed notes and rests. The lower staff is in bass clef and contains a rhythmic accompaniment with beamed eighth notes and rests. The key signature has one flat (B-flat).

The second system of musical notation consists of two staves. The upper staff continues the melodic line from the first system. The lower staff continues the rhythmic accompaniment. The key signature remains one flat.

The third system of musical notation consists of two staves. The upper staff continues the melodic line. The lower staff continues the rhythmic accompaniment. The key signature remains one flat.

The fourth system of musical notation consists of two staves. The upper staff continues the melodic line. The lower staff continues the rhythmic accompaniment. In the final measure of the system, there are markings for "Ob." (Oboe) and "Fl. Kl." (Flute and Clarinet) with a dynamic marking of *mf*.

The fifth system of musical notation consists of two staves. The upper staff continues the melodic line. The lower staff continues the rhythmic accompaniment. The word *dolce* is written above the upper staff. The dynamic marking *p* (piano) is written below the lower staff. In the final measure, there is a marking for "Ob." (Oboe).

The sixth system of musical notation consists of two staves. The upper staff continues the melodic line. The lower staff continues the rhythmic accompaniment. The dynamic marking *p* is present. The system ends with a double bar line.

First system of musical notation. The upper staff contains a melodic line with a slur and a fermata. The lower staff contains a piano accompaniment with chords and a bass line.

Second system of musical notation. Similar to the first system, featuring a melodic line in the upper staff and piano accompaniment in the lower staff.

Third system of musical notation. Includes dynamic marking *pp* and instrument labels *Trp.* and *Pke.* in the lower staff.

Fourth system of musical notation. Includes dynamic marking *Kl.* in the upper staff.

Fifth system of musical notation. Includes dynamic marking *F1.* in the upper staff.

Sixth system of musical notation. Includes dynamic marking *Ob.* in the upper staff and *Fag.* in the lower staff.

Fl.
p
Hör.
Viol.
Ob.

This system contains the first two staves of the score. The top staff is for Flute (Fl.) and the bottom staff is for Violin (Viol.). The music is in a key with two flats and a 3/4 time signature. The first measure has a piano (p) dynamic marking. The Flute part features a melodic line with slurs and accents, while the Violin part provides harmonic support with chords and moving lines.

ff
Pos.
Pke.

This system contains the next two staves. The top staff continues the Flute part, and the bottom staff is for Trombone (Pke.). The music becomes fortissimo (ff) in the second measure. The Trombone part features a rhythmic pattern of eighth notes and chords.

This system contains two staves. The top staff continues the Flute part with a long melodic phrase. The bottom staff continues the Trombone part with a rhythmic accompaniment.

This system contains two staves. The top staff continues the Flute part with a melodic phrase. The bottom staff continues the Trombone part with a rhythmic accompaniment.

This system contains two staves. The top staff continues the Flute part with a melodic phrase. The bottom staff continues the Trombone part with a rhythmic accompaniment.

Fl. Ob. Pos.
Digitized by Google

This system contains the final two staves of the score. The top staff continues the Flute part with a melodic phrase. The bottom staff continues the Trombone part with a rhythmic accompaniment. The system ends with a double bar line.

VI.

The first system of the musical score, labeled 'VI.', consists of two staves. The upper staff features a complex melodic line with many beamed sixteenth notes and some grace notes. The lower staff provides a rhythmic accompaniment with chords and moving bass lines.

The second system continues the piece with similar melodic and accompanimental textures. The upper staff has a more active melodic line, while the lower staff maintains a steady accompaniment.

The third system includes a dynamic marking of *ff* (fortissimo) in the lower staff. The music features a change in key signature, indicated by a sharp sign in the bass clef.

The fourth system concludes the section with sustained chords in both staves, ending with a double bar line.

Andantino e con molto espressione

ob.

The fifth system, marked 'ob.', begins a new section in 3/8 time. It features a piano (*p*) dynamic. The upper staff has a simple melodic line, and the lower staff has a dense accompaniment of chords.

The sixth system continues the 'ob.' section with similar melodic and accompanimental patterns. The lower staff has a more active bass line with moving chords.

Fl.
Ob.

p

Ob.

This section contains the first three systems of music. The first system features a Flute (Fl.) and Oboe (Ob.) part. The second system continues with the Oboe part. The third system shows the Flute and Oboe parts. Dynamics include *p* and *Ob.* markings.

*** Allegro assai**

pp

cresc.

v

This section contains the last three systems of music. The first system is for Violins (v) and Basses (v) with a *pp* dynamic. The second system continues with *v* and *cresc.* markings. The third system shows the continuation of the parts.

*) In Pt. I fehlt der Schluß der Ouverture, und es folgt „attacca“ hier die Introduction

First system of musical notation, featuring a grand staff with treble and bass clefs. The piece begins with a forte (*ff*) dynamic. The right hand plays a melodic line with eighth and sixteenth notes, while the left hand provides a harmonic accompaniment with chords and moving bass lines. The key signature has two flats.

Second system of musical notation. The right hand continues with a melodic line, and the left hand features a prominent bass line with a triplet of eighth notes. The key signature changes to one flat.

Third system of musical notation, marked with an asterisk (*). The right hand has a more active melodic line with sixteenth notes, and the left hand consists of block chords. The key signature has two flats.

Fourth system of musical notation. The right hand features a complex, rapid melodic passage with many sixteenth notes. The left hand has a rhythmic accompaniment with triplets of eighth notes. The key signature has two flats.

Fifth system of musical notation. The right hand plays a series of chords, and the left hand has a steady accompaniment of chords. The key signature has two flats.

Sixth system of musical notation. The right hand has a melodic line with eighth notes, and the left hand has a rhythmic accompaniment. The system concludes with a double bar line and a repeat sign.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS



Allee im Herbst



Digitized by Google

H. Liesegang



X. Jahrg.

November 1907

Heft 2

Sterben

Von

Elmar v. Monsterberg

„**G**efragten die Leute, die so gerne allem nachgehen, was ihre Nebenmenschen beschäftigt: „Wenn ich dem Tode so viel nachsänne — ob ich wohl sterben möchte, die Welt schon ohne Schmerz verlassen könnte — bald?“

Wenn ich mir den Augenblick vorstelle — so stark, so lebhaft, wie meine Phantasie nur zu arbeiten vermag, — so muß ich ehrlich sein . . . ohne Leid, ohne Bedauern noch nicht.

Ein völlig schmerzloses Gehen ist wohl überhaupt nur denkbar, wenn man alle die, so man lieb hat von ganzer Seele, dort weiß, wohin man gehen will und soll. Nämlich in ein Leben, von dem der Menschensohn gesagt: „Wer mein Fleisch isst und mein Blut trinkt, der hat das ewige Leben und ich werde ihn am jüngsten Tage erwecken.“ Und wie dies vielen seiner Jünger eine zu harte Rede war — um dertwillen sie sich abseits wandten und verloren —, so ist es vielen wiederum eine zu harte Rede, daß ihre Seele einem unzeitlichen Leben entgegengleiten soll. Gehalten ist unser Geist und wir können nicht tragen, was die Ewigkeit schuf und erfüllt: „Wahrheit!“ Klug und gewaltig dünken wir uns, wenn wir alles leugnen, — und sie doch suchen gehen! Und was wir nicht mit Händen fassen und mit unserm erdenschweren, verschleierten Verstand zu begreifen vermögen — es ist wie in jener Zeit auch heut' noch eine

zu harte Rede. Und die vielen, viel zu vielen, wenden sich abseits. Sie, die so manche Gleichung mit einer „Unbekannten“ gelöst — bei dieser einen, andern will sie ihnen niemals aufgehen, weil sie die eine Unbekannte zur Lösung nicht annehmen wollen. — — —

Und dann — dann käme zu dem schmerzlosen Scheiden noch eins — das Bedauern, die Arbeit lassen zu müssen, die einem das Höchste ist, nachdem die Tiefen des Erlebens überwältigt sind. — Das also wären die Ansprüche, welche die Erde an mich hätte, und dieser Schmerz des Losringens ist der letzte Tribut, den man ihr zu zahlen hat. Gut, daß es der letzte ist, denn sie hat unser Leben lang verstanden, ihre Rechte hart und rücksichtslos an uns geltend zu machen. Wo aber etwas zu zahlen und zu begleichen ist, bleibt in notwendiger Folge einer stets der Übervorteilte. — Und hier ist's die Erde. Wertlos ist das Gewand eines Großen, wenn er es nicht trägt. Die Erde behält unser Gewand — das Große, was es umhüllt, wird hineinwachsen in das — was die Ewigkeit ihm gewoben hat.

Und doch — wenn ich wieder und wieder abwäge mit rein sachlichem Überlegen — dann flutet über mich eine solch rastlose Sehnsucht, ein solch verzehrendes Verlangen, bald, bald einberufen zu werden dahin, wo die köstlichste Liebe unser harrt, um uns zu durchstrahlen. Mich überkommt ein riesengroßer, bewußter, jubelnder Stolz, daß es uns gefest ist, nach Ablauf des nötigen Läuterungskreislaufs, — und wenn wir Einlaß fanden durch das Tor der Gerechtigkeit, — zur Reife der Vollkommenheit an Geist und Seele zu gelangen, der Vollkommenheit, die der Endzweck unserer Wesenserschaffung sein muß und ist. Lachende Fröhlichkeit werden wir dann verkostet — denn wir schütteln ab, was fremd und klein an uns und in uns war auf Erden. Wundervolle und neue Ufer werden vor unsere Tore ziehen und unglaubliches Leben uns durchströmen. — Und es durchglüht mich schon jetzt das Bewußtsein des kommenden, tiefsten, ausfüllenden Glücks, daß wir Urwäter, Christus nahe, immer näher kommen werden, unüberwindlich angezogen — — denn in uns ist ein Teil seiner unaussprechlichen, durchscheinenden, göttlichen Kraft — die rückverlangend zu ihm strebt — — bis dann unsere Seele ausgefüllt sein wird im Begreifen, unser Geist weiterschauend wird, weil er ganz und immer unendlicher durchflutet, durchdrungen werden soll und wird von Gott, dem Licht.

Ich freue mich darauf und kann es nicht erwarten, wie ein Kind, das Weihnachten ersehnt, — wenn es auch vorher durch ein finsternes, dunkel-schweres Zimmer muß — ehe denn die Erfüllung kommt und das Licht es überflutet.

Und frage ich mich noch einmal, ob ich gehen könnte, bald, ohne Schmerz, so stürmt das „Ja“ mir auf die Lippen — denn unsagbar, unaussprechlich köstlich ist das Leben, das unser harrt. — — Irdische Worte vermögen es nicht zu schildern.





Fließendes Wasser

Roman

von

Bernhardine Schulze-Smidt

(Fortsetzung)

Viertes Kapitel

Was is nu so bei Hofierung, B'roneß, Pein un Aufrihtung, bis daß es hilft," sagte Schwester Mine. Mit ihrer vollen, dampfenden Suppentelle in der Hand trat sie in die Rükchentür und wies Setta ab am folgenden Tage. „Frau Oberin bringt ihr alles selber hin un spricht ihr zu, un unse Pastohr is kräftig ans Werk. Die andern Reuigen sind alle leichter; bloß Eisebeth, die benimmt sich noch nich. Denn so bis nächstens, B'roneß. — Sie sind alle in' Garten zu arbeiten. Schwester Beate paßt auf. Hörr B'ron, der hat Besprechung an' Tannenweg mit Frau Oberin.“

Setta war bitter enttäuscht, daß ihr der Pfad verlegt war. Sie hatte die neue Pflicht mit dem ganzen Herzen ergriffen. Vielleicht gab es doch im Garten etwas für sie zu tun. — So wandelte die schmale Gestalt im altmodischen Kleide wieder die trauten Jugendpfade, dort, wo noch nichts geordnet und gerodet war. Den Mahonienweg entlang, über den Sommers rotblättriges Haselgesträuch Schatten warf, und dann den malerischen Tannenweg, hinter dessen Edellichten junge Eichen stolz emporwuchsen. Vor den Bäumen lag ein Streifen Wildland: Hasenohr und Fahnenhalm im Grase, gelb durchseht von Nachtkerzen und lila von Glodenblumen und Klebwiden, sobald der Juli ins Land kam. Jetzt sproßte das alles erst üppig, aber der Weg sollte für Fuhrwerk verbreitert werden, und da bückten sich die Ahsylstinnen in einer Reihe und hackten mit trägen Schaufelstößen die keimende Sommerpoesie hinweg, immer am abgepfädten Strich weiter. Schwester Beate beaufsichtigte nur bis zum Mittagsläuten, dann wanderte sie nach Brodhorst zurück. Ihre erste Nähstunde im Ahsyl war enttäuschend gewesen.

Am Ende des Tannenwegs neben der Oberin stand Heinrich Alvedissen breit und ragend; das blonde Gesicht trotz der gebräunten Haut hell

im Sonnenglanz. Er zeichnete mit der Stockzwinde in den Riez und bemerkte Settas Kommen nicht; aber seine bloße Anwesenheit machte ihr Mut. Sie blieb stehen und bot dem ersten der Mädchen die Hand mit einem freundlichen Worte.

Die große, üppige Person sah sie verschmizt an und schüttelte ihre feine Hand herb und schlenkernb. Die übrigen kamen auch herbei und scharten sich um sie, den Arm eingestemmt oder auf ihre Hacken gestützt. Freche Augen, neugierige und stumpfsinnige, aus denen die Fierheit glöste, musterten sie. Nur zwei schwermütige wendeten sich ab, und das arme Geschöpf, dem sie angehörten, verkroch sich hinter den Eichen an der Ringmauer.

Setta kannte sie wieder. Gestern früh in der Allee hatte sie sich auch vor ihr versteckt. Sie ging ihr nach und hielt sie auf. Ein verhärmteter Schatten war sie, ganz jung und klein. Wie eine spießbürgerliche Volksschullehrerin sah sie aus, peinlich und verängstigt. Auf keine Frage antwortete sie. „Es ist nicht abzuwaschen — —“ weiter kam nichts.

Flüchtend schob sie sich längs der Mauer hin, und dort, wo sie den andren fern war, brach sie hastig durchs Lännicht, schlurzte die Hacke nach sich und begann wieder zu arbeiten an einer menschenleeren Stelle.

„Lisbeth! — Anschließen!“ rief Schwester Beate ihr zu, und sie mußte in die Reihe zurücktreten.

„Qual!“ hörte Setta sie sagen. Dann hatten sie alle mechanisch weiter von Pflöck zu Pflöck.

Heinrich Albedissen hatte seinen Plan für die Krankenbaracke hinter dem Tannenwege fertig in den Riez gezeichnet und erläutert. Er verabschiedete sich von der Oberin und bemerkte nun erst seine Schwester. Grüßend hob er den Hut und ging ihr entgegen.

Sie legte ihre Hand in seinen Arm, und miteinander schritten sie, an der Reihe Arbeitender vorüber, hinaus. Das Gittertor klorrte ins Schloß, und gemächlich wandelten sie die Dorfstraße hügelan, zwischen Gärten und Eichenkämpfen und tiefeingerückten Höfen. Mittagsruhe lag auf dem Dorfe, nur die Stare und Spazzen lärmten. Die Birnbäume standen in dicken Knospen, und die roten Tulpfen, wild im Grase des Pfarrgartens, spreizten ihre Kelche flach auseinander im Sonnenglanz.

„Sag eins, mein Settken: bist du nicht wohl?“ fragte Heinrich.

„Doch — doch; ganz wohl. — Danke.“

„Was schluckst du denn so?“

„Nichts — bloß so, Hünze.“

„Ist das wahr? — Gucl mich an, Settken.“

Schmerzlich blickten ihre Augen in seine. Fort und fort mußte sie denken: „Qual!“ und sah das ehrbare, vergrämte Gesichtchen an der Ringmauer, und sah Rose Diener auf ihrem Bette liegen und ihre Hände gegen die Brust ballen. Qual und abermals Qual, und das war doch auch Jugend, von Müttern geboren und auferzogen, wie sie vor vierzig Jahren.

Heinrichs leidenschaftslose Stimme löste den Krampf in ihrer Brust. „Ich muß dir herzlich für deine Hilfe danken und dich loben,“ sagte er. Da deckte sie ihre freie Hand über die Augen, und dahinter tropften die Tränen auf ihr schäbiges Mäntelchen nieder.

„Nicht danken, lieber Bruder —; ich habe ja zu danken für soviel Liebe von euch — und Treue — und Frieden. Unfre Traurigkeit, die wir erlebt haben, — die ist ja Guttat von Gott gegen dies Elend auf unserm alten Hoff! O vergib mir, Sinze — laß mich weinen —!“

Er drückte schweigend ihren Kopf an sich, spannte ihren Sonnenschirm auf und hielt ihn über sie. Die bittere Traurigkeit war ihm an ihrem glücklichen Temperamente ungewohnt, aber er achtete sie als einen Durchgangszustand zu bewußterem Wollen und Tun. Deshalb mahnte er nicht: „Fasse dich —“, sondern ließ sie weinen.

„Vergib mir,“ wiederholte sie nahe am Hause mit gebrochener Stimme, und er antwortete:

„Wein' dich aus; wenn die erste Last herunter ist, liegt die zweite desto sicherer.“

So ward sie in sich selber still, und zwischen ihren Gedanken drückte sie ein paarmal die brüderliche Hand. Heinrich war zufrieden, daß sie ihn beim Lebewohl vor Bickers Tor aus ihren alten Augen ansah und fast ein wenig schelmisch sagte: „Laßt mich nur gewähren, Sinze.“

Sonntags darauf, nach dem Essen, tagte das Patronat des Asyls oben im Drünker Schloß. — Heinrich saß mit seinen Damen im Gartensaal beratend um den runden Tisch. Zwischen Setta und Sophie Antonie Leyen auf dem hohen Stuhle mit dem Allianzwappen in hundertjähriger Perlenstickerei.

„Lies, Sophie“, sagte sie und hielt sich genau so lotrecht, wie die feudale Wappenlehne. Beim besten Willen konnte sie nicht behaglich sein.

Sophie las vor:

„Hoch zu verehrender Vorstand, gestern hat uns Fräulein Schulte für kommenden Dienstag zu unserm acht Heilsbedürftigen vier fernere angemeldet, und dieses Zuwachses wegen ersuche ich noch um eine Schwester von guter Arbeitskraft. Außerdem tut uns eine ständige Vormittagshilfe für Näharbeit und Wahrnehmung innerer Mission dringend not. Schwester Beate ten Brink erklärte, ihr sei während der heißen Monate der Weg von Brockhorst zu beschwerlich, und wünscht zur Irrenpflege überzugehn. Lic. P. Wittling unterstützt meinen Antrag. Schwester Alma Bodensiel, Oberin.“

„Diese alberne Beate! Das nennt sich Diaconisse und verlangt Rück-sichten“, sagte Antonie.

„Das nennt sich Menschenkind und hat von Gott eine Pferdekraft zu wenig für die Ansprüche müßiger Mitchristen empfangen,“ entgegnete Heinrich. „Was schlägst du vor, mein Söphchen?“

„Daß du wegen der Diakonisse gleich morgen früh zu Bobelschwingh hinüberfährst, liebster Mann; aber nun die Vormittagshilfe?“

Setta erhob sich und stand blutübergossen: „Ich —!“

„Du, Susette?“ Antonie beugte sich vor und richtete ihre Lorgnette am langen Stiel auf die Errötende. „Ich höre wohl verkehrt: du? Das klingt ja nach Sonnenstich.“

„Hingz hat mir den Willen gestärkt, und der liebe Gott hilft mir,“ sagte Setta und streckte ihrem Bruder die Hand hin.

Er nahm sie lächelnd, aber Sophie fuhr wie eine Rakete dazwischen in ihrer Freude und flog Setta um den Hals.

„Hab' ich's nicht gewußt, daß es ohne Setten nicht geht, Töne? Herrlich, daß du willst, Süße! Wir vertrauen dir; mach' du es gut!“

Ihre helle Wärme überstrahlte Zweifel und Spottsucht. Antonie lächelte auch, ihr frostiges, kleines Lächeln, und meinte: „Susette muß erst noch Lehrgeld zahlen. Sowie das einkassiert ist, bin ich für den dauerhaften Programmentwurf, eher nicht. Wir stecken alle in den Windeln, und die superkluge Alma ist die verantwortliche Wickelfrau für Gut und Böse.“

„Für solchen Gleichnistram bin ich zu dumm!“ rief Sophie heftig; da wurde zum Glück das gräßliche Coupé gemeldet.

Sowie Antonie hinaus war, rückten die Geschwister zusammen aufs lange, geblünte Kanapee. Setta packte ihren Werlingshovener Zuckertuchen aus, und der Tee wurde gebracht. Bis zur Dämmerstunde planten sie, und Setta sagte zu allem ja und Amen. Auf Treu und Glauben übernahm sie die neue Pflicht, ohne Ahnung, ob sie eine Sklavenkette oder eine aus den Rosen der heiligen Elisabeth für sie werden würde.

Durchs Abendgrau begleitete Heinrich sie heim. Sie sprachen kaum, erst bei der Viehtränke am Hang mit dem rinnenden Quellwasser über dem uralten Steintroge hob Heinrich Settas Gesicht am Rinn zu sich auf, ehe sie sich für heute trennten.

„Du sollst dir jetzt nicht gleich zuviel aufspacken lassen, hörst du? Sinnig nehmen, aber nie schlapp werden, hörst du?“

„Ich habe gute Ohren.“ Sie stand und legte ihm ihre Hände auf die Schultern. „Was denn aufspacken lassen? Dienen mag ich fürs Leben gern; knechten laß ich mich nicht. Jetzt bin ich noch benommen von meinem ersten bißchen Dienst im Hoff. Faß du mir meine Pflichten zusammen, mein Hingz; dich hör' ich am liebsten.“

Heinrich sah sie gerade an aus seinen ernstesten Blauaugen und hielt seinen auffspringenden Jagdhund zurück. „Eure Pflicht ist und euer Ziel, daß ihr die, denen ihr dient, von den Toten auferweckt.“

„Ja, ja — ich verstehe —“

„Nein, du verstehst noch nicht; du meinst den bürgerlichen Tod, und ich meine den Sündentod. Ihr müßt ihnen helfen, daß sie wieder an das ‚einmal‘ gedenken, das ‚damals‘, als sie noch rein gewesen sind. Bringt

es mit Erbarmen fertig, daß sie danach weinen; legt ihre Sünden zu Grab mit euren barmherzigen Händen, und dann öffnet ihnen die Grabestür — nach drei Tagen oder drei Jahren; einerlei: nur nicht müde werden.“

„Ich denke wie du,“ sagte sie leise. „Und ich will nur mitleidig dienen.“

„Vergiß die Strenge nicht, Settlen. Mitleid bringt das seidne Tuch und will den Schmutz sachte abtupfen: ‚ich tu dir nicht weh!‘ — aber was kannst du ohne grüne Seife machen, wenn der Schmutz Ausschlag und Fraß geworden ist? Kommst du mit der grünen Seife auch noch nicht zurecht, so muß das Messer her und schneiden. Alles Wildfleisch und den Eiter rein weg bis auf den Knochen, und muß davon ’n Stück heraus, gut, dafür gibt es ja noch Sägen: ‚hm, mein gut‘ alt‘ Settlen; das is ’n bißchen ärger als ’n schlimmen Finger verbinden und ’n Wespenstich kühlen!“

Setta sah stumm zu ihm auf und er strich ihr über die ängstlichen Augen.

„Starke Gleichnisse demonstrieren besser als zimperliche; deshalb braucht es nu nich absolut Knochenfraß zu sein, was du unter die Finger kriegst. Du mußt nur deine Instrumententasche immer bei dir haben, verstehst du?“

Sie nickte langsam und zwinkerte mit den Augen: „Ich fürchte, da muß ich doch ans Sägen, Sinze — —“

„Schön; denn also los und mit Courage!“ ’n Abend, mein Settlen.“

„’n Abend, mein Sinze. — Immer muß ich dir danken —!“

„Dafür nicht, is gerne gesehn. — Hierher Luz — psui!“

Er pfiff auf zwei Fingern, und der wilde Hund jagte ihm in großen Sägen nach, die Dränker Sohle hinunter.

Setta zündete bei sich daheim die Hängelampe an und zupfte beim traulichen Schein die welken Blätter von all ihren Blumenstöcken im Erker. Mechanisch und gedankenverloren tat sie das; aber als die Stöcke rein standen, war sie auch mit sich selbst und ihrer Mission ins reine gekommen.

Fünftes Kapitel

Die Oberin verbeugte sich steif, als Baroneß Setta erschien und sich ihr für die Vormittagsarbeit von neun bis zwölf zur Verfügung stellte. Der Dränker Landbote hatte erst heute früh Heinrichs Anweisungen ins Bureau gebracht. Schwester Martha dagegen war schon gestern aus Bielefeld eingetroffen. Drüben, vor der Blutbuche, stand sie hochgeschürzt, trat den Spaten energisch ins Erdreich und kommandierte ihr Volk. Sie sah frisch und rotbäckig aus; spiegelndes Flachshaar vor der Haube, Prachtzähne im breiten Munde. Eben stimmte sie laut den passenden Choral für diesen wunderschönen Morgen an:

„O, daß ich tausend Zungen hätte
Und einen tausendfachen Mund!“

Ungleich im Ton folgten die Singenden; Harmonie gab’s noch nicht.

„Die Diener hat noch Stubenarrest, allein sie muß beschäftigt werden“, sagte die Oberin. „Bis zwölf kann sie flicken; Material hat sie schon oben.“

Im Betfaal traf Setta auf Pastor Wittling. Er kam aus dem Wildenzimmer und blickte verblüfft und entrüstet drein. Setta sah wohl, daß er den Mund zur Anrede öffnete, aber sie wollte sich nicht verwirren lassen, grüßte nur und klinkte die Thür auf.

Rose hockte auf dem Fensterbänker, hielt den gelben Nähkasten offen im Schoß und stieß die Garnrollen hin und her. Als Setta auf sie zukam, packte sie das nächste beste: ihr Schnupftuch, feste mit der Schere ein Stück mitten heraus und warf der Kommenden den zusammengeträulchten Rest vor die Füße.

„Segen Sie das wieder hinein ohne Bruch und Knick! Das könnt ihr alle nicht!“ schrie sie außer sich. „So bin ich — so ist mein Leben! Laßt mich in Frieden!“

„In Frieden sollen Sie bleiben, aber fliden lernen sollen Sie auch, so wahr ich hier stehe“, erwiderte Setta. „Erst das Handtuch da und dann Ihr Leben. Fädeln Sie ein; Sie haben jaust das rechte Garn in der Hand. Fädeln Sie ein, sag' ich; ich warte.“

Sie wußte selbst nicht, woher sie urplötzlich die Strenge nahm, die Heinrich von ihr verlangte. Das grobe Handtuch zum Fliden rollte sie auseinander und leitete die störrische Nadel, bis die saure Arbeit getan war. Dann nahm sie Rosens zerfestes Schnupftuch, schnitt es rechts und links vom Schaden auseinander und nähte die beiden Teile fein und fadengerade zusammen.

„So wird es gemacht, ohne Bruch und Knick; merke dir das“, sagte sie ernst. „Weg mit dem Lumpenstück und eine rechtliche Naht gesteppt; die gibt das neue Ganze. Ungeschehen kannst du nichts machen, aber anständig ausbessern, das kannst du. Die Naht verunehrt dein Tuch und dein Leben nicht.“ —

Kurz vor zwölf trat die Oberin ein und revidierte. Die beiden saßen still Seite an Seite beim zweiten Handtuch; Setta zeigte die fertige Arbeit vor und antwortete einsilbig auf die Fragen der Oberin. Die Strenge war ihr doch schwer geworden.

„Morgen lernen wir weiter, mein Kind“, sagte sie, beugte sich zu ihrer Schülerin nieder und küßte sie zum Abschied auf die Stirn.

Das berührte die Oberin unsympathisch; denn etwas Sonderbares kam mit einem Male über ihr Unfehlbarkeitsbewußtsein: Unsicherheit angesichts dieser allüberwindenden Güte. Es dämmerte ihr so etwas wie ein Herausrastwachstum aus ihrem Kleide dienenden Herrschertums und auch hinein ins weite Gewand reiner Menschlichkeit, das die Idealistin trug. Wortlos verließ sie das Wildenzimmer, und Setta folgte ihr auf dem Fuße.

Unten standen sie noch einen Augenblick zusammen vor der Rampe, während Schwester Martha ihre Herde paarweis an sich vorbeiziehen und hineingehen ließ zum Essen. Lisbeth schlich hintennach und hob den Kopf nicht.

„— könnte meine Rose der nicht etwas sein, liebe Schwester?“ fragte Setta. „Ich habe ja jezt auch eine Stimme im Hoff, und ich denke mir

so, wenn wir all den verkehrten Eigenwillen aufs Bemuttern und Fürsorgen lenkten, statt immer nur selbst zu bemuttern — das brächte sie am Ende noch rascher vorwärts. Zuviel Predigt macht müde, müder als Angreifen und Gutes tun.“

„Nun wohl — Elisabeth Folkert mag morgen mit Rose Diener bei Ihnen nähen“, entgegnete die Oberin kurz.

„— und ich will sie beide an die Hand nehmen — gern! — Bis morgen denn, Schwester.“ Schmal und lang, die Ellbogen unter dem Radmäntelchen angebrückt, das Kleid ein wenig zu kurz, den befranzten Sonnenschirm hart überm Hute haltend, so schritt sie dahin, vor Geschäftigkeit trippelnd.

„Was richtet solch ein Zwitterwesen zwischen verjährt Romantik und unklarem Neuzeitsdrange wohl in unserer Sache aus? — Was sollen wir bei unsren grobkörnigen Entgleisten mit Schmetterlingsfühlern?“ — Die Oberin wiegte den Kopf und ging hinein. Ihr einsames Mittagsmahl stand schon bereit, ohne Tischtuch auf dem großen Tischebrette angerichtet. Beim Essen las sie die Posteingänge. — — — — —

Andren Tages brachte Schwester Martha Lisbeth Folkert zur Nähstunde zu Rose Diener ins Wildenzimmer. Lisbeth ließ sich schieben. Wie in Handschellen und Fußseisen ging sie. Vor Settas mitleidigen Worten bebte sie zurück.

Stumm setzte sie sich auf die Stuhlkante und ließ sich ihre angefangene Näharbeit zwischen die Finger stecken. Ihre Ohren hörten nicht, ihre Augen sahen nicht; ihr Mund blieb versiegelt. Langsam zog sie den Faden zu unnatürlich feinen Stichen durch den Hausmacherdrell. Vor ihr hatte sich die Welt zugetan, und was hinter den verschlossenen Türen in ihr mit dumpfer Regung lebte, das sah nur Gott, der Süchtiger und Erbarmer. Settas beschränkter Blick konnte es, trotz aller Willigkeit, nicht ermessen. Seit Tagen erfuhr sie lauter fremdartige Wirkungen, deren Ursachen ihr so fern lagen wie die Alpengipfel den Hügelwellen der westfälischen Ebene.

Rose gabelte zerstreut ihre unordentlichen Stiche. Wieder und wieder warf sie brennende Blicke auf das vergräunte Geschöpf und bewegte unruhig die Glieder. Endlich war es, als mache sie sich mit einem Riß und Ruck von der eigenen Last frei; sie preßte die Hand auf Lisbeths Arm und raunte vernehmlich:

„Laß dich nicht unterkriegen! Wir sind alle in derselben Verdammnis. Wenn die da weg ist, dann trösten wir beide uns, nicht?“

Setta räumte eben zusammen und sah die Undankbare traurig an. Rose nahm den Blick auf und erröthete nicht einmal, aber sie folgte Setta bis zur Stubentür und griff hastig nach ihrer Hand.

„Ja — Sie sind gut — und wenn eine von uns je aus dem Kanal raus könnte, dann — —! Ach, was verstehn Sie davon! — So dumm!“

„So dumm!“

Das Wort der Dirne machte Setta doppelt Herzweh, weil es die Wahrheit sagte. Dumm war sie — so dumm —, zu dumm. Sie hatte mit ihrer christlichen Mitleidsliebe die Sünde tapfer angefaßt und ihren Ekel vor der kleberigen Haut und dem Pesthauche des großen Reptils bezwungen. Seine schamvolle Naturgeschichte und seine Ausrottung mit den Geschwistern zu besprechen, dagegen sträubte sich ihr Gefühl. Pastor war der nächste dazu, wenn sein Salbadern ihr auch, trotz frommen Sinnes, in den Tod zuwider war.

Der Pastor kam aus seiner Studierstube in die Diele des bäuerlichen Pfarrhofes und empfing sie selbst. Die Brinkschulden, seine Aufwartung, hatte schon Mittagsgicht gemacht. Er war Junggesell, ein kleiner, kantiger Herr mit Kahlkopf und vorquellenden Augen im breiten Gesichte. Westfälische Art, ohne westfälische Mächtigkeit. Wenn der lutherische Eifer nicht um seinen Mund bebte, hatte sein Ausdruck etwas Unbehilfliches.

„O, mein! — Baroneß Alvedissen! — seh ich recht?“ sagte er verwundert und streckte ihr seine weiche Hand hin, die niemals drückte. — — — „Bitte, hier herein — entschuldigen Baroneß bloß den Schlafrod —“

„Das ist ja ganz gut so — —, nur daß ich meinen Faden nicht verliere“, fiel sie ihm ins Wort und strebte eilig, ihm voran, in seine Stube. „Offiziell komm ich nicht, nur in der Not um meine beiden von drüben. Es ist wegen der Diener und der kleinen, armen Folkert.“

„Ja — jaja: dem Herrn sei's geklagt — jaja — hm — —. Zwei durchaus gegensätzliche Naturen, und dennoch an der nämlichen Beule siech — ja — ja —!“

Sie setzte sich schräg auf den nächsten, besten Stuhl, und die helle Röthe lief ihr übers Gesicht: — „Es übernimmt mich; ich komme mit meinem bißchen Menschenkenntnis nicht aus, Pastor. Ich verstehe mich nur auf das alltägliche Dulden und Verschulden wegen Mein und Dein und Hauskreuz; das was offenbar vor jedermanns Augen liegt, Pastor. Jetzt ist mir zu Mut, als ob ich ins Bergwerk hinuntergefahren wäre; alles schwarz und kein Licht. Da tappe ich rechts und tappe links, und was ich auch gegen die Wand rufe: der Widerhall ist fürchterlich. Was soll ich tun, Pastor? Zurück von unsrer Sache kann ich nicht mehr; mein ganzes Herz hat sie. Wenn die da drüben mir das in Stücke brechen — wie Gott will — ich geb' es hin. — Was soll ich tun? Raten Sie mir, Pastor.“

„Hier steht Rat und Auskunft geschrieben — sonst nirgends, Baroneß!“

Er nahm seine Bibel und schlug auf. Es traf sich glücklich, daß er gerade das Richtige unter die Hand bekam. Das Lukasevangelium von der Sünderin, die Jesu Füße reuig salbte und küßte, sie mit ihren Tränen neßte und mit ihren Haaren trocknete. Sieben Teufel waren von ihr ausgetrieben; sie hatte unkeusch geliebt, und Simon der Phariseer mochte sie nicht anrühren. Und dieser Argen sagte Jesus in Milde: „Deine Sünden sind dir vergeben; gehe hin mit Frieden“; tröstete sie und legte seine Hand schützend auf ihren Scheitel.

Er war zu Ende mit der Lesung und sah seine Besucherin starr und durchbohrend aus seinen wimperlosen Augen an, wie er's pflegte, wenn er den stumpfsinnigen Bauernseelen zum Erwachen helfen wollte.

„Baroneß — dazu müssen wir auch unfre Tiefgefallenen bringen und niedertnirschen, daß sie sich auf wunden Knien zu Christo Jesu hinschleppen und in ihren verstockten Herzen die Salben und Tränen für seine hochgelobten Füße bereiten. Dazu müssen wir sie beugen mit heiligem Zorne. — O Herr Gott, hilf deinem Diener und deiner Dienerin, daß sie nicht ablassen mit dem harten Stößel, bis das Mehl fein bereitet ist, daran du Wohlgefallen hast —!“

So wie er da im Schlafrock war, warf er sich neben dem Schreibtisch auf die Knie und betete laut mit erhobenen Händen.

Setta sah einen Augenblick wie gelähmt. Dann stand sie kerzengrade auf und griff hinter sich nach ihrem Sonnenschirme.

„Das ist mir zu katholisch“, sagte sie nach seinem „Amen“, und in der Trockenheit ihres Tones lag viel von Heinrichs Eigenart. „Ich will von meinem Heilande und Bruder nur die Liebe lernen. Es steht bei Johannis geschrieben, daß der Menschensohn die lieb gehabt hat, die ihn salbte. Das ist mir die Lösung: ich habe jetzt meinen Rat und Trost.“

Er flammte auf. „Wollen wir uns in ein Gezänk und eine Spielerei mit dem teuren Bibelbuche verlieren, Baroneß?“

Sie beugte sich vor, und ihre träumerischen Augen unter den schweren Lidern glühten neu entzündeten Lichtern.

„Ich mag kein Gezänk, und Gott behüte mich vor Spielerei. Nur eins will ich Ihnen aus meines Herzens Überzeugung sagen: menschlich und göttlich — alles beides ist in unserm Heilande. Mich verletzt es nicht, daß er menschlich lieb gehabt haben soll, er, der so göttlich vergeben kann und aufrichten. Darum meine ich: wir müssen mit seiner menschlichen Liebe denen, die sich zum Bestier erniedrigt haben, ihre Menschenwürde wieder suchen helfen und ihnen dadurch den Weg zur Gotteskindschaft zeigen. Ich finde es nicht vermessen, wenn wir uns vornehmen: Lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei —“

„Baroneß!“

„O, nicht Gotteslästerung, Pastor, nur ein wahrhaftiges Vornehmen aus Liebe. Tief fühle ich: so muß ich tun! — Gott Dank, mir ist leichter; ich habe wieder Mut zu meinen Sorgenkindern. Danke, lieber Pastor; Sie haben den Sorgenstein ins Rollen gebracht. Das Evangelium ist doch schön!“

Er neigte feierlich den Kopf und bot ihr die Hand. „Gleichfalls Dank, Baroneß, daß Sie mir Ihre Seele aufgetan haben.“

Sie preßte seine weichen Finger herzlich zusammen und lächelte ihn an. „Jetzt werden Sie mich endlich los, Pastor; wir müssen beide notwendig an Tisch. Mein Gott! da steht ja Ihre Suppe und ist eiskalt geworden! „So; die wärmt Ihnen die Brinnschulten zu Abend, und Sie

essen heute bei mir. Machen Sie sich sogleich fertig, lieber Pastor, und keine Widerrede: 'n einzelne Frau is 'n einzeln' Mann über!"

Sehn Minuten später wandelte der wohlgebürstete kleine Pastor neben der schlanken Baroneß durchs Dorf; ein wenig linkisch und verlegen ging er, aber sie verschwanden mitsammen in Bickers Torweg, den Dörflern zur Augenweide. — Erst gegen vier trat der geistliche Herr allein wieder hinaus.

Einen Herzensbund, wie Schneider Wohlfahrt vermutete, hatten die zwei Ledigen nicht geschlossen, nur einen Arbeitsbund.

Sechstes Kapitel

Die Impulse lösten sich in Stetigkeit auf. Das kleine Reich hinter der schönen Gitterpforte derer von Alvedissen organisierte sich immer einheitlicher aus den Zwiespältigkeiten aller Art heraus. Von selbst schichtete sich die Arbeit in gesonderte Fächer, und jedes Fach fand von selbst seinen Verwalter. Pastor Wittling wirkte an den Bußfertigen, und es gab deren wenige; die Oberin ging dem vertrösten Synismus zu Leibe und sie hatte die Überzahl — die Schwestern Mine und Martha schafften wacker mit den Arbeitsamen und warben die Lässigen an. Sie hatten das meiste Glück bei der Sache, dank ihrer gesunden Frohnaturen, denen die Halbbildung den Stempel derber Naivität aufdrückte. Von ihnen aus verbreitete sich auch über das ganze Getriebe jene Gottesfurcht und Gottesfreude, die ohne Gesangbuch und Ziehkästchen, glückseliges Beten und Singen nicht denkbar ist.

Setta behielt ihre zwei Sorgenkinder, die in keine Kategorie paßten. Saure Mühe, schlaflose Nächte hatte sie von ihnen, obwohl Lisbeth scheinbar keine Schwierigkeiten verursachte. Wie eine willenlose Maschine verrichtete sie ihre Arbeit. Die Oberin hatte sie wirklich versuchsweise ins Wildenzimmer zu Rose Diener gelegt, und ein paar Wochen lang ging alles gut und friedlich zu. Dann kamen die glühenden Julitage, und durchs Aysl zogen unruhige Nächte mit Seufzen und Hinwegbegehren und Auflehnung da und dort gegen die saure Arbeit im Schweiß des Angesichts. Das Wildenzimmer fing auch an, sich mit bösen Geistern zu beleben, und wenn die Oberin ihre letzte Abendrunde mit dem Windlichte machte, stand sie meist minutenlang hinter der Tür der beiden und suchte vergebens das klagende Gemurmeln da drinnen zu enträtseln. Öfters fiel Rosés scharfe Stimme befehlshaberisch zwischen dieammerlaute und löste dumpfes Stöhnen aus; einmal gellte ein Schrei auf, gehemmt gleich dem Schrei des mühsam unter Ayldruck Erwachenden. Da ging die Oberin hinein, hob ihr Licht hoch und fragte:

„Was geht hier vor?“

Keine Antwort kam. Die zwei in ihren Betten kehrten sich gegen die Wand; Rose atmete rasch und laut, Lisbeth flach, kaum vernehmbar. Die Oberin wiederholte ihre Frage. Als alles still blieb, wendete sie sich

das kleine Gesicht der Unglücklichen mit Gewalt zu. Nichts darin zu lesen; gläsern starrten die wachen Augen sie an. Rose warf sich herum, stemmte sich auf den Ellbogen und beobachtete —: eine Löwin, für ihr Junges sprungbereit. Ein böser Funkelblick, voll ungebrochenen Trostes, und dennoch war etwas darin, das in der kühlen Herrscherin Theilnahme erregte.

Sie verließ das Wildenzimmer mit einer ernstern Verwarnung, und andern Tages ließ sie sich Rose ins Bureau kommen.

„Wenn du nicht Ruhe hältst, wirst du von deiner Freundin getrennt.“

„Gut, dann seid ihr mich auch los“, sagte die Dirne und warf den Kopf auf.

„Respekt — oder —!“

„Ein Geschöpf muß ich für mich haben, sonst halt' ich die sechs Monat nicht aus, die ich Pfingsten versprochen habe.“ — — —

Setta, als sie den Vorfall nachfragte, erhielt eine ähnliche Antwort.

„Das Ding grämt sich um 'ne Lapperei tot! Wievielmahl müßte ich mich wohl totgrämen? Hundertmal —, und nu grade will ich wieder zu leben anfangen, und sie soll es auch.“

„Recht so. O, das freut mich von Herzen!“

„Freuen? bah! Unser Leben ist nicht euer Leben — —!“

* * *

Nadenschläge! Nadenschläge! Was Setta zu halten glaubte, war keine Seele, sondern ein Mal. Wie ein solcher zuckte immer wieder mit zäher Lebefähigkeit auf, was sie gehäutet, getötet und zerstückelt wähnte.

Es war ein unbändiger Trieb in dieser Eingesperrten. Weder Genußsucht noch Lasterhaftigkeit an sich, sondern einfach der unwiderstehliche Drang des Naturgeschöpfes. Jener Eiertrieb, der lockend und werbend durch stille Wälder schweift, der die Wüste erzittern und die vereisten Alpengrate widerhallen macht. In wilden Stößen arbeitete er aus ihr heraus und löschte sich im Sumpfe. Manchmal schien sie selbst die Unglückslast ihrer Sünde zu fühlen, geistlichem Zuspruche jedoch blieb sie unzugänglich; nur auf Settas Hände fielen vereinzelt Male schwere, stumme Tränen in der schmerzlichen Stunde zwischen Licht und Dunkel.

Eins aber war doch versöhnend: ihre Liebe zu Lisbeth, die ehrliche Liebe, die lichte Augenblicke schuf und die Dirne zum Weibe machte — zum mütterlichen fast. Allmählich begann ihr Wesen sich in dieser selbstgewählten Pflicht zu ändern, um so mehr, je augenfälliger es mit der Kleinen bergab ging. Beides machte Setta sich klar, und die stille Angst um das arme Geschöpf, dessen Gemüt der Trübsinn langsam zerdrückte, paarte sich mit der gerührten Freude an Rosens Fortschritten. — Sie beobachtete noch ein Weilchen und meißelte mit ihren feinen Händen vorsichtig an ihrem Liebeswerke weiter; dann überkam sie die Furcht, Lisbeths wegen, stärker und endlich so stark, daß sie ihren schwankenden Plan mit Heinrich festlegte. Doktor Reinboth, der Soltsbrinker Irrenarzt, mußte notwendig zur Konsultation auf den Hoff; die Kleine hatte leßthin ganz sonderbar mit der

Schneiderschere herumgepfuschert, und die dicke Vorhangschnur im Wildenzimmer war abgerissen und war gestern hinter ihrem Bett gefunden worden. So ging es doch nicht weiter.

Sie bat Heinrich um den Sandschneider und Bennas. Sie selbst wollte zur Irrenanstalt hinüberfahren und Rose Diener mitnehmen.

„Weshalb denn das?“ fragte Heinrich erstaunt.

„Vertrau mir, Hinz; ich habe eine Zukunftshoffnung —“ entgegnete sie. „Sowie ich mich mit Reinboth ins Vernehmen gesetzt habe, hörst du alles. Bitte, vertrau mir.“

„Gern, Setta. Also morgen früh um neun kriegst du den Wagen, und laß Bennas unterwegs keinen Schnaps geben, höchstens 'n Krug Bier.“

Der Septembertag war wunderbar schön, kühl und duftig, die Erntearbeit vorüber, aber die Gärten strotzend von Früchten und farbenprahlenden Blumen: Astern und Georginen und Gladiolen in langen, leuchtenden Rippen. An allen Säunen Sonnenblumen und hohe Stodrosen. An den Mauern flossen die glühroten Wildweinranken gleich Blutströmen hernieder, und letzte Nacht hatten drüben durch die Wälder in Heinrichs Sagen die brünstigen Hirsche geschrien, daß es dröhnte. Die Zeit der letzten großen Liebesehnsucht in der Natur brach an.

Der Sandschneider hielt am Hinterpförtchen in der Ringmauer, da, wo sie niedrig um den alten Viehhoff mit Düngergrube und Komposthaufen lief. In einer Ecke des Viehhoffs der Scherbenberg; gegenüber der Geräthschuppen. Der Weg zum Pförtchen vertraut und von krummen, ausgebienten Apfelbäumen eingefast. Vom Wildenzimmer blickte man über den Viehhoff weg ins offene Land, und der Blick war träumerisch und lichtvoll zugleich.

Als Setta Bennas' Peitsche knallen hörte, nahm sie Rose an den Arm, und, ungesehen von den übrigen, stiegen sie, gleich vom Wildenzimmer aus, das selten benutzte Falltreppchen hinunter. Dann durch ein leeres Gelas in den Hoff hinaus. Setta lächelte beglückt. Mit diesem Ausfluge wollte sie ihrem Schützlinge gern etwas von seinen verwirkten Menschenrechten zurückgeben. Sie hoffte, daß die Ausgestoßene es fühlte. In Worte konnte sie's nicht so fassen, wie sie's wünschte. Deshalb schwieg sie und freute sich still.

Rose sprach auch nicht. Sie spähte nur aufmerksam um sich her und blähte die Nästern, als wittre sie Freiheit. Jenseits der Pforte stand sie still, während Bennas, der Mergeltuhle wegen, wenden mußte; drehte den Kopf unterm schwarzen Strohhute nach rechts und nach links und lachte, als schlige sie den andern ein Schnippchen. Sobald sie fuhren, begann sie lebhaft zu fragen und mit dem Finger zu deuten: — Wie hieß das Dorf da vor dem Gehölz? „Kirchhorsten? Gott, wie fromm!“ — und der alte Steinkasten da? Die Nobisburg? — Wer wohnte da drin? Baron Schlichtegrell? Du! Das klang gerade wie schlechte Laune, so giftig!

Wo war denn Solbbrink? „Das da? ach — so nahe? Das ist doch schade! — und die Türme am Horizont? Wohl Münster? Münster denk' ich mir famos!“ — Nein, bloß die Kreisstadt? „Schade; Kreisstädte sind widerlich, öde Plätze; gar kein Militär, nichts als spießige Beamte und 'n paar Häringsbändiger — schauderhaft öde — bah!“ —

Setta schob die Brauen zusammen. „Sehen Sie, drüben vor der Hohle kommt Drinker heraus, wo meine Geschwister wohnen,“ unterbrach sie; „das rote Schloß am Berg mit den zwei Türmen und dem vielen Efeu — liegt das nicht herrlich?“ Rose jedoch hatte sich schon zu Bennas gewendet, fragte nach den Namen der Pferde, tippte ihn an und machte Miene, vom Rücksitz aus zu ihm auf den Bod zu klettern. Allein Bennas wehrte dickfellig ab und hochte so mundfaul und gleichgültig über seiner Lise und Lotte, daß nichts mit ihm zu machen war.

So ließ sich Rose endlich in ein ernsthaftes Gespräch hineinziehen, und je mehr sie sich selber vergaß, desto klarer trat das aus dem dunklen Wirrwarr ihrer Gegenwart hervor, was sie einst empfangen und besessen hatte: Jugendziehung, Schulbildung von feinerer Art. Das Wort „Gouvernante“ lief mehrfach mit unter.

Es waren nur Reste und Brocken; alles wirklich Wertvolle hatte das schändliche Gewerbe verschlungen, aber wenn nun eine liebevolle Hand diese Brocken und Reste geduldig sammelte, ließen sie sich nicht doch vielleicht in eine neue Form pressen und dem Guten, Ehrlichen dienstbar machen, zum Beispiel dem Pflegeberufe? Weder Etel noch Blutscheu kannte dies Sorgenkind des Ufsls. Schon bei mehreren Anlässen, Schnitt- und Brandwunden in der Küche, hatte sie sich sehr anständig und besonnen gezeigt. Lag darin nicht eine direkte Hinweisung?

Als Settas Gedanken auf diesen Punkt zusammenliefen, zog Bennas die Zügel straff und hielt vor der Solbbrinker Irrenanstalt. Das hohe Eingangstor war von alten Kugelpfosten flankiert; rechts und links schlossen sich schwere Steinbänke an. Auf der einen rastete ein langer, raffiger Keel, hielt seinen Tabulettkasten auf den Knien und zählte die bunten Messer und langen Pfeifenrohre mit roten Tonköpfchen, die er von Dorf zu Dorf, von Jahrmarkt zu Jahrmarkt feiltrug, jeden Herbst seit zehn Jahren. — Pallvul, der Bosniak aus Krschevo, den die ganze Gegend kannte, und der einen guten Mund voll Deutsch sprechen konnte. Er hatte ein großes, Kühnes Gesicht mit Ablernase und starken Wangenmuskeln, listige Augen hinter schöngebogenen Wimpern und gestutztes Kraushaar, dem die rote Kappa auf dem linken Ohre prächtig stand. Wie er so dafas, gegen den grauen Pfeiler hingeräfelt, wirkte er ganz als Bild.

Setta winkte ihm und rief:

„Pallvul, komm her! Gut, daß ich dich treffe. Du hast ja letztesmal den Junkern die Messer gar nicht aufs Schloß gebracht. Jetzt will ich sogleich welche aussuchen. Steigen Sie aus, Kind; schellen Sie da am Tor.“

Der Bosniak hob sich lässig von der Steinbank auf, schulterte den Rastriemen und schob seine kraftvolle Länge mit trägen Schritten zum Wagen. Er wiegte sich in den Hüften nach Art der Orientalen und lachte frech, so daß die Zähne unterm Schnurrbart blinkten. Während Setta in ihrem Pompadour nach Kleingeld kramte, warf er, über ihren gesenkten Kopf weg, der Dirne einen wildfordernden Blick zu.

Roses Augen flammten ihm Antwort; von der bimmelnden Schelle weg lief sie auch an den Tabulettasten.

„Ach Gott, solch ein Spiegelchen! Wenn ich mir das kaufen könnte, Baroneß — und eins für Lisbeth!“

„Drai Groß, Gospodcina,“ sagte der Bosniak, und Rose bohrte ihre Augen abermals in die Lüfternen des Verführers, schüttelte sich schauernd und lächelte.

„Drei Groschen? — und ich habe nicht mal einen, Palivut —“

„Daß sie den ausländ'schen Namen gleich behält“, dachte Setta. „Sie ist klug; sie wird wohl werden, helf Gott.“ Da erschien der Anstaltsführer mit Schlüssel und Anmeldebuch und es gab ein umständliches Hin- und Herreden, ehe er sich bereit erklärte, Baroneß Albediffen mit Begleitung dem hohen Chef außerhalb der Besuchszeit anzumelden.

„Gehn Sie männ gleich im Festibühl, B'roneß.“

„Kind, wo bleiben Sie?“ rief Setta, und zu ihrem Befremden sah sie Rose noch immer sprechend und gestikulierend dicht neben dem Bosniaken stehen.

Wie gejagt rannte sie herbei und brachte die Messer für die Drünker Sunkerchen mit. Wiegenden Ganges folgte der Bosniak, die Hand nach seinem Gelde ausgestreckt.

Setta bezahlte ohne Feilschen, und dann fielen ihr die Spiegelchen ein. „Ich will sie euch gern schenken, Kind.“

„Ach wozu? nein —“ sagte Rose leichtthin und folgte Setta in den Anstaltshof. Unterm Torbogen drehte sie den Kopf und warf dem Bosniaken einen heißen Blick zurück. Er grinste, hob seine Rechte drehend in die Luft, schnippte mit den Fingern und schlenderte, melancholisch pfeifend, zur Kirchhorster Chauffee hinüber.

„Wie nett das klingt; wie ein Frühlingsvogel,“ meinte Setta im Gehen, „aber vor solchen Kerls soll man sich lieber in acht nehmen, Kind, wenn sie sich so als Komödianten oder Seeräuber anziehen. Das tut kein gut.“

Rose gab keine Antwort. Sie lachte in sich hinein und schüttelte sich schauernd, wie vorhin. Dann lief sie vor und hielt die Tür ins Vestibül für Setta offen.

Doktor Reinboth ließ sich von Baroneß Albediffen einen langen Vortrag halten, ohne auch nur mit einem Wimperzucken zu zeigen, wie rührend und unlogisch zugleich er ihn fand. Morgen früh gegen zehn versprach er im Asyl zu sein; Baroneß solle gütigst den Kollegen Frederichs

davon benachrichtigen. Dann redeten sie unter vier Augen über Rose Dieners Zukunft, während Rose nebenan im Wartezimmer „Daheim“ und „Lahrer Boten“ durchblätterte. Vom Pflegeberuf für sie riet Doktor Reinboth dringend ab. „Um Himmelswillen nicht solche Experimente, Baroneß.“ — Tief enttäuscht verabschiedete sich Setta.

Siebentes Kapitel

In der Nacht dieses Tages schlief Setta schwer und schreckhaft. So müde und gedankenvoll war sie gestern abend beim Auskleiden gewesen, daß sie vergessen hatte, ihre Altovengardinen zusammenzuziehen. Vom Erker her schien ihr der Mond aufs Bett.

Mitten aus ängstigenden Träumen fuhr sie in die Höhe. Es pochte heftig und wiederholt gegen ihr Fenster, und von draußen rief eine Stimme: „B'roneß! B'ro—neß! Machen Sie doch das Fenster los, B'roneß! Sogleich müssen B'roneß bei Schwester Alma kommen!“

Barfuß taumelte die Aufgeschreckte in den Blumenerker und stieß die Fensterflügel nach außen. Da stand Schwester Mine ohne Haube in Nachtjacke und kurzem Warprock, die bloßen Füße in Holzken und das runde Gesicht weiß zwischen den versträubten Haaren. Sie langte durchs niedrige Fenster hinein, schob rechts und links die Blumentöpfe zur Seite und schwang sich übers Sims in die Stube. Unter ihr klapperten die Holzken auf den Klinkerweg.

„Mein Gott! mein guter Gott! Männ fix, B'roneß —; ich will B'roneß männ gans fix in' Kleider helfen! Wo is B'roneß ihr Zeug?“

„Da — da — hier, — auf dem Stuhl — —“

„Is gut — is gut! männ gans fix, B'roneß! Doktor Frederichs is auf Entbindung los, un Pastohr hat Infulenzia mit neununddreißig zweie, un das ganze Ufpiel steht auf 'n Klumpen un schreit!“

„Was denn — —?“

„Lisebeth —: die Folkerts, hat sich den Hals durchgeschnitten in' Bettfall vor 'n Altar mit 'n Brotmesser —“

„Tot —?“

„Nä — sie bewert noch 'n bittsken, sagt Frau Oberin, darum soll B'roneß männ sogleich her, sagt Frau Oberin. Bernd Kampmeier, der is sogleich nach Drünker zu Herr B'ron weg, in Westkamp sein' Mehlwagen, un Pastohr weiß auch all Bescheid un bittet kräftig für, weildaß 'r nich selber kommen kann un beten.“

Setta brachte keine Silbe mehr heraus; schreckliche Bilder schaukelten vor ihr auf und ab. Zitternd kam sie in die Kleider und hieß Schwester Mine zurückerufen. „In zehn Minuten bin ich auch da —“

Im Lauffschritt trappften die Holzken von dannen, und die Nachtstille verschlang den Ton wieder. Setta band ihre Schuhschnüre fest mit eifigen Fingern; da zwang es ihr die kalten Hände zusammen und sie mußte

knien und die Stirn aufs Stuhlpolster pressen und fragen und flehen: „O Gott, trage ich die Schuld? habe ich etwas veräußert?“ Grauen und Zerissenheit sondergleichen waren in ihr — der Wunsch zu entfliehen; eine Erstarrung, die sie bannte. Sie rang nach Tränen, und der Born war versiegt; der Schrei dehnte ihr die Brust ins Ungeheure, und der Mund konnte ihn nicht ausstoßen. Dann stieg das Lukasevangelium von der Sünderin aus dem Schrecknis empor; sie sah den Menschensohn seine Hand auf Magdalenen's Scheitel legen: ‚Gehe hin mit Frieden, deine Sünden sind dir vergeben‘ — — „O mein lieber Jesus, bitte für sie bei Gott — sie steht vor Gott — — daß er sie nicht verwirft — ach, ich bitte dich, lieber Herr Jesus — —!“

Die gewaltige Angst löste sich; Ruhegefühl, flach wie eine dünne Decke, breitete sich für den Augenblick darüber hin. Tränen kamen ihr nicht, aber doch Besinnen auf das, was zuerst getan werden mußte, wenn auch alles von grauen Nebeln umwölkt war.

Sie band Kopftuch und Mäntelchen um und ging mit kurzen, ungleichen Schritten die Dorfstraße hügelan. Es verseßte ihr den Atem, und denken konnte sie keinen vollen Gedanken. Nichts als jagende Schattenbilder, und die Angst stand immer vor der Seelentür und drohte: „Setz — ! jetzt pack' ich dich wieder!“

Im Dorf krächten die ersten Hähne, und der Mond ward schwefelgelb im Sinken.

Der Mühle gegenüber liegt der alte Galgenberg mit den drei seichten Löchern auf der Ruppe im Grasboden. Der Hang ist steinig, und ein Quell springt heraus und plätschert durchs Holzrohr in die steinerne Viehtränke. Daneben geht verfilzte Buschung in die lange Dränker Hohle hinein. Dort, ins Gezweig geduckt, kauerte Palivut der Bosniak, das Gesicht auf den Armen überm Tabulettkasten. Darin lagen nur noch zwei Blechmesser. Er hatte in Kirchhorsten ausverkauft, und nun wartete er die rechte Zeit ab für seinen nächsten, schlauen Handel um lebendes Gut.

Als Setta sich näherte, hob er den Kopf eine Hand hoch und spähte, bis sie vorbei war. Dann versteckte er seinen Kasten tief in die Buschung und schlich der Einsamen auf seinen weichen Spankensählen nach. Am Tor in der Pförtnerloge saß Schwester Mine, weil Kampmeier noch fort war, und sprach aufgeregt zu Baroneß. Der Bosniak drückte sich an die Holzwand und lauschte; dann schlenderte er hart neben der Ringmauer entlang, den ganzen großen Halbkreis um den Park bis zum Viehhoffspfortchen. Da zwängte er den sehnigen Arm zwischen die Stäbe und tastete, bis er den rostigen Riegelbolzen geschickt aus der Hülse gedreht hatte und den Schnapper des altersschwachen Schlosses mit seinem Dolchmesser unschädlich gemacht. Nun war die Pforte frei für Ausbruch und Einbruch; befriedigt streckte er sich ins tauige Gras, den Kopf gegen die bemooste Schwelle gelehnt, pffiff leise vor sich hin, lag faul und drehte sich Zigaretten.

Settas Füße waren schwer, als sie in den Bettsaal trat. Die Asylystinnen alle scharten sich um die rote Dielenstelle, an der Schwester Martha scheuerte. Den geronnenen Blutkuchen hatte man gleich fortgeschafft. Wie die Dirnen aus ihren Betten gesprungen waren, barfuß und halb nackt, so drängten sie sich. Es ging meuterisches Gemurmel durch die Gruppe; entsetzt, frivol und drohend. Schwester Martha bot alle Energie auf, trennte hier ein Paar, befahl dort und wies mit der sandigen Scheuerbürste zur Ausgangstür: „Marsch ins Bett mit euch!“ — umsonst. Sie standen wie angenagelt und stierten die Blutspur an. Nur zwei schlichen fort, Hand in Hand, und schluchzten krampfhaft. Der Tod hatte ihnen furchtbar gepredigt.

Schwester Marthas Bürste zeigte für Setta zum Wildenzimmer und arbeitete weiter. Setta rang die Hände vor ihren trocknen Augen, und dann ging sie hinein.

Die Flamme des Gasarms brannte noch hell, und die Leiche lag im vollen Licht auf Rosés Schragenbett. Die Oberin zog ihr eben das blutbespritzte Hemd aus, und Rose zwängte ein frisches Leintuch unter den Körper, der noch warm war und dürftig wie ein schlechtgenährter Rinderkörper. Zwischen den Gagestreifen des verbundenen Halses siderte das Blut aus der durchschnittenen Schlagader hervor. Unheimlich sicher hatte die Schwermütige ihr entwendetes Messer geführt. Die Oberin gab sich kühl und ruhig, nur ihr Mund zuckte nervös; Rosés Augen rotgeweint, und doch gespannte Aufmerksamkeit darin, als lausche ihr Ohr heimlich in die Ferne. —

Setta sah einzig die Tote, in ihrer ausgemergelten Nacktheit preisgegeben. Sie stand neben dem Schragen und fühlte keinen Boden unter ihren Füßen; sie wollte das Laten über die jammervolle Nacktheit decken, und es dehnte sich, um sie selbst mit der Toten einzuwickeln und zu ersticken. Sie wankte zurück und streckte die Hände zur Abwehr aus; da stieß ihr Fuß unversehens gegen das große Becken voll Blut und Wasser auf den Dielen. — O, jetzt kam sie wieder, die fürchterliche Angst und quoll und wuchs in ihr, stieß ihr von inwendig gegen die Brust und würgte sie an der Kehle. Die Wände des Wildenzimmers rückten zusammen; die Decke sank und sank. Die Inkas unter den Palmen wurden lebendige Frauen; sie hörte ihre Stimmen, und alle galten sie ihr, und alle die rotbraunen Finger zeigten auf sie.

„Du! du! — — deine Schuld! — deine! — Gib die Tote her —!“

„Nehmt sie weg —!“ preßte sie heraus und hielt doch den Leichnam mit beiden Händen fest.

„Sie ist ja zufrieden; laßt sie doch liegen“, sagte Rose. „Ich hab' gesehen, wie sie umgefallen ist, und hab' sie schreien hören — und all das Blut und das Wasser. Pfui Teufel — so was tu ich nicht! — —“

„Roheit! schäme dich!“ fuhr die Oberin auf, — „und ich habe an deine Reue geglaubt und dir das unselige Geschöpf anvertraut, und so lügst du, Liebe!“

Rose schrie auf und warf sich über die Tote. „Hab' ich dich lieb gehabt oder nicht? Sprich — — sprich!“

Die Oberin preßte ihre Hand gegen den schreienden Mund; da verstummte die Dirne jählings und richtete sich in die Höhe. Die Augen noch voll Tränen wendete sie den Kopf und lauschte zum Fenster hin, das weit offen stand. Da draußen ging nur ein melancholischer Vogelruf durch die Stille; ein tiefer, weicher Pfiff. Keiner außer ihr hörte darauf. Blinzeln drückte sie die Lider zusammen und schob die Unterlippe hoch. Dazu lächelte sie spöttisch. Die Oberin sah die häßliche Gebärde, rätselhaft und abstoßend in dieser tragischen Umgebung.

„Ruheit!“ wiederholte sie und besann sich doch eines andren. „Geh hinüber in den Flügel, Diener“, sagte sie kalt. „Bei der Fromm und der Bohlweg steht das dritte Bett leer; lege dich sofort schlafen. Es soll dir in deiner Konduite vermerkt werden, daß du heute in vollem Umfange deine Pflicht getan hast. Geh jetzt.“

„Erst will ich das Blut in den Viehhoff schaffen.“

„Mir recht, und dann verfügst du dich hinten herum in den Flügel. Ich mag dich nicht mehr hier sehen, hörst du? — Und daß du mir ruhig bist; ich verbiete dir das Gezänk mit der Bohlweg —“

Rose hob das volle Becken vom Boden auf ohne Grauen und Ekel, als ihr beim raschen Zugreifen das klumpige Blut über die Hände glistete.

„In die Grube; nicht auf den Kompost,“ sagte die Oberin noch, als Rose schon den Griff der Tapetentür zum Falltreppchen mit dem Ellbogen niederdrückte.

„Ja doch — ich hab' Dhren am Leib! — Gute Nacht, Fran Oberin, Gute Nacht, Baroneß.“

„Gute Nacht; so geh doch endlich! Was soll dein Gerede?“

Allein Rose kam noch einmal zurück. Mit der Linken preßte sie das überschwappende Becken gegen sich; die blutige Rechte wischte sie flüchtig an ihrem Rocke ab und bot sie Setta.

„Gute Nacht, Baroneß — —!“ — wendete sich und ging durch die Tapetentür treppab. — — — — —

— — — — — Sitternd starrte Setta auf die nassen Blutflecken in ihrer weißen Hand. Sie war noch in Radmantel und Kopfstuch; grau stand ihr Gesicht zwischen den schwarzen Spizenbarben. Mit einem Male warf sie den Kopf auf und sah mit wunderlichen Blicken umher; in den sanften Augen zuckte unheimliches Funkenpiel. — Da kam der Vogelpfiff wieder: „der Frühlingsvogel — —“

„Ja, ich habe ganz allein die Schuld — — ich muß ihr nach zur Sicherheit — — sich er muß sie ins Bett —!“ sagte sie hell und rasch, und ehe die Oberin dagegen sprechen konnte, warf sie bereits von außen die Tapetentür ins Schloß. Die Oberin hörte sie die Stufen hinunterspringen.

Kopfschütteln runzelte sie die Stirn. — „Launisch, hysterisch; so sind sie alle und reden große Lüne von Beruf und Pflicht. Besser die Hände

davon!“ Sie ging und schloß das Fenster; es wehte zu kalt herein, und die hitzige Aufregung war vorbei. „Unabänderliche Tatsachen — —.“ Da kam Erutha, das dümmliche Küchenwicht, atemlos hereingerannt ohne anzuklopfen: die zwei Aylifistinnen unten in der Strafkammer machten Rebellion und zerschmissen das Waschgeschirr; Schwester Martha wurde nicht allein fertig, Frau Oberin mußte sogleich nach unten gehn.

Die Oberin eilte auf ihren Posten, und Erutha mußte zur Leichenwache im Wildenzimmer bleiben. Furcht hatte sie nicht, dazu war sie viel zu müde nach der schlimmen Nacht. Sie setzte sich auf die Fußbank neben der Toten, lehnte ihren Kopf gegen den Schragen und schlief sofort ein.

Draußen krächten nur noch die Hähne — der fremde Vogel piff längst nicht mehr. Der war fortgeflogen. — —

Bald darauf fuhr der Drünker Wagen vor, und Heinrich und Sophie stiegen aus. Arm in Arm gingen sie zwischen den hohen Bäumen zum Eingang. Rampmeier leuchtete vor; sein schaukelndes Laternenlicht brachte gespenstische Bewegung in die nachtdunkle Landschaft.

„Ich habe noch nie eine Leiche gesehn; ich fürchte mich, Liebster,“ sagte Sophie flüsternd. „Damals, als eure Mutter starb, lag ich mit Hermchen in Wochen.“

„Furcht kann ich nicht brauchen. Willst du zurückfahren, Söphchen?“

„Nein, nein — ein mal muß jeder Mensch den Tod sehn. — Ich bin ja auch Patronesse. Es ist nur das erste Grausen.“

Heinrich lächelte ernst zum Argument seiner Frau, stand still und gab ihr einen Kuß zur Ermutigung, ehe sie eintraten.

Die Oberin empfing sie schon in der Halle, führte sie hinauf und öffnete ihnen das Wildenzimmer. Da stand das düstere Bild im Rahmen der Thür. Das Gas war gelöscht; am Kopfende des Schragens brannte ein Stehlämpchen trübe. Erutha war schlafen gegangen, und die Leiche lag einsam.

„Sieh hier, Sophie; aber berühre nichts, — nimm meine Hand“, sagte Heinrich gedämpft, und an ihn gedrängt trat sie mit der Scheu eines Kindes näher; Tränen stürzten aus ihren fröhlichen Augen. — So also war der Tod; ruhig — wohlthuend fast, und dennoch stand in dem stillen Gesichtchen alles geschrieben, was Setta um die verlorene Seele gelitten hatte, deren Hülle starr und kalt unter dem Leintuche lag, die wächsernen Hände über der Brust gekreuzt.

„O —! furchtbar muß dies für Settlen' sein — — all unsre Liebe braucht sie zum Trost“, flüsterte Sophie gebrochen, und dann sah sie sich, trotz Heinrichs Abwehr, die Beweisstücke auf dem Tisch an: das blutige Brotmesser, das der vagierende Schleifer erst vorgestern haarscharf geschliffen hatte, und das christliche Vergißmeinnicht der Unglücklichen. Neben dem Messer war es am Altar des Betsaals gefunden worden, als man die

Sterbende aufhob. Da, wo die Stopfnadel am Wollfaden herausging, schlug Heinrich auf und las den Spruch vor: Jesaias 43, Vers 24:

„Ja, mir hast du Arbeit gemacht in deinen Sünden, und hast mir Mühe gemacht in deinen Missetaten.“

„Settchen — ach, Settchen!“ dachte Sophie immer nur, denn hinter diesem Schrecklichen stand sie mit ihrem reinen, weichen Herzen voll edlen Willens, der sich an der Härte seiner Selbstaufgaben weh und wund stieß.

„Wittling ist krank; ich will morgen am Sarge sprechen“, sagte Heinrich zur Oberin, die mittlerweile hereingekommen war. „Meine Meinung ist, daß denen, die wir eigenmächtig als größere Sünder von uns unterscheiden, ein christliches Geleitswort in die Ewigkeit nötiger tut, als den Gerechten von anderer Leute und selbstsicheren Gnaden. Sie sehn mich an, Schwester Ulma, und wundern sich, weil ich öfters Strenge verordnet habe? Jawohl: — fürs Leben; Tod löscht Strenge aus. — Den Sarg soll Bernd auf unsre Kosten holen, und die Mutter muß schonend benachrichtigt werden. Witwe Elisabeth Folkert; Wersebe, Kreis Münster.“

„Bitte — laß mich schreiben —“ stammelte Sophie unter Tränen, umfaßte ihren Mann und drückte ihren Kopf an seinen Arm. „Etwas laßt mich auch tun!“

„Gern, Sophie; geh nach unten und such dir Schreibzeug. Hier sind Briefmarken.“

Die Oberin gab das Nötige aus dem Bureau und entfernte sich wieder. Sie hatte eine steife, unzufriedene Haltung. In der Thür bemerkte sie noch: „Frau Baronin können sich Zeit nehmen; Sie brauchen bei den geschäftlichen Erörterungen mit Herrn Baron nicht anwesend zu sein. Wenn wir fertig sind, werde ich benachrichtigen lassen. Sollten Frau Baronin brieflich Bibelstellen anziehen wollen, so liegt die Hausbibel auf dem Eckische.“

Sophie schrieb beim Kerzenlicht in der öden, dämmergrauen Halle. Sie weinte so sehr, daß sie ihre Buchstaben kaum sah; es war ihr leicht, der fremden Mutter vom Besten und Innigsten ihres Herzens zu geben. Die Bibel brauchte sie nicht aufzuschlagen; sie hatte Gottesrost in sich selber. — Ihren fertigen Brief trug sie gleich in den Briefkasten, draußen, neben der Pförtnerloge, und sagte Rampmeier, daß sie zum Mausoleum hinaufgehe, falls nach ihr gefragt werde. Dann begab sie sich tiefer in den alten Garten hinein.

Ihr Lieblingsplatz war der Mausoleumshügel, ganz am Ende des Tannenweges. Droben im Tempelchen aus dem Empire standen keine Säрге mehr. Alle die alten Alvediffens waren nach Drünter hinaufgeschafft worden, weiße Steinplatten waren dann über die leere Gruft gelegt und schlechte Steinsise zwischen die ionischen Säulen gemauert. Nun war dort oben das reizendste Belvedere, und Sonntagnachmittags, solange es warm und sonnig blieb, sangen die Alshlmädchen mit den Schwestern Lieder aus der Missionsharfe ins schöne, fruchtbare Land hinaus und kritzelten heimlich ihre Namen an die Basen und Schäfte des Säulenrunds.

Jetzt saß Sophie allein im Freien unterm kleinen Peristyl vor dem offenen Eingange und wurde in sich wieder still an diesem stillen und klargezeichneten Ausblick ins heimliche Land. Der Morgenwind wiegte die hohen Trauerbäume rechts und links vom Tempelchen; Thuja und Lebensbaum und die Tränenweiden aus gefühlvoller Zeit, die schon Blätter streuten. Schneidend kalt blies es durch die Luft und roch stark nach betaurem, welkem Laube. Drüben in der Ferne wichen die Walbhügel von Soltbrink und Kirchhorsten weit auseinander, um dem Flußlaufe Raum zu geben; kaltweiß stand der Steintasten der Nobisburg auf halber Höhe gegen den Himmel, und in der Mitte des Bildes hob sich der Horizont krotusgelb von Fluß und blachem Felde. Der Tag stieg empor. Es war ein herrlicher Augenblick.

Sophie erhob sich und trat an die Heckenbrüstung des Belvedere, lehnte sich vor und atmete in tiefen Zügen. — Da hasteten ihre weitstichtigen Augen auf einer winzigen, eilenden Gestalt. Schwarz zickackte sie über Stoppel und Wiese gegen die schöne Himmelsfärbung zu wie eine verfolgte Ameise. Hinter ihr drein flatterte es flügelgleich: „als ob es Settlens Radmantel wäre“ — dachte Sophie erschrocken und suchte das laufende Etwas besser zu erkennen; da hörte sie Kampmeier rufen:

„Frau B'ronin möchten geschwind bei Herr B'ron kommen!“

Sie lief den Tannenweg hinunter ins Haus; Heinrich sah übers Treppengeländer:

„Sophie, wir müssen Settlen hierher haben; bitte, schaff sie gleich zur Stelle.“

„Singe — hör!“ rief sie halblaut zurück, und als er treppab kam: „Liebster Mann, denke doch, vom Mausoleum aus hab ich jemand durch die Felder laufen sehn, auf Soltbrink zu, und es war mir so, als ob —“

„Unfinn, Sophie, ich bitte dich! Geh' in alle Zimmer hier und wecke die Schwestern, und eventuell frage bei Vickers nach. Rasch und diskret, mein Kind.“

Sie machte sich sofort auf den Weg; er legte das Letzte mit der Oberin fest, und sie warteten zusammen auf Doktor Frederichs und die Herren vom Amtsgericht zur Aufstellung des Tatbestandes.

Als der sonnige Tag da war und es im Ahsyl lebendig wurde, zog Heinrich die Uhr und sagte betroffen:

„Großer Gott; wir reden ja seit anderthalb Stunden, Schwester, und wo bleiben meine Damen? Gut — da kommt Schwester Mine: wo ist die Baronin und Baroneß, Schwester Mine?“

„Frau B'ronin sind ebend bei Vickers gegangen, Härtr B'ron, un hier int Ahsil is B'roneß Setta all lange weg.“

„Was? — wieso? — seit wann?“

„Das wissen wir gans un gar nich, Herr B'ron, weildaß B'roneß nich durchs Tor gegangen is, un in' Garten wär sie nich gesehn worden, sagt Bernd.“

„Dann muß ich gleich ins Dorf, Schwester Alma. Verschließen Sie das Wildenzimmer, bis die Herren vom Amt da sind. Das wird nicht vor halb zehn sein. Sobald ich kann, bin ich wieder zur Stelle. Sorgen Sie, daß die Diener, als Augenzeugin, sich zur Vernehmung bereithält.“

(Fortsetzung folgt)



Zug der Sträflinge

Von

Aldolf Reuter

Es ist ein Herbsttag, grau und düster,
Die Menschen strömen von der Bahn.
Scheu weicht die Menge mit Geflüster,
Ich höre Kettenklirren nah.

Sträflinge sind's, durch nassen Nebel
Schwankt grau in grau ein Zug vorbei,
Dragoner mit gezücktem Säbel
Zu beiden Seiten, zwei und zwei.

Sie schleichen Mann für Mann vorüber —
Gesichter grausenhaft und fahl,
Ein Bild von Haß und Sünde, trüber
Als dieses Herbsttags trübe Qual.

Ein Bild so fürchterlich und quälend,
Daß Grauen rings die Menge packt,
Das ganze große Menschenelend —
Hier seht ihr's, ungeschminkt und nackt.

Aud doch — oft konnt' mein Ohr erlauschen,
Durch Glanz und Flitter unbeirrt,
Wie auch durch manches stolze Leben,
Durch Siegsfanfaren, Festesbrausen
Leise die Elendskette klirrt.





„Selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen
getröstet werden“

Von

Heinrich Scharrelmann

S ist Sonntagmorgen. Im Ofen ist Feuer. Das ganze Zimmer voller Wärme. Butter und Brot stehen auf dem Tische, leckere Brötchen und ein Glas mit Honig. Die Kaffeekanne glüht unter der Mütze und ich sitze in der Sofaecke und blicke mit dem Gefühl höchster Behaglichkeit in der sonntäglich gepuzten Stube umher. Und drei glückliche Kindergesichter lachen mich an und bitten: Vater, mir ein Butterbrot. Und meine liebe Frau sitzt bei mir und bestreicht eine Schnitte nach der anderen, um die drei hungrigen Mäuler schnell zu füllen.

Ein Stück echter deutscher Sonntagspoesie beherbergen wir da bei uns in unserer Stube. Um uns schwebt die Schönheit selbst mit all ihrem Duft und ihrem Schimmer. Sie lacht uns an aus den glänzenden Augen der Kinder, sie lugt aus den Falten der Gardinen, sie spiegelt sich als Sonnenschein auf der Goldtapete und glänzt uns von den frisch gebohnerten Möbeln entgegen. Ach, wer sie doch festzuhalten vermöchte und wer sie überall zu erkennen vermöchte, die Schönheit des Alltages! Die meisten Menschen können das gar nicht. Sie haben es freilich einmal gekonnt, ganz früher, als sie noch Kinder waren, noch reine, unschuldige Kinder; aber später, als das Leben sie hin und her stieß und ihnen karge Freude und mit der Zeit reichliche Leiden und Sorgen und Trübsal aller Art auf die Schultern packte, da verloren sie den Sinn für die Schönheit des alltäglichen Lebens, da wurden so viele stumpf und träge und lebten in den Tag hinein, wie unter stetigem, schwerem Drucke.

Und doch wich die Schönheit, die als Lebensfreude ihnen aus den Augen leuchtete, früher, als sie Kinder waren, nie von der Seite und blieb bei ihnen auch in den schwersten und dunkelsten Tagen. Aber so geht's später fast immer: wem die Augen trübe werden, der sieht nicht mehr den wunderbaren Goldglanz, der über den wichtigsten Dingen liegt, und so kann die Schönheitsempfindung nicht ihren Weg zu den Herzen der Menschen mehr finden.

O, wie viele Freude geht dadurch verloren! Ach Gott, wie arm ist das Leben so vieler Menschen! Ach nein, nicht an Schönheit arm, aber an Sinn dafür. Und in uns allen lebt doch dieselbe Sehnsucht nach Licht und Freude!

Drei fröhliche Kindergesichter lachen mich an. Drei Gesichter, denen man die Empfänglichkeit für all das Gute und Schöne, das das Schicksal ihnen in der glücklichen Jugend zugemessen hat, deutlich anmerkt. Ah, Honig! sagt der eine, ah, Honig! wiederholt der andere, ah, Honig! sagt der dritte. Ja, ja, beißt nur fest hinein in den süßen Bienenleib, den die Mutter euch aufs Brot gegeben hat, und lernt ihn überall erkennen, rings um euch herum und in allen Lebenslagen. Wer das gelernt hat, der ist gefeit gegen ein gut Teil Elend und Kummer und — wie ich unerschütterlich glaube, auch gegen ein gut Teil Schlechtigkeit. Wo Schönheit ist und Sehnsucht nach ihr, da können keine Härte und Falschheit mehr gedeihen. Seht nur, Kinder, die Sonne, die warme, leuchtende Sonne! Seht, da malt sie zitternde, hellglänzende Flecke auf unseren Fußboden, sie gleitet über die Stuhlbeine und lackiert sie mit ihrem Glanze, sie spiegelt sich an den Tassen und der Butterdose, sie verschönt und vergoldet unser ganzes Zimmer und bringt — wenn auch auf Umwegen — in jeden Winkel.

Die Kinder blicken umher und suchen all die kleinen Stücklein Sonnenschein an den Tapeten und überall zu entdecken und lachen und jubeln und schmausen und sind glücklich, wenn sie wieder ein Sonnenscheinlein gefunden haben.

Da, Vater, die Zeitung, sagt der Kleinste und legt mir den ganzen schweren Packen, den die Zeitungsfrau uns an jedem Sonntagmorgen ins Haus bringt, auf den Schoß. Sieh, das ist nett von dir, mein Kleiner, ich danke dir auch. Ordentlich Platz muß ich haben, um den Stoß durchblättern zu können. Und ich lese hier ein wenig und dort ein wenig. Aber wieviel steht darin, was mich gar nicht, aber auch gar nicht interessiert: Kaufgesuche (wir haben nichts zu verkaufen), Wasserleitung abgestellt (ist bei uns nicht nötig), Kanalbau, Auktion (dito!), frisches Schweinefleisch (das gehört zum Departement meiner Frau), Neues vom Tage (natürlich, da bleibt man ja immer hängen). Nur unsere Großmutter machte es früher anders, als sie noch lebte; die las regelmäßig die Zeitung von hinten nach vorne und sah zuerst auf dem Schlußblatt nach den Todesanzeigen, und wenn sie dort niemand von ihren Bekannten gefunden hatte, wandte sich ihr Interesse auch dem übrigen Teile zu.

Ja, was so in der Stadt und in der Nachbarschaft passiert, das muß man doch wissen. Schnell überfliege ich die Überschriften: Ein Pferd gestohlen — Folgen der Trunksucht — Fahrlässige Tötung — Polizeibericht — Ein Kind ins Wasser gefallen — und hier mit dicken, fetten Lettern gedruckt: Ein entsetzliches Familienunglück . . . — Schwerer Junge . . . — Haus eingebrochen . . . — Mädchen überfallen . . .

Um des Himmels willen, das ist ja die ganze Hölle, die sich mit da

in der Zeitung zum Morgentaffee präsentiert. Immer tiefer wird die langsam entstandene Falte auf meiner Stirne. Die ganze schöne und behagliche Sonntagvormittagsstimmung will mir ent schlüpfen infolge meiner Zeitungslektüre.

Nichts als Unfreundliches tischt sie mir auf, nichts als Verstimmung scheint mir aus der Lektüre zu erwachsen.

Was soll das nun? Müffen denn alle diese Unglücksfälle und Schlechtigkeiten, muß uns das ganze Heer der Verbrechen und Gemeinheiten so sorgfältig serviert werden?

Und nun erst die entsetzlichen Bluttaten, von denen die Zeitung aus fernen Ländern berichtet, all die Attentate, die Schiffsunglücksfälle, Erdbeben und Erubenunglücke. Und helfen kann doch niemand. Und wieviel mag davon zusammengelogen sein! Nein, fort mit dieser den Frieden störenden, nur von Unglück, Raub, Mord und Totschlag erzählenden Zeitung. Lieber will ich jene andere weiterlesen, die mir die Sonne ins Simmer wirft und die mir mein Kleeblatt vorkauderwelscht.

Man sollte sich grundsätzlich gegen diese Unglücks- und Verbrecher nachrichten die Ohren verstopfen und wenn sie auch in noch so fetten Lettern gedruckt sind. Einfach überschlagen, was mit den Schattenseiten unserer Kultur in Beziehung steht.

Das ist wahrlich nicht die Politik des Vogels Strauß! Das ist nur ein einfaches Mittel, um uns gegen den unheilvollen, Frieden und Freude störenden Einfluß dieser Zeitungsnachrichten zu schützen. Ja, wenn wir durch unsere Kenntnissnahme alle die Unglücksfälle verhindern könnten! Aber wir stehen ihnen ja machtlos gegenüber. Je oberflächlicher man derartige Sachen liest, desto mehr werden wir abgestumpft, je gewissenhafter man sie verfolgt, desto verdüsternder und verstimmender müssen sie auf das Gemüt wirken.

Ich sitze und sinne und denke diesen Gedanken nach . . .

Nein, das kann doch nicht das Richtige sein! Oberflächlichkeit hat noch nie genutzt. Der Sache mußst du doch tiefer auf den Grund gehen.

Es gibt zwei einander entgegengesetzte Weltanschauungen: Optimismus und Pessimismus, oder von einem andern Gesichtspunkte aus betrachtet, Idealismus und Realismus. Die erstere Anschauungsweise, die idealistische, hat den Blick geschärft für die emportragenden Kräfte, für alles Lebensvolle und Zukunftsreiche, für alles, was mit den bestehenden Verhältnissen veröhnt und die Weltentwicklung fördert. Die andere, die pessimistische oder realistische (die letztere Bezeichnung natürlich nicht im Sinne der Kunst aufgefaßt!), sieht überall lebens- und entwicklungsfeindliche Tendenzen, erblickt in der Flut der Erscheinungen nur die unvereinbaren Gegensätze, die Philosophie der Hoffnungslosigkeit.

Außer diesen beiden Anschauungsweisen gibt es noch eine dritte, nämlich diejenige, die eigentlich erst Weltanschauung genannt zu werden verdient. Sie besteht einfach in der Vereinigung der beiden oben angedeuteten.

Sie erkennt den Idealismus sowohl als auch den Pessimismus als berechtigt an, ist sich bewußt, daß diese beiden eben nur Anschauungsweisen derselben Wirklichkeit sind. Gerade wie eine Stadt einen ganz anderen Eindruck macht, je nachdem man sie von Osten oder von Westen betrachtet, so ergeht es dem Menschen auch mit den Lebensverhältnissen. Dieselben Verhältnisse erscheinen dem Idealisten wesentlich anders als dem Pessimisten. Beide Standpunkte sind berechtigt, in ihrer Vereinigung aber erst liegt der wirklich umfassende Standpunkt. Das heißt, angewandt auf die Zeitungen, wenn diese auf den ersten Blick so viel Unerfreuliches berichten, dann bedenke man, daß hinter all dem Unerfreulichen und Verabscheuungswürdigen, was der Tageslauf dem Menschen bietet, doch immer das Ringen der einen ganzen Volkskraft steckt, die sich höher entwickeln will. Es kommt also darauf an, die hinter allen Schattenseiten der Kultur liegenden Lichtseiten zu entdecken.

Aber ist nicht auch dieser Gedankengang ein Irrweg? Wo ist Licht, wo Entwicklung, wenn ich lese, daß ein Brandstifter ein Haus den Flammen überliefert und eine ganze Familie an den Bettelstab gebracht hat?

Und doch kann ich mir wieder nichts, aber auch gar nichts denken, was ohne Entwicklungskeim, ohne einen Funken von Wahrheit und Schönheit und Güte wäre!

Da scheinst du ja in eine schöne Sadgasse hineingeraten zu sein! —
Ich sitze und grüble. — — —

Plötzlich kommt mir F. Dostojewskis wundervoller Roman „Schuld und Sühne“ in den Sinn. Der ist es gewesen, der mir damals vor Jahren, als ich ihn zum ersten Male las, die Augen öffnete. Er hat mich gelehrt, daß selbst der Verbrecher, dessen Tat dem Fernstehenden als Ausdruck einer entsetzlichen Verworfenheit erscheint, in seiner Weise auch für den Sieg der Wahrheit und der Güte kämpft wie jeder andere Mensch; leider befindet er sich auf einem Irrwege. Ein tieferes und umfassenderes Verständnis ist damals über mich gekommen. Seit jener Zeit weiß ich, daß dieselben menschlichen Triebkräfte, die in mir wirken, auch in jedem anderen Menschen vorhanden sind, daß der Wille zum Guten, Wahren und Schönen die wahre Grundkraft aller Menschen überhaupt ist, und daß wir alle ohne Ausnahme der höchsten Vollendung und Verwirklichung dieser Trinität zustreben — wenn auch auf ungezählt verschiedenen Wegen. Und gewiß sind viele der eingeschlagenen Wege Um- und Irrwege (das ist tief bedauerlich und tragisch!), aber wer diese einfachen Tatsachen anerkennt, der steht allem menschlichen Leide und allen menschlichen Verfehrtheiten, ja selbst dem Verbrechen toleranter gegenüber. So quillt aus dieser Erkenntnis die Versöhnung. —

Um mich sind der Sonnenschein und der Sonntagmorgen mit all seinem Zauber, um mich sind meine Familie und mein Heim und da draußen die weite Gotteswelt mit ihren Bergen und Tälern, mit ihren Dörfern und Städten, mit all der Ansammlungen von Liebe und Haß, von Recht und Unrecht, von Wahrheit und Lüge. Rennt, eilt und jagt nur nach Gewinn und Ehren, lügt und betrügt andere und auch selber: Eines Vaters Kinder

sind wir alle, zu einem Ziele streben wir insgesamt! Und wenn auch noch ungezählte Tränen fließen und Herzen bluten müssen ob eigener oder fremder Schmerzen — näher und näher kommen wir alle doch der fernen Küste, die uns den Himmel schon auf Erden bietet. Und das Leid, das wir uns selber oder anderen bereiten, es ist nichts als eine bittere aber auch notwendige Schule, damit wir blinde Toren den Weg der Entwicklung erkennen lernen.

Jedes Schiff, das auf dem Meere versinkt, jeder Eisenbahnzug, der von den Schienen gleitet, jedes Kind, das ins Wasser fällt, jede Träne, die auf die Erde rinnt, und jeder Seufzer, der zum Himmel steigt — alle die Meeresfluten des Unglücks und des Leides, die über die Menschheit ausgegossen sind, sie alle donnern uns ewig ins Ohr: Baut festere Schiffe, zuverlässigere Verkehrswege, lernt besser behüten und bewahren, lernt mehr Freude bereiten und Kummer stillen.

So schafft im letzten Grunde doch alles Leid nur Freude, alles Unglück nur Glück, und alle Menschennot nur Glückseligkeit. Alles Elend weckt in ungezählten Herzen die Sehnsucht nach Erlösung und macht somit die schöpferischen Kräfte der Liebe und Hilfsbereitschaft, der Erfindungsgabe und der Freude am Verbessern mobil.

„Selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden.“



Die blauen Spätherbsttage

Von

Johanna M. Lantau

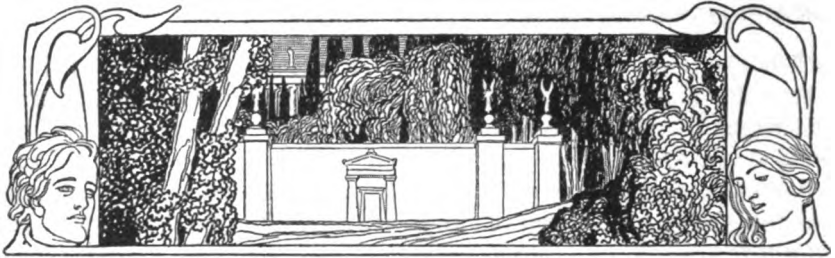
Das sind die blauen Spätherbsttage,
Wo meine Sehnsucht wandern geht,
Und eine stille große Frage
Erschauernd durch die Seele weht.

Die Rebe reift am Berggelände,
Frucht drängt an Frucht sich allerwärts
Ich falte bebend meine Hände:
„Bist du auch reif und schwer, mein Herz?

Gingst du dem Morgenrot entgegen
Mit stolzer Stirne gut und rein?
Erugst du am Abend Erntesegen
In die gefüllte Scheuer ein?“

Ach, vor den blauen Spätherbsttagen
Wie jagst du, mein Herz, bestehn!
Wenn alle Bäume Früchte tragen,
Muß meine Sehnsucht wandern gehn





Ritty

Von

Ludmilla v. Rehren

Frau Margarete saß einsam im Zimmer. Die Lampe brannte, und in ihrem Schein schauten die alten Familienbilder ernsthaft von den Wänden herunter auf die stille Frau. Eine fürsorgliche Hand hatte einen grünen Schirm über die Kuppel der Lampe gezogen, aber Frau Margaretens Hand war es nicht gewesen. Frau Margarete saß starr und ruhig schon seit Stunden in ihren schwarzen Trauerkleidern am Tische und hielt das weiße Taschentuch in der Hand, obgleich sie es eigentlich gar nicht gebrauchte, denn sie hatte noch nicht geweint, seit ihr Töchterlein gestorben war.

Draußen weinte der Wind, und im Zimmer war es ziemlich kalt geworden. Frau Margarete fühlte das nicht; sie war wie zu Stein erstarrt. Ihr Hannchen war tot, ihr einziges Kind! Gestern hatten sie es ihr fortgenommen, um es zu begraben, und jetzt war ja alles ganz gleichgültig. Und sie fuhr fort vor sich hinzustarren, auf die grüngemusterte Tischdecke und auf die Puppe von Wachs mit dem Hängerkleidchen und den blonden, krausen Lösschen, die sie auf den Tisch gelegt hatte. Die Puppe war ihr letztes Geschenk für ihr Töchterchen gewesen; sie hatte sie gekauft, weil sie ein wenig Ähnlichkeit mit Klein-Hannchen hatte, und das Kind hatte sich so über sie gefreut und so herzlich gelacht . . .

Es war so schnell gekommen, so furchtbar schnell! Ein paar Tage vorher war die Kleine noch so fröhlich gewesen und so gesund, mit ihren roten Bäckchen und den dicken Armchen, in denen die rosigen Grübchen saßen. Und jetzt war sie plötzlich tot, lachte nicht mehr und lag weiß und still dort draußen in der Erde.

Wie merkwürdig das doch eigentlich war! Und mitten in ihrem Schmerze fühlte Frau Margarete eine große, starre Verwunderung über das Merkwürdige des Todes. —

Sie war ganz allein im Hause. Ihr Mann hatte ins Geschäft gehen müssen — drei Tage war er ferngeblieben und länger durfte er nicht fehlen. Aber bevor er fortging, hatte er sie besorgt angesehen und sie gebeten:

„Gehe ein wenig ins Freie, besuche jemand, gehe spazieren, bis ich wiederkomme, aber bleibe nur nicht allein zu Hause sitzen.“ Sie hatte nichts darauf geantwortet, aber als er gegangen war, ging sie in die Küche und schickte auch das Mädchen fort. Ganz allein wollte sie sein, es war ihr gerade recht, so still dazusitzen zu können, nur mit dem Gedanken, daß ihr Hännchen tot war.

Es knisterte leise in der Wand und dann piepte es ganz laut dicht neben ihr. Eine kleine, graue Maus kam aus ihrem Loche hervor, sicher gemacht durch die Stille im Zimmer. Vorsichtig drehte sie das Köpfchen nach allen Seiten, und als sie die schwarze Gestalt so nah sah, huschte sie erschreckt wieder zurück. —

Wieder war es eine Weile ganz still, nur die Uhr schlug dazwischen einmal. Dann bewegte sich die Thür zum Nebenzimmer, die nur angelehnt war. Sie knarrte ganz leise, und etwas kam auf leichten, weichen Füßchen herein. Es war Kitty, die Hündin. — Frau Margarete hatte das hübsche Tierchen einmal von ihrem Manne geschenkt bekommen und liebte es sehr, aber in den letzten Tagen hatte sie es ganz vergessen.

Kitty blieb auf dem Teppich stehen und scharrte leise darauf herum. Sie schnupperte in der Luft umher und sah ihre Herrin an, und als diese sie nicht beachtete, ging sie tapp, tapp auf ihren weichen Pfötchen wieder ganz leise bis zu der dunklen Ofenecke, wo ihr Lager stand.

Frau Margarete bemerkte es nicht. Sie saß da, gleichsam eingehüllt in ihren Schmerz, wie in einen schwarzen Schleier, der die Dinge der Außenwelt vor ihr verbarg.

Die Hündin drehte sich unruhig in der Ecke hin und her, und dann winselte sie plötzlich, so qualvoll, so schmerzlich, daß Frau Margarete dennoch auffuhr und hinhorchte.

„Wer ist da?“ fragte sie unwillkürlich. Sie konnte nicht recht hinschauen bis zum Ofen, denn das Zimmer war groß und in den Ecken lagen schwarze Schatten.

Tapp, tapp kam es da vom Ofen her auf sie zu, und sie fühlte an ihrer herabhängenden Hand die Berührung von etwas Feuchtem, Warmem.

„Kitty“, sagte sie und streichelte halb mechanisch das Tier. — Aber Kitty wollte sich nicht beruhigen lassen. Sie schmiegte sich an ihre Herrin und klagte fort in wimmernden Tönen, die sich fast anhörten wie das Weinen eines kleinen Kindes.

Und Frau Margarete entsann sich, daß vor einigen Tagen, als Kleinhännchen noch lebte, die Hündin Kitty Junge gehabt hatte. Man hatte sie gleich getötet, denn was sollte man mit ihnen? Und dann war die ganze Sache vergessen worden.

Aber Kitty hatte noch nicht vergessen. Wimmernd und schnuppernd ging sie von Zimmer zu Zimmer und suchte ihre toten Jungen.

Frau Margarete beugte sich zu der Hündin nieder. Kitty saß dicht vor ihr und hatte den Kopf erhoben, und in dem matten, gedämpften Lichte der Lampe schauten sich beide gerade in die Augen — die Frau und das Tier.

Und in beider Augen lag etwas, das an den Blick eines zu Tode getroffenen Wildes erinnerte; in beider Augen zitterte und bebte der Schmerz wie ein flackerndes Flämmchen.

In Frau Margarete wallte es warm empor. Sie fühlte sich plötzlich einsam, sie wollte nicht mehr allein sein, sie fühlte das Bedürfnis des An-schmiegens an ein anderes Wesen und sie hob das Tier auf ihren Schoß. Es schmiegte sich an sie, und etwas Mildes, Ruhiges überkam sie bei der Berührung. Ihr starrer Schmerz brach aus in Tränen.

Sie drückte ihren Kopf gegen das weiche Fell des Hundes und schluchzte: „O Kitty, jetzt weiß ich es — — wie sind wir Menschen schlecht gegen dich gewesen!“

Und so saßen sie beieinander, die Frau und das Tier. Gleichartige Wesen in der Gleichartigkeit ihres Schmerzes.



Der Thron im Kinderherzen

Von

E. v. Wildegq

Alle meine lieben Menschen,
Die dem Kinde traut und nah,
Sassen in dem kleinen Herzen
Richtig wohlgeordnet da.

Sassen wie auf hübschen Stühlchen,
Wohlgepußt, jahraus, jahrein:
Doch den Thron, das erste Stühlchen,
Nahmen sehr verschiedne ein.

Wer mein Herzlein grad gewonnen,
Diesem ward mein Thron verliehn.
Lebenslänglich? — Nein, so mancher
Mußte wieder weiterziehen.

Nicht verstoßen, nein, nur tiefer
Rücken in der Stühlchen Reih';
Ausgestoßen hab' ich keinen,
Und mein Thron war niemals frei.

Wer dort saß, der ward besonders
Dringend Gott ans Herz gelegt.
Weiß wohl manche Menschenseele
Nicht, wie treu ich sie gehegt!

Manche, die mich nie beachtet,
Sieht ich doch des Thrones wert.
Ob sie, fragt' ich mich im stillen,
Einst im Himmel es erfährt?

Ach ihr lieben Menschen alle,
Für die ich gebetet schon —
Ob ich einst euch wiedersehe
Dort vor Gottes großem Thron?

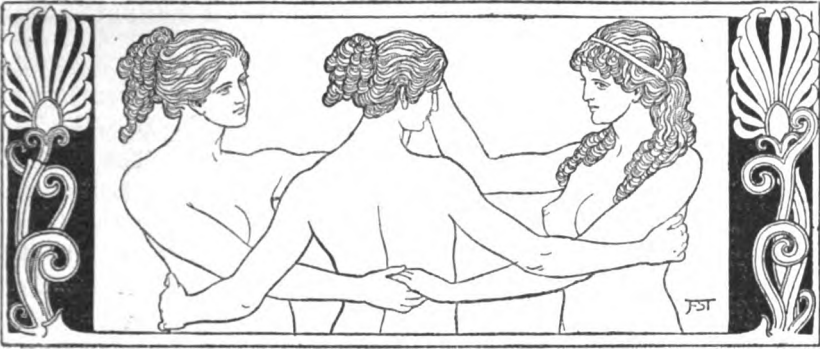




Canova



Amor und Psyche



Der Kulturwert des Witzes

von

Ernst v. Wolzogen

Es ist noch keine hundert Jahre her, seit der Deutsche Anstrengungen macht, witzig zu werden. Ja, sogar der Begriff des Wortes „Witz“ in unserem heutigen Sinne, als komische Pointe, ist etwas ganz Neues in unserem Sprachgebrauch. Von dem alten Begriff ist kaum mehr als das eine Wort „Mutterwitz“ übriggeblieben. „Ein witziger Kopf“ hieß so viel als ein mit rascher Auffassungsgabe, mit spielerischer Phantasie bei klarem Verstande, ein mit allerlei praktischen Geschicklichkeiten begabter Geist. Einen witzigen Kopf nannte man zum Beispiel auch einen technischen Erfinder; aber in jenem Witz, d. h. in jener Form des subjektiv Komischen, die, nach einer beliebten Definition, wesentlich in der prägnanten Auflösung einer konventionellen Vorstellung durch den Schein eines inneren Widerspruchs besteht, zeichneten sich nur ganz vereinzelt Deutsche aus (z. B. Lichtenberg). Die Späße unserer Altvordern waren äußerst plumper Natur. Das Salz der geselligen Unterhaltung unter dem belebenden Einfluß des Alkohols war die Jote, und der Witz der freiwillig komischen Literatur will unsern Geschmack entweder hahnebüchen grob und schmutzig, pedantisch verziert oder aber herzlich schal und rührend einfältig bedünken. Schiller kommt uns in seinen sämtlichen Dramen nur ein einziges Mal witzig, und da kopiert er den berühmten groben Barfüßer Abraham a Santa Clara. Goethe schnitt der deutschen Sprache den Kolochozopf ab und fand in seiner früheren Lyrik den Eigentum wieder, nach dem der deutsche Schnabel gewachsen ist. Seine Lehrmeister waren das deutsche Volkslied, die ungelehrten Biederleute vom Schlage des Hans Sachs und des Gös von Berlichingen, die urwüchsigte Kraft der Lutherbibel. Aber witzig war er nicht.

Es war Heinrich Heine, der den Witz in die deutsche Literatur einführte und der damit zum Ahnherrn unsres Feuilletons und unsrer Witzblätter wurde. Der Stil seiner Reisebriefe brachte einen gänzlich neuen

ton in die deutsche Prosa. Während der Zeit der Aufklärung war selbst das deutsche Phlegma kitzlich geworden, die berühmte Ironie der Romantiker hatte ebenfalls vorgearbeitet — und nun wußte der Heinesche Witz an alle empfindlich gewordenen Stellen so neckisch zu rühren, daß dem deutschen Publikum vor Getzicher die Augen übergingen. Wer bisher unter den Literaten als ein witziger Kopf gegolten hatte, der bemühte sich nun, es durch krampfhaftes Dressur auch zum Witzbold zu bringen. Im Umsehen beherrschte semitischer Witz den literarischen Markt, semitische Federn die Tagespresse, während es den germanischen Köpfen erst in den folgenden Generationen, wenn auch nicht eben häufig, glückte, in dem importierten Gewande leidlich gute Figur zu machen. Heute, also achtzig Jahre nach dem Erscheinen der Reisebilder, sind sich die Deutschen kaum mehr bewußt, daß jener neue, witzige Vortragstil unsrer Rasse durchaus fremd ist.

Der orientalische Witz hat sich in ein paar Jahrzehnten durchzusetzen vermocht. Er hat unseren Geschmack so stark beeinflusst, daß für die überwältigende Mehrheit selbst unseres sogenannten gebildeten Publikums fast die gesamte vorheinesche Prosa, einschließlich der Goetheschen Romane, schier ungenießbar geworden ist. Der gebildete Normalmensch gibt das zwar nicht zu, aber es ist eine Tatsache. Unmöglich ist das alte deutsche Tempo des Vortrags geworden, unmöglich die gelehrte Wichtigtuerei, unmöglich die Knüttelfatire, unmöglich das Sauglodengeläut deutscher Spaßmacherei.

Es ist kein Zweifel, daß dieser neue Stil auch wirklich der Stil der neuen Zeit sei; denn es ist keine deutsche Zeit mehr, in der wir leben, es ist eine Weltzeit im Hereinbrechen. Unsere Bildung prunkt mit Fegen aus allen Gebieten des Wissens, unser Geist findet seine Tafel stets so reich besetzt, daß er zu ruhiger Verdauung des Genossenen nicht mehr Zeit findet, sondern zu Abfuhrmitteln greifen muß, um Platz für neue Fülle zu schaffen. Und man braucht diese flüssige Bildung nicht mehr mühsam aus tiefen Brunnen zu schöpfen, sie quillt reichlich aus dem Küchenhahne jeder städtischen Wasserleitung. Der Literat, der Journalist, der sich vom Kleinverschleiß dieser Bildung nährt, um Käufer anzulocken, seine Auslage schon ganz besonders reizvoll herrichten. Und das Raffinement des feuilletonistischen Wises hat sich naturgemäß auch auf die höheren literarischen Formen übertragen müssen. Von dem kostbarsten Gedankeninhalt wird ohne Bedenken dem Facettenschliff die Hälfte des Karats geopfert. Auf der andern Seite wird heutzutage für Geschäftsreklame und niedrigste Unterhaltung mehr Witz verschwendet, als vordem für ein ernstes Kunstwerk oder eine bedeutende wissenschaftliche Darstellung für nötig gehalten wurde. So ist es gekommen, daß der Literat, als Witzkopf von Profession, überall das erste und womöglich auch das letzte Wort zu sprechen hat. Epochenmachende Entdeckungen bedürfen eines geschickten Feuilletons, damit ihre Bedeutung von der Allgemeinheit gewürdigt werde. Ein boshafter Witz, an weithin sichtbarer Stelle losgelassen, kann die Arbeit eines Lebens vernichten. Ein

paar geistreiche Zeilen eines guten Freundes können einer absoluten Nichtigkeit zu kurzem Glanze verhelfen, und ein hartnäckig fortgesetzter witziger Widerspruch kann die öffentliche Meinung umkehren.

Was Wunder, wenn in unserer vertrackten Zeit die Feuilletonkunst auch zur Hebamme aller geistigen Mißgeburten geworden ist! Es gibt keinen Ubertwiz, keine Geschmacklosigkeit, keine Frechheit, die nicht durch einen witzigen Literaten in die Mode lanciert werden könnte. Die ergößlichsten Beispiele hierfür haben wir neuerdings auf dem Gebiete der bildenden Kunst erlebt. Unsere Ausstellungen, vornehmlich die der Sezessionen, wimmeln von unerhörten Scheußlichkeiten, hilflosen Versuchen unfruchtbarer Spintifizierer und frechen Schmierfrazzen von Nichtkönnern; aber jeder dieser sonderbaren Herrschaften hat begründete Aussicht, für einige Zeit berühmt oder sogar zum Haupt einer Schule erklärt zu werden, falls er so glücklich ist, einen witzigen Kunstschreiber zum Freunde zu haben. Die literarischen Herolde solcher sonderbaren Kunsthelden üben, wenn sie einigermaßen bedeutende Blätter zur Verfügung haben, ein wahres Schreckenregiment aus. Die Professorenschaft der Wiener Universität mußte sich für eine kulturlose Rotte blöder Trottel erklären lassen, weil sie die allegorischen Gemälde des Herrn Klimt nicht in ihrer Aula aufhängen, weil sie ein knißebeiniges, stelettdürres Frauenzimmer mit widerlichen Hängebrüsten und idiotischem Gesichtsausdruck nicht für eine dem Ideal unsres Jahrhunderts entsprechende Verkörperung der Philosophie ansehen wollte. Die witzige Kunstkritik hob natürlich (zum Teil erst infolge jener Ablehnung der Professoren) den Meister Klimt auf den Schild und erklärte nicht nur seine Figurenmalerei, sondern auch seine Ornamentik, in die er die stilisierte Pestbeule mit Perlmutter inkrustiert und mit goldenen Kringeln umschrieben, eingeführt hat, für das Letzte, Tiefste, Feinste modernen Kunstempfindens. Ähnliches wie bei Klimt haben wir schon früher bei Beardsley und bei Jan Toorop erlebt. Jedesmal haben sich zunächst einige tobernde Hohepriester der Verrücktheit unter die lachende Menge begeben und es gewagt, ihr ins Gesicht zu höhnen — und regelmäßig hat sich's die Menge gefallen lassen, und die Snobs haben allererschleunigst die große Schwentung vollzogen und mit düsterernsten Mienen tiefes Verständnis geheuchelt, wo sie eben noch zynische Kalauer kolportiert hatten. Und regelmäßig hat sich auch der junge Nachwuchs des Schreibervolkes wie die hungrigen Raben auf das duftige Nas solcher neuen Verrücktheit gestürzt. Auf keine Weise läßt es sich in dieser Junft leichter und schneller zu Ansehen kommen als dadurch, daß man sich als einen der Erlesenen ausweist, die den tiefsten Sinn in dem erkennen, was der blöden Masse Unsinn deucht. Es ist oft schwer auseinanderzuhalten, ob der Künstler den Literaten oder der Literat den Künstler zuerst verrückt gemacht habe. Auch von diesem letzteren Zustand haben wir traurige Beispiele erlebt. Der Maler Erübner, ein solider Könner, ließ sich von dem blendenden Kunstgefasel jener ganz sublimen Literaten einreden, daß er gänzlich umlernen müsse, um wahrhaft modern zu werden — und jahre-

lang sahen wir diesen trefflichen Künstler sich mit unsinnigen Experimenten herumquälen! Max Liebermann, ein vorzüglicher Künstler dessen, was andere früher schon ebensogut oder besser gekonnt haben, wurde zum Dalai Lama der wahrhaft modernen deutschen Malerei (soweit sie nach Berlin gravitiert) ausgerufen, weil er die besten Beziehungen zu den wichtigsten, einflußreichsten Kunstschreibern zu unterhalten verstand.

Es ist ganz natürlich, daß just auf dem Gebiete der Kunstkritik der Wis des Literaten die schönsten Orgien feiern kann; denn über ein Bildwerk, das ich nicht sehe, über ein Musikstück, das ich nicht höre, kann mir doch schließlich niemand etwas mein Verständnis Bereicherndes erzählen. Der Wis des Kritikers jagt ohne Kontrolle über Hecken und Gräben dahin, und sein Feuilleton wird für den Leser um so amüsanter ausfallen, je weniger er sich an seinen Gegenstand hält. Es ist ganz gleichgültig, worüber so ein Wiktopf schreibt, wenn er nur verblüffend originell zu sein und recht viele, scheinbar ganz fernliegende Beobachtungen überraschend einzuflechten versteht. Unsere bestredigierten Zeitungen, wie etwa die Frankfurter Zeitung und die Neue Freie Presse, besitzen Feuilletonkorrespondenten, die in der Kunst des Drumherum- und Dranvorbeiredens ganz Erstaunliches leisten. Von dem Gegenstand selbst ist manchmal kaum in zwei oder drei Zeilen die Rede. Er bildet nur die Papphülle für den Feuerwerksfaß. Das sprüht und blüzt in blendenden Funken und leuchtenden Farben, und zum Schluß fliegt mit einem Knall die Papphülle davon und bleibt unbeachtet irgendwo im Straßenstaub liegen. Als Tertianer auf der Latina in Halle an der Saale verfiel ich, um mein schmales Einkommen zu verbessern, auf ein seltsames Auskunftsmittel. Ich ging nämlich Geldwetten ein, daß ich den deutschen Aufsatz mit irgend einem zu der gestellten Aufgabe in keinem ersichtlichen Zusammenhang stehenden Worte eröffnen würde. Ich erinnere mich eines Aufsatzes, ich glaube, es war über den Charakter der Thelka im Wallenstein, den ich mit den Worten „Das Krokodil im Nil“ beginnen sollte. Ich gewann die Wette und bekam außerdem drei Stunden Karzer. An diesen Bubenspaß muß ich oft denken, wenn ich moderne Feuilletons lese. Sie nehmen sich wirklich oft wie das Resultat einer scherzhaften Wette aus.

Daß eine Zeit, welche für ihre große Kulturaufgabe so riesige geistige Anstrengungen aufwenden muß, auch eine besondere Vorliebe für die leichten Spiele des Geistes haben muß, ist sehr begreiflich. Und als einen Kulturfortschritt können wir es gewiß begrüßen, daß heute der wisbegabte Feuilletonist bessere Aussichten hat, rasch vorwärts zu kommen, als der wilste Schimpfbold, der Entrüstungsfer oder der parfümierte Süßmeier. Freilich verführt die Jagd nach dem Wis jeden, der nicht in der Lage ist, sorglos ein großes Vermögen an dieser Gottesgabe zu verschwenden, zu Anstrengungen, die oft genug auf Kosten des sittlichen Charakters gehen. Um eine glänzende Pointe für ein Feuilleton verrät ein solcher Mensch Freundschaft, Liebe und alle fromme Scheu. Weil man tatsächlich imstande ist,

vermitteltst pikanter Wortsaucen selbst Schußsohlen und Fliegenschwämme schmackhaft zu machen, bekommt die Sauce sehr vielfach das Übergewicht über das Fleisch. In den Saucen verdirbt man sich aber bekanntlich am ehesten den Magen. Die neuraftigen Mägen unserer Zeit scheinen sich immer mehr darauf einzurichten, das Surrogat dem natürlichen Nährstoff vorzuziehen, daher denn der Humbug, zu deutsch Mumpis, eine so außerordentliche Rolle spielt. Es wäre noch ganz erträglich, wenn allein das Vergnügen am blendenden Feuervort des Wises unsere jungen Künstler verführte, sich von ernstern Gegenständen und vom pathetischen Stil abzuwenden, aber leider verkleidet sich die moderne Lust am Mumpis auch in das priesterliche Gewand. Die Feierlichkeit ist der Wis der Schwerblüter. Unsere Künstler godeln (so möchte ich kokettieren verdeutschen) um die Muse in den gesuchtesten Vermummungen herum: als Primitive, als Mystiker, als Satanisten, Sadisten, Tribaden — ja selbst Infantilismus und Idiotismus wird von ganz Gescheiten vorgetäuscht. Je toller der Gegensatz solcher Mummerei zu der natürlich erscheinenden Kulturentwicklung, desto schärfer die Antithese — desto besser also der Wis. Es sind auch in dieser Beziehung immer wieder die Literaten die Pfadfinder und Wegweiser, die unermüdblichen Bearbeiter des Publikums, die listenreichen Snobfänger. Selbstverständlich gehört Wis dazu, um die feierliche Langeweile und den traurigsten Stumpfsinn harmlosen Leuten als neueste Kunststoffbarungen aufzureden. Es wäre ganz unmöglich, daß ein modernes, sogenanntes gebildetes Publikum mit ehrfurchtsvollen Mienen durch gewisse moderne Ausstellungen pilgerte, in gewissen kostbar ausgestatteten Büchern blätterte oder gewissen dunkeln, dickflüssigen Musikten lauschte, wenn nicht die fleißigen Wisbolde ihm vorher den Respekt vor diesen Dingen suggeriert hätten.

Der Wis des Literaten begnügt sich aber nicht mit solchen verhältnismäßig leichten Dingen auf dem Gebiete der Kunstkritik und des graziösen Feuilletons. Er wagt sich auch an die höchsten Probleme der Wissenschaft heran, er überglänzt die Kunst aller Diplomaten auf dem Gebiete der Politik und versucht sich sogar als Religionsstifter. Was Wunder, daß Nietzsche zum Abgott aller Feuilletonisten geworden ist, da doch die Haupttätigkeit des Wises im Umwerten aller Werte besteht! Was der Genius der jüdischen Rasse durch seinen lebenswürdigsten Propheten, Heinrich Heine, begonnen, das hat der dionysische Sänzer Nietzsche dadurch vollendet, daß er die Parole von der Umwertung aller Werte in die Köpfe schleuderte. Seitdem ist es zur Lebensregel jedes geistreichen Kopfes geworden, jeder Behauptung ein zuversichtlich lächelndes „Ich werde Ihnen das Gegenteil beweisen“ entgegenzusetzen. Nietzsche gedachte Götzen zu zerkümmern und der Welt ein neues Ziel zu setzen: den Übermenschen. Zunächst aber haben sich, scheint's, nur die Feuilletonisten, die impotenten Künstler und die spitzfindigen Juristen seine Lebensarbeit auf ihre Weise zumusse gemacht.

Die schlimmste Folge dieser Vorherrschaft des Wizes ist wohl die, daß das unauffällige, solide Können es dadurch schwer hat, sich durchzusetzen gegenüber der eiteln Nichtigkeit, der es nur ums Auffallen zu tun ist. An dem gänzlich Absurden wie an dem auffallend Vertrackten ist es leicht, seinen Wiz zu üben; aber über das schlicht Meisterliche, jedem gefunden Verstande Begreifliche und gesunden Sinnen Erfreuliche ist es recht schwer, etwas Verblüffendes zu sagen. Darum schweigen gerade die wichtigsten Literaten von solchen Dingen, seien es nun Kunstwerke oder sonstige wertvolle Kulturtaten, und die Zeitungsleser erfahren nichts davon. Das ist sicherlich ein großer Schaden und die letzte Ursache davon, daß heute die Allgemeinheit, insonderheit der großstädtischen Kulturmitläufer, an die einfachsten und wichtigsten Erscheinungen des modernen Lebens einen so gänzlich falschen Maßstab anzulegen pflegt. Der heitere Ernst des reifen, denkenden Menschen wird durch die heute beliebte feierliche Maskerade keineswegs ersetzt. Sicherlich möchten wir nicht das Vergnügen am Wiz, am geistreichen Gedankenpiel aus unseren modernen Kulturerrungenschaften herausstreichen, um aus eitel Rassenstolz in die geistige Schwerfälligkeit unserer Vorfahren zurückzusinken; aber andererseits kann uns doch das Vergnügen am Wiz nicht für den Mangel so vieler besserer und unserm Wesen natürlicherer Freuden entschädigen. Der beste Wiz kann einen nicht darüber trösten, daß einem der Humor ausgeht!

Ist aber dieser Zustand unabänderlich? Ist es das letzte Raffinement unsrer Kultur, sich von schwerer geistiger Anstrengung am geistreichen Mumpiz zu erholen? Ich glaube nicht. Die Karikatur ist gewiß ein bedeutsames und interessantes Kulturdokument, und diese unsere Blütezeit des Literatenwizes hat in der Karikatur einer Kultur wirklich Hervorragendes geleistet — damit dürfte aber auch ihr positives Verdienst erschöpft sein. Anders kann es jeden Tag werden. Es braucht nur eine große Katastrophe uns gehörig durchzurütteln oder ein gewaltiges neues Ideal mit eins alle deutschen Herzen höher schlagen zu lassen, dann wird urplötzlich der bloße Wiz zu einem Verbrechen werden — und der Feuilletonist, dem sein Leben lieb ist, wird schleunigst andere Saiten auf sein Instrument ziehen müssen. Aber vorläufig schwelgen die geistreichen Oberförster des deutschen Blätterwaldes noch in lieblicher Friedenssimpl-pimpel-wimpelei, und unsere Olgözen sind äußerst freigebig mit Petroleum, um es auf die Wogen zu gießen, wo immer sie ungemütlich zu branden beginnen. Also wird es wohl noch eine gute Weile bei gegenwärtiger geistreicher Vergnüglichkeit sein Bewenden haben.





Hochzeit

Von

Helene Voigt-Diederichs

Nur vier Kinder sind vorm Schlafengehn lustbadend bei Mutti in der Wohnstube umhergesprungen, sind auf kleinen Teppichen durch das große Wasser des Fußbodens geschifft und vom gepolsterten Lederstuhl als Schlitten mit warnendem: *Bahn!* heruntergesauft.

Nun sind sie ein bißchen müde von all dem Lärmen und Bewegen, fürchten auch, Tante möchte kommen und das Pesi am Schopf fassen, damit es als erstes gewaschen wird und ins Bett kommt, und da haben sie ihre Teppichschiffe in den Hafen gerudert und lauern nun da unter dem schwarzen Flügel und schwagen ein bißchen — nicht zu laut, denn Mutti braucht nicht unnützig daran erinnert zu werden, daß sie noch da sind.

„Wenn ich erst groß bin, geh ich nie zu Bett!“ flüstert Ruth.

„Ich auch nicht!“ sagt Niels schnell, um Jürgen zuvorzukommen.

„*Dsch—sch—sch—sch!*“ erklärt dann auch Jürgen und zieht das eine Wort schrecklich lang, um zu zeigen, wie wenig auch er daran denkt, später je ins Bett zu gehen.

„Denn wenn ich groß bin, bin ich eine Mutter und kann selber alles tun, was ich will!“ fährt Ruth mit Bestimmtheit fort.

„Ich auch!“ sagt Niels.

„Nein, du doch nicht!“ tadelte Ruth. „Jungs werden Männer und meistens bloß Mädchen werden Frauen!“

„Vielleicht werd' ich doch noch einmal ein Mädchen!“ Niels hebt sich trotzig auf seinem Teppichschiff, nicht weil er ein Mädchen werden möchte, sondern um recht zu behalten. „Wenn Mutti mir nie meine Haare abschneidet, auch nicht, wenn ich zwölf Jahr bin . . .“ und herausfordernd zieht er in gelben Strähnen seine Locken hoch.

„Ja, und vielleicht wird Mausl noch mal ein Junge!“ sagt Jürgen, und als er sich recht deutlich die kleine Freundin vorstellt, erfüllt ihn die Möglichkeit dazu mit Unbehagen. „Sie hatte doch schon mal lange Haare, aber jetzt hat sie wieder kurze . . .?“

Er sinnt ein bißchen, dann fällt ihm was Neues ein: wie weiß man's denn nur dann immer gleich bei kleinen Kindern, ob sie Jungs oder Mädchen werden?

Ruth grübelt nach einer Antwort. Man weiß es gleich, soviel ist sicher. Aber sie kommt auch nicht sofort drauf, warum. Endlich hat sie's, und sie lächelt ein bißchen in sich hinein und sagt dann, so ein wenig von oben herab: „Man weiß es eben gleich, und wenn man's nicht weiß, schadet's auch weiter nichts. Kleine Kinder haben doch immer dasselbe Babyzeug an, Jungs und Mädchen. Später merkt man's dann schon!“

„Ja, Mädchen sind immer solche Angsthasen!“ sagt Niels; „daran sieht man's dann gleich!“

„Sieht gleich Angsthase!“ weiß auch Peter.

Und alle sind zufrieden.

Aber dann bricht nach anderer Seite ein kleiner Sturm los, denn zwei listige tapfere Arme kommen und fangen das Pesi und tragen es unerbittlich mit sich fort in die Badestube.

Erst sind die drei anderen bitterböse, aber weil es bloß das kleine Pesi ist, lassen sie dann die Sache gehen wie sie will, fühlen auch, daß sie nun wieder für zehn Minuten sicherer dran sind, und sie rudern aus dem Schatten des Flügels nackt und glänzend eins nach dem andern in das volle warme Lampenlicht hinaus.

Niels will auch in die Schreibstube hinüber, aber Mutti ruft ihn, weil er Bäbbi nicht stören darf bei der Arbeit, und dann überlegt er sich noch ein bißchen im Anschluß an das Gespräch von vorhin: wenn er erst selber ein Kind hat, das soll alles tun dürfen, was es will.

Ja und besonders all das, was er jetzt nicht darf. Auf die Häuser klettern, die Zeiger bei der Uhr herumschieben, sich an Honigbrot tot essen. Und in die Schreibstube rudern. Aber als er das, was grad besonders nah und doch verboten ist, seinem Kind erlaubt, befällt ihn so was wie Eifersucht, daß es vielleicht doch zuviel darf, und er hüpfst schnell zu Mutti und fragt: „Mein Kind kommt doch erst, wenn ich groß bin?“

Ja, es kommt erst, wenn Niels groß ist.

„Meins kommt aber eher als deins!“ sagt Ruth ein bißchen höhnisch und ein bißchen sicher. Sie ist doch drei Jahr älter als Niels, und meistens kriegen außerdem Mädchen früher Kinder als Jungs . . .

Niels will das aber nicht wahr haben, und die beiden kappeln sich noch ein Weilchen, bis endlich Mutti sagt, sie sollen's nur ruhig abwarten und jetzt, zuerst Niels, eins zwei drei: husch in die Badestube springen.

Umständlich sucht er vom Boden sein Bündelchen Zeug zusammen, aber immer, wenn er das letzte erwischt hat, verliert er das erste, Kittelchen oder Strumpf, und zuletzt verfällt er noch darauf, seine Schuhe zu verstecken, damit er sie morgen beim Aufstehen gleich hat und nicht erst lange zu suchen braucht.

Mutti kramt nach einem Bilderbuch für Ruth und Jürgen — da guckt sie mal einen Augenblick nicht her.

Und Niels klettert wie ein Wiesel am Bücherbrett hinauf und bringt die Schuhe in Sicherheit — oben auf der Sofaede hinter dem Teufel, der da aus grünem Stein sitzt und lacht, aber böse lacht, und erschrocken zieht Niels das Ärmchen zurück, das den grinsenden Mund gestreift hat.

Ruth und Jürgen sitzen aneinandergeschmiegt unter der bunten Zigeunerdecke, lassen sich ein bißchen durchwärmen und beschnen dazu „Wiesenzwerge“ vom Onkel Kreidolf — das heißt, Ruth erklärt mit längst bekannten Worten und Jürgen nimmt es staunend auf, wie etwas, das er nie gehört.

„Da sieht der Vater nach dem Wetter und die Mutter hinter dem Fenster peppert den Morgenbrei, und dertweil laufen alle vier Kinder zum Waschen . . .“

Später kommt das Bild von der Hochzeit, und Jürgen findet, daß eigentlich die Braut aussieht wie Mausl. Davon aber will Ruth nichts wissen, und Jürgen sagt nichts weiter, denn er mag's nicht haben, daß Ruth lacht, wenn er was von Mausl sagt.

Deshalb sieht aber die Braut doch aus wie Mausl.

Es fällt ihm ein, daß sie morgen Hochzeit spielen können. Gustav, der Markthelfer von Bäbbi, hat auch neulich Hochzeit gehabt. Es war ihm zu langweilig allein, da hat er sich noch jemand dazu geholt, hat er gesagt. Und wenn doch Mausl kommt . . .

Aber Jürgen traut sich nicht recht damit heraus, guckt nur Ruth mit glänzenden Augen an — voll Erwartung, daß sie den gleichen Gedanken haben wird.

Dankbar preßt er die Hände ineinander, als sie wirklich davon anfängt.

Sie können von dem, was noch in der großen Ostersüte ist, ein richtiges Fest machen. Ruth weiß längst, wie es auf Hochzeiten ist. Sie war doch mit auf Tante Lottchens, roten Wein gab's und weißen, auch für sie, das hat sie am besten behalten.

Und sie wird sehr eifrig, wie sie morgen alles einrichten wollen. Sie will die Mutter von der Braut sein und Niels der Vater. Jürgen, der paßt am besten zum Bräutigam.

Jürgen findet, daß Ruth recht hat, und freut sich still für sich allein, denn er findet, daß er's nach außen hin nicht nötig hat, zu tun, als ginge ihn die Sache besonders viel an.

Später im Bett wird der Plan noch einmal durchgesprochen, auch schnell noch einmal probeweis ein Fest gemacht. Jürgen tanzt ganz toll im federnden Bett umher, Niels läutet kräftig am Fenstervorhang und Ruth macht mit der feuchten Hand am Holz ihres Bettes eine herrliche Quietschmusik.

Ja, es wird schon gehen morgen — Schritte irgendwo im Haus, und husch! duckt sich jedes Köpfschen auf sein Kissen — furchtsam laufend — und hebt sich dann in wachsender Sicherheit.

Wie kann man denn auch schlafen, wenn man noch nicht schlafen kann . . .

Am folgenden Morgen geht es gleich fröhlich von Bettchen zu Bettchen: heut kommt doch Mausl und darüber vergißt Jürgen, beim Kämmen zu quiefen, daß es zieht, und entsetzt zu sein, daß die Milch trotz Hautsieb immer noch Haut hat — Milchmann sein Hemd.

Während Ruth sich zum Schreiben und Lesen setzt, gehen die beiden Buben daran, die Kinderstube für die Hochzeit ordentlich zu machen.

Das geschieht auf besondere Weise.

Erst wird der ganze Spielzeugschrank ausgekehrt und der Inhalt in die Mitte des Zimmers auf einen Haufen geworfen. In lustigem Durcheinander flieg's heraus: Baullöse in jeder Größe, Tiere — Tiere ohne Beine, Beine ohne Tier — Puppen, all die Puppen, die eigentlich keinen Kopf mehr haben und wo man erst am Leib sehen kann, welche es ist: Tanzpuppe, Zottelpuppe, Röschen oder Badeengel — und zuletzt findet sich auch noch ein verbogener Blechkopf, den Jürgen mit Spucke auf seine Tanzpuppe kleben will, aber Niels sagt, er gehört der Zottelpuppe, und dann hummert er den Badeengel ein bißchen mit dem Rücken an die Wand, damit Jürgen böß werden soll und den Kopf hergeben, der wirklich der Zottelpuppe gehört.

Endlich einigt man sich, daß der Kopf nirgends drauf paßt und also wohl Puppe Katerlies ihrer ist, die man aber noch nicht gefunden hat. Aber es muß doch wenigstens noch ein Arm von ihr da sein, und friedlich scharrt man gemeinsam suchend in den wüsten Haufen hinein.

Später wird alles aufeinandergeschichtet in den Schrank zurückgepackt, bloß ein letzter Rest von Sachen nicht; es ist zwar sehr lustig, zu wissen, was sie früher gewesen sind, aber heut am Hochzeitstag kann man sie nicht brauchen: sie werden weit weg in eine Ecke gefegt und ein Stuhl zur Bedeckung darübergestellt.

So, nun wird alles hübsch sein für Mausl — sehr hübsch, finden beide Buben, und dann, als das Pesi bekämpft ist, das gekommen ist, ihnen alles wieder „ein“ zu machen, rennen sie nach Wasser und Scheuerschaum, um Pferd Ida und Puppentwagen so schön zu machen, wie alles sonst schon ist.

Da klingelt es draußen — man rennt zu sehen, was zu gucken ist: Fleischer, Biermann, Postbote — es ist immer schön, was kommt, am schönsten aber Gustav, der so stark ist, daß er zwei große Kisten zugleich auf der Schulter tragen kann, und doch umfällt, wenn man ihm einfach ein Bein wegnimmt — sogar das Pesi weiß schon, wie das gemacht wird.

Aber diesmal ist es ein kleines, zierliches Mädchen, was Mutti da hereinläßt, ganz blond und mit lieben, brünnleintiefen Augen. Es guckt sich ein bißchen um, lächelt, räuspert sich und kommt dann näher mit artigem Knix.

Mausl ist's, die von ihrer Mutter einen Auftrag hat an Ruths Mutter, und sie sagt ihn lieb und ernsthaft her, während sie jätlich und auch ein wenig furchtsam zu den Buben hinüberaugelt.

Jürgen steht an die Leinentruhe gelehnt. Ungläubig-beglückt betrachtet er das kleine Mädchen — wie kann es nur angehen, nein, es kann nicht angehen, daß Mausl mit einmal da ist?

Niels macht's anders, für ihn ist das Wirkliche schnell Wirklichkeit; er reißt rings ein paar Türen auf, brüllt hinein: „Mausi ist da!“ klappt sie wieder zu, jubelt noch ein paarmal „Mausi!“ und beginnt alsbald sich zu rühmen mit allem, was er schon kann, überlaut und bereit, gleich alles vorzumachen.

Vorbereitend fängt er damit an, mit dem Handstock alle Hütte von der Hänge herunterzufondeln. Als er das nicht soll, sogar nach dem Hingeworfenen sich bücken muß, sagt er verächtlich: och, das ischt ooch weiter nischt! — genau so, wie Kurt von der Straße es sagt, wenn ihm etwas verboten wird, was er eigentlich gern hätte tun dürfen und auch recht gern getan hätte.

Jürgen wacht aus seiner Versunkenheit auf, sieht auf Niels, sieht auf Mausi und sagt triumphierend mit gekräuseltem Mund: „Sachsenjunge!“

Er will, daß Mausi auch „Sachsenjunge!“ zu Niels sagen soll, und als sie das nicht tut, ärgert er sich, daß es aussieht, als hätte er darauf gewartet, und er wird gleich wieder gut Freund mit Niels. Beide trampeln mit Riesenschritten umher, wetten, wer am lautesten kann, singen sächsisch, können dann nicht weiter vor Lachen, weil's genau so klingt, als täte Kurt es, fassen sich bei den Händen, nehmen Mausi in die Mitte und tanzen wild um sie herum.

„Ich bring' dich leicht fertig, du Kleene!“ sagt Niels, voll von dem Gefühl, ein kleines Tröpfchen größer zu sein als jemand, der eigentlich zwei Jahr älter ist.

„Und ich erst!“ sagt Jürgen. steht still und versucht, das Kinn über Mausis Kopf zu recken. „Ich geh' bei Bäbbi bis an die Uhrkette und bei Lisett bis an den Mund . . .“ und dann ist er doch irgendwie ein bißchen böß auf Niels, der so einfach sagt, daß er Mausi fertig bringen will.

Mausi steht und lächelt ganz lieb, aber in ihren Augen und um das feine Mündchen herum sammelt sich ein bißchen die Angst, und sie besinnt sich darauf, daß sie nicht so lange Zeit hat zu bleiben. Sie gibt allen hübsch die Hand, verspricht auch nachher wiederzukommen — wenigstens will sie es der Mutter sagen, daß sie wiederkommen soll, fügt sie besinnlich hinzu.

Damit knigt sie und geht rückwärts zur Tür hinaus, lächelnd mit Augen und Mund. O, sie mag die Buben mit ihren lustigen Ritteln und Locken schon leiden, nur dürften sie nicht so böß sein, es ist schade, daß sie so böß sind. Sie hört sie noch eine Weile hinter sich her toben — aber als sie die Treppe hinunter und über die Straße weg verschwunden ist, stehen beide plötzlich still, gucken sich an, lachen, ohne zu wissen warum, und gehen friedlich wieder daran, Pferd Ida und Puppenwagen von der Rückseite abzuschauern. Damit alles schön wird für Mausi!

Später wird die Verkleideschublade nachgesehen — es findet sich auch, was man braucht, vor allem schwarze und weiße Schleier und ein Tuch zum Einwickeln für die Braut, auch die roten Griechenschuh, die Bäbbi einmal mitgebracht hat, trägt Jürgen herbei.

Ruth kämmt ihre Puppen, die doch dabei sein sollen — zur Hochzeit kommen immer viele Menschen —, zieht ihnen auch die neuen selbstgenähten Kleider an, die gleich so eingerichtet sind, daß es nichts macht, wenn man die Beine durch die Armlöcher steckt. Dann betrachtet sie, was die Brüder vorbereitet haben, und ist zufrieden mit allem, obgleich sie sich's nicht nehmen läßt, an allem ein bißchen herumzutadeln.

Zuletzt deckt sie selber den Hochzeitstisch und füllt die Tellerchen aus der großen Ostertüte, so daß alles bunt und blumig herumsteht. Jürgen hat unterdes einen Streit mit der Tante, die einen Korb mit Flickwäsche hereingestellt hat. Ja, so ist es, in Mutti's Stuben da darf nie was Häßliches hereingetragen werden, aber in ihre Kinderstube, jawohl, da soll immer alles Alte und Schlechte hin, gerade wenn Mausl zum Hochzeitstag kommt . . .

Endlich ist Mittag vorbei, und Ruth und Jürgen passen auf am Eckstubenfenster, ob denn Mausl nicht kommen wird, und Niels, der nur halbwegs geschlafen hat, läuft eilig in die Kinderstube, voll von Hoffnung, alles dort schon versammelt zu finden.

Als niemand da ist, ärgert er sich ein bißchen, sieht den zierlichen Tisch an, als wollte er sagen: ich bring' dich leicht fertig! riecht an den Tellerchen herum und stößt dabei mit der Nase an ein Milchöpfchen, so daß es weiß vom Tisch herunterzutropfen beginnt. Er erschrickt, leckt mit der Zunge ab, was sich noch fangen läßt, setzt sich auf den Boden, so daß sein Höschen die Milch einfaugt, und reibt alles mit dem Taschentuch trocken.

Darauf geht er zu Ruth, stellt sich neben sie und guckt sie geheimnisvoll an, so lange, bis Ruth wieder guckt.

„Was denn? Ist Mausl da?“

Niels rennt, ohne zu antworten, voran in die Kinderstube, die Hände hinterwärts aufs milchige Höschen gepreßt.

Nein, niemand ist da, statt dessen entdeckt Ruth den leeren Milchtopf, und nun beginnt ein schnelles Strafgericht.

Hat Niels das getan? Niels soll sie gleich mal angucken!

Niels tut's, sagt nicht ja und nicht nein, freut sich nur, daß er die Erde so gut trocken gerieben hat.

Nein, Niels hat es nicht getan. Also wird's wohl das Pesti gewesen sein.

Pesti wird befragt, er sagt ja und nein durcheinander und zuletzt nur immer ja, weil der Tisch so lustig aussieht.

Niels wundert sich und schweigt, aber wenn Ruth es an seinen Augen sehen kann, daß er's nicht getan hat, hat er's doch auch wohl nicht getan?

Er rennt zu Mutti, weil's ihm unheimlich ist, und Mutti sagt, er soll nur schnell hingehn und sagen, daß er's doch gewesen ist, und er läuft und ruft's schon von weitem, und Ruth vergißt, ihn zu bestrafen, vor Scham, weil sie es doch eigentlich hätte sehen müssen, daß Niels es doch getan.

Mittlerweile ist es vier Uhr geworden und noch immer lauern die Kinder vergebens auf die Braut. Jedes ist festlich bereit, Sürgen war zuerst fertig mit seinem Bräutigamsanzug und sitzt nun voll Erwartung mit dem grünen Samthut auf dem Kopf und einem roten Stückchen Nachtrockzeug um den Speckhals, dazu ein eben solches um den Leib, und an den Beinen lange gestreifte Hanswurststrümpfe, die er ganz bis oben hoch gezogen hat. Das Pesi ist als Kind von der Braut geschmückt mit einer Schellenkappe und trägt ein schwarzes Busentüchlein über dem grünen Kittel, Niels als Vater geht mit einem langen Mantel umher und einer roten Schlafmütze und einer Brottrinde als Zigarre im Mund, ein Klümpchen Butter als Feuer aufs Ende gesetzt. Ruth, die Brautmutter, hat für sich Muttis Turnanzug passend gefunden, der ringsum ein bißchen über sie hinauswächst, aber eben darum wundervoll „groß“ ist.

Die Schritte, die manchmal auf der Treppe zu hören sind, sind immer noch nicht Mausis, und das Warten wird langweilig, und das Pesi stiehlt sich was vom Tisch und hat's verschlungen, bevor die sechs strafenden Hände es erreichen konnten. Nun darf es nicht mehr Kind von der Braut, sondern bloß ein fremdes Kind sein, was das Pesi zwar nicht sehr bekümmert, Niels und Sürgen aber erfreut, weil's eine gerechte Strafe ist.

Und Mausli kommt immer noch nicht!

„Vielleicht ist sie abgebrannt?“ fragt Niels mit einer kleinen fragend-schreckhaften Struwellpetererinnerung im Blick.

Ruth und Sürgen glauben's zwar nicht recht, letzterer freilich nur, nachdem er gesehen hat, daß Ruth es nicht glaubt, aber das Ende vom Lied ist doch, daß Lisette hinübergeht zu fragen, wo denn nur Mausli bleibt?

Und Lisette bringt den Bescheid: Mausis Mutter war allein zu Haus, denn die Mausli, die wär' zu ihrer Tante gegangen, weil sie sich gefürchtet hätte, zu den wilden Buben zu kommen, und gemeint, es wäre auch nicht so sehr nötig gewesen, daß sie käme . . .

Die Biere in ihrer hochzeitlichen Verkleidung sehen sich ein wenig verblüfft an — dann lacht Niels recht glücklich und höhnißch auf: ach so ein Angsthase! — „Angsthase“ findet auch das Pesi und stiehlt sich was vom Tisch.

„Dann spielen wir eben allein Hochzeit“, sagt Ruth. Sie ist ein bißchen böß auf Mausli, und findet es ganz recht, daß sie nun von den schönen Sachen nichts abbekommen wird, und hätte Pesi sich nicht eben wieder was gestohlen, hätte nun Pesi Braut sein dürfen.

Der Bräutigam steht eine Weile ganz still. Dann zieht er eine Tüte aus dem Gürtel, die er eigentlich erst hat aufklatschen wollen, wenn die Braut da wär', bläst hinein und schlägt sie auf den Boden, daß sie plätschert mit tüchtigem Knall.

Schade, daß Mausli das nicht gehört hat. Sie hätte sich so schön gefürchtet.

Dann nimmt er die roten Brautschuh und wirft sie in die Ecke zu den Sachen, die man nicht mehr brauchen kann, lockert sein ausgefranstes

Salzstuch und setzt sich zum Fest, das heißt, er hält sein Täschchen zum Füllen für Ruth hin. Eins nach dem andern trinkt er, gefräßig und betrübt, und tröstet sich zuletzt ein bißchen damit: wenn Mausl so ein Angsthase ist, wird sie sicher trotz der kurzen Haare nie ein Junge werden.

Das ist gut. Er weiß zwar nicht weshalb, aber gut ist es doch. Und er leckt sein Täschchen mit der Zunge aus und hält es zum neunten Mal der aussteilenden Schwester entgegen.



Der schlaue Esel

Eine Tierfabel

Von

P. Fanghänel

Die Tiere hatten sich vorgenommen, in geheimer Wahl einen König zu küren.

Dem Esel, der gewählt zu werden unter allen gewiß die geringste Aussicht hatte, fiel es ein, sich zu bewerben.

Er kam zu dem Löwen und sprach also: „Großmächtiger! Edler! Alle Tiere sind überzeugt, daß dir die Herrschaft über sie gebührt, und es kann nicht fehlen, daß du zu unserem König erwählt wirst. Darum möchte ich eine Gnade von dir erbitten: es kränkt mich, daß ich bei jedermann für dumm gelte. Wolltest du mir nun am Wahltag deine Stimme geben, würde sich die Meinung über mich ändern und ich zu einigem Ansehen gelangen; denn man sähe, daß mich einer sogar der Königswürde wert achtet habe.“

Der Löwe, den der arme Schelm jammerte, versprach ihm, seinen harmlosen Wunsch zu erfüllen.

Darauf ging der Esel zum Bären, zum Wolf, zum Pferde, kurz zu allen, denen die Königswahl oblag, redete ähnlich zu jedem einzelnen und erhielt von allen freundliche Zusage.

Als nun am Tage der Wahl das Ergebnis ermittelt wurde, sahen die Tiere mit Staunen, daß sie den Esel einstimmig zu ihrem Könige gewählt hatten.

Zu spät merkten sie, daß sie wert waren, von ihm regiert zu werden.





Werden und Vergehen der Welt

Die Kosmologie der Genesis hatte Geltung für die Zeit, in der sie entstand. Doch der alte Urdenker, wie Carlyle ihren Verfasser nannte, hat sein Problem so tief erfaßt, daß seine Grundidee bis in unsere Tage hinein lebendig geblieben ist. Diese Idee ist nichts Beringeres als das Prinzip der Entwicklung. Die Erde, wie wir sie kennen, war nicht mit einem Schlage da, sondern sie entstand nach und nach; eine Phase der Entwicklung folgte auf die andere. Anfangs wüßt und leer, bedeckte sie sich nach und nach mit Pflanzen und Tieren, zuletzt erschien der Mensch. Urteilen wir heute anders? Wie der Verfasser der Genesis die Beobachtungen seiner Zeit zu einem Gedankenbilde verknüpfte, so war es das wissenschaftliche Werk späterer Jahrtausende, ein gleiches zu tun. Auch die kosmogonischen Hypothesen von Kant und von Laplace waren Kinder ihrer Zeit, wie die des Moses; sie haben uns ein Jahrhundert lang zufriedengestellt, dann hat die Kritik auch an ihnen ihr Scheidewasser versucht. Neue Hypothesen sind aufgekeimt, die sich auf Beobachtungen der Astronomen und Physiker der Gegenwart stützen und sich von Kants kosmogonischem Schema mehr oder minder weit entfernen. Der Hauptgedanke der neuen Vorstellungen ist, daß Himmelskörper sich durch den Zusammenstoß größerer und kleinerer kosmischer Massen gebildet haben.

Zu den Lebzeiten von Kant und von Laplace hatte die Energetik, die Lehre von der Arbeit und von der Wärme, noch nicht jene großartige Ausgestaltung erfahren, wie wir sie heute in den beiden energetischen Hauptsätzen haben. Während der erste Hauptsatz die unveränderliche Größe der Energie in einem geschlossenen materiellen System ausdrückt, lehrt der zweite, daß Wärme nur Arbeit leisten kann, wenn sie von einem wärmeren auf einen kälteren Körper übergeht, daß in der Natur überhaupt nur dann etwas geschieht, wenn Energie aus einem Zustande höherer Spannung in einen solchen geringerer Spannung sich umsetzt. Dieser zweite Hauptsatz der Energetik erfuhr eine Ergänzung durch das von Clausius entwickelte Prinzip der Entropie, wonach bei jedem Energieumsatz Wärme entsteht, von der ein Teil nicht wieder in andere Energieformen zurückverwandelt werden kann. Die unausweichliche Folge des Entropiegesetzes ist, daß im Laufe einer beliebig lang zu denkenden Zeit alle in der Welt vorhandene Energie zu Wärme werden muß, zu Wärme, der nur ein äußerst niedriger Grad von Temperatur zu entsprechen braucht, weil sie sich gleichförmig im Weltraume ausbreitet.

Daß die Hypothesen von Kant und von Laplace, wonach aus gleichförmigem Urnebel durch Verdichtung sich eine Sonne abschied, die dann bei ihrer Umdrehung allmählich erhaltende Planeten aus sich gebar, mit jenen Hauptfäden der Energetik nicht in Widerspruch standen, war für die Dauer ihrer Herrschaft von großer Bedeutung. Neuerdings hat aber Ed. v. Hartmann („Die Weltanschauung der modernen Physik,“ Leipzig 1902) aus dem zweiten Hauptsatz und aus dem Prinzip der Entropie bemerkenswerte Folgerungen für unsere Vorstellungen vom Weltprozeß abgeleitet. Er geht dabei über den Ursprung unseres und anderer Sonnensysteme weit hinaus. Nach Hartmann gelten beide Hauptsätze der Energetik nur, wenn das materielle Weltbild endlich ist. Ist die Welt dagegen unendlich, so haben beide Hauptsätze wohl für Teile der Welt ihre Richtigkeit, während sie für eine unendliche Welt als Ganzes jeden Sinn verlieren. Er folgert weiter: sind beide Hauptsätze genau richtig, so folgt daraus die Endlichkeit der Welt und die Endlichkeit des Ablaufs eines Geschehens in ihr; der Weltprozeß muß räumlich und zeitlich ein endlicher sein. Die Ewigkeit des Weltprozesses ist ein grundloses Vorurteil, denn es ist unmöglich, den Weltprozeß als ein perpetuum mobile in gewöhnlichem Sinne anzusehen. Alles Naturgeschehen muß einen Anfang in der Zeit gehabt haben, und es kann nichts mehr geschehen, wenn alle Energie einmal zu Wärme von gleicher Temperatur geworden sein wird. Das Weltgeschehen erscheint uns sonach unter dem Bilde eines Flusses, der im Gebirge aus vielen kleinen Wasserläufen entstand und im Meere endet.

Dieser Vorstellung von der Begrenztheit des Weltalls und des Weltprozesses tritt in unseren Tagen der schwedische Physiko-Chemiker Svante Arrhenius in einem hochinteressanten Buche gegenüber („Das Werden der Welten.“ 208 S. mit 60 Abb. Leipzig 1907, Akademische Verlagsgesellschaft), das, ohne auf Hartmanns Ideen Rücksicht zu nehmen, das Weltgeschehen gewissermaßen in der Form von Pendelschwingungen sich abspielen läßt, in denen Welten entstehen und wieder zugrunde gehen, ohne daß ein zeitlicher Anfang und ein zeitliches Ende dieser Prozesse abzusehen wäre.

Das Buch von Arrhenius ist nicht nur überaus anziehend durch das behandelte Problem, sondern es ist in künstlerisch vollendeter Darstellung geschrieben und sei jedem Gebildeten, der sich für die großen Fragen der Naturwissenschaft interessiert, auf das wärmste empfohlen.

Der Verfasser bezeichnet selbst als Leitmotiv seiner Bearbeitung der kosmogonischen Fragen die Ansicht, „daß die Welt, als Ganzes genommen, immer von gleicher Art war, wie sie jetzt ist; Materie, Energie und Leben habe nur Form und Platz im Raume gewechselt.“

Vorausgesetzt sei, daß Arrhenius gegen Kants Hypothese den Einwand erhebt, eine Drehung wie die der Planeten um die Sonne könne in einer von Anfang an nicht kreisenden Masse unter Einwirkung der Schwere nicht entstehen. Auch in der von Laplace gegebenen Modifikation der Hypothese würde das Kreifen der großen Planeten um die Sonne unverständlich bleiben. Nach Arrhenius sollen sich Sonnensysteme aus Nebelflecken entwickeln, und Nebelflecken durch den Zusammenstoß von Sonnen entstehen, so daß sich im Weltraum eine pendelnde Bewegung vom Nebelfleck zum Sonnenstadium und umgekehrt vollzieht. Nach des Verfassers Ansicht ist um den Zentralkörper eines Nebelflecks eine um ihre Achse rotierende Gasmasse gelagert, außerhalb deren andere Gaslugeln mit eingeschlossnen Bruchstücken von Himmelskörpern als



Hebe



Canova
Digitized by Google

Anfänge von Planeten um die gleiche Achse rotieren. Die Planeten kühlen sich viel rascher ab als die Zentralsonne; dabei kondensieren sich ihre Gasmassen. Es handelt sich nun vor allen Dingen darum, wie die Nebelflecke und Gasugeln mit ihren darin steckenden Kernen entstanden sind.

Um eine gründliche Anschauung dieser Vorgänge vorzubereiten, läßt Arrhenius zunächst die vulkanischen Erscheinungen des Erdballs und die über die Konstitution der Himmelskörper bekannt gewordenen Tatsachen an unserem Auge vorüberziehen.

Aus diesen lehrreichen Darlegungen sei hervorgehoben, daß auch nach Arrhenius' Ansicht die Erde wohl ursprünglich „ein von der Sonne abgeonderter Gasball“ war, der durch Ausstrahlung seine hohe Temperatur verlor, glühflüssig wurde, bis zuletzt die feste Rinde entstand. Die feste Erdrinde hat eine Dicke von 50–60 km, darunter fängt die geschmolzene Masse an, der aus Vulkanen austretenden Lava entsprechend; der zentrale Erdkörper ist gasförmig, die Hauptmasse dürfte gasförmiges Eisen sein. Die Sonne ist heute noch durch und durch gasförmig. Durch den an ihrer Oberfläche herrschenden Strahlungsdruck, der zuerst von Euler angenommen, später von Maxwell bewiesen wurde, und welcher der Schwerkraft entgegengerichtet ist, werden kleine, staubförmige Partikel von der Sonnenoberfläche in die Himmelsräume hineingeschleudert, so daß sie auch in den Luftkreis der Erde geraten können. Woraus solcher Sonnenstaub besteht, ist ganz unsicher. Die Sonne mit dem sie umgebenden Planetensystem ist vor langer Zeit einmal aus dem Zusammenstoß von Himmelskörpern hervorgegangen; im Laufe „vieler Billionen Jahre“ könnte sie vielleicht wieder mit einem Stern zusammenstoßen und dabei ihr Ende finden. Beim Zusammenstoß zweier Sterne explodiert deren Substanz zu jenen wolkenartigen Anhäufungen von Materie, die man Nebelflecke nennt, und die tatsächlich einen sehr großen Platz im Weltraum einnehmen. Wegen dieser großen Ausdehnung der Nebelflecke stürzt auch der meiste kosmische Staub, den der Strahlungsdruck von der Sonne und den übrigen Fixsternen abköpft, in diese Nebelflecke hinein. Außerdem sollen die Meteoriten durch Zusammenballen des vom Strahlungsdruck ausgeworfenen Staubes entstehen.

Die Nebelflecke sind leuchtend in ihren äußeren Schichten. Das Spektroskop zeigt hier von bekannten Stoffen aber nur Helium und Wasserstoff an, die einzigen Elemente, die bei der dort herrschenden überaus niedrigen Temperatur flüchtig sind; außerdem zwei Spektrallinien, die kein irdischer Stoff zeigt, und für die man daher ein besonderes Element, das Nebulium, verantwortlich macht.

Die Annahme, daß die Nebelflecke durch den Zusammenstoß von Sternen entstehen, gründet sich auf verschiedene Beobachtungen. So sah man 1901 im Sternbild des Perseus einen neuen Stern aufleuchten, seine Leuchtkraft rasch zunehmen, dann ebenso rasch wieder abnehmen und glaubt, daß dies den Zusammenstoß zweier dunkler Sterne bedeutete; die spektralanalytische Untersuchung spricht dafür, daß der neu aufleuchtende Himmelskörper sich in einen Sternnebel verwandelt hat. Wenn in einen solchen Nebelfleck größere Himmelskörper eindringen, so können sie zu Anfängen von Sonnen und Planeten werden.

Die in Nebelflecke eingewanderten „Himmelskörper“ sollen um sich her die Gase verdichten und dadurch selbst eine höhere Temperatur bekommen. „Durch solche Prozesse kann das Uhrwerk des Weltsystems fortwährend in Gang erhalten werden, ohne daß es abläuft.“ Unter diesen Gasen spielen vermutlich wegen der ursprünglich sehr niedrigen Temperatur (weniger als

—200 Grad) Wasserstoff und Helium die Hauptrolle. „Vermutlich verliert ein solcher Nebelfleck Wärme und steigert (wegen seiner Zusammenziehung) allmählich seine Temperatur, bis er sich in einen Stern mit anfänglich starker Helium-Wasserstoffatmosphäre verwandelt.“ Bei weiterer Zusammenziehung verschwindet diese Atmosphäre, und der neue Stern nimmt nach und nach die Eigenschaften unserer Sonne an. Wenn dann Meteoriten und Kometen in einen solchen Nebel einwandern, so können sie dort die Keime zur Entstehung von Planeten und Monden bilden. Durch den Zusammenstoß mit den ihnen entgegenstehenden Gasmassen erhalten sie ihre kreisende Bewegung um die Drehungsachse des Nebels. Auf diese Weise soll unser eigenes Sonnensystem entstanden sein; zugleich deuten verschiedene Tatsachen darauf hin, daß auch andere Fixsterne von Planeten umkreist werden. Da nach Arrhenius die Sternenwelt unbegrenzt ist, geht keine von der Sonne oder einem andern Sterne ausstrahlende Energie verloren, denn an irgend einer Stelle wird sie von einem dort befindlichen Sterne oder Nebelfleck aufgefangen werden müssen. Einen Anfang und ein Ende der kosmischen Prozesse gibt es nicht; denn die pendelnde Bewegung vom Sonnenstadium zum Nebelfleck und umgekehrt wiederholt sich rhythmisch. Danach wäre das Weltganze also doch ein perpetuum mobile — ein Ergebnis, das schon darum einige Bedenken herausfordert, weil die Physiker es für das sichere Zeichen eines Holzweges halten, wenn ihre Spekulationen sie auf ein perpetuum mobile hinführen. Arrhenius bekämpft Clausius' Theorie vom dereinstigen „Wärmestode“ der Welt. Hätte Clausius recht, so müßte dieser Wärmestod längst eingetreten sein, wenn die Welt ewig wäre; hätte die Welt aber einen Anfang gehabt, dann müßte alle vorhandene Energie im „Schöpfungsaugenblick“ entstanden sein. Das sei aber für uns ganz unbegrifflich, darum müsse man eine andere Erklärung suchen. Hiermit streift Arrhenius die wichtige Prinzipienfrage, ob menschliches Begreifen zum unbedingten Maßstab kosmischen Geschehens gemacht werden darf; er geht aber auf die Frage nicht ein, sondern scheint ihre Bejahung als selbstverständlich vorauszusetzen. Seine Lösung des Problems besteht in der Hypothese, daß der Arbeitswert der Energie abwechselnd verringert wird bei Himmelskörpern, die sich im Sonnenstadium befinden, dagegen vergrößert wird bei solchen, die dem Nebelfleckstadium angehören.

Durch weitere Hypothesen sucht Arrhenius in sein „Begrifflichmachen“ des Weltprozesses auch das Leben einzubeziehen. Er stellt es als möglich hin, daß das Leben von Ewigkeit her bestanden habe und in Ewigkeit fortbestehen werde; freilich nicht auf der Erde wegen deren einst glutflüssigen Zustandes. Auf der Erde soll das Leben nach einer Rechnung seit hundert, nach einer andern seit tausend Millionen Jahren vorhanden gewesen sein. Auch auf den Planeten Venus und Mars hält Arrhenius das Vorkommen von Lebewesen für möglich.

Die Entstehung lebendiger Wesen an der Erdoberfläche durch Urzeugung (*generatio spontanea*) wird von Arrhenius ausdrücklich abgelehnt. Anorganische Materie könne in lebendige nur übergehen unter dem Einflusse von lebenden Wesen. Der Satz: *omne vivum ex vivo* (alles Lebendige aus Lebendigem) entspreche allein dem Geiste exakter Naturforschung. Auch Pflügers Cyanhypothese wird verworfen, und Burkes Radiobionten werden ins Land der Märchen verwiesen. Von besonderem Interesse für den Biologen ist Arrhenius' Meinung, daß aller Sauerstoff der Luft (23 %) im Laufe der Erd-

geschichte von den Pflanzen ausgeschieden worden sei. Das könnten nur grüne Pflanzen getan haben, die somit lange vor den Tieren und den Nitrobakterien existiert haben müßten. Um seine Theorie von der Ewigkeit des Lebens aufrechterhalten zu können, eignet sich Arrhenius die Richtersche Hypothese der Panpermie an, wonach der Weltraum von Keimen organischer Wesen erfüllt sein soll. Allerdings werden dabei wesentliche Modifikationen der Richterschen Hypothese vorgenommen.

Arrhenius stellt sich vor, daß durch den im Weltraume herrschenden Strahlungsdruck von den Planeten ferner Sonnensysteme stammende kleine, kuglige Zellen von etwa 0,00016 mm Durchmesser und von der Beschaffenheit der Dauersporen der Bakterien der Erde einst zugetrieben worden sind und noch zugetrieben werden, und daß durch sie unser Planet mit Keimen besamt sein soll, die nach der Vorstellungsweise der Abstammungslehre sich zur ganzen Mannigfaltigkeit unserer Tier- und Pflanzenwelt fortentwickelt haben. Sie sollen, vom Strahlungsdruck getrieben, in die Atmosphäre unseres Planeten nur mit mäßiger, d. h. einige km in der Sekunde betragender Geschwindigkeit eingedrungen sein. Arrhenius meint, daß sie sich hierbei um nicht mehr als hundert Grad über ihre Umgebung erwärmen würden.

Daß die ungeheuer niedrige Temperatur des Weltraums solchen Keimen kaum etwas anhaben werde, will ich Arrhenius zugeben; dagegen beanstande ich einen wesentlichen Factor seiner Berechnung. Dieser besteht darin, daß das spezifische Gewicht der Keime dem des Wassers gleich angenommen wird. Demgegenüber veranschlage ich ihr spezifisches Gewicht, da sie so wasserarm sein sollen wie Dauersporen von Bakterien, auf 1,5, also um die Hälfte größer als Wasser, und dafür stimmt die ganze Berechnung nicht. Ferner ist Voraussetzung für die Möglichkeit der Fortentwicklung solcher Keime auf der Erde das Vorhandensein von Sauerstoff in der Atmosphäre, auch wenn man zugeben will, daß dafür einst viel weniger Sauerstoff nötig war, als wir jetzt darin kennen. Wenn aber solche Körperchen mit der Geschwindigkeit von auch nur 3 km pro Sekunde in sauerstoffhaltige Luft eindringen, so scheint mir die Wahrscheinlichkeit ihrer Verkohlung doch eine sehr große zu sein. Soll endlich, wie Arrhenius meint, der meiste Sauerstoff unserer Atmosphäre erst durch Pflanzen ausgeschieden worden sein, dann müßten jene einwandernden Keime schon Chlorophyll enthalten oder es sehr frühzeitig an unserer Erdoberfläche erworben haben. Wohl kennen wir Fälle, daß ein chlorophyllhaltiger Organismus seinen Farbstoff verlieren kann, doch es ist kein Fall bekannt geworden, daß ein ursprünglich chlorophyllloser Organismus Chlorophyll zu erwerben vermag.

So reich Arrhenius' Buch an Schilderungen interessanter Tatsachen ist, so schweift der Verfasser doch unausgesetzt aus dem Gebiete exakter Naturforschung in das spekulative Naturphilosophie hinüber und schreckt nicht vor den weitgehendsten Hypothesen zurück. Es handelt sich dabei meistens um die Diskussion von Möglichkeiten, und an vielen Stellen, wo Arrhenius das Wort „wahrscheinlich“ gebraucht, würde ich das Wort „denkbar“ vorziehen. Was speziell Arrhenius' Hypothese über den Ursprung des Lebens auf der Erde anlangt, so muß ich für meine Person in dieser Frage dem Agnostizismus vor den phantastischen Träumen des schwedischen Gelehrten den Vorzug geben, auch wenn wir uns damit einen hohen Grad von Resignation auferlegen.

Prof. Dr. J. Reinte



Aus der „guten, alten Zeit“

Wie war doch alles soviel schöner und besser in der guten, alten Zeit! Oft kann man es auch heute noch mit einem wehmütigen Seufzer aussprechen hören. Da unternimmt nun Karl Egon in der „Neuen Welt“ einen „Ausflug“ in diese „gute, alte Zeit“, und der führt uns freilich in ganz andere Gegenden, als sie romantische Sehnsucht sich paradiesisch träumt.

Es sei zunächst eine absurde Unwahrheit, von der Masse der Menschen im Mittelalter zu sagen, sie seien „wahrhaft religiös“ gewesen. „Sie waren kirchlich dressiert und einem finsternen Aberglauben überantwortet, der in Verbindung mit entsetzlicher Roheit sich betätigte und die Entwicklung wahrer Sittlichkeit unmöglich machte. Das Vorwalten brutaler Anstiftlichkeit war die Regel. Und die herrschenden Stände und Klassen, geistliche und weltliche Autoritäten gaben dafür das Beispiel. Es war etwas ganz Gewöhnliches, daß Päpste, Bischöfe usw. Bordelle anlegten und unterhielten und aus diesen Instituten erhebliche Einnahmen zogen. Unter Papst Julius III. zählte man in der Stadt Rom 40 000 Freudenmädchen.“ Daneben wucherte das Konkubinat als Einnahmequelle der Bischöfe; diese erteilten dem ihnen unterstellten Klerus gegen eine bestimmte jährliche Abgabe die förmliche Erlaubnis, im Konkubinat zu leben. Andererseits war es, besonders in der Schweiz, Brauch, daß Gemeinden um des Hausfriedens und der Ehre ihrer Familien willen den neu anzustellenden Pfarrern zur Pflicht machten, „sich eine eigene Konkubine zu halten“.

Die Fürsten mit ihrem feudalen Hofgesinde hätten dem Klerus nicht nachgestanden. Eine schauerhafte Maitreffenwirtschaft habe sich breitgemacht.

„In der Masse des mißachteten, mißhandelten und unterdrückten Volkes waren die moralischen Zustände selbstverständlich keine besseren. Auch hier waren Laster und Verbrechen in reichem Maße heimisch. Trotz der barbarischen Strafen, die auf Verbrechen gesetzt waren, wurden deren verhältnismäßig sehr viel mehr begangen als heutzutage. Woher hätten dem niederen Volke, das gewohnt war, sich nach dem Beispiel der Herrschenden zu richten, Sittlichkeit und Humanität kommen sollen? Sehr viel trug die barbarische Justiz, besonders mit dem Wahnsinn der Bezenprozesse, zur Verrohung des Volkcharakters und zur Züchtung des Verbrechens bei; Mörder, die Duzende und Hunderte von Menschenleben auf dem Gewissen hatten, waren keine Seltenheit. Noch um die Mitte des 18. Jahrhunderts wurden in einem einzigen bayerischen Rentamtsbezirke während 25 Jahren nicht weniger als elfhundert Mörder hingerichtet.“

Wie der Mord, so waren auch der Meineid, die Notzucht, die Blutschande und jegliches andere Verbrechen an der Tagesordnung.“

Und diese Zustände entwickelten sich und konnten jahrhundertlang bestehen trotz rücksichtsloser Herrschaft der kirchlichen Autorität.

„Wenn unsere Reaktionäre zetern über die ‚schreckliche Zunahme‘ der Bettelerei und der Vagabondage, der Gaunerei usw., so kann man sie nachdrücklichst darauf hinweisen, daß diese sozialen Übel in der ‚guten, alten Zeit‘ viel ärger entwickelt waren als gegenwärtig. Im 16., 17. und 18. Jahrhundert bevölkerten nicht selten ganze Heereszüge von Vagabunden die Landstraße, und vergebens — genau so wie heute — bemühten sich die öffentlichen Gewalten, dieser Plage Herr zu werden.“

Nach Abé Lallement hat das Gaunertum einen geschichtlichen Zusammenhang seit der mittelalterlichen Wegelagerei und dem Vagantentum, welches eine Pest des Reformationszeitalters war, bis zur modernsten Schwindelei und Gröberei. Luther kannte bereits 27 Arten von Gaunereien und die enge Verknüpfung des Gaunertums mit der Prostitution und dem Bordellwesen. Nicht erst unsere Zeit hat die Prostitution mit all ihren schlimmen Begleit- und Folgeerscheinungen geschaffen. Sie galt im ‚christlichen‘ Mittelalter als ein Teil der ‚unabänderlichen göttlichen Weltordnung‘. Es gab eine privilegierte Prostitution, wie es einen privilegierten Bettel gab. Häufig kam es vor, daß die privilegierten, anerkannten Bordellmädchen an die Stadtverwaltungen Klagepetitionen gegen die um sich greifenden Winkelbordelle erhoben, damit die hohe Obrigkeit diesen ‚unlauteren Wettbewerb‘ verbiete.“

Der größten Unwahrheiten eine sei, daß in der „guten, alten Zeit“ im Handwerk, im Handel und Verkehr „Ehrbarkeit und Ehrlichkeit“, „Gewissenhaftigkeit“ und „gute Ordnung“ geherrscht haben: „Zahlreiche Chronisten, Geschichtschreiber, amtliche Rundgebungen usw. bezeugen — und zwar lassen sich diese Bekundungen bis ins 11. Jahrhundert zurückverfolgen —, daß das ganze wirtschaftliche Leben von Betrug, Schwindel, Wucher aller Art durchsetzt und beeinflusst gewesen ist. Die gewöhnlichsten derartigen Praktiken waren: Meineid, Verleitung zum Meineid, falsches Zeugnis, falsche Maße und Gewichte, Verkauf verfälschter Waren, Betrug beim Viehhandel, Münzfälschung, Ausstreuung falscher Kriegserüchte, Verkauf ungesunden, verdorbenen Fleisches und schlechter Backwaren usw. usw. Das ganze Mittelalter hindurch ertönte in allen Kreisen der gewerblichen Bevölkerung — trotz der zünftlerischen Organisation! — die Klage über unlauteren Wettbewerb, und Hunderte von obrigkeitlichen Verfügungen könnten wir mitteilen, die dazu bestimmt waren, diesen Klagen Rechnung zu tragen. Schon im 16. Jahrhundert kannte man einen von Handelsgesellschaften betriebenen Großwucher, eine kapitalistische Kartellwirtschaft, welche die Preise willkürlich festsetzte, so daß in vielen Städten ‚Empörungen des gemeinen Mannes‘ entstanden. Durch die Gesellschaften, so sagt eine im Jahre 1523 dem Reichstage übergebene Beschwerdeschrift, gerate das deutsche Volk in Unruhe und Verderben; die Gesellschaften ‚drücken den armen gemeinen Kaufmann nieder‘. Im Jahre 1721 veröffentlichte der fürstliche Amtmann Georg Paul Höne zu Koburg ein ‚Betrugs-Lexikon, worinnen die meisten Betrügereien in allen Ständen entdeckt werden‘. In alphabetischer Reihenfolge werden etwa 300 Berufe und Stände aufgeführt, in denen Betrug und Schwindel heimisch sind; gegen 4000 Betrugspraktiken, Kniffe und Ränke aller Art werden aufgedeckt. Es sind unter anderem folgende Berufe charakterisiert: Ärzte, Apotheker, Ausleiher, Baumeister, Bauern, Beamte, Gastwirte, Kaufleute, Handwerker aller Art, Münzmeister, Viehhändler usw.“

Daß das Handwerk in der „guten, alten Zeit“ einen „goldenen Boden“ gehabt, sei auch nur eine Phrase: immer waren es nur verhältnismäßig wenige handwerkliche Unternehmer, die, begünstigt durch die verschiedensten Umstände, zu Wohlhabenheit gelangten. Die Masse der selbständigen Handwerker war bereits zu Anfang des 16. Jahrhunderts keineswegs besser daran, als wir sie heute sehen. Im Gegenteil, sie war, eingezwängt in die zünftlerischen Erwerbschranken und des Rechtes der freien Bewegung und Betätigung entbehrend, vielfach in einer noch viel schlimmeren Lage als das heutige Hand-

werksmeistertum. Auch dafür fehlt es nicht an urkundlichen Beweisen. Die Betriebe der Handwerker waren überwiegend Alleinbetriebe. So kamen zum Beispiel im Herzogtum Magdeburg im Jahre 1784 auf 27 050 selbständige Meister nur 4200 Gehilfen und Lehrlinge, in der Stadt Bochum waren gleichzeitig auf 21 Bäckermeister, 8 Zimmermeister und 5 Maurermeister je ein Geselle.“

Auch die vielgerühmte „Harmonie“ zwischen Meister und Geselle, ein vorgeblicher „Segen“ des patriarchalischen Regiments, sei in Wahrheit ein unausgesetzter erbitterter Kampf um die Arbeitsbedingungen gewesen.

„Hinzu kommt die fast durchweg geradezu fürchterliche Lage, in der die Bauern unter der Herrschaft des Feudalismus, des Junkertums und des monarchischen Absolutismus bis weit in das 19. Jahrhundert hinein sich befanden. Wie die Handwerksgefallen — und zwar schon im 15. Jahrhundert — zu großen Arbeitseinstellungen griffen, die nicht selten zu blutiger Gewalttat führten, so sahen die Bauern sich zu faustrechtlichen Protesten gegen ihre Ausbeuter und Unterdrücker gezwungen. Die Geschichte des Bauernaufstandes durch Jahrhunderte ist mit Blut geschrieben, ebenso wie die des Handwerks, das nötig hatte, sich mit kriegerischen Waffen Freiheit und Recht zu erringen.“

Und „das Schwinden des alten patriarchalischen Verhältnisses“, die „wachsende Unbotmäßigkeit und Unverschämtheit“ der lohnarbeitenden Klasse?

„Wir müssen immer mitleidig lächeln, wenn wir hören und lesen, daß man unter der Herrschaft des ‚patriarchalischen‘ Systems nicht so, wie heute, Ursache gehabt habe, über ‚schlechte‘ Diensthöten zu klagen. Historische Wahrheit ist, daß im patriarchalischen Zeitalter die herrschenden Stände und Klassen genau so über ‚schlechte‘, ‚unbotmäßige‘ und ‚unverschämte‘ Diensthöten geklagt haben. Bereits in der Literatur des 15. und 16. Jahrhunderts begegnen wir zahlreichen Schriften, in denen das Gesinde als ‚verdorben‘, ‚widerspenstig und faul‘, ‚lieblich und puzsüchtig‘ geschildert wird. Gar arg in solchen Schilderungen trieb es Dr. Martin Luther. Sein Hauptvorschlag zur ‚Reform‘ war — die Prügelstrafe. ‚Wenn ein Knecht nicht arbeiten will, so gehört dazu ein guter Stecken und auf die Haut gedroschen, daß man ihm die Striemen zählen kann, so wird ihm der Kizel und Leder vergehen.‘

Peter Glaser, Prediger zu Dresden, verfaßte um die Mitte des 16. Jahrhunderts ein Buch: ‚Gesinde-Teufel‘, den ‚Junkern auf dem Lande‘ gewidmet, daß sie es ‚ihrem Gesinde des Abends fürlesen lassen könnten‘. Er schildert, wie der Teufel das Gesinde beherrscht und verführt zu allem Schlechten. In zahlreichen Schriften des 17. und 18. Jahrhunderts werden die Schilderungen über die Schlechtigkeit des Gesindes weiter gesponnen.“ Immer wieder stößt man auf die Empfehlung, das Gesinde durch Prügel zu bessern. „Auch Freiheitsberaubung und entehrende Strafen für Ungehorsam und Widerspenstigkeit werden in Vorschlag gebracht. Es konnte nicht fehlen, daß die Polizei auf diese Vorschläge einging und ihnen in den verschiedensten Gesindeordnungen entsprach. Die Stände auf den Landtagen forderten des öfteren Anwendung rücksichtsloser Polizeigewalt gegen das Gesinde, um den ‚wirtschaftlichen Ruin‘ der Landwirtschaft zu verhindern! Als in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts das Gesinde auf Erhöhung seines Naturallohnes drang, erklärten die Ritterschaften, daß das Gesinde die Herrschaften ‚auswuchere‘ und die Bauern in große Armut brächte.

Schließlich erinnert Verfasser „an die fürchterliche Vernachlässigung der

Volkserziehung und an die Herrschaft des kräftesten Aberglaubens, an die entsetzliche Rückständigkeit der öffentlichen Gesundheitspflege, an die massenmörderischen Seuchen, die aus Not und Unwissenheit erwachsen in der „guten, alten Zeit“. Vernünftige und wissende Menschen, die sich über jene Zeit Rechenschaft zu geben wissen, sehnen sich wahrlich nicht zurück nach ihrem Geiste, ihren Einrichtungen und Verhältnissen.“

Auch diese schon sehr gekürzte Wiedergabe läßt neben dem vielen Schatten das Licht vermischen, das doch auch durchs „finstere Mittelalter“ geleuchtet hat. Die einzelnen Tatsachen lassen sich nicht bestreiten, obwohl man auch dabei das Gefühl einer nicht immer wissenschaftlichen Verallgemeinerung nicht ganz los wird. Von einem aber muß auch schon diese Darstellung überzeugen: daß wir nämlich wahrlich keinen Grund haben, der „alten, guten Zeit“ Tränen nachzuweinen.



Wohl dem, der schwäbischen Sinnes ist!

Gs ist schon lange her, da zog ein Mecklenburger nach Rom, um dem Papst zu beichten. Etlliches und manches hatte er schon bekannt, da hielt er plötzlich inne. Ein schwerer Seufzer; eine lange Pause. „Hast du noch etwas auf dem Herzen, mein Sohn?“ Verstärktes Seufzen, heftiges Erröten, und dann kam's aus der Tiefe der Seele schwer heraus: „Heiliger Vater, ich bin ein Mecklenburger!“ — „Schlimm ist es, mein Sohn, aber eine Sünde ist es eben nicht.“ — Die alte Schnurre, auf einen Schwaben bezogen, fand ich fast wörtlich wieder in Albrecht Kellers Buch: Die Schwaben in der Geschichte des Volkshumors (Freiburg i. Br. 1907, S. Bielefeld, 8 Mt.), und als Dugende von Schwabensreichen alte Jugenderinnerungen auslösten, merkte ich mit händereibender Befriedigung, warum der ahnungsvolle Redaktionsengel just einem Mecklenburger das prächtige Buch zur Anzeige übersandte: Verwandte Seelen finden sich —; und so unterschreibe ich, was schon der Schwabe Fr. Th. Bisler fand: Jeder Mensch ist ein Schwab, gesegnet mit latenten Talenten. Darum auch in Nord und Süd der harmlos-fröhliche Kleinrieg von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, von Stamm zu Stamm. Nur daß auf die Schwaben seit Jahrhunderten mehr zusammengetragen wurde denn auf die andern Stämme. Das Redwort tritt unter schwäbischem Himmel durchweg auch weniger massiv auf als in der norddeutschen Tiefebene. Schon das erwähnte Läusechen geht in einer schwäbischen Variante auf anmutig-beschwingten Sohlen: Der liebe Gott traf einst einen Mann, der bitterlich weinend an der Straße saß und sich nicht trösten lassen wollte, auch nicht, als der liebe Gott sich zu erkennen gab: „Ihr könnt mir au nit helfe, wenn Ihr au der lieb Herrgott seid: i bin a Schwab!“ Da hat sich der Herrgott umdreht an hat au gweint.

Das war einst anders. Von viel „wünne und vogelsant“ in Schwaben berichtet der Iyrisch angehauchte Landecker Schenk. Nach schwäbischen Sitten grüßte der höflich gebildete Ritter sein Mägdelein. Schwaben trug die Reichsfurmfahne, Schwaben hatte das Vortrittrecht. Nur in schwäbischen Gauen gediehen Geschlechter vom Schlage des alten Krentinger Freiherrn, der vor Barbarossa sitzen blieb und nur lässig grüßend sein Käpplein lupfte: „Mehr

bin ich nicht schuldig.“ Das waren die Zeiten, in denen Anglimpf, Wiß und Bosheit in vorächtigem Bogen ums schwäbische Land herumgingen. Aber mit dem Glanz des schwäbischen Kaiserhauses und unter den Streichen der Schweizer Bauern versank der Ruhm der alten Schwabenstrieche, und schon Seb. Franck kennt das Anekdotlein: Sie stehn wir Selben, sagt der Frosch zum Schwaben. Die enganliegenden gelben Hofen boten den Vergleichspunkt. Sie wurden aus Hirschleder gefertigt. Ob immer aus Hirschleder? Die langbeinigen Waldbewohner konnten nicht genug Futterale liefern, weil die schwäbischen Ehen mit unerhörtem Kinderreichtum gesegnet waren: die Großmama aller fruchtbareren Schwäbinnen ließ sich durch Bürgermeister und Rat zu Bönningheim in einem gesiegelten Brief testieren, daß sie 53 Kinder zur Welt gebracht, — kein Wunder also, daß die Hirsche indigniert ihre Lieferung einstellten. Was war die Folge? Ein Schwabe kam mit einem Schaffell zum Schneider und bat ihn, ein Paar Hofen aus Hirschleder daraus zu machen. Vielleicht war es derselbe Schwab, der vor dem Auszug in den Krieg den Vater befragte, wo das Herz liege. „Da du zitterst am fersten, alda dein Herze leit“, lautete die klaffische Antwort, und der Sohn läßt sich, um sein Herz zu bewahren, ein Stück Panzerplatte auf die Gegend seiner Hofen setzen, da der Rücken anfängt, seinen ehrlichen Namen zu verlieren.

Ich bitte um Erlaubnis, noch ein mehreres von dieser geräumigen Gegend reden zu dürfen. Ein Rottweiler Bürger wollte den Landesherrn mit einer zierlichen Rede begrüßen. Als er nun anheben wollte, begegnete ihm das Unglück, daß er magnum ventris crepitum edidit. Aber gelassen drehte er sich um zu dem unwillkommenen Sprecher: „Entwedet redet Ihr oder ich!“ Vielleicht geschah es durch Vergrößerung ähnlicher Fälle, daß die üble Frage aufkam, „ob dann die Schwaben nit auch leut weren?“ Schon durch die Schwankbücher des 17. Jahrhunderts geht die infame Definition aus eines Sachsen Mund: er hätte die Sage seines Lebens kein Eier gesehen, das einem Menschen so ähnlich sei als ein Schwab. Zur Ehrenrettung weise ich gern darauf hin, daß der Schwabe von jeher eine philosophische Natur ist und gern „überm Absolute“ brütet. Gelegentlich brütet er freilich auch anderes aus: Es fand einer einen Kürbis, und auf dem Rathaus kam man nach langen Erwägungen zu dem Ergebnis, es sei ein Eselkei und vom Bürgermeister auszubrüten. Der hockt nieder auf das Ei, es entgleitet ihm und rollt in ein Gebüsch, aus dem ein Häslein entspringt und eiligt das Weite sucht. Mit blutendem Herzen sieht ihm das Stadtoberhaupt nach: „Hoi, hoi, Bueble, kennsch denn dei Vatter gar nemmer meh?“

Natürlich geht das Stück auch durch plattdeutsches Land. Die Sachsen haben also gar keine Ursache, sich über schwäbische Naturkunde aufzubalken. Und wenn die Feuerwehrrordnung der schwäbischen Reichsstadt besteht, daß die Spritzen drei Tage vor dem Brande in Ordnung zu setzen seien, so dekretiert der wohlweise Rat der mecklenburgischen Kleinstadt, daß der neuerrichtete Galgen niemals nach auswärts verliehen werden soll: „Er ist für keine andern Sünder, als nur für uns und unsre Kinder.“ — Geographie schwach, im Norden wie im Süden. Der Ulmer bringt den Reiseführer durch Italien zurück, weil er die Stadt Ulm nicht darin finden kann, und der Norddeutsche sucht für Wanderverwecke einen Globus von Holstein. Die Buchhorner wußten sich im Dreißigjährigen Krieg gegen den Feind gesichert, weil ein Kornfeld an ihre Stadt grenzte, dessen Betreten bei Strafe verboten war; und das pommersche

Gegenstück erzählt von einem Zugführer, der seine Vaterstadt im nächsten Krieg durch ein sehr einfaches Mittel schützen will: er verkauft den Franzosen ganz einfach keine Fahrkarten. Wenn die Schwaben ihrem Storch mit Halleluja ein Fest in der Kirche feiern, wenn sie die Schweife ihrer gefallenen Rübe pflanzen und fleißig begießen, damit sie wurzeln und es doch wieder Kälber im Land gibt, so ist das nicht toller, als wenn Mecklenburger ihrem Stadtochsen einen Strick um den Hals legen und ihn zur Stadtmauer hinaufziehen, damit das schöne Gras dort oben doch nicht verkomme. Kaum daß sie übertroffen werden von den problemliebenden Buchhornern. Die zerstückelten einen Ochsen mit Haut und Haar und säten die Teile ins Feld. Wirklich liefen nach kurzer Zeit auch viele junge Döcklein auf dem Felde herum, jedes trug sogar schon ein Paar Hörnlein. Leider wollten die Tierchen nicht recht wachsen: es waren Schnecken.

Mit blaffem Neid aber muß alles Volk zwischen Riga und Rotterdam zugeben, daß die wundersamste Historie, die neckender Sinn je erfand, nicht übertragbar ist. Es ist ein altes, viel bearbeitetes Geschichtchen: Einem Schwaben ward einst in Italien ein Wein vorgesetzt, der ihm so wohl mundete, daß er nach dem Namen fragte. Da ward ihm die Antwort: *Lacrimae Christi*, d. i. Tränen Christi:

Do schlägt mei' Schwob zum Himmel auf
 Sein Bild und seufzt: „Herrje!
 O hättest du a bißle doch
 Au' g'heult am Bodafee!“

Kellers Werk ist eine Stammespsychologie, wie sie uns bislang nicht besichert wurde. Die Tausende von Neckworten, die durch die Jahrhunderte schwirren, sind mit unendlichem Fleiß zusammengetragen, mit feinem Sinn verarbeitet. Daß zur Ehrenrettung Schwabens auf die auffallend große Zahl berühmter Männer verwiesen wird, die das gefegnete Land sein eigen nennt, ist ja selbstverständlich, war aber im Grunde unnötig. Die Schwaben haben längst verlernt, die getränkte Leberwurst zu spielen, haben längst gelernt, kräftig mitzulachen, die Scherze noch zu übertreiben und so den Gegner zu entwaffnen: „*Extradumm ist auch schön; gewöhnliche Dumme hat's überall, aber die Extradummen haben wir allein.*“ Was aus der Mehrzahl der Streiche spricht, ist ja nicht massive Dummheit, sondern die naive, herzige Einfalt des Naturkinds, das im goldenen Märchenreich lebt. Mögen die Scherze oft platt, mitunter gar roh erscheinen, unter ihnen leuchtet doch überall die närrische Weisheit, die weise Narrheit eines ursprünglichen Sinnes hervor, der frei ist von Anempfindung und Rachempfindung, frei vor allem von gelehrter Pedanterie. Die alte Meinung, daß die Stammes- und Ortsneckerei die Dummheit der Genecken beweisen solle, hat sich ja längst überlebt. Die Scherze verlangen keinen Glauben. Sie wollen nur aufheitern, erfreuen, sich selbst aussprechen, auslachen. Je toller die Ausgeburten der Phantasie, desto besser. Neben schweren Ernst stellen sie das lösende Lachen. Gott verhüte, daß dies Lachen und Necken unter den deutschen Landsleuten je abkomme. Wohl denen, die schwäbischen Sinnes sind und das Lachen lieben, auch auf eigene Kosten!

Viel fröhliche Leser wird Keller finden; ich wünsche ihm auch etliche fleißige Nachfolger in der Zeichnung anderer Stämme. So müßte es eine dankbare Aufgabe sein, das mecklenburgische Seitenstück zu zeichnen. Die Neckereien sind ja zumeist autochthon; Entlehnungen werden variiert je nach der Stammesart. Biographisches Material ist in allen Stämmen vorhanden. Nur

daß in Schwaben der literarische Niederschlag früher und reichlicher einsetzte. Das hat freilich auch zuwege gebracht, daß die Schwaben sich längst zu jener Höhe philosophischer Anschauung emporgeschwungen haben, zu der andere Stämme sich erst mühsam hinaufarbeiten müssen: „E bissele dumm ischt am End jeder, aber so dumm wie mancher ischt doch keiner.“

Johannes Gillhoff



Der Tod

Ist er qualvoll? — „Die Zuckungen des Körpers“, antwortet darauf E. Ebenhöch in der Zeitschrift „Glauben und Wissen“ (V. Jahrg., 8. Heft), „das Einfallen des Gesichtes, die kraftlosen Bewegungen, die verlöschende Stimme, der ausbrechende kalte Schweiß, das fürchterliche Röcheln — das wir oft tagelang noch zu hören glauben — die scheinbare Todesangst, die man bei manchen Sterbenden sieht, alles dies ist für den Zuschauer — und wer an Sterbebetten stand, weiß, daß es sich so verhält — beängstigend, nervenaufregend, ja fürchterlich. Aber sie sind es nur für den Zuschauer, der Sterbende weiß nichts von allem dem, was uns soviel Angst macht. Die Natur ist mitleidig: bewußtlos, wie wir ins Leben getreten sind, ebenso bewußtlos treten wir wieder hinaus. Infolge des unregelmäßig und schwächer werdenden Kreislaufes und der aussetzenden Atmung häuft sich Kohlenäure im Blute. Sie wirkt wie ein betäubendes Gift, wie ein Narkotikum auf die Ganglien; ein Zustand, wie er dem Einschlafen vorausgeht, verhüllt die erschütternden Augenblicke des Sterbens. So wenig peinvoll der Eintritt ins Leben für den Menschen war, so schmerzlos ist für ihn auch der Ausgang aus dem Leben.

Gewiß! Noch hat kein gewöhnlicher Sterblicher das Sterben selbst ganz durchempfunden, um uns zu berichten, wie es ist — das Sterben. Aber alle Sterbenden, die noch Rechenschaft über ihre Empfindungen geben konnten — wenn nicht Gewissenspein oder große Seelenkämpfe sich einmischten — bestätigen es, daß der Abschied vom Leben schmerzlos sei. Ja, bei vielen Sterbenden konnte man wahrnehmen, daß sich bei ihnen in der letzten Stunde ihres Lebens eine große Heiterkeit und Klarheit einstellte, — welche freilich später in seltsame Betäubung und in den sanften Tod hinüberführte, — eine Klarheit, die bisweilen Verhältnisse und Verwicklungen, auch zukünftige, durchschaut; es ist, als wäre in den letzten Augenblicken für sie der Vorhang, der uns das Senferts verbirgt, gelüftet worden. Und alle diejenigen, die vom Scheintod erwachten, oder im Begriffe waren, durch Erhängen, Erfrieren, Ertrinken, Ersticken zu sterben, aber zum Leben zurückgerufen wurden, versichern, daß sie nichts vom ‚Sterben‘ gefühlt haben, wohl aber in eine süße Ohnmacht, in wohlthuende Bewußtlosigkeit versunken sind. Auch die Wissenschaft und ihre bedeutendsten Vertreter bestätigen es, daß der physische Vorgang des Sterbens nicht schmerzlich, nicht qualvoll sei, daß, selbst bei den schmerzhaftesten Krankheiten, mit dem Eintritt der Agonie die Schmerzen aufhören; qualvoll sind nur die psychischen Stürme und Kämpfe.“



Friedensgedanken

Wiederum hat die Haager Friedenskonferenz keine Einschränkung des Krieges gebracht. Was nutzen alle völkerrechtlichen Regelungen im Sinne der Humanität, wenn der schärfste Gegner jeder Humanität, der Krieg selbst, uneingeschränkt bleibt! Unwillkürlich drängt sich die Frage auf, ob die Mittel zur Förderung des hochherzigen Wertes die richtigen waren. Können Verhandlungen der Regierungen allein zum Ziele führen? Sicherlich nicht, denn jede Regierung muß unter den jetzigen Zeitverhältnissen die traditionellen Illusionen über den Krieg pflegen, wenn sie im Bedarfsfalle ein zuverlässiges Instrument am eigenen Volke haben will. Sollte aber in einer Zeit, da sämtliche Hauptstaaten der Welt seit lange die allgemeine Wehrpflicht haben, also in breiter Masse vom Kriege getroffen werden, diese gewaltige Kraft gar nichts zur Lösung der brennenden Frage beitragen können, die doch für sie das größte Interesse hat? Noch vor wenigen Jahren war wohl jede solche Anteilnahme ausgeschlossen. Jetzt berechtigt die unleugbare Annäherung der europäischen Völker zu mehr Hoffnung. Eine schwere Aufgabe bleibt es immerhin, aufzuräumen mit dem Lorbeer, den Gesetzgeber, Geschichtsschreiber, Regenten um den Krieg woben, den das Volk so gern sah. „Mundus vult decipi“, und glänzende Erfolge machen immer blind für das Elend, in das sie einen Teil der Menge brachten. Mit größerer Sicherheit wäre auf einen Erfolg zu rechnen, wenn die christliche Kirche sich zu helfen entschloße. Sie kann, wie kein anderer, den Kampf auf der ganzen Linie des Widerstandes aufnehmen. Jedem Christen ist es schwer begreiflich, warum die Kirche niemals im Prinzip tatkräftig dem Ausbruch der Kriege vorbeugte, entgegen dem Worte: „Seid aber Säter des Wortes und nicht Hörer allein.“ Indem sie dieses Arbeitsfeld brach liegen ließ, setzte sie sich in Widerspruch mit ihrem Meister, der unzweifelhaft auch den Frieden auf Erden erwünschte und lehrte: „Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, tut wohl denen, die euch hassen, bittet für die, die euch beleidigen und verfolgen“ und der zeigte, daß er doch tapferer war, als alle seine Feinde, indem er widerstandslos den Tod auf sich nahm. Ist nicht seine Lehre die Lehre der Liebe, und sollte diese Liebe eine Grenze finden im Völkerleben, im Leben christlicher Völker? Lehrten nicht wie Christus noch die Kirchenväter der ersten Jahrhunderte, z. B. Tertullian, und waren nicht zahllose Märtyrer Zeugen dieser Lehre, indem sie waffen- und widerstandslos wie der Heiland in den Tod gingen?

Die Entgleisung von der rechten Bahn trat erst ein für die Kirche in der furchtbaren Not der Völkerwanderung. Seit den Stürmen jener Zeit verzichtete sie darauf, die Kraft der Lehre Christi gegen die reale Wirklichkeit einzusetzen. Dadurch gewann sie großen Einfluß in den neuen Staatsgebilden, verlor aber ihre ursprüngliche Reinheit als Friedenslehre. Auch heute noch hat die Kirche, trotz der gänzlich veränderten geschichtlichen Lage, ihre Passivität nicht aufgegeben. Wird sie niemals wieder aus einer Dienerin des Staates eine Dienerin Christi werden können?

Ein alter, mächtiger Feind der richtigen Würdigung des Krieges ist ferner die übermäßige Benutzung der Literatur des Altertums in den Schulen. Zunehmend Kriegsgeschichte, findet der wahre Krieg in ihr eine so minderwertige Behandlung, daß man sagen kann, sie ging in dieser Hinsicht auf Lesersfang

aus, ist von Effekthascherei und psychologisch-handgreiflichem Unsinn strotzend, erschütterliche Stubenarbeit. Auch Feldherrn-Schriftsteller machen keine Ausnahme. Teils lernten sie in ihrer Stellung das Elend nicht kennen oder sie verschwiegen es, um nicht an Rundschaft und Interesse zu verlieren. Täglich hört unsere Jugend von einem Duzend solcher Schlachten mit einigen Feldherrnreden und alles, durch das Alter geheiligt, ist ihr Wahrheit. Welche falsche Basis für die Lebensanschauungen unserer gebildeten Stände! Den abseits sitzenden römischen Bürger späterer Zeiten mochte nach solcher Lektüre verlangen in einem Staate, dessen Kulturberuf wie sonst nirgends in der Geschichte mit kriegerischem Eroberungstrieb aufs engste verknüpft war. Muß nun eine geschichtlich ganz anders fundierte Zeit auf Kosten der Wahrheit in denselben Illusionen schwelgen? Mögen sich die gebildeten Stände doch bewußt werden ihrer Verantwortung für das Volk, dessen Führer sie sind, das frei von solchen Illusionen und daher auch meist von Kriegsenthusiasmus ist.

Wie sieht es denn im wahren Kriege aus? Der natürlichetrieb des Menschen zur Selbsterhaltung spielt selbstverständlich die größte Rolle. Keine Gefahr, ohne daß er voll zur Geltung kommt — das Minderwertige im Menschen; selbst großer Mut ist große Furcht vor Schande. Andererseits bei Abwesenheit jeder Gefahr, allen Wehrlosen gegenüber, wird der Mensch im Kriege leicht zur Bestie. Es ist, als ob er sich schadlos halten möchte für die ausgestandene Todesangst. Gegen beide Eigenschaften werden alle möglichen Mittel aufgeboten, von denen Disziplin und Gewohnheit sich noch als wirksamste bewährt haben.

Und wie geht es in der Schlacht zu? Junge Leute, die den Tod nie gesehen haben, kommen ohne Kenntnis der Gefahr ins Feuer. Anfangs geht alles gut; nur wenige Minuten. Da dreht sich einer um, er hat einen Schuß in den Mund bekommen. Langsam quillt das Blut heraus. Er wirft das Gewehr fort, dann sinkt er selbst hin. Da bricht ein anderer mit lautem Schrei zusammen und krümmt sich auf der Erde. Er hat einen Schuß im Unterleib. Mit rasender Kraft schlagen die Kugeln ein. Jetzt ist es vorbei mit der Unkenntnis der Gefahr und die Stimmung beginnt, die in den klassischen Worten liegt: „Ich wünschte, es wäre Nacht.“ Aber die Nacht ist vielleicht noch zwölf Stunden fern und das Barometer des moralischen Halts sinkt mit jeder Minute. Längst sind die vorn Liegenden blind und taub für alle Eindrücke, außer für die, die der stets bereite Tod bringt, und leicht reißt Panik diese Halbtoten fort, ein Bild, wie es jede Schlacht bald hier, bald dort zeigt. Selten fordert auf dem Schlachtfelde der Tod seine Opfer sofort, meist erst nach minuten- oder stundenlanger Qual. Es scheint, als ob selbst beim schnellsten Verfall des Organismus solche Sterbende sich ihres Zustandes voll bewußt sind, als ob sie das schnell, unentrinnbar ihrer Jugend neu Entgegretretende mit Grauen erfüllte. Wie oft, auch in Lazaretten, wo ich lange verwundet lag, konnte man als letztes Wort ein bitteres, vorwurfsvolles hören. Wenn Horaz sagt, daß es süß sei, auf dem Schlachtfelde zu sterben, so hat er sicher nie eine Schlacht mitgemacht.

Dem wirklichen Kriege liegt also durch den Grundton in der menschlichen Natur und in dem des Kampfes alles Dramatische oder gar theatralisch Erhabene völlig fern. Die eigentliche Tätigkeit ist wohl die prosaischste, welche der Mensch ausüben kann. Schöne Empfindungen können nur die haben, welche weit hinten oder gar nicht dabei waren und das Häßliche nicht sehen

brauchten. Ihnen gelten dann Zutaten als Hauptsache, und das schöne Bild ist fertig mit den stereotyp galoppierenden Reitergruppen, deren Pferde selbst das Verständnis für die Situation aus den Augen leuchtet.

Dem schönen Rausch gegenüber steht die Wirklichkeit mit ihrem Elend. „Die größte Katastrophe nach einer verlorenen Schlacht ist eine gewonnene“ sagt Clausewitz, damit den Zustand derer, die die Schlacht wirklich schlugen, kennzeichnend, und Napoleon wußte sehr wohl, warum er der alten Garde nicht mehr viel Schlachtentätigkeit zumutete, sondern sich mit ihrem moralischen Wert in der Reserve begnügte.

Und die Früchte des Krieges? Sind sie nicht stets nur materieller Natur, und der dafür gezahlte Preis: viele Lebensjahre von Hunderttausenden, das Lebensglück ebensovieler Mütter!

Gewiß ist der Krieg nicht in nächster Zeit zu beseitigen. Mögen berufenerer Federn dieses Problem in späteren Zeiten zu lösen versuchen. Tief gewurzelte Anschauungen ändern sich nicht von Tag zu Tag, und „die Welt will betrogen sein“. Aber die jetzige Zeit scheint günstig, seiner Macht einigen Boden zu entziehen, und da ist gegenüber dem Elend, das er anrichtet, der kleinste Erfolg schon immer groß. In England sind Friedenssonntage eingeführt. Aber allerwärts sollte die Kirche in erster Linie mobil machen gegen ihren eigenen und den Indifferentismus der Massen. Vielleicht findet das Samenkorn, das sie im Geiste ihres Gründers auszustreuen hat, nie wieder so günstigen Boden, wie eben jetzt.

D. Graewe, Oberleutnant a. D.





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Der Kampf der Frau um ihre Körperschönheit

Der Türmer brachte in seiner Abteilung „Bildende Kunst“ (IX. Jahrg., Heft 7) einen Aufsatz von Dr. F. W. Foerster (Zürich) „Der Kultus des Nackten“, den Herr Dr. F. selbst überschreibt „Ein prinzipieller Gesichtspunkt“. Ich will vorausschicken, daß ich gerade mit seinem Hauptprinzip: das Heranziehen sexueller Empfindung in das Urteil über Kunst nicht übereinstimme. Nach meiner Ansicht ist gerade dieses Moment bei der Beurteilung der reinen Nacktheit auszuschließen, und ich kann in den idealen Darbietungen weiblicher Körperformen keine Gefahr erblicken.

Im Folgenden will ich jedoch weniger diesen prinzipiellen Standpunkt bekämpfen, als mein abweichendes Urteil über die kunstgeschichtliche Auffassung des Nackten und des menschlichen Körpers überhaupt — speziell des weiblichen — zum Ausdruck bringen.

Schon gleich nach der Einleitung muß ich gegen die Behauptung: „Es ist doch kein Zufall, daß die griechische Kunst gerade auf ihrem Höhepunkt, wie er sich z. B. in dem herrlichen Parthenonfries ausdrückt, durchaus den bekleideten Körper der Nacktheit vorzieht“, ein entschiedenes Veto einlegen, denn ob bekleidet, ob nackt: den Griechen der Blütezeit war der Körper stets die Hauptsache und kam in seiner ganzen Muskulatur auch durch das Gewand zum Ausdruck (wie ja der Parthenon-Fries selbst es beweist).

Was aber ein antiker Künstler an idealisierender Reinheit darstellen kann, das wird mir jeder nachempfinden, der gleich mir das Glück hatte, in der päpstlichen Bibliothek vor der aldobrandinischen Hochzeit zu stehen. Das für uns Moderne an sich heikle Thema der Alexanderhochzeit (während der halbentkleidete Alexander seine Braut erwartet, wird diese von ihren Dienerinnen auf dem Brautbett entkleidet), ist mit einer so selbstverständlichen Natürlichkeit dargestellt, daß Gedanken der von Dr. F. angedeuteten Art dem gebildeten Beschauer unmöglich kommen können. Auch nicht beim Anblick von Raphaels Hochzeit der Roxane, wo dasselbe Thema eine viel leichtere, durch übermütige Putten humoristisch gefärbte Darstellung erhält. Es ist interessant, die beiden Auffassungen zu vergleichen.

Vielleicht erklärt sich die Reinheit der Griechen auch so, daß ihnen weder der Ursprung des Menschen selbst noch die höchsten Freuden der Liebe als „Sünde“ erschienen in dem Sinne unserer Zeit.

Auch vor Michelangelos Urteil und Wirken steht die Nacktheit höher als der bekleidete Körper, trotz seiner innerlich gläubigen ernsten Religiosität und seiner demütigen, pflichttreuen Unterwerfung unter die Formen der damaligen katholischen Kirche.

Ganz einwandfrei in unserem Sinne ist nur Herrn Dr. F.s Würdigung Michelangelos (und der vorhergehende Abschnitt) bis zu dem Zitate

„Und jene himmlischen Gestalten, sie fragen nicht nach Mann und Weib
Und keine Kleider, keine Falten umgeben den verklärten Leib“ —, (Goethe, Rignon)

womit er den Satz, daß der bekleidete Körper der Nacktheit durchaus vorzuziehen sei, unrettbar selbst verurteilt.

Welch ein Widerspruch, Michelangelo zu gewähren, was der Antike versagt sein soll! Es ist doch gerade umgekehrt: den Griechen war das Nackte das Natürliche, Selbstverständliche, während die Künstler der Renaissance es aufsuchten. Man denke an Raphaels Brand im Borgo.

Wenn auch manche Ausstellungen des Herrn Dr. F. richtig sind in Bezug auf eine große Anzahl moderner Künstler, so ist die Behauptung, daß „der entblößte Mensch nur die bloße Materie des Menschen ausdrückt“, durchaus anfechtbar. Die „unbeseelte“ Nacktheit gehört überhaupt nicht in das Reich der Kunst. Nach einigen Darstellungen dieser unbeseelten Nacktheit darf man doch nicht schließen, daß keine echten Künstlerpersönlichkeiten mehr da sind. Ich möchte dann neben vielen anderen wenigstens den prächtigen kleinen — ganz nackten — Hypnos des Professors C. Hilgers ausnehmen, der in vollendeter Anmut Schönheit und Ruhe atmet.

Wohl besteht noch heute das Wort zu Recht: „Dem Reinen ist alles rein.“ Aber sie müssen beide rein sein: der Künstler und der Beschauer.

Dr. Foerster schreibt: „Darum ist auch die übertriebene Pflege der weiblichen Körperformen, die neuerdings unter allerlei bestechenden Namen von Amerika zu uns herüberkommt und als eine laute und stolze Religion propagiert wird, während sie früher nur einem verschwiegenen Reich weiblicher Eitelkeiten angehörte, eine gar nicht zu unterschätzende Gefahr für alle höhere Kultur.“

Diese vernichtende Kritik kann sich nur richten gegen das Buch der Amerikanerin Frau Dr. Beß-Mensendieck, „Körperkultur des Weibes, praktische-hygienische und praktisch-ästhetische Winke“ (München, Bruckmann A.-G.). Denn es gibt kein anderes derartiges, weder inhaltlich, noch was die Bilder betrifft.

Und ich kenne sie alle, Schreiber und Schulze-Naumburg, Stras und Zepher-Brimrose, Müller und Möller, ganz zu schweigen von den vielen Werken über Athletik, die sich zum Teil auch Körperkultur nennen.

Die Verfasserin ist ebensoweit von diesen wie von dem oberflächlichen Kallisthenikis entfernt. Ich selbst habe ihr Buch zweimal rezensiert, dreimal in verschiedenen gedruckten Abhandlungen besprochen, habe zwei Monate lang täglich unter ihren Augen geturnt.

Wenn Dr. Foerster das Buch gelesen hätte, anstatt sich von der Schönheit der 81 vorzüglichen Altbilder abschrecken zu lassen, hätte gerade er merken müssen, daß die Verfasserin auf rein wissenschaftlicher Basis aufbaut und daß durch Verstehen, Lernen und Üben der ganze Körper, nicht nur das Gesicht, das Wesen und den Charakter der Persönlichkeit zum Ausdruck bringen soll. Sie besitzt die „Kunst, die aus dem tiefsten Interesse der Seele heraus

die Kraft hat, der Materie (hier dem so entarteten, von der Herrschaft des Geistigen ausgeschlossenen weiblichen Körper) Leben und Seele einzuhauchen“. Sie betrachtet endlich einmal wieder den menschlichen Körper als einen bildungsfähigen, formbaren Stoff und gibt ihm das von Dr. F. geforderte „Mehr des Künstlers“. Von diesem Standpunkt aus gehört die Besprechung ihrer Arbeit, wie Herr Dr. F. richtig erkannt hat, unter die Rubrik „Bildende Kunst“.

Freilich wer „Selenen in jedem Weibe sieht“ (Dr. F.), dem kann es leicht gehen wie Goethes Faust; statt des Wesens bleiben ihm nur die Gewänder — und er hat das Nachsehen. Ich bezweifle, daß Herr Dr. F. das Buch gelesen hat. Er hätte merken müssen, daß die Verfasserin „das Nackte vergeistigt, den Körper befeelt“ und „dem Geiste die Herrschaft über den Körper zuweist“, alles Dinge, die Herr F. mit Recht verlangt und die Verfasserin bringt. Auch bei den so angegriffenen 81 vorzüglichen Aufnahmen handelt es sich nicht etwa um die Verfasserin selbst (die auch nicht nackt turnen läßt!), sondern um ein Malermodell, das um einer schönen Hüftlinie willen gesucht war, im übrigen aber, wie das erste Bild zeigt, durchaus keine Schönheiten bot. Es ist eine ungebildete 36jährige Brauersfrau, aus der die Verfasserin in dreimonatlicher täglicher Arbeit eine muskel-perfekte Persönlichkeit gemacht hat. Das allein ist eine einzig dastehende Leistung. Wie hat sie aber auch an diesem Modell gearbeitet mit Wort und Blick, mit Kritik und Vorbild, Ansporn und Lob! Fast über ihre Kraft ging dann die Herstellung der photographischen Aufnahmen, aber auch diese überaus aufreibende Arbeit hat sie ohne Spezialkenntnis in der Photographie mit geradezu bewundernswerter Ausdauer zu einem glücklichen Ende geführt.

„Das Buch ist für die Frau geschrieben.“ Freilich für die denkende Frau, nicht für die rückständige, die, wie eine Patientin zum Arzte sagen konnte, als ihr Halbbäder verordnet wurden: „Ich baden, nein! — was denken Sie, daß ich mich so preisgeben werde!“ Wer so zu seinem Körper steht, dem ist nicht zu helfen, und für solche Frauen ist das Buch nicht geschrieben. Keine gebildete Frau wird so urteilen. Ich habe manchen Ausdruck dankbarer Freude und Anerkennung darüber gelesen, daß wir durch dies Buch endlich erlöst werden sollen aus all der Annatur und körperlichen Ohnmacht, zu der ein mißverständenes Christentum und eine hartherzige Aelste uns verdammt hat. Endlich nach fast 2000 Jahren kommt eine hochgebildete Frau, die mit umfassenden physikalischen und medizinischen Kenntnissen ein untrügliches ästhetisches Urteil verbindet, und erweckt die deutsche Frau aus ihrem Dornröschenschlaf zu neuer Lebensschönheit und Lebensfrische. Aber anstatt sie mit Jubel zu begrüßen, wird vor ihr gewarnt als einer Gefahr für unsere hohe Sittlichkeit und Gestattung.

Sie will uns aufrütteln aus unserem Traumleben, wir sollen nicht trauern und dulden und die Autoritäten außerhalb für uns denken lassen. Wir müssen lernen an uns selbst arbeiten und müssen diese „Kulturarbeit“ für uns und unsere Kinder ernst nehmen und uns nicht abschrecken lassen durch einen Ruf vom grünen Tisch: „Salt, das ist unästhetisch, das ist der reinen, harmlosen Frau nicht würdig.“ Gehört es wirklich in das verschwiegene Reich weiblicher Eitelkeiten, wenn die Frau ihren Körper kennen lernt? Sollte es wirklich eine Gefahr sein für alle höhere Kultur, wenn sie ihn beherrschen lernt? Sollte hier und nur hier Nichtwissen dem Wissen vorzuziehen sein? Sollen wir blind bleiben für all unsere Anzulänglichkeit und Ungeschicklichkeit? Sollten es nicht



Subrieler

Canova



Pauline Borghese

vielleicht die Pädagogen doch für richtiger halten, daß die Mutter ihren Kindern auch in körperlicher Beziehung in allem, was Anmut heißt, ein bewußtes Vorbild sei?

Wenn die Arbeit der Verfasserin stets ausklingt in „Schönheit“, so ist der Grund, auf dem sie baut, die Wahrheit. Umfassende medizinische und physikalische Kenntnisse — „Angewandte Physiologie ist Ästhetik“, sagt Riessche — befähigen sie, die Statik und Dynamik folgerichtig auf den Menschen anzuwenden. Was sie aber über alle anderen Veröffentlichungen erhebt, ist die Beherrschung der Atemfunktion und die richtige Ausnutzung des ausströmenden Atems zur Sprache. Auch hier gehen die wenigsten Frauen fehl, wenn sie mit dem Geständnis beginnen: „Ich weiß, daß ich nichts weiß.“ Die Frau kennt nicht das Bild ihrer Bewegung. Ich meine nicht ihr Bild im Spiegel (das wäre möglich), sondern das Bild der Bewegung von innen heraus, das Nacheinander der Muskelarbeit. Und man kann fast sagen: es muß alles anders werden. Auf Grund physikalischer, medizinischer und statischer Kenntnisse muß die Frau erkennen, wie jammervoll vernachlässigt und verkommen ihr Körper ist, daß sie dessen Funktionen nicht beherrscht, sondern dem Zufall überläßt, was ihre Pflicht wäre, bewußt zu leiten. Beim Stehen, Gehen, Bücken, Heben sind ihre Muskeln ihr nicht geschuldet, willige Diener, sondern sie bleibt der Sklave ihres Körpers. Darum muß sie anfangen zu lernen, ehe zuviel eingebüßt ist von der goldenen Bewegungsfreiheit, die wir als Kinder besaßen. Das ästhetische Turnen nach Frau Dr. M.'s Ideen (nicht das rein äußerliche Kalisthenik) müßte in den Schulen eingeführt werden.

Aller Anfang ist schwer, und Frau Dr. M. selbst hat in Deutschland den aller schwersten Anfang gemacht und doch einigen wenigen das Verständnis erschlossen für den Wert ihrer Arbeit und die Notwendigkeit ihrer Durchführung. Dazu gehört aber Wissen, Selbstvertrauen, Übung und Ausdauer und ein Wille zur Schönheit, der nicht zu schnell erlahmt.

Es ist nicht Eitelkeit, wenn die Frau wieder Interesse gewinnt für ihren Körper, und die von Frau Dr. M. angegebenen Übungen werden bei der gebildeten Frau niemals zur Affektation führen. Bei der ungebildeten — vielleicht! Die beweist aber damit nur, daß sie die Verfasserin nicht verstanden hat und daß sie das ihr gebotene Bildungsmaterial nicht assimilieren konnte.

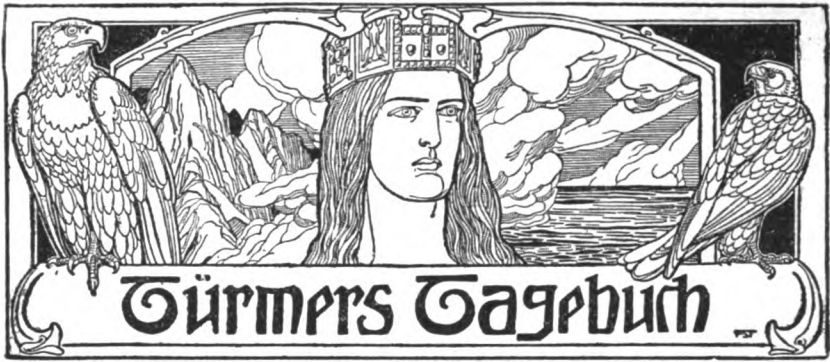
Körperkultur ist eine Naturnotwendigkeit zur Erhaltung und Verbesserung der Rasse, Stillstand war auch hier Rückschritt. Ich brauche nicht zu betonen, wie weit die Frau von heute entfernt ist von dem edlen Vorbild der Antike, wie ihre Haltung jeder Würde und Anmut entbehrt. Aber wir sind aus dem Paradiese unserer Jugend und Elastizität nicht auf immer vertrieben.

Und nun urteilt selbst, ihr Frauen: Weil es der Psyche eines Mannes schaden könnte (dieser zarten Psyche, die auf euch soviel Rücksicht nimmt), wollt ihr euch einen nur für euch bestimmten Bildungstoff entziehen lassen? Ich fürchte freilich, die denkende, besonders die selbständig denkende Frau wird noch lange in Deutschland in der Minderzahl bleiben. Aber sie tröste sich mit Goethe, der sagt: „Die Minorität hat immer recht.“

Hamburg.

Emma Olshausen





Eine Kaiserrede und ihre Kritik — Reformkatholizismus?
 — Kreuzige! — Parteipäpste und Staatsretter — Von
 unsern roten Brüdern — Ein guter Mensch

Kaifertage, Gedenktage, Parteitage —: wieder liegt ihrer eine schier ununterbrochene Reihe hinter uns. Und jeder dieser „Tage“ tritt mit dem Anspruch hervor, weit über den Tag hinaus gewürdigt zu werden. Jeder „mahnt“ uns an „Aufgaben“, die allzumal unsere ersten und heiligsten sein sollen, ruft uns die „Pflichten“ gegen alle Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft mit feurigen Zungen ins Bewußtsein. Und wir laden sie samt und sonders mit freudiger Begeisterung auf unsere Schultern. Was müssen wir doch für Riesenterle fein! Welch ein Geschlecht von unvertwüßlichen, unentwegten Idealisten!

Wenn man's so mitansieht, möchte man glauben, daß wir nur noch die reine Luft von Ewigkeitswerten atmen; gesättigt von den Erkenntnissen aller Zeiten und Völker, kein anderes Streben kennen, als idealen Forderungen nachzuleben. Wie wir dabei noch den des gewöhnlichen Alltags, den ganz profanen des Erwerbs, der leiblichen Nahrung und Notdurft genügen können, wäre schier unerfindlich, wenn — ja wenn's wahr wäre. Wahr ist aber nur, daß wir in einem rhetorischen Zeitalter leben, daß wir uns, wie kaum ein anderes Geschlecht vor uns, an Worten berauschen . . .

Bei der Einweihung des Nationaldenkmals in Memel sagte der Kaiser: „Das Jahr 1807 lehrt uns, daß die Bewegung des Volkes ihren Grund und ihre Quelle fand, als das Volk sich auf sich selbst besann. Als die schweren Schicksalschläge es trafen, hat es nicht, wie sonst wohl in der Geschichte der Völker geschehen, sich emporgebäumt in Undankbarkeit gegen das Herrscherhaus, sondern hat sich, dem Beispiel des hohen Königspaares folgend, unterworfen und hat in seiner Ergebung anerkannt, daß die strafende Hand Gottes ihm eine Prüfung auferlegt habe. Diese Erkenntnis hat das Volk zur Einkehr geführt, und die Einkehr hat zur Folge gehabt, daß es sich auf das Wort Gottes besann, mit einem

Wort, daß es zur Religion zurückkehrte. Unsere Vorfäter haben Gottes Wort gelauscht, sie haben ihm gehorcht und haben ihm vertraut, und er hat sie dafür nicht im Stich gelassen. Das ist in kurzem die Lehre, die wir aus dem Jahre 1807 zu ziehen haben: das gemeinsame feste Gottvertrauen des Königshauses und seines Volkes, das Erkennen des göttlichen Willens einst in der schwersten Zeit hat uns wieder emporgeführt."

Das „Volk“ hatte vor und beim Zusammenbruch der preußischen Monarchie herzlich wenig zu sagen. Es hat ihn jedenfalls zu allererst verschuldet und hätte ihn nur verhindern können, wenn es politisch reif genug gewesen wäre, den Entschlüssen des schlecht beratenen, hilflos hin und her schwankenden Königs den eigenen Willen entgegenzusetzen. Damit würde es aber kaum im Sinne der preußischen „Untertanentreue“ und auch wohl nicht in dem Kaiser Wilhelms II. gehandelt haben. Denn dann hätte es sich ja „in Undankbarkeit gegen das Herrscherhaus emporgebäumt“. Hat es das nicht, so blieb ihm schlechterdings nichts übrig, als sich von den Ratgebern und Heerführern seines angestammten Königs ohne Murren — nach Jena führen zu lassen. Weshalb es nun für solche Betätigung loyaler Untertanentreue so schwer von der „strafenden Hand Gottes“ getroffen werden sollte, ist vom Standpunkte eben dieses Prinzips nicht recht ersichtlich. Daß aber gerade das Volk durch abgründige religiöse und sittliche Vertommenheit ein so furchtbares Strafgericht heraufbeschworen habe, entspricht wohl mehr theologisch-pädagogischem Lehrbedürfnis, als historischer Wahrheit. Dagegen hatte freilich in den oberen Schichten eine religiöse und sittliche Frivolität und Verwilderung um sich gegriffen, die Zeitgenossen nicht abschreckend genug schildern können. Wenn in diesem Sinne auch von „der Nation“ gesprochen wird, so muß man sich dabei die Neigung jener Zeit vergegenwärtigen, „Nation“ mit sogenannter „Gesellschaft“, mit den oberen Klassen gleichzusetzen. Das ergibt sich auch aus den Einzelheiten der Schilderung. So heißt es in den „Vertrauten Briefen“:

„Die Nation ist schon zu sehr verdorben. Die Schlemmer in Berlin spotten über die Nüchternheit des Königs; sie haschen und suchen nach irgend einer Auserung des königlichen Ehepaars, ob nicht ein Funken von Unregelmäßigkeit in ihnen ist, ob der König oder seine Gemahlin keine geheime Liebe nähren: sie möchten vor Bosheit bersten, daß sie auf diesem Spiegel keine Flecken finden können.

Die große Popularität Friedrich Wilhelms ist ihnen zuwider; er soll sich mit einer Glorie umgeben, er soll einen brillanten Hof halten, wo es etwas zu brudern, wo es Intrigen und Rabalen gibt, wo man etwas Neues erfährt. Das ist der langweiligste Hof, der Berliner, sagen sie, da fließt ein Tag wie der andere dahin, man möchte vor Langerweile sterben.

In der Residenz hat man die physischen Genüsse so verfeinert, daß das Leben bei Hof damit grell absticht. Es gibt hier eine Menge von Leuten aus dem Militär-, Zivil- und Handlungsstande, die ein wahres Studium daraus gemacht haben, das Leben zu genießen . . .

Die Weiber sind so verdorben, daß selbst vornehme adlige Damen, eine Frau von C., sich zu Kupplerinnen herabwürdigen, junge Weiber und Mädchen von Stande an sich zu ziehen, um sie zu verführen . . .

Mancher Zirkel von ausschweifenden Weibern von Stande vereinigt sich auch wohl und mietet ein möbliertes Quartier in Kompanie, wohin sie ihre Liebhaber bestellen und ohne Zwang Bacchanale und Orgien feiern, die selbst dem Regenten von Frankreich unbekannt und neu gewesen wären.

Man findet in den ersten öffentlichen Häusern noch wahre Vestalinnen gegen manche vornehme Berliner Damen, die im Publico als Tonangeberinnen figurieren.

Es gibt vornehme Weiber in Berlin (eine G. R^{***}), die sich nicht schämen, im Schauspielhause auf der Bank der öffentlichen Mädchen zu sitzen, sich hier Galane zu verschaffen und mit ihnen nach Hause zu gehen.

Da Berlin der Zentralpunkt der preussischen Monarchie ist, von wo alles Böse und Gute über die Provinzen sich ausgießt, so hat sich jene Verdorbenheit auch dort nach und nach ausgebreitet.

Die Herbstmanövers und die Revuen ziehen aus allen Garnisonen viele Offiziere nach Berlin; vom Zivil kommen die Referendarien zum großen Examen hierher; die Ärzte müssen hier so wie die Baubedienten ihren Kursus machen; mancher reiche Jüngling eilt des Vergnügens wegen hierher, so daß eine Sammlung vieler Provinzialisten sich hier befindet, die sich nur zu leicht in die Geheimnisse der Berliner Freuden einweihen lassen, theils darin untergehen, theils das Gift nach Hause mitnehmen und es hier ihren Umgebungen einimpfen. Das Verderben der Sitten hat sich auch auf diese Weise allen Ständen mitgeteilt.

Der Offizierstand, der schon früher ganz dem Müßiggang hingegeben, den Wissenschaften entfremdet war, hat es am weitesten unter allen in der Genußfertigkeit gebracht. Sie treten alles mit Füßen, diese privilegierten Störenfriede, was sonst heilig genannt wurde: Religion, eheliche Treue, alle Tugenden der Häuslichkeit der Alten. Ihre Weiber sind unter ihnen Gemeingut geworden, die sie verkaufen und vertauschen und sich wechselseitig verführen.

Kein ehrlicher Bürgersmann, und diese Menschenklasse, die das andere Gesindel Spießbürger nennt, ist sehr rechtlich, kein solider Zivilist kann ein Weib mehr bekommen, was jene Schmeißfliegen nicht schon verunreinigt hätten oder, wenn sie unschuldig in den Ehestand trat, nicht zu beflecken versuchten. Diese entneroten, an Seele und Leib beflackten jungen Greise, — wie wollen sie die Strapazen des Krieges aushalten, die Leute mit den erschlafften Muskeln, denen man durch angezwängte knappe Kleidung, durch wattierte Hosens und falsche Waden ein Ansehen zu geben wußte. Ich kenne ehrenvolle Ausnahmen: es ist die Minorität . . . Selbst der Bauernstand ist verdorben, allen Lastern ergeben. Er achtet keine

Sittenlehren seiner Pfarrer mehr, die Geseze sind ihm zum Gelächter geworden, alle Bande, die das Volk fesselten, sind aufgelöst.“

Das ist vielleicht — wahrscheinlich sogar — übertrieben. Aber, soweit es die oberen Stände trifft, im großen und ganzen doch immer nach der Natur gezeichnet, mag der Schatten auch zu reichlich aufgetragen sein. Wo diese Stände mit den unteren in Berührung kamen, werden sie gewiß auch auf sie abgefärbt haben. Dafür ist aber das arme unmündige Volk ganz zulezt verantwortlich zu machen, geschweige denn von einem gerechten und barmherzigen Gotte. Ein ganz unmöglicher Gedanke!

Waren jene Stände doch die Obrigkeit über die unteren, hatten sie doch die Gewalt über sie! Nicht nur die physische, sondern auch die moralische. Und sie wußten von ihr — man muß es ihnen lassen — angenehmen Gebrauch zu machen, auch als das „teure Vaterland“, aus tausend Wunden blutend, zusammengebrochen am Boden lag. Es erinnert zum Teil fast an Schilderungen aus dem russisch-japanischen Kriegslager, was man in Briefen aus jener Zeit lesen kann. Der patriotische Sänger Freiherr Friedrich August v. Staegemann, genannt der preußische Tyräus, nebenbei Gehilfe des Ministers Hardenberg, schreibt an seine Frau:

„Bartenstein, den 16. Mai 1807.

Ich schreibe Dir wieder unter der Tafelmusik der russischen Gardekapelle, die zu meinen Bartensteinschen Vergnügungen ausschließlich gehört. . . . Die Warnung, daß, weil aus Königsberg 100 hübsche Mädchen nach Tapiaw gebracht wären, ich ja meine Gesundheit schonen möge, hat mich wenigstens lächeln gemacht. Ein heidnisches Leben wird hier geführt, vermutlich, weil ein alter heidnischer Gott, andere sagen ein christlicher Bartel, in Stein verrückt ausgehauen, wie der Gott der Gärten, vor dem Rathause steht.“ . . .

Friedrich Herzog von Holstein-Beck an Frau Staegemann:

„Königsberg, den 30. Juny 1807.

. . . Hier in der Stadt ist man im ganzen mit den Franzosen zufriedener als man es gehofft hat. Besonders sind die Damen, am mehrsten die Dienstmädchen mit ihnen zufrieden, und eine Menge sollen ihren Gästen mit und ohne priesterlichen Segen gefolgt sein. Mademoiselle Rulemann hat vorzüglich das Herz des Gouverneurs, General Savary, den sie in Memel, auf seiner Gesandtschaftsreise nach Petersburg wird oder könnte gesehen haben, gerührt, er hat sie wollen mitnehmen und hat sich erboten, 20000 Taler für sie an ihre Eltern zu zahlen, diese aber haben 30000 Taler haben wollen, und es ist nichts aus dem Handel geworden. Sie und mehrere Frauen und Mädchen aller Art, sind täglich zu Savary geholt und erst spät des Morgens nach Hause gefahren, es sollen Leute darunter gewesen seyn, von denen man es nicht erwartet hat, daß sie sich zu diesen Bacchanalien würden kommandieren, und durch die Furcht, durch Gensd'armes geholt zu werden, würden schrecken lassen. Man hat nicht gehört, daß Lucretia hier eine Nach-

folgerin gehabt oder ein Vater wie der alte Galeotti seine Tochter mit dem Dolche der drohenden Gefahr entriß hätte. . . .“

Staegemann an seine Frau:

„Berlin, den 17. April 1808.

. . . der Minister (Stein) war am Freitag zur Erbauung der Berliner zur Kommunion in der Petrikirche. Gestern bin ich gar nicht aus dem Hause gekommen, da ich den ganzen Tag über beschäftigt war. Heut vormittag fuhr ich mit dem Minister in die Petrikirche, wo Herr Propst Hanstein persöhnlich predigte. Vor der Predigt wurde von 25 Mädchen und ebensoviel jungen Leuten eine Art Kantate auf dem Orgelchor abgetan. Wenn man die Sittlichkeit der Berliner nach ihrem Kirchengehen beurteilt, so gewinnen sie sehr; die Kirchen sind äußerst gefüllt; ich wurde heut hinausgetragen, so drängt sich alles. . . .“

Wir schlagen das Buch der Geschichte fast nur noch auf, um daraus „Begeisterung“ zu schöpfen. Selbst ihre bitteren Wahrheiten, an denen wir nun einmal nicht vorbei können, sollen dazu dienen, uns die Gegenwart um so süßer kosten, in um so hellerem Lichte erstrahlen zu lassen —: „zu schauen, wie wir's dann zuletzt so herrlich weit gebracht“. Sie ist aber mehr ein Buch der Warnung, bitter ernster Lehre, tiefer Erkenntnis irdischer Unzulänglichkeit und Fragil, als angenehm berausgender Begeisterung. Und mit so gewaltigen Zungen sie das Lied des göttlichen Geschehens, des ewigen Wandels und Wechsels, Werdens und Vergehens singt, — für uns Staubgeborene spricht sie eine entsetzlich nüchterne Sprache, und klein, unendlich klein erscheinen in ihrem unaufhaltsam vorwärtsstürmenden Kreislauf Menschen und Menschengeschlechter. Nicht sie sind das Ziel, sondern die göttlichen Ideen, die sie in immer größerer Vollkommenheit widerspiegeln, verkörpern sollen. Soweit uns die Entwicklungsfähigkeit dieses Planeten die Grenzen steckt. Mystik? Vielleicht. Wie jeder zu Ende gedachte Gedanke in Mystik ausmündet, ausmünden muß. Es gibt nichts außerhalb der Welt, aber unendlich, ungeahnt vieles außerhalb dieser Erde. Denn auch sie ist nur eine in unserem Bewußtsein lebende Einheit in der Alleinheit.

Es ist also nicht das Mystische an sich, was ich in dem Gedankengange und Anschauungskreise des Kaisers beanstanden möchte. Nur die Oberflächlichkeit entzieht sich der zwingenden Erkenntnis, daß alle letzte Wahrheit außerhalb unserer Vorstellungswelt, also im Reiche der Mystik liegt. Muß das — hundert Jahre nach Kant — noch gesagt werden?

„Wenn nun“, führte der Kaiser in seiner Memeler Rede weiter aus, „das Jahr 1907 und seine Zeit dem Jahre 1807 gegenüber wohl friedlich geworden ist, so können wir doch mit Bestimmtheit sagen, daß auch wir in einer großen Zeit leben. Die kräftigen, überraschenden und fast unverständlich schnellen Fortschritte unseres neu geeinten Vaterlandes auf allen Gebieten, die erstaunliche Entwicklung in unserem Handel und Verkehr, die groß-

artigen Erfindungen auf dem Gebiete der Wissenschaft und der Technik sind eine Folge der Wiedervereinigung der deutschen Stämme zum gemeinsamen Vaterlande. Sollen wir nun im Stolz, um nicht zu sagen, im Übermut über diese unbegrenzte Entwicklungsfähigkeit unseres Volkes anfangen, den Urquell der Stärke zu vergessen? Ich meine, nein! Je mehr wir in der Lage sind, eine hervorragende Stelle auf allen Gebieten in der Welt zu erringen, um so mehr soll unser Volk in allen seinen Ständen und Gewerben sich daran erinnern, daß auch hierin das Walten der göttlichen Vorsehung zu erkennen ist. Wenn unser Herrgott unserem Volke nicht noch große Aufgaben gestellt hätte, dann würde er ihm auch nicht so herrliche Fähigkeiten verliehen haben. Wir wollen also im Hinblick auf diese Entwicklung unseres Volkes zum Himmel emporblicken, dankbar für die Gnade, die er uns erweist, indem er uns für gut hält, seine fürsorgenden Zeichen uns zuteil werden zu lassen. Wir wollen aus alledem lernen, daß auch heute, in einer hohen Blütezeit, wir an den alten Quellen festzuhalten haben. Auch heute gilt es wie vor hundert Jahren: Erst den Blick nach oben emporzurichten in dem Verstehen, daß alles, was uns blüht und was uns gelingt, durch Fügung von oben bewirkt ist.

Und so wollen wir im Erkennen der göttlichen Fügung entschlossen wirken, so lange es Tag ist. Dann kann jeder an seine Beschäftigung gehen, der Gelehrte an seine Bücher, der Schmied an seinen Amboss, der Bauer an seinen Pflug, der Soldat an sein Schwert, und sein Gewerbe so treiben und so führen, wie es einem braven Christen und Deutschen ziemt. Dann werden wir Männer der Tat sein, ein entschlossenes Volk, den Blick nach oben gerichtet, vorwärts strebend mit dem Bewußtsein, daß eine große Pflicht und Aufgabe uns zugeteilt ist."

Dazu bemerkt nun Harden in der „Zukunft“: „In Münster, in Memel hörten wir's. Nicht zum erstenmal; doch stets wieder staunend. . . . So spricht der Kaiser der Deutschen. So sieht er Vergangenes. Preußen war gottlos geworden, wurde drum gestraft und kam erst wieder herauf, als neue Furcht des Herrn ihm den rechten Weg wies. Das ist die Säkularlehre unserer hellen Tage. Lauert in solcher Überzeugung nicht ernste Gefahr? Die Geschichtschreibung hat über die Ursachen des preußischen Elends keinen Zweifel gelassen. Wenn der König, als die gegen Frankreich verbündeten Mächte ihm Stärkung der im Baseler Frieden verlorenen Position anboten, sich entschloß, das Schwert zu ziehen, kam's nicht so weit; wenn er, statt mit seinem Haugwitz entwürdigende Transaktionen und Rückzüge zu planen, auf die Stimme der Tapferen hörte, die ihm rieten, der Ratifikation des Pariser Februarvertrages die Kriegserklärung vorzuziehen, wurde im Adlerland die Nacht nicht so lang. War Friedrich Wilhelm II. mit seinen Wöllner, Bischoffwerder und anderen Rosenkreuzern nicht fromm? Friedrich Wilhelm III. nicht ein gläubiger Christ? Und darf man verschweigen, daß ihre friedselige Tatlosigkeit das Unheil heraufbeschwor? Nicht zuwenig Frommheit hatten sie: sie hatten zuviel. Sie hofften, das

Gewölk, das sich über ihren Häuptern zusammenzog, wegbeten zu können. Sie fühlten nicht, daß Preußen, groß oder klein, verloren ist, wenn ihm der Mut zur Pulverprobe nicht mehr zugetraut wird. Hätte eine große moralische und intellektuelle Kraft unseren Staat geleitet, so würde sie die Koalition, ehe sie den Stoß, der sie bei Austerlitz traf, erlitten, zu dem großen Zweck der Befreiung Europas von der französischen Übermacht geleitet und nach ihm wieder aufgerichtet haben. Diese Kraft fehlte. Ich kann dem, dem sie die Natur versagte, so wenig Vorwürfe machen, wie Sie mich anklagen können, nicht Newton zu sein; ich erkenne hierin den Willen der Vorsehung und es bleibt mir nichts übrig als Glaube und Ergebung.' So schrieb schon drei Wochen nach dem Abschluß des Schönbrunner Vertrages Stein an Vincke. Auch ein Frommer? Einer, den bald danach sein König in einem aus Memel datierten Handschreiben einen ‚widerspenstigen, trotzigem, ungehorsamen, nur von Capricen, Erbitterung und persönlichem Haß geleiteten Staatsdiener‘ nannte, und der schon im Januar, als er das Auge gen Himmel hob, wohl nur sagen wollte, mit diesem König sei eben nichts anzufangen. Für die theokratische Vorstellung, die den Franzosensieg als Ahndung unfrohen Wandels nahm, war dieses starke Herz nicht zu haben. In dem Erlebnis der Unglücksjahre fand er andere Lehre als Wilhelm II.

Dem malt auch die neue Pflicht sich anders als anderen Menschenblicken. *Vivos vocat.* . . . Wie sprach der Herr Johannis, des Theologen? ‚Siehe da: eine Hütte Gottes bei den Menschen! Er wird bei ihnen wohnen und sie werden sein Volk sein. Und alle werden kommen und erkennen, daß er es geliebt hat, und zu Füßen dieses geliebten Volkes anbeten.‘ So klang's, als Galba in Rom regierte. Seitdem haben nur Tonart und Terminologie sich geändert. ‚Großes hat der Herrgott noch mit uns vor.‘ ‚Unser Volk wird der Granitblock sein, auf dem unser Herrgott seine Kulturwerke an der Welt wieder aufbauen und vollenden kann.‘ ‚Wir sind das Salz der Erde.‘ ‚Wenn unser Herrgott unserem Volk nicht noch so große Aufgaben gestellt hätte, dann hätte er ihm auch nicht so herrliche Fähigkeiten verliehen.‘ ‚Die Entwicklungsfähigkeit unseres Volkes ist unbegrenzt.‘ ‚Am deutschen Wesen wird einmal noch die Welt genesen.‘ Wo findet man heute noch solche Apokalypstik? Die so angeschaute Welt steht unter Gottes persönlichem Regiment. Der schlägt drein, wenn das Volk nicht fromm genug ist, schießt ihm Landplagen und schreckende Angetüme, hat dieses Volk sich aus allen Völkern aber erwählt und wird's, wenn es in Demut sich ihm ergibt, in ein Strahlenreich leiten. Betet also und weicht nicht von altem Glauben. Nur dem Frommen wird Heil. Nur ihm? ‚Wenn ein wohlthätiges Wesen die Welt geschaffen hätte, dann, dünkt mich, hätte es uns glücklicher gemacht als wir sind.‘ ‚Wenn ein Esel allzu schwere Last tragen muß, bricht er zusammen; ein Abergläubiger schleppt die ihm vom Priester aufgebürdete Last in Geduld und merkt nicht, wie unwürdig er sich erniedert.‘ ‚Ich lasse jeden Gott anbeten, wie es ihm paßt, und meine, daß

jeder das Recht hat, selbst sich den Weg zu suchen, der ihn in den Himmel oder in die Hölle führt.' Die Religion ist eine alte Maschine, die sich nie abnutzt und die man zu jeder Zeit benutzt hat, um sich die Treue der Völker zu sichern und die Widerspenstigkeit der menschlichen Vernunft zu zügeln.' Wie Kranke zu allerlei Arzneien ihre Zuflucht nehmen, um zu versuchen, ob nicht eine ihr Übel heilt, so hat das Menschengeschlecht in seiner Verblendung ein göttliches Wesen und eine helfende Kraft in allen natürlichen Dingen vorausgesetzt.' Das sind Worte Fritzens von Preußen. Den hat Gottes Hand nicht gestraft. Der ist nicht zur Religion zurückgekehrt. Und hat dennoch gesiegt. Weil seine Bataillone stärker als des Feindes waren.

Millionen spricht heute kein persönlicher Gottheitwille. Millionen wissen, daß Mangel an Frommheit nie die Ursache einer Reichskatastrophe war und daß tatloses Harren auf göttlichen Beistand nie vorwärts half. Sie sind gottlos oder doch als Schüler Spinozas, Kants, Darwins ihres besonderen Gottes voll. Wenn an der Zahl der Strenggläubigen das Schicksal des Reiches hinge, wäre es um Deutschland geschehen. Und warum steht nicht einer auf, der Natur oder Kultur erforscht hat, warum nirgends ein tapferer Pfarrer und sagt, auf deutschem Boden, was ist? Weil man, wie Bacon einen Philosophen am Hof Hadrians seufzen läßt, nicht wider den streitet, dessen Wink dreißig Legionen befehlt? Dennoch muß es sein; keine Ewigkeit bringt zurück, was die Minute versäumt hat. Preußen sank, weil es unrüstig, schwachgemut, im Willenssitz morsch war und die Kraftprobe scheute. Volk und Fürst empfangen vom annus luctus ernstere Lehre als die von Wilhelm verkündete. Nicht den Sanften, der von oben alles Heil hofft, krönt das Glück, sondern den Tüchtigen, der selbst sich mit starkem Arm den Wert schafft. Kein Engel steigt, uns zu schütten, hernieder. Kein Schlund tut im Anklis unserer Erde sich auf und schlingt den Geiferstrom, der uns wegschwemmen sollte. Ist ein Gott, so macht er nicht an jedem Wochenende die Rechnung. So straft er nicht wie ein Fabrikherr von zehn zu zehn Tagen, und lohnt nicht wie ein Erdenkönig nach dem Mandver oder beim Ordensfest. So muß man ihm lange zuschauen, Jahrtausende lang, um seines Willens Ziel auch nur zu ahnen. Weh denen, die sich auserwählt glauben! Von ihnen kommt Uergernis. Der Auserwählte schweige und verrate im stillsten Kämmerlein kaum, daß er von hoher Wonne trächtig ist. Weil sie sich auserwählt hieß und von edlerer Art als ringsum die Völker, wurde die Judenheit von den Römern gehaßt; schrieb Tacitus mit ehernem Griffel das ewige Wort vom odium humani generis. Und Juden und Judenchristen wurden durch ihren Glauben ans nahe Ende der Menschentwelt von der schlimmsten Hochmutsünde entschuldigt. Sie sahen keine Möglichkeit nationalen Lebens vor sich; und suchten sich der einzigen Majestät einzuschmeicheln, vor der ihr Bewußtsein sich beugen mußte und mochte."

Man braucht die verstandesgemäße Richtigkeit, die Logik dieser Sätze nicht zu bestreiten und kann doch die Frage aufwerfen: Ist es wirklich so ganz unzeitgemäß, den Blick der Nation aus dem Staube des Alltags, aus der

wüßten Haß eines raffinierten Erwerbs- und Genußlebens auch einmal nach oben zu lenken, an die höhere Macht zu erinnern, von der eine Ahnung doch in jedem, auch dem kältesten Herzen immer noch glimmt? Alle materialistischen Theorien und naturwissenschaftlichen Erkenntnisse können die Tatsache nicht aus der Welt schaffen, daß die Religion ein unverwüßliches Bedürfnis des menschlichen Gemütes, zum mindesten also ein anthropologisches Phänomen und dazu eine weltgeschichtliche Macht ist, ohne die wir uns unsere ganze politische, soziale, sittliche und intellektuelle Kultur einfach nicht denken können. Ist es da nicht zu begrüßen, wenn der oberste Führer der Nation, ein Mann von der unübersehbaren Einflusssphäre Kaiser Wilhelms II., diese Macht nicht etwa nur äußerlich in seine Rechnung stellt, sondern sich innerlich, aus tiefster Überzeugung, warmen Herzens zu ihr bekennt? Ich gestehe gern: gerade das, sein offenes, freudiges Bekenntnis, mit dem er nie und nirgend zurückhält, hat mich bei ihm immer sympathisch berührt. Auch rein menschlich. Denn ich rechne ihm das um so höher an, als er selbst zweifellos Wert darauf legt, als „moderner Mensch“ zu gelten, dieses Ruhmes aber in viel uneingeschränkterem Maße genösse, wenn er mit seinem Bekenntnisse zurückhielte oder gar sich als „aufgeklärten Spötter“ gäbe. Gar mancher, der jetzt „Männerstolz vor Fürstenthronen“ markiert, würde ihn dann nicht oft und ausgiebig genug mit seinem „großen Ahnherrn“, dem „Weisen von Sanssouci“, vergleichen können.

Mystik und Mystik ist zweierlei. So wenig ich mich mit dem höfischen Dogma eines unverantwortlichen Gottesgnadentums, das sozusagen an den Herrgott direkt telephonisch angeschlossen ist, befreunden kann, so seelenruhig, ja freudig will ich mich Mystiker nennen lassen, wenn darunter das Bekenntnis zu Gott und Christus verstanden wird.

Nun wird aber noch ein Zweites an der kaiserlichen Rede gerügt. „Unserem Empfinden nach“, meint mit andern die „B. Z. a. Mittag“, „muß es die übrigen Völker des europäischen Kulturkreises in hohem Grade peinlich berühren, wenn immer wieder von der höchsten Stelle Deutschlands aus die Begabung des deutschen Volkes gepriesen wird. Wir sollten diese Begabung durch wissenschaftliche und künstlerische Taten dokumentieren, es aber den anderen überlassen, sie zu rühmen. Jedes Eigenlob ruft naturgemäß Widerspruch hervor, und auch von einem Volke gilt das Bismarcksche Wort, daß man von der Begabung eines Menschen stets das Quantum an Eitelkeit abziehen müsse, das ihm eigen ist, um seine wirkliche Leistungsfähigkeit zu ermitteln. Wir Deutschen neigen ohnedies seit den großen Kriegen des vorigen Jahrhunderts zu einer gewissen Selbstüberschätzung, die ja gewiß in Anbetracht der vielseitigen und imponierenden nationalen Leistungen verzeihlich ist, vor deren allzu schroffer Bekundung wir uns aber aus Gründen des Geschmacks und der Klugheit hüten sollten.“

Auch das ist an sich nur richtig, besonders in puncto Selbstüberschätzung. Der Verfasser brauchte, bescheiden wie er ist, nicht nur von einer „gewissen“ zu reden, er hätte gut und gerne eine ganz exakte Dosis

„Selbstüberschätzung“ verabsolgen können. Und zwar wirkt sie um so lächerlicher, je weniger sich die verehrlichen Zeit- und Festgenossen selbst als dazu berufen ausweisen können. Ob aber die „übrigen“ Völker sich „peinlich berührt“ fühlen könnten oder nicht, dürfte uns sehr gleichgültig lassen, wenn es sich um die Betonung und Durchsetzung eines anständigen deutschen Nationalgeföhls und nicht um die bekannten lächerlichen Eitelkeiten und Unarten handelte, die uns so oft zum Gespött des Auslandes machen. Darüber ist ja schon eine ganze nette kleine Bibliothek geschrieben worden. Und zwar von auslandkundigen — Deutschen, die sich vor der „patriotischen Schneidigkeit“ lieber Landsleute nicht anders glaubten retten zu können als durch die so beliebte „Flucht in die Öffentlichkeit“.

... „Mystik!“ Mitleidig fast, mit geringschätzigter Handbewegung schiebt der aufgeklärte Zeitgenosse Wort und Begriff beiseite. Wolkenkuckucksheim, romantische Schwärmerei unklarer Köpfe, überlebte Kindermärchen, ungefähr auf der Höhe der Fabel vom Storch! Und kommt sich dabei überaus gebildet und „kultiviert“ vor.

Dabei ist noch kein Jahr herum, seitdem der Reichstag eigens dazu aufgelöst wurde, um eine Partei von — „Mystikern“ aus der Herrschaft zu drängen, die sie Jahre hindurch unbestritten behauptet hatte, noch heute behaupten würde, hätte sie das langgewohnte Machtbewußtsein nicht über den kritischen Ernst des Augenblicks getäuscht. Und der Turm, an dem die Geschosse eines Bismarck machtlos abprallten —, welcher Mörtel hatte ihn zusammengefügt, wenn nicht „Mystik?“

In den Kreisen der religiös Indifferenten — und dazu dürfen wir getrost die weitesten protestantischen rechnen — ist man nur zu sehr geneigt, die unwägbareren Mächte von Religion und Kirche zu unterschätzen. Zwar läßt man sich auch dort ihre Dienste gern gefallen, sehr gern sogar. Aber nur — von Fall zu Fall, etwa wie man sich eines „Mädchens für alles“ bedient, das man mit Kost und Lohn abfindet, ohne sich weiter um seine Person und Persönlichkeit zu kümmern. Wenn sie nur ihre Arbeit nach Vorschrift erledigt und äußerlich alles blank und sauber hält. Sonst geht sie einen weiter nichts an.

Dies Mädchen für alles ist aber im Nachbarhause — Familienmitglied, das an allen Leiden und Freuden ihrer Hausgenossen von der Wiege bis zum Grabe teilnimmt und demgemäß auch geschätzt und geliebt wird. Und da wundern sich die im andern, daß sie soviel — früher aufsteht und später schlafen geht. Daß sie ihrem Hause Dienste leistet, zu denen sie von Rechts wegen gar nicht verpflichtet ist. Sie, die Nachbarn, dürften dergleichen nicht von ihrer verlangen. Sie wäre ja auch, weil nicht vorgebildet und in die inneren Familienangelegenheiten nicht eingeweiht, gar nicht imstande dazu.

Erklärt sich das nicht alles sehr einfach von selbst? Ist es unbedingt nötig, an verwerfliche Mittel zu denken, um den Einfluß und die Macht

der katholischen Kirche auf die Gemüter zu erklären? Gewiß hat sie auch vor solchen kein Bedenken getragen, aber den Ausschlag haben sie nicht gegeben. Ihre Macht läßt sich auch ohne sie und in noch viel höherem Maße denken. Oder möchte jemand ernstlich annehmen, daß sie eine so zahlreiche treue und opferbereite Gefolgschaft fände, wenn sie den Ihrigen nicht erhebliche positive Wohltaten erwiese?

Auch in ihren bösesten Tagen, so führt Karl Jentsch in einem Aufsatz „Reformkatholizismus“ der Wochenschrift „Morgen“ (Berlin W., Marquardt & Co.) aus, sei die Kirche nie ganz und gar in groben Pharisäismus und theurgischen Götzkult versunken: „sondern sie hat beides nur in Verbindung mit echt christlichen Geistesgütern gehegt und ausgebildet, und darum ist eine Reform im Sinne der katholischen Reformer so unendlich schwer, weil jeder Versuch, das Unchristliche auszumerzen, auch das damit verflochtene Christliche zu gefährden scheint. Besonders weil die Kirche noch einem zweiten Bedürfnis Zugeständnisse machen mußte: dem der Grübler, das Unwißbare zu wissen. Das hat zur Ausbildung einer christlichen Metaphysik geführt, in welche von geistvollen Theologen die theoretische Begründung der Bräuche eingegliedert worden ist, so daß sich nun die Katholiken eines wohlgefügteten, durch Konsequenz, Durchsichtigkeit und Geschlossenheit sowohl die logischen wie die ästhetischen Ansprüche befriedigenden Systems der Populärphilosophie erfreuen. Die Unhaltbarkeit der Prämissen zu erkennen, aus denen es herausgesponnen ist, dazu gehört ein besonderes kirchengeschichtliches Studium, und das System im ganzen unannehmbar zu finden, dazu gehören historischer Sinn, tiefes Nachdenken und feines Empfinden. Auch ist das ‚unannehmbar‘ nur relativ zu verstehen. Und hier haben wir nun eben die schwer lösbare Verflechtung zu beachten. Werden die Dogmen der Kirche wörtlich, ihr Kult, ihre Sakramente und Sakramentalien als wirkungskräftige Heilmittel verstanden, so sind sie unannehmbar für die moderne Vernunft. Als Gleichnisse dagegen haben jene, als Symbole, Erziehungs- und Erbauungsmittel diese einen hohen Wert. Und überhaupt: mit dem Wust offenbar falscher Meinungen, abergläubischer und sonst bedenklicher Bräuche werden dem Katholiken durch seine Kirche eine Menge Güter von unschätzbarem Kulturwert vermittelt: die ewig wahren Gedanken des Evangeliums und vieler Geisteshelden, die, im Geiste des Evangeliums lebend, im Laufe der christlichen Jahrhunderte den Schatz erbaulicher, nützlicher, tröstlicher Vorstellungen gemehrt haben; das Recht auf die Benützung eines schönen, oft großartigen Gotteshauses, das der Arme als sein Sonntagsheim leidenschaftlich liebt; ein die Sinne wie das Herz befriedigender Gottesdienst; süße und erhabene Melodien und Harmonien, von denen schon manche einzelne mächtig genug ist, den einmal davon Ergriffenen zeitlebens an die Kirche zu fesseln; unzählige Anregungen und Antriebe zum Guten, namentlich zur Übung der Caritas, und großartige charitative Veranstaltungen; endlich die Pfarrseelsorge, die überall, wo sie tüchtige und gewissenhafte Männer zu Organen hat, als

eine Wohlthat empfunden wird. Dieses und manches anderen der aufgezählten Güter erfreuen sich ja auch die evangelischen Christen. Aber die deutschen Katholiken sehen, daß die Mehrzahl der Evangelischen untirchlich geworden ist, und sie schließen daraus, daß ihre eigenen Geistlichen recht haben mit der Behauptung: der Kirchenglaube ist ein unteilbares Ganzes, aus dem man nicht mißfällige Stücke nach Belieben aussondern kann; bricht man aus dem kunstvollen Bau der Kirchenlehre auch nur einen Stein heraus, so stürzt jener ein; wer die katholische Kirche verläßt, der verliert, vielleicht nicht sofort, aber mit der Zeit, das Christentum. Daß in den romanischen Ländern noch weit größere Massen untirchlich geworden sind als in den protestantischen Gegenden Deutschlands, daß dagegen in den angelsächsischen Ländern die Bevölkerung, wenn auch in viele Sekten gespalten, doch im ganzen gläubig geblieben ist, diese Tatsache fängt erst jetzt, nach der französischen Katastrophe, das Nachdenken der deutschen Katholiken zu beschäftigen an. Nur in den vorwiegend protestantischen Ländern ist fast jeder Katholik ein wirklicher Katholik, in den katholischen Ländern sind die wirklichen Katholiken eine ohnmächtige Minorität.

Die dem modernen Geschmack nicht zusagenden und die der heutigen Erkenntnis widersprechenden Dinge im Katholizismus, wie die Spezialheiligen für verschiedene Gebrechen und Nöte, die belleideten Puppen in der Kirche, die Wundergeschichten, die Ablässe, die Reliquien sind es gerade, an denen das Herz des Bauern hängt; der gebildete Katholik aber läßt sie sich gefallen, weil er fürchtet, Reformbestrebungen möchten den Bau der Kirche zertrümmern und ihm jene wahren Güter rauben. Besonders eines macht ihm Sorge. Die römische Kirche hat dem philosophischen Materialismus, dem trassen Diesseitigkeitsglauben niemals das geringste Zugeständnis eingeräumt, den Glauben an den persönlichen Gott, an das Fortleben der Menschenseele nach dem Tode und die jenseitige Vergeltung unerschütterter festgehalten. Diese drei Ideen hat das Christentum nicht erst in die Welt gebracht, aber es hat sie, die eben nur philosophische Ideen waren, zur felsenfesten Überzeugung der Massen erhoben. Diese Ideen stecken dem Menschen ein klares Ziel, nach dem er seinen irdischen Wandel ordnen kann, und das ihn sowohl vor Verzweiflung wie vor Hybris und Sündellosigkeit schützt; weit entfernt davon, den Menschen fürs Diesseits untüchtig zu machen, macht ihn der vernünftige Jenseitsglaube gerade tüchtig. Darum wünschen die gläubigen Katholiken auf das lebhafteste, daß dieser Glaube ihren Kindern erhalten bleibe, und sie fürchten, er möchte ihnen verloren gehen, wenn sie nicht mehr den ganzen Katechismus glauben. Die Tatsache, wie gesagt, daß er den Bewohnern der katholischen Länder in weit größerem Umfange verloren gegangen ist als den protestantischen Angelsachsen, drängt sich ihnen erst jetzt auf. Die Jesuitenpartei, deren Stärke ja überhaupt in der starren Systematik und in der logischen Konsequenzmacherei

liegt, bietet natürlich alles auf, die Katholiken in dem Glauben an die Untheilbarkeit des katholischen Dogmensystems zu erhalten; theils wird sie dabei von ihrer aufrichtigen bigotten Überzeugung geleitet, theils mehr oder weniger unbewußt vom hierarchischen Interesse, dem grade die anstößigsten Dogmen und der Volksaberglaube als die festesten Stützen des Papalsystems und der priesterlichen Gewalt über die Gemüther unentbehrlich sind.

So pflegen denn seit der Reformation alle Versuche erleuchteter und wohlmeinender Katholiken, ihre Kirche von Auswüchsen, wie sie es nennen, zu reinigen, nach folgendem Schema zu verlaufen. Dem ersten Worte der Kritik, das sie aussprechen, jubeln alle nichtkatholischen Pressstimmen zu (die die Sache gar nichts angeht); die Zionswächter erklären die Kritik und den Reformvorschlag für Rebellion gegen die Kirche, und das Volk sagt sich schon selbst, ehe es ihm seine ultramontanen Verater gesagt haben: dieser Mann, dem die ‚Protestanten, Juden und Freimaurer‘ zustimmen, ist sicherlich ein Feind der Kirche. Der Reformier sieht sich darum bald vor die Wahl gestellt, ob er sich löblich unterwerfen oder die Kirche verlassen will. Die Reformatoren des 16. Jahrhunderts wurden von dem stürmischen Beifall der über die kirchliche Mißwirtschaft wütenden Bevölkerung getragen. Dem heutigen Reformier stellen sich die Mißbilligung und der Argwohn des mit seiner Kirche ganz zufriedenen Volkes als unüberwindlicher Wall entgegen.

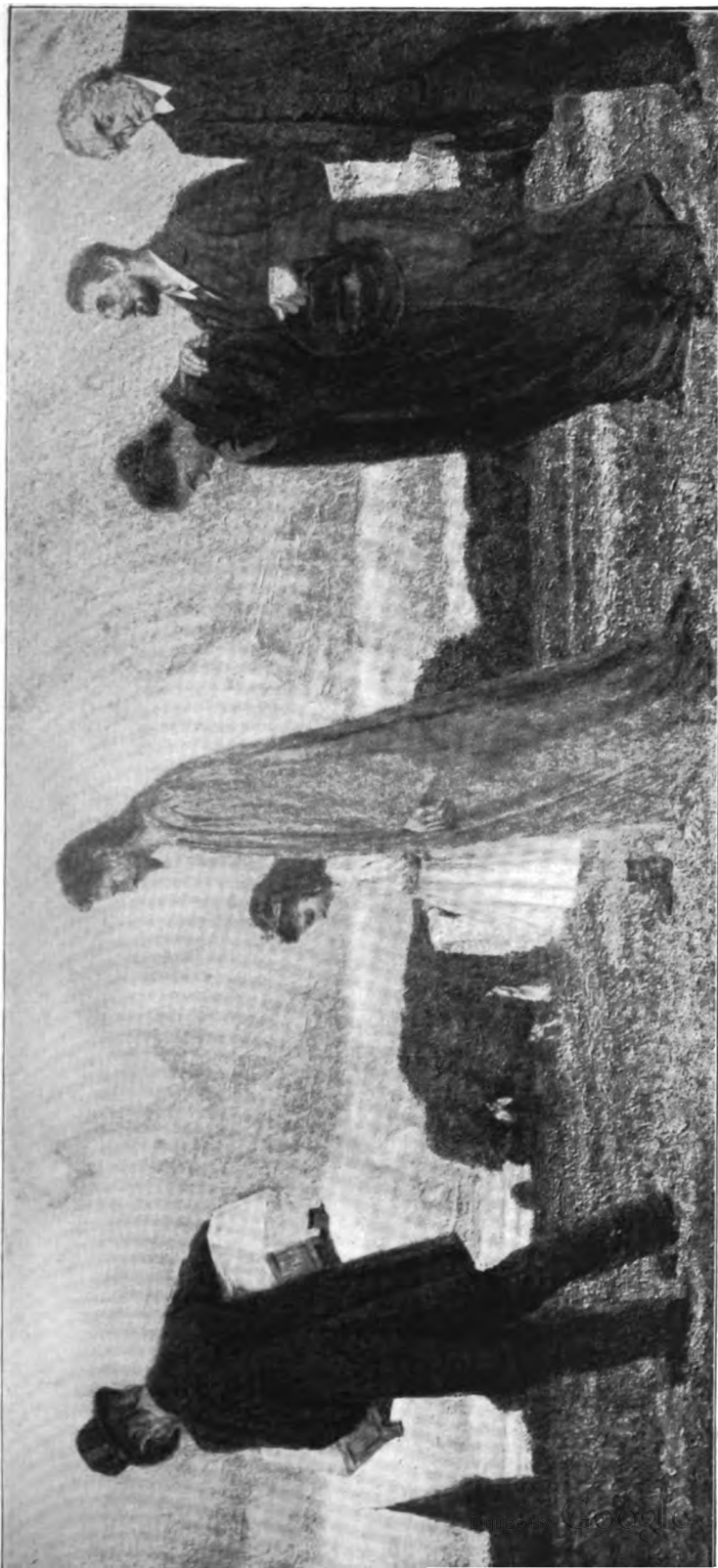
Und das schlimmste: die Reformier selbst sind sich über das, was sie eigentlich wollen, nicht klar. Sie wollen orthodox bleiben, aber mit dem Orthodoxismus lassen sich Reformbestrebungen nicht vereinigen. Die ‚Mißbräuche‘, die der Reformier beklagt, sind keineswegs Auswüchse, wie er meint, sondern sie gehen mit Nothwendigkeit aus zwei Grunddogmen der Orthodogie hervor, von denen das eine den Tatsachen der Geschichte, das andre dem modernen Empfinden und der Vernunft widerspricht. Dieses, das Höllendogma, haben alle drei Orthodogmen gemeinsam. Wer an ein Leben nach dem Tode glaubt, der glaubt natürlich auch an das Walten der Gerechtigkeit Gottes im Jenseits, also an jenseitige Belohnungen und Strafen. In dem Zeitalter, wo dem Moloch Kinder verbrannt wurden, und in dem darauffolgenden, wo man im Zirkus zur Ergözung des Pöbels Menschen schlachtete und wo die Neronen raften, mußte wohl die verdorbene Phantasie die jenseitige Strafjustiz mit allen Greueln der irdischen Gegenwart ausstatten; und wenn ein frommer christlicher Kaiser, Theodosius, seiner beleidigten Majestät in Theffalonich 7000 Menschen opferte, wenn, wie man aus Predigten des Chrysostomus erfährt, die Bewohner Antiochiens wegen Beschimpfung der Bildsäulen des Arkadius und Honorius eine ähnliche Strafe zu erwarten hatten, so darf man sich nicht wundern, daß die verschrobenen Theologenhirne folgerten: da Gottes Majestät unendlich hoch über der des Kaisers steht, so gebührt ihren Beleidigern, und solche sind alle Sünder, unendliche, d. i. ewige Strafe. Seine vollendete Ausbildung empfing das Höllendogma in der Zeit, da die Menschen, deren

Phantasie sich beständig mit dem Teufel beschäftigte, selbst Teufel geworden waren, als Landsknechte im Kriege, als Obrigkeiten unter dem Vorwande der Straffjustiz ihre Mitmenschen mit mehr und ärgern Martern peinigten, als Dantes Dichterkraft zu erfinden vermocht hatte. Dieser grausame Fanatismus des 16. und 17. Jahrhunderts war eine Dotor Eisenbart-Kur, welche die Vorsehung der in Liederlichkeit versunkenen spätmittelalterlichen Christenheit verordnete, aber vom Christentum und von der Vernunft, die beide zusammengehören, war er das grade Gegenteil. Man schwankt, welchem von beiden man die Palme der Unvernunft reichen soll: Calvin, der die ungeheure Mehrheit der Menschen von Ewigkeit — zur Verherrlichung der Gerechtigkeit Gottes — für die ewige Höllepein und für die diese rechtfertigenden Laster und Verbrechen prädestiniert sein läßt, oder dem katholischen System. Diesem nach hat ein dummer Teufel Gottes Schöpfung verdorben, die dann durch die Erlösung nur ganz kümmerlich wieder zurechtgerückt wird. Denn der ewigen Verdammnis verfallen bleiben alle die Milliarden der Ungetauften, die getauften Ketzer und die unbußfertig oder ohne priesterliche Absolution sterbenden Katholiken. Daß und wie ein kleiner Bruchteil der Menschheit gerettet wird, setzt der Unvernunft die Krone auf. In der Theorie freilich spricht die Kirche sogar den Ketzern die Seligkeit nicht ab, beileibe nicht! Wenn diese bona fide ihrem Irrglauben ergeben sind und wenn sie vor ihrem Tode eine ‚vollkommene‘ Reue über ihre Sünden ‚erwecken‘, so können sie gerettet werden. Da aber diese ethische Leistung, die der Katechismus ausführlich beschreibt, ungeheuer schwierig ist, so verliert diese Milde rung des grausamen Dogmas bei näherer Betrachtung jeden praktischen Wert. Und was jenen winzigen Bruchteil der Menschheit vor dem ewigen Feuer bewahrt, das sind bei Licht besehen und im Grunde genommen — zwei von den Priestern geübte, mit magischer Wirkungskraft ausgestattete Zeremonien: die Taufe und die Absolution.

Das moderne vernünftige Empfinden verwirft ein Dogma, das die Gottheit nicht nur tief unter das sittliche Niveau des gewöhnlichen guten Menschen, sondern sogar unter das der Vertreter des Cäsarenwahnsinns hinabdrückt. Man muß sich in die Seelen der Allongenperücken hineinsetzen, die den Foltermeister desto glänzender besoldeten, je besser er die teuflische Kunst verstand, die Opfer ihrer Bosheit monatelang zu martern, ohne ihnen das Lebenslicht auszublasen, wenn man den Gott der Orthogodie verstehen will. Und auf diese Vorstellung von Gott ist nun die ganze Erlösungs- und Heilmittellehre gebaut; diese bricht also zusammen, sobald die Unvernunft des Hölle dogmas durchschaut ist. Aber wer daran festhält, dem kann man es nicht übelnehmen, wenn er angesichts dieser entsetzlichen Aussicht es macht wie Schwerkrante, die zu allen Kurpfuschern ihre Zuflucht nehmen, wenn er nicht genug Zaubermittel kriegen kann, die drohende ewige Pein abzuwenden, und so die Klerisei zur Erfindung immer neuer und immer geschmackloserer Zeremonien und Märlein gradezu drängt.

Die zweite Quelle der ‚Mißbräuche‘ ist die Lehre vom Papste als der unfehlbaren Autorität in Sachen des Glaubens und der Sitten, zu denen bekanntlich so ziemlich alle menschlichen Angelegenheiten gestempelt werden können. Viele geschichtliche Tatsachen widerlegen dieses Dogma, aber schon eine einzige genügt: die Bulle des achten Innozenz (Nocens nennt ihn wegen seiner Laster das Epigramm eines Zeitgenossen), vom Jahre 1484, die durch die Dogmatisierung des dümmsten und abscheulichsten Aberglaubens mehr und schlimmere Greuelthaten verschuldet hat, als jemals Mongolenhorden im Bereiche der Christenheit verübt haben. Nichts als Verachtung verdient die Ausrede, diese Bulle sei nicht ex cathedra erflossen. Besonders unsre schwachmütigen deutschen Reformer pflegten sich in ihren Gewissensnöten damit zu helfen, daß sie solchen päpstlichen Erlassen, die sich mit dem modernen Empfinden und der modernen Erkenntnis schlechterdings nicht vertragen, den ex cathedra-Charakter absprechen. Damit machen sie aber das Unfehlbarkeitsdogma selbst zunichte. Denn was entscheidet dieser Methode nach über den ex cathedra-Charakter? Ihr subjektives Empfinden. Das war denn doch wahrhaftig nicht die Meinung der Jesuiten, die das Dogma durchgedrückt haben, das subjektive Empfinden deutscher Professoren zur höchsten Autorität zu erheben, von der die Erlasse der päpstlichen Autorität erst ihre Beglaubigung zu empfangen hätten. Besonders da das moderne deutsche Gemüt und die moderne deutsche Vernunft von dem Verstande und dem Empfinden der herrschenden Jesuitenpartei das grade Gegenteil sind. Was der heutige Deutsche als unchristlich erkennt: die weltlichen Herrschaftsansprüche des Papstes, die modern-katholischen Andachten mit den daran geknüpften Ablässen, die Wundersucht, die es schließlich fertig gebracht hat, an den Teufel Vitru zu glauben, grade diese Dinge sind der Unfehlbarkeitspartei ans Herz gewachsen, und grade diese wollte sie durch die Unfehlbarkeitserklärung gegen die moderne Zweifelsucht und den modernen Unglauben sicherstellen; war doch das neue Dogma nur die Vorbereitung für ein zweites, das dem Kirchenstaate die Weiße einer göttlichen Institution verleihen sollte. Die gütige Vorsehung hat, indem sie den Gegenstand des geplanten Dogmas hinwegfegen ließ, die Katholiken vor der Schmach bewahrt, diesen jämmerlichen Staat, der ein beständiges Ürgerniß für alle Frommen und Einsichtigen war, auch noch als eine göttliche Einrichtung anerkennen zu sollen.

Wir sehen: ohne entschiedenen und offenen Bruch mit der Orthodorie gibt es keine Reform im Sinne der katholischen Reformer. Solange sie die zwei Dogmen nicht preisgeben, aus denen diese ‚Auswüchse‘ hervorgewachsen, ist ihr Kampf gegen diese vergebens. Denn grade diese Auswüchse sind es, an denen die Betschwestern mit leidenschaftlicher Inbrunst hängen, die von fanatischen Mönchen inspirierten Betschwestern aber beherrschen seit Pius IX. die Kirche. Was den Betschwestern verdächtig erscheint, das wird als Kezerei denunziert, und das Wort eines Kezers gilt nichts beim katholischen Volke. Und grade diese Auswüchse sind es, auf



Kinderbegräbnis



A. v. Brandis

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

denen die Macht der Kurie und der Hierarchie beruht, wie denn das turiale und das hierarchische Interesse zur Ausbildung der Dogmen sehr kräftig mitgewirkt haben. Die Lehre vom Ablass in ihrer letzten Ausgestaltung darf gradezu eine Erfindung der päpstlichen Finanzkunst genannt werden, und bei dem Dogma von der Transsubstantiation hat das priesterliche Interesse wenigstens unbewußterweise Geburtshilfe geleistet. Namentlich beschränkten Köpfen dünkt es ein unendlicher Vorteil, daß sie als ‚Schöpfer Gottes‘ auf die wohlfeilste und bequemste Weise eine Stellung hoch über der gesamten Laienwelt einnehmen, die sie durch Leistungen mit aller Anstrengung niemals erlangen würden. Als Pius IX. die deutschen Bischöfe zu dem Konzil einlud, dessen Zweck ja bekannt war, da wäre es ihre Pflicht gewesen, öffentlich zu erklären: ‚Wir versagen dem von der Weltgeschichte geweihten Stuhle Petri unsre Ehrfurcht nicht, und erkennen in einer kirchlichen Zentralinstanz eine aus mehreren Gründen nützliche Einrichtung. Aber den Papst oder vielmehr seine theologischen Berater, deren wissenschaftliche und sittliche Qualifikation hinlänglich bekannt ist, für das inspirierte Organ Gottes ansehen zu sollen, das ist eine Zumutung, für die es keine parlamentarische Bezeichnung gibt. Zu der Konzilskomödie, die diese monströse Lehre dogmatisieren soll, geben wir uns nicht her.‘ Diese Gelegenheit, endlich einmal Klarheit zu schaffen, haben die deutschen Bischöfe versäumt (auch die französischen und die englischen wären zu dieser Aktion berufen gewesen; die spanischen, die italienischen, zum Teil auch die österreichisch-ungarischen, haben kein Urteil über Fragen der Geschichte und über Forderungen der Vernunft). Sie haben sie versäumt, teils weil sie selbst noch im Orthodoxyismus befangen waren, teils um nicht die Einheit der Kirche zu sprengen, teils aus Furcht vor den Betschwestern, von denen sie verlehrt worden sein würden; teils im hierarchischen Interesse, dessen sich nun einmal ein Kirchenfürst nicht leicht entschlagen kann. So hat man denn den Papst für unfehlbar erklären lassen, und von einem Recht des Widerspruchs gegen den Unfehlbaren kann offenbar keine Rede sein...

Freilich haben die Schellaffäre und der neue Syllabus — angesichts des Zustandes der katholischen Kirche in Frankreich und Italien — in so vielen gläubigen aber zugleich gebildeten Katholiken Deutschlands die Milch der frommen Denkungsart in gärend Drachengift verwandelt, daß einige Tröpflein davon sogar in den Spalten der Germania durchsickern. Sie seufzt u. a.: ‚Man kann bald Worte wie Wissenschaft, Kultur, Bildung, Fortschritt nicht mehr aussprechen, ohne von den Eiferern der Ketzerei verdächtigt zu werden.‘ Allein in der Masse der deutschen Katholiken sind die oben beschriebene Gemütsverfassung, die das orthodoxe Kirchentum in Bausch und Bogen festhält, und der Glaube an den ‚heiligen Vater‘ noch unerschütterlich, und so dürfte denn der ‚Felsen Petri‘ auch von diesem kleinen Sturm nicht ins Wanken gebracht werden.

Indes: Tropfen höhlen den Stein, und Erkenntnisse wie gereinigte Gemütsverfassungen brechen sich Bahn. Vor reichlich zweihundert Jahren

glaubten die gelehrten Theologen und Juristen aller drei Konfessionen in Deutschland steif und fest an Hexerei, und der Gefahr, selbst lebendig verbrannt zu werden, setzte sich aus, wer — nicht etwa den Regenwahn, sondern nur — das empörende, allen Grundsätzen vernünftiger Rechtspflege Hohn sprechende Verfahren gegen die vermeintlichen Hexen bekämpfte. Heute lebt kaum noch in einem entlegenen Dorfe ein altes Weiblein, das die Krankheiten von Mensch, Vieh und Feldfrüchten auf den Teufel und seine menschlichen Verbündeten zurückführte. So wird in wiederum zweihundert Jahren, wahrscheinlich schon viel früher, der gebildete Teil der europäischen Menschheit nicht mehr verstehen, wie jemals von gelehrten Leuten das Höllendogma geglaubt und die damit untrennbar verbundene Vorstellung von der Gottheit gehegt werden konnte, und wie ein historisch unterrichteter Mann den Chef der bürokratischen Behörde, die weniger Achtung verdient und schwerere Verschuldungen auf sich geladen hat als irgend eine andere, für den von Gott eingefesteten und inspirierten Lehrer der Menschheit hat halten können . . . Dann wird es Zeit sein, zu fragen, wie die katholische Kirche reformiert werden könne, d. h. wie man die genannten beiden Glaubenssätze samt ihren theoretischen und praktischen Konsequenzen ausscheiden könne, ohne daß der Christenheit die im Katholizismus ruhenden Kulturgüter verloren gehen. Als Symptome davon, daß der historische Sinn und die historische Erkenntnis, vor denen das Papstdogma wie der Nebel vor der Sonne zerrinnt, in streng katholische Kreise einzudringen beginnen, verzeichne ich zwei Werke Albert Ehrhards (*Der Katholizismus des zwanzigsten Jahrhunderts* und *Kultur und Katholizismus*) und eine Äußerung der *Historisch-politischen Blätter*. Dieses von den beiden Görres (Vater und Sohn) begründete, lange Zeit hindurch angesehenste Organ der deutschen Katholiken bestreitet die Behauptung des unglückseligen Professor Commer, daß alle Päpste seit der kirchlichen Renaissance' (d. h. genau gesprochen seit dem großen Abfall des Nordens, der die römische Kirche zum Versuch einer Selbsterneuerung zwang) Führer der Sittenreform gewesen seien, und meint, weil auch die Päpste als Menschen der Geschichte, der Sphäre des Veränderlichen angehörten, so dürfe auch von einer Reform des Hauptes der Kirche gesprochen werden. Fehlt nur noch ein Schritt zu der Erkenntnis, daß die Päpste bloß Menschen — Menschen in einer geschichtlich gewordenen sehr merkwürdigen und sehr einflußreichen Position — sonst aber nichts sind und nie etwas anderes gewesen sind."

* * *

Gewiß, kommen wird einst der Tag —: um das zu wissen, bedarf es keiner prophetischen Gaben. Es ist so sicher wie alles gesetzmäßige Geschehen. Wie nichts auf der Welt dem göttlichen Entwicklungswillen, dem eigentlichen Schöpfungswillen auf die Dauer widerstehen kann, wie auch die römische Kirche im Laufe der Jahrhunderte schon mancherlei Entwicklungen durchgemacht hat, wie sie einer Forderung der Vernunft und

Wissenschaft nach der anderen, widerwillig zwar und nach äußerstem Gegen-
druck, aber doch der Not gehorchend hat nachgeben müssen, so wird sie auch
weiter dazu genötigt werden —: von innen, aus ihrem eigenen Schoße,
aus dem Triebe der Selbsterhaltung heraus. Aber bis dahin scheint
noch ein langer Weg zu sein: — die zwei Jahrhunderte, die Sentsch
annimmt, dünken mich nicht zu hoch gegriffen. In der Zwischenzeit wird
der Kompromiß regieren. Die Kirche wird es im allgemeinen auch weiter
bei äußerlicher Unterwerfung bewenden lassen, mit dem innerlichen Glauben
an einzelne Dogmen nicht so genau nehmen, wenn nur die Dehors und die
äußere „Autorität“ gewahrt bleiben. Offene Widersacher aber — und
könnten sie sich auf Jesus und die zwölf Apostel berufen und wären sie
auch sonst überzeugte, in Leben und Lehre vorbildliche katholische
Christen — wird sie nach wie vor schonungslos zur Strecke bringen.

Wie sie — Schell zur Strecke gebracht hat! — Ein Mann, der „von
katholischen Eltern geboren, von katholischen Lehrern erzogen, in katholischer
Luft herangewachsen ist und dort seit Jahrzehnten lebt und wirkt“, kommt
in der „Neuen Zürcher Zeitung“ noch einmal auf den Fall zurück:

„Man kann der katholischen Kirche für gewöhnlich nicht den Vor-
wurf machen, daß sie ihre Leute nicht kennt und nicht zu belohnen versteht.
Es gibt kein Gemeinwesen, das selbst den verwegensten Ehrgeiz so sehr zu
stillen vermag wie Rom. Aber Rom kennt nur die Leute, die sich ihm,
ihm allein zur Verfügung stellen, rückhaltlos, bedingungslos. Es hatte
für einen Bergentröther den Purpur, für Döllinger den Bannfluch. Rom will
nur den Kampf für Rom, nicht den Kampf für den Katholizis-
mus, nicht den Kampf für die Religion, nicht den Kampf für die Wahr-
heit, für das Recht und das Vaterland und wie die großen Ideale alle
heißen mögen, für die die deutschen Träumer so gerne schwärmen. Schell
aber hatte ja wohl für den Katholizismus gelebt und gestritten, aber nicht
von römischen Prälaten, nicht von herrschsüchtigen und hochmütigen Mon-
signori in ihren weibischen Prunkgewändern, nicht von Loyolas tückischen
Söhnen hatte er das Heil der Kirche und die religiöse Wiedergeburt der
Menschheit erwartet. Als echter deutscher Professor hatte er auf eine Ver-
tiefung und Verinnerlichung der mehr und mehr zum bloßen Mechanismus
und Fetischismus erstarrenden kirchlichen Religiosität, auf eine Verständi-
gung und Versöhnung der Kirche mit der modernen Welt gedrungen, einen
Platz auch für deutsches Wesen und deutsche Eigenart im großen Bau des
Katholizismus gefordert. Und das verzieh man ihm nicht. Man verzieh
es ihm nicht, daß er lebte. Man verzieh es ihm nicht, daß er wirkte und
mit mächtigem Wort und mächtiger Schrift zahllose Geister gewann. So
traf ihn der römische Bannstrahl. Schell leistete Übermenschliches an hero-
ischer Selbstüberwindung, indem er sich unterwarf. Er wußte es nur zu
gut: man rechnete sicher darauf, daß er sich rebellisch widersetzen und so
den von seinen Gegnern heißersehnten Unlaß geben würde, ihn aus dem
Lehrante zu entfernen und für immer unschädlich zu machen.

Mit dem ungeheuren Opfer persönlicher Selbstverleugnung hatte er sich das Zugeständnis ruhiger Lehr- und Gelehrtentätigkeit zu erkaufen gehofft. Er täuschte sich. Man stürzte ihn von einem Verhör zum andern, von einer Untersuchung, von einer Anklage, von einer Aufregung in eine andere, obschon — oder gar weil? — man wußte, wie schwere Spuren diese furchtbaren seelischen Erschütterungen in seinem physischen Befinden hinterlassen hatten. Nicht mehr zufrieden mit seiner Unterwerfung, verlangte man nun seinen Widerruf, seinen wissenschaftlichen Selbstmord. Schell litt unsäglich. Er litt um so mehr, je klarer er einsah, wie leicht sein Verhalten mißdeutet, als Verrat an der Wissenschaft, als schwächliche Nachgiebigkeit wider hierarchische Machtgelüste ausgelegt werden konnte. Er war stolz auf seinen Beruf, Lehrer der Theologie, des in seinen Augen erhabensten Faches, an einer deutschen Hochschule zu sein. Noch jüngst hatte er als Rektor der Universität die goldene Kette getragen und an der Spitze des akademischen Lehrkörpers das neue prächtige Universitätsgebäude bezogen, dem er die stolze, noch heute in großen Buchstaben am Giebel der Hauptfront prangende Aufschrift gab: Veritati! Und nun sollte er seine in jahrzehntelanger heißester Arbeit erungene wissenschaftliche Überzeugung verleugnen? Und wie er seine eigene Überzeugung heilig hielt, so achtete er auch die ehrliche Überzeugung anderer. Ohne nach dem Glaubensbekenntnis zu fragen, sprach er sich jedermann gegenüber mit einer Offenheit aus, die allen jenen rätselhaft sein muß, welche, an arglistige Verschlagenheit gewöhnt, in der Sprache ein Mittel nicht zur Offenbarung, sondern zur Verschleierung der eigenen Gedanken sehen . . .

Mit den Segnungen seiner Kirche war Schell zur ewigen Ruhe bestattet worden; der Erzbischof von Bamberg, sein Freund und Kollege von ehedem hatte ihm die letzte Ehre erwiesen und am offenen Grabe mit tiefergreifenden, warmen Worten sein Lebenswerk gefeiert. So schien der Makel, der seit der Sensurierung auf dem Namen des verbliebenen Gelehrten lag, der Verklärung des Todes gewichen zu sein. Das durfte nicht sein. Selbst im Tode durfte er keine Ruhe finden. Wie einst die Kirche, die liebende Mutter, den im Banne Gestorbenen die Grabesruhe nicht gönnte, sondern die Totengrüfte öffnen, den Sarg aus der geweihten Erde entfernen und die Asche in die Winde zerstreuen ließ, so wühlten Hyänen auch im frischen Grabe Schells, sein Andenken schändend. Dem Wiener Dogmatiker Commer war es beschieden, dem toten Löwen, für den er im Leben stets nur Worte überschwenglichster Anerkennung gehabt, empörende Fußtritte zu versetzen; und Rom gab sich zum grenzenlosen Erstauern der anständigen Welt dazu her, das elende, von Verdrehungen, Entstellungen und Verdächtigungen strosende Commer'sche Nachwerk mit Lobsprüchen zu überhäufen. Am den römischen Stuhl wider die fortschrittliche Bewegung heiß zu machen, jagte man ihm kindische Furcht mit dem Schreckgespenst einer internationalen Laienorganisation ein, die sich sofort

als harmlose Gesellschaft zur Abfassung einer Bittschrift um Milderung der Inderbestimmungen entpuppte. Alle Welt lachte. Die Leute, die den heiligen Stuhl zum Commerbrief gedrängt und geschoben hatten, befanden sich in der peinlichsten Verlegenheit. Sie hatten den heiligen Stuhl in der unerhörtesten Weise kompromittiert. Und als gar noch die Briefe bekannt wurden, die Commer vor Jahren an den lebenden Schell geschrieben, Briefe, die die hellste Bewunderung für den größeren Freund atmeten und die späteren gewissen- und lieblosen Urtheile Commers über Schell Lügen strafte, als sich der wahre Charakter des Mannes in seiner ganzen abstoßenden Nacktheit enthüllte, da schien das schändliche Treiben der Schell-Feinde heillos entlarvt zu sein. So galt es denn, zu retten, was noch zu retten war, und die so freventlich mißbrauchte und in den Rot gezogene kirchliche Autorität, so gut es ging, wieder zu Ehren zu bringen. Man versuchte es durch um so strupelloser Verunglimpfung Schells, den man als einen unehrlichen, innerlich mit der Kirche zerfallenen Charakterschwachen, ja charakterlosen, gemeingefährlichen Menschen verächtlich zu machen trachtete. . . Vollends aber hoffte man mit Hilfe des Katholikentages ans Ziel zu kommen, der ja nicht ohne guten Grund gerade nach Würzburg berufen war.

Vielfach hat man es auffallend gefunden, daß der Würzburger Katholikentag, der unter so ungünstigen Auspizien zusammentrat, so friedlich verlief, und daß gerade der Schellhandel nicht, wie sogar die Führer gefürchtet hatten, Mißhelligkeiten und Streitigkeiten hervorrief. Man hat diese für den Augenblick überraschende Erscheinung damit erklären wollen, daß man im Schellhandel das Werk römischer Umtriebe erblickte, von denen sich der deutsche Katholizismus unwillig abgewandt habe. Nichts ist unrichtiger als dies. Die Schellheze ging überhaupt nicht von Rom, sondern von Deutschland selbst aus. Will man sich über die Entstehung des schmähligen Commerbuches und des unglückseligen päpstlichen Schreibens an Commer näher unterrichten, so muß man sich nach Würzburg und Wien wenden, auch am Rhein, in Trier und Köln soll einiges zu erfragen sein. Schon in den 1890er Jahren hatte eine Konferenz preussischer Bischöfe an den damaligen Würzburger Bischof Franz Joseph v. Stein, den jetzigen Erzbischof von München, das Ansinnen gerichtet, wider Schell einzuschreiten. Bischof v. Stein, eine vornehme Natur, früher selbst akademischer Lehrer, hatte dies abgelehnt, worauf es die preussischen Bischöfe für angezeigt hielten, in die bayrischen Kirchenverhältnisse einzugreifen und die Klage wider Schell in Rom zu erheben, die von Bischof Rorum von Trier gelegentlich eines längeren römischen Aufenthalts nachdrücklich betrieben wurde. In Norddeutschland, dann insbesondere in Würzburg selbst und in Innsbruck hatte Schell stets seine erbittertesten Feinde; alles, was dem Jesuitismus dem Rode oder der Gefinnung nach angehörte, stimmte mit voller Kehle in das vielstimmige Crucifige ein, und der neue Würzburger Bischof Schlör, ein durchaus unselbständiger, wissenschaftlich unbedeutender Mann, hatte für die Klage wider Schell stets ein offenes Ohr.

Von Würzburg aus wurde die berüchtigte Corrispondenza Romana bedient und mit den im Würzburger Ordinariat hinterlegten Protokollen über die Verhandlungen ausgerüstet, die Bischof Schlör mit Schell geführt hatte und die den urkundlichen Beweis dafür liefern sollten, daß Schell widerrufen und seine eigenen Lehren als irrig bezeichnet habe, was der Gelehrte selbst stets auf das allerentschiedenste bestritt. Zum Lohne für die Schergendienste, die er geleistet, sollte der Würzburger Oberhirte Gegenstand feierlicher Ovationen auf dem Katholikentage werden, wie es auch wirklich geschah. Denn trotz einiger, in der Menge und im Ansehen der Schellschen Anhänger begründeten Bangigkeit baute man zuversichtlich auf den Katholikentag. Man konnte es, man kannte ja seine Leute. Man wußte im voraus, daß er hauptsächlich doch nur von Geistlichen besucht sein werde, die durch den päpstlichen Commerbrief im voraus eingeschüchtert waren. Man hatte zudem die Leitung der Versammlung vollständig und fest in der Hand. In den öffentlichen Sitzungen durften nur die wohlbewährten Männer sprechen, die von langer Hand dazu vorausbestimmt waren; und selbst sie durften nur über die mit ihnen vereinbarten Themata reden und mußten sogar die Reinschrift ihrer Vorträge dem Preßausschuß zur Prüfung unterbreiten, auf dessen Wunsch zum Beispiel Prof. Spahn überall, wo in seiner Rede der Name Schell vorkam, diesen streichen mußte. Prof. Sickenberger, der in einer Sektions-sitzung fortschrittliche Anträge im Sinne der Münchner Krausgesellschaft vertrat, wurde sofort niedergebrüllt und mundtot gemacht. Der Katholikentag war ja, was man niemals vergessen darf, nur eine Zentrumsheerschau; nicht die Katholiken als solche, am allerwenigsten die freieitlich oder fortschrittlich gesinnten, sondern nur die Zentrumskatholiken, die ausgesprochenen Ultramontanen, kamen hier zusammen und zu Worte; und die führende Rolle, die Zentrumsparlamentarier wie Gröber und Wacker, spielten, läßt über die wahre Natur des Würzburger Tages keinen Zweifel übrig. Eben deshalb konnte man ja auch der Zustimmung des Katholikentages zur Verurteilung und Preisgabe Schells sicher sein, weil man der Zustimmung des Zentrums sicher war. Die leitenden Zentrumsmänner haßten Schell und seine Richtung, die Verkörperung des schon von F. X. Kraus so warm und eindringlich empfohlenen religiösen Katholizismus, der dem im Zentrum vertretenen politischen Katholizismus selbstverständlich ein Pfahl im Fleische ist. Das Zentrum haßte Schell und seine Schule, weil es die Ideale haßte und haßt, die Schell und seinen Freunden heilig waren und sind, Ideale, die nicht so sehr in Schells großen Werken, als vielmehr in seinen Reden und Vorträgen und in kleineren Schriften und Aufsätzen, insbesondere aber in der berühmten Broschüre 'Der Katholizismus als Prinzip des Fortschritts' zum Ausdruck gelangt waren.

Schell sah im Umsichgreifen des Jesuitismus eine schwere Gefahr für den Katholizismus; das Zentrum verehrt und unterstützt in den Jesuiten seine getreuesten Helfershelfer. Schell predigte die persönliche Initiative,

die lebendige Tatkraft des einzelnen; das Zentrum liebt die Herdenmenschen. Schell hob überall und immer das den christlichen Konfessionen Gemeinsame hervor, trat für den Frieden und für die Versöhnung ein; das Zentrum ist schon seiner Existenz als einer rein konfessionellen Partei nach ein lebendiger Protest gegen allen Ausgleich und alle Verständigung. Schell schwärmte für die Wissenschaft, für die Universitäten und freie Forschung und wollte auch den Theologen den Zugang zu den Hochschulen erschlossen wissen; das Zentrum sieht Wissenschaft und freie Forschung mit scheelen Augen an, bewilligt den Universitäten, was es nicht gut verweigern kann, und spricht geistiger Bevormundung und Gängelung das Wort. So bestanden zwischen Schell und dem Zentrum die schärfsten Gegensätze. Nicht weniger als dem Zentrum waren und sind aber die Schellschen Ideen Rom und den Bischöfen, besonders den preußischen Bischöfen zuwider; so ergab sich ein Zusammengehen des Zentrums mit dem Episkopat und Rom wider Schell und seinen Anhang von selbst. Die fortschrittlichen, auf das praktische kirchliche, religiöse und wissenschaftliche Leben abzielenden Bestrebungen Schells waren es auch, die namentlich die preußischen Bischöfe alarmierten. Die dogmatischen Sonderlehren, die man ihm vorwarf, bildeten nur den Vorwand ihres Einschreitens, höchstens, daß etwa die Rücksicht auf die von Schell bedrohte Höllelehre noch in die Wagtschale fiel, da man sich nur mehr mit der Furcht vor dem Teufel die Massen zu zähmen getraut. Die preußische Stammheit, die sich in Norddeutschland auch in kirchlichen Dingen so unangenehm fühlbar macht, drohte durch die Schellschen Gedanken von der persönlichen Aktivität bedenklich gelockert zu werden. Die Gläubigen als die Rekruten, die Pfarrer und Geistlichen als schneidige Feldwebel, die Bischöfe als die kommandierenden Generale, die doch nur nach römischer Losung marschieren, — dieses erhabenste Ideal preußischer Kirchenzucht — in Köln, Trier, Münster und andern Orten wird man uns verstehen — mußte durch Schells Gedanken erheblich erschüttert werden.

Nach dem allem erklärt es sich, wenn Herodes und Pilatus, Zentrum und Episkopat, sich die Hände reichten zum gemeinsamen Streit wider Schell und die Schellianer. In Würzburg wurde der Liebesbund neuerdings besiegelt. Während in den öffentlichen Versammlungen der Name Schells nicht einmal genannt werden durfte, wurde in den geschlossenen Sitzungen des katholischen, d. h. des Zentrumspreßvereins aufs lebhafteste tagelang über die Schellsache verhandelt; und nach eingehendsten, zum Teil hitzigen Erörterungen wurde ein Einvernehmen erzielt, das den vollen Sieg der horniertesten Reaktion bedeutet. Die verständigere und vornehmere Auffassung, die in den Spalten der ‚Köln. Volkszeitung‘ und der Berliner ‚Germania‘ zutage getreten war, mußte vor dem rohen Terrorismus der süddeutschen Hezer die Segel streichen. Damit hatte man erreicht, was man beabsichtigt hatte. Die niederträchtigsten Umtriebe wider Schell, die sich im Commerbuche und im päpstlichen Commerbrieve ver-

dichtet hatten, hatten durch die Katholikerversammlung, d. h. durch das Centrumslager Deckung und Zustimmung erhalten. Schell war geächtet!

Das ist der Dank, den der Katholizismus einem seiner edelsten Söhne zollte. Was hatte Schell sich abgemüht, um selbst Leute, die dem Christentum längst entfremdet waren, in die Kirche zurückzuführen! Nie hatte er sich genug tun können. Er hatte außer seinen Pflichtkollegien Publica über Publica abgehalten, und der größte Hörsaal der Universität hatte nicht ausgereicht, um die Hörer alle zu fassen, die sich in seine Vorlesungen drängten. Studenten aller Fakultäten, Beamte, Lehrer, Offiziere, Damen der höchsten Gesellschaftsklassen, sie alle hatte er für die überirdische Schönheit des Christusbildes begeistert, das so leuchtend vor seiner Seele stand, in ihren Herzen aber längst verblaßt war. In jugendlichem Feuereifer, in nie versagender Hilfsbereitschaft hatte er Kanzel und Beichtstuhl aufgesucht, um allen alles zu werden; im strengsten Winter war er stundenlang durch den tiefsten Schnee gewatet, um einem alten Landpfarrer auszuweichen. Mit verschwenderischen Händen hatte er gespendet, zahlreiche Studierende unterstützt und geholfen mit Rat oder Tat, wo er irgendwie helfen konnte. Und wie er gelebt, so war er im Gedanken an Christus gestorben. Nach seinem Tode fand man in seiner Rocktasche einen Rosenkranz und ein zerknittertes Papierstück mit Aufzeichnungen zu einem Vortrag über Christus, den er in Berlin halten wollte.

Und diesen Mann hatte der Katholizismus nicht zu ertragen vermocht, hatte ihn verfolgt und zu Tode gehest und noch im Grabe verflucht und Hyänen und Schakalen zum Fraße hingeworfen. Selbst wenn Schell geirrt hatte — gehorsam hatte er sich unterworfen. Was hätte er denn mehr tun sollen? Und seine großen, tiefen Gedanken, waren sie keines Dankes wert? . . .“

Ist das nicht eine erschütternde Tragödie? Ein leidhaftiger Jünger des Herrn, ein wiedergeborener Johannes! Aber — haben sie nicht auch — Christus gekreuzigt?

* * *

„Der Ultramontanismus“, liest man im „Schwäbischen Merkur“, „fühlt ebenso wie der demokratische Sozialismus die innere Unhaltbarkeit seines Systems. Sie beide spüren, wie der Sturmwind der modernen Zeit an ihren Gebäuden rüttelt, und sie versuchen deshalb, sie mit eisernen Klammern zusammenzuhalten, indem sie zunächst die überaus gefährliche Gedankenfreiheit perhorreszieren. Wenn Pius X. erklärt, daß der Modernismus eine Zusammenfassung aller Kezerei sei und deshalb folgerichtig zur Gottesleugnung führen müsse, daß die zügellose Wißbegier des Individualismus, die Unkenntnis und Nichtachtung der wahren katholischen Wissenschaft und der pflichtgemäßen katholischen Lehre es seien, die den Modernismus verursacht haben, so erklärt die herrschende Richtung der Sozialdemokratie in vollkommener Parallele dazu, daß auch der Revisionismus eine Zusammenfassung aller Kezerei sei und folgerichtig zur

Leugnung des Sozialismus führen müsse. Und wie der römische Papst ex cathedra befiehlt, daß der akademische und seminaristische Unterricht in der Theologie in aufrichtig katholischem Geist zu erfolgen habe, während die Modernisten als Lehrer zu entfernen seien, so haben die Parteipäpste der Sozialdemokratie längst dafür gesorgt, daß in der Parteipresse, in den „Bildungsausschüssen“ usw. nur der allein echte Marxismus zu Worte kommt, und daß revisionistische Zeitschriften, wie auch revisionistische Abgeordnete so lange an die Wand zu drücken seien, bis ihnen der Atem ausgeht. Die Resolutionen des Dresdener Parteitags atmen den gleichen unduldsamen Geist, wie dieser neueste Runderlaß Pius X. Ganz überraschend aber ist die Parallele zwischen den reaktionären Scharfmachern im Ultramontanismus und im Marxismus bei den Absätzen 4 und 5 der päpstlichen Enzyklika. Pius X. errichtet dort einen „Überwachungsrat“ in jeder katholischen Diözese gegen die Verbreitung moderner Irrtümer und bestätigt das Verbot Leo XIII., wonach Geistliche ohne bischöfliche Erlaubnis Zeitschriften nicht redigieren und an solchen auch nicht mitarbeiten dürfen. Man könnte meinen, der einstige Patriarch von Venedig habe diese Waffen Stück für Stück aus dem Arsenal der deutschen Sozialdemokratie entlehnt. Seit Dresden ist über die Mitglieder der sozialdemokratischen Partei eine scharfe Zensur bezüglich der Mitarbeiterschaft an revisionistischen oder gar bürgerlichen Organen verhängt. Der Überwachungsausschuß, den der Papst für jede katholische Diözese einsetzt, um moderne Irrtümer fern zu halten, hat sein Seitenstück in den sog. „Pressekommissionen“, in denen die radikalen Arbeiterelemente (vgl. die Palastrevolution in der „Vorwärts“-Redaktion) dafür sorgen, daß andere als die parteiamtlich abgestempelten radikalen Meinungen die Köpfe der sozialdemokratischen Schäflein nicht beschäftigen; ein System, das ja Bebel neuerdings durch den genialen Gedanken eines sozialdemokratischen „Nachrichtenbureaus“ in schönster Weise zu krönen versuchte. Aus der Parallelität dieser Erscheinungen läßt sich aber auch der Schluß ziehen, daß die freiheitliche Entwicklung der modernen Gedankenwelt wie dem Sozialismus so auch einst dem Ultramontanismus das Grab graben wird. Die Mittel, die sie zur Stützung ihrer Systeme anwenden, müssen sich auf die Dauer als stumpfe Waffen erweisen.“

Bis zu welchen Absurditäten sich die Marxistische Orthodogie in der amtlich beglaubigten „Wissenschaft“ der Partei bereits ausgewachsen hat, dafür liefert der unendlich hartleibige Oberhäretiker Eduard Bernstein einige höchst ergößliche Beiträge. Die Sache kommt ihm offenbar selbst so spaßig vor, daß er sich kaum noch die Mühe gibt, den nötigen parteiwürdigen Ernst zu bewahren. Ohne jeden Respekt vor den erleuchtetsten und allein maßgebenden wissenschaftlichen Autoritäten der Partei gibt er deren tiefgründigste Emanationen der allgemeinen Heiterkeit preis, erklimmt er in den „Sozialistischen Monatsheften“ geradezu den Gipfel der Frivolität:

„Es sind nur zwei Jahre her, daß ein jeder antimarxistischen Neigung

so unverdächtiger Mann, wie der Genosse Jakob Stern, sich veranlaßt sah, in den 'Sozialistischen Monatsheften' Protest einzulegen gegen die übermarxistische Behandlung der Philosophie von seiten des Leitartiklers der 'Neuen Zeit', die in dem Satz gipfelte, die Philosophie sei eine ideologische Begleiterscheinung der Klassenkämpfe, sobald es keine Klassenkämpfe mehr gäbe, werde es auch keine Philosophie im historischen Sinne des Wortes mehr geben. Marx, der durchaus ein philosophischer Kopf war, erklärte Genosse Stern, würde diese famose Stedenpferdreiterei, die bei allem und jedem auf den Klassenkampf losgeht, gründlich von seinen Rockschößen abschütteln. Aber der Parteigenosse, der jenen Satz zum besten gab, steht mit an der Spitze der höchsten Bildungsanstalt der Partei, sekundiert vom Urheber des noch kühneren Satzes: 'Die Geschichte der Philosophie ist die Geschichte des bürgerlichen Denkens.' 'Man muß sich wundern', heißt es in dem Artikel des Genossen Stern, daß nicht auch die mathematischen Lehrsätze des Euklid als ideologische Begleiterscheinungen des Klassenkampfs erklärt werden.' Wer weiß, ob das nicht noch kommt? Einem Genossen, der gern scherzt, hat der oben zitierte Satz das folgende Analogon entlockt: 'Die Geschichte der Mathematik ist die Geschichte der bürgerlichen Raumvorstellungen.' . . .

So vieles gegen die bestehenden Universitäten gesagt werden kann, so läßt sich doch nicht bestreiten, daß unter dem Gesetz der Arbeitsteilung, was positives Wissen und wissenschaftliches Forschen anlangt, heute sehr Uchtbares auf ihnen geleistet wird. Um nur ein Gebiet herauszugreifen, das der Sozialdemokratie besonders am Herzen liegt: was ist an wertvollen volkswirtschaftlichen, sozialökonomischen Abhandlungen nicht in den letzten zwei Jahrzehnten aus den Seminaren der Brentano, Conrad, Fuchs, Legis, Schulze-Gaevernis, Stieda usw. hervorgegangen, und was kann außer Popularisierungen und etwas Marxscholastik die Sozialdemokratie ihnen gegenüberstellen! So produktiv sich die Arbeiterbewegung selbst in der Herausarbeitung neuer Organe und Einrichtungen erwiesen hat, so unproduktiv hat sich — ich spreche da keineswegs nur eine persönliche oder nur bei 'Revisionisten' zu findende Ansicht aus — mit sehr wenigen Ausnahmen die theoretische Betätigung der Sozialdemokratie gezeigt. Und das ist kein Zufall. Die epochemachenden theoretischen Arbeiten Marx' datieren fast ausschließlich aus den fünfziger oder sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, wo die Arbeiterbewegung selbst in England noch überwiegend mit Niederlagen rechnete und um ihre Anerkennung rang. Seitdem haben sich auf diesem wie auf anderen Gebieten des Wirtschaftslebens die bedeutungsvollsten Veränderungen vollzogen, die Machtverhältnisse haben sich wesentlich verschoben, und mit dieser Verschiebung sind neue Fragen in den Vordergrund getreten. Statt ihnen aufmerksam nachzugehen und sie . . . objektiv auf ihre sozialpolitische Tragweite zu prüfen, hat man im Lager der, sagen wir, um niemand zu

verlegen, meinetwegen: ‚Strengmarxisten‘ ihnen nur so weit Beachtung geschenkt, als sie die überlieferte Doktrin zu bestätigen schienen, sonst aber sie entweder ignoriert oder hinwegzudeuten versucht. Und es gibt kaum eine Schöpfung der wirtschaftlich kämpfenden Arbeiterschaft, die nicht am Anfang auf Widerspruch von jener Seite gestoßen wäre, diktiert von der Furcht, die Reinheit des Klassenkampfes (des Glaubens. D. S.) könne unter ihr leiden. Die sich für radikal haltenden Genossen erwiesen sich in dieser Hinsicht als die Träger eines unfruchtbaren Konservatismus: eine psychologisch allerdings durchaus erklärliche Erscheinung. Selbst das so unanständige Institut der Arbeitersekretariate begegnete im Zentrum des Radikalismus, in Leipzig, längere Zeit hartnäckigem Widerstand, und wie heftig dort und bei Gleichgesinnten die Erregungenschaft der Tarifverträge bekämpft wurde, ist zu bekannt, als daß hier länger dabei verweilt zu werden brauchte.

Diese entwicklungsfeindliche Tendenz hat nun allerdings mit dem wissenschaftlichen Kern der Marx'schen Gesellschaftslehre, die ja selbst durchaus evolutionistisch ist, keinen notwendigen Zusammenhang, aber sie ist doch ein natürliches Produkt einer gewissen Auslegung des Marxismus und kann auch zur Not von Anwendungen, die Marx selbst einst seiner Gesellschaftslehre gegeben hat, abgeleitet werden; die Träger dieser Auffassung geben heute in der spezifisch marxistischen Gemeinde, die nun einmal in manchen Kreisen der Partei als die legitime Trägerin des wissenschaftlichen Erbes von Marx und Engels gilt, den Ton an. Was man aber auf dieser Seite fertig bekommt, zeigt der Dithyrambus, der in der ‚Neuen Zeit‘ vom 13. Juli d. J. der Massenstreitbroschüre der Genossin Rosa Luxemburg gesungen wird. Die keinem Beobachter entgangene Tatsache, daß in der russischen Revolution sich der Massenstreik als ein (allerdings sich leicht abnutzender) Machtfaktor der Arbeiterklasse erwiesen hat, wird von der Genossin Luxemburg zu der Theorie erweitert, daß er die Form der proletarischen Revolution sei. Das ist indessen durch das Beispiel Rußlands in keiner Weise erhärtet; denn erstens hat der Massenstreik dort, nachdem er zuerst eine so großartige Wirkung hatte, in seinen Wiederholungen immer mehr an Wirkungskraft eingebüßt, und dann ist das Beispiel Rußlands durchaus nicht für andere Länder maßgebend. Nach jener Rezension freilich hat die Genossin Luxemburg den Einwand, daß hüben und drüben eine völlige Verschiedenheit herrsche, ‚in einleuchtender Weise widerlegt‘ (das tun Parteigrößen immer. D. S.), aber eine so berückende Feder die Genossin (oh, oh! D. S.) auch führen mag, den nicht ganz gleichgültigen Umstand, daß Deutschland ein stark entwickeltes Bürgertum und eine kulturell hochstehende Arbeiterschaft, Rußland dagegen erst die Anfänge einer Bourgeoisie und ein in seiner Masse noch sehr tiefstehendes, kulturell fast bedürfnisloses Proletariat hat, kann keine Dialektik hinwegzaubern. Das gibt aber der Frage hüben und drüben ein grundverschiedenes Gesicht. So paradox es klingen mag, die tiefere Stufe der ökonomischen Entwicklung und des

ganzen kulturellen Lebens ist für die Revolution ein Gewinnfaktor: der deutsche Arbeiter kann nicht auf längere Zeit unter Bedingungen leben, die den russischen Arbeiter noch erträglich dünken, oder er würde sich ihnen nur unter ganz abnormem Druck fügen; und ebenso müßte es in Deutschland sehr arg kommen, bis eine solche Entwertung des Lebens der Mitmenschen um sich greifen sollte, wie wir sie in Rußland vor uns sehen. Jedenfalls ist es ein starkes Stück, eine Abhandlung, die über so wichtige Unterschiede als Nichtigkeiten hinweggeht, den deutschen Arbeitern als eine der großartigsten Fortbildungen des Marxismus anzupreisen, es verrät, ich wiederhole es, ein nicht sehr hohes Verständnis für die Anforderungen der Wissenschaft.“

Es muß für eine Intelligenz wie Bernstein wirklich ein hoher Grad von Idealismus, opfermutiger Selbstverleugnung dazu gehören, in einer Partei auszuharren, in der Größen dieses Kalibers sich als unfehlbare Päpste aufspielen dürfen und — können. Wenn sie sich noch an ihrer eigenen Borniertheit oder Verschrobenheit genügen ließen. Aber nein: herrschen wollen sie, und zwar brutal und absolut, und wehe dem, der nicht Ordrer pariert! Auch sie haben ihr wohlorganisiertes Inquisitionsverfahren; man braucht ja nicht gleich mit Zangen und spanischen Stiefeln zu foltern, — eine echt brüderlich-proletarisch verordnete Hungertur tut's auch. Und wie! Ob Bernstein nicht auch ein Lied davon zu singen weiß? Sie haben ihm schon mehr als einmal das Brot abgetrieben, indem sie seine literarischen Unternehmungen in Grund und Boden hezten. Zum Reichstage aufgestellt wird er nur in völlig aussichtslosen Wahlkreisen, sonst wirtschaftlich und literarisch in die dunkelste Parteiecke gedrückt. Und so geht's nicht ihm allein. Dabei könnte er, wie mancher andere, in der bürgerlichen Presse und Politik ganz anders dastehn. Alle Achtung den Männern, die trotz schäbigsten Un-danks und Unflats um ihrer Überzeugung, um der Sache willen, die sie nun einmal für die gute und richtige halten, der erwählten Fahne treu bleiben. Und wenn sie hundertmal meine schärfsten politischen Gegner sind —: erst der Charakter, dann der Politiker. Manchen echten Gentleman muß man im feindlichen Lager bekämpfen, mit manchem ausgelochten Lumpen in Reih und Glied marschieren. So will's das eiserne Gesetz des Krieges. Aber den ehrlichen, den tapferen und tüchtigen Gegner achten und den Kampf nobel, mit ritterlichen Waffen führen, das kann man und das soll man auch.

Mit welchen kleinlichen, ja lächerlichen Mitteln wird der Kampf noch vielfach, wenn nicht allermeist geführt! Mit dem Ton, der seit Jahr und Tag (etwa seit dem Hinauswurf der ethisch-historischen edeln Sech's aus dem „Vorwärts“) in einem Teile der sozialdemokratischen Presse zum offiziellen Amtsblattton erhoben wurde, brauche ich mich wohl nicht näher zu befassen. Er ist schon aus den Kosthäppchen, die bürgerliche Blätter mit rührender Ausdauer und emsigem Fleiße ihren Lesern zum Frühstück und zum Vesper zu servieren pflegen, „sattfam“ bekannt. Auch diese ebenso

bescheidene wie harmlose geistige Übung, bei der Übung Hauptsache und Geist nicht unbedingt erforderlich ist, kann ich nicht viel höher einschätzen, als die der Köche jener schmachhaften Schüsseln. Sie steht ungefähr auf der geistigen Höhe des ehrsamten Kellner- oder sagen wir Zuträgergewerbes. Oder reichte vielleicht schon das des Pittolos zum Vergleiche aus? Mit „politischem Kampf“ hat das wohl wenig zu tun.

Auf dauerndem Kriegsfuße stehen die Behörden gegen die arglistige „rote Rotte“. Welches Aufgebot der Staatsgewalt, um der Partei einen Saal zur Versammlung abzutreiben, die doch ohnehin von der Polizei überwacht wird. Als ob die Partei nicht doch die Versammlung allemal zustande brächte! Dann die Schikanierungen der Streitposten, oft gegen den klaren Wortlaut von Gesetz und Verfassung, sogar in offener Auflehnung gegen wiederholte richterliche Entscheidungen. Ein ganzer Beamtenapparat wird mobil gemacht, um ein paar gleichgültige arme Schlucker zur Wache zu schleifen, d. h. wenn's gelingt. Je zupacker die Polizei, je gerissener der „Sozi“. Und sie sind ziemlich gerissen, unsere roten Brüder, und haben langjährige Übung darin, der Polizei ein Schnippchen zu schlagen, wo diese nicht das Gesetz auf ihrer Seite hat, was, wie gerichtlich festgestellt, lange nicht immer der Fall ist. Als ob dadurch auch nur ein einziger Streit vermieden oder früher beendet worden wäre! Und soll denn — die Frage läßt sich denn doch auch nicht so ganz unter den Tisch werfen — die Staatsbehörde den „Genossen“ mit gutem Beispiel in — Gesetzesübertretungen vorangehen? Dies alles sind nicht nur völlig untaugliche, sondern auch sehr zweischneidige Waffen. Das Ganze macht den Eindruck, als sollte der soziale Kampf von Staats wegen verschärft, statt gemildert werden. Das kann aber doch unmöglich in den Absichten einer hochwohlweisen Regierung liegen. Ich glaube, es wird an den höheren Stellen nicht genügend darauf geachtet, denn ich kann mir unmöglich denken, daß halbwegs einsichtige und erfahrene Männer nicht die völlige Zwecklosigkeit und Stupidität dieser nachgerade doch bis zum Stumpf-sinn ad absurdum geführten „Staatsrettung“ einsehen sollten. Oder könnte es doch „im System“ liegen?

„Der sozialdemokratischen Partei“, erinnert Robert Schmidt in den „Sozialistischen Monatsheften“, „ist auch dadurch ein scharfer oppositioneller Standpunkt aufgedrungen, daß die Art, wie ihre Angehörigen geächtet werden, von vornherein eine Neigung zu irgendwelchen Konzessionen nicht aufkommen läßt. Rufen wir uns nur die Vorgänge aus letzter Zeit in die Erinnerung zurück! Die Verwaltungsbehörden, besonders in Preußen und Sachsen, führen einen unausgesetzten Kampf gegen alle, die nur im Verdacht stehen, sozialdemokratischer Gesinnung zu huldigen. Den städtischen Lehrern verbietet man, den Turnunterricht in Vereinen zu erteilen, die als sozialdemokratisch gelten, man entzieht diesen Vereinen die städtischen Turnhallen, die anderen Vereinen weiter zur Verfügung stehen. Man verbietet den Schullehrern in Kiel, Arbeitern Elementarunterricht in einem Kursus

zu erteilen, den die sozialdemokratische Partei errichtet hat. Man gestattet nicht die Teilnahme eines Sozialdemokraten in der Schuldeputation. Man verfügt die Schließung des Charlottenburger Freien Kindergartens, weil angeblich die Kinder sozialdemokratisch erzogen werden. Die Eisenbahn- und die Werftverwaltungen verfügen, daß die bei ihnen beschäftigten Arbeiter und deren Frauen nicht Konsumvereinen angehören dürfen, die von Sozialdemokraten geleitet werden. Den selben Arbeitern wird verboten, irgend einer Organisation anzugehören, die auch nur entfernt mit der sozialdemokratischen Partei in Berührung käme. Das Oberverwaltungsgericht bestätigt die Enthebung des Schöffen Gaulke in Diartlum, weil er zur sozialdemokratischen Partei übergetreten ist. Und ein anderes Oberverwaltungsgericht enthebt den Gemeindevorsteher Schulze in Namitz seines Amtes, weil er einer Sozialdemokratin Wohnung gewährt hat, und begründet unter anderm diesen Standpunkt in folgender klassischen Weise: 'Der Ungeschuldigte hat daher der Frau P. . . durch bereitwillige Überlassung der Wohnung über die sich ihrem Verbleiben in der Gegend entgegenstellende Schwierigkeit der Wohnungsbeschaffung hinweggeholfen. Er hat dadurch ihren Verbleib in der Gegend ermöglicht oder doch erleichtert und auf diese Weise die Fortsetzung der sozialdemokratischen Agitation in der dortigen Gegend begünstigt.'

In den östlichen Provinzen ist es der Partei und den Gewerkschaften nicht möglich, dauernd irgendwelche Versammlungslokale zu erhalten. Immer wieder erfolgt unmittelbar auf die Abhaltung solcher Versammlungen eine erhebliche Reduzierung der Polizeistunde und damit eine große wirtschaftliche Schädigung des betreffenden Gastwirtes. In Oberschlesien, dem mächtigen Industriebezirk mit den Riesenbetrieben im Hütten- und Bergbau und den Tausenden von Arbeitern, steht den Gewerkschaften nicht ein Lokal zur Verfügung. Natürlich verweigern die Gastwirte nicht aus politischer Überzeugung uns die Säle, sondern sie fürchten die wirtschaftlichen Nachteile, die ihnen in sicherer Aussicht stehen. Die Generalkommission der Gewerkschaften ist deshalb in die Zwangslage versetzt, allein für Oberschlesien jährlich 7500 Mark an Mieten für Versammlungslokale auszugeben. (Gemacht wird's also doch! D. S.)

Die Rechtsprechung befindet sich gleichfalls, insbesondere wiederum in Preußen und in Sachsen, im Banne einer Verfolgungsmanie gegen die Sozialdemokratie. Endlos sind die Entscheidungen über die Auslegung des preußischen Vereinsgesetzes, und die preußischen Richter, die immer klagen, wie sie mit Arbeiten überlastet sind, mühen sich im Schweiße ihres Angesichtes, den Unterschied zwischen Vereinen und Versammlungen auszufüteln, dann wieder zu ergründen, wann eine Versammlung sich mit öffentlichen, wann mit politischen Angelegenheiten beschäftigt usw. Derjenige, der gezwungen ist, sich durch all diesen Wust unfruchtbarer juristischer Deduktionen hindurchzuwählen, fragt sich vergeblich: Ist das wirklich eine ernste Beschäftigung, die einem Richter zugemutet werden soll, die geeignet

ist, sein Ansehen zu heben, oder sinkt er nicht, wenn er ganz aufgeht in einem endlosen unfruchtbaren Bemühen, das kein anderes Ziel kennt, als veraltete Gesetzesbestimmungen gegen Arbeitervereine zu drehen und zu wenden? Tausende von Beamten bemühen sich, bei Streiks immer wieder auszuspietisieren, wo und in welcher Weise die Arbeiter gefehlt haben. Wir hören nichts davon, daß gegen die Unternehmer mit demselben Eifer vorgegangen würde. Das Breslauer Gericht verurteilt einen Gewerkschaftsangestellten, weil er den Streik androhte, wegen Vergehen gegen § 153 der Gewerbeordnung. Die selbe Gerichtsbehörde vermag aber nicht, die Unternehmer zur Rechenschaft zu ziehen, die im selben Konflikt den Arbeitern die Aussperrung androhen. (Über Klassenjustiz gib's bei uns bekanntlich nicht! D. T.) Einen kleinlichen Kampf führen Polizeibehörden und Gerichte um die Auslegung des Groben Unfugs-Paragrafen. Ein sächsisches Gericht bringt es fertig, einen groben Unfug in der Verbreitung sozialdemokratischer Flugblätter zu erblicken. Ein Sozialdemokrat wird wegen groben Unfugs verurteilt, weil er in einer antisemitischen Versammlung laut sein Mißfallen äußerte. Hochrufe auf die Sozialdemokratie, rote Schleifen sind wiederholt und unausgesetzt von den verschiedensten Gerichten als grober Unfug bezeichnet . . .

Diese Beispiele, wie Sozialdemokraten behandelt werden, könnten ins Unendliche fortgesetzt werden. Kann man in Anbetracht dieser Zustände von der Sozialdemokratie im Ernst verlangen, daß sie einer Regierung, die solche politischen Maßnahmen gutheißt, wenn nicht gar anordnet, Konzessionen macht? Wenn eine Partei so wahllos bekämpft wird, dann muß sie als Antwort nur ihren Oppositionsstandpunkt verschärfen. Dazu ist sie der Arbeiterklasse gegenüber verpflichtet. Über die Zeiten der feudalen Herrschaft ist die Arbeiterschaft hinaus, daß sie die Hand des „gnädigen Herrn“ küßt, von dem sie soeben mißhandelt wurde. Die Taktik der Sozialdemokratie ist nicht unbeeinflusst von der Stellung der Regierung, der Verwaltung und Justiz. Diese Unterschiede lassen sich schon in Deutschland in den einzelnen Bundesstaaten erkennen. Demütiges Erdulden würde der Partei nicht wohl anstehen . . .“

Seien wir ehrlich: wären wir besonders versöhnlich gestimmt, wenn wir derart behandelt würden? Wer die Dinge nicht dauernd zu verfolgen Gelegenheit hat, wie es ja der Sürmer schon von Berufs wegen muß, mag leicht geneigt sein, an starke Übertreibung zu glauben, oder derartiges überhaupt für unmöglich zu halten. Es ist dem — leider! — nicht so. Ich selbst wäre jederzeit in der Lage, die von dem Verfasser angeführten Beispiele „ins Unendliche fortzusetzen“. Er hat nicht einmal die schlimmsten beigebracht, es gibt noch schlimmere, viel schlimmere. Ich meine aber: man mag angehören welcher Partei man wolle — vor der Verfassung und dem Gesetze müssen alle gleich sein. In der Verfassung

und im Gesetz steht nichts von Parteien. Verfassung und Gesetz kennen nur Staatsbürger. Ich bin mir wohl bewußt, welche triviale Selbstverständlichkeit ich damit ausspreche. Es wird aber lange nicht alles als selbstverständlich anerkannt, was selbstverständlich sein sollte . . .

*
*
*

Für die praktisch-politische Tagesarbeit kommen in der Sozialdemokratie vorderhand eigentlich nur die soviel verspotteten und verletzten Revisionisten in Betracht. Nur sie sind fähig und geneigt, mit den bürgerlichen Parteien auf der Grundlage der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung und mit „vorläufiger“ Sinteranzesung der berühmten „Endziele“ von Fall zu Fall zu verhandeln, an den realen Aufgaben des Tages zu wirken. Die andere, die radikale, orthodox-Marxistische Richtung beherrscht zwar noch die Massen und stellt sich nach außen als geschlossene Macht, als „die“ Partei den bürgerlichen gegenüber. So gesehen, ist der Revisionismus heute nur eine geistige, keine politische Macht. Er wächst aber in dem Augenblicke auch zur politischen Macht heran, wo die Partei als solche positive, praktische Arbeit verrichten müssen. Und darum kann sie sich auf die Dauer nicht herumdrücken. Die große Menge hat an den „Endzielen“ nur ein sehr abgeblaßtes, theoretisches Interesse, ein sehr praktisches aber an greifbaren wirtschaftlichen und politischen Erfolgen. Die Partei wird also genötigt werden, aus dem magischen Dunstkreis agitatorischer Phrasologie heraus und mit Forderungen an das nüchterne Tageslicht zu treten, die für die bürgerlichen Parteien überhaupt diskutabel sind. Das ist aber, wie sie selbst wohl jetzt schon im stillen Kämmerlein sich eingesteht, ohne erhebliches Herunterklettern von dem selbsterrichteten hohen Throne ihres „Alles oder Nichts“-Standpunktes völlig ausgeschlossen. Es bleibt ihr dann nur übrig, sich die verhandlungsfähigen Forderungen der Revisionisten zu eigen zu machen. Wenn sie auch dann immer noch „so tun“ wird, als betrachte sie jene nur als beiläufige kleine Abschlagszahlungen, als hielte sie an ihrem sonstigen völkerebefreienden Weltprogramm nach wie vor unentwegt und „voll und ganz“ fest, so können wir aus menschlichem Begreifen über solche agitatorische Pose mit christlicher Milde hinwegsehen, da sich ja die Partei auf ihr Weltbeglückungsprogramm zu sehr festgelegt hat, als daß sie es mir nichts dir nichts von heute auf morgen fallen lassen könnte. Einige Schonzeit dürften wir ihr billigerweise gewähren. Vor der Phrase und Pose brauchte sich die bürgerliche Gesellschaft um so weniger zu ängstigen, je eher sie den berechtigten, auf den Grundlagen des bestehenden Staates durchführbaren Forderungen entgegenkommt.

Eine solche Forderung ist die Änderung des preussischen Landtagswahlrechts. Und sofort stoßen wir auf die Verschiedenheit der beiden Standpunkte innerhalb der Partei. Hier die Orthodoxen mit ihrer radikalen Forderung „Alles oder nichts“ oder „Alles auf einmal“; dort die Revisionisten mit dem staatsklugen, realpolitischen „Erst etwas, dann alles“.

Wegen des im Gewande geborgenen späteren „Alles“ brauchen wir uns nun wirklich keine grauen Haare wachsen zu lassen. Einmal ist es doch klar, daß die Revisionisten dem „Parteiprogramm“ wenigstens diese theoretische Konzession machen müssen, wenn sie überhaupt noch Wert darauf legen, in der Partei gebudelt zu werden. Und dann liegt es ja noch immer in der Macht der bürgerlichen Parteien, ob sie „dann“ weiter gehen wollen oder nicht. Auch wenn es jenen mit dem „alles“ blutiger Ernst sein sollte, — damit ist ja noch lange nicht gesagt, daß dieser „blutige Ernst“ den bürgerlichen Parteien auch zu imponieren brauchte. Es kann einer noch so laut etwas verlangen, und der andere ist darum längst noch nicht in der Lage, nun auch geben zu müssen, was er nicht will.

„Man kann keinen Krieg beginnen ohne Glauben an den Sieg“, läßt sich die vom revisionistischen Ehepaar Dr. Braun herausgegebene „Neue Gesellschaft“ vernehmen: „Wir können in Preußen in keine Wahlrechtsbewegung eintreten, ohne zuvor aus der sorgfältigen Erwägung der politischen Verhältnisse die Überzeugung gewonnen zu haben, daß der Kampf um das gleiche Wahlrecht in Preußen kein aussichtsloser Kampf ist. Solche Überzeugung ist an dieser Stelle schon vertreten worden, als noch sehr wenige Leute an eine Erschütterung des Dreiklassenwahlrechts glaubten. Daß inzwischen diese Erschütterung eingetreten ist, wird heute von keiner Seite mehr bezweifelt; das Dreiklassenwahlrecht, dem noch vor nicht zu langer Zeit die Minister Hammerstein und Rheinbaben tönende Loblieder sangen, wird in wenig Jahren zu den Gewesenen zählen. Es ist unmöglich, auf die Dauer ein Wahlrecht aufrechtzuerhalten, das von einer einzigen Partei, die im Volke nicht nur, sondern auch im preussischen Abgeordnetenhaus bloß eine Minderheit bildet, gutgeheißen und verteidigt wird.“

Was hat diesen Umschwung der Meinungen, der bereits auch preussische Ministertöpfe erfaßt haben soll, herbeigeführt? Sicher hat dazu eine ganze Reihe von Umständen mitgewirkt. Wir zählen auf, ohne Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben: Die Zurücksetzung bürgerlicher Interessen gegen agrarisch-feudale durch das Dreiklassensystem; Kampf und Fortschritt der Demokratie in der ganzen Welt (Rußland, Österreich) und die auffälligen Erfolge der bürgerlich-reifen westeuropäischen Demokratie auf dem Gebiete der auswärtigen Politik; die Wahlreformen Süddeutschlands; das (wieder durch eine Reihe besonderer Umstände verursachte) Wahlreformversprechen der sächsischen Regierung und der vorliegende Versuch seiner Erfüllung, der, obgleich vollkommen unzureichend, doch eine Abkehr vom preussischen Dreiklassenprinzip bedeutet. Die vom Standpunkt der Bürgerlichen nicht ungünstigen Erfahrungen, die bei den letzten Wahlen mit dem Reichstagswahlrecht gemacht worden sind, und daher die aufdämmernde Hoffnung, man könne auch mit diesem Wahlrecht ein Parlament bekommen, das beinahe so schön wäre wie der preussische Landtag. Infolgedessen Mißglücken der freikonserватiven Taktik, die mit

der sozialdemokratischen Gefahr und dem Dreiklassenwahlrecht Handel treiben und für ein Stück Reichstagswahlrecht ein Stück Klassenwahlrecht verkaufen wollte. Schließlich — kann man bescheidener sein? — schließlich vielleicht doch ein wenig die sozialdemokratische Wahlrechtsbewegung vom Winter 1906, die manchen Anstoß gegeben und das Interesse für die Wahlrechtsfrage gefördert hat. Man kann wenigstens im Zweifel darüber sein, ob sich die Parteien des preußischen Landtags wirklich so beeilt hätten, ihre Stellung zur Wahlrechtsfrage noch vor den Reichstagswahlen festzulegen, wenn nicht infolge der vorangegangenen sozialdemokratischen Bewegung diese Frage im Wahlkampfe trotz Sottentottenlärm eine ziemlich bedeutende Rolle gespielt haben würde.

Hinter so viel Einzelheiten, die alle als Ursachen in der gleichen Richtung, nämlich gegen das preußische Dreiklassenwahlrecht, wirken, kann nicht bloßer Zufall stehen. Zweifellos kommt hier ein Gesetz der politischen Entwicklung zum Ausdruck oder doch eine Gegenströmung gegen vorhandene Tendenzen, deren Kraft in Parteitreifen oft ebenso überschätzt, wie jene andere unterschätzt wird.

Die Furcht vor dem Anwachsen der Arbeiterbewegung befördert in den herrschenden Klassen die Neigung, sich gegen die andrängende neue Macht hinter den Wällen eines brutalen Gewaltrechts zu verschanzen. Aber entgegen dieser Reflexbewegung der Abwehr wirkt die politische Erwägung, daß in Zeiten kapitalistischer Massenkonzentration keine Klassenherrschaft auf brutale Gewalt dauernd begründet werden kann. Tatsächlich herrscht das Bürgertum, wo wir es herrschen sehen, in Formen der Demokratie durch Mittel der Wirtschaft, nicht des Schwertes. Es kann das Militär, wie es in Frankreich geschieht, zur Unterdrückung lokaler Aufstände verwenden, aber nie auf den Gedanken verfallen, den Volkswillen durch eine ihm entgegengesetzte staatliche Zwangsorganisation niederhalten zu wollen. Gegen den Sozialismus wirkt es durch Schaffung komplizierter Abhängigkeitsverhältnisse, durch versuchte Korrumpierung gefährlicher Gegner, durch ein Übermaß von Ausbeutung, welches das Wachstum wirtschaftspolitischer Einsicht in den Massen unterbindet, durch Demagogie und Spekulation auf niedrige Instinkte und beschränkte Auffassungsgabe. Gegen die Demokratie kann es aber nichts unternehmen, ohne selber abjudanten und sich unter das Joch einer bevorzugten Rasse zu beugen.

Was für das Bürgertum gilt, gilt bis zu einem gewissen Grade mehr und mehr für jede herrschende Klasse. Sie kann nur herrschen als Partei; als Partei aber bedarf sie des Massenanhanges, den sie bei zunehmender politischer Erkenntnis sich nur erwerben oder erhalten kann durch Zugeständnisse an die Demokratie. In der ganzen Welt haben sich im Verlauf des letzten Menschenalters die bürgerlichen Parteien radikalisieren müssen, und selbst für Deutschland ist es nicht ganz richtig, wenn man behauptet, sie seien zusehends reaktionärer geworden. Wahrheit ist, daß sie

immer reaktionär gewesen sind, dabei trotzdem ein Geringes zulernt haben. So wagen es die Konservativen heute doch nicht mehr wie vor fünfzig Jahren, als rein absolutistische Partei aufzutreten, die Nationalliberalen würden sich vielleicht doch bedenken, für ein neues Sozialistengesetz zu stimmen, und die Freisinnigen, die im Heldenzeitalter des Konflikts verstockte Gegner des gleichen Wahlrechts waren, haben sich 1907 doch entschließen müssen, ihren berühmten ‚prinzipiellen‘ Wahlrechtsantrag einzubringen, wenn sie sich auch nicht so weit fortgeschritten zeigten, wirklich auf seiner Beratung zu bestehen. Nichts kann uns ferner liegen, als den bürgerlichen Parteien ein Loblied singen zu wollen, weil sie es bei uns so herrlich weit gebracht haben — in keinem Kulturlande der Welt stehen sie so tief an politischer Bildung, Gesinnung und Fähigkeit —, aber zu behaupten, sie seien im Eiltempo reaktionär geworden, heißt wirklich ihre Vergangenheit überschätzen. Daß gar in Anbetracht allgemeiner Weltverhältnisse von einer zunehmenden Barbarisierung der bürgerlichen Parteien ernstlich die Rede sein könne, wird niemand behaupten, der die neuere Geschichte Frankreichs, Englands, Amerikas, Österreichs verfolgt hat. Hier tritt eine Antinomie der politischen Entwicklung zutage, die gerade dialektisch geschulten Geistern (Marristen. D. S.) nicht hätte entgehen sollen. Während die als Klassen herrschenden Minderheiten aus Furcht vor der Masse und dem Sozialismus in ihren Gesinnungen immer reaktionärer werden, müssen ihre eigentlichen Herrschaftsorganisationen, die bürgerlichen Parteien, aus eben denselben Gründen immer radikaler auftreten und durch Zugeständnisse an allgemein gewordene Volksüberzeugungen ihre Macht als Mehrheit zu erhalten suchen.

Die Richtigkeit dieser allgemeinen Beobachtung wird sich auch in Preußen bestätigen, sobald hier erst die Wahlrechtsbewegung als Ausdruck einer allgemein gewordenen Volksüberzeugung in Erscheinung treten wird.

Preußen kann keine Ausnahme bilden von der ganzen Welt, und niemand wird behaupten wollen, daß die Aussichten des Dreiklassen-systems in der ganzen Welt besser stünden, als die des allgemeinen und gleichen Wahlrechts. In Preußen gibt es Millionen von Staatsbürgern und vier große Parteien, die — sei es aus eigener Überzeugung, sei es auch unter dem Zwang fremder — die Forderung des gleichen Wahlrechts programmatisch vertreten. Wo aber in der Welt, etwa von Rußland abgesehen, findet sich eine Partei, ja nur ein einziger Mann, welcher der Einführung des Dreiklassenwahlrechts in seinem Lande das Wort zu reden wagte? Ein Manteuffel in Amerika, in England oder Frankreich wäre eine Figur für Humoristen, ein ernstes politisches Blatt fände es unter seiner Würde, von einer solchen Erscheinung Notiz zu nehmen. . .“

„Wir wünschen,“ führt das Blatt an anderer Stelle weiter aus, „daß das nächste Abgeordnetenhaus schon nach den Grundsätzen des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechts gewählt werden soll.“

Wer die Parteiverhältnisse des preußischen Abgeordnetenhauses kennt, weiß, daß dieser Wunsch auf normalem parlamentarischen Wege nicht erfüllt werden kann und auch nicht erfüllt werden könnte, wenn die paar Freisinnigen des Hauses sich durch irgend ein Wunder zu lauter Helden und Volkstribunen verwandeln würden. Ein plötzlicher Umschwung könnte nicht von ihnen, sondern höchstens von den Massen des Volkes erreicht werden und auch von diesen bestenfalls nur in außerordentlich schweren Kämpfen, in denen eben alles an alles gesetzt werden müßte.

Wer mit einer solchen jähen Entwicklung der preußischen Wahlrechtsbewegung nicht rechnen will, der wird sich mit dem Gedanken vertraut machen müssen, daß die Entscheidung der Wahlrechtskämpfe erst hinter den Wahlen von 1908 liegen wird, daß sie ausgetragen werden wird zwischen dem Volk einerseits und dem neuen Abgeordnetenhaus andererseits. Dieses ist also auch als Medium des Widerstandes ein höchst wichtiger Faktor. Je mehr es gelingt, die Widerstandskraft, die das alte Haus der Volksforderung entgegensetzte, gleich bei der Wahl des neuen zu erschüttern, je zahlreicher die Freunde des gleichen Wahlrechts in das neue Haus einzuziehen, desto leichter wird sich in ihm die Stimme des Volks Gehör verschaffen.

Darum müssen wir auf alle Fälle schon dem alten Landtag innerhalb der Grenzen des physisch Möglichen eine Reform abzurufen versuchen, durch welche die Aussichten jener Wähler verbessert werden, die bei den kommenden Wahlen für das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht wählen wollen. Es gibt aber nur eine Teilreform, deren Durchführung in der Richtung unsres Programms liegt, die die Ara der Wahlreform nicht abschließt, sondern eröffnet, die für die nächste Zeit manches bessert, ohne irgend etwas zu verderben. Das ist die Einführung des geheimen Stimmrechts schon zu den Wahlen von 1908!

Die sofortige Einführung des geheimen Stimmrechts ist notwendig, weil

1. den minderberechtigten Wählern der unteren Klassen wenigstens Gelegenheit gegeben werden muß, ihr dürftiges Wahlrecht frei und ohne Furcht ausüben zu können, und weil

2. die geheime Abstimmung als integrierender Bestandteil der künftigen Wahlreform von vornherein sichergestellt und vor dem Schicksal bewahrt werden muß, als Handelsobjekt eines künftigen Wahlrechtsforschers zu dienen.

Mit dem öffentlichen Stimmrecht darf in Preußen nicht mehr gewählt werden! Das verlangen wir von diesem Abgeordnetenhaus, das verlangen wir von der Regierung, das verlangen wir in allererster Linie vom Freisinn. Der Freisinn und das Zentrum haben das geheime Stimmrecht in ihrem Programm, der Nationalliberalismus schwankt unentschieden. Dem moralischen Druck des Freisinns würde er kaum widerstehen können, und zwar um so weniger, als ja gerade er vom Wahlterrorismus der —

Sozialdemokratie so schreckliche Dinge zu erzählen weiß. Die nächsten Landtagswahlen werden ja voraussichtlich ohnehin erregt genug verlaufen, auch ohne die aufreizende Wirkung des öffentlichen Stimmrechts! Man schütze also die Wähler vor dem Terrorismus — der Sozialdemokratie und führe schleunigst, noch vor diesen Wahlen, die geheime Abstimmung ein!

Diesen Argumenten wird sich auch die Regierung nicht widersetzen können, an deren „gutem Willen“ nach Herrn Payer gar nicht gezweifelt werden kann, an den aber selbst ein Freisinniger nicht mehr glauben könnte in dem Augenblick, in dem sie der Forderung des geheimen Stimmrechts ihr Nein entgegensetzen wollte. Es handelt sich hier doch um keine Frage, die erst studiert werden muß, um kein umständlich vorzubereitendes Gesetzeswerk, sondern um einen ganz einfachen Beschluß, der binnen weniger Tage gefaßt und erledigt sein kann. Schwierigkeiten gibt es überhaupt keine, höchstens im Herrenhaus, und auch die werden, wenn es der Regierung ernst ist, leicht zu überwinden sein.

Man bedenke, daß das Wahlgeheimnis für die Reichstagswahlen besteht, daß es erst im Jahre 1903 von der Regierung Bülow ganz besonders geschützt worden ist. Wer könnte behaupten, daß der ohnehin fast rechtlose Landtagswähler weniger als der Reichstagswähler des Schutzes bedürfte, daß er weniger als jener unzulässiger Beeinflussung ausgesetzt sei? Welcher Polizeiphilosoph beweist uns die tiefere Berechtigung dieses schreienden Gegensatzes zwischen Reichs- und Staatsgesetzgebung? . . .“

Für den „Vorwärts“ ist die geheime Stimmabgabe — angeblich! — „eine sehr belanglose Sache“. Nur „um zu zeigen, wie entsetzlich rückständig Preußen und seine Parteien sind“, will er „das Selbstverständliche einmal sagen und zeigen, was die öffentliche Stimmabgabe eigentlich bedeutet“:

„Wenn das öffentliche Stimmrecht sich solange innerhalb des Dreiklassenwahlrechts behaupten konnte, so nur deshalb, weil die großen Massen des Volkes allzu lange mit allzu großer Gleichgültigkeit den Wahlen in Preußen gegenüberstanden in der Erkenntnis, daß eine wahre Volksvertretung ja doch aus solchem Wahlrechte nie geboren werden könne. Aber in dem Moment, als die Volksmassen wirklich zur Wahl gingen, stellte sich sofort heraus, daß die öffentliche Stimmenabgabe unerträglich, überflüssig und in jeder Hinsicht nutzlos ist. Unerträglich, denn heute ist in Deutschland auch der letzte Proletarier so weit, daß er es sich einfach nicht mehr gefallen läßt, daß seine Gesinnung ausspioniert wird. Er weiß, daß das Stimmrecht sein wichtigstes politisches Recht ist, das er sich unter keinen Umständen nehmen lassen darf. Er müßte sich selbst verachten, wenn er es nicht frei und selbstbewußt ausübte. Deshalb empfindet er nichts aufreizender, nichts empörender als eine Kontrolle seiner Abstimmung. Der Proletarier ist ökonomisch unfrei, Diener eines anderen, des Kapitalisten, dem er den größten Teil des Wertes seiner Arbeit abtreten muß. Aber

der moderne Proletarier erträgt es nicht mehr, Sklave zu sein. Der Kapitalist kauft seine Hände, aber er kann nicht seine Gesinnung kaufen. Aber ebensowenig kann er sie vergewaltigen, ohne den schlimmsten Haß und die unsagbarste Verachtung in jedem Proletarier wachzurufen, ohne wirksamste Propaganda zu machen für die Unerträglichkeit der öffentlichen Stimmenabgabe.

Aber diese ist auch heute für die herrschenden Klassen gänzlich überflüssig und nutzlos geworden. Denn dort, wo für die Sozialdemokratie Aussicht auf Erfolg, auf Erringung des Mandats vorhanden ist, dort spielt die Kontrolle der Stimmenabgabe überhaupt keine Rolle. Diese kann höchstens bewirken, daß dort, wo wir noch eine schwache Minorität sind, uns Stimmen abhanden kommen, daß im ganzen Lande schließlich uns ein paar tausend Stimmen gestohlen werden, die sonst unsere Gesamtstimmzahl vermehrt hätten. Aber politisch fällt das nicht in die Waagschale. Haben wir doch in unseren politischen Vereinen, deren Mitglieder der Polizei namhaft gemacht werden müssen, Hunderttausende von Mitgliedern. Wir sind eben in den Industriezentren viel zu stark geworden, als daß der Arbeiter das geringste zu befürchten hätte, stolz und frei seine sozialdemokratische Gesinnung zu bekennen. Vielleicht daß auch hier sich ein Feigling von dem Eintreten für seine Überzeugung einmal abhalten läßt; politisch fällt das kaum je in Betracht. Im Gegenteil, auf die Dauer würde schließlich die öffentliche Stimmenabgabe auch jene Schichten, die heute noch gewisse Scheu vor öffentlicher Bekundung ihrer Überzeugung haben, dazu erziehen, diese Scheu abzulegen. Die Öffentlichkeit des Stimmrechts ist das geringste Hindernis für die Erringung von sozialdemokratischen Siegen. Aber es ist eine Entwürdigung des Arbeiters, daß das Kapital das Recht verlangt, auch seine Überzeugung ihm vorzuschreiben. Als Verletzung seiner Menschenwürde empfindet der moderne Proletarier die Öffentlichkeit der Wahl und deshalb muß sie beseitigt werden. Aber das öffentliche Stimmrecht ist auch unmoralisch. Es ist die Verleitung zur Gesinnungsspionage, zur Gesinnungserpressung in Permanenz. Unsere Gegner klagen so viel über 'sozialdemokratischen Terrorismus'. Wir wissen, es sind Verleumdungen. Aber gibt es eine stärkere Verleitung der Arbeiter, diejenigen, die sich bei Wahlen als ihre schlimmsten Gegner gebärden, dies auch wirtschaftlich fühlen zu lassen, als das öffentliche Stimmrecht? Gehört nicht der hohe Respekt, den der Sozialdemokrat vor jeder ehrlichen Überzeugung hat, dazu, daß die Arbeiter diesen Versuchungen widerstehen? Und zeigt irgend etwas anderes deutlicher als gerade das Festhalten am öffentlichen Stimmrecht, daß unsere Gegner ihre eigenen Behauptungen über sozialdemokratischen Terrorismus nicht glauben, sie dafür halten, was sie sind, für Lügen und Verleumdungen? Aber unseren Gegnern fehlt der Respekt vor fremder Überzeugung, der uns alle befeelt, sie erliegen den Versuchungen und werden zu Erpressern an den von ihnen wirtschaftlich abhängigen Existenzen, freilich

ohne andere Wirkung, als daß sie um so größere Erbitterung, Wut und Empörung bei ihnen wecken. Sie bewirken dadurch nur, daß ihre wertlosen und momentanen Erfolge bei der öffentlichen Wahl sich in ebensoviele, aber dauernde Mißerfolge bei der geheimen Wahl zum Reichstag umwandeln. . . .“

Zunächst: die Klage über „sozialdemokratischen Terrorismus“ beruht keineswegs nur auf „Verleumdung“, sondern auf vielfach festgestellten Tatsachen. Daß dabei leider auch Verleumdungen unterlaufen und trotz ihrer erweislichen und erwiesenen Unwahrheit von manchen bürgerlichen Blättern, nicht zuletzt auch vom bekannten „Reichsverbande“, strupellos weiter verbreitet werden, ist freilich ebenso wahr, berechtigt den „Vorwärts“ aber noch lange nicht, den Vorwurf in Bausch und Bogen als „Verleumdung“ abzutun. Mit eben derselben Vorsicht ist die sehr generelle Behauptung zu genießen, „der“ Sozialdemokrat habe „vor jeder ehrlichen Überzeugung hohen Respekt.“ Bei den einfachen Arbeitern mag das im allgemeinen wohl zutreffen. Ich habe selbst öfter Gelegenheit gehabt, mit solchen Meinungen über die verschiedensten Fragen der Religion, Politik usw. auszutauschen und kann nur sagen, daß ich nicht nur überraschendes Interesse fand, sondern auch bereitwilliges, eindringendes Eingehen auf Gedankengänge, die außerhalb ihres gewohnten Anschauungskreises lagen. Mir ist aus solchen Ausprüchen von Person zu Person immer der Eindruck geblieben, daß der deutsche Arbeiter — es waren fast durchweg Sozialdemokraten — für alles Gute zu haben ist, sobald er nur gewiß ist, daß man es ehrlich mit ihm meint, nicht hochmütig auf ihn herabsieht oder ihn für irgendwelche Sonderinteressen einfangen will. Das reine Bildungsbedürfnis überwiegt bei ihm, es kommt ihm vor allem darauf an, sich über die Dinge selbst klar zu werden, ein Urteil zu bilden, auch wenn es gegen die alleinseligmachenden Dogmen der Partei verstoßen sollte. Man macht sich ja eine so völlig verkehrte Vorstellung auch vom „organisierten“ Arbeiter, wenn man ihn nach der Schablone gewisser „nationaler“ und „staatserkaltender“ Blätter beurteilt, die ihren Auftraggebern einen Gefallen zu tun glauben, wenn sie ihnen den „Genossen“ entweder als lächerlichen Trottel oder als rüpelhaften Burschen vorführen. Ich glaube, sie erweisen ihren Gönnern keinen guten Dienst damit und wohl auch kaum einen Gefallen. Denn die den deutschen Arbeiter kennen, wissen es besser. Auch religiösen Fragen ist er durchaus nicht unzugänglich. So wenig er für die Kirche als solche übrig hat, so leicht ist er für die Person Christi und die Ideen eines praktischen Christentums zu gewinnen. Und wie sollte das auch anders sein! Wieviel muß an unserem grundguten Volke gesündigt worden sein, wenn es sich derart von denen, die ihm Helfer, Freunde und Berater sein sollten, auf sich selbst zurückzieht. Es liegt darin ein gewisser Stolz, den man achten muß.

Mit seiner Parteizugehörigkeit hat sich kaum einer mir gegenüber

hervorgebrängt, auf die Frage danach antworteten sie schlicht wahrheitsgemäß, ohne irgendwelches Prozen und Großtun. So ganz schlecht kann also doch die sozialdemokratische Erziehung nicht gewesen sein, und besser als gar keine war sie jedenfalls. Ja, warum hat man sie der Sozialdemokratie überlassen, als es noch Zeit war? Jetzt will man auch „ins Volk gehen“. Aber auch da ist nicht alles ehrlich gemeint. Man sagt „Volk“ und meint doch oft nur Stimmvieh. Vor den Wahlen kann man nicht fortdial genug mit ihm umgehen, nach den Wahlen —: Wer sind Sie, was wollen Sie?

Wenn ich also gern glauben will, daß man in den Kreisen der sozialdemokratischen Arbeiterschaft oft Verständnis und Achtung vor fremden Überzeugungen finden wird, so gewinnt die gleiche Behauptung ein geradezu grotesk-heiteres Ansehen, wenn man sie auf die offizielle Leitung der Partei anwendet, ihre Preß- und Regierungsausschüsse, oberste Behörden und Instanzen. Es genügt wohl eine sanfte Erinnerung an die Rehergerichte und Inquisitionstribunale gegen „Genossen“, die sich keines anderen Verbrechens schuldig machen, als des in den Augen der Parteibonzen allerdings verächtlichsten und sträflichsten: daß jene sich nämlich anmaßen, eine eigene Überzeugung zu haben, die nicht bis aufs J-Tüpfelchen mit der amtlich privilegierten übereinstimmt. Und gar mit den talmudistischen Auslegungen des von Marx hinterlassenen Alten Testaments, das so sachte und in aller Stille zum ehrwürdigen Alter der — preußischen Gefindeordnungen heranreift . . .

Nun aber das geheime Wahlrecht? — Ja, warum sollte man es nicht einführen?

* * *

Der „hohe Respekt“, den die Sozialdemokratie „fremden Überzeugungen“ durch ihre maßgebenden Persönlichkeiten und Instanzen erzeigt, hat sich erst jüngst in wundervollem Farbenspiel, in allen Prächten einer märchenhaften Leuchtfantäne der hingerissenen Mitwelt offenbart. Aber die Fontäne scheint noch vom Dresdener „Jungbrunnen“ zu stammen, und die Regenbogenfarben wird man am sichersten — auf den Rücken der beiden badischen Genossen Frank und Kolb auffuchen müssen. Sollte man's für möglich halten? Das eble Paar hatte sich nicht entblödet, dem verstorbenen Großherzog von Baden die letzten Ehren zu erweisen, und dadurch die deutsche Sozialdemokratie auf das frevelhafteste geschändet. Nur geweihtes Wasser aus dem kapitalischen Quell des Dresdener Jungbrunnens konnte diesen sonst unauslöschlichen Schandfleck vom reinen Schilde der Partei abwaschen.

Auch wer ihren Autoritäten und dem Kurse, den sie das Parteischiff mit bemerkenswertem Ungeschick steuern lassen, schon ein starkes Stück zugetraut haben mag, wird doch überrascht worden sein durch einen solchen moralischen und intellektuellen Schiffbruch, durch das erstaunliche Maß von Unreife und Unvornehmheit, mit dem sie sich hier vor allen, die noch

in menschlichen Dingen menschlich und anständig denken, bis auf die Knochen blamiert haben. Gewiß, der Fürst war ein entschiedener Gegner der Sozialdemokratie und hat mit dieser Überzeugung auch nie zurückgehalten. Aber es war eben seine Überzeugung, und der soll ja nach dem „Vorwärts“ der Sozialdemokrat immer „hohen Respekt“ entgegenbringen? Wenn der Verstorbene nun danach handelte, verdiente er darum etwas anderes als Achtung? Ist es nicht eine ständige Klage der Sozialdemokratie, daß man sie um ihrer Überzeugung willen „ächte?“ Und was taten sie, die Großinquisitoren der Partei? Sie verhängten noch über den Toten die Acht, sie versemten das Grab des Mannes, dessen gütiger und rechtlicher Regierung Land und Volk und damit ihre eigenen Genossen mehr Dank schuldeten als irgend einem ihrer Großtophas und marxistisch-talmudischen Zeichendeuter.

Es lohnt sich nicht, viel Worte darüber zu verlieren. So „voraussetzungslos“ sind wir in deutschen Landen denn doch noch nicht, daß man derartige elementare Postulate des Gemüts und des einfachen Anstands erst begründen und beweisen müßte. Wer's aber nicht „fühlt“, der wird's auch „nie erjagen“!

Nicht einmal für die schallende Lächerlichkeit ihres Gebarens scheinen sie ein Gefühl zu haben. Alle „zuständigen Parteibehörden“ sind mobil gemacht worden, August der Große ist heldenmütig mit wehendem Helmbusch und rauschendem Parteibanner auf die Schanze gestiegen, um die ruchlosen Hochverräter, die Schänder der „Parteihehre“ höchstehändig in den Abgrund zu stürzen, wo er am tiefsten ist. Ihr Blut aber überschwemmt noch immer in breiten Strömen die Spalten der „gutgesinnten“ Parteipresse — Verräterblut!

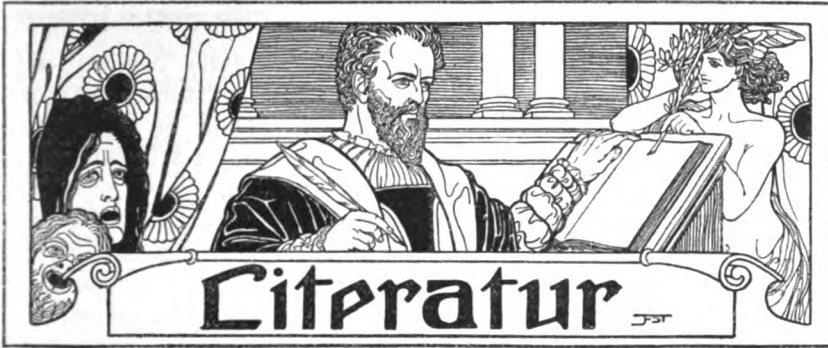
Und nun der Fürst und Mensch, hinter dessen Wahre einherzugehen für einen „zielbewußten Genossen“ Parteiverrat, Verrat seiner heiligsten Güter bedeutet! In einem Nachruf der „Hilfe“ schildert ihn Ernst Lehmann: „Für die meisten der älteren deutschen Fürsten ist die Verfassung nie mehr als eine mehr oder minder freiwillig gewährte Konzession an das Volk gewesen; auch die Hohenzollern sind über den ‚aufgeklärten Despotismus‘ Friedrichs des Großen innerlich bisher noch kaum hinausgewachsen. Dem gegenüber war Großherzog Friedrich aus innerster und freudiger Überzeugung konstitutioneller Fürst, dem die Zusammenarbeit von Regierung und Volksvertretung nicht nur Pflicht, sondern Bedürfnis war. In seinen ‚Gedanken und Erinnerungen‘ bezeichnet Bismarck den konstitutionellen Gedankentkreis als das eigentlich Durchschlagende in der Persönlichkeit Friedrichs. Die Harmonie zwischen Fürsten- und Volksrecht aber betrachtete Großherzog Friedrich als das traditionelle Erbgut seiner Vorfahren aus der Sächlinger Fürstenfamilie. Nicht mit Unrecht. Denn schon sein Vater, Großherzog Leopold, war nach dem Zeugnis des Herzogs Ernst von Koburg der erste und damals einzige deutsche Fürst gewesen, welcher die ständisch-konstitutionelle Regierungsweise ohne ‚Hintergedanken‘, ohne Umschweife und vor allem mit wirklicher innerer Befriedigung

angenommen und zur Durchführung gebracht hat. Und ebensowenig, wie von seinem Glauben an die Notwendigkeit der preussischen Vormachtsstellung, hat er sich von diesem Fürstenideal je etwas abdrängen lassen. In der deutschen Reaktionszeit, wo selbst badische Minister bedauerten, daß sogar Preußen eine Verfassung erhalten habe, und die Verfassungstheorien als etwas Undeutsches und Unhaltbares erklärten, läßt sich beim Großherzog selbst nirgends auch nur die Spur einer Neigung zur Einschränkung erworbener Volksrechte nachweisen. Und doch wäre sie bei keinem andern deutschen Fürsten so menschlich erklärlich gewesen, wie bei ihm. Denn schmerzlichere persönlichere Erfahrungen, als er sie als junger Prinz mit seinem Vater Leopold erlebte, hat wohl kaum noch ein deutscher Fürst in der Revolutionszeit gemacht. Bis an sein Lebensende ist Großherzog Friedrich sich hier treu geblieben, ist er nicht müde geworden, immer wieder zu betonen, daß er keinen Gegensatz kenne zwischen Fürstenrecht und Volksrecht. Die Gemeinsamkeit des politischen Handelns und innere Harmonie von Fürst und Volk als Grundlage von Volkswohlstand und Fortschritt war ihm ein politischer Glaubensartikel geworden, bei dem er sich, wie die Hohenzollern auf Friedrich den Großen, besonders gern auf seinen Großvater Karl Friedrich, den bedeutenden Schöpfer des badischen Staatswesens berufen hat. Die reife Frucht aber dieses „konstitutionellen Gedankentreibes“ des Großherzogs war die erste Proklamation an sein Volk nach dem vom badischen Landtag verworfenen Konkordat vom 7. April 1860. Dove nennt sie ein Meisterstück volkstümlich-fürstlicher Staatsbereitschaft. . . .

Wenn aber der Großherzog wirklich tiefgreifenden Einfluß ausgeübt hat auf das politische Denken seines Volkes, so ist ihm das gelungen durch etwas, das auszusprechen fast trivial erscheint und das doch das Beste ist, was man von einem Fürsten sagen kann. Friedrich von Baden war ein ‚guter Mensch‘. Wohl mag der ‚gute Mensch‘ dem Fürsten nur wenig oder keine Erfolge verbürgen, wenn nicht hinter dem guten Menschen auch der politische Charakter steht. Aber umgekehrt besteht doch das Geheimnis der persönlichen Einwirkung auch des charaktervollsten Politikers auf seine Volksgenossen in der Güte, dem Wohlwollen und der Lauterkeit seines Herzens. Die reinste Herzensgüte aber hat auch jedermann empfunden, der mit dem Großherzog irgendwie in Berührung gekommen ist . . .“

Güte, Wohlwollen und Lauterkeit des Herzens — ein guter Mensch —: darin liegt die Lösung jeder „Frage“, das ist mehr als alle „Parteiprogramme“. Sogar — als das Ihre, Herr Bebel!





Zum 50. Todestage Joseph v. Eichendorffs

(26. November 1907)

Von

Max Koch-Breslau

Lit Eichendorffs hundertster Geburtstag am 10. März 1888 gefeiert wurde, tauchte unter den vielen preisenden Festartikeln auch die ernste und wohlbegründete Klage eines Literaturhistorikers auf. Selbstverständlich nicht gegen den Dichter, wohl aber gegen die Nachlässigkeit in der Pflege seiner Werke, die Lücken in deren Sammlung und die sinnstörenden Entstellungen in ihrem Wortlaut richteten sich die Vorwürfe Jakob Minors. In den seitdem verflossenen neunzehn Jahren ist nicht bloß der alte Wunsch, neben der an der Stätte seiner letzten Lebensjahre, in Reife, stehenden Eichendorff-Büste ein größeres Denkmal in der Hauptstadt seiner schlesischen Heimatprovinz zu errichten, der Erfüllung näher gerückt; es ist vor allem eifrig an der Ergänzung von Eichendorffs verstreuten Arbeiten, der Erschließung neuer Quellen für die Kenntnis seines Lebens geschafft worden. Nachdem bereits 1893 in der Eichendorff-Ausgabe der Kürschnerschen Nationalliteratur die beiden farbenprächtigen autobiographischen Schriften „Deutsches Adelsleben am Schlusse des 18. Jahrhunderts“ und „Halle und Heidelberg“ aus dem unbeachtet gebliebenen Nachlaßbande (1866) hervorgezogen worden waren, wurde 1907 in die größere, sehr empfehlenswerte Eichendorff-Ausgabe von Rudolf v. Gottschall (Eichendorffs Werke in vier Bänden. Neue, vermehrte Ausgabe. Max Hoffes Neue Leipziger Klassiker-Ausgaben. Leipzig 1907) die wertvolle Geschichte der „Wiederherstellung des Schlosses der deutschen Ordensritter zu Marienburg“ aufgenommen. Der im Auftrage König Friedrich Wilhelms IV. niedergeschriebene Bericht hat, gerade weil er von einem so streng katholisch gesinnten Manne wie Eichendorff verfaßt ist, heute wieder Bedeutung für die politischen Tagesfragen und Kämpfe, denn Eichendorffs historische Darstellung ist zugleich eine schneidende Anklage gegen das die deutsche Kultur vernichtende Polentum. Die von gründlicher Geschichts-

kenntnis getragene und von begeisterter Liebe für das große Bauwerk durchwehte Abhandlung bildet ein bedeutungsvolles Gegenstück zu Eichendorffs Trauerspiel „Der Held von Marienburg“ (Königsberg 1830). In dem reichen Kranz von Dichtungen, der sich um die Ordensburg der deutschen Ritter webt, ist Eichendorffs Drama eine der edelsten Blüten.

Wenn man von Eichendorff redet, den herzagewinnenden Dichter und edlen Menschen feiert, so denkt man freilich nur an den anmutsreichen Erzähler von „Taugenichts“ und „Marmorbild“ und den Lyriker, von dessen Liedern heute noch wie zur Zeit ihres ersten Erklingens Frühlingszauber und Walbesduft ausströmen. Aber gerade für den Dramatiker, der sich sowohl in der geschlossenen historischen Tragödie („Held von Marienburg“, „Ezzelin von Romano“) wie im romantischen Lustspiel und der satirischen Literaturkomödie versuchte, haben die letzten Jahre neue und zum Teil nicht unwichtige Beiträge zutage gefördert. (Ungedruckte Dichtungen Eichendorffs. Ein Beitrag zur Würdigung des romantischen Dramatikers. Von Fr. Castelle. Münster i. W. Als Dissertation 1906, als Buch 1907.) Daß der junge Eichendorff gleichzeitig mit Heinrich v. Kleist an einem Arminiusdrama arbeitete, hat man längst gewußt. Nun sind aber die Eingangsszenen dieses Dramas „Hermann und Thusnelde“, eines Gliedes der von Ulrich von Hutten bis zum heutigen Tage reichenden langen Kette der Hermannsdichtungen, aus ihrer Verborgenheit gezogen worden. Wir erfahren, daß Eichendorffs wohlbekannte Ballade „Die deutsche Jungfrau“ in ihrer ältesten Fassung von Thusnelde gesungen werden sollte. Von dem die Komödie „Die Freier“ erfüllenden romantischen Verkleidungs- und Verwechslungsmotiv von Liebespaaren bietet das soeben bekannt gewordene Lustspiel in Trochäen „Wider Willen“ eine weniger ausgereifte Bearbeitung. Weit bedeutungsvoller ist, daß den beiden gegen die Schicksalstragödie und romantische Übertreibungen gerichteten Literaturkomödien „Meierbeths Glück und Ende“ und „Krieg den Philistern“ nun eine dritte Komödien- satire politischen Inhalts beigegeben werden kann, das Puppenspiel „Das Inkognito“ (Mit Fragmenten und Entwürfen anderer Dichtungen von Eichendorff nach den Handschriften herausgegeben von Konrad Weichberger. Oppeln 1901). Eichendorff, der selber so manches liebe Jahr von Regierung und Ministerium aus mitzuverwalten und zu schalten hatte, läßt den König, der verkleidet den Reigen der Altkenjäger beobachtet, klagen:

„. . . ich seh's an den Eintenfässern,
's sind meine Leut', die die Welt verbessern.
Das trampelt ja über Beete und Saat“ —

worauf das geduldige Bäuerlein erwidert:

„Man nennt das hierzulande den Staat,
Das pflegt so manchmal heraufzurucken
Wie Hagel und andre Kalamität,
Man muß sich eben ein wenig ducken,
Und nur nicht mucken; es kommt und geht,
Und bleibt am Ende alles beim alten!“

Auf eine Vermehrung der Sammlung seiner lyrischen Gedichte, die Eichendorff erstmalig 1837 zusammengestellt hatte, war er selbst noch bedacht gewesen, ohne seine Absicht verwirklichen zu können. Erst 1888 ist zugleich mit der staatsrechtlichen Studie „Preußen und die Konstitution“ eine Nachlese in alten Almanachen und Zeitschriften gehalten worden, welche 34 bisher übersehene Gedichte lieferte, zu der dann noch 33 bis dahin ungedruckte Gedichte kamen. (Gedichte aus dem Nachlasse Eichendorffs, herausgegeben von Heinrich Meißner. Leipzig 1888.) Diese ungenügende Nachlese wurde dann vor kurzem ersetzt durch eine Sammlung der Jugendgedichte von Joseph und Wilhelm v. Eichendorff (Vermehrt durch ungedruckte Gedichte aus dem handschriftlichen Nachlaß. Herausgegeben und eingeleitet von R. Piffin. Berlin 1906), in welcher 84 Gedichte des jüngeren der beiden Brüder, eben unseres Dichters, teils in berichtigter und vervollständigter Fassung, teils aus der Handschrift überhaupt zum ersten Male ans Licht gezogen wurden. Auch sonst kamen einzelne Nachzügler zur Eichendorffschen Gedichtmasse hinzu, während seine Prosa-Erzählungen, abgesehen von einzelnen Entwürfen und Bruchstücken, neuerdings um ein besonders wichtiges Stück, das Märchen „Die Zauberin im Herbst“, bereichert wurden. (Nebst dem Romanentwurf „Mariensehnsucht“ mitgeteilt in den Schriften der Görresgesellschaft: Aus dem Nachlaß Eichendorffs. Briefe und Dichtungen. Herausgegeben von Wilhelm Koch. Köln 1906.)

Außergewöhnlich wichtig ist das Märchen, weil es uns so deutlich wie kaum ein anderes dichterisches Zeugnis einen Einblick in Eichendorffs Entwicklung gewährt. Das Märchen erscheint wie eine unfreie erste Bearbeitung des in seiner entzückenden Novelle „Das Marmorbild“ (1826) behandelten Motivs einer Variation der Tannhäusersage. In der „Zauberin“ ist Eichendorff noch völlig abhängig von ältern romantischen Vorbildern; Dießs Märchen vom „blonden Eckart“ (1796), dem getreuen Eckart und dem Tannhäuser (1799), dem im 5. Jahrgang des „Zürners“ neugedruckten „Runenberg“ (1802) haben in Eichendorffs Märchen unverkennbare Spuren hinterlassen. Auch Eichendorffs ritterlicher Jüngling verfällt rettungslos den bösen Naturmächten. Im „Marmorbild“ ist aus diesen äußerlichen Spielen mit Farben und Tönen ein abgellärtes Kunstwerk geworden, um so bewundernswerter, wenn man E. G. Sappols alberne Geschichte „Die feltafame Lucenser-Gespöni“, welche Eichendorff selbst als seine Quelle bezeichnet hat, mit der Dichtung vergleicht, wozu die Kürschnersche Eichendorff-Ausgabe durch Wiederabdruck der „curiosen Rebellion“ von 1687 bequeme Gelegenheit bietet. Eichendorff hat den Gegensatz zwischen der sinnfrohen antiken Welt und milder Frömmigkeit verinnerlichenden Christentums in einer späteren Lebensperiode (1854) dargestellt in den mannigfach wechselnden schönen Versen seines Epos „Julian“. Wie so viele große und kleine Dichter von Hans Sachs Meistergesängen bis zu Schillers Plänen und zu Henrik Ibsens „weltgeschichtlichem Schauspiel Kaiser und Galiläer“ fühlte sich auch Eichendorff angezogen von der tragischen

Gestalt des „Romantikers auf dem Throne der Cäsaren“. (Einen erschöpfenden Überblick über die zahllosen Versuche, den berühmten Apostaten poetisch darzustellen, gibt Richard Försters Studie „Kaiser Julian in der Dichtung alter und neuer Zeit“. Rochs Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte V, 1 und 3, 34. Berlin 1905. Eichendorffs Epos erfährt bei Förster eingehende Würdigung.) Im Jahre 1817 hat der von der Regierung zu Breslau beschäftigte Referendar während angestrengter amtlicher Tätigkeit und der Vorbereitung für die 1819 glänzend bestandene letzte Staatsprüfung den in Julians Erscheinung historisch verkörperten Kampf zwischen heidnischer und christlicher Weltanschauung in dem leichten Novellenstücke des „Marmorbildes“ ausgeführt. Wir haben nun durch das Bekanntwerden der „Zauberei im Herbst“ drei verschiedene Bearbeitungen des zu den großen Motiven der Weltliteratur gehörenden Themas vom Gegensatz heidnischen Sinnen- und Schönheitskultus einerseits, christlicher Weltanschauung andererseits durch Eichendorff. Im Märchen läßt er nach Tieckschem Vorbilde seinen Helden in Nacht und Verzweiflung untergehen. Im „Marmorbilde“ gelingt es dem frommen Sänger Fortunato, seinen jungen Freund der dämonischen Frau Venus zu entreißen. Wie im alten Tannhäuserliede ist auch bei Eichendorff die Göttin der Liebe und Schönheit zur Valandine geworden:

Fraw Venus, edle Fraw so zart!
ir seind ain teufelinne.

In Fortunatos Lied ist der blühende Garten und die alte Zaubermacht Italias, unter dessen kühnem Erümmerhaufen das versunkene Reich der alten Götterwelt schlummert, ebenso verlockend geschildert wie die Schlufstrophen voll begeisterter Innerlichkeit das andre, im versöhnenden Regenbogen erscheinende, stille und milde Frauenbild preisen:

Ein Kindlein in den Armen	Da in den lichten Räumen
Die Wunderbare hält,	Erwacht das Menschentind
Und himmlisches Erbarmen	Und schüttelt böses Träumen
Durchbringt die ganze Welt.	Von seinem Haupt geschwind.

Die Anrufung Marias errettet den der dämonischen Macht der belebten Venusstatue verfallenden Jüngling, wie der Name Tannhäuser aus dem Venusberg befreit. Eichendorff hat diese Strophen Fortunatos, die ich zu Eichendorffs schönsten Poesien zähle, später als „Götterdämmerung“ der Gruppe seiner „geistlichen Gedichte“ beigezählt. Wie für seine milde und allem Schönen hingeebene Sinnesart die poetisch gleich liebevolle Ausmalung beider Welten bezeichnend ist, so auch der Zug, daß er keineswegs asketische Entsagung der antiken Sinnenwelt gegenüberstellt, sondern den aus der Zaubermacht zurückkehrenden Jüngling gleich zu heitrem, unschuldiger Minne ins Leben führt. Wir dürfen hierin wie bei der Vergleichung des verschwommenen Herbstzaubers mit den zugleich im geheimnisvollen Halbdunkel gehaltenen und doch anschaulichst hervortretenden Gestalten

des „Marmorbildes“ die Einwirkung der so äußerst glücklichen äußeren Verhältnisse auf den Lebens- und Bildungsgang des jungen Freiherrn v. Eichendorff erkennen.

Durch die Erschließung der bereits vom zehnten Jahre an geführten Tagebücher (Hermann Anders Krüger: Der junge Eichendorff. Ein Beitrag zur Geschichte der Romantik. Oppeln 1898. — Lubowitzer Tagebuchblätter Joseph v. Eichendorffs. Mit Erläuterungen herausgegeben von Alfons Nowack. Groß-Strehlitz 1907. — Fahrten und Wanderungen der Freiherrn Joseph und Wilhelm v. Eichendorff 1802 bis 1814. Nach ungedruckten Tagebuchaufzeichnungen mit Erläuterungen herausgegeben von Alfons Nowack. Oppeln 1907. — Eichendorffs Aufzeichnungen über Breslau. Dem Tagebuch seiner Schülerjahre entnommen. Zeitschrift des oberschlesischen Geschichtsvereins III, 49. Oppeln 1907), durch die in den Schriften der Görresgesellschaft mitgeteilten Briefe an die und von den beiden Eichendorffs, wie durch den ersten Versuch, das Charakterbild von Eichendorffs nächstem literarischen Freunde aus seinen Heidelberger Studententagen und erstem Berliner Aufenthalt, dem hyperromantischen Grafen Loeben, aus bisher schwankenden Umriffen bestimmter zu zeichnen, ist des Knaben und Jünglings ganzer Entwicklungsgang, besonders bis zu seiner Übersiedlung nach Wien (Oktober 1810) in allen Einzelheiten, ja für manche Zeitabschnitte von Tag zu Tag vor uns offen ausgebreitet. (Raimund Pissin, Otto Heinrich Graf v. Loeben [Sidorus Orientalis]. Sein Leben und seine Werke. Berlin 1905. — Gedichte von D. S. Grafen v. Loeben. Ausgewählt und herausgegeben von R. Pissin: Deutsche Literaturdenkmale Nr. 135. Berlin 1905.) Freilich bestätigt jede neue Mitteilung nur das von Eichendorff selbst in seinem zweiten Roman „Dichter und ihre Gesellen“ (1834), den er selbst allerdings als Novelle bezeichnete, abgelegte Geständnis: Es sei „ein wunderbares Lied in dem Waldesrauschen unserer heimatlichen Berge; wo du auch seist, es findet dich doch einmal wieder, und wäre es durchs offene Fenster im Traum, keinen Dichter noch ließ seine Heimat los.“

Denkst du des Schlosses noch auf stiller Höh'?
Das Horn lockt nächtlich dort, als ob's dich rief,
Am Abgrund graft das Reh,
Es rauscht der Wald verwirrend aus der Tiefe...

Ihr Wipfel und ihr Bronnen, rauscht nur zu!
Wohin du auch in wilder Luft magst bringen,
Du findest nirgends Ruh',
Erreichen wird dich das geheime Singen, —
Ach, dieses Bannes zauberischen Ringen
Entflieh'n wir nimmer, ich und du!

Der so Angeredete ist der ältere Bruder Wilhelm, der 1849 als k. k. Kreishauptmann zu Innsbruck starb. Und wie in diesen „Die Heimat“ überschriebenen Strophen hat Eichendorff noch in einer ganzen Reihe von

Gedichten („Erinnerung“, „Heimweh“, „Nachklänge“, „Jugendsehnen“, „Abschied“) und in mehreren seiner Prosaerzählungen das Schloß Lubowitz unweit der Oder bei Ratibor geschildert, in dessen von Wasserläuten rauschendem Garten und umliegenden Wäldern er seine glückliche Jugendzeit verlebt hatte. In den Baumwipfeln sitzend ließ er die Volksbücher vom gehörnten Siegfried, den Haimonskindern, der Genoveva und Magelone. Der geliebte Kaplan, der an allen lustigen Streichen der beiden Gutsherren söhne teilnahm, wandte sich beim Religionsunterricht an Herz und Gemüt seiner Hörer. Auf Jagden und Wanderungen verkehrten die jungen Freiberren ungezwungen und leutselig mit dem Volke, wie sie im Kreise ihrer Standesgenossen überall fröhlichen Willkommen fanden. Waren die Eichendorffs, die ihren Stammbaum bis auf einen Kriegsmann unter König Heinrich I. (928) zurückführten, doch schon seit 1626 in Schlessien ansässig. Ein Oheim des Dichters, Rudolf v. Eichendorff (1767—1845), hat in einer Selbstbiographie (Zeitschrift des oberschlesischen Geschichtsvereins II, 32. Doppelnummer 1906) von den Schicksalen der Familie unter Friedrich dem Großen erzählt und wie sein Bruder Adolf, des Dichters Vater, die Gattin und Schloß Lubowitz gewann. Von dem lustigen Treiben in Schlessien bis zur Katastrophe von Jena, seiner eigenen Studentenzzeit in Halle und in Heidelberg hat der Neffe selbst aus der Erinnerung erzählt. Noch 1855 in der epischen Dichtung „Robert und Guiskard“, einer Freundschaftsgeschichte aus den stürmischen Tagen der französischen Revolution, läßt Eichendorff das langversunk'ne Bild der Stadt zwischen Rebenhügeln, „von Blüten wie verschneit“ wieder vor seinem Geiste aufsteigen.

Denkst du des Abends noch in Heidelberg?
 So standen auf dem Söller wir der Burg,
 Bis alles still, und nur die Wälder rauschten
 Noch über uns und unter uns der Neckar.
 Da kam ein Schifflein auf dem Strom gezogen
 Mit Waldhornklang und Fackelschein, der seltsam
 Sich spiegelt rings am Fels und in der Flut,
 Und auf des Schiffes Spitze, über alle
 Hochragend, stand ein fröhlicher Gesell.

Von den Führern der sogenannten zweiten oder Heidelberger romantischen Schule haben die Brüder Eichendorff damals nur Joseph Görres, dessen Vorlesungen sie eifrig besuchten, näher kennen gelernt; erst während ihres folgenden Aufenthaltes in Berlin haben sie auch mit Clemens Brentano und Achim von Arnim Freundschaft geschlossen. Aber die größte Tat der Heidelberger Romantiker, Arnim-Brentanos Ausgabe alter deutscher Volkslieder hat Joseph v. Eichendorff schon als Heidelberger Student auf sich wirken lassen. (Die für weitere Kreise empfehlenswerteste Ausgabe von „Des Knaben Wunderhorn“ ist die von Eduard Grisebach besorgte „Hundertjahr's-Jubelausgabe“. Leipzig, Max Hesses Verlag, 1906. Für die Entstehungsgeschichte und die Aufnahme des einzig herrlichen Buches



Joseph Frhr. v. Eichendorff

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Rürschners deutsche Nationalliteratur Band 146 I, S. LVIII f. und Heinrich Lohre, Von Percy zum Wunderhorn. Beiträge zur Geschichte der Volksliedforschung in Deutschland. Berlin 1902.)

Der scheidenden Romantik jüngster Sohn
 Erbt er allein das Wunderhorn des Knaben,
 Nie sich erfätt'gend an dem reinen Ton.

Mit diesen Versen suchte Paul Heyse das Verhältnis der Eichendorffschen Lyrik zur Romantik zu kennzeichnen. Zwar hat Eichendorff seinen Plan, im Anschluß an „Des Knaben Wunderhorn“ eine Sammlung schlesischer Volkslieder herauszugeben, nicht ausgeführt; aber der größte und beste Teil seiner eigenen Lyrik klingt an das Volkslied an, dessen lange verschüttete, von Herder nur teilweise eröffnete Quellen erst „die Liederbrüder“ Arnim-Brentano durch „Des Knaben Wunderhorn“ wieder zum fröhlich befruchtenden Strudeln hervorlockten. Für die Entwicklung des Lyrikers Eichendorff war diese Erschließung des deutschen Volkslieds gerade in diesem Augenblicke seines Lebens ein unschätzbare, glücklicher Zufall. Und nun sollte er nach den Monaten und Jahren langen Harrens noch das Höchste, die siegreiche Erhebung seines Volkes aus tiefer Schmach als Mitkämpfer erleben.

In Wien hatte Eichendorff zwischen dem Herbst 1810 und 1812 seinen Roman „Ahnung und Gegenwart“ niedergeschrieben (R. Weichberger, Untersuchungen zu Eichendorffs Roman „Ahnung und Gegenwart“. Sena 1901. — Eduard Höber, Eichendorffs Jugenddichtungen. Berlin 1894), in dessen Kampfeschilderungen Berichte aus dem Aufstande der Tiroler mit Erinnerungen an die von dem trefflichen Grafen Friedrich v. Göhen tatkräftig geleitete letzte Verteidigung Schlesiens in den Jahren 1806—07 vereint sind. Erst 1815 ist der Roman dann mit einer Einleitung Fouqués erschienen und dem Verfasser selbst von Oneisenau, bei dem er als Ordonnanzoffizier abkommandiert war, in Paris überreicht worden. Aber schon 1812 hatte Eichendorff im Schlußworte seines Romans die Erwartung eines letzten entscheidenden Kampfes ausgesprochen. Als nun von Breslau aus des Königs Ausruf erging, da eilte Eichendorff nach Schlesien, um bei den Lüßowern einzutreten. Eichendorffs Kriegslieder haben nicht allgemeine Verbreitung wie die von Arndt, Körner, Schentendorff, Fouqué gefunden. Ihrer sind nicht viele, und bei dem vielleicht bekanntesten Liede Eichendorffs „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben?“ weiß wohl selten einer der unzähligen Sänger und Hörer, daß diese Strophen, „Der Jäger Abschied“, entstanden sind, als Lüßows schwarze Jäger beim Abschluß des Waffenstillstands aus dem Spreewald abrückten. Nach Ablauf des Waffenstillstands trat Eichendorff als Leutnant zu einem schlesischen Landwehrregiment über. Goethe hat die gegen ihn erhobenen Vorwürfe mit dem Bemerken abgelehnt, er hätte nicht hinter dem Ofen sitzen und Kriegslieder schreiben können. „Aus dem Bivak heraus, wo man nachts die Pferde der feindlichen Vorposten wiehern hört, da hätte ich es mir ge-

fallen lassen.“ Eichendorff, der es ein dummes Spiel nannte, von Ehre zu fingen, ohne selber mit dreinzuschlagen, war als Dichter und Mann dies höchste Erlebnis bei seinen „neuen Kameraden“ beschert. Er konnte „auf der Feldwacht“ fingen:

Mein Gewehr im Arme steh' ich
Hier verloren auf der Wacht,
Still nach jener Gegend seh' ich,
Hab' so oft dahin gedacht.

Und als „die Selbstenlust, in solchem Lenz zu leben“, mit dem Kriege ausgebraut war, da richtete er von „unserem Rhein“ aus 1815 an die Freunde die Mahnung:

Rennt mir die Palme eures hohen Strebens!
Bequeme Rast ist nicht des Lebens wert,
Nach Ruh' sehnt sich die Menschenbrust vergebens,
Erkämpft will sein, was hoher Sinn begehrt.
Ein Krieger bleibt der größte Mann zeitlebens,
Er kämpft mit Rede, Büchern oder Schwert,
Und rechter Friede wird nur da geschlossen,
Wo jedem Streiter seine Palmen sprossen . . .

So laßt uns unser Deutschland denn umstellen,
Bewachend brüderlich in treuer Hut,
Mit Lehren, Rat und Sang die Herzen schwellen,
Daß sie bewahren rein die heil'ge Blut,
Den Ernst, den sie erkämpft in Bluteswellen,
Der Ehre Hort, Eintracht und freud'gen Mut!
Friede dem Herd und ew'gen Krieg dem Bösen, —
So mag uns Gott von aller Schmach erlösen!

Gemäß dieser eigenen Mahnung hat Eichendorff alle die folgenden Lebensjahre hindurch es gehalten. Graf Platen hat zwar einmal geäußert, wer den Dichterlorbeer davontragen wolle, dürfe nicht morgens aufs Bureau mit Akten, abends auf den Balkon gehen. Allein es ist für den Dichter wie Menschen Eichendorff kein übles Zeichen, daß er vermocht hat, beides ohne Schaden zu vereinigen. Er macht sich freilich als Poet über seine bürokratische Tätigkeit lustig:

Aktenstöße nachts verschlingen,	Aber andre überwigen,
Schwazen nach der Welt Gebrauch,	Daß ich mit dem Federkiel
Und das große Tretrad schwingen	Rönn't' den morschen Weltbau stützen,
Wie ein Och, das kann ich auch . . .	Schien mir immer Narrenspiel.

Seine innere poetische Welt, die wahrte er sich ungeschmälert in jeder Lebenslage. Aber der Romantiker, dem „nichts so sehr gefiel als das deutsche Waldesrauschen“, wurzelte zugleich fest in bürgerlicher Tätigkeit. An den Regierungen in Breslau wie in Danzig und Königsberg als vortragender Rat in der katholischen Abteilung des Kultusministeriums in Berlin erwies er sich jederzeit als der gewissenhafteste rastlose Arbeiter. Freilich

seufzte der Dichter über die Last der Amtsgeschäfte und fürchtete, man möchte auch seiner Poesie den Altstaub anmerken. Aber wie die Drachenbrut heute nicht mehr in Waldeßchauern laure, sondern mitten im Leben die giftigen Wärmer wimmelten, so müsse, erklärt sein „Kriegslied“, auch der Dichter heute mitten im Leben stehen und schaffen.

Das ist die Brut der Natter,
Die immer neu entstand:
Phyllister und ihre Gevatter,
Die machen groß Geschnatter
Im deutschen Vaterland.

Kein anderer deutscher Dichter hat von Wanderlust und Sehnen nach der blauen Ferne, von Wald und Waldhorn, Blumen und rauschenden Brunnen, Frühling und Singen so unerschöpflich in immer neuen Tönen gedichtet wie Joseph v. Eichendorff. Aber es wird bei ihm niemals äußeres Spielen wie bei so vielen andern Romantikern. Die Sehnsucht nach dem Schloßgarten und den Wäldern von Lubowiz wurzelt tief in seiner Brust, und diesen bald wehmütigen, bald frohen Erinnerungen an die unvergeßliche Jugendzeit gibt er in seinen Liedern und Novellen immer erneuten Ausdruck. Ein Grundton von Wahrheit und echtem Gefühl ist damit für seine ganze Dichtung gewonnen. Schiller hat bekanntlich die Dichter eingeteilt in solche, welche sich eins mit der Natur fühlen (naive) und solche, welche die verlorene Natur suchen (sentimentalische). Von Eichendorff könnte man rühmen, daß er bis zu einem gewissen Grade beides in sich vereinige. Er ist so gesund und einfach, frei in der freien Natur aufgewachsen, mit deren Erscheinungen er vertraut war und zeitlebens geblieben ist, da gibt er sich naiv wie sein „Taugenichts“, dessen Lust am Nichtstun und Träumen er nicht mit Friedrich Schlegels gesuchtem Raffinement als „gottähnliche Kunst der Faulheit“ preist, aber mit unwiderstehlicher Anmut zu einer wirklichen „Idylle vom Müßiggang“ ausgebildet hat. Und echtes, einfaches Fühlen, mit Naturnotwendigkeit aus seinem innersten Wesen und aus Jugendeindrücken ist auch Eichendorffs Frömmigkeit. Er kokettiert nicht ästhetisch mit dem Katholizismus wie Tieck und so manche andere Romantiker, er verliert sich nicht in ästhetisch-historische Konstruktionen wie Novalis; ihm ist die Anhänglichkeit an die Kirche, deren Segnungen und Eröstungen, deren poetisch anregender Kultus ihn von frühesten Kindheitstagen durchs Leben geleitet haben, eben das Selbstverständliche. Er hat seine streng katholische Geschichts- und Lebensauffassung als junger Referendar in seiner Prüfungsarbeit über „Die Aufhebung der geistlichen Landeshoheit und die Einziehung des Stift- und Klostergutes in Deutschland“ offen ausgesprochen, wie der Ministerialrat seine Entlassung forderte, als ihm während der Kölner Kirchenwirren zugemutet wurde, das Vorgehen der Regierung gegen den Erzbischof Droste-Vischering literarisch zu verteidigen. Die aus Anlaß jenes Streites, in dem sein alter Lehrer und Freund Görres so laut seine Kampfesstimme erschallen ließ, hervorgehende katholische Bewegung ver-

anlachte Eichendorff, auch die ihm vertrauten Gebiete der Dichtung und Literaturgeschichte vom besonderen katholischen Standpunkte aus zu betrachten. So begannen 1847 in Görres „Historisch-politischen Blättern“ jene kritischen Studien-Aufsätze Eichendorffs zu erscheinen, die sich bald zu eigenen Büchern auswuchsen: Über die ethische und religiöse Bedeutung der neueren romantischen Poesie in Deutschland. — Der deutsche Roman des 18. Jahrhunderts in seinem Verhältnis zum Christentum. — Zur Geschichte des Dramas. — Die deutsche Poesie (1857).

Von allen diesen Schriften sind in letzter Zeit neue Auflagen nötig geworden. Sie sind allerdings nicht völlig unbefangene, voraussetzungslose Betrachtungen geschichtlicher Entwicklungen. Aber die unbedingte Wahrheitsliebe und das tiefe poetische Empfinden Eichendorffs sichert auch, abgesehen von seiner wertvollen persönlichen Vertrautheit mit so vielen der älteren und jüngeren Dichter, mit denen er in Heidelberg, Königsberg, Berlin, Wien, Dresden verkehrte, allen diesen Arbeiten noch für lange hinaus ihren großen Wert. Es verlohnt sich für einen jeden, vollauf zu erwägen, wie die einzelnen literarischen Erscheinungen und ihre Entwicklung einem tief religiös gesinnten Mann von Eichendorffs Bildung und Lebenserfahrung sich darstellten. Von seinem Scharfblick für das dichterisch Bedeutende legte er auch fortwirkendes Zeugnis ab, indem er von den wunderbarsten und eigenartigsten Blüten ausgeprägt katholischer Poesie, von Calderons „geistlichem Schauspiele“ (autos sacramentales) als der erste einige Zweige in deutsches Erdreich verpflanzte (1846 und 1853). Man wird die Vielseitigkeit und den Wert von Eichendorffs Übersetzungen und gelehrten Abhandlungen besser als bisher würdigen, wenn einmal die große kritische Gesamtausgabe aller seiner Werke, Briefe und Tagebücher abgeschlossen vorliegt, deren erster Band unter Leitung von Professor Wilhelm Roch noch in diesem Jahre herauskommen soll. Das Bild des Dichters Eichendorff, das steht freilich seit langem klar und leuchtend vor uns; hundertfältig tönen seine Gedichte in unserm Liederhause wider. Es wird kaum einen deutschen Liederkomponisten gegeben haben, der nicht aus dem Jungbrunnen Eichendorffscher Lyrik einen frischen und erfrischenden Trunk getan hat. Mendelssohn und Abt, Schumann und Robert Franz, die Balladenkomponisten Löwe und Martin Plüddemann, vor allen aber Hugo Wolf, die Tonsetzer verschiedenster Art und Richtung haben für Lieder und Chöre mit Vorliebe Eichendorffsche Dichtungen gewählt. Gewiß gehört er nicht zu den Großen der Weltliteratur; auch von seiner Dichtung gilt, was Goethe zur Einschränkung des Ahland von dessen Freunden gespendeten Lobes sagte: Gewaltiges, das Menschengeschick Bezwingendes ist nicht im Umkreis dieser Poesie vorhanden. Aber mit Brentano, dem noch immer viel zu wenig Gewürdigten, Ahland, Märkte, Lenau, Heine (s. S. 11), Eichendorffs Einfluß auf Heines Lyrik. Lemberg 1897), Liliencron gehört Eichendorff zu den Vertretern der nachgoetheschen Lyrik in Deutschland. Eichendorffs Roman „Ahnung und Gegenwart“ zieht wie so manche andere

romantische Nachahmung von „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ heute nur mehr den Literaturhistoriker an. Dagegen sind in seinen beiden Novellen „Aus dem Leben eines Taugenichts“ und „Das Marmorbild“ die poesievollsten Elemente der Romantik in solcher Vollendung und Reinheit verdichtet, daß sie noch heute mit dem vollen Reize jugendlicher Frische wirken. Statt der uns längst fremd und gleichgültig gewordenen romantischen Ironie bricht bei Eichendorff am unwiderstehlichsten im „Taugenichts“, dann aber auch in zahlreichen Gedichten ein aus tiefem Gemüt emporquellender und unsere Herzen rührender Humor hervor. Ich brauche nur an die reizende Romanze „Von Engeln und von Bengeln“ erinnern. Wie hier in scheinbar heiterster Scherze religiöse Ideen und die ganze Sehnsucht des Dichters zum Ausdruck kommt, das ist für Eichendorffs ganze Art bezeichnend. Gefeßtigt im Leben, gefeßtigt im Glauben, gefeßtigt in der Poesie, die sein ganzes Sein und Wesen durchdringt! Den meisten der Romantiker erging es wie „den zwei Gesellen“, die in Eichendorffs Lied so jubelnd „in die hellen, klingenden, singenden Wellen des vollen Frühling“ hinausjogen. Der eine wird in behaglicher Ruh' zum Philister, den zweiten ziehen verlockende Sirenen in den „farbig klingenden Schlund“. Eichendorff hat als echter, geborener Meister auch in des Lebens grauem Wertektag sich Poesie und Jugendzauber voll zu wahren gewußt. Ihm stand der Pegasus mit funkelnden Säumen, wie er es in den launigen Versen „Früh auf!“ („Ich saß am Schreibtisch bleich und krumm“) so entzückend geschildert hat, jederzeit zum geflügelten Ritte bereit.

Das Roß nur wiehert in den Morgen hinein,
 Mir aber war's, als wär' ich wieder jung,
 Und wußte der Lieder noch genug!

Und dieser Lieder lebendige Menge, die frühlingstfrohen wie die unendlich rührenden, schmerzvollen „Auf meines Kindes Tod“, Gebete und Romanzen, ernste Mahnungen und romantisch sehnsuchtsvolle Klänge, sie alle tönen fort im deutschen Volke, gerade am meisten zum Ruhme ihres Dichters jene, bei denen das Volk den Namen ihres Schöpfers vergessen hat und sie nun als Volkslied empfindet, d. h. als solche, in denen ein einzelner tief empfunden und in glücklicher Prägung ausgesprochen hat, was Tausende von und nach ihm in Schmerz und Freude gefühlt haben:


In einem Mühlen Grunde	Ich möcht' als Spielmann reisen
Da geht ein Mühlenrad,	Weit in die Welt hinaus,
Mein' Liebste ist verschwunden,	Und singen meine Weisen
Die dort gewohnet hat . . .	Und gehn von Haus zu Haus.

Ich möcht' als Reiter fliegen
 Wohl in die blut'ge Schlacht,
 Um stille Feuer liegen
 Im Feld bei dunkler Nacht.



Wilhelm Holzamer

(Gestorben am 28. August)

olzamers eigentliches Gebiet war die Charakternovelle. Die feine Kunst eines Otto Ludwig, eines Hebbel und anderer Meister versuchte er weiter fortzusetzen. Doch er begann mit Lyrik. Siebenundzwanzigjährig gab er sein erstes Gedichtbuch, „Zum Licht“ (Verlag von Schuster & Löffler, Berlin), heraus. In diesem Erstlingswerke steht er noch ganz unter fremden Einflüssen. Seine Meister sind Conrad Ferdinand Meyer und Gustav Falke. Aber eine eigene starke Persönlichkeit äußert sich schon hier in temperamentvoller Weise — keine naive oder vulkanische Natur, wohl aber eine menschlich tiefe, eine von leidenschaftlichen Empfindungen bewegte Seele, die in fremdem Banne es gleichsam verlernt hatte, sich unmittelbar in ihrer eigenen Weise zunächst zu geben, die auf Umwegen erst sich selbst wiederfinden mußte. Diese tiefinnerliche Empfindung, die dunkel und grollend, haberdnd mit dem Schicksal, wie ein Sklave sich dem allzu bewußten künstlerischen Willen fügt, dieser schwerfließende Unterstrom persönlicher Gefühle, diese wahre Tragik des strebenden Menschen und Künstlers mag vielen, die das Buch leicht hin lesen, verborgen geblieben sein. Ich erkannte den ganzen Menschen in dem Buche wieder und mir wurde es besonders lieb. Weiteren Kreisen wurde Holzamer dann durch seine eigenartigen Novellen bekannt, insbesondere durch die beiden Bände „Auf staubigen Straßen“ und „Im Dorf und draußen“ (Jena, Eugen Diederichs). In ihnen kommt die grüblerische Natur des Dichters, sein eigentliches Wesen, am meisten zum Ausdruck. Darum ist die Form auch eine originelle, der Stil ein persönlicher. Holzamers Prosa ist Prosakunst. Sie ist von synthetischer Art trotz der Vorliebe des Dichters für psychologische Analysen, darum ist sie von suggestiver Kraft. Der Dichter zeigt in ihnen, wie innig er mit der Natur und dem Volkstum seines heffischen Heimatlandes verwachsen ist. Diese heffischen Menschen, Bauern, Knechte und Mägde, Pfarrer, Lehrer und Organisten, Musiker und fahrende Komödianten leben. Ihre Konflikte gehen hervor aus jähen Leidenschaften, aus Eifersucht und bohrendem Haß, aber auch aus der Erkenntnis eigener Willensschwäche. Holzamer liebt es, den Dorffonderling uns menschlich näher zu führen. Seine Dorflehrer mit ihrer tiefen, stillen Sehnsucht im Herzen, diese unverstandenen Poeten, sind seine lebendigsten und rührendsten Gestalten. Aus manchen Geschichten spricht tiefe lyrische Poesie, eine märchenhafte, versonnene Gefühlsinnigkeit, die an Stifter erinnert. Meisterwerke möchte ich die Novellen „Der alte Mustkant“, „Noch einmal Herbst“ und „Sein letztes Hochamt“ nennen.

Bald erschien auch des Dichters erster größerer Roman, der sein bestes Werk geblieben ist, „Peter Nocker“ (Berlin, Fleischel & Co.). Der Roman ist in seiner tiefen Innerlichkeit und in seinem aus innigster Hingabe an den Stoff herausgeborenen Stil eine echt deutsche Dichtung. Er erzählt uns von den schlichten Schicksalen des Schneidermeisters Peter Nocker. Dieser Schneider ist trotz seines weichen und ungemein zarten Empfindens, trotz seines stets passiven Verhaltens eine starke, gesunde und eigene Natur, die sich mit Klugheit in ihre Lebensverhältnisse zu finden, die sich hinzugeben weiß, die sich sogar aufgeben kann um der Liebe, um des Mitleids willen, um ihrer innersten, tiefgütigen und treuen Seele willen, die sich aber auch abzufinden weiß mit

dem Schicksal und dieses gestaltet und sich fügsam macht wie ein Held. So weiß sich des Nocklers Weib, das er einst trotz ihrer Untreue geheiratet hat, nicht mit dem Schicksal abzufinden. Peter überwindet die Untreue seines Weibes, sie aber, eine ebenso feine wie tiefe Natur, krankt ewig an ihrem Gewissen trotz der Liebe ihres Mannes für ihr Kind, das nicht sein Kind ist. Ihr Herz verzehrt sich in übergroßer dankbarer Liebe. Die Psychologie, die durch den Stoff gegeben und durch die reife und reine Kunst eines echten Dichters lebensvoll gestaltet wurde, erhält hierdurch eine symbolische Bedeutung: Niemals wird Mensch und Mensch, Seele und Seele ganz ineinander aufgehen können. — Was die Liebe zusammenführte, das trennt die Liebe.

So tiefer Stimmung voll ist auch der psychologische Bekenntnisroman „Der arme Lukas“ (derselbe Verlag). Er mag noch mehr vom eignen Leben des Dichters geben als der „Peter Nocker“. Wenigstens gibt er augenscheinlich einen Einblick in den frühesten Werdegang des Dichters, in all die Stimmungen und Träume des Knabenherzens. Der Roman ist daher vorzugsweise lyrischer Art, er ist nicht so straff gefügt und bis ins Kleinste nach der Idee des Stoffes logisch durchdacht wie der erste. Der Held, ein nur äußerlich infolge eines schweren Schicksals verkommener Künstler, ist auch nicht eine psychologisch so fein entwickelte interessante Figur wie der Nocker, aber es ist, als umwehe sie eine freiere Atmosphäre. Sie steht der großen Natur näher als der Schneider, sie repräsentiert eine Weltanschauung. Solgamer hat nie schönere Gedichte geschaffen als die in diesem Buche enthaltenen Naturstimmungen und Betrachtungen des armen Lukas. Daß dieser Typus nunmehr erschöpft ist, daß eine gewisse Unfreiheit diesen resignierenden alten Männern anhaftet, die, auf den Stil übergehend, die Darstellung oft mit didaktischen Floskeln durchsetzt, mag der Dichter selbst bald erkannt haben; denn in seinen nächsten Romanen verschwindet dieser Typus und an seine Stelle tritt ein männlicherer und härterer.

Freilich die späteren Romane, „Der heilige Sebastian“, „Die Sturmfrau“ usw., wirken nicht so originell, nicht mehr so künstlerisch gediegen. Der harte Kampf ums Leben hat sie mit geprägt. Aus Resignation und Melancholie, aus Empfindsamkeit und Passivität erhebt sich der Geist des Dichters in dem „heiligen Sebastian“ zu tatkräftigem, entschlossenem Tun. Noch neu sind ihm selbst die stärkeren Stimmungen. Er greift zu alten Symbolen und erzählt uns die Geschichte eines priesterlichen Helden, der aus inniger Liebe zu einem Weibe Amt und Ehren im Stiche läßt und mit der Geliebten in die Fremde wandert, um hier ein stilles Glück und schließlich ein um so schwereres Geschick zu finden. . . . Ähnlich wirkt „Die Sturmfrau“, ein Seeroman der Handlung nach, in dem der Held das Weib seines Freundes, der untergeht, gewinnt. Auch dieser Roman will mir als keine Meisterleistung erscheinen; doch scheint er eine Wandlung anzudeuten, die auch noch in den letzten Erzählungen des Dichters, „Inge“ und „Ellida Sollstratten“, sich vollzieht, eine Entwicklung zu einer solideren und objektiveren Menschengestaltung.

Inzwischen hatte der Dichter auch einige Lyrikbücher herausgegeben. Die Sammlung „Spiele“ (Jena, Diederichs) ist für den dramatischen Vortrag bestimmt. Bekanntlich wirkte Solgamer längere Zeit als Mitleiter der Darmstädter Kunstausstellung, er hatte den literarischen Teil, die Inszenierung der Festspiele u. a. übernommen. Hierbei mag ihm die Idee zu jenen „Spielen“ gekommen sein. Diese Dichtungen wollen die Variétébühne für echte, ernste

Kunst gewinnen und entnehmen dieser das künstlerische Spiel der Farben und Lichter, der Gewandungen und schönen Bewegungen des menschlichen Körpers, des Reigens, des Tanzes. Andererseits mischt sich auch die bildende Kunst, die Malerei, Architektur und Bildhauerkunst in diese dramatischen Künfte. Die lyrischen kurzen Szenen sind in der Tat künstlerisch ausgeführte lebende Bilder. Selbstverständlich wird die Stimmung auch durch die Musik vertieft werden können.

In ihrer zarten Poesie leiten diese „Spiele“ über zu dem vornehmsten und vielleicht persönlichsten Werke des Dichters, dem Versbuche „Carnefie Colonna“. Schwere seelische Erlebnisse haben ihn zu dieser lyrischen Kunst des Herzens hingeführt. Ob dieser zarte Stil, der in seiner schlichten Schönheit und Tiefe an den des Lyrikers Dante erinnert, nun Holzamers Stil ist, seine Art? Zu sehr scheint diese ganze Episode aus einem Empfinden, aus einem Erleben geflossen zu sein: nicht der ganze Mensch mit seiner ursprünglichen Kunst kommt in ihr zu Worte. Nehmen wir das Buch, wie es ist: so muß ich gestehen, daß trotz des Fremdartigen kaum ein anderes Werk jener Lage einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht hat wie diese wunderbar beseeelte Lyrik, die in der zartesten, träumerischen Sprache des Liebenden erscheint, die nicht nach großen und fremden Bildern sucht, sondern nur von leisen Rhythmen bewegt ist. . .

Deine Hände

Laß mich allein mit meinen Schmerzen —
Deine Hand auf meinem Herzen,
Geliebte, tut mir weh:

Was selbst dein Auge mir verschwiegen,
In deinen Händen fühl' ich's liegen,
Wie kalt erstarrete schwere Blut . . .

Ich fühl' es jucken drin und brennen,
Von Leiden, die nicht Lippen nennen,
Von einem unstillbaren Weh.

Aud doch, Geliebte, meine Schmerzen
Sind leichter, wenn auf meinem Herzen
Der Kummer deiner Hände ruht.

Das Grab

Ich hab' ein Grab gegraben
In einem stillen Grund,
Da weint kein Auge Tränen,
Da klagt kein trauriger Mund.

Nur wenn die ersten Sterne
Loben die Älder empor,
Und aus den drängenden Wollen
Scheu lugt der Mond hervor,

Da ist es schweigend-öde,
Die Schatten liegen weit,
Und grau und starr am Wege
Sohlt da die Einsamkeit.

Geht ein seufzendes Wehen
Durch das tote Tal —
Das ist meiner weinenden Liebe
Unstillbare Sehnsuchtsqual.

Dieses reiche Dichterleben, das eine heimtückische Krankheit allzu früh vernichtete — nur 37 Jahre ist Wilhelm Holzamer alt geworden —, ging aber nicht im produktiven Schaffen auf. Auch als Kritiker war Holzamer fortwährend tätig. Auch als solcher erstrebte er neben logischer Gründlichkeit einen eigenen Stil. Seine beiden kleinen Monographien in der Sammlung „Die Dichtung: Conrad F. Meyer“ und „Seine“ sind in dieser Beziehung Meisterstücke einer persönlichen und doch klaren Darstellung. Lieblingsideen über Leben und Kunst hat er ferner in der Schrift „Die Siegesallee“ (Sena, Diederichs) und in der Essaysammlung „Im Wandern und Werden“ (Berlin, Wiegandt & Grieben) niedergelegt.

Hans Benzmann





Der Meister der Grazie

Zu Canovas Gedächtnis

von

Dr. Karl Storck

Ist schon unsere Kunstempfänglichkeit begrenzt, unser Kunsturteil ist es in noch viel höherem Maße. Es liegt da, wenn nicht ein Mangel an Ehrlichkeit, so doch sicher ein solcher an Mut vor. So oft verkünden wir die Selbstherrlichkeit des Kunsturteils: schön sei, was gefällt; das heißt, für den einzelnen sei schön, was ihm gefällt. Aber dann wagen doch nur die wenigsten, gegenüber der großen Strömung im Kunsturteil auf der eigenen Meinung einer Kunstseinschätzung zu beharren. So scheint mancher Kunstwert an Lebenskraft viel eingebüßt zu haben, der in Wirklichkeit noch stärkere Geltung hat. Ich glaube, daß zu diesen Künstlern, die von der öffentlichen, man darf vielleicht sagen von der offiziellen Kunstgeschichtsbeschreibung jetzt sehr gering bewertet werden und doch bei naiv empfänglichen Gemütern wenigstens mit einzelnen ihrer Werke immer viel Liebe finden, Canova gehört.

Es gibt vielleicht keine stärkere Widerlegung der rein artistischen Kunstauffassung, keinen überzeugenderen Beweis für die Tatsache, daß Kunst nur insoweit lebendig und darum wirksam ist, als sie Ausdruck des Lebens ist, wie gerade die Wandlung in der Kunstempfänglichkeit. Es ist auch bezeichnend, daß ein Goethe als das Wesen des Genies die Fähigkeit ansah, Werke schaffen zu können, die von Dauer sind, das heißt Werke hervorzubringen, die immer lebendig bleiben, die immer irgendwie Ausdruck des Lebens sind. Dieses Leben wandelt sich. Im Laufe der Zeit sind immer wieder einmal andere Kräfte die vorherrschenden, andere Wünsche die lebhafteren, und so kann es vorkommen, daß auch die Werke des größten Genies in den Hintergrund gedrängt werden. Das ist aber immer nur vorübergehend, und auch dann bleibt die Wirkung dieser Schöpfungen bestehen. Eine eingestandene und eine nicht eingestandene Wirkung. Die Mode ist auch auf den Gebieten der Kunst eine ungeheure Macht. Wir vergessen allzu leicht, daß das Genießen bildender Kunst Reproduktion ist, daß diese Fähigkeit, bildende Kunst wirklich tief zu genießen, genau soviel künst-

lerische Anlage verlangt, wie z. B. das, was wir gewöhnlich als musizieren bezeichnen. So dürfen wir uns nicht wundern, wenn es nur sehr wenige gibt, die wirklich mit selbständigem Empfinden die Werke der Kunst aufnehmen, noch viel weniger, die ihr Empfinden begründen, also Kunstwerken gegenüber ein Urteil finden können.

Es ist ganz natürlich, daß die verschiedenen Zeiten mit verschiedenartigen Ansprüchen an Kunst herantreten. Gerade wenn Kunst Ausdruck des Lebens sein soll, werden es immer die hervorstechendsten oder charakteristischsten Wünsche im Leben einer Zeit sein, die nicht nur das Schaffen dieser Zeit beeinflussen, sondern in noch viel höherem Maße das Kunstgenießen. Das Schaffen wohl doch nur so weit, als es von der großen Zahl der Künstler ausgeht, als es in der hohen Schätzung des Tages steht. Wir sind es ja gewohnt, vom Verkanntwerden, vom Einsamstehen großer Künstler zu hören; also haben diese für den ersten Blick den Ausdruck ihrer Zeit nicht gefunden, sonst wären sie eben verstanden worden. Immerhin weiß jeder, der die Geschichte der Künste aufmerksam verfolgt hat, daß es in früheren Zeiten seltener vorkam, daß ein großer Künstler verkannt wurde. Sie haben sich doch verhältnismäßig alle früh durchgesetzt, und wenn sie in ihrem Letzten, Höchsten und Größten nicht verstanden wurden, so liegt das in der natürlichen Begrenztheit der Menschheit, von der selbstverständlich nur wenige Genießende zu jenen Höhen emporzusteigen vermögen, die der besonders begnadete Genius erklimmt.

Darum aber bleibt das andere Dichterwort auch zu Recht bestehen, daß derjenige, der den Besten seiner Zeit genug getan hat, für alle Zeiten gelebt hat. Der Dichter mochte fühlen, daß die Besten einer Zeit immer über dem stehen, was diese Zeit als charakteristisches Gepräge trägt. So gut jeder Kind seiner Zeit ist und die Instinkte dieser Zeit in sich trägt, — um aus der Masse wirklich hervorzustechen, muß er mehr besitzen, muß er reicher, harmonischer ausgebildet sein. So wird ihm nur etwas genug tun können, was reicher und größer ist als das Leben des Alltags. Wir dürfen auf dem Gebiete der Kunst sicher sein, daß, wer einmal wirklich den großen Geistern und den starken Empfindern einer Zeit genug getan hat, in seiner Kunst Werte besitzt, die über dem Tage stehen. Selbst wenn dieser Künstler gleichzeitig der Masse gefiel, selbst wenn er uns geradezu als Ausdruck dieses Massenverlangens erscheint, müssen in seinen Werken Werte stecken, die über das Empfinden der Masse hinausreichen, und sei es auch nur in der Art, daß das eigentlich Charakteristische im Empfinden der Zeit so reich, so geläutert und gesteigert hier zum Ausdruck kommt, daß es befreit ist von dem vielen überflüssigen Drumherum, von den zahllosen Schwachlichkeiten, Unschönheiten und Trübungen, in denen es bei den Durchschnittsmenschen der betreffenden Zeit in Erscheinung trat. Goethes „Werther“ zum Beispiel war gewiß Ausdruck der Zeit, und was der „Werther“ ausdrückte, haben hunderte von anderen Dichtungen neben ihm auch zu geben versucht. Aber von dieser ganzen Gruppe ist nur der „Werther“ geblieben. Er ist geblieben nicht nur als Ausdruck der Per-

sönlichkeit Goethes, sondern als Wert an sich, und trägt bis auf den heutigen Tag die Wirkungsfähigkeit der Dichtung in sich, ohne daß wir an die Persönlichkeit des Schöpfers denken. Das liegt daran, daß diese Empfindungsfähigkeit, die der gesamten Zeit damals eignete, hier so ganz befreit ist von den tausenderlei Kleinlichkeiten, Zufälligkeiten und Gegenfälligkeiten, in der sie im wirklichen Leben sonst überall auftrat. Wir haben hier nicht ein Erzeugnis der Periode der Empfindsamkeit, sondern der Empfindsamkeit selbst. Und diese Art des Empfindens ist ein ewiger Wert in der Menschheit, den Millionen von Menschen immer wieder, wenn auch nur zeitweilig durchleben, der bis zu einem gewissen Grade in jedem empfindungsvollen Menschen sogar dauernd tätig ist. Er ist zu gewissen Zeiten zurückgedrängt von anderen Seelenmächten, aber vorhanden ist er trotzdem. Und weil diese Art des menschlichen Empfindens ein Dauertwert innerhalb des Empfindens ist, der niemals ganz aussterben kann, der unausrottbar ist, vermag die Dichtung, die diesen Wert am lautersten als Lebensmacht herausgearbeitet hat, dauernd Wirkung zu üben, trotzdem wir heute mit großer Verächtlichkeit über Empfindsamkeit sprechen, trotzdem wir sie vielfach geradezu als Schädling des Empfindungslebens bekämpft sehen. Es sind auch nur solche Kunstwerke, mögen sie in ihrer Art dann noch so einseitig erscheinen, die immer wieder einmal ihre Auferstehung erleben. Andererseits brauchen diese Kunstwerke nur die leise Mitwirkung der äußeren Umstände, und sie üben unerwartet trotz aller scheinbar entgegengesetzten Zeitströmung starke Wirkungen aus. —

Alljährlich wandern Tausende von deutschen Männern und Frauen nach dem Süden. Es lebt eine unüberwindliche Sehnsucht in uns nach Italien. Die meisten treibt's eigentlich gar nicht so weit hinab. Einmal die ungeheure Größe, die Gewalt, die Schrecken, die lockenden und doch so schwer zugänglichen Geheimnisse der Alpen erleben, schauernd die ungeheure Gewalt unnatürlicher Gestaltung schauen, sich klein vorkommen mit seinem größten Wollen gegenüber diesen Riesenmassen der Natur, und dann nach alledem hineinschauen in ein Land, in dem die Natur wie eine liebevolle Mutter die Arme weit ausbreitet, in der sie ganz als Liebe uns entgegenlacht, in üppigem Reichtum uns zum Genuße ladet an all ihrer Herrlichkeit: das ist ein Verlangen, das in uns allen als unwiderstehliche Kraft tätig ist. In dieser Stimmung dann wird jeder Deutsche recht empfänglich für bildende Kunst.

Wir dürfen es uns nicht verhehlen: bildende Kunst wächst nicht mit jener Natürlichkeit und Notwendigkeit aus dem deutschen Leben heraus wie etwa Musik und Dichtung. Nicht daß die deutsche bildende Kunst nicht gewaltige Werte zu schaffen vermocht hätte, daß es ihr nicht gelungen wäre, vom Besten und Stärksten in deutscher Seele zu künden. Aber nicht umsonst ist die bildende Kunst bei uns immer die problematischste aller Künste gewesen, jene, um die der Deutsche, auch der schaffende Künstler am schwersten zu ringen hat. Es liegt das daran, daß die bildende Kunst die körperlichste von allen Künsten ist, die irdischste, die Kunst, die am meisten Ver-

klärung der Materie sein muß, um das Ziel aller Kunst zu erreichen: uns über diese Materie zu erheben. Es liegt in der außerordentlichen Ausbildung des Seelischen im deutschen Leben, daß der Deutsche die Erlösung von der Materie durch eine Unterjochung derselben anstrebt. Keine Kunst ist darum so religiös wie die deutsche, keine Kunst darum in allen ihren Äußerungen eigentlich immer so mit musikalischen Elementen durchsetzt. Die bildende Kunst kann das nicht. Woran bildende Kunst gestalten, womit sie ausdrücken kann, ist der Körper. So gewiß es nun ein erhabenes Ziel bleibt, in und durch solche Formen der Materie das tiefste seelische Erleben auszudrücken, so gewiß ist es doch das nächste Ziel aller bildenden Kunst, diese Materie wieder zu gewinnen. Wir können uns das Materielle vom grob Materialistischen dadurch befreien, daß wir es zur Schönheit verklären. Es entwickelt sich auf diese Weise die Freude an der Materie in deren schöner Form: es entwickelt sich auf diese Weise die Kultur der Formen und die formale Kultur.

Wir sind in Deutschland von der Natur und in innigem Zusammenhang damit natürlich auch von den geschichtlichen Erlebnissen unseres Volkes meist vor Zwiespältigkeiten des Lebens gestellt worden, haben uns immer im Kampfe um dieses Leben gesehen, so daß die Schönheitsgestaltung dieses Lebens innerhalb seiner irdischen Grenzen niemals so recht als eigentliche letzte Aufgabe unseres Daseins vor uns erstehen konnte.

Ich glaube, hier liegt der letzte Grund für den Zauber Italiens. Hier ist eine Natur, gegenüber der wir glauben können, daß es keines Kampfes um die materiellen Güter der Welt braucht, daß das Leben kampfflos uns seine Früchte darbietet. So stellt sich dann von selbst das Bedürfnis ein, die in uns liegende Kraft zur Schönheitsgestaltung dieses Lebens zu verwenden. Das ist denn auch geschehen, und wir sehen es vor uns als Ziel und Ergebnis einer Jahrtausende alten Kultur. Da haben wir bald das Gefühl, daß kein Dorf hingesezt sei, ohne ein sicheres Gefühl für seine Linienführung in der Landschaft. Wir sehen die Linien der Häuser und der großen Gebäude sich mit einer gewissen Regelmäßigkeit schneiden gegen die Linien der Landschaft, empfinden das ganze Bild als von großem Gestaltungsgefühl beherrscht, als stets gesehen von Augen, denen Linien-schönheit zur Lebensnotwendigkeit geworden ist. Es gibt ja keine Geheimnisse in dieser Landschaft, nichts, woran wir dichtend anknüpfen können; es liegt alles klar vor uns. Und da so die seelischen Kräfte inneren Gestaltens schweigen müssen, werden die Mächte äußerer Formengestaltung doppelt lebendig. Da wird denn jeder Deutsche wieder einmal zum Kunstgenießer.

Gewiß, es ist da unendlich viel Mode dabei. Viel Lächerlichkeit, und eine Unmasse Untkultur offenbart sich in der Art, wie man gerade hier nun künstlerische Kultur auf einmal in Massen in sich aufnehmen möchte. Aber es ist doch keineswegs nur das, wenn die Leutlein so getreu allen Weisungen ihres Baedekers nachkommen und schweißtriefend alle Museen durchlaufen, pflichtschuldigst in jeder Kirche nach den berühmten Gemälden und Skulpturen suchen; dieselben Leutlein, die das städtische Museum da-

heim das ganze Jahr lang nicht auffuchen und von den Kunstschätzen ihrer Heimat keine Ahnung haben, auch nicht fühlen, was in ihrem Vaterland in einer formal kulturreicheren Zeit auch an Schönem und Großem angelegt worden ist. Es würde doch alles nicht so willig gemacht werden, wenn nicht die ganze Einstellung der Natur und des Lebens auf sie alle einwirkte. Da tut es mir dann immer leid, wenn solche Leute einen Cicero in der Hand haben, irgend ein kunstgeschichtliches Handbuch, das ihnen nun die eben landläufige Einschätzung ganzer Kunstperioden vorpredigt. Es ist nämlich gerade diese Reisezeit, die die Herzen weitet und die Augen offen macht, ja schier die einzige in unserem sonst von Arbeit und Berufspflicht eingeengten Dasein, bei der wir weitherzig werden können, bei der wir so recht Genießer werden können, daß wir das Verschiedenartigste, scheinbar sich Widersprechendste in uns aufzunehmen vermögen; daß wir geradezu unerschöpflich sind in unserer Genußfähigkeit, unersättlich in unserer Genußgierigkeit.

Es steht mir eine Szene lebhaft in Erinnerung. Zu Cadenabbia war es, in der Villa Carlotta. Die meisten Reisenden, die hier im Trupp durchgeführt wurden, hatten wohl am Vormittag die frische Schönheit des Euganersees genossen und standen nun im Banne des einen viel reicheren italienischen Charakter tragenden Comersees. Es müssen Augen, die überhaupt noch sehfähig sind, auf formale Kulturschönheit eingestimmt werden, wenn sie hier ringsum gewahren, wie der Mensch jede Linie der Natur auszunutzen verstand, um seinen Bauwerken einen denkbar günstigen Rahmen zu schaffen, wie andererseits diese Bauwerke in ihren Hauptlinien so gegen die Linien der Landschaft gestellt sind, daß diese mit hineingenommen wird in die große Linienführung und selber gewissermaßen zum Kunstwerk gemacht wird. Wenn so die Türme der Kirchen ganz scharf die schräge Linie des Abhangs zum rechten Winkel ergänzen, wenn ein Vorsprung durch Mauerwerk in seiner Winkelgestalt verschärft wird und nun Zypressen immer wieder die Überschneidung zur Höhe vollführen; endlich angesichts der Tatsache, wie auf den steilsten Höhen, in den abgelegensten Winkeln ein in seinen Maßen gegenüber den Bedarfsverhältnissen lächerlich großes Bauwerk hingestellt ist, so daß man alledem gegenüber die Freude des Gestaltens empfindet, so muß man einfach unempänglich für Kunst sein, wenn man nicht in eine Stimmung gerät, die den Schönheiten dieser Welt weiteste Empfänglichkeit entgegenbringt.

In einer solchen Stunde nun besucht man diese Villa Carlotta, in der ein kunstfinniger deutscher Fürst etwas von deutscher Gemütlichkeit mit dieser immer die breiteste Öffentlichkeit anrufenden Formschönheit vereinigt hat. Da sind dann die Augen sehnsüchtig geworden nach Schönheit, und das Herz ist geweitet und will nur empfangen. Gewiß, wer nicht als altgewandter Reisender es versteht, abseits von den anderen, sich seinen Rundgang einsam zu gewinnen, wird bei der Massenföhrung durch die lächerlichen Erklärungen der Hausdiener arg gestört. Aber darüber kämen schließlich doch die meisten hinweg, und ich sah sie alle, Männer und Frauen und die Jugend zumal, mit höchster Sinnenfreudigkeit vor Canovas „Amor

und Psyche"-Gruppe bewundernd stehen. Welch schweres Problem plastischer Gestaltung hier gelöst ist, braucht man nicht zu erkennen, um doch an den prächtigen Überschnidungen der Glieder, an der wunderbar weichen Gestaltung der jugendlichen Körper sich zu entzücken. Die ganze Seligkeit des Kusses junger Liebe ohne den Schauer wilder Leidenschaft liegt über die Körper hingegossen. Und den Licht durchschimmernden Marmor möchte man streicheln, so wunderbar glatt ist er gearbeitet, so deutlich glaubt man durch diese geradezu weiche Darstellung der Haut das innere jugendlich kräftige, kernige Fleisch zu spüren. Und ich glaube, sie waren alle von diesem Kunstwerke ergriffen, bis eine Stimme ziemlich laut dozierte, daß Canova eigentlich für uns ein völlig überwundener Künstler sei. Er habe die Antike noch viel größlicher mißverstanden, als etwa Thorwaldsen. Das Ganze sei überhaupt verweicht, kraftlos, ganz abgesehen davon, daß man deutlich merken könne, wie es der Künstler am eigentlichen Naturstudium habe mangeln lassen usw. Der Sprecher mochte sich wohl noch viel auf seine Weisheit einbilden; erreicht hatte er jedenfalls, daß für die meisten das unbefangene, rein freudige Genießen vorbei war. Dieser Sprecher aber hatte sich nur besser für seine Reise vorbereitet als die anderen; er hatte offenbar sorgsam studiert, welche Kunstwerke er würde besuchen können, und hatte danach seine Kunstgeschichte gründlich durchgearbeitet. In ihr hat er dann ungefähr das über Canova gesagt gefunden, was er nun selber wiederholte.

Das ewige Unglück unserer kunstgeschichtlichen Kritik ist, daß sie tausendmal lieber erwähnt, was sie an Kunstwerken vermißt, als was in diesen Kunstwerken ist. Daß wir auf diese Weise niemals reicher werden können, daß wir geradezu verarmen müssen, kümmert diese neunmal Klugen nicht, die sich, wie es scheint, glücklich fühlen, wenn sie die Möglichkeit ihrer Freude vermindert haben.

Gewiß, die Kunstgeschichte kennt in hohem Maße vorübergehende Werte. Sie steht oft vor dem Fall, sagen zu müssen: Für uns bedeutet diese Kunst nichts mehr; daß wir, die Kunstgeschichte, von diesem Künstler sprechen müssen, daß wir ihm einen hohen Rang anweisen müssen, liegt in seiner geschichtlichen Bedeutung in der Stellung, die er für seine Zeitgenossen einnahm, die er innerhalb der Entwicklung innehatte. Wir haben in der Musik eine ganze Reihe Komponisten, deren Werke für uns heute nichts mehr bedeuten, weil wir durch Haydn oder Mozart Werke empfangen haben, die in gleichem formalen Stil die gleiche Welt unendlich schöner und reicher ausdrücken. Gleichwohl behalten jene älteren Komponisten eine geschichtlich bedeutsame Stellung. Hier den heute genießenden Menschen vom Ballast befreien, ihn völlig mit der Kenntnis jener älteren Musik und ihrer Schöpfer verschonen, damit er um so freier und empfänglicher bleibt für das jetzt noch Lebendige, scheint mir eine wichtige Aufgabe und ein hohes Verdienst vernünftiger kunstpolitischer Kritik. Geradezu verhängnisvoll aber ist es, wenn man aus Gründen geschichtlicher Erkenntnis Werte und Künstler zurückstellt, die durch irgendwelche Eigenschaften noch heute zu wirken vermögen, wenn man sie zurückstellt, weil sie das nicht sind,

wofür sie ihre Zeit gehalten hat; wenn sie in Wirklichkeit das nicht gaben, was sie eigentlich wollten.

Es kann uns als rein genießenden Kunstfreunden doch völlig gleichgültig sein, in welchem Verhältnis Canova zur eigentlichen Antike stand, wenn wir von unserem heutigen Kunstempfinden aus ein lebendiges Verhältnis zu seinen Werken finden. Denn hier liegt einer der Fälle vor, wovon ich oben des weiteren gesprochen, daß dieser Künstler deshalb in so hohem Maße den Besten seiner Zeit genug getan hat, weil er nicht nur dem in der Entwicklung liegenden Verlangen dieser Zeit Erfüllung brachte, sondern weil in seinen Werken Eigenschaften enthalten sind, die Ewigkeitswert haben. Das ist bei Canova sicher nicht etwas eigentlich Großes, aber die Grazie bleibt doch etwas für alle Zeiten Schönes, bleibt ein dauernder Lebenswert. Sicher nicht einer jener Werte, mit denen Neues geschaffen wird, wohl aber vielleicht die reichste Kraft, Vorhandenes zu verschönen und damit zu erhöhen. Grazie ist wohl der charakteristischste Ausdruck eines von aller Not des Daseins befreiten Lebens. Ein solches Leben entbehrt zumeist der Größe, aber gerade die Grazie beschützt es vor dem Verfall in Kleinlichkeit, in Philisterhaftigkeit. Die Grazie adelt das Genießen des täglichen Lebens; sie reicht nicht aus, diesem Leben Höhepunkte zu geben, auch nicht nach der Seite der Schönheitsentfaltung dieses Lebens, wohl aber vermag sie in stärkerem Maße, als höchste Schönheit und gewaltigste Größe, dem Leben des Alltags Anmut zu verleihen.

Was so für das wirkliche Leben gilt, hat auch im Leben der Kunst seine Berechtigung. Große Kunst entsteht auf diesem Wege nicht; aber gerade die wirklich künstlerische Kultur, das ganze Durchdringen des Daseins mit Kunst bedarf jener Kunstwerke in stärkstem Maße, die nicht an das Leben in seinen höchsten Punkten sich wendet, sondern in der Verklärung und Verschönerung des Alltags ihre Aufgabe findet. Wie wir neben den gewaltigen Werken Beethovens, Bachs, Wagners nach einer Hausmusik verlangen; wie wir neben der großen Weltliteratur einer Unterhaltungsliteratur bedürfen, so brauchen wir auch in bildender Kunst neben den Werken der Größe die der Liebenswürdigkeit. Es gibt wenig Künstler, die in dieser Hinsicht so Wundervolles geschaffen haben, wie gerade Canova. Daß er selber mehr zu geben glaubte, daß seine Zeit von ihm viel mehr zu empfangen vermochte, das ist geschichtlich Gewesenes. Hier hat der Kunstgeschichtler die Pflicht, aufzuweisen, worauf dieses Mißverständnis zurückgeht. Er wird nachweisen, daß Canova dadurch zu manchen Mißgriffen verleitet wurde, wird andererseits gestehen müssen, daß er niemals ein Fälscher war, niemals ein Verderber im vollserzierischen Sinne; daß er bloß nach dieser Richtung der Größe und erhabenen Schönheit völlig Kind seiner Zeit und in deren Anschauungen befangen war. Nimmer aber sollte uns das blind machen dürfen gegen die noch heute wirksamen Eigenschaften seiner Kunst; niemals dürfen wir die Genußfreudigen in ihrer Empfänglichkeit, in ihrer Freude stören dadurch, daß wir ihnen einseitig betonen, was sie nicht bekommen können. Und wenn wir heute von Canova

nicht mehr sagen können, daß er den Besten unserer Zeit für ihr höchstes und stärkstes Kunstwünschen starke Werte gibt, was er in allerhöchstem Maße den Besten seiner Zeit getan hat, so bleibt bestehen, daß er jedem von uns auch heute noch einen der schönsten und liebenswürdigsten Lebenswerte in unvergleichbarer Anmut verklärt und künstlerisch verfinnbildlicht hat: eben die Grazie.

Wir haben noch in kurzen Zügen die geschichtliche Stellung Antonio Canovas darzustellen. Am 1. November 1757 wurde er als Sohn eines Steinmezes im kleinen Flecken Possagno in der Provinz Treviso geboren. Von Kind an hat er sich in der Handhabung des Meißels geübt und jene wunderbare Bearbeitung des Marmors erlernt, die wir gerade an der heutigen Bildhauerei so oft schmerzlich vermissen. Große Lehrmeister hat er nicht gehabt. Günstig für ihn war, daß man wieder eine große Liebe zur Antike fand, und daß er selber, um vorwärts zu kommen, zum Arbeiten nach dem Modell greifen mußte. Die gesamte Richtung der Zeit brachte es mit sich, daß das Studium der Natur nicht so fruchtbar für ihn wurde, wie man nach seinen frühesten Schöpfungen wohl hoffen durfte. Aber ganz ist ihm dieser Gewinn doch nie verloren gegangen. Er blieb vor der bloßen Kopie der Antike bewahrt, so sehr es dauernd sein Streben blieb, die Einzelerrscheinung der Natur nach den Vorbildern der Antike zum Typus zu erhöhen. Beide aber, Antike und Natur, bewahrten ihn vor den Auswüchsen des Barocks.

1779 kam Canova nach Rom, das von nun an der Nährboden seiner Kunst blieb. Winckelmann in der Theorie, Raffael Mengs in der künstlerischen Praxis hatten hier die Augen geöffnet für die Schönheiten der Antike, den ruhigen Fluß der Linien gegenüber der wilden Bewegtheit des Barocks, die stille Schönheit beruhigten Empfindens gegenüber der mit aufdringlichem Pathos vorgetragenen Leidenschaftlichkeit. Es ist leicht erklärlich, daß diese Sehnsucht nach der antiken Schönheit zu allermeist von einem Bildhauer erfüllt werden konnte, denn hier trat das Nahverwandte neben das Alte. Canova ward so der Erfüller der Wünsche seiner Zeit, die jedes neue seiner zahlreichen Werke mit Jubel begrüßte und in ihm den ebenbürtigen Genossen der größten Meister des Altertums sah. Jede Zeit erfüllt eben aus einer Kunst das ihr Gemäße. So konnte einem Zeitalter, dessen Empfinden noch voll des süßen, zierlichen und anmutig-spielerigen Rokokogeistes war, an der Antike wohl die immer in Schönheit getauchte Linienführung, das edle Ebenmaß des Ausdrucks auffallen, nicht aber die Größe dieser Empfindung, nicht das völlige In-sich-stehen, das ganz In-sich und Aus-sich-Leben der antiken Plastik. Es mußte dann so kommen, daß der Künstler, dem die Schönheit vor allem in der Lieblichkeit lag, dem die Harmonie der Gestaltung zur zarten Rundung aller Form wurde, bei dem alle Empfindung auf die Gedämpftheit der gesellschaftlich-feinen Liebenswürdigkeit gestimmt erschien, geradezu als Steigerung der Antike empfunden wurde. Canova selber hat das nicht immer gedacht. Er strebte auch nach Größe, nach Gewalt. Aber er selber fühlte, daß er sich in Gestalten wie



Selbstbildnis



Angelika Kauffmann

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

„Herkules und Lichas“ oder in den Ringern Kreugas und Damogenos Gewalt angetan hatte. Sein Gebiet blieben die lieblichen, die mehr menschlichen Gestalten der antiken Mythologie: Amor, Psyche, die Grazien, Adonis, Venus. Immerhin, eine Art der Monumentalität ist ihm nicht abzusprechen, die der Vornehmheit. Seine Grabdenkmäler tragen sie in sich. Die höchste Körperschönheit der Trauer liegt in solcher Vornehmheit; sie erscheint dann als Beherrschung eines starken Empfindens. Und wenn Canova da oftmals aus der Form der Plastik herausgeriet, wenn er z. B. im Grabmal der Erzherzogin Maria Christina ein lebendes Bild (in Stein) an dem Monumentum zeigte, so blieb er doch durch diesen Zusammenhang mit dem Leben frei von aller frostigen Allegorie. Der enge Zusammenhang aber, in dem Bartholomés berühmtes „Monument aux morts“ mit dem erwähnten und Canovas eigenem Grabmal steht, zeigt, wieviel lebendige Kraft doch auch in dieser Auffassung der Plastik wirksam ist.

Als Mensch verdient Canova den höchsten Preis. Edel war er, hilfreich und gut. Ein Streber im besten Sinne des Wortes, daß er immer das Höchste von sich verlangte, bescheiden im äußeren Auftreten, trotzdem ein ganzer Mann und feuriger Patriot. So hat er selbst einem Napoleon Achtung abgerungen. Und wenn er ihn als Imperator und seine Schwester Pauline Borghese als Venus victrix darstellte, ließ er sich doch nicht an den Kaiserhof fesseln und behielt immer nur das Wohl seines Volkes im Auge. Daß es ihm später gelungen ist, die geraubten Kunstschätze zurückzugewinnen, war der schönste Lohn für seine Klugheit und Mannheit.

So freut es uns auch, daß er im Vollglanz seines Ruhmes und in der Vollkraft seines Schaffens sterben durfte, daß er nicht zu erleben brauchte, wie die Kunstideale verblaßten, denen er zeitlebens gedient hatte. Am 13. Oktober 1822 ist er in Venedig gestorben, nachdem er zuvor noch sein ganzes Vermögen dazu verwendet hatte, sein Heimatdorf durch einen prächtigen Tempel zu schmücken. „Anima bella e pura“ waren seine letzten Worte; es liegt in ihnen die Charakteristik seiner selbst und seiner Werke.



Kunstgewerbliche Kulturmission

Die Bestrebungen, die nun seit ungefähr fünfzehn Jahren für eine sinnvollere, sachlich-schöne, von falscher Puzsucht erlöste Ausgestaltung unseres Gebrauchsgeräts wirken, haben sich — das muß immer wieder betont werden — immer mehr aus den Grenzen der Möbel- und Einrichtungspraxis zu einer reformatorischen Mission für eine echtere, natürlichere Lebenskultur entwickelt. Und die notwendige Folge war, daß man sich nicht mehr daran genügen ließ, Zimmer auszubauen und zum lebendigen Raum zu bilden, sondern daß man als die Hauptsache das Haus erkannte. Kein Mietshaus in falschem Palazzostil, sondern das kleine Eigenhaus, vom Druck der

Großstadtstraßen befreit, im Grünen, aus der Landschaft erwachsen, nicht nach dem Stilatlas ausgerechnet, sondern ein Ergebnis aus Gebrauchs- und Nutzfaktoren — eine Heimstätte für Menschen.

Längst ist man sich darüber klar, daß diese Bewegung, für die alle ihre Namen, wie Kunstgewerbe, angewandte Kunst, viel zu eng sind, ebensowohl eine volkswirtschaftliche als eine ästhetische ist. Man kann von diesen Dingen nicht sprechen, oder man tut es unfruchtbar, wenn man nicht den Budgetgesichtspunkt mit in Anwendung bringt. Nicht um Luxusbedürfnis geht es hier, sondern um eine Steigerung des allgemeinen Niveaus, um eine Erziehung vom falschen Schein zu einer anständigeren, schlichteren, aber richtigen Lebenshaltung, oder beispielhaft ausgedrückt, um die Emanzipierung von dem „Salon“, dem Nachfolger der „guten Stube“, und um die Gewinnung lustiger Schlafzimmer, die ja in so vielen talmi-herrschaftlichen Wohnungen traurige Aschenbrödel sind. Und etwas Ethisches liegt auch darin, daß der falsche Schein, das Prahlerisch-Außerliche, das nur für das Schauprozentum bestimmt war, jetzt zurücktreten soll zugunsten des Echten und Innerlich-Notwendigen.

Allen diesen Fragen gegenüber stellt sich die Erwägung ein, wie kann ein mittlerer Besitzstand aus der großstädtischen Wohnungsmisere, die sich hinter Stuckfassaden und Marmorvestibülen versteckt, entinnen und mit seinen bescheidenen Mitteln eine Wohnungsform erreichen, die auf jedes Auspuzmäßige verzichtet, und alles an eine benutzungsfrohe, ruhig-bequeme Ausgestaltung fest, eine Ausgestaltung, deren Schmuck die harmonische Farbenbehandlung, die behagliche Raumlagerung, Licht und Luft und Fensterausblick sind, mit einem Wort: das „Stimmende“.

Das Verdienst, dies Heimthema vom wirtschaftlichen Standpunkt, vom Standpunkt der Anschaffungsmöglichkeit, dem einzig fruchtbaren, behandelt zu haben, kommt einer Wettbewerbsveranstaltung zu, die von der „Woche“ ausgeschrieben wurde. Es handelte sich dabei um Landhausbauten von vier Wertklassen des Herstellungspreises.

Der niedrigste Kostenmaßstab war 5000, der höchste 20 000, die beiden mittleren 7500 und 10 000 Mark.

Der zweite wichtige Umstand war, daß die Jury aus ganz zweckbewußten, unzweifelhaft erkenntnistüchtigeren Männern gebildet wurde. Schon der Name Hermann Muthesius, der wahrhaft zu einem praeceptor Germaniae berufen ist, bürgte, und Richard Niemererschmied und Schulze-Naumburg nicht weniger.

Das Urteil dieser Männer versprach eine Auslese, die etwas anderes bedeuten würde als die Resultate der schon vorhandenen Heimstätten-Aktien-gesellschaften. Diese erstreben wohl auch eine erleichterte Ermöglichung des Eigenbesitzes durch jährliche Zins- und Amortisierungszahlungen, die nicht höher sind als die Durchschnittsmiete. Aber sie haben den schlechten Ehrgeiz, für billiges Geld eine „Villa“ hinzusetzen in der Diminutivform eines Großstadthauses; Fassadendekore spielen eine große Rolle. Nur wenige Typen nähern sich dem Begriff des wirklichen Landhauses.

Die Resultate des neuen Preisausschreibens überwinden dagegen durchaus das Willenschema und ziehen ihre Existenzkräfte vielmehr aus dem deutschen Bauernhause. In einer anregenden Ausstellung von anschaulichen Kleinmodellen im Kunstgewerbemuseum konnte man das Geleistete überschauen.

Es kamen nur solche Entwürfe in Betracht, bei denen die äußere Form, die Fassade und ihre Glieder, wirklich Ausdruck der inneren Seele und Verhält-

nisse ist. Aller nur äußerlich hinzugefügter, aufgeschminnter und aufgepappter Auspus, Schnörkelkram und Maskenwerk fehlt ganz. Die Schönheitswirkung dieser Bauten kommt lediglich aus der Gesamtkomposition, aus den rhythmischen Proportionen, aus der Silhouette des schützenden, in Hebungen und Senkungen breit lastenden Daches gegen den Himmel, aus der gut abgestimmten Farbenbehandlung des Materials.

Das sind ja auch die Charakterzüge des alten deutschen Bauernhauses. Seine landschaftlich wechselnde, aber immer gleich wesensechte Physiognomie kommt daher, daß es nicht nach theoretischer Schablone gebaut ist, sondern logisch-konstruktiv abgeleitet aus den Bedingungen und Voraussetzungen, die das Gelände — Gebirgs- oder Flachland, Wald- oder Strandterrain —, ferner die Baustoffe der jeweiligen Gegend — fein- oder holzreiche Provinzen — und die klimatischen Eigentümlichkeiten ergeben.

Ein Beispiel: Im Plattland, an der Küste, wo die Stürme über die Ebene fegen, ducken sich die Siedelungen breit-niedrig unter der Dachlapse gelagert, und die Feuchtigkeit der Luft, die alles durchdringt, veranlaßt die Bekleidung der Wände mit Fliesen; in ihnen sehen wir zunächst nur einen dekorativen Reiz, aber im Grunde ist es eben die dekorative Ausgestaltung eines Notwendigkeits- und Ausfaktors, nicht Außerliches, sondern ein Wesentliches.

In kluger Erkenntnis solcher Vorbildlichkeiten war in dem Preisausschreiben eine disziplinierende Richtschnur angegeben: die Häuser sollten nicht ins Blaue komponiert werden, sondern für bestimmte deutsche Landschaften und demgemäß sich nach deren heimatllicher Bauweise in Material und Anlage richten.

So sieht man nun hier bodenständige Landhäuser für Gebirgs-, Wald-, Ebenen-, Seereviere.

Die Besonderheiten des Baugrundes werden ungezwungen zu malerischen Wirkungen ausgenutzt. Vor allem dankbar ist ein hügeliges Terrain — bei rheinischen und thüringischen Entwürfen findet sich dies Motiv gern benutzt —, und die Vorbilder alter umspannener Winzerhäuser und Wänschtspavillons der Biedermeierzeit, wie sie Schulze-Raumburg liebt, erweisen sich für solche Terraintemen anregend. Aus dem vorgelagerten Altanplatz führen links und rechts abwärts steinerne Stufen; zwischen diesen Stegen senken sich hernieder begrünte und beblünte Böschungen, von Bäumen eingefast, eine landschaftliche Architekturvignette. Und wie der Schauplatz der Raumburger Idylle Hauptmanns, „Die Jungfrauen vom Bischofsberg“, mutet das an.

Das Gesicht solcher Landhäuser wird lebhaft und temperamentvoll durch die farbige Mischung der Baustoffe. Der Sockel ist aus rau behauenen Stein, darüber das Erdgeschos mit weißem oder gelbem körnigen Putzbewurf, auf seinen Flächen liegen die grün oder rot gestrichenen oder auch in heraldischer Balkenfelderung gemusterten Fensterläden mit herzförmigen Ausschnitten, und von ihnen eingerahmt leuchtet schmuckhaft die Fensteranlage mit ihrer beweglich gegliederten Sprossenscheibenteilung in weißer Holzfassung und dem grünen Blumenbrett mit nickenden roten Geranien.

Darüber springt schirmend, überragend das Obergeschos vor. Seine Wandung ist mit einer Holzverschalung bekleidet, die braun, grau oder blau sein kann, auch Verschieferung ist beliebt, und die kräftige, tieffarbige Wandbehandlung ist wieder ein wirkungsvoller Hintergrund für die weißsprossigen Fensterfüllungen darin. Als krönendes Schlußstück darüber das Giebeldach, mit rot leuchtenden Ziegeln eingedeckt.

Charakteristische Dachausbildung war eine Hauptbedingung des Wettbewerbes, und mannigfache Variationen sieht man hier. Der Rand des Daches streckt sich bergend, schlagend vor, er läuft in kurviger, welliger Linie voll lebendiger Bewegung; oft senkt sich das Dach nach der einen Seite ab, es wird herabgezogen und deckt einen niedrigeren Nebensügel.

Das ergibt für die Physiognomie solches Baues sehr reizvolle Linien-spiele und Profilwechsel, niemals sind sie launische Willkür, immer kommen sie aus der notwendigen Gliederung der Gesamtanlage, immer sind sie Wahrzeichen des inneren Wesens eines solchen Hauses.

Der Dachorganismus ist eine Welt für sich. Gern werden in seinem ragenden Bollwerk noch Wohnräume entwickelt, die sich ihre Dimensionen und Maße von der ganz anders als der Hauptkörper des Hauses gearteten Bodenkonstruktion diktiert lassen. Sie ergibt vikant-unregelmäßige, von der korrekten Vierwände-Geradeheit abweichende Raumverhältnisse. Die Wände stehen hier nicht lotrecht, die Decke liegt nicht rechtwinklig auf ihnen, sondern sie gehen stumpfwinklig in die Dachschrägen über. Und diese Schrägung wird zu dankbarer und traulicher Raumwirkung benutzt. Die schräg aufstrebenden Oberteile der Wand bilden z. B. eine Art Holzbalдахin über den Betten.

Und das Außenprofil der Dachwandung bekommt lebendige Unterbrechung durch den Galerieausbau der Fensterlästen, weiß gefaßt in roter Siegelummantelung.

Noch andere Funktionen kann das Dach übernehmen. Es springt — und gerade diese Spielart findet sich hier häufig — so breitrandig vor, daß es, von Pfeilern getragen, einen gedeckten Altgang um das Haus bilden hilft.

Das Gesamtabbild stellt sich dann etwa so dar: das Dach ist eine vierseitige Pyramide, einem kleineren Würfel aufgesetzt. Als Bekrönung wächst in organischer Ausbildung aus der Spitze der Schornstein, und aus den Giebel-dreieckfeldern runden sich sanft heraus, wie blinzelnde Augen, die Lufenster.

Der Rundgang rings um das Haus, unter der Dachrampe, die zum Garten führt, in den Wald leitet oder an den Strand, ist mit weißen Bänken und geflochtenen Korbmöbeln bestellt, und seine Rückwände werden gegliedert durch die abwechslungsreichen Fensteranlagen. Sie liegen wie ziervolle Friese und Schmuckbignetten in den Puzflächen. Bald als eine langgestreckte Reihe zusammenhängender kleiner, geteilter Scheibfelder, bald als eine herausgewölbte Fensterbucht, die ausdrucksvoll einen behaglichen Rojenplatz des Innenraums anzeigt.

Reges Interesse konnte man bei den Besuchern dieser Modell-Miniaturen merken, gesunde Wünsche und Bedürfnisse haben sie erweckt. Im nächsten Jahr soll in der Umgebung Berlins eine Anzahl, besonders aus der billigsten Gruppe, wirklich mit vollständiger Inneneinrichtung — für sie ward Bruno Paul gewonnen — ausgeführt werden, eine Freiluft-Ausstellung für moderne Lebenskultur.

Bruno Paul, der neue Direktor des Berliner Kunstgewerbemuseums, der bei seinem ersten öffentlichen Auftreten — mit einer Interieurserie in der Großen Kunstausstellung — die Goldene Medaille erhielt, wird an seiner neuen Stelle der Bewegung sehr nützlich werden. Seine Art, die gegenüber den allzu experimentierlüsternen Problematikern und den zu naturburleskenhaften Puritanern in der angewandten Kunst, nach weltmännisch-gesellschaftlichem Komfort in der Einrichtung strebt und dabei mit klugem Takt immer material- und nutz-

gerecht bleibt, ist sehr geeignet, auch solche Kreise zu erobern, die bisher dem neuen Wesen spröde gegenüberstanden und lieber in den Bahnen der historischen Stile gingen. Zu dieser zurückhaltenden Gruppe gehörten bis vor kurzem unsere großen Schiffsgesellschaften. Merkwürdig, diese sonst in den technischen und wirtschaftlichen Angelegenheiten so vorgeschrittenen und weitblickenden „königlichen Kaufleute“ wollten nichts davon wissen, daß der so eigentümliche, auf ganz anderen Bedingungen als die Festlandhäuser beruhende Schiffsorganismus eine aus seinem Wesen abgeleitete Innenarchitektur bekäme. Es wurde ihm eine Schloßarchitektur von üppiger Fülle aufgedrängt, und die Ingenieurschöpfungen des Maschinenzeitalters gingen im Brokatkostüm französischer Fürstenstile des achtzehnten Jahrhunderts. Jetzt bereitet sich hier eine Wandlung vor. Ein erster Schritt ist gemacht.

Der Lloyd bestellte bei Bruno Paul einen Rauchsalon. Er zeigt, ebenso wie die Riemerschmiedschen Offiziersmessens des deutschen Kriegsschiffs S. M. S. Sabicht, die man im vorigen Jahr in Dresden sah und die hier auch beschrieben wurden, durchaus „steamer-style“. Aus der Besonderheit des Schiffsbaus ist er entwickelt und er schillert nicht in die trügerische Sphäre des Königschloßerfills hinüber.

Ein großzügig geführter Mahagonischrein ist der Raum, grotesk gesprochen eine mächtige Holzklisse für Menschen. Die rötlich-warm-flammigen Wände sind abwechslungsreich gegliedert durch schmale aus dem Paneel herausgebauete, von Facettenscheiben funkelnde Schränkchen. Neben ihrem Schrankberuf übernehmen sie zugleich — das ist moderne Zweckästhetik — raumgliedernde Funktionen und umfassen, nischenbildend, behaglich tiefe Sofasitze. Alle Zweckfaktoren sind gleichzeitig lebender Schmuck: die Bronzefüllung der Heizverkleidung mit ihrem mattgoldschimmernden Filigranmuster; die in Frieseshöhe angebrachte Reihe Wandlaternen, die als opalisierende Inkrustation in der dunkeltonigen Holzfläche wirken; die Tür mit ihrer Mittelfüllung aus abgetönter Schachbrett-Intarsia, der Schlüsselplatte aus poliertem Messing und der knausigen, schmieglam in die Hand wachsenden Klinke; das Oberlichtdach der angebauten Seitenloge aus mattem Milchglas mit seiner schwarzadrigen Zellenmusterung aus Quadraten und Karos in der Art japanischer Schablonen.

Und dieser neue Weg in der maritimen Innenarchitektur ward weiter verfolgt bei der Rabineneinrichtung des jüngsten imposanten Lloydampfers, der „Kronprinzessin Cäcilie“. Die Repräsentationsräume stolzieren freilich auch hier noch im Schloßpomp, und die Säulenordnung, die als Hauptvoraussetzung doch die festgegründete Erde hat, will nicht zum beweglichen Element passen, das ihr Charakterbild und ihren Rhythmus schwankend zur Grimasse verzerrt wird. Aber in den privaten Räumen, den Passagierwohnungen dieses Ocean-Hotels, gibt es viel Erfreuliches.

Außer Bruno Paul haben Ulbrich und Riemerschmied hier mitgewirkt.

Ulbrich strebt wie immer nach kareffanten, frauenhaften Wirkungen, er ist Meister der zärtlichen Künste, das alte „Boudoir“ in neuer Form aufleben zu lassen. Und dabei wird doch nicht der Schiffscharakter vertuscht.

Freilich viel konsequenter und konstruktiver verfährt Riemerschmied, der „Möbelingenieur“. Er geht immer darauf aus, aus der „Not eine Tugend“ zu machen und aus ihr ein ästhetisches Motiv zu gewinnen. Er benützt die dem Schiff eigentümlichen Wandschrägen zu Raumwirkungen — ein gleiches sahen wir vorher in den Dachgeschossen des Bauernhauses.

Die reife Materialkultur, die Riemerschmieds Holzbehandlung in den Kojen des Hauses Erarbach auszeichnet, die findet man hier wieder. Von einer warm umhüllenden, einlullenden Behaglichkeit müssen diese ganz mit Holz ausgefütterten Trinkstübchen sein, auf denen in Kassettenfelderung die Decke aufliegt mit dem leuchtenden elektrischen Glockenmond in jedem Biered.

Farbige Holzmischnngen mit Intarsien und Unterlegungen, grau und rot, perlmutterdurchflimmert, ergeben mit natürlichen Mitteln phantastische Stimmung.

Die Schlafkabine ist weiß getäfelt, die Wände quadratisch gefeldert, und auf dem weißen Holz werden alle metallischen Rutzteile, die elektrischen Schalter, die beweglichen Armleuchter, die Salen in ihrer schönlinigen Form zu belebendem Zierate.

Und hier kann man die Erfüllung eines Wortes fühlen, das für jeden Innenarchitekten eines Schiffes Leitpruch sein sollte.

Maupassant, der Seefahrer auf seinem guten Schiff „Bel-ami“, sagt es in seinem Tagebuch der Vie errante: „Der Luxus einer Nacht liegt in dem blanken Holz und dem polierten Kupfer.“

Felix Poppenberg



Zu unseren Kunstbeilagen



„Herbst“ und „Allerseelen“ — die Stimmungen, die uns jetzt beherrschen. Das Bild der Herbstallee von Heinrich Liesegang wetteifert dem großen Maler unserer Natur nach und zeigt in frischer Skizze das bunte Farbgewimmel, das der Herbst über unsere Natur gießt. Ernst und schlicht erzählt A. v. Brandis von dem herben Leid, wenn das Alter die Jugend begräbt. Der Tärmer bringt in den nächsten Hefen von beiden Künstlern eine größere Auswahl von Bildern, so daß wir dann Gelegenheit haben, uns eingehender mit ihnen zu beschäftigen.

Die Nachbildungen von Werken Canovas gehören zum Hauptartikel unserer heutigen Kunstabteilung.

Mit dem Selbstbildnis Angelika Rauffmanns (1741—1807) sollte an die Wiederkehr des 100. Todestages dieser einst viel bewunderten Künstlerin erinnert werden. Ihr Leben verlief wie ein Roman, doch blieb sie in ihrem innersten Wesen davon unberührt. So gehört sie zu den sympathischsten Gestalten der deutschen Künstlerkolonie, die im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts in Italien der Kunst und einer vornehmen, anregenden Geselligkeit lebte. Auch Goethe hat in ihrem Hause oft verkehrt und in seiner „Italienischen Reise“ manches von ihr erzählt. Sehen wir heute auch noch schärfer die Mängel ihrer Zeichnung, die Kraftlosigkeit ihrer Farbgebung, dem Liebreiz, der aus ihren Bildern spricht, wird sich niemand entziehen. Verfenkt man sich aber in ihre Gesichtszüge, so erkennt man, daß die Quelle dieser Anmut ihr eigenes Wesen war.





Vom Nationalen in der Musik

Zu Edvard Griegs Gedächtnis

Von

Dr. Karl Stora

Mit Edvard Grieg hat der skandinavische Norden seinen berühmtesten Komponisten verloren. Man darf nach meinem Gefühl heute nicht mehr sagen: den charakteristischsten Komponisten. Denn in der Hinsicht als Rinder des Tiefsten im seelischen Leben, als eigenartigster Vertreter nordischen Geistes, nordischer Weltanschauung in der Musik muß heute Christian Sinding gelten. Aber Grieg war der weit bekanntere, weil viel liebenswürdiger, seiner ganzen Art nach zugänglicher. Ist er doch sogar in unserer Hausmusik heimisch geworden. Daraus kann man allerdings bereits den Schluß ziehen, daß bei ihm das ausgesprochen Nationale weniger als der schöpferische Urgrund auftritt, denn als Würze. Der Begriff des Nationalen in der Musik ist schwer zu umgrenzen. Vor bald anderthalb hundert Jahren hat Gluck in einer Pariser Zeitschrift erklärt, er wolle dem lächerlichen Unterschied der nationalen Musik ein Ende machen. Dabei empfinden wir heute, daß mit Gluck, trotzdem er französische oder italienische Texte vertonte, das eigentlich Deutsche in die Opernmusik hineingetragen sei. Gluck hatte eben bei seinem Ausspruch den Musikstil im Auge, also rein formale Unterschiede, nicht die Art zu empfinden. Die letztere wird bei jedem wirklich bodenständigen Künstler ja national sein müssen, selbst bei jenen, die am gewaltigsten in ihrer Persönlichkeit emporkamen. Selbst bei Geistern wie Beethoven, Goethe oder Shakespeare, deren Häupter so hoch ragen, daß sie die ganze Erde und ihre Herrlichkeit überschauen, bleiben die Füße stehen in dem sichereren Urgrund ihres Volkstums. Daß wir die Musik als Universalsprache bezeichnen können, als eine Sprache, mit deren — um nun einmal im Bilde zu bleiben — Wortschatz und Sastechnik die Söhne aller Völker sich aus-

judrücken vermögen, ist geschichtlich geworden. Es hat das seine Ursache darin, daß die eigentliche musikalische Entwicklung von wenigen Völkern getragen worden ist, daß zu diesen Völkern das deutsche gehört, dessen wunderbarste Kunst Eigenschaft in der Universalität beruht. Diese Universalität bedeutet aber nicht Verwischung der nationalen Unterschiede, sondern Übernahme des von den Fremden ausgestalteten Besizes, Durchbringen desselben mit dem eigenen Geiste, also lezterdings Eindeutschung des von der Welt Geschaffenen.

Der einzige Mozart hat zu dieser Entwicklung der Musik als Weltsprache mehr beigetragen, als alle anderen Komponisten zusammen. Wir Deutsche sind so sehr gewöhnt, daß die große Linie der Musikentwicklung von uns bestimmt wurde, daß wir nicht so stark wie die anderen Völker nun fühlen, daß auch bei den anderen größten Komponisten das Nationale stark empfunden wird. Wer die französische und italienische Art des Musikempfindens, um nur die zwei anderen wichtigen Kulturvölker zu nennen, kennt, der weiß, wie sehr sie sich Bach und doch auch Beethoven anpassen mußte, um wirklich ein engeres Verhältnis zu den beiden zu bekommen. Mit Brahms sind sie bis auf den heutigen Tag nicht fertig, mit Wagner trotz aller Begeisterung auch nicht. Umgekehrt gehört die bei deutschen Musikkritikern ja keineswegs seltene Überhebung dazu, um zu glauben, daß man bei uns italienische Opernmusik oder die französische Spieloper wirklich ihrem eigentlichen Leben gemäß aufführe. Also im tieferen Sinne des Wortes sind nationale Unterschiede in der Musik sehr stark ausgeprägt und sie werden nur durch eine gewisse Gleichartigkeit der Formengebung verwischt. Diese Gleichartigkeit aber beruht wie gesagt auf der geschichtlich gewordenen Arbeit einzelner universal veranlagter Geister, die eben die Formensprache aller Länder sich zu eigen machten und es so erreichen konnten, daß die Form lediglich Ausdrucksmittel wurde. Form hier natürlich nur insoweit, als darunter die Art der Harmonik, der Melodiebildung, der Rhythmen begriffen wird, nicht hinsichtlich der größeren Gebilde, die in ihren Grundformen ja auch von allen möglichen Seiten her übernommen, aber dann mehr in sich selber und aus sich heraus weitergebildet wurden. So sind die Tanzformen, in denen wir die Grundelemente der großen Formen Suite, Sonate, Symphonie erkennen, national gewesen. Aber die erwähnten großen Formen wurden dann aus diesen Elementen weitergebildet ohne Rücksicht auf die ursprüngliche Bedeutung und Geltung dieser Grundelemente. Man könnte sich so ausdrücken, daß hier bereits zur künstlerischen Gestaltung gelangte nationale Musikkräfte nochmals als Rohmaterial behandelt wurden.

Diese Entwicklung zur Gleichheit oder völligen Austauschmöglichkeit der musikalischen Formensprache war dadurch begünstigt, daß die für die musikalische Entwicklung bedeutsamen Völker, wenigstens hinsichtlich der Musik, auf dem gleichen Kulturunterbau mit gleichen Kulturkräften arbeiten. Es ist in dieser Hinsicht gleichgültig, ob die Urbewohner der heutigen deutschsprachlichen Länder, die Frankreichs, Italiens und Englands ursprünglich eine

eigene Musik mit eigenartigen Tonfolgegesetzen, sagen wir nationalen Tonleitern und ursprünglichen Rhythmen besessen haben. Tatsache ist, daß diese Kräfte dann höchstens nur als Befruchtungsmittel auf eine sonst allen gemeinsame Kulturentwicklung eingewirkt haben, deren Triebkräfte von ganz anderer, keinem dieser Völker verwandter Seite herkamen. In der Tat ist in der Entwicklung der Musik manches in seinen psychologischen Ursachen dunkel. Wir können uns nicht erklären, wie auf einmal die Sehnsucht nach Mehrstimmigkeit in die Welt kam. Es ist sehr leicht möglich, daß die alten Germanen oder Gälten etwas derartiges besessen haben. Sicherlich waren auch unsere heutigen Tongeschlechter dur und moll durch Volksmusik längst vorbereitet, als in der eigentlichen Kunstmusik die alten diatonischen Kirchentonarten noch durchaus gesetzgeberisch walteten. Aber sei dem wie ihm wolle, innerhalb der Geschichte der Musik, wie wir sie heute sehen, treten diese Kräfte nicht als nationale auf, sondern sie werden auf einmal an den verschiedensten Orten wirksam und bleiben in ihren Wirkungen Gemeingut aller an der musikalischen Entwicklung beteiligten Völker.

Diese Entwicklung der Musik vollzieht sich in der Kirche und ist so universal, wie diese mittelalterliche Kirche. Das Christentum brachte in die Welt die Betonung des Seelischen, die Gleichgültigkeit gegen die Materie, deren Überwindung zum höchsten Lebensziel wurde. Für diese transszendentale Weltanschauung wurde die Musik der natürliche Kunstausdruck. Von allen Künsten am wenigsten behaftet mit Materie, vermittelt sie den Ausdruck eines rein seelischen Verlangens, das nicht beeinflusst wird, das zunächst wenigstens nichts zu tun hat mit nationalen Verschiedenheiten. Das Christentum gab einen Gott der ganzen Welt. Das Verhältnis der Menschenseele zu diesem Gott vermittelte künstlerisch die Musik. Der Choralgesang der alten Kirche, mögen in ihm hebräische und griechische Melodien stecken, hatte nichts Nationales an sich. Jene Melodien waren ja losgelöst von dem, was national gewesen war an den Dichtungen. Die Worte, die ihnen jetzt unterlegt wurden, trugen rein religiösen Charakter, und darüber hinaus wurden diese Melodien zum wortlosen Jauchzen der von Liebe und Begeisterung zu Gott erfüllten Seele (Augustinus). Mit dem Christentum fand dieser Choral Eingang bei allen Völkern. Er wurde die Musik dieser Völker. Wir wissen, wie die Germanen sich darum mühten, trotz des Gespöttes der Römer über ihre rauhen Kehlen; wir wissen aus Gregors von Tours Berichten, daß die Gallier bei ihren Gastmählern Melodien des römischen Chorals sangen. Dieser Choral wurde die Grundlage, aus der sich die ganze weitere Musik entwickelt hat. Gewiß mit Beeinflussung und Befruchtung von allen möglichen Seiten. Aber wir können doch lediglich von einer rein künstlerischen Entwicklung sprechen. Erst später, als mit der Renaissance das Individualitätsbewußtsein in die Welt hinausgetragen wurde, kam es dazu, daß mit gesteigertem Persönlichkeitsausdruck mehr nationale Stile in der Musik sich entwickeln konnten. Aber es ist doch klar, daß die inneren Formelemente dieselben blieben. So fiel

es dann auch nicht schwer, daß die aus diesen Formelementen entwickelten Stile nachher ausgetauscht und wechselseitig verarbeitet werden konnten.

Auf dieser Linie konnte sich bis heute das Nationale in der Musik nur im Geistigen, nur in der Fühlweise zeigen. Denn zu diesem gehört es auch, wenn die Italiener mehr die Ausbildung der großen Melodielinien, die Franzosen das eigentlich Rhythmische, die Deutschen die Ausdruckselemente der harmonischen Stimmführung ausbildeten. Das war die aus der völkischen Veranlagung und nationalen Sehnsucht sich ergebende Vorliebe für eine besondere Seite in dem allen gemeinen Gute der Musik. Für das eigentliche Elementargut dieser Musik konnte eine ausgesprochen nationale Befruchtung nur dann erfolgen, wenn man melodische, harmonische und rhythmische Bildungen solcher Völker übernahm, deren Musik sich abseits der allgemeinen Entwicklung ausgebildet hatte. Am frühesten geschah das bezeichnenderweise mit der Musik der Zigeuner. Dieses Völklein war — halb verfermt, halb in freiwilliger Abgeschlossenheit — unberührt geblieben von der gesamten kulturellen Entwicklung des Abendlandes. Mitten zwischen den anderen hatte es die Eigenheiten des Naturvolkes bewahrt, hatte sich frei gehalten von der gesamten Kulturbewegung, von Staat, Kunst, Religion. Das Mittel, wodurch es die seelische Widerstandskraft gegen diese überlegene Umgebung sich bewahrte, das ihm die Idealisierung seines eigenen Seins gab, war die Musik. Franz Liszt, der mit wunderbar psychologischem Tiefblick die Empfindungswelt dieses fremden Stammes uns dargestellt hat (*Des Bohémiens et de leur musique en Hongrie*), gibt dafür die feinsinnige Erklärung. Ich muß hier aus räumlichen Gründen auf Liszts Buch selbst verweisen oder auf die Ausführungen meiner Musikgeschichte, in der ich die Zigeunermusik ausführlich behandelt habe (S. 41—56).

Wir halten uns hier an die Tatsache, daß mitten zwischen den anderen Völkern auf ganz eigenen formalen rhythmischen und harmonischen Elementen eine Musik sich zu höchster Blüte, zu einer ganz eigenartigen Herrlichkeit entwickelt hatte, die mit der Kunstmusik der übrigen Völker eigentlich nichts zu tun hat. Aber dieses Völklein lebte fast von seiner Musik; jedenfalls trug es diese überall hin und schließlich wohnte es ja in unmittelbarer Nachbarschaft jener deutschen Landstriche, in denen die größte deutsche Musikentwicklung vor sich ging. So haben wir denn auch den Fall, daß Zigeunermusik zuerst als ausgesprochen nationales Element in unserer Kunstmusik auftaucht. Wir können die Spuren davon schon in sehr alter Musik finden; in ausgesprochenem Maße dann in unserer klassischen Musik, bei der die Verwendung ungarischer Motive sehr häufig ist. Aber das ist Verwertung nationaler Musikelemente in unnationalen Geist. Es ist genau so, wie wenn ein deutscher Künstler etwa einen orientalischen geschichtlichen Stoff malt. Mit der nationalen Malerei der Japaner, Chinesen oder Inder hat etwas derartiges bei aller Kostümtreue nichts zu tun. Außerdem wurde in der Musik nicht einmal diese kostümlische Treue bewahrt; denn damit man diese national-zigeunerischen Melodien in der Kunstmusik thematisch

vertwerten konnte, mußte man sie in ihrer Harmonik dieser Kunstmusik anpassen, und dadurch ging eigentlich das Charakteristischste ihrer Merkmale verloren. Man sieht ein, daß auf diese Weise die Verwertung nationaler Musik niemals wirklich bedeutungsvoll hätte werden können, und so ist denn auch die zumal in Opernballetts nicht seltene Verwendung erotischer Musik als thematisches Material bedeutungslos geblieben.

Die wirklich bedeutungsvolle Wandlung in diesen Verhältnissen konnte erst eintreten, als die Musik ein „Dichten in Tönen“ wurde. Das Wort stammt von Beethoven. Trotzdem ist bei ihm die häufige melodische Verwendung zigeunerischer Musik keine andere, als die eben geschilderte. Das liegt daran, daß Beethoven nur Psychodramen gab, daß er nur das Erleben seiner Seele dichtete. Dieses Erleben war deutsch und die Ausdrucksform blieb es. Ein anderes wurde es, als der Begriff „Dichten in Tönen“ enger, sagen wir gegenständlicher, gefaßt wurde. Es geht uns hier nichts an, ob das für die Musik an sich einen Fortschritt bedeutet, ob nicht dadurch, daß der innere Gehalt aus dem rein Seelischen in das von der Umwelt bestimmte, mehr Körperliche Erlebnis umgewandelt wurde, das ureigenste Gebiet der Musik preisgegeben wurde. Die Beethovensche Symphonie führte zur symphonischen Dichtung. Beethovens Dichten in Tönen führte zur Sondichtung. Auch wo die letztere musikalisch die getreue Fortsetzung des von unseren Klassikern Geschaffenen ist, bedeutet sie eine Annäherung an das Wesen der Wortdichtung. Man nehme die poetischen Stimmungsbilder Schumanns. Zum wenigsten ist hier der Augenblick oder die Situation, aus der die betreffende Empfindung fließt, ein geistig Begebenes, nicht mehr in der Musik Liegendes. Die symphonische Dichtung ging dann dahin, daß irgend ein bestimmtes Erleben eines bestimmten Menschen, daß irgend eine Erscheinung der Welt also in Tönen ausgedrückt wurde. Nicht mehr war Inhalt der Musik die Idee selber, wie Schopenhauer es noch betont hat, sondern Abbilder dieser Idee. Möchte diese aus dem innersten persönlichen Erleben des Komponisten selbst oder von dem, was er aus der Umwelt nahm, geschöpft sein, das bleibt sich gleich. Der entscheidende Punkt liegt darin, daß die Musik jetzt etwas ausdrückt, was auch auf anderem Wege geistig materialisierbar ist. Gewiß behält sie ihre besondere Ausdrucksweise. Sie wird das Faustproblem zum Beispiel anders verkünden als der Dichter. Aber dadurch, daß sie sich mit der Idee Faust verbindet, hat sie schon ihre ursprüngliche Macht, das Faustische selbst auszudrücken, aufgegeben und bietet bloß einen Fall. In Wirklichkeit hat sich bekanntlich die Entwicklung der symphonischen Dichtung viel äußerlicher, viel unmusikalischer vollzogen, als die von uns eben gekennzeichnete musikalisch reinsten Möglichkeit. Die symphonische Dichtung ist mehr eine Nachdichtung geworden. Den Inhalt von Sagen, Mythen, von Dichtungen, Gemälden; das Wesen großer Persönlichkeiten, gewaltiger Geschehnisse; kurz und gut irgend ein zur fassbaren Wirklichkeit gewordenes Erleben, also im Schopenhauerschen Sinn irgend ein Abbild der Idee, wurde musikalisch mitgeteilt,

je nach der musikalischen Kraft des Schöpfers in einer mehr äußerlich schildernden oder innerlich gefühlsmäßig erfaßten Weise. Mit dieser Bestimmtheit des Inhalts verliert die Musik zunächst die Universalität dieses Inhalts. Es gibt nur wenige Weltprobleme, für die zum Beispiel irgend eine Vorstellung dichterischer Gestaltung die von allen Völkern anerkannte typische Bedeutung gewonnen hat. Dann aber brachte diese Art der musikalischen Entwicklung das Streben nach erhöhter Deutlichkeit, nach schärferer Charakterisierungsmöglichkeit des musikalischen Ausdrucks. Daraus ergab sich das Bestreben, die rein musikalischen Ausdrucksmittel zu vermehren.

Und nun gewann auf einmal alle jene Musik, die unter besonders charakteristischen Umständen aus einer eng umschriebenen Umgebung herausgewachsen war, eine vorher ungeahnte Bedeutung. Sie vermochte jetzt nicht nur motivisches Material zu liefern, sondern wurde Charakterisierungsmittel. So ist es kein Zufall, daß das Aufblühen der sogenannten Nationalmusiken scheinbar als Gefolgschaft der modernen Musikentwicklung enger umschrieben, geradezu Hand in Hand mit der symphonischen Dichtung vor sich geht.

Für uns Deutsche, für Frankreich und auch Italien konnte das nicht so schroff hervortreten, weil die große Entwicklung sich in diesen Ländern vollzogen hatte und darum auch das musikalische Gut dieser Länder von ihren Komponisten immer verwertet worden war. Immerhin war es natürlich auch jetzt ein anderes, wenn man das ausgesprochen Volkstümliche möglichst schroff betonte, anstatt es einer allgemein entwickelten großen Form idealistisch zu nähern. Ganz anders aber wurde das Verhältnis, wenn nun Komponisten jener Völker, die bisher an der großen Musikentwicklung nicht teilgenommen hatten, die vermöge ihrer Abgeschlossenheit besondere Melodiebildungen, eigentümliche Rhythmen, ja sogar auf ganz anderen Grundsätzen fußende Harmonik bewahrt hatten, auftraten und nicht mehr die international ausgebildete Musiksprache übernahmen, sondern für einen ausgesprochen nationalen Gehalt auch die ihrer Nation eigentümliche Musik in ausgiebigem Maße verwerteten, ja darüber hinaus auch für weit über aller Volkstümlichkeit liegende Formen die Bildungsgesetze zu gewinnen suchten.

Auf diese Weise ist bekanntlich besonders die neuere russische Musik zu einer hervorragend charakteristischen Erscheinung geworden. Aber auch die Böhmen und der ganze skandinavische Norden ist von dieser nationalen Entwicklung ergriffen worden, die schließlich in einer mehr äußeren Vermehrung der musikalischen Ausdrucksmittel ausmünden muß. Denn diese nationalen Eigentümlichkeiten lassen sich ja studieren; sie lassen sich selbstverständlich auch rein formal betrachten, loslösen von ihrem nationalen Inhalte, und so können sie einfach zu einer Bereicherung der rhythmischen melodischen und harmonischen Elemente der allgemeinen Kunstmusik geführt werden. Schon sind wir ja so weit, daß von mancher Seite eine Bereicherung unserer Musik durch die Verarbeitung der exotischen Musik angestrebt wird. Diese Entwicklung wird begünstigt durch die heutige gesamte Entwicklung der Musik, in der man von außen an die Dinge heranzutreten pflegt, in

ihrer ausgiebigen Charakterisierung und Schilderung bereits den typischen Inhalt erschöpft zu haben glaubt. Doch ist natürlich nicht zu verkennen, daß alle Bereicherung der Formen auch zu einer Bereicherung des Geistigen und Seelischen werden kann, weil dadurch die Möglichkeiten, seelisches Erleben auszudrücken, vermehrt werden. So wird auch diese Entwicklung der Musik zum Segen gereichen, wenn das, was sie uns gebracht hat, von einer wirklich urmusikalischen, großen Künstlernatur verwertet wird.

Einstweilen haben wir neben viel Abstoßendem eine Reihe von Werken erhalten, die zum wenigsten fesselnd sind. Wir haben des ferneren neben Werken, die durch die übermäßige Hervorkehrung dieser nationalen Sondertümligkeiten ihren Wirkungskreis sich selber eng umgrenzt haben, auch solche erhalten, in denen diese besonderen Mittel in einer Weise verwertet sind, daß wir sie als Reiz empfinden, daß sie uns dazu verhelfen, zu jenem Stimmungsuntergrund zu gelangen, aus dem sich dann rein musikalisch ein allgemein verständlicher seelischer Gehalt herausbildet.

In dieser Hinsicht bei weitem nicht am größten, aber jedenfalls am liebenswürdigsten von allen diesen nationalen Musikern ist Edvard Grieg. Es liegt das sicher daran, daß Grieg in Selbsterkenntnis seiner Gaben die großen Formen gemieden hat. Er hat keine symphonischen Dichtungen geschrieben und auch keine Opern; er hat also keine Werke geschaffen, in denen ein großer, nationaler Gehalt Gestaltung suchte. Er hat überhaupt diese letztere Entwicklung des Dichtens in Tönen, aus der ja sonst eigentlich erst die Nationalmusik hervorgewachsen ist, nicht mitgemacht. In seinem Verhältnis als Dondichter steht er an der Seite Robert Schumanns, das heißt, er ist vor allen Dingen Lyriker, nicht Epiker, wie es eigentlich die symphonische Dichtung verlangt. Die Lyrik aber ist auch als ausgesprochene Wortdichtung universal. Was ihr das nationale Gepräge verleiht, ist mehr äußerliche Einkleidung. Der Gehalt aber ist allgemein menschlich. So ist es denn auch in Griegs Musik. Er spricht norwegisch; er spricht, wenn wir einmal bei dem Bilde der Dichtung bleiben wollen, nicht in der Schriftsprache, sondern in der Mundart. Das zieht natürlich Grenzen. Das eigentlich Große ist von vornherein ausgeschlossen. Nicht weil es der Mundart unmöglich wäre, es auszusprechen, sondern weil sich für den Hörer mit der Mundart die Begriffe des Eingengten, des nicht zur vollen Kulturhöhe Erwaachsenen verbinden. Andererseits ist hier der Reiz der Ursprünglichkeit, der Bodenständigkeit. So läßt sich im wesentlichen Griegs Kunst zusammenfassen in den Begriff des Stimmungsbildes. Manche dieser Stimmungen vermochten nur in dieser Form in seiner norwegischen Heimat zu erblühen, andere erhalten dadurch doch nur die charakteristische Färbung. Auf diese Weise sind vor allen Dingen seine Klavierstücke, die Humoresken, die lyrischen Stückchen, die norwegischen Lieder und Tänze, die Bilder aus dem Volksleben usw. zum Gemeingut der Klavierspieler aller Länder geworden. Ihr Stimmungsgehalt ist nicht ausgesprochen norwegischer, als er in Schumanns derartigen Stücken deutsch, als er bei Chopin polnisch ist.

Nur daß wir diese Rhythmen, die Harmonisierung aus unserer Kunstmusik nicht so gewohnt sind, macht diese Musik fremdartiger, gibt ihr zunächst einen besonderen Reiz, wirkt aber auch leicht als Manier und wird einem überdrüssig. Neben diesen Klavierstücken haben vor allen Dingen Griegs Lieder in Deutschland Beifall gefunden. Darunter sind einige — sie stehen allerdings bereits in op. 2 —, die zeigen, daß Grieg vielleicht tiefere Wirkungen ausgeübt hätte, wenn er sich nicht später so grundsätzlich in die nationalen Eigentümlichkeiten festgelegt hätte. Größere musikalische Gebilde sind Grieg nicht gelungen. Sein Klavierkonzert wäre allenfalls hier zu nennen. Die Suiten zu Ibsens Peer Gynt sind auch bloß eine Aneinanderreihung kleiner Stimmungsbilder. Um das Musikleben seiner Heimat hat sich Grieg vielfach verdient gemacht, und er selber erfreute sich auch als Klavierspieler allgemeiner Wertschätzung. Daß seine Einschätzung als Komponist in den letzten Jahren zurückgegangen ist, ist unverkennbar. Vielleicht dürfen wir darin ein Zeichen dafür sehen, daß jene doch mehr äußerliche Verwertung des Nationalen in der Musik nicht mehr die Wirkung ausübt wie früher, so daß wir vielleicht auch hier wieder auf dem Wege zur Innerlichkeit stehen.



Vom Zug der Toten

Bognaß Brüll, der im September starb, ist wenig über sechzig Jahre alt geworden (geboren 1846 zu Proßnitz in Mähren). Er war ein ausgezeichneter Klavierspieler und vorzüglicher Lehrer seines Instruments. Am bekanntesten wurde er durch seine Oper „Das goldene Kreuz“ (erste Aufführung 1875), neben der gelegentlich auch noch der Einakter „Uringoire“ (1892) im Spielplan unserer Bühnen erscheint. Seine zahlreichen übrigen Opern haben nie rechte Beachtung gefunden. Die beiden genannten aber gehören zu den wertvollsten Früchten, die auf dem wenig ergiebigen Felde der deutschen Spieloper gewachsen sind. Sie beweisen aufs neue, daß die deutsche Form der Spieloper das Liederspiel ist. Dazu gehört allerdings vor allem die Fähigkeit echter Melodiegestaltung. Sie war Brüll in hohem Maße gegeben, wie auch seine zahlreichen Lieder und Klavierstücke beweisen. Aus diesen ließe sich eine sehr brauchbare Auswahl fürs Haus zusammenstellen; ebenso bieten seine Kammermusikwerke viel Schönes für die häusliche Musikkpflege. Wir stehen auch bei Brüll vor der Tatsache, daß Komponisten, deren eigentlicher Beruf dieses Schaffen in einfachen Formen ist, von der Kritik wenig beachtet und darum nicht genug bekannt werden. Umgekehrt bietet leider auch Brüll einen Beleg dafür, daß solche Komponisten leicht zu viel schreiben. Aber die letzte Ursache auch hierfür ist der traurige Zustand unserer heutigen Hausmusik, die sich ihre Aufgaben entweder viel zu hoch greift, oder in den Niederungen der Singeltangel-Literatur stecken bleibt. —

Am 3. Oktober erreichte uns dann aus dem fernen Libau die Kunde, daß Alfred Reisenauer dort in der Blüte der Jahre von einem Herzschlage hingerafft worden sei. Von den zahlreichen Klavierspielern der Gegenwart

danke ich kaum einem so wunderschöne Stunden, wie ihm. Er war ein Vollblutmusiker und hatte die rechte Freude am Klavier selbst, dem er durch seinen prachtvollen Anschlag auch rein tonlich köstliche Reize abgewann. Nie werde ich vergessen, wie er Schubertsche Sonaten sang. In meinen Papieren finde ich eine handschriftliche Biographie des Künstlers, die er mir vor einigen Jahren zur Verfügung stellte, und die ich hier folgen lasse, da sie mancherlei wenig Bekanntes enthält.

„Alfred Reisenauer wurde am 1. November 1863 geboren. Schon in frühester Kindheit zeigten sich bei ihm nicht nur große Freude an der Musik, sondern auch entschiedene Zeichen der Begabung. Stundenlang konnte er als Kind von vier Jahren zuhören, wenn seine Mutter Klavier spielte, und mit fünf Jahren begann sie, auf des Kindes dringendes Bitten, ihn im Klavierpiel zu unterrichten. Mit überraschender Leichtigkeit überwand er die ersten Elemente, und spielte mit 6½ Jahren das erste Präludium von Bach. In dieser Zeit wurde er zu Louis Köhler geführt, der nun gemeinsam mit der Mutter den Unterricht forsetzte, indem diese, in seinem Sinne, die Übungen leiten mußte. Mit 11 Jahren spielte er das italienische Konzert von Bach, — das H-moll-Konzert von Hummel und die Es-dur-Sonate opus 53 von Beethoven. Mit diesem Programm wurde der Knabe bei Liszt vorgestellt, um des Meisters Meinung zu hören, ob man ihn solle die musikalische Laufbahn ergreifen lassen. Liszt war durch die Leistungen hoch erfreut und überrascht und sagte, daß hier der Musikerberuf der vorgezeichnete Lebensweg sei. Der Knabe wäre bei Louis Köhler in den besten Händen; von ihm solle der Unterricht geleitet werden, bis der Schulunterricht beendet; dann, und vorher schon in den großen Ferien, solle er zu ihm kommen. Und so geschah es auch. Drei Sommer ging die Mutter mit ihm nach Weimar, und als er mit 15¼ Jahren sein Abiturientenexamen gemacht hatte, zu Liszt nach Rom.

Zwei wesentliche Dinge sind es wohl, die seiner Künstlerlaufbahn einen festen Grund gelegt haben: die vollendete klassische Bildung, die ihm gegeben wurde, und das völlige Zurückhalten von der Öffentlichkeit; er ist nie als Wunderkind produziert worden. Erst in Rom betrat er zum erstenmal das Podium. Der Kardinal Hohenlohe veranstaltete in der Villa d'Este in Civoli ein Wohltätigkeitskonzert, und da hielt Liszt es für angemessen, daß der Jüngling sich in der Öffentlichkeit versuche. An seiner Hand ging er auf das Podium — mit Liszt vierhändig Märsche von Schubert spielend —, begann er seine öffentliche Tätigkeit, und erntete bei einigen Solonummern rauschenden Beifall. Auch der damalige deutsche Botschafter, Herr v. Reubell, interessierte sich lebhaft für den jungen Künstler und studierte mit ihm seine Lieblingskomponisten Schubert und Mendelssohn. Nach zweiwintertlichem Aufenthalt in Rom konzertierte er in London, Leipzig, Berlin und andern deutschen Städten, ging dann nach Rußland, wo er so populär wurde, daß er das weite Reich zehn Jahre durch von Süden nach Norden, ja bis Sibirien und China konzertierend durchkreuzte. Seit dem Jahre 1904 spielte er dann auch wieder in Deutschland, um auch im Vaterlande mit seiner Kunst heimisch zu werden, und hat bald die sehr ehrenvolle erste Lehrstelle für Klavier am Konservatorium zu Leipzig erhalten. Zu erwähnen wäre noch, daß Reisenauer auf Liszts Wunsch im Jahre 1881 Richard Wagner in Neapel besuchte. Dieser, um sein Können zu prüfen und sich von der Wärme der Lisztschen Empfehlung gebührend zu überzeugen, legte ihm die Partitur des ersten Aktes von Parsifal,

die gerade im Manuskript fertig war, vor, mit dem Wunsche, ihm einiges daraus am Klavier vorzuspielen. Reisenauer löste diese Aufgabe in hervorragender Weise, denn er brachte die gewünschte Stelle zum Vortrag, als wäre sie bereits für Klavier arrangiert. Wagner war so erfreut und überrascht, daß er sich sofort ans Klavier setzte und sein Lieblingsstück, die siebente Sonate von Beethoven, vierhändig mit Reisenauer spielte.

Auch produktive Begabung zeigte sich schon sehr früh. Mit sechs Jahren komponierte er einen Trauermarsch auf den Tod seiner Großmutter, dann kleine Tänze, Variationen für zwei Klaviere und widmete sich dann überwiegend der Liedertkomposition. Bei Behme-Hamburg, Challier und Fürstner-Berlin sind Gesänge von ihm erschienen.“

In der Lehrstelle am Leipziger Konservatorium hat er wohl die rechte Befriedigung nicht gefunden; es fehlte ihm zum Lehrer die Geßhaftigkeit. Aber auch in Deutschland ist er einer der beliebtesten und gefeiertsten Klavierspieler geworden. Als kleinen Beitrag zu den kulturellen Verhältnissen unseres heutigen Musikbetriebs möchte ich nicht verschweigen, daß sich kurz vor Reisenauers Tode bei einer Durchsicht ergab, daß er bis zum 7. April 1908 keinen Abend mehr frei hatte. Das ist denn doch ein böses Beispiel für die Hege, in die unser heutiges Konzertleben einen gefeierten Künstler hineinzureißen vermag. Vielleicht liegt auch hier eine Ursache für seinen frühen Tod. St.



Neue Bücher und Musikalien

Felix v. Weingartner: „Musikalische Walpurgisnacht.“ Ein Scherzspiel (Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1.50 M.).

Der k. k. Hofoperndirektor in Wien hat zuerst als Komponist in groß angelegten und groß gewollten, aber leider wenig ursprünglichen Schöpfungen, dann als geistvoller Theoretiker und nun auch als Dichter seine Absage an die neueste Entwicklung unserer Musik verkündet. Das vorliegende Schauspiel enthält in den Selbstcharakteristiken und Bemerkungen einzelner Parnaßbewohner — Bruckner, Wolf, Liszt, Berlioz, Schubert, Wagner — viel Feines, ist dagegen in der Bekämpfung der Ausartungen der Moderne etwas schwächlich. Schade, Spott ist hier in der Tat vielleicht die beste Waffe. Spott auch gegen unser Modepublikum. Immerhin ein lesenswertes Stücklein, obgleich es in Einzelheiten gar zu journalistisch ist. Die Dektinn hätte jedenfalls, wenn sie schon um ihres dummen Geschwäges über Wagner aufgenommen werden sollte, gründlicher abgeführt werden müssen, wozu die begeisterte Salome in ihren persönlichen Dichtungs-Offenbarungen ja genug Gelegenheit bot.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß, Bad Deynhausen i. W.
 Literatur, Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Stord, Berlin W., Landshuterstraße 3.
 Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



X. Jahrg.

November 1907

Heft 2

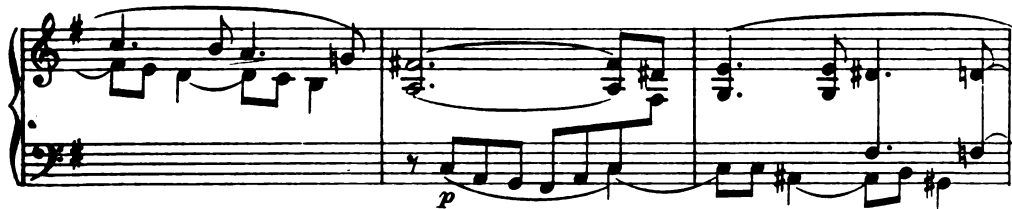
Zwei Nachtstücke

von J. v. EICHENDORFF und ROBERT SCHUMANN

a. ZWIELICHT

Langsam

PIANO



p

Dämm'- rung will die Flü - gel spre - ten,

2

schau - rig rüh - ren sich die Bäu - me, Wol - ken ziehn wie

ritard.

schwe - re Träu - me_ was will dieses Graun be - deu - ten?

pp *ritard.*

p Im Tempo

Hast ein Reh du, lieb vor an - dern, laß es nicht al -

Im Tempo

ritard.

lei - ne gra - sen, Jä - ger ziehn im Wald und bla - sen,

p *ritard.*

p Im Tempo

Stimmen hin und wie-der wan- dern. Hast du ei- nen

pp *ritard.* *Im Tempo*

Freund hie-nie - den, trau' ihm nicht zu die - ser Stun - de,

freund - lich wohl mit Aug' und Mun - de,

sinnt er Krieg im tück' - schen Frie - den.

Was heut' ge - het

p

pp *p*

Red. *

mü - de un - ter, hebt sich mor - gen

neu - ge-bo - ren. Man - ches geht in Nacht ver-lo - ren -

p

hü - te dich, sei wach und mun-ter!

b. WALDESGESPRÄCH

Ziemlich rasch

PIANO

The piano introduction consists of two staves. The right hand features a rhythmic pattern of eighth notes, often beamed in pairs, with some triplets. The left hand provides a steady accompaniment of quarter notes. The music is in a key with three sharps (F#, C#, G#) and a 2/4 time signature. Dynamics include *mf* and *p*.

The first system of the vocal score shows the vocal line and piano accompaniment. The vocal line begins with the lyrics: „Es ist schon spät, es ist schon kalt, was”. The piano accompaniment continues with the same rhythmic pattern as the introduction. Dynamics include *mf* and *p*.

The second system continues the vocal and piano accompaniment. The vocal line includes the lyrics: reit'st du ein - sam durch den Wald? Der Wald ist. The piano accompaniment features some chordal textures and rests. Dynamics include *p*.

The third system concludes the vocal and piano accompaniment. The vocal line includes the lyrics: lang, du bist al - lein, du schö - ne Brautlich führ' dich. The piano accompaniment features more complex textures, including triplets and dynamic markings like *f* and *mf*.

heim!“ „Groß ist der Män - ner Trug und

p

ca.

List, vor Schmerz mein Herz ge - bro - chen ist,

wohl irrt das Wald-horn her und hin, o

f

flieh! o flieh! du weißt nicht, wer ich bin.“

f
„So reich geschmückt ist Roß und Weib, so wun - derschön, so

wunderschön der jun - ge Leib; jetzt kenn' ich dich, Gott

ritard. f Im Tempo

f ritard. Im Tempo
steh' mir bei! du bist die Hexe Lo - re - ley!“

ritard. Im Tempo

p
„Du kennst mich wohl, du kennst — mich

wohl von hohem Stein schaut still mein Schloß tief in den

Rhein. Es ist schon spät, es ist schon

kalt, kommst nimmermehr aus diesem Wald, nimmer-

ritard.

mehr, nimmermehr aus diesem Wald!"

f *f* *fp*

ritard.

UNIVERSITY OF ILLINOIS



F. v. Gebhardt pinx.

Mezzotinto Bruckmann

CHRISTUS IN BETHANIEN





X. Jahrg.

Dezember 1907

Heft 3

Am Weihnachtsabend 1906

Aus dem noch unveröffentlichten „Skizzenbuch meines Lebens“

Von

Dagobert v. Gerhardt-Amyntor

S heute begehe ich meinen 76. Weihnachtsabend. Sechshundsebenzig Weihnachtsbäume haben meine Augen im Glanze der Kerzen gesehen; in den ersten Jahren meines Lebens sahen sie diesen Glanz freilich nur unbewußt.

Das Fest hat für ältere Menschen immer etwas Wehmütiges, denn sie vergleichen das Fest mit dem Einst und werden immer eindringlicher an den Flug der Jahre und das verlorene Jugendparadies erinnert. Der Deutsche zumal gibt dem Weihnachtsabende gern eine Moll-Tonart; er bringt es selten zu dem reinen fröhlichen Dur-Altkord, wie er z. B. vielfach in England noch üblich ist; er verleiht auch der Freude eine wehmütige Beimischung; er singt, selbst wenn er zu einem lustigen Sommerfeste mit guten Freunden vereint ist, sein sentimentales:

„Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin.“

In meinen jüngeren Jahren habe ich manchem Weihnachtsfeste bei fremden Familien beigewohnt, und immer glaube ich beobachtet zu haben, daß auf den Seelen der älteren Personen ein gewisser Druck lag, daß eine etwas gequälte Stimmung nicht ganz überwunden wurde. Es will mir

scheinen, als ob ein Zwiespalt an diesem Abende durch die Seelen der älteren Leute geht. In den gefungenen Weihnachtsliedern, in dem von einem Familienmitgliede vielleicht vorgelesenen Weihnachtsevangelium wird ein Glaube verkündet, den die Alten nicht mehr im Wortsinne zu teilen vermögen. Die Kinder vernehmen kritiklos die einschmeichelnde Legende, sie sehen in dem Christkinde einen freundlichen, liebenswerten Spielgefährten, der sie mit Süßigkeiten, Bilderbüchern und Spielzeug überrascht, und sie glauben unbefangen an den leuchtenden Stern und die Scharen geflügelter Engel, die über der Krippe ihre Lobgesänge ertönen ließen. Bei den Alten ist dieser kindliche Glaube längst zerstoßen, aber kein Wort tönt von den Kanzeln der Kirchen, das ihrem tieferen Erkennen entgegenkommt; die Kirche hält unentwegt die Fiktion aufrecht, daß sie es nur mit unmündigen Kindern zu tun habe, die willig ihren Wunderverkündigungen lauschen und für die es keine Zweifel, keine Naturwissenschaft und keine Kritik gibt.

Diese und ähnliche Gedanken gehen mir durch den Sinn, während draußen vereinzelte Flöten niederschweben auf die hartgefrorene Erde. Ein Weihnachtswetter, wie wir es seit vielen Jahren nicht mehr erlebt haben. Das Thermometer zeigte heute früh 8 Grad Kälte; der heilige See hinter meiner Wohnung ist fest gefroren; dabei ist es ziemlich windstill, so daß es eine Lust ist, auszugehen und Auge und Herz an dem entzückenden Anblick der Winterlandschaft zu erfreuen.

Ich bin schon frühzeitig in der Stadt gewesen. Tausende von Menschen wimmelten amiesengleich in den Straßen durcheinander, und jeder trug geschäftig noch einen letzten Einkauf mit frierenden Fingern nach Hause. Die Epidemie des Schenkens hat nun wieder alle Welt ergriffen, selbst den Geizhals, der heute widerwillig in den Laden tritt, um ein Nußgeschenk für einen Verwandten einzukaufen. Wohl dem, der heute nicht bloß an Angehörige und Dienstboten denkt, der sich auch noch ein Scherflein abjudarben versteht, um einem armen Teufel, der nicht seines Blutes ist und auch in keinem Abhängigkeitsverhältnis zu ihm steht, eine überraschende Freude zu bereiten! Denn das ist der Sinn des alten Heidenfestes, der Saturnalien, die eine kluge Kirchenregierung in ein christliches Fest umgetauft hat, daß wir der Armen und Verlassenen liebend gedenken und selbst dem eingekerkerten Verbrecher heute die Ketten abnehmen.

Ich kann mir nicht helfen, in meinen Adern spukt noch immer etwas vom Blute meiner heidnisch-germanischen Urahnen, die auch ihre Saturnalien in den Tagen des Julfestes feierten, die das flammende Rad, das Symbol der neugeborenen Sonne, zur Ehre Freyas vom Bergesgipfel in die Tiefe jagten und mit lautem Schall ihren Zulkapp, ihr anonym gespendetes Weihnachtsgeschenk, in die Hütte des Freundes oder der Geliebten warfen und dann unerkannt davonschlichen. Älter als alle Religionen und Bekenntnisse ist die Freude des echten unverkrüppelten Menschenherzens am Schenken, und keine Weihnachtsmär vermag uns Schöneres und Herrlicheres und Erlösungskräftigeres zu künden als: „Gib dem Hungernden von deinem

Überflusse, und hast du nichts Greifbares zu verschenken, dann schenk ihm Liebe!"

Eine Reform der Kirche, die uns mehr als Mythen und Legenden spenden sollte, ist möglich . . . Wann wird die Menschheit ein echtes und rechtes, ein von allem Zweifel und Zwiespalt befreites Weihnachten feiern? Da bringen unsere politischen Tagesblätter heute längere Weihnachtsartikel, die sie sich bei Modepredigern bestellt haben, und kein einziger dieser Artikel wagt ein freies, ein ehrliches Menschentwort, alle ergehen sich in der alten Legendentradition und sprechen salbungsvoll zu ihren ausgereiften Lesern, als ob sie gedankenschwache Kinder vor sich hätten. Und sie glauben, damit ein frommes Werk zu tun und dem Christentum, wie sie es verstehen, neue Bekenner zu gewinnen. Aber die Uhr der Zeiten läßt sich nicht zurückstellen und einem ausgewachsenen Manne kannst du kein Kinderkleid mehr anziehen.

Predige ich etwa hier Philosophie? Verlange ich, daß statt des Dogmas etwa die Lehre vom Absoluten von den Kanzeln verkündet und unter dem brennenden Weihnachtsbaume der kategorische Imperativ gelehrt werde? Gott soll mich vor solcher blasphemischen Torheit bewahren! Ein hungerndes Menschenkind kannst du mit aller Philosophie nicht satt machen, nicht einmal einen Hund wirfst du mit ihr vom Ofen locken. Ich spotte nicht der Philosophen; sie sind der Menschheit nötig wie das tägliche Brot; sie erbauen uns die Gerüste, an denen wir unsern Intellekt gesund turnen und gesund erhalten, so daß er wetterfest und sturmfrei wird gegen alle Angriffe heuchlerischen, herrschsüchtigen und unduldsamen Obskurantismus. Aber die Religion kann uns durch Philosophie nimmer ersetzt werden, denn beide sind dasselbe, nur von verschiedenen Seiten aus gesehene Ding; betrachtet es die Vernunft, dann wird es zur Philosophie, und betrachtet es das Herz, dann wird es zur Religion. Die Kirche vermesse sich nicht, uns einen Gott zu künden, der unbewußt und immateriell und supra-individuell und was sonst noch ist; dabei erfriert das Menschenherz, und die großen unmündigen Menschenkinder würden verständnislos Maul und Nase aufsperrn und meinen, der Prediger sei irr geworden; sie verkünde uns aber auch nicht einen vermenschlichten Gott, dessen Eigenschaften sie genau kennt, dessen Heilsordnung sie am Schnürchen herzusagen weiß und dessen von Menschenhand niedergeschriebene Offenbarungen, in Kapitel geordnet, sie uns auswendig lernen läßt. Sie vergesse nimmer, daß Gott so hoch und so heilig und so unerforschlich ist, daß jede Aussage über ihn sein ewiges Wesen nur beschränkt und daß man zu jedem seiner traditionellen Prädikate nach Art der alten Veda-Hymnen nur nein, nein sagen kann. Sie lehre zurück zu der reinen und unverfälschten Lehre des Heilandes, die uns aufgibt, diesen hohen, unerforschlichen und undefinierbaren Gott zu lieben, ihm zu vertrauen, wie ein Kind seinem Vater vertraut, ihm unsern oft so törichten Willen hoffnungsstark hinzuopfern und tapfer und mutig sprechen zu lernen: Dein Wille, Herr, geschehe! Und bei solcher nie wankender

und jagender Gottesliebe den Nächsten zu lieben wie uns selbst. Das ist der Kern der Lehre Christi. Ist dies nicht genug? Ist der nicht schon hienieden selig zu preisen, dem es gelang, diese Lehre zu befolgen? Bedarf es da noch der Mythen und Legenden, der Wunder und der ganzen mystischen Zutat eines Paulus, der dieses reine Christentum wieder jüdisch zu färben wußte? Die Religionsstufen der Menschheit haben sich mit den Jahrtausenden immer mehr erhöht; wir glauben heute über Veden und Puranen, über Saturnalien und Iulifeste erhaben lächeln zu dürfen; ist es denn so undenkbar, daß nicht auch eine Zeit kommen wird, wo wir über die bei den verschiedenen christlichen Völkern heute geeichten und patentierten verschiedenen kirchlichen Lehren und Formen ebenfalls lächeln und uns einer neuen, höheren Stufe christlichen Glaubens erfreuen werden? Denn das Christentum ist nichts Fertiges, nichts Erstarrtes; es ist ein stetig Fortwirkendes und immer höher Hinaufwachsendes; es kann nicht auswendig gelernt und hergesagt werden, es will innerlich errungen und innerlich erlebt sein, und dieses innerlich Erlebte ist ein fortwährend aus sich heraus neu Zeugendes, eine stete Entwicklung, die nimmer haltmacht und uns nie den Wahn gestattet, daß wir am Ende angekommen seien und nun mit prälatenhafter Würde sagen dürfen: „Nun habe ich's! Hier halte ich das wahre und vollendete Christentum in der Hand! Auf dieses will ich euch festnageln! An diesem sollt ihr kein Sota mehr ändern!“ Der Herr bewahre uns vor solchem Petrefakt, das keinem blutenden Menschenherzen mehr zum Wundbalsam gereichen könnte!

Wird nicht die Zeit kommen, wo wir auf solcher höheren Religionsstufe noch herrlichere Weihnachtsfeste werden feiern können? Weihnachtsfeste, an denen kein Zwiespalt mehr durch die Seelen der Alten geht, an denen kein Druck und kein Zweifel mehr auf unsern Herzen liegen wird? Wer weiß es? Wer kann sagen, wohin die Entwicklung der Menschheit führen wird? Unsere Sehnsüchte werden voraussichtlich auf diesem Erdensterne niemals alle gestillt werden, und in den Becher der menschlichen Freuden wird wohl immer ein Tröpflein Wermut gemischt bleiben. Kein Leben ohne Leiden, kein Leben ohne Liebe, aber auch Liebe ist Leiden, und aus diesem Leiden erwächst wieder die duftige Purpurrose der Liebe.

Wie der Schnee draußen leise, leise in staubähnlich kleinen Flöckchen, aber stetig und unaufhaltsam niederrieselt und das bekannte „Leichentuch“ der Natur immer dichter und dichter webt! Mir ist dies Gleichnis vom Leichentuche immer ein wenig abgeschmact erschienen, mindestens ein wenig unwissenschaftlich, denn die Natur ist niemals tot, sie ist das Lebendigste und in seiner Lebensfülle Unzerstörbarste, was wir überhaupt kennen. Auch im Winter ist sie nicht erstorben, sondern nur verwandelt; auch im Winter pulsiert das Leben in ihren ungezählten Adern. So ist auch der Tod des Menschen nur eine Metamorphose, durch die das eigentliche und unsterbliche Wesen des Menschen hindurchgeht.

Neben dem Zimmer, in dem ich dieses schreibe, herrscht geheimnis-

volles Treiben; ich vernehme gelegentlich die Stimme meiner Frau und das Wispern und Flüstern meiner Tochter, der heute der auf Besuch gekommene Bruder hilft, den Weihnachtsbaum schmücken. Sie wagen nicht laut zu sprechen, um mich nicht zu stören; dennoch höre ich ihre Stimmen und freue mich, daß die beiden erwachsenen Geschwister heute wieder zu Kindern werden und sich kindlicher Beschäftigung hingeben. Denn das ist ein anderer Segen des Weihnachtsfestes, daß wir einmal wieder Kinder werden. Wenn die Hauptaufgabe der Weihnacht die Betätigung allgemeiner Menschenliebe ist, wie sie uns Jesus Christus als Kern und Stern seiner Verkündung gelehrt hat und wie sie tatsächlich der einzig erlösende Inhalt des wahren und reinen Christentums ist, so ist das Sichzurückversetzen der Alten in die Kindheit der zweite Erlösungssegen dieses nur im deutschen Lande und vom deutschen Volksgeiste so tief und voll erfaßten Liebesfestes. Wir sollen heute alle einmal wieder Kinder sein; wir sollen einmal unsere Ängste und Sorgen vergessen und uns frohen, kindlichen Gemütes der Freude hingeben; wir sollen dem ewig Unerforschlichen und Allmächtigen rückhaltlos vertrauen und uns willig von seiner heiligen Hand führen lassen wie ein Kind, das unverzagt und voll unerschütterlicher Zuversicht an der Hand seines irdischen Vaters geht, und führte der Weg auch durch schroffe Klüfte und tiefe Wasser; wir sollen im Herzen die Weihnachtskerzen der Liebe, der Hoffnung, des Glaubens anzünden und lustig brennen lassen: der Liebe zu Gott und allen Menschekindern, der Hoffnung auf eine Erlösung aus allen Ängsten und Leiden irdischen Seins, des Glaubens an den Beistand und Segen jener ewigen göttlichen Allmacht, von der wir nur, im tiefsten Innersten überzeugt, sagen können: sie ist, ohne daß wir sie zu erklären und zu definieren vermögen. Ich meine, wer in diesem Geiste sein Weihnachtsfest begeht, der begeht es recht und würdig und im Sinne der Lehre des Heilandes; der kann sein Christentum gegenüber den Naturwissenschaften behaupten, ja, er wird es befruchten und wachsen machen, wenn er begierig aus den Brunnen schöpft, die uns die Erforscher der Natur zu graben wissen.

Wir stehen in einer sehr ernsten, ereignissschwangeren Zeit. Der Reichstag, dessen Mehrheit sich schmachvoll in eine Sackgasse verrannt hatte, in der sie aller nationalen Würde vergaß, ist aufgelöst und in wenigen Wochen hat das deutsche Volk aufs neue sein politisches Glaubensbekenntnis abzulegen. Gehen wir einem neuen Frühling entgegen oder soll der Winter und die Nacht unpatriotischer Verirrung noch fortdauern? Wir wollen nicht zweifeln und nicht bangen. Heute ist Weihnachten! Wir wollen hoffen, daß der Glanz der Weihnachtskerzen auch in die fernsten Ecken und Winkel verbohrtens Parteisondertums hineinleuchten und es auch dort wird Tag werden lassen; wir wollen hoffen, daß wir alle, auch Ultramontane und Sozis, uns wieder an unser deutsches Blut erinnern werden und daß nie wieder eine Mehrheit von Reichsboten gewählt werden wird, die in bellagender Parteebeschränktheit bereit ist, der nationalen Ehre ins

Antlitz zu schlagen. Das Vaterland muß über den Parteien stehen! Das Vaterland, in dem der Kultus des Weihnachtsbaumes so hoch entwickelt ist und Kunde gibt von so überaus reicher Gemütsfülle des deutschen Herzens, wird doch wohl endlich auch einmal das Heimatland politisch ausgereifter Köpfe werden und sich nicht länger mehr zum Tummelplatze herrschsüchtiger Volkstribunen, dreister Ehrabschneider und Verleumder und autodafelustiger Toleranzverkündiger erniedrigen lassen.

Heute ist Weihnachten! Heute wollen wir hoffen, daß das Licht der Liebe in den Herzen und das Licht der Vernunft in den Köpfen aufgehen wird, und nichts Besseres und nichts Heilkräftigeres ruft die Vernunft den deutschen Stämmen und Parteien zu als: Seid einig, einig, einig! Dann werdet ihr, wozu ihr bestimmt seid, zum ersten Kulturvolke des Erdballs!

Als ich heute früh in der inneren Stadt war, ging ich auch an einer von Käusern gefüllten Buchhandlung vorüber und las die Titel der im Schaufenster in vorderster Reihe ausgelegten Bücher. Und da hatte ich eine merkwürdige Vision. Die Straße herab wälzte sich eine aus jung und alt, aus Männern und Weibern zusammengewürfelte Horde, die von einem Riesenweibe mit Peitschenschlägen vorwärtsgetrieben wurde. Das Weib trug einen Filzhut mit lang dahinwallenden Straußenfedern; die Schultern waren von einer Robe aus Pelzwerk bedeckt, aus dem der nachgeahmte Kopf des Pelztieres mit rotem Zünglein und blizenden Augensternen blutigierig hervorzulugen schien. Die linke Hand des Weibes steckte in einer ungeheuren Muffe; in der Rechten aber hielt sie die Geißel, und ich konnte sehen, daß ihr rechter Arm trotz der winterlichen Kälte nur halb bedeckt war; aus dem zu kurzen Ärmel ihrer Jacke ragte der nackte Unterarm. Sie ließ die Peitsche lustig über den Köpfen der wie toll dahinstürmenden Horde knallen und rief dazwischen mit weithin schallender Stimme: „Ich bin die Mode und ihr Weiber und Männer vor mir habt mir zu gehorchen! Ich bin die Herrin und ihr seid meine Sklaven! Schaltet nur eure Sinne und eure Vernunft aus! Ich denke für euch und ich wähle für euch; ich bestimme, was euch zu gefallen hat, und ich gebe die Parole aus, mit der ihr zu euren Salons und zu euren Trinkstuben bereitwillig gewährten Zutritt erlangt!“ Und wieder knallte die Peitsche, und der ganze Troß wälzte sich auf den Buchladen zu, vor dem ich stand, so daß ich mich an die Mauer drückte, um nicht überrannt zu werden. „Salt! hier hinein!“ kommandierte die Mode mit Stentorstimme, und die Vordersten des Haufens drängten sich tumultuarisch in den Laden. Als sie, ein jeder ein Buch in der Hand, wieder herauskamen, flutete die nächste angestaute Gruppe des Publikums nun ihrerseits hinein und so ging es fort, bis alle mit demselben Buche versorgt waren. Dann knallte wieder die Peitsche und der Haufe wälzte sich weiter, um vor einem Nachbargeschäfte haltzumachen, wo ein anderer Modeartikel zu haben war.

Der Buchhändler stand in der nun freien Ladentür und rieb sich schmunzelnd die Hände.

„Sie haben ein gutes Geschäft gemacht?“ redete ich ihn an.

„Ein vortreffliches!“ versicherte er mit Nachdruck. „Das Publikum ist unberechenbar; irgend ein Leithammel springt in die Flamme und dann stürzt die ganze Herde besinnungslos hinterdrein. Gut, daß ich mir genügenden Vorrat angeschafft hatte und alle befriedigen konnte!“

„Was für ein Buch ist denn verlangt worden?“

„Sie werden es kaum glauben: Frenssens Peter Moors Fahrt nach Südwest.“

„Ein für die Masse wohl berechnetes und patriotisches Werk?“

„Gewiß, gewiß!“ sagte der Buchhändler, „das will ich ja gar nicht bestreiten; aber doch nur ein Werk zweiter Güte. Stände nicht Frenssen, sondern Müller oder Schulze auf dem Titelblatt, kein Mensch würde das Buch zum Geschenk gewählt haben. So sind aber die Leute; sie haben keinen eigenen Geschmack und kein eigenes Urteil, sie lassen sich von der Mode bestimmen, und die Mode nimmt hier die Tendenz für epische Kunst.“

Ich grüßte und schlug nachdenklich den Heimweg ein.

Hatte der Mann recht? Ja und nein. Die Fahrt Peter Moors ist ein Volksbuch im wahren Sinne des Wortes, aber es ist für anspruchsvollere Leser dürftig; es ermangelt zudem jeder topographischen Orientierung, jedes Überblickes über die kämpfenden Kräfte, jeder Einsicht in den Kriegsplan und die Disponierung der Truppen. Der Leser niederer Stufe, der diese Mängel nicht empfindet, wird aber durch die sich vielfach wiederholende Schilderung der Durstqualen und Strapazen aller Art kaum für unsere Kolonie begeistert werden; um diesen Zweck zu erreichen, hätte die Schilderung des Landes in der kühleren und regenreicheren Jahreszeit einen viel breiteren Raum einnehmen müssen, um das vollgültige und wirksame Gegenstück zu dem Elendsbilde abzugeben. Da aber Frenssen ein Dichter auf anderen Gebieten ist, so darf man dieses sein schwächlicheres Werk schon gelten lassen und dessen immerhin auch vorhandene gute Eigenschaften getrost loben. Daß es aber zum Modebuche dieser Weihnacht wurde, ist freilich bedenklich und zeigt die große Gefahr, die unserm Geschmack und unsrer ästhetischen Bildung droht, wenn die Modeseuche auch die Literatur ergreift.

Seit den ungeheuren Erfolgen, die unser Büchermarkt in neuerer Zeit mit einigen Romanen gehabt hat, sind auch schon viele der Büchermode gegenüber stutzig geworden und sie befannen sich darauf, ob man wohl- und kritiklos dem Reklametrommler hinterherlaufen soll. Man kann modern sein, ohne alles das nachzuahmen oder zu erwerben, was die Gimpel des Tages als modern ausposaunen. Es gibt auch geistreiche und geschmackvolle Menschen, die ein Buch nicht kaufen, eben weil es ein Modebuch ist; die nicht Hemdtragen tragen, die so hoch sind, daß sie die Kinnladen pressen und dem Gesicht einen törichtigen, gigerlastigen Ausdruck geben: die nicht die „Woche“ für ein „Sprachrohr für die führenden Geister des deutschen Volkes“ halten, obgleich diese sich selbst als solches

bezeichnet; die ihren Frauen nicht Kleider gestatten, an denen die Ärmel zu kurz sind; die nicht überenge Beinkleider und mit haushügeligen Flügeln versehene Röcke tragen, die dem, der sie anzog, das Aussehen eines Tintenwischers verleihen; die nicht auf Hauptmann schwören und denen Wedekinds dramatische Elaborate zu schwer im Magen liegen. Für das menschliche Herdentier ist jede Mode zwingend und gut genug; das hochfrisierte Gänschen, das im Besitze eines Modebuches wähnt, echt modern zu sein, ahnt nicht, daß ihr Büchlein vielleicht schon in zehn Jahren ein Objekt sein wird, über das man mitleidig lächelt; der Individualmensch macht sich seine Mode selbst und läuft nicht den Rattenfängern und Vogelftellern nach, die von der Urteilslosigkeit und dem Herdentriebe des großen Haufens leben.

Ein Hurra nebenan unterbricht mich im Schreiben. Die Flügeltür öffnet sich und meine Kinder rufen triumphierend: „Papa, der Baum ist fertig!“ Ich wende mich auf meinem Drehfessel um und erblicke die hohe, schöne Edeltanne, die von geschickten Händen mit 75 Lichtern geschmückt worden ist.

„Das habt ihr brav gemacht, Kinder!“

Ich lege die Feder zur Seite und erhebe mich. Es ist genug geschrieben.

„Kinder, kommt! jetzt machen wir einen Spaziergang durch die Pracht der Winterlandschaft, über der bald der silberstreuende Mond aufgehen wird. Und wenn wir zurückkommen, soll uns Mutter die Baumkerzen anzünden.“

Programmäßig ist das Fest verlaufen.

Wir haben sinnend in den Glanz der Lichter geblickt und ich bin wieder ein Kind gewesen, wie 76 mal an diesem Abende. Im Kreise der Lieben habe ich die Sorgen niedergerungen und im stillen meinem Gott gedankt, der mir viele köstliche Gnadenspenden zu diesen meinen Sorgen geschenkt hat.

Das war mein Weihnachten 1906.



An den Herrn

Von

Richard Schautal

Du, in den wir münden,	Der Du über den Zeiten
Du, aus dem wir erwacht:	Ruhst in Unendlichkeit,
Wer, wer darf Dich verkünden,	Über die Meere gleiten
Der Du Dich selbst erdacht!	Schatten von Deinem Kleid.

Tage und Nächte schleichen
Unten an seinem Saum:
Erblühen und Verbleichen
Gabst Du uns als Traum.





Fließendes Wasser

Roman

von

Bernhardine Schulze-Smidt

(Fortsetzung)

Achtes Kapitel

Wnd wenn Heinrich und Sophie Albedissen so uralt würden wie Philemon und Baucis, nie könnten sie wohl den sonnigen Morgen dieses Herbsttages vergessen, als sie ihre verlorene Schwester suchten und nirgends fanden. Jeder Aylraum ward abermals nach ihr durchforscht, alle bewohnten und unbewohnten, die tiefen Wandschränke und das Geheimlabinett, trotz seiner vernagelten Tür im Getäfel versteckt; die weitläufigen Böden und Keller, bis in die Kohlenhaufen und Torfstapel hinein, der ganze Garten und der Schuppen im Viehhoff. Schwester Mine kroch in den Eiskeller unter den alten Ahornen, und Heinrich selbst zog mit Rampmeier das starke Netz durch die breite Grefste rings ums Schloß und arbeitete mit Staken und Rudern im muddigen Fischteich.

Nichts — —.

Bei Bickers war sie nicht wieder gewesen; Marie mußte es ganz gewiß. Sie hatte Baroneß fortgehen hören und dann bis sechs Uhr morgens ihr zahnendes Kleinstes auf der Diele herumgetragen; dann mußte sie schon Kaffee für Wilhelm und den Lehrling kochen, und dann hatte Frau Baronin sie um eine halbe Tasse davon gebeten. Wilhelm fragte Haus bei Haus im Dorfe nach und radelte hinüber nach Brodhorst zu Settas Pfleglingen. —

Nichts und nirgends —.

Vor einem entseßlichen Rätsel standen sie; denn auch Rose Diener war wie vom Erdboden hinweggewischt. Das Blutbecken schwamm in der Düngergrube, und die Einlaßpforte klappte mit beschädigtem Schlosse. Neben der äußeren Schwelle lag ein plattgetretener Tabaksbeutel, sämisch Leder, rotgrün ausgenäht. Rampmeier kannte ihn wieder: der gehörte Paliout, dem Diepentärl.

Also mit dem war sie ausgewischt! „Laßt ihr saufen; — so eine is nich zu helfen: Bloß B'roneß, unser' gute B'roneß Setta! Mein nee — was 'n Jammer!“

Die Herren vom Gericht verzichteten auf ein regelrechtes Verhör. Der Selbstmord lag ohne weiteres klar und ließ sich aus dem Habitus und den Personalien der Toten glatt folgern. Man beschloß, den Soltbrinker Irrenarzt für die Schlußformalitäten zu einem Besuche zu veranlassen, und Heinrich depeschirte selbst deswegen.

Sophie saß gleichzeitig bei Bickers an Settas offenem Sekretär, zog die Schublädchen auf und wendete jedes Blatt und Blättchen in der bebenenden Hoffnung, daß sich irgendwo ein aufklärendes Wort finden würde.

Auch das umsonst. Überall die altjüngferliche Peinlichkeit, der die Blumenpoesie des Erkers einen feinen Duft spendete; überall, von Zettel zu Zettel, nur die Beweise liebreichster Selbstlosigkeit.

Sophie war frisch und sanguin; sie gab die Sache noch längst nicht verloren. Gerade um dieser ihrer Selbstlosigkeit willen fügte Settchen sich ganz sicher kein Leid zu. Konnte sie nicht vielleicht die Flucht der Diener geahnt oder entdeckt haben und ihr nachgegangen sein — irgendwohin? — Plötzlich fiel ihr das laufende Pünktchen auf dem gelben Himmelshintergrunde ein, und ihr war es, als käme ihr tröstliche Erleuchtung und Gewißheit. In Soltbrink oder Kirchhorsten mußte sie sein und ruhte sich aus und kam mit guter Fahrgelegenheit zurück. — Sicher —: heute vormittag noch. Das suggerierte sie sich selbst, bis es felsenfeste Überzeugung und dann Tatsache in ihr ward. — Natürlich nahmen sie ihr Settchen ohne Widerrede gleich mit nach Drünker hinauf, sie und Heinrich, und dann wurde sie überhaupt nicht wieder fortgelassen. — — —

Sie gab Marie die nötigen Anweisungen, schrieb ihr eine Liste für Settas Wäsche und Kleider zum Mitnehmen nach Drünker und zog selbst den großen Schließkorb die Bodentreppe hinunter, damit alles bereit wäre. Darauf eilte sie zum Asyl zurück und hatte sich soweit wiedergefunden, daß sie den Leuten in den Türen freundlich zunickte und die Frager beruhigen konnte: „Baroneß ist wohl ganz früh über Land gegangen, zu ihren Kranken.“ Sie kaufte sogar für ihre Kinder Korinthenbröte bei Bäcker Weveling, und Schneider Wohlfahrt sagte zu seiner Frau:

„Du büß'n Unt, Lischen! Da geht Frau B'ronin mit'n Stutentüte hin: das kann nich slim mit unser B'roneß stehn, wenn ihr' Swägerin nach R'rintenbrot lästert.“

Am Asyltor prallte Sophie mit dem Soltbrinker Dokortwagen zusammen; die Schimmel schlugen ihr fast ins Gesicht, so stiegen sie beim Anhalten. Doktor Reinboth sprang heraus, riß die Schelle und rief in die Pfortnerloge hinein:

„Ist der Drünker Baron hier?“

„Wir beide sind da —.“ Sophie faßte seinen Arm und sah ihm in die Augen: „— sie ist bei Ihnen — unser Settchen!“

„Ja, Frau Baronin.“

„O, Gott Dank! Gott Dank!“

„Danken Sie nicht zu heiß, Frau Baronin. Ich bringe keine gute Nachricht.“

„Aber sie lebt doch? O, Doktor, für Heinrich und mich: — lebt sie?“

„Ja, Frau Baronin. — Bitte, nicht hier; lassen Sie uns hineingehn.“

In all seinem Berufsernste freute er sich an den hellklaren Augen, die zu ihm aufsaßen. Ehe er sich Heinrich ins Sprechzimmer rufen ließ, war die Baronin vom Hauptsächlichsten unterrichtet und erwartete ihren Mann gefaßt. Dann ließ sie sich ohne Widerspruch fortschicken, um mit Marie zu packen. Doktor Reinboth wollte den Schließkorb selbst mit in die Anstalt nehmen.

Niemand als Heinrich erfuhr die tragischen Einzelheiten. In seiner vornehmen Gelassenheit saß er dem Arzte gegenüber und verwendete kein Auge von ihm, während er berichtete.

Zwei Soltbrinker Ruhbauern und der Viehhändler Abraham waren heut' in der Frühe, eben vor Sonnenaufgang, quer über die abgeernteten Felder vom Kirchhorster Viehmarkt heimgegangen, alle drei angetrunken. Da hatten sie zwischen den Stoppeln eine Frau herumlaufen sehen, die Arme in der Luft und laut schreiend. Nach dem fremden Pipenkärl hatte sie geschrien, der seinen Kram auf dem Viehmarkt rein losgeworden war, nach Palivuk, und dann noch irgendwas von Rosen. Bauer Horstmann hatte es genau gehört. Er kannte die Soltbrink'schen „Gellen“, die Irren, und ihre Wärter und die Doktoren, seit er letzten Frühling zwei „Leichte“ aus der dritten Klasse zur Feldarbeit in Kost und Pflege gehabt hatte. Daß die Frau, die da im Stoppelfeld lief, gleichfalls gekk war, das sah Bauer Horstmann gleich; dazu brauchte er nicht erst nüchtern zu werden. Die war natürlich aus der Anstalt entsprungen. Deshalb hatte er sie zusammen mit Rötter Lüttgenbel gejagt und gegriffen und ihr die Faust auf den schreienden Mund geschlagen, während Lüttgenbel ihr die Hände festband mit Abrahams Rälberleine. So hatten sie ihre Beute vor sich hergetrieben, in Soltbrint abgeliefert und dort Anspruch auf Belohnung erhoben; — Abraham nicht; der hatte die Ärmste bloß beklagt.

Nun war sie sicher in der unruhigen Abteilung und hatte eine freundliche Wärterin: Schwester Beate ten Brink, bis vor kurzem Brodhorster Gemeindegemeinschaftswesler.

Heinrich räusperte sich und sagte mit belegter Stimme: „Das ist gut — die kennt Setta. Ich danke Ihnen herzlich, Doktor Reinboth — und — die Vorhersage?“

Doktor Reinboth heftete seinen festen Blick über die Brillengläser in Heinrichs: „Ist erbliche Belastung nachzuweisen, Herr Baron?“

„Keine, daß ich weiß. Frederichs kann Ihnen aber bessere Auskunft geben als ich; er behandelt unsre Familie seit zweiundvierzig Jahren, und sein Vater ist über dreißig Jahre unser Pastor gewesen.“

„So wollen wir guten Mut haben, Herr Baron. Das Weitere wird sich daraus ergeben, wann und wie die jetzige Erregung abklingt. Bei feinfelaiteten Unverheirateten in den kritischen Jahren lösen Seelenerschütterungen öfters solche Zustände aus, und schon gestern, während meiner Unterredung mit Baronesß Alwedissen, machten mich ein paar exaltierte Vorschläge suszig. — Wir müssen beobachten, pflegen und Geduld haben. Einen großen Posten, Herr Baron.“

„Ich füge mich Ihnen“, entgegnete Heinrich und schlug mit starkem Druck in die dargebotene Hand ein. Sein braunes Gesicht sah fahl aus, allein er beherrschte sich vollkommen. „Lassen Sie uns jetzt gleich die äußerlichen Fragen erledigen, und dann nehmen Sie mich mit zu meiner Schwester. Es ist selbstverständlich, daß ich sie sehen muß, sei es wie es sei. Ob ich mit ihr sprechen darf, das haben Sie zu bestimmen, Doktor.“

Spät nachmittags erst kehrte er von seinem Besuche zurück. Unbeschreiblich traurige Stunden waren es gewesen. Es dämmerte vor der Zeit, und herbstlicher Regen fiel in langen Strähnen. Er war zu Fuß von Solbrink hinaufgewandert, ohne Schirm, und das Wasser hing in seinen Kleidern. Bei den Remisen vorüber ging er hintenherum ins Schloß, durch Zwingergärtchen und Turmtor, und stieg sein eigenes Wendeltreppchen hinan. Im Dunkeln tastete er sich dort oben an der Wand des engen Ganges zu seinem Schreibzimmer hin, und drinnen schloß er geräuschlos die beiden Türen ab.

Langsam setzte er sich in seinen alten, tiefen Lehnstuhl am Kamin und blickte in die rotglühende Glut des Holzfeuers. — In der Wärme zog das Regenwasser aus seinen Kleidern dampfend in die Höhe; die Kaminuhr tickte gleichmäßig und sagte mit leisem Klingeln die Viertelstunden an. — Er regte sich nicht, nur daß er von Zeit zu Zeit zitternd aufseufzte. — Da fielen unvermutet die beiden aneinandergelehnten Buchentloben im Kamin laut knisternd zusammen, und die Funken sprühten nach. — Er erschrak heftig, schlug die Hände vors Gesicht und schluchzte auf wie ein Kind. —

Erschütternde Worte rebete er tags danach an Lisbeth Folkerts Sarge.

Neuntes Kapitel

Die Bäume standen nackt, und die dunklen Winternächte kamen nach Allerseelen heran, bevor es wieder ganz ruhig im Uhl ward. Die Hausgesetze waren verschärft worden, drei fernere Diakonissen angestellt und die Winterlehre in Küche und Waschhaus, Näh- und Schulstube eingerichtet. Pastor Wittling konnte sich von seiner Influenza nicht erholen und hatte eine vakante Stelle in Mentone angenommen. Zu seiner Vertretung war eine neue Kraft ins häuerliche Pfarrhaus eingezogen, auch ein Junggesell, ein ernster Mann, schon Mitte dreißig, aber noch jung im Amt; das Ge-

sicht von Narben zerrissen und halbverdeckte, dunkle Augen darin. Er machte wenig Worte und hielt kurze Predigten. — Frühe, schwere Lebenserfahrung redete aus allen. Im Aysl tat er pünktlich und ohne Übertreibung seine Pflicht. Er stellte sich nicht, wie sein Vorgänger, auf den Standpunkt des Richters, sondern auf den des Mitchristen. — Das Haus war fast ganz besetzt, und der Betrieb verlor seinen familialen Anstrich mehr und mehr. Sophie bedauerte es in Settas Seele; Heinrich hieß es gut.

„Setten kommt wohl nie mehr dazwischen, mein Kind.“

„Doch!“ widersprach sie, und warmer Glaube leuchtete aus ihren Augen, trotzdem sie Setta noch immer nicht besuchen durfte und ihr Mann jedesmal bedrückter von Soltsbrink heimkehrte.

Am den ersten Advent kam eine kleine Ablenkung für den abligen Kreis: die Schlichtegrells meldeten sich von ihrer langen Hochzeitsreise zurück und schickten Karten herum.

„Albern für ein Ehepaar, das zusammen mindestens hundert auf dem Rücken hat“, meinte Töne Leyen zu Sophie. „Was laden sie groß zu Begutachtungsvisiten ein, wie ein grünes Pärchen, und fahren nicht einfach Besuche, wie sich's für einen Wittwer a. D. und dito Wittve paßt? — Acht Tage sollen sie schon auf der Burg sitzen und flitern und lassen ihren Backfisch von Göre mit dem Reitknecht im Lande herumvagabondieren. Mit meiner Didie wird keine Brüderschaft gemacht, und ich rate dir für deine Dolly auch davon ab, Sophie. Der alte Esel hat die Göre übrigens adoptiert; das riecht sehr nach bürgerlichen Zusammenhängen.“

Sophie lachte, obgleich ihr der Sinn nicht danach stand. „Du bist kostbar, Töne! Ihn und sein schönes Profil kennen wir ja, aber sie? Wie ist sie? Die passende Henne zum Pfauhahn?“

„Ganz richtig. Eine statidse Pfauhenne nach dem Bilbe; er hat es doch in Münster ausstellen lassen, und lesthin haben wir's beiläufig angesehen, ich und mein Gatte. Große Kuhaugen und tiefe Frisur, Mund klassisch und ein greulich massives Kinn. Kalte Energie — imponierend für Dumme. Zieht sie doch mit ins Ayslpatronat, wenn wir nach Rom fort sind, und spann du sie nur gehörig an, gerade weil etwas Bürgerliches an ihr ist. Darüber kommst du schließlich mit Anstand weg, Sophie; sehr gut, wenn sich bei solcher Arbeit die Elemente mischen.“

Sophie schlug sich einen Knoten ins Schnupstuch. Sie war neugierig geworden und brachte mit Liebe und List Heinrich dazu, daß er sich am nächsten Sonntag in Gehrock und hohem Hut zu ihr in den Landauer setzte. Dann fuhren sie das lange, schneegepresentelte Tal mit den Erlen und Schopstweiden am Mühlbach hinan zur Nobisburg. Die lag grauweiß und nüchtern in ihrem geschändetsten Parke mit den holzverdeckten Bassins und den Barockstatuen rechts und links von der Auffahrt.

„Sie ist wirklich schön und häßlich; solche Augen und Haare und solches Kinn! Töne hat gut charakterisiert“, sagte Sophie, als sie nach

kurzem Aufenthalt wieder im Wagen saßen. „Das hübsche Blaug, die Karoline, dauert mich; aber ins Haus möchte ich sie auch nicht haben ohne Not. Das ist ein verstocktes und verwegenes Kind; glaub mir: danach sieht sie aus. Schade, es wäre so nett für Dolly gewesen. Ob die Schlichtegrell wohl eine gute Mutter ist? Es kommt mir gar nicht recht so vor.“

„Weil du deinen Kindern eine bist, mußt du nicht gleich an andern zweifeln“, entgegnete Heinrich ernst. „Die Frau gibt mir zu denken; wer weiß, was durch ihr Leben gegangen ist, ehe sie Schlichtegrell genommen hat. Siehst du: das versteh' ich nicht, Söphchen. Nore Westerhalt hab' ich vor zehn Jahren ebensowenig verstanden, daß sie mit beiden Händen nach ihm gegriffen hat. Er spielt ja 'n famosen Stat und tanzt den Teufel tot; aber sag mir, bestes Kind, was hat 'n Weib an 'nem Mann, der immer als Lohengrin posiert und Profil steht und kein einziges warmes Interesse für sein Vaterland betätigt? Sollt' ich ihn ‚Mard‘ ansprechen, das wär' wie 'n Wisz!“

„Am Ende brauchen zwei so schöne Menschen gar kein Herz zur Ehe“, gab Sophie philosophisch zurück und verflocht dabei ihre Finger zärtlich mit Heinrichs. „Ihr Bild von Lenbach ist herrlich und hängt ideal da über seinem Schreibtisch, aber es schmeichelt ihr, bis auf die Hände. Aus denen hätte Fritz August Raulbach mehr gemacht. — Findest du nicht?“

Heinrich nickte verloren und drückte die spielenden Finger seiner Frau mit der Linken nieder. Darauf versanken sie beide in Stillschweigen. — Sophie kannte ihren Mann.

Wenn dies winterliche Abendrot blaß über den kahlen Feldern stand, dem verschämten Erröten eines alten Mädchens gleich, dann wußte sie, daß er immer an seine arme Schwester dachte, an den raschen Farbenwechsel in ihrem schmalen Gesichte und das Kinderlächeln ihrer Augen. Heute sah er sie immer noch so, wie er sie gestern gesehen hatte, ihre melancholische Erregung im engen Raume austobend, ohne Ahnung von des Bruders Gegenwart. Eine zerschmetterte Seele, deren Scherben und Splitter Arzt und Pflegerin geduldig sammelten und vorsichtig aneinandepaßten in Hoffnung. — Heinrich konnte sich's nicht vorstellen, daß je wieder ein Ganzes daraus werden würde. — „So gut wie neu, Herr Baron“, hatte der junge Alffistenzarzt sehr zur Unzeit gefcherzt.

Als der Wagen bergauf langsamer fuhr und das Drünker Parktor in Sicht kam, unterbrach Heinrich seine quälenden Gedanken selbst und fragte:

„Hast du die Schlichtegrell irgendwie fürs Asyl angeworben? Ihr gingt doch in ihr Boudoir, als er mit seine alten Schmücker und die beiden Lenbachs zeigte.“

Sophie verneinte: „— nach dem ersten Worte abgewehrt; auch keinen festen Beitrag. Andre Missionen sind ihr wichtiger.“

„Natürlich außer Landes — die ewigen Kolonien in Afrika.“

„Mag sein, Hünze; sie hat ja auch einen Sohn da drüben in Kapstadt. Ich saß und ärgerte mich, weil ich so schlecht betteln und überzeugen kann. Ach, wär' ich doch Settchen gewesen und hätte so unschuldige Augen und könnte so rührend bitten. — — Ach, Hünze — Settchen fehlt mir entsetzlich im Uyl!“ —

Heinrich erwiderte nicht. Er schaute stetig in die fallende Dämmerung hinaus und zog die Hutfrempe über seine Augen. Er konnte heute nicht gut von Settchen hören und sprechen.

Zehntes Kapitel

Silvester lief eine Notiz durch die Lokalblättchen des Kreises, und Soppiens Jungfer zeigte sie ihrer Herrin beim Frisieren.

„Der hierorts auf Jahr- und Krammärkten wohlbekannte bösnische Hausierer Vico Palivut ist am 29sten in Dsnabrück wegen Einbruches und Mordes mit zwei Complicen verhaftet worden. Seine Begleiterin, ein übel beleumundetes Frauenzimmer, hat man in einem benachbarten Nachtkaffee festgenommen, jedoch wegen mangelnder Beweise mit Verwarnung wieder auf freien Fuß gesetzt. Sie ist zweifelsohne mit der Person identisch, die vor zirka drei Monaten aus dem Werlingshövener Rettungshause entwichen ist.“

Am Heiligendreitönigstage, als die Dorfjungen gekrönt und geschwärzt selbdrift von Haus zu Haus sangen und altbackene Weihnachtskuchen einheimsten, war sie wieder da.

Rampmeier musterte sie von Kopf zu Fuß und ließ sie ein, weil er die Weisung hatte, keine Suchende fortzuschicken.

Sie schlurrt müde durch den Schnee hart am Buchsbaum; ihr abgetretener Kleidersaum war naß und schmutzig, und der Wind wirbelte die zerknickte Straußenfeder ihres alten Hutes herum. Sie schlich die Rampe hinan, fiel neben der Mitteltür auf die beschneite Bank und verdeckte ihr Gesicht gegen die eisige Mauer. So saß sie lange. Endlich raffte sie sich auf und zog die Schelle. Der Ton schlug matt an, aber die Oberin hörte ihn doch und ging und öffnete selbst.

„Du? —“ sagte sie, „du — ? — Was willst du?“

Rose drehte ihr Gesicht ab, biß die Lippen und zitterte vor Kälte in der schäßigen Velvetjacke und den durchweichten Spangenschuhen. „Sch bitte um Aufnahme“, murmelte sie heiser.

„So? — wirklich? — — Komm herein.“

Die Oberin ging voran, Rose zog die Füße mühsam hinter ihr drein; ihre nassen Sohlen ließen Schmutstappen auf der sauberen Hanfmatte zurück. Die Luft in der Halle war laulich, aber sie zitterte immer stärker. Die Oberin schritt an der Treppentür vorüber und hieß Rose in die letzte Kammer zu ebener Erde eintreten. Sie hatte einst als Kapellchen gedient;

das lange Kirchenfenster war von außen mit Eisengeschwürfen vergittert und steckte in Weinranken, die getünchte Mittelwand zeigte noch die schwachen Umriffe der Auferstehungsfreske aus dem 17. Jahrhundert, naiv, steif und traurig.

Dies war die Strafkammer, und Rose wußte es wohl. —

Sie kauerte sich auf dem Eisenbette zusammen und zerrte sich unbehilflich die feuchte Jacke vom Leibe, dann den Rembrandtputz von den Haaren, die tropften. Selbst der kühlen Oberin ging dieser Anblick nahe. Sie legte der Sünderin ihre feste Hand auf die Schulter.

„Schlaf dich aus, hernach will ich mit dir reden. Schwester Mine soll dir Waschwasser bringen und etwas Warmes zu genießen. Du verlässest die Kammer nicht ohne Erlaubnis, verstehst du? Wenn du nicht schlafen kannst, so denke über dich nach. Du hast viel Grund dazu, und Gott lenke dein Herz zur Reue.“

„Meine Reue geht nur auf Baroneß. Mit der will ich mich aussprechen. Wo ist Baroneß?“

„Da, wohin du sie gebracht hast: in Soltbrink, im Irrenhause.“

Ihr fables Gesicht wurde kalkweiß, aber sie weinte nicht. Nur ein würgender Laut kam, und ihre Hand ballte sich in die leere Luft. Die Oberin faßte danach und drückte sie nieder. Sie war klebrig und roch nach schlechtem Likör.

„Keine Theaterfzenen, bitte. — Was? auch noch getrunken hast du? Ist denn alle Scham tot in dir?“

„Unterwegs ist mir schlecht geworden; — einer hat mich traktiert, und das Glas ist übergelaufen“, sagte die heisere Leidensstimme. „Wenn ich wieder gehn soll, so geh' ich: — ohne Baroneß ist mir alles einerlei — das ganze Leben — — Elend — — —!“

Schwer sank sie seitwärts aufs Rissen, schloß die Augen und murmelte weiter, unverständlich, schluchzend ohne Tränen. Dann machte der Tröster Schlaf alles still. —

Eine ganze Weile stand die Oberin und betrachtete dieses Bild tiefster Erniedrigung in Menschengestalt. Darauf bückte sie ihre stolze Höhe, zog die nassen Schuhe und löcherichten Strümpfe von den willenlosen Füßen, die steif und klamm waren, nahm den Woilach aus der Lade und deckte sie zu. In der Halle begegnete ihr Sophie. Allwöchentlich zweimal kam sie ins Asyl hinunter, um Aufträge zu geben oder in Empfang zu nehmen, weil Heinrich dienstlich fort nach Berlin war. Einen wahren Strom von Winterfrische brachte sie mit und etwas bessere Nachrichten von Setta:

„Und wie steht's hier? Sie sind ja so benommen; ist etwas Besonderes vorgefallen?“

„Seit einer Stunde ist die Diener wieder bei uns, Frau Baronin.“

„Wie sagen Sie? — Settas Schützling? nein! — Eingeliefert?“

„Freiwillig zurückgekehrt, Frau Baronin.“

„Woher? — wie so?“



Einzug in Jerusalem



Ed. v. Gebhardt

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

„Sie hat noch keine Auskunft geben können, ist mir unter den Händen eingeschlafen; unsäglich verkommen und nicht ein Funken Reue. Unser treuer Gott hat das irre Schaf sichtlich — —“

„Ich will sie sofort sehen; Setta zuliebe versuch' ich mein Heil. Wo liegt sie?“

„Hier unten in der Strafkammer.“

„Ach!? war das recht und klug, Liebe?“

Die Oberin schürzte achselzuckend ihre Lippen, dann seufzte sie: „Nur nicht wieder fruchtlosen Idealismus; ich bitte herzlich darum, Frau Baronin!“

„Fruchtlos? Sollte all die Liebe nicht den kleinsten Keim gebracht haben? Weiß Gott, daß ich keine weiche Salbe bin, aber daß sie wieder gekommen ist — — Mein Settchen — wie mich das für dich freut!“

Sie hängte Fahrpelz und Schleiermüschchen über den nächsten Stuhl und eilte mit ihren raschen Schritten zum Ende der Halle. Da klopfte sie an die niedrige Bogentür und trat ein, als die Antwort ausblieb. Die Verlorene lag im tiefen Schlafe, wie vorhin.

Auch Sophie stand mit verschlungenen Händen am Bette und betrachtete sie. — Die verwüsteten Züge, die der Schlummer beruhigt hatte, gaben ihr ein Rätsel auf. — Eine Fährte schien ihr ins Ungewisse hineinzufließen, und sie verlor sich ins Dickicht. Spurlos? — Nein, das nicht. — Sophie rieb sich die Stirn. Wo sonst war sie diesen Zügen doch schon begegnet? Diesen langgeschrittenen Augen, allzu dicht bewimpert? Dieser Nase, vergrößert nach einer griechischen Statue geformt? Die faunischen Nüstern mochte das schreckliche Gewerbe erst so stark herausgearbeitet haben, und das Rinn verdarb auch jede Schönheitsspur; das war von Anfang an nur aus dem Rohen gehauen und stand als Verneinung unter den Anklangen an klassische Vorbilder.

„Albernheit, — was bilde ich mir denn ein? Sie sieht ja aus wie die Odaliske neulich in unserer Journalmappe — einfach unsympathisch“, dachte Sophie, und als gleich darauf unter ihrem Beobachtungsblicke die Schlafende wild in die Höhe schrak, war die schwache Fährte wirklich verwischt und dennoch ein Faden gemüßpft zwischen der Sünderin und ihr. — Sie brachte es nicht übers Herz, dieser leidenschaftlich Fragenden die ehrliche Auskunft über Setta zu verweigern. Sie sagte ihr die Wahrheit, und dann brach der Sturm aus und erschütterte ihr Innerstes: maßlose Schmähungen wider Gott und Menschen, traffe Selbstanlagen, hoffnungslose Not und Verlorenheit. Sie ekelte sich daran und es bezwang ihr doch das Mutterherz; sie mußte trösten und mußte sich in den besudelten Blättern jenes Lebenslaufes festlesen. Lauter halbe Sätze und abgerissene Seiten, und Kapitel ohne Anfang und Ende. Sie machte sich willig zur Hilfe aus ihrem mütterlichen Triebe heraus, aber sie war nicht Setta. Deren Herz hatte noch all die zarten Instinkte und das feine Sichgeben und -versenken befaßt und geübt, die den Neuzeitlern längst lächerlich und unnütz geworden sind und über Bord geworfen als hinderlicher Ballast.

Trotzdem ward der Gedanke an Setta Sophiens Kräftigung zur Rettungsarbeit. Allein die Dirne wollte nicht von ihr gerettet sein, sondern von Baroneß, deren Genesung noch im weiten Felde lag. — Erst nach und nach nahm sie Sophie als eine Art von Ersatz um der Verwandtschaft willen und ließ sich hie und da ein weiches Gefühl von ihr abringen.

Nun fielen vereinzelt auf Sophiens Hände die schweren, stummen Tränen in der dämmerigen Abendstille des Winters, wenn das kalte Schneelicht von draußen durchs Gitterfenster der Strafkammer fiel. Zuerst duldete Sophie schweigend, was sie halb abstieß und halb verlegen machte; allmählich erging ihr's doch wie Setta: sie fing an um die Sorgenseele des Asyls zu leiden. Sobald sie aber versuchte, eine Aussprache herbeizuführen, warf die Weinende sich auf die böse Seite zurück, zog die Fühlhörner ein und wurde zynisch. Nichts als das steinerne Schneckenhaus blieb unter der tastenden Hand. Pastor Eckbrecht, der neue Geistliche, vermochte noch weniger als sein Vorgänger über sie. Sie ließ ihn reden und lachte verächtlich; in der Kirche verschlief sie seine Predigten. Nur die eine über die Heilung des Besessenen hörte sie an, offenen Mundes mit geblähten Rüstern und zuckenden Brauen. Sie dachte dabei unablässig an Baroneß und haberte mit dem Wundertäter der Strenggläubigen, Jesus von Nazareth. Weshalb war seine Helfershand jetzt verdorrt? Warum konnte er sie nicht mehr ausreden und ihr die einzige Freundin, die sie hatte, auch von der Besessenheit heilen? — Was sollte die Predigt von überlebten Wundern? Zeitverschwendung — —! Als nach der Kirche im Eßsaal Lekt und Einteilung diktiert wurden, weigerte sie sich nachzuschreiben und wurde in Stubenarrest mit schmaler Kost geschickt.

So blieb die Arbeit an dieser Verlorenen das sprichwörtliche Steinwälzen am steilen Abhang hinauf und das ewige Zurückrollen. Es war wohl zum Ermüden und Verzagen. Eine Art perversen Ehrgefühls hinderte sie daran, abermals die Flucht zu versuchen. Sie blieb und fügte sich rebellisch, so wie die gefangene Tigertäze sich schließlich in ihren Käfig fügt.

Der verschärften Sazung nach war die Zwangszeit im Asyl für jede Neuaufgenommene von sechs Wochen auf drei Monate verlängert worden. Der dritte Monat gehörte den praktischen Vorbereitungen auf ein geordnetes Leben, dem Suchen von Dienststellen und Arbeitsgebieten für die einzelne. Manche blieben willig im Asyl. Auch für Rose Diener plante man einen bescheidenen Posten in der Krankenbaracke oder Gärtnerei unter steter auffälliger Überwachung. Sie schien eine Weile gutwillig einzugehen; am Vorabende ihres letzten Zwangstages jedoch erklärte sie der Oberin im Sprechzimmer rund heraus, daß sie übermorgen das Asyl verlassen und ihre eigenen Wege gehen wolle.

„Ich habe hier gelernt, und ich will mich bessern.“

„Dich bessern? ohne fernere Anleitung und Führung? Dir das zuzutrauen, dazu berechtigt uns dein Betragen noch lange nicht.“

„So? Ich hab' es aber vor, Baroneß zuliebe; — jawohl! — Nicht von heute auf morgen, das kann kein Mensch, Sie auch nicht, Frau Oberin. — — Was? frech? Bloß die Wahrheit sag' ich! ich will keinen enttäuschen. Zwei Schritt vorwärts und einen rückwärts, und so weiter. Vielleicht kriegen Sie mich auch nochmal hierher, wenn Baroneß wieder gesund ist. Die hilft mir sicher, daß dann die Besserung mit Schnellpost geht.“

„Höhne auch noch zum Dank!“

„Gar nicht — ich bin, wie ich bin. Ich mag kein Gnadenbrot mehr. Sie haben mich wieder zu Kräften gefüttert, jetzt fress' ich mich schon allein durch, so oder so. Wer weiß, am Ende trag' ich so viel gute Vorsätze von hier weg, daß Sie noch Ihr blaues Wunder an mir erleben.“

„Gebe es der treue Gott. — Heute nach der Betstunde meldest du dich erst einmal bei Pastor Edbrecht.“

„Meinethalben; — aber meine eignen Wege geh' ich doch. Zuerst da hin — in die Irrenanstalt, mein' ich, wo Baroneß sitzt, und wenn ich Baroneß nicht sehen soll — —!“

Sie beendete ihren Satz nicht, drehte sich auf dem Sackel herum und lief aus dem Zimmer, ohne die Erlaubnis der Oberin abzuwarten.

Draußen stand sie hinter der Thür still, den Ausdruck finsterner Ratlosigkeit in den erschlafften Zügen, die Hand auf der Klinke, und lehnte sich gegen das Holz der Füllung, als möchte sie abermals eintreten und Widerruf tun.

Plötzlich hörte sie von der Treppe herab eine hohe Stimme halblaut singen:

„So nimm denn meine Hände
Und führe mich
Bis an mein selig Ende
Und ewiglich!
Ich kann allein nicht gehen
Nicht einen Schritt — —“

Die Stimme hielt inne, und die Sängerin kam rasch auf sie zu. Schwester Martha, Bibel und Missionsharfe unterm Arm, das blonde Gesicht in gläubiger Fröhlichkeit lächelnd: „Ei, sieh doch an, Rose —! Zur Audienz?“

Flugs ließ Rose den Türgriff fahren, jagte an der Kommenden vorbei in ihre Kammer und schob innen den Riegel vor, trotz des Hausverbotes.

Die Stunde vor Abendbrot gehörte den Asylistinnen, nach Heinrichs Bestimmung. Dann brannten überall in den bewohnten Stuben und Kammern die Flammen in den altmodischen Lichtarmen, von den Korridoren aus angezündet und gelöscht; dann hatten die Mädchen Ordnung zu schaffen und konnten um den Besuch der Schwestern oder der Patronessen bitten, wenn diese gerade im Asyl waren. Oder sie schrieben an ihre Angehörigen, falls sie sich solche in ihr trauriges Sündenleben hineingerettet hatten. Eine Viertelstunde vor dem Essensläuten mußten alle Türen der

Revision offen stehen, und nach der Vestunde hielt Pastor Eckbrecht zum Tageschluß kurze Einzelgespräche mit solchen, die ihm von der Oberin besonders ans Herz gelegt waren.

In der Strafkammer brannte das Flämmchen fahl; denn das letzte Tageslicht sah rotflammend durchs Fenster und warf die Schatten der Bitterschnörkel schwarz gegen die Kaltwand, die rosa schimmerte. Auch die Auferstehungsfreske war wie belebt; der Heiland schwebte deutlich empor, seine Arme eng an den hageren Leib gedrückt, die Fußspitze noch auf dem Stein, das Antlitz lang und hölzern, keine Spur des Geistes, der frei macht, darin, noch ein Funken von Liebesbeseelung, und um ihn her lauter befangene und traurige Gesichter, hölzern, wie das seine. — Botschaft ohne Freude, Glauben ohne Licht.

Rose verachtete das alte Bild. Beharrlich lehrte sie der beleuchteten Wand den Rücken und sah in die Parkallee hinaus. Da schwoilen die Blattknospen mächtig am weitausladenden Geäst der Baumriesen, und deren Umrisse vernebelten schon gegen das Tor hin in sinkender Dämmerung. Hart unterm Kammerfenster blühte der rote Seidelbast über und über an nackten Zweigen und daneben ein Dornbusch schwefelgelb, Goldtröpfchen an jedem hellgrünen Triebe. — Den ganzen Tag lang hatten die Stare im Sonnenschein an ihren Nistkästen gezirkelt und geschwätzt und gepiffen: „Frühling! Frühling!“

Herrgott — — da war Auferstehung in Saft und Kraft; — kein hagerer Asketenleib; — ein üppiger, strosend von Leben, — da war die Lösung aus wintertalter Gefangenschaft —!

„Morgen nachmittag geh' ich fort“, dachte Rose. „Um fünf find meine drei Monate 'rum, und keine Stunde länger bleib' ich, und sie sollen mich auch nicht kleintriegen, die Alte und der Priester —!“

Es durchrieselte sie prickelnd, während sie in Gedanken so die Würfel um ihr Loß warf. Ihre mürrischen Augen funkelten auf und verfolgten spöttisch die fahlen Abendshatten, die träge über die Auferstehungsfreske hinkrochen und das Rosenrot auswischten. — Nun ward die Gasflamme immer heller und fraß die Dunkelheit. Die blieb schwarz draußen hinterm Fenstergitter stehen und wartete auf die Sterne der Frühlingsnacht. Durch die offene Klappe ganz oben unter der Bogenwölbung säfchelte die Luft sammetweich herein.

„Wenn's nur schönes Wetter bleibt, dann lauf' ich morgen in einer Tour nach Osnabrück“, dachte Rose weiter, „oder meinetwegen gleich die Nacht durch bis Münster. So! als ob ich das nicht könnte, mich mal wieder richtig auslaufen, und in Münster, da will ich — —“ Sie hielt mit Denken inne, zog den Atem heftig ein und streckte die gespreizten Hände vor sich ins Leere. „Münster — — Gott — Gott — gräßlich!“ — Da saß Paliout in Untersuchungshaft, und kam die Sache vors Schwurgericht, so machten sie ihn sicher um einen Kopf kürzer: Raubmord! Sie wurde vielleicht gar als Zeugin vorgeladen? — Nein — um keinen Preis nach

Münster; lieber ins Lippesche hinüber. Bei Bad Meinberg kannte sie ein paar alte Leute — —; irgendwo untertauchen —, und das war ihr ganzes Leben: herumstreichen, fehlgehen, feststecken und loswerden und untertauchen, wie das Sumpfhuhn — —.

Sie trock ganz in sich zusammen und knirschte die Zähne aufeinander, so durchschauerte sie's. — Alles Vergangene der Winterszeit ward mit einem Male Gegenwart und das Zukünftige ein graufiges Bild. Sie sah den kurzgelockten Kopf des Bosniaten in den Sand kollern und das Blut im Bogen aufspritzen, genau wie bei den geklerten Massenhinrichtungen der Jahrmärkte-Mordtaten. — Sie fühlte ihn lebendig; seinen heißen Atem, seinen fremdartigen Reiz und seine Barbarenroheit. Mit geschlossenen Augen kauerte sie auf dem Fensterkasten und war wieder mitten in der stachelnden Angst, damals, als sie um den großen Einbruchplan gewußt hatte. Er und seine Kumpane — — —. Da sitzt sie im Nachtkaffee beim Schwarzen mit Kümmerl und wartet und wartet. — Das wüßte Lokal voll Tabakqualm und Fuselbunzt, zwanzig Schritt um die Ecke von Goldschmied Grothues' altem Erkerhause, vornan in der Sackgasse. Rote Gardinen vor den Fenstern, auf dem Tritt dazwischen die Sängerin — wie eine Blechtrompete schmettert es; die Gäste trakehlen. — Plötzlich Stille, Duden und Wegschleichen fort in den Hof und übers Mäuerchen; die Schutzleute pfeifen. Da trillert es und dort, und noch einer, und von fern antwortet es. Und jetzt der Sumult, und sie schießen. „Mord! Mord!“ schreit es, und eine Stimme brüllt und leuchtet, — das ist Palivut! — Wohin nun, wo hinaus? Sie sitzt und hält beide Hände fest um die Kaffeetasse und sieht nichts um sich herum. Da kommt einer hereingestürzt: „Macht euch dünne! Grothues is hin; der Dipentärl hat ihm das Messer in' Leib rumgedreht — sie haben 'n — der andre is futsch —!“ und dann schlägt ihr eine Faust zwischen die Schultern; — der große Schutzmann reißt sie vom Stuhl auf, und sie leistet Widerstand, und er stößt sie zur Wache mit Gewalt durchs Rotgeschlack der Gassen — — und dann? — Glänzend unschuldig erwiesen — ha! — Und doch — halbtot hierher geschlichen mit einer Last auf der Seele — —: hundert Zentner — — —!

O pfui — nicht mehr daran denken. Ihr wurde elend; sie riß die Augen auf und spähte ängstlich nach rechts und links. Alles drehte sich, und wie Eis lag ihrs hinter der Stirn. Das war's: man dachte zu viel hier; je eher je besser fort, und zu allererst nach Soltbrint ins Tollhaus. — — „Baroneß!“ Es gab ihr einen Stich ins Herz. O, Doktor Reinboth sollte schon sehen, wie sie bitten konnte. Sie wurde mit jedem Manne fertig, wenn's drauf ankam. — Rinderspiel.

Sie stand auf, schüttelte das Grausen von sich ab und musterte sich in ihrem handgroßen Spiegelchen. Ganz jung war sie ja wieder geworden, die hohlen Wangen ausgefüllt, das Haar glänzend. Die paar Faltenzüge um Nase und Mund — die konnten nur Schlaue lesen. Sie wollte ihr Bild anlachen, aber sie vermochte es nicht: — „Baroneß!“

Ihr guter Engel trat zum zweitenmal in ihren dunklen Weg. Sie hörte seine sanfte Stimme, die zu ihr sprach schlicht und ein wenig im Dialekt der Heimat: „O Kind, Kind, glaube du mir, der Kanal geht in fließendes Wasser. — — Komm, da hast du meine Hand; ich will geduldig mit dir am Kanal hingehn, bis wir beim Fluß sind. Ich helfe dir, daß du hineinspringen kannst und nicht unterfinst — —.“

Und nun saß sie im Irrenhause.

„Durch mich — —! durch mich —!“

Sie sank in die Knie, stieß die Stirn vornüber hart gegen den Fensterkasten und weinte gottverloren.

Da schlug die Uhr in der Halle halb acht; erst zwei dünne Schläge und dann acht volle, nach der Umständlichkeit alter Stockuhren.

„Nur noch 'ne Viertelstunde! Wie bin ich denn? Was tu ich denn?“

Rose sprang in die Höhe, fuhr sich mit dem Handrücken scharf über die nassen Augen und zerrte dann aus dem Wandschränke ihre schäbige Reisetasche ans Licht. Hastig packte sie ihre Habseligkeiten hinein. Der Bügel sperrte sich: sie wollte das derbe, selbstgenähte Hemd durchaus mitnehmen, und es hauchte immer wieder dazwischen. Sie stopfte und presste, bis das Schloß gewaltsam einschnappte. Es tat einen Knack und einen Krach, als ob es im tiefsten Inneren zerbräche. Mit keiner Macht der Welt ließ sich's nochmals öffnen, um das letzte Vergessene nachzuschieben, Schwester Marthas Geschenk an jede Aylkistin: das „Christliche Vergiftmetinnicht“. Dummheit! Wozu das mitnehmen? Darin las sie nie; die Blätter klebten noch zusammen. Was sagte es denn zum sechsten April? — „Bloß zum Spaß mal nachschlagen —.“

„Siehe, des Herrn Hand ist nicht zu kurz, daß er nicht helfen könne, und seine Ohren sind nicht dick geworden, daß er nicht höre — —“

Abermals wollte sie lachen über die kurze Hand und die dicken Ohren, allein die Frivolität verging ihr, — sie wußte wohl warum: — „Baroneß!“

Zögernd versteckte sie das kornblumblaue Büchelchen in die oberste Ofenröhre, setzte sich wieder auf den Fensterkasten und strich gedankenlos über das zerplaste Leder der prallen Reisetasche.

Dann seufzte sie auf, verzog den Mund in die Breite und schlug an die Tasche. Dies war das Zeichen, das zugeschnappte Schloß. Unwiderstlich fort von hier, morgen nachmittag.

Diebe und Dirnen sind abergläubisch. —

(Fortsetzung folgt)





Der Skandal

Ein Brief an den Herausgeber von Dr. Richard Bahr

Lieber, verehrter Freund!

Wir kennen einander in diesen Wochen nun einundzwanzig Jahr. Wir sind nicht immer dieselben Wege gegangen, sind zeitweilig gar wohl einander entfremdet gewesen und stimmen auch heute kaum in allem und jedem überein. Aber in einem waren wir allezeit gleichen Sinnes: wir haben Respekt gehabt vor dem persönlichen Wert des Mannes. In jenen nun längst verronnenen Berliner Tagen haben wir mit Leuten zusammengesseffen, die von ganz rechts kamen, und solchen, die ganz links standen, und sind den einen wie den andern in herzlichster Freundschaft zugetan gewesen. Die alte aristokratische Kultur unserer baltischen Heimat hat uns je und je davor bewahrt, dem Klüngel uns zu eigen zu geben oder gar, wie die Spießbürger und Philisterseelen tun, ängstlich dem Nachbar auszuweichen, der Menschen und Dinge anders zu sehen gewohnt ist als wir. Darum komme ich heute zu Ihnen. Helfen Sie mir einen Akt widerwärtiger Barbarei bekämpfen. Lassen Sie uns gemeinsam dagegen protestieren, daß ein Mann gesteinigt werde, der vielleicht talentvoller ist als die meisten, die ihn heute beschimpfen; der mehr verdient als sie und gewiß ein stärkeres persönliches Reinlichkeitsbedürfnis hat als viele aus der Meute. Aber der doch auch nur ein Mensch ist. Dem Irrtum unterworfen wie wir alle, vor Verfehlungen und Entgleisungen nicht sicher wie keiner von uns. Und der den nämlichen Anspruch auf Schutz und Waffenhilfe hat, wenn alle gegen den einen heranstürmen. Sumal wenn diese die Neigung haben — aus Absicht die einen, die andern, weil die Flagellantenschar sie mit Fortriß und sie nun selbst kaum mehr des Ausgangspunkts sich bewußt sind —, die Tatsachen zu verwirren.

Demn dieses sind die Tatsachen. Vor Jahr und Tag hat Herr Maximilian Harden in seiner „Zukunft“ über unterschiedliche Artikel verstreut allerlei dunkle Andeutungen gebracht, über die wir alle zunächst hinweggelesen haben. Die am ehesten, aus denen der verletzte nationale Anstand heute am wildesten kreischt. Verstanden, nachweisbar verstanden hatte die

Anspielungen nur einer. Fürst Philipp Eulenburg. Der sandte damals einen Unterhändler zu Herrn Harden nach dem Grunewald und ließ ihn versichern: er irre sich in einem Punkt. Er, Fürst Eulenburg, erstrebe keinen politischen Einfluß mehr und sei des zum Beweis bereit, außer Landes zu gehen. Nur diese fatalen Anspielungen möchten aufhören. Das war das Anerbieten eines Pakts in aller Form, und Herr Harden schlug ein. Fürst Philipp ging an den Genfer See, und in der „Zukunft“ war von dem süßlichen, unmännlichen Wesen in der Nähe der Majestät nicht mehr die Rede. Bis der Eulenburgere dann im jungen Lenz wiedertam und Herr Harden des Glaubens wurde: das alte Spiel begönne von neuem. Dann ließ er jene immer nur dem kleinen Kreis der Eingeweihten und Betroffenen verständlichen Warnungssignale abermals aufsteigen. Und nun griffen andere Hände ein: Kronprinz und Kaiser; verschwiegene Untersuchungen wurden eingeleitet, und lautlos sank einer nach dem andern dahin. In der Potsdamer Hofgesellschaft und in engen, sehr exklusiven politischen Zirkeln freute man sich, daß der Einfluß Eulenburgs nun endlich gebrochen schien. Aber die weitere Öffentlichkeit erfuhr von all dem noch nichts. Die horchte erst auf, als von einer Seite, die kaum mit Herrn Harden identisch sein dürfte, in den „Berl. Lokalanzeiger“ die Nachricht lanciert ward: Graf Runo Moltke, der bisherige Stadtkommandant von Berlin, hätte Herrn Harden zum Gottesgericht des Zweikampfs geladen; der aber hätte Müdigkeit vorgeschützt und wäre in seiner Grunewaldbequemlichkeit verblieben. Jetzt kamen die „Leipziger Neuesten Nachrichten“ mit einem erläuternden Artikel, der weithin Aufsehen erregte, da er ungleich mehr behauptete, als Herr Harden je angedeutet hatte. Und schließlich mischte sich ganz ungerufen die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ ein. Sawohl — so ungefähr las man's aus ihr heraus —, es hat eine „Kamarilla“ gegeben; auch der Herr Reichskanzler ist dieser Überzeugung. Nun war die große Sensation allerdings da. Aber ich kann nicht finden, daß Herr Harden sie hervorgerufen hätte. Der ließ sich vielmehr einen „Kneifer“ über den andern schelten und hätte es doch gewiß leicht gehabt, den Hunger der nach Sensationen Bierenden zu stillen, wenn er ihnen in der Sommerzeit zum Beispiel von Wilhelm Hohenau erzählt hätte oder dem soldatenfreundlichen Lynar. Vor Gericht freilich hat er dann eine andere Taktik eingeschlagen. Aber war er nicht verklagt? Mußte er sich nicht wehren? Die ihn heute einen gewinnfüchtigen Goldschreiber heißen und einen Wegelagerer, der dem edelen und vornehmen Wandersmann im Hinterhalt auflauere, vergessen ganz, daß Herr Harden seine Wochenschrift — gut oder schlecht — allein redigiert. Eine längere Gefängnishaft könnte dem Unternehmen, das so durchaus auf seine zwei Augen gestellt ist, einfach ruiniert werden. Es war also doch nicht so ganz gefahrlos, was Herr Harden unternahm. Und ich kann mir nicht helfen: Feiglinge sehen zumeist anders aus. . .

* * *

Über nun liest man allenthalben (o diese Einmütigkeit, die die nicht genau Orientierten verblüfft und die Unmündigen vollends verwirrt!): Herrn

Sardens Beweisversuche wären schmählich mißglückt. Sumal seit des Fürsten Eulenburg gebrechliche Greifengestalt das Mitleid der Moabiter Zuschauerschaft nachrief, schreibt einer es dem andern nach: Herr Sarden hätte nur frivol und gewissenlos kombiniert. Vor dem Licht des Tages sei der tolle Spul zerronnen. Nichts sei bewiesen und nichts bliebe. Wirklich? Man muß, nachdem es dem Fürsten Eulenburg verstattet war (woran merkwürdigerweise niemand Anstoß nimmt), die vom Verhandlungsleiter gezogenen Schranken zu durchbrechen, diese beiden Prozesse als ein Zusammenhängendes betrachten. Und da bin ich der bescheidenen Meinung, daß sogar recht viel bewiesen worden ist. Was hatte denn Herr Sarden behauptet? Daß sich in die Umgebung der kaiserlichen Majestät Männer drängten, die anders empfänden als wir. Süßliche, einander anhimmelnde Schwärmer, Spätromantiker und Phantasten. Mir scheint: das ward durch das eidliche Zeugnis des Fürsten Philipp Eulenburg buchstäblich erhärtet. Seit seines Lebens ein enthusiastischer Freund — so schwor der Fürst — hätte er seine Freunde glühend geliebt und ihnen schwärmerische Briefe geschrieben. Und berief sich — die Bossische Zeitung, die nach langen Jahren giftiger Fehde ihm plötzlich affiliert geworden war, hatte das Stichwort geliefert — auf Goethe. Aber wir leben nun einmal nicht mehr in der Wertberzeit und auch nicht in den Tagen des Göttinger Hainbundes. Wir Balten haben doch weiß Gott immer treue Freundschaften zu pflegen gewußt und das „draugs tam draugu“ (Freund dem Freunde) im Wappen des alten Kurländerkorps hat für die meisten eine Bedeutung fürs Leben gehabt. Aber wenn wir einen ähnlichen Eid zu schwören hätten, wir würden ihn anders schwören. So lückenlos etwa und unumwunden wie der Fürst Billow, der ein moderner Mensch ist mit normalen und gesunden Sinnen. . . .

Und ward denn nicht noch mehr erwiesen? Weit mehr und unendlich Widerwärtiges? Wer jene Bekundungen des Moltkeprozesses mitangehört hat, bei denen die Öffentlichkeit ausgeschlossen war, den erfaßten, auch wenn er bislang sich für einen leidlich erfahrenen Lebenspilgrim gehalten hatte, alle Schauer des Efels. Und ich bin überzeugt: wenn diese abscheulichen Details der Nation bekannt würden, es würde ein Sturm sich erheben, der in zornigem Brausen all die tückische persönliche Feindseligkeit erstickte und die Kartentkunststücke parteipolitischer Macher. Schließlich waren das doch auch Männer aus der nächsten Umgebung des Kaisers gewesen. Hohe Herren, die sich auf den Hofbällen auf ihre eigene Art verlustigten; die von Staffel zu Staffel stiegen und so nebenher ganze Generationen ihrer Untergebenen verdarben. Oder gehören diese nichtswürdigen Soldatenmißhandlungen etwa auch zu den Intimitäten des Privatlebens, dessen Schutz, weil ihnen die Butter vom eigenen Haupt zu tropfen beginnt, auf einmal eifervoll heischen, die ansonsten keine Polemit ohne persönliche Verunglimpfung zu führen vermochten. Wie? Alles sei schon im Frühjahr beglichen worden und ohne Dazwischenkunft des Herrn Sarden? Alles doch wohl noch nicht, und die Milde, mit der dabei sichtlich verfahren ward, läßt fast vermuten, als hätten die militärischen Vorgesetzten den fürchterlichen

Ernst der Dinge nicht recht begriffen. Dem einen oder andern war ja auch schon früher von diesen Nachstücken einer entarteten Kultur etwas bekannt geworden. Sogar der Herr Reichskanzler hatte — wie er gestand — in den letzten Jahren mancherlei flüster hören. Und war doch nichts geschehen. Jahrzehntlang war Sr. Majestät vornehmstes Regiment zu einer Stuterei degradiert gewesen. Und keine Hand hatte sich gerührt; kaum daß man, als das Ulgernis zu groß ward, das Erkennungszeichen der langen Stiefel und weißen Hosen verbot. Hat einer von den Herren, die so lebhaft für die Erhaltung von Ordnung und Autorität interessiert zu sein pflegen, sich eigentlich klar zu machen versucht, was hinterher im Leben aus den Burschen werden mußte, die durch die Schule der Adlervilla gegangen waren? Das sind doch schließlich keine Amouren, um die sich nach einer alten Kavalieregeln der honette Mann nicht zu kümmern hat. Und mir will scheinen: man sollte vielmehr dem Zufall dankbar sein, der uns das alles enthüllte. Ein Seuchenherd ward so aufgedeckt, von dem aus noch die ganze Nation hätte verpestet werden können. Und — so unpolitisch bin ich veranlagt — ich halte die gründliche Umkehr, zu der der vielgeschmähte „Standalprozeß“ denn doch wohl den Anlaß geben wird, für unendlich wichtiger und bedeutsamer als Reichsvereinsgesetz und Blockpolitik, Börsenreform und den „Bastillesturm auf das preußische Wahlrecht“. Oder vielleicht ist das gar nicht so unpolitisch gedacht. Denn nur für ein gesundes Volk lohnt es sich, Politik zu machen . . .

Also doch „Retter des Vaterlandes?“ Ich glaube nicht, daß Herr Harden so geschmacklos ist, den Titel zu ambieren. So heroisch gestalten sich die Dinge überdies nur selten im Leben. Ein alter, stark gefügter Staat kann manchen Stoß vertragen. Und auch die gute Lat verrinnt wie der Tropfen im Meer. Aber für gut und tapfer und selbstlos halte ich Herrn Hardens Vorgehen allerdings. Vielleicht hätte er einen anderen Weg wählen sollen. Nicht, wie einzelne Weise rieten, mit seinem Material (oder nennen wir's: seinen Beobachtungen) zu des Kanzlers Durchlaucht ziehen. Vergleichen konnten wirklich nur die ganz Naiven vorschlagen, die noch nie einen Minister unter vier Augen sahen und nicht wissen, daß es Beziehungen gibt, an die in den heutigen Zeiläufen kein Staatsmann mit starkem Griff zu rühren wagen wird. Aber vielleicht hätte Herr Harden, statt verstoßene Pfeile zu schnellen, die nur bemerkten, denen sie galten, mit offenem Visier vor die Nation treten sollen: J'accuse — ich klage an. Sein persönliches Schicksal wäre freilich auch dann kaum anders gewesen. Dann erst recht hätten sie ihn unsauberer Gewinnssucht und der Jagd nach frivolen Sensationen geziehen. Das ist ja das Abstoßende an dieser Heße, daß sie dem Mann seine Motive fälscht. Es könnte ja sein — ich für mein Teil glaube es nicht, aber es könnte ja sein — daß Herr Harden danebengriff. Daß Fürst Philipp Eulenburg nie neben den ordnungsgemäßen und verantwortlichen Instanzen ein politisches Spiel mischte; daß nichts daran auszufehen wäre, wenn Spätromantiker wie er und seine Freunde und Männer von der antiken Lebensführung des Grafen Wilhelm Hohenau sich in der un-

mittelbarsten Nähe des Thrones tummelten. Selbst dann hätte man noch kein Recht, Herrn Scharbald unlautere Beweggründe unterzuschreiben. Wer unbefangen und unvoreingenommen diese Dinge prüft, kommt zudem immer wieder zu durchaus andersartigen Schlüssen. Man sucht keine Sensationen, wenn man die Andeutungen so umhüllt, daß kaum der Hundertste sie versteht. Und man ist kein strupellos geriebener Geschäftsmann, wenn man auf sich allein gestellt Aktionen einleitet, an deren Ende einen unter Umständen harte Gefängnisstrafen erwarten. Aber Psychologie ist für die meisten, die sich in Deutschland über Politik und öffentliches Leben ergehen dürfen, immer ein unbetretenes Feld gewesen. Und dann handelt es sich ja auch um Scharbald! Oder wie sie ihn in schöner Übereinstimmung mit Vorliebe nennen: „einen Scharbald“; ohne doch gleichzeitig die gravierenden Tatsachen zu nennen, die sie zu solcher Bezeichnung berechtigten. Die Konservativen sind in gewissem Sinn ja Partei; denn schließlich ist es ihr Fleisch und Blut, das Scharbald angriff. Aber daneben kriecht aus Ecken und Winkeln alte Feindseligkeit herauf. Die Antisemiten halten ihm seine jüdische Abkunft vor; die Juden — es gibt sehr reizbare Juden auch bei führenden deutschen Blättern mit einem starken Gedächtnis des Hasses — seine Tausche. Wieder andere, die ihn einst umbienerten, grollen Herrn Scharbald wegen dieses oder jenes Jagdtriebes. Und die vierten und fünften verdrießt schon seit langem seine literarische Physiognomie und sie halten die Gelegenheit für gekommen, auf einmal generaliter abzurechnen. Wer lange genug — und immer als ein Stück Doutsider, der seine Freundschaft in anderen Kreisen sich suchte — inmitten des Preßgetriebes steht, wird das bis zu einem gewissen Grade vorausgesehen haben. Der kennt die persönlichen Zusammenhänge und auch die mitunter sehr persönlichen Beweggründe, die just die lautesten Ratone beherrschen. Der weiß auch, wie leicht verraten und verkauft sein kann, wer nicht fleißig die Händchen drückte und Hin und Runz nach dem Munde zu sprechen lernte. Wir beide, Sie und ich, haben es ja oft genug erfahren, wie mühelos man in den Geruch heimlicher Sozialdemokratie kommen konnte, so man in seinem Gewissen sich gebunden fühlte, gelegentlich auch den deklamatorisch veranlagten Talenten zu widersprechen, die sich mit schöner Ausschließlichkeit als die allein echten Rationalen und die einzig Anständigen einzuführen lieben.

In diesem Fall Scharbald aber schwang doch noch ein neuer Ton mit: das war die schier dämonische Wildheit des kollegialen Hasses. Es pflegt eine alte Sitte zu sein in der deutschen Presse — eine der wenigen guten Gewohnheiten, die ihr noch blieben — die Kritik über Prozesse, die bei den durchweg mangelhaften und schiefen Berichten ja nur recht oberflächlich sein kann, erst anzuknüpfen, wenn das Urteil gefällt war. Über dies Gewohnheitsrecht, das sonst selbst bei überführten Mördern respektiert ward, setzte man diesmal sich mit souveräner Gebärde hinweg. Der Gerichtshof (der vielgescholtene jugendliche Amtsrichter und die als Milchhändler und Bäcker verächtlich abgetanen beiden Schöffen) hatten sich noch nicht konstituiert, da pläbierten bereits angesehene Blätter für kurzen Prozeß und Herrn Scharbaldens

Verurteilung. Dann, als nach der Beweisaufnahme der Prozeß bis zur Urteilsfällung vertagt worden war, hieben sie von allen Seiten auf den jungen Richter ein, und so kräftig klang mitunter die Apostrophierung, daß man fast an Einschüchterung und Bedrohung denken konnte. Indes: der junge Amtsrichter hatte Nerven. Und der Milchhändler und der Bäcker hatten sie auch. Herr Harden ward (was freilich am Abend des dritten Prozeßtages jeder Mensch im Gerichtssaal erwartet hatte) freigesprochen. Nun brach der Sturm erst recht los. Ein papierener Orkan, aber ein Orkan. Es war, als ob fünfmalhunderttausend Sozialdemokraten frisch in die deutsche Welt gekommen wären: noch nie hatte man in bürgerlichen Blättern so respektlose Sätze über unsere Rechtspflege lesen dürfen. Und der Sturm hatte Erfolg. Zwischen Heumond und Windmond wechselte die königliche Staatsanwaltschaft ihren Sinn: Herr Harden (so fasse ich als Laie die Situation auf, sintemalen die Herren Juristen über den casus sich ja auch noch nicht einig wurden) ward seinem ordentlichen Richter entzogen. Ein schlimmes Symptom. Vielleicht das schlimmste, das diese sogenannten Skandalprozesse enthüllten.

Es ist buchstäblich so: nicht unerheblichen Schichten unseres Bürgertums scheint alle Ruhe, alle selbstsichere Objektivität abhanden gekommen zu sein. Eine flackernde Hysterie durchzieht die Gesellschaft: Nur nichts Unerfreuliches sehen und hören. Immer hübsch an der Oberfläche bleiben und Böllerschüsse von Morgen bis Abend und gepustete Leute. Selbst die Justiz ist man geneigt, nur noch soweit zu schätzen, als sie bequeme Urteile liefert. Man fragt nicht mehr, was ist. Man fragt nur noch: was werden die bösen Menschen, die Sozi und das Ausland, dazu sagen? Verlei Stimmungen und Strömungen konnte man in den letzten Wochen immer wieder begegnen. Selbst sehr reputierliche, an sich ehrenwerte und sympathische Menschen fanden für die Heidengräuel der Hohenau und Lynar kaum ein Wort; nur über diesen Harden, durch den direkt oder indirekt das alles ans Licht gekommen war, schütteten sie die Schalen ihres Germanenzornes aus. Offen gestanden: das hat mich erschütteret. Das ist mir immer als der eigentliche und wahre Skandal erschienen. Denn das sind die (geb's Gott, wieder verschwindenden) Ansätze zu einer öffentlichen Moral, die uns den Bürgern von Trapani, den ehrenwerten Compatrioten Signor Nafis, in verdächtige Nähe bringen würde . . .

Bleibt mir nur die Erklärung, daß ich mit Herrn Harden weder verwandt noch verschwägert und verschwistert bin. Ich kenne ihn nur wenig; bin nur ein paarmal mit ihm am dritten Ort zusammengetroffen, ein paarmal Gast seines Hauses gewesen. Aber es hat mich in tiefster Seele angewidert, wie sie nun alle über den einen herfielen wie die Wölfe in der russischen Winternacht. Wie sie ihm seinen guten Namen in Fetzen vom Leibe rissen, ohne doch für solche Hantierung andere Motive beibringen zu können als ihren Haß. Gegen dies empörende Schauspiel drängte es mich, an ansehnlicher Stelle zu protestieren. Ich danke Ihnen. Ihr alter

Bahr



So jemand im Finstern wandelt . . .

Skizze von E. v. Weitra

Wie schmal und eng sie doch war — die Krankenstube, in der sie wieder zum Leben erwachte. Rein Stückchen blauer Himmel zu sehen — nur hohe, endlose Häuserfronten der Großstadt, — und keine Baumzweige klopfen mit grünen Fingern tröstend an die hohen, schmalen Scheiben der Fenster . . .

Nur die Glocken der nahen Michaeliskirche läuteten herein — breit und dumpf — ganze Nachmittage lang.

Man näherte sich dem Advent.

Was für wunderliche Träume sie zuweilen hatte: — alte Erinnerungen wachten in ihr auf — Erinnerungen, die wie bunte Farbflecke auf einer großen, grünen Wiese standen, — gleich wimmelnden Frühlingsblumen — weit — unabsehbar . . .

Wie jung sie doch einst gewesen war — und wie töricht! — Man sollte gar nicht glauben, daß sie wirklich einmal siebzehn Jahre gezählt —!

Und so voll Hoffnung war sie gewesen und so voll Sehnsucht! Sie glaubte immer, daß ihr das Leben irgend etwas schenken müsse — etwas Großes natürlich — lauter, lauter Glück . . .

Die Grenzen des väterlichen Guts waren ihr zuweilen zu eng gewesen für ihre große Sehnsucht. Tagelang lief sie im Sommer durch Wiese und Wald — mit ihrer großen Erwartung.

Sie hing nicht an der heimischen Scholle, — nicht wie andere Menschen, deren Seele mit Bäumen und Blumen groß geworden und verwachsen ist.

Das Gut war stark vernachlässigt und mit Hypotheken überlastet. Ein entfernter Vetter gleichen Namens, der die erste Hypothek besaß, würde es demaleinst übernehmen müssen. So hatte es keinen Heimatsbegriff für sie. Sie suchte ihn anderswo.

Und dann kam „er“ . . .

Vor dem Altar der kleinen, steinernen Dorfkirche sah sie ihn zum erstenmal.

Im vergangenen Jahr war sie eingesegnet worden; der greise Geistliche war anderweitig versetzt und ein neuer an seine Stelle getreten.

Der da kam, war kein jugendlicher Stürmer, kein schöner Mensch mit einem Johannesgesicht und sentimentalen Schwärmeraugen, wie er Mädchenblicken vielleicht hätte gefallen können.

Er war ein Mann in der Vollkraft der Jahre — und in der Vollkraft all jener Eigenschaften, die eine „Persönlichkeit“ ausmachen.

Staunend sah sie ihn an . . .

Er hatte etwas von dem Geist und Wesen der ersten Apostel an sich, von denen sie in den heiligen Büchern gelesen. Seine Worte erschütterten sie — sein Wesen riß sie unwiderstehlich hin.

Bibelstunde und Kinderergottesdienst wurden jetzt der lebendige Inhalt ihres sonst so müßig gewesenen Daseins.

Und dann stahlen sich plötzlich wunderliche Tage in ihr Leben — Tage, an denen sie die Sehnsucht empfand, diesem Manne alles zu sein, — an denen sie die Empfindung hatte, daß er sie hätte weit, weit fortführen können, — überall hin, wohin er nur wollte, — über Berge und Täler — geradenwegs in den Himmel hinein . . .

An ihrem achtzehnten Geburtstag verlobte sie sich. An ihrem neunzehnten heiratete sie.

An diesem Tage schienen ihr Himmel und Erde ineinanderzuzießen.

Es gab keinen Mann, der mehr bewundert wurde als er. Es gab keine Frau, die mit mehr Hoheit und Güte ins Allerheiligste eingeführt worden wäre als sie!

Mit allen Zweifeln ihrer jungen Seele kam sie zu ihm . . .

Eine Novize des Glaubens hatte er sie in seine Arme genommen — eine Heilige wollte er aus ihr machen.

Aber es kam anders . . .

Pastor Mörner wurde nach Berlin versetzt. Der hochbedeutende Mann — dessen Frau nun überdies einer der bekanntesten, weitverzweigtesten Adelsfamilien angehörte — dieser Mann gehörte unbedingt in die Hauptstadt; umfangreiche Aufgaben warteten seiner.

Und Elsa Mörner, geborene v. Leien, lernte zum erstenmal das Leben kennen . . .

Sie wunderte sich darüber, — wunderte sich über all die neuen Dinge, die ihr entgegentraten, und von denen sie bisher nichts gekannt und geahnt.

Sie hatte ja gar nicht gewußt, daß es soviel Reichtum des Daseins gab, — soviel trunkenmachende Schönheit, — soviel Vielgestaltigkeit des Wissens —!

Sie staunte und lachte . . .

Zuweilen weinte sie auch . . .

Er glaubte, daß Gott ihnen ein Kind schenken wollte, nahm ihre Hände in die seinen und küßte sie.

Dann lernte sie Leo v. Straßen kennen.

Er war ein schmaler, blaßblonder Mensch — von jenem wunderbar feingearteten Typus, bei dem alles Stimmung atmet und von Stimmungen abhängig ist. Der Ton seiner Sprache hatte etwas Leises, Hindämmern-des, — seine Augen besaßen den wunderlichen Reiz großer Versprechungen und sehnächtiger Erwartung.

Er war jung und schön — und auch ein Suchender! — Ganz so wie sie.

Auch ihn hatte die Großstadt krank gemacht.

Er las philosophische Schriften, studierte Nietzsche, Häckel und Hartmann und sprach viel über das Verhältnis vom Menschen zum All — und über das mythische Wesen zwischen Weib und Mann.

Erich Mörner lud ihn viel in sein Haus. Er wollte dem Sohn seines Jugendfreundes die Heimat ersetzen und ihm wieder aus der geistigen Irre zurückhelfen. Fast täglich sah er Elsa — — und er trug seine Gedanken in ihre Welt.

Ganz langsam stahl er ihr den Glauben — und mit dem Glauben allmählich auch das Herz.

In den eintönigen Sommerwochen, die der Pfarrer seiner aufgegebenen Gesundheit halber fern an der See verbrachte, geschah es . . . Als er wiederkam, war es vollendete Tatsache.

Leo v. Straßen hatte ihr das Leben gezeigt — jung, reich, vielgestaltig, — so, wie es sein konnte, — und mit wunderlichem Entzücken griff sie nach all diesen neuen Dingen . . . Sie fühlte plötzlich das Blut der Leiens in sich — wildes, pochendes Blut — das auf Bergspitzen geboren war und zu Bergspitzen zurückdrängte! Das nur geschlafen hatte — sich selbst unbekannt — in abgechiedener Welteinsamkeit.

Pastor Mörner klagte nicht. Er klagte nur sich selbst an!

Wie wenig hatte er geahnt von der leichten Beweglichkeit einer Seele, die fünfundzwanzig Jahre jünger war als die seine!

Er wollte Geduld mit ihr haben. Er wollte ihr helfen, sich wieder zurechtzufinden. Was Gott zusammengefügt, das soll der Mensch nicht scheiden!

Aber sie schüttelte heftig den Kopf.

Dann flehte er sie fast auf Knien:

„Tu's mir nicht an! Was soll ich meiner Gemeinde sagen? Was soll ich ihr sagen von ihrer Frau Pfarrerin? Ich — der Seelsorger? —“

Aber sie hatte kein Gefühl mehr für das Verlesende ihres Schritts. Mit weltverlorener Trunkenheit sah sie an ihm vorbei — in unbekannte Fernen.

„Gib mich frei. Ich muß mir die Flügel lahm fliegen. Vielleicht lehr' ich noch einmal zurück zu dem asketischen Glauben, den du predigst.“

Am dem Tage, an dem sich die Scheidung vollzog, meldete sich Pastor Mörner nach einem kleinen, entlegenen Grenzort.

Man ließ ihn ohne weiteres gehen. So wie die Dinge standen, hatte er sich unmöglich gemacht.

Als Elsa von seiner Verbannung hörte, schnitt es ihr flüchtig ins Herz. Sie fühlte, daß sie diesem begabten Leben — geschaffen, Tausenden ein Segen zu sein, — den Wipfel zerbrochen hatte . . . Besten Falls kam er später einmal an seine alte Pfarrstelle zurück.

Aber sie hatte nicht Zeit, grüblerischen Erwägungen nachzuhängen. Sie und Leonhard konnten einander noch lange nicht angehören. Sie war von Haus aus wenig vermögend, und auch er besaß nur ein stark verschuldetes Gut. Die Verwandten machten ihnen tausend und aber tausend Schwierigkeiten.

Dann schlug endlich die erlösende Stunde — und nach kurzer Ehe gebar sie ihm ein Kind. Als es ein Jahr lang in kurzen Röcheln umherlief, wandelten seine Eltern schon als geistig Fremde nebeneinander her. Er war friedlos, wie er vordem gewesen, und launisch und heftig dazu. Vielleicht trug auch ein schleichendes Leiden mit dazu bei und pekuniäre Sorgen, die beständig auf ihm lasteten.

Nach vierjähriger Ehe machte er dem trostlosen Zustand ein Ende und ging über den Großen Ozean, dort neues Glück zu suchen. Aber ehe er es fand, starb er, — und das Kind starb auch, — und nun war sie wiederum allein.

Sie war körperlich und geistig erschöpft — vom Leben und Leiden. Krankheit riß ihren zarten Körper nieder . . . aber Jugend baute ihn endlich wieder auf.

Neuer Lebensdrang erwachte in ihr. Neue Kräfte rangen nach Betätigung und Befreiung.

Sie gehörte jetzt einer freien Vereinigung von Frauen an, die für die Erkenntnistraft des Weibes rangen. Ihre ganze Persönlichkeit trug sie in diese Bestrebungen hinein — sie lernte sich selbst achten, — und sie reifte unter der Sonne ihrer eigenen Arbeit.

Nur beten konnte sie nicht mehr.

In ihrer Bibliothek standen lange Bände nebeneinander aufgereiht: „Der Mensch und das All“, „Die wahre Religion“, „Gott oder Nichts“, „Kritik des Denkens“.

Hundertmal hatte sie diese Bücher durchgelesen — mit durstiger Seele. Jetzt las sie nicht mehr darin.

Es war alles so stumpf in ihr . . .

Sie hatte einst gehofft, in diesen Büchern den Frieden zu finden, — Antwort auf ihre Fragen, — Beweise für ihre Zweifel; — aber sie hatten ihr nur Kampf gebracht. Sie empfand zuweilen einen wunderlichen Unterschied zwischen dieser Wissenschaft, die so unruhig machte, und jener Religion ihrer Kindertage, die sie ruhig und glücklich gemacht, — die sie beseligt hatte, so lange sie den Mut besaßen, an sie zu glauben.

Dann kam wiederum Krankheit.

Ihre Tätigkeit im Gemeinwohl wurde durch neue Kräfte ersetzt. Ihre Person kam aus der Mode. Sie schrieb nur noch kleine Artikel in Frauenfachblätter — geistreich, fein — man las sie sehr gern. Im übrigen lebte sie ganz zurückgezogen — ein regelrechtes „Altjüngferleben“.

Sie versuchte jetzt wieder zu beten, — des Abends — wenn ihre Seele müde war und weich, — — aber sie wußte nicht recht, wie und was, — und über dem müden Versuch schlief sie gewöhnlich ein.

Da schrat sie nachts in einem jähen Traume plötzlich empor:

Sie hatte geträumt, die Glocken, die da heretläuteten, schwängen ihre Töne nicht über vielstöckige Häuserfronten, sondern über Wald und Wiese, wo Heu duftete und Zittergräser am Bach schaukelten, — wo Bauernfrauen mit weißen, blanken Kopftüchern und schwarzen Gebetbüchern in eine Kirche traten, die nach dumpfigen Steinen und feuchtem Holzwerk roch.

Und sie wunderte sich plötzlich, daß sie so lange in dieser Kirche nicht gewesen war, — sie — die sonst täglich dort geseffen.

Mit der Schar der Betenden schob sie sich hinein — sie hatte Mühe, einen Platz zu finden, — es war alles so wunderbarlich und so fremd.

Und dann trat jemand aus der Sakristei —: aber es war kein wohlbekanntes Gesicht in wohlbekanntem Ornat.

Es war der alte Küster mit einem Totenlicht. Und hinter ihm her trug man einen großen Sarg — und die Männer, die ihn trugen, stolperten an der großen Steinschwelle, die in die Kirche führte.

Da wurde ihr plötzlich so wehmütig zumute, — sie wußte selbst nicht, warum. Sie hätte gern gefragt, wer in dem großen Sarge lag; aber sie wagte es nicht.

Und mit einemmal wachte sie auf — jäh — plötzlich, — und das Herz schlug ihr — und der Mond schien durch die Gardinen und malte einen Fleck auf die gegenüberliegende Tür.

Am Nachmittag läuteten wieder die Glocken der Michaeliskirche — breit und dumpf — und wie die Töne unaufhaltsam in ihr Zimmer einfluteten, fiel ihr ein alter Vers ein:

„All meiner Jugend Lust und Leid
Erwacht in diesem Glockengeläut.“

Elfa v. Straßen hatte plötzlich Heimweh — überwältigendes Heimweh nach dem Zuhause ihrer Kindertage . . .

*
*
*

Aber den Sturzacker ging sie — im aufbrechenden Novemberwind. Langsam — ganz langsam — — denn sie durfte noch nicht wieder schnell gehen nach ihrer großen, großen Krankheit.

Man sah's ihr auch noch an. Sie war sehr schmal geworden in der Zeit. Schmal und weiß. Nur die Augen sahen groß und lebensvoll aus dem Gesicht — das einzige, was vielleicht noch erinnern konnte an das Mädchen, das einst hier gegangen war mit ihrer großen Sehnsucht.

Nun ging sie hier wieder mit einer Sehnsucht — mit dem Heimweh-
wunsch, noch einmal jung zu sein, noch einmal zu denen zu gehören, die
noch glaubten und hofften im Leben — und seine Enttäuschungen noch nicht
kannten.

„Wie waret Ihr dazumal so selig . . .“

Sie schrak auf durch das grollende Blaffen eines Hundes.

Aus dem großen Tor des Gutshofs schallte es, wo die Rüge- und
Pferdeställe eben ausgemistet wurden, und das Lärmen der Knechte von
der Tenne klang.

Blasse Erinnerungen stiegen in ihr auf — Erinnerungen an eine
fränkliche, einsilbige Mutter, an einen schroffen, herrischen, von Lebens-
sorgen bedrückten Vater. Sie hatten ihre ersten Kindertage behütet und
bewacht — aber dauernde Spuren in ihre lebendige, suchende Seele hin-
eingezeichnet hatten sie nicht; — die waren von anderen Händen gekommen.

Sie wandte müde den Kopf. Nicht da, wo man körperlich gelebt
hat, — nur da, wo die Seele erwacht und das Herz Nahrung gefunden,
— da ist unsere wirkliche Heimat.

Über die Dorfstraße kam ein schwingender Ton — Nachmittags-
geläut . . .

Sie und da in Häusern und Scheunen blißte ein Licht auf, — und
an den Hecken entlang — über den kleinen Friedhof mit den weißen Holz-
kreuzen — schritten Gestalten — : Frauen mit faltigen, schwarzen Röcken und
buntfarbenen Schürzen, mit Gebetbüchern unter dem Arm. Man läutete
zur Adventsandacht.

Elfa war unter den Letzten, die die Kirche betraten. Als sie sich auf
eine der schlichten Holzbänke setzte, verstummte das Geläut.

Durch die Kirche ging ein leises Rascheln und Raumen — wie das
neigende Bewegen rauschenden Kornfelds, das den segnenden Regen erwartet.
Auf der Empore drängten sich die braunen und blonden Köpfe der Schul-
kinder, die von der Orgel her den Einsatz zum Gesang erwarteten. Und
nun quoll es plötzlich aus den silbernen Pfeifen hernieder — langsam —
feierlich — in großen, andächtigen Akkorden, die alle Eigengedanken hinweg-
zuzwischen schienen.

Der Herr ist nahe! Bereitet dem Herrn den Weg!

Orgellklang — wie lange hatte sie ihn entbehrt.

Gemeindegesang — wie lange hatte sie ihn nicht mehr vernommen.
Sie begriff jetzt selbst nicht, warum! So etwas Überzeugtes, Tröstliches,
Beruhigendes lag darin — es tat ihr unendlich wohl.

Dann gingen ihre Augen zur Sakristeithür — wie oft hatte sie ihn von
dort kommen sehen: erst als Gutsherrin, als Gemeindefind, — dann als
Geliebte — als Braut — als sein Weib —! Sie schloß wie schwindelnd
die Augen.

Da schoß ein beklemmender Gedanke plötzlich durch sie hin. Sie hatte
ja gehört — vor Jahren —, daß Pastor Mörner wieder an seine alte

Gemeinde zurückversetzt sei, — aber weiter — weiter hatte sie nichts gehört von ihm — gar nichts.

Sie beugte sich zu dem alten, runzeligen Mütterchen dicht an ihrer Seite.

„Wer predigt heut?“ fragte sie flüsternd.

Die Frau setzte die Brille ab, bog sich weit vor, so, als ob sie nicht recht gehört hätte, und sagte dann, mit Nachdruck auf ihr Buch deutend:

„— Lied Nr. 14.“

Elsa schüttelte den Kopf.

„Ich meine, wie Euer Herr Pfarrer heißt.“

Die Frau machte ein sehr erstauntes Gesicht, — augenscheinlich vor Verwunderung, daß es überhaupt jemand gab, der das nicht wußte!

Erst als Elsa ihre Frage zum drittenmal wiederholte, schien die Alte endlich zu begreifen. Nun wurde sie, während eines Orgelspiels, sogar redselig.

„Allemal am Mittwoch nachmittag redet der Neue“, berichtete sie wichtig. „Aber haben Sie nicht das schöne Grab gesehen — gleich rechts vom Eingang — mit dem weißen Kreuz und den roten Rosen darüber —? Da liegt unser voriger Herr Pfarrer begraben. Der hat meine jüngste Tochter noch getraut. War auch ein tüchtiger Herr — ein sehr lieber Herr — unser Herr Pfarrer selig.“

Elsa schwindelte plötzlich — — alles Blut wich aus ihrem Gesicht.

Da verstummte der Gemeindegesang — die Sakristeitür knirschte . . . genau so, wie vor 25 Jahren.

Elsa hob die Augen nicht — sie wagte es nicht — ihr Herz ging in starken Schlägen. Sie wartete auf den Klang einer wohlbekannten Stimme, auf das Kommen lieber, wohlbekannter Schritte, die sie tausendmal gehört.

„— Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes — —“ sagte in eiligem Tonfall eine junge, dünne, spitze Stimme.

Elsas Wimpern flogen empor:

Vor dem Altar stand eine magere Jünglingsgestalt mit blaßblondem Gesicht und roten, abgezirkelten Flecken auf mageren, vorstehenden Backenknochen.

Und jedes Wort dieser dünnen, spitzen Stimme stach Elsa ins Herz.

Die Lichter an Kanzel und Altar neigten sich plötzlich und flirrten vor ihren Blicken . . .

Kam das von ihrer Krankheit? —

Nein, Gott sei Dank, — nun ging es vorüber. Der Küster hatte eines der kleinen Fenster aufgestoßen, — es kam wieder frische Luft.

Und plötzlich sagte sich Elsa, daß die Alte neben ihr blöde und taub sei, — und daß es junge Hilfsprediger sehr viele in der Welt gab. Ja, ja — es konnte, es durfte nicht anders sein.

Wieder verstummte der Gesang. Wieder knirschte die Sakristeitür — — und diesmal erschien über dem Rand der schlichten, hölzernen Kanzel eine Gestalt —:

Ehrfurchtgebietend war diese Erscheinung — Elsa hielt den stockenden Atem an — — aber der Nacken war müde und gebeugt — das Feuer des Auges erloschen — — und das Haar, das zitterige, spärliche Haar, war schlohweiß.

Das junge Weib unten starrte wie gebannt —: Wehes, wundes Erschrecken lief durch sie hin:

Sie hatte nicht gewußt — nie daran gedacht, daß er „alt“ sein könnte! In der ganzen lebendigen Kraft seiner Mannesstärke hatte sie sein Bild mit sich durchs Leben genommen!

„So jemand im Finstern wandelt und scheint ihm nicht —“ sprach die milde, ernste Stimme da droben.

Und plötzlich fühlte sie, daß sie selbst das Beste und Herrlichste — alles was groß und stark an diesem Manne gewesen war — gekreuzigt hatte.

Das Göttliche in ihm hatte sie vom Thron gezerrt und mit Füßen getreten — die Rosen, die er in Händen getragen zum Segen für Tausende, — die hatte sie entblättert. In einer stillen, einsamen Dorfgemeinde — vor einfältigen Bauern, die seiner kaum bedurft, — war dies große Feuer verbraucht und verlohrt.

Elsa von Leien weinte plötzlich. Lautlos schluchzte sie in sich hinein. Das alte, taube Mütterchen neben ihr hörte sie nicht . . .

* * *

Im aufdämmernden Mondlicht lag der Pfarrgarten.

Rahl war er und öde. Der Wind löste die letzten, gelben Blätter von der Reißblattlaube und streute sie nachlässig über den Weg.

Eine Hand drehte langsam den Schlüssel der Tür herum, die von der dunklen Veranda in das Innere des Hauses führte.

Da regte sich etwas. Wie ein Schatten glitt es an dem dunklen Holzgeländer entlang.

„Wer ist da?“ fragte der Pfarrer. Er fürchtete sich nicht, — selbst vor Vagabunden und Strolchen nicht. Er war beliebt in der Gegend — und er wurde fertig mit jedermann.

Aber es kam keine Antwort. Nur eine verspätete Grille zirpte in den kahlen Topfgewächsen der Veranda.

Da stieß der Pfarrer die Tür auf, daß das helle Licht der Hängelampe, die den Vorflur beleuchtete, breit und warm in die Dunkelheit quoll.

„Wer ist da?“ wiederholte er seine Frage.

Da löste sich eine zitternde Stimme aus der Stille:

„Ein Weib, das seinen Glauben verloren hat —“ kam es leise durch den Herbstabend.

Da stieß der Pfarrer auch die zweite Türhälfte auf — so, als müsse er die Gestalt sehen, der diese Stimme gehörte. Und plötzlich setzte er sich schwerfällig auf den nahen Holzschemel, dicht neben dem weißgezimmerten Tisch des Vorflurs.

„Elsa —“ sagte er mühsam.

Da kniete sie neben ihm und hielt seine Hände.

„Ich habe dir alles genommen“, sagte sie. „Aber das Leben hat dich an mir gerächt“.

„Armes Kind“, sagte er nur und fuhr streichelnd über ihr Haar. Er sah nicht, daß es leicht ergraut war und windzerzaust um das feine, drei- und vierzigjährige Gesicht hing. Er sah nur ihre Augen — diese jungen, sehnsüchtigen Augen, die er einst geliebt hatte.

„Hilf mir“, flüsterte sie ungestüm. „Du allein kannst mir helfen! Willst du? Willst du?“

Da hob er müde die Hand.

„Ich bin alt geworden, Elsa. Sehr alt“, sagte er leise.

Da sah sie wieder sein weißes Haar und die Gebrechlichkeit der hohen Gestalt.

„Jung genug, mir zu helfen, stark genug, mich zu leiten —“ flüsterte sie leidenschaftlich. „Oder —“ ihre Stimme erlosch plötzlich, ihre Augen bekamen einen wunderlichen Ausdruck zitternder Angst — „Erich,“ fragte sie mit flüsternden Lippen — „Erich — sag' mir — zweifelst du auch —?“ —

Es war wie das Aussetzen eines Herzschlages nach dieser kaum hörbaren Frage. Draußen knisterte wieder der Wind durch die Herbststille . . .

Da bewegte er die Lippen:

„Nein“, sagte er leise und fest. „Gott sei Dank — nein! Vor mir ist's, wie eine aufgeschlossene Tür, durch die das Licht kommt.“

Da sah sie ihn an — groß, dankbar, — und sie wuchs an seiner Kraft.

Über den Lärchenbäumen des dunklen Gartens — mitten zwischen dem finsternen Gewölk — hing ein glimmernder Stern — großäugig — leuchtend . . .

„Adventsstern“ — sagte sie leise, — und sie wußte, daß es noch eine Sonne gab . . .



Ein Schrei

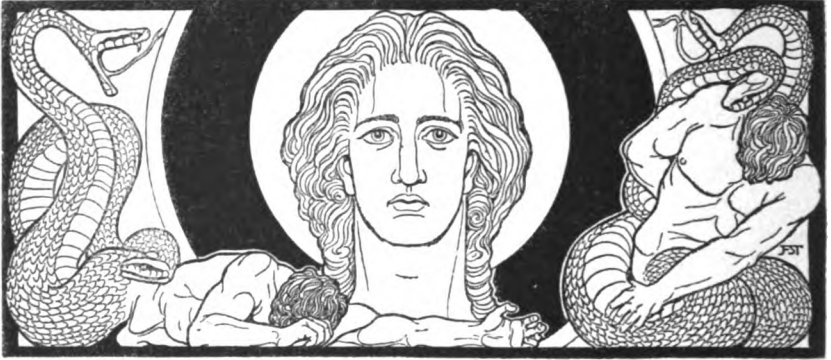
Von

Max Steudemann

An meinem stillen Fenster allein
Hab' ich gelehnt
Und hab' in die fühllose Mitternacht
Hinausgestöhnt —

So rastlos jagen die Wolken
Am Himmel her, —
Herr Gott, nimm wieder dies Leben,
Ich kann nicht mehr . . .





Rechtspredung und persönliche Ehre

Von

Ph. Stauff

L
 ie Anhänger des Duells, die ja meist in Offizierkreisen und unter Akademikern zu finden sind, führen für ihren Standpunkt in der Regel an, daß die gesetzlichen Bestimmungen zugunsten der Ehre des einzelnen oder einer Gesellschaft, in deren Interessen der einzelne auch gleichzeitig die seinigen bedroht sieht, völlig unzureichend und wirkungslos sind. Und man darf anerkennen, daß tatsächlich in vielen Fällen jemand, der ungerechtfertigt in seiner Ehre gekränkt wurde, sich vor Gericht nur eine sehr mäßige Genugtuung holen kann. Allzumal sollte man das aber in unserer heutigen gebildeten Gesellschaft nicht nehmen, weil ein Gerichtsverfahren in Beleidigungssachen dem Beleidigten auch dann zu einer sachlichen Genugtuung verhilft, wenn der Beleidiger nur in eine geringfügige Strafe verurteilt wird. Die Hauptsache wird ihm immer bleiben müssen, daß er im gesellschaftlichen Ansehen von den zu Unrecht gegen ihn erhobenen Anwürfen gereinigt wird durch die Feststellungen des Gerichts; damit sinkt ohne weiteres das gesellschaftliche Ansehen des Beleidigers. Dieser wird dann als ein Mann erkannt, der von ungenügenden Grundlagen aus, wo nicht gar gegen eigenes besseres Wissen, sich an der persönlichen Ehre seines Mitmenschen versündigt, und Leute, die auf sich halten, werden ihn zu meiden suchen. Darum haben auch in vielen Fällen Beleidigte, nachdem das Ungerechtfertigte der gegen sie erhobenen Vorwürfe aus dem Gange der Gerichtsverhandlung offen ersichtlich geworden war, ihre Strafanträge gegen den Beleidiger zurückgezogen und somit auf den Teil des Verfahrens verzichtet, der dem alten Grundsatz „Sahn um Sahn“ gemäß eine Sühne durch Schädigung des Schuldigen herbeiführen soll. Dieser Teil des Gerichtsverfahrens gehört mehr oder minder in das Gebiet persönlicher Rache, auf dem ein fein veranlagtes Gemüt sich unendlich wohl fühlen kann.

Damit soll nicht gesagt sein, daß es unter allen Umständen etwas Begräßenwertes sei, wenn ein Beleidiger straffrei ausgeht und lebighch für die Zukunft eine Verminderung des Ansehens seiner Glaubwürdigkeit zu gewärtigen hat. Denn eine Bestrafung kann auf den Beleidiger schließlich eine erzieherische Wirkung in der Richtung ausüben, daß er künftig der persönlichen Ehre seines Nächsten eine höhere Wertung angedeihen läßt, und damit allein wäre sie schon gerechtfertigt.

Nun ist aber die persönliche Ehre des Menschen überhaupt ein sehr verschieden fein abgestimmtes Instrument, und ein Gesetz, das doch für alle Fälle Geltung haben soll, kann dieser verschiedenen Feinheit nicht Rechnung tragen. Das Gesetz muß rubrizieren, und das persönliche Ehrgefühl ist etwas, was sich nicht rubrizieren läßt. Das Ehrgefühl ist nicht einmal bei zwei Menschen von gleicher Bildung das gleiche; wieviel mehr Verschiedenheiten ergeben sich erst nach geistiger Bildung, nach der Besitzung, nach dem Stande, nach dem Umgang des einzelnen! Dabei ist die von Natur aus vorhandene Verschiedenheit der Geistes- und Gemütsveranlagung noch gar nicht berücksichtigt. Für den einen wird ein vorsichtig gehaltener Eadel bereits verlegend wirken, selbst da, wo er berechtigt erscheint; für den andern ist ein scharfer Ausdruck, der vielleicht aus einem Legikon des Tierreiches entlehnt ist, noch gar kein Anlaß, sich aufzuregen, als ob ihm eine Kränkung widerfahren wäre.

Unsere Rechtsprechung in Beleidigungssachen kennt nun eine ganze Reihe Ausdrücke, die schon aus sich selbst heraus zur Verurteilung dessen, der sie einem andern gegenüber angewendet hat, wegen Beleidigung ausreichend erscheinen: die sog. „Verbalinjurien“. Auch wenn sie etwas Eadelswürdiges mit ihrem Wortinhalt vollständig decken, ist doch die Strafbarkeit gegeben. Zur Illustrierung dessen einige Beispiele. Ein Herr setzt am Tische wiederholt achtlos seinen Stuhl oder seinen Fuß auf das Kleid einer neben ihm sitzenden oder ihm gegenüber befindlichen Dame, so daß dieses Kleid schmutzig wird oder zerreißt. Obwohl er es einmal selbst schon bemerkt hat, passiert es ihm am gleichen Orte zum zweiten oder dritten Male. Der Leser wird gewiß mit mir der Ansicht sein, daß der fragliche Mann nicht gut erzogen ist, da er sich in keiner Weise in der Gewalt hat und nicht darauf bedacht ist, berechnigte Interessen anderer zu respektieren. Er ist also ohne Zweifel das, was man mit dem Ausdruck „ungezogen“ im gewöhnlichen Leben belegt. Wird diesen Mann nun jemand zur Rede stellen unter Benützung des Ausdruckes „Ungezogenheit“, und er wird wegen Beleidigung verklagt, so wird er bestraft, da der Ausdruck von sich aus, selbst wenn, wie wir gesehen haben, seine Anwendung notorisch zutreffend ist, eine strafbare Beleidigung darstellt, eine „Verbalinjurie“. Ebenso sind Ausdrücke, über deren beleidigenden Charakter sehr verschiedene Auffassungen je nach den betreffenden Bevölkerungskreisen herrschen, oft in den Augen des Gerichtes Beleidigungen an sich selbst. So wird man in sehr vielen und sehr verschiedenen Lagen den Ausdruck „Ged“ vernehmen können;

einmal soll er erkennbar eine Kränkung des persönlichen Ehrgefühls in sich tragen, ein andermal wird er nur die Wesensart eines anderen kennzeichnen, ohne diesen kränken oder in der öffentlichen Meinung herabwürdigen zu wollen. Der den Ausdruck gebraucht hat, mag es gemeint haben wie er wolle: er wird, wenn Klage erfolgt, als der Beleidigung schuldig verurteilt werden.

Vielfach werden im Volke, und zwar keineswegs nur in dessen unteren Schichten, zur Belebung eines Gesprächs Ausdrücke gebraucht, die das Gericht als beleidigend behandelt, während sie das nur unter Umständen sein können, aber keineswegs immer sind, sozusagen direkte Apostrophien, die nur der schlimm nimmt, dessen Ehrgefühl entweder unnatürlich überreizt ist oder der eine Gelegenheit sucht, dem anderen „etwas einzubrodern“, vielleicht aus Rachsucht oder Abneigung. Meist entspringt der Gebrauch solcher Ausdrücke nur einer leicht verständlichen Neigung zum Verschütösen, die sozusagen wertsteigernd wirkt auf die daran angeschlossene Mitteilung oder Behauptung. Das gab es früher und wird es immer geben. Wenn Schiller in den Räubern z. B. seinen Spiegelberg zu Razmann sagen läßt: „Narr! einen Spaß muß ich dir doch erzählen, den ich neulich im Cäcilienkloster angerichtet habe“, so will Spiegelberg damit gewiß seinen Räuberbruder nicht beleidigen, obwohl das Wort „Narr“ ohne Zweifel nach unseren heutigen Rechtsgepflogenheiten eine Verbalinjurie darstellt. Wenn Spiegelberg seine Rede mit dem Ausdruck „Bruder“ einleiten würde, hätte er damit ebensowenig eine besondere Wertschätzung an den Tag legen wollen, und wäre er ein Oberbayer gewesen, so hätte er vielleicht einfach „Spezl“ gesagt. Selbst wenn hin und wieder mit Tierbenennungen leichtsinnig umgegangen wird, ist in den allerseltensten Fällen eine Beleidigung des damit Apostrophierten beabsichtigt.

Daß Worte wie „ungezogen“ oder „unverschämt“ durchaus nicht in allen Gesellschaftskreisen als ehrenkränkend betrachtet werden, wird wohl kaum erst bewiesen werden müssen, namentlich wenn die sachliche Berechtigung ihrer Anwendung nicht zweifelhaft sein kann. Aber wen die Rachsucht beherrscht, der wendet sich, nachdem ein solches Wort gefallen, an einen Rechtsanwalt, und der Rechtsanwalt macht darauf aufmerksam, daß eine Verbalinjurie vorliege, die auf Antrag strafbar sei. Selbstverständlich wird dann diese Chance genützt, aber nicht weil die Ehre des Klagenden bzw. sein Ehrgefühl wirklich angegriffen wäre, sondern weil rachsüchtige Interessen einfach dazu verführen, daß jede Gelegenheit genützt wird, dem Gegner Schaden zuzufügen, gegebenenfalls auch auf dem Umwege über das Gericht.

Wenn man die heillose Zunahme der Privatbeleidigungsklagen unserer Tage sieht, wenn man bemerkt, daß solche Prozesse an den Sachverzechnissen der Amts- und Landgerichte in den Sommermonaten gleich duzendweise vorgemerkt stehen, so kann man gewiß bedauern, daß man es in so vielen Fällen rachsüchtigen Leuten an die Hand gibt, eine Äußerung wie

„ungezogen“ oder „unverschämt“ unter dem Anschein, an ihrer Ehre gekränkt zu sein, bestrafen zu lassen. Allerdings handelt es sich dabei ja nur um Strafen meist geringfügiger Natur; aber da mit der Verurteilung zu einer Strafe fast immer auch die Verurteilung in die Kosten verbunden ist, kann jemandem über die sog. „Verbalinjurien“ hinweg mittelst gerichtlicher Hilfe der Haß schon ganz nennenswerten Schaden zufügen, selbst wenn dieser Beschuldigte nur seine berechtigten Interessen vertreten hat und ihm dabei ein in seinem Gesellschaftskreise sonst nicht übel genommenes Wort entfahren ist.

Während also der eine Interessentkreis die persönliche Ehre des Menschen durch unsere Strafgesetze als nicht genügend geschützt erachtet, haben wir auf der andern Seite zahlreiche Fälle, in denen richterliche „Dogmen“ die Gelegenheit zur Betätigung persönlichen Hasses bieten und somit gewiß aus der Rolle herausfallen, welche den Bestimmungen zum Schutz der persönlichen Ehre eigentlich zugedacht ist. Das Strafgesetz wäre also nach zwei entgegengesetzten Richtungen verbesserungsbedürftig; mindestens aber wäre es angezeigt, daß weniger richterliche Gepflogenheiten sich in die Beurteilung von Ehrverletzungen einschlichen, als das leider tatsächlich der Fall ist. Es scheint eben, als ob unsere Richter allmählich von der zunehmenden Inanspruchnahme der höheren Instanzen durch Einwendung von Berufung oder Revision und der damit zusammenhängenden häufigen Kassierung ihrer Urteile stark beeinflusst würden und infolgedessen in allen Sachen nach einem sicheren Trittbrett ausblickten, von wo aus ihr Urteil wenigstens bezüglich der positiven Unterlagen unangreifbar erscheint. Als solche Trittbretter dienen dann in Beleidigungssachen auf der einen Seite wie auf der anderen präjudizierliche Urteile der obersten Instanzen, die man auf alle vorkommenden Fälle zu übertragen sucht. Es ergeben sich so Verurteilungen aus Vorgängen heraus, die keine Verfehlungen gegen das persönliche Ehrgefühl darstellen und gar nicht strafwürdig sind, und andererseits Verurteilungen, in denen die Schwere der jemandem zugefügten Beleidigungen nicht entfernt richtig gemessen ist, weil das Gericht das Strafausmaß natürlich nicht gerne einer Nachprüfung durch die oberen Instanzen unterzogen sieht. Kurz, die Rechtsprechung in Sachen der persönlichen Ehre enthält einen starken mechanischen Einschlag, während es kein Gebiet der Rechtsprechung geben kann, auf dem individualistischer vorgegangen werden sollte als auf diesem.

Als wirksames Mittel gegen eine derartige Entwicklung der Jurisprudenz ist eigentlich nur eines zu ersehen: die Verweisung von Beleidigungssachen vor die Laienrichterschaft auch in der zweiten Instanz. Kann vom Schöffengericht an die Strafkammer mit solchen Dingen appelliert werden, so ergibt es sich von selbst, daß beim nächsten Falle das Schöffengericht die Auffassung des Berufsrichterkollegiums vom Landgericht als für sich maßgebend ansieht und sich bemüht zeigt, die Auffassungen dieses Kollegiums für seine eigene Urteilsfällung zu schematisieren. So gerät dann auch die Laienrichterschaft in eine engbegrenzt-dogmatische Auffassung der Ehrbelei-

digungsfachen hinein, die den bewußten mechanischen Einschlag der Rechtsprechung auf diesem Gebiete verschuldet. Das wäre entschieden anders, wenn auf dem Gebiete der Ehrbeleidigungshändel das Laienrichtertum allein zuständig wäre, wobei man getrost mit dem Vorhandensein einer einzigen Berufungsinstanz vorlieb nehmen könnte.

Man denke allein daran, in welche Gefahr der Volkshumor kommt, wenn man nicht mehr Beweise für die beleidigende Absicht eines Beklagten verlangt, sondern schon auf Grund einer sog. „Verbalinjurie“ hin verurteilt! In verschiedenen Gegenden Deutschlands ist beispielsweise der alteingewurzelte Ausdruck „Schulmeister“ für Lehrer noch üblich, und doch sehen ihn Gerichte schon oft als „Verbalinjurie“ an! Für andere Berufsarten hat der Volkshumor „Spitznamen“ geschaffen, bei deren Benützung sich niemand etwas Schlimmes denkt, zumindest nicht in den Volksschichten, in denen der gesellige Humor am verbreitetsten und wohl auch im Hinblick auf die Berufsart der Leute am notwendigsten ist. In vielen Fällen nun werden diese Ausdrücke des Humors vor Gericht als „verlegend an sich“ betrachtet, und ein aus guter Laune erflossenes Wort dieser Art verhilft dem, der es gebraucht hat, zu einer Bestrafung und noch zu einem erheblichen Baßen Gerichtskosten, wenn der, auf den es gemünzt war, im Augenblick eine empfindliche Seite in seiner Brust entdeckt und klagbar wird.

Alles in allem: die übliche Behandlung der Ehrbeleidigungsfachen unserer Tage ist nicht angetan, das Vertrauen in die Sachgemäßheit unserer Rechtsprechung zu stärken, und der Zweck der Bestimmungen zum Schutze der persönlichen Ehre wird nur zu oft gründlich verfehlt, einesteils durch unfassbar milde Urteile gegenüber ernsten, beabsichtigten und schwerwiegenden Kränkungen, indes andererseits die Müde eines im gewöhnlichen Leben der betreffenden Volksschichten durchaus harmlosen Ausdrucks zum Elefanten der „Verbalinjurie“ wird und zu einer sachlich nicht gerechtfertigten Verurteilung unter materieller und anderweitiger Schädigung dessen führt, der den Ausdruck gebraucht hat.

Wollen die Richter dem Dilemma entgehen, das diese Sachlage birgt, so mühen sie sich krampfhaft um die Erzielung göttlicher Vergleiche, und viele unserer Juristen haben es darin zu einer erstaunlichen Virtuosität gebracht. Das soll nicht geschmäht werden, hat aber auch seine ernste Seite, die nicht übersehen werden sollte. In manchen Fällen, wenn der Richter seine ganze Überredungskunst auf die Herbeiführung eines Vergleichs konzentriert, kommt sein Verhalten angesichts des Bildungsstandes der Rechtssuchenden geradezu einer Rechtsverweigerung gleich, und es wird im Volke auch entsprechend gewertet. Der Vergleich bei Beleidigungsfachen kann nicht Ideal der Rechtsprechung sein, wie es leider vielfach der Fall ist! Der sich wirklich beleidigt Glaubende hat ein Recht, Sühne zu begehren, und hat sehr oft schon darum ein Interesse an dem Zustandekommen einer Verhandlung, weil die tatsächlichen Feststellungen vor Gericht ihm Gelegenheit bieten sollen, zu erweisen, daß die Anwürfe seines Gegners unberech-

tigt waren. Er wird nicht gerne das Gericht verlassen mit einem Vergleich in der Tasche, der die gegen ihn erhobenen Vorwürfe nur formell als ungerechtfertigt hingestellt, aber nicht öffentlich wirksam entkräftigt hat.

Das ist namentlich der Fall bei schwereren Ehrenkränkungen auf Grund unwahrer Behauptungen. Wenn jemand ein „Ochse“ genannt wird, so will das nicht viel besagen; denn der Beleidigte hat es kaum nötig, das Ungerechtfertigte der Beschimpfung zu erweisen. Wenn aber jemandem ein Betrug zur Last gelegt, ein ehrenrühriges Verhalten nachgesagt wird in der Absicht, ihn in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen, so wird in einem solchen Falle die Herbeiführung eines Vergleichs immer dem Rechtsempfinden des Rechtsuchenden widerstreiten, obwohl er sich im Angesichte der Herren des Gerichtes scheut, den Vergleich abzuweisen — glaubt er doch in vielen Fällen, daß, wenn er den vorgeschlagenen Vergleich ablehnt, die Richter ihm „auffällig“ werden und ihr Urteil dadurch beeinflusst würde!


Selbst auf politische Prozesse hat die Vergleichsspezialität der Gerichte schon herübergewirkt, und auch da ist sie in den meisten Fällen vom Übel, wenigstens insoweit, als sie nicht angetan ist, die politische Arena allmählich zu reinigen von den Auswüchsen, die das Demagogentum hier entwickelt hat. Da ward schon manchem vor der Wahl, und im Hinblick auf den Zweck mit Erfolg, die Ehre abgegraben, und hinterher, wenn die Verleumdungsabsicht erreicht war, reuevoll Abbitte getan. So hat man einen unlauteren Zweck mit unlauteren Mitteln erreicht, hat die Ehre des politischen Gegners besudelt, und hat sich doch einer ernstern Bestrafung entzogen, so daß der durch die Ehrverletzung erzielte Parteidewinn schließlich in den Augen der Parteiangehörigen höher gewertet wird als das nachträgliche Sühneopfer. Wir haben solcher Prozesse in den jüngsten Jahren so viele erlebt, daß ich es mit Freuden begrüßen würde, wenn die jetzige Gerichtspraxis in diesen Dingen wieder eine andere würde. Sonst kommt es allmählich dahin, daß die Wasserschlößlinge am Baum der Politik die gesunden und fruchtbringenden Zweige ersticken und ihnen den Saft wegnehmen.

Es liegt gar manches im argen bezüglich der gegenwärtigen juristischen Behandlung der Klagesachen in Dingen der persönlichen Ehre, und es ist an der Zeit, daß man auf Besserung bedacht ist. Führt ein anderes Mittel besser zum Ziel als das hier vorgeschlagene, daß man die Behandlung derartiger Streitfälle gänzlich dem Laienrichtertum unter Beschränkung auf zwei Instanzen überträgt, so wüßte ich nicht, warum ich mich auf die Empfehlung gerade dieses Weges versteifen sollte. Aber er will mir eben vorläufig als der gangbarste erscheinen, weil er vielleicht geeignet ist, den mechanischen Einschlag, den die Rechtsprechung auf diesem Gebiete leider allmählich angenommen hat, wieder zu beseitigen und dem Individualismus wieder Raum zu geben in Sachen der persönlichen Ehre, welche die individualistischste unter allen menschlichen Eigenschaften ist.





Cäsarenwahnsinn


 Der Begriff des Cäsarenwahnsinns begegnen wir, wie Prof. Dr. Pelman in der „Deutschen Revue“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) ausführt, zuerst bei Champigny, der in seinem Werke „Les Césars“ (Paris, 1841) von einer Manie impériale spricht. „Johannes Scherr überschreibt in seinem famosen ‚Blücher und seine Zeit‘, das in den Jahren 1862 und 1863 erschien, ein Kapitel (VIII, 1) über Napoleon mit ‚Kaiserwahnsinn‘, während G. Freytag wohl als der erste angesehen werden muß, der 1864 in seiner ‚Verlorenen Handschrift‘ in einer eingehenden Schilderung der Bezeichnung und dem Wesen des Cäsarenwahnsinns gewissermaßen das Bürgerrecht verlieh. . . .

Der Philosoph Carneades von Cyrene und nach ihm Montaigne hatten schon die Bemerkung gemacht, daß die Fürstensöhne, unter deren Verführung sich alles binsenhast biege und beuge, nur von den Pferden, die sie bestiegen, rücksichtslos abgeworfen würden und daher meistens nur das Reiten gründlich lernten. Selbstverständlich gilt das nur für jene Zeit. Auch hierin ist gewiß manches anders und besser geworden, aber nach wie vor wird die Schmeichelei auf die persönliche Anschauung verderblich wirken und zu einem Verluste des Urteils über Gut und Böse führen, bis endlich der eigne Wunsch jede andre Erwägung unterdrückt, jede Laune Befriedigung erheischt, und jeder Widerspruch als eine Kränkung und persönliche Feindseligkeit empfunden wird.

Von da ab wird das Bild des Cäsarenwahnsinns eine rasche Entwicklung erfahren und nach der jeweiligen Anlage zu Argwohn und List, zur Heuchelei und Verstellung oder zur brutalsten Entäußerung von Blutdurst und Grausamkeit führen, deren ersten Anstoß meist die eigne Familie auszuhalten hat.

Den Hauptschauplatz dieser Vorgänge hat wohl von jeher die unumschränkte Herrschermacht des Orients dargeboten; nirgends aber zeigte diese Krankheit eine gewaltigere Entwicklung als in dem römischen Staate, weil dort die Entfaltung der Menschen in Jugend und Verkehrtheit am gewaltigsten war, und dies besonders dann, als J. Cäsar den letzten Rest der alten römischen Einfachheit mit orientalischen Anschauungen und Sitten durchsetzte.

Zu diesen allgemeinen Ursachen trat noch eine besondere, persönliche hinzu.

Nach Cäsars Tode hatten sich die alten und entarteten Geschlechter der Julier und Claudier miteinander verbunden. Hierdurch wurden die bisher ge-

trennten beiderseitigen Schwäblichkeiten vereint auf ihre Nachkommen übertragen, bei denen sich die bis dahin latente Kränklichkeit zur vollen Krankheit entwickelte.

Was drei geniale Herrscher — Cäsar, Octavianus Augustus und Tiberius — mit gewaltiger Kraft aufgerichtet hatten, das wurde nunmehr von drei Wahnsinnigen niedergedrückt — Gajus, Claudius, Nero.

Gajus Cäsar, den die Soldaten Calligula nannten, des Germanicus (Julier) und der Claudia Sohn, war bei dem Tode seines Großvaters Tiberius fünf- und zwanzig Jahre alt. Eine Schwäche der unteren Gliedmaßen hatte er als ein Erbteil des Augustus überkommen, und die Mängel seiner moralischen Veranlagung waren dem scharfen Auge seines Großvaters nicht entgangen. ‚Ich lasse den Gajus zu seinem und der andern Unglück am Leben,‘ so hatte sich Tiberius über ihn geäußert; ‚ich erziehe in ihm eine Schlange für das römische Volk und einen Phaeton für die Welt,‘ und Sueton nennt ihn krank an Körper wie an Geist.

Gleichwohl jauchzte ihm das römische Volk wie einem Erlöser aus schwerer Not entgegen, und seine ersten Handlungen als Kaiser ließen bessere Tage hoffen. Aber nicht lange und es war mit dieser Hoffnung vorbei. Calligula konnte den Gedanken, Beherrscher der Erde zu sein, nicht ertragen. Er wurde daran wahnsinnig, und zwar wurde er ein wahnsinniger Dämon.

Von jeher war er ängstlich und allerhand nervösen Störungen unterworfen gewesen. Er litt an Gewitterangst, und wenn er donnern hörte, kroch er in seiner Not unter das Bett. Alles dies steigerte sich jetzt zum Maßlosen, Ungeheuerlichen. Durch seine Ausschweifungen hatte er sich wenige Monate nach seiner Thronbesteigung eine akute geistige Ertrankung zugezogen, und es scheint, als ob er die Verfolgungsideen, die ihn damals beherrschten, nie wieder losgeworden sei. Jedenfalls zeigte er von da an eine Unruhe und Kastlosigkeit und eine Lust am Zerfördern ohne Ziel und Zweck, während sich andererseits ein komödiantenhafter Zug bemerkbar macht und seine Selbstüberhebung zur Selbstvergötterung ansteigt.

In recht charakteristischer Weise und nicht ohne Humor schildert dies Philo in seinem Berichte über eine Audienz, die er bei dem Cäsar hatte.

Die Juden in Alexandria wurden von den heidnischen Bürgern der Stadt in ihren Rechten bedroht und sollten von der Bürgerschaft ausgeschlossen werden. Sie sandten deshalb den Philo mit einer Gesandtschaft nach Rom, die von dem Kaiser gleichzeitig mit ihren Beggern zu einer Audienz befohlen wurde.

Diese Audienz fand in der Villa des Maecenas statt, deren sämtliche Zimmer der Kaiser sich hatte öffnen lassen. Sowie der Kaiser die Gesandten erblickte, fuhr er auf sie los und schnauzte sie an, weshalb sie ihm keine göttlichen Ehren erwiesen, da er doch ein Gott sei? Ohne eine Antwort abzuwarten, läuft er durch alle Zimmer, Befehle gebend und Anordnungen treffend. Ebenso unvermittelt wendet er sich wieder an die atemlos hinter ihm her feuchenden Juden: ‚Warum eßt ihr kein Schweinefleisch?‘ und wieder dasselbe Abspringen und dieselbe tolle Jagd, treppauf, treppab, bis er endlich die Gesandtschaft, ohne daß sie überhaupt zu Worte gekommen ist, mit dem Bescheide entläßt: ‚Ich sehe ein, sie sind nicht schlecht, sondern unglücklich und dumm, weil sie mich nicht als Gott verehren, der ich es doch bin.‘

Als Gott nimmt er nacheinander die Abzeichen und Namen der sämtlichen großen Götter an. Er unterhält sich im Kapitol mit seinem Bruder Jupiter, den er gelegentlich auch wohl bedroht: ‚Lüte mich doch, sonst werde

ich dich umbringen,' und dessen Blitze er während eines Gewitters durch Steine erwiderte, die er durch eine Maschine gegen die Wolken schleudern läßt, während das Rollen des Donners durch dumpfes Brummen nachgeahmt wird.

Sein Wesen findet seinen besten Ausdruck in seinem Ausspruch: 'Ich habe das Recht, alles zu tun, was mir beliebt, und ein Recht über alle.' Und in diesem Sinne wenigstens hat er seinem Worte alle Ehre gemacht. Nichts war ihm je so heilig, das er nicht unter die Füße getreten, nichts so hoch, das er nicht in den Schmutz gezogen hätte.

Ob ihn bei diesem wahnwitzigen Gebaren die bestimmte Absicht leitete, die Bestrebungen J. Cäsars wieder aufzunehmen und den von der Kleopatra überkommenen orientalischen Königsbegriff, d. h. die unumschränkte Herrschergewalt, auf römische Verhältnisse zu übertragen, ist immerhin möglich, jedenfalls säumte er nicht, den Begriff in die Tat umzusetzen.

Zu diesem orientalischen Königsbegriff gehörte auch die Vielweiberei und die Geschwisterehe; Caligula heiratet seine Schwester Drusilla, und nach ihrem Tode entriß er zwei römische Damen ihren Gatten und heiratete sie, wie ja auch Julius Cäsar in Rom gleichzeitig mit der Cauponia und der Kleopatra verheiratet war.

Jene beiden Frauen hat er bald nachher verstoßen und in die Verbannung geschickt, während er die tote Drusilla unter die Götter versetzte.

Von nun an reiht sich Verbrechen an Verbrechen, und es wurde immer gefährlicher, in seine Nähe zu kommen. Als seine hochgefinte Großmutter Antonia es wagte, ihm ernsthafte Vorwürfe zu machen, läßt er sie vergiften, sein früherer Gönner Marco, dem er zu großem Danke verpflichtet war, der Silanus u. a., die ihm unbequem waren, werden ohne weiteres aus dem Wege geräumt, und die Bewunderung des Volkes oder sein eignes Mißfallen waren eine genügende Ursache, um ein Todesurteil auszusprechen, bis ihm das Wort an sich zur Wollust wurde und er dem Senker die Anweisung gab: 'Triff den Mann, daß er den Tod wirklich fühlt.'

In der Arena ließ er den ersten besten unter den Zuschauern den wilden Tieren vorwerfen, Quästoren und Senatoren wurden gefoltert, und seinem innersten Empfinden gab er in dem entsetzlichen Wunsche Ausdruck: 'Ich wollte, ihr hättet alle nur einen Hals!' Was das aber besagen sollte, geht aus einer andern Äußerung hervor, die er einst unter Rosen und Lachen der von ihm geliebten Cäsonia gegenüber tat: 'Ich brauchte nur ein Zeichen zu geben, dann würde auch dieser reizende Kopf fallen!'

Mit diesem Schwelgen in Grausamkeit und Wollust verband sich die unsinnigste Verschwendung. Eines seiner Beläge kostete über zwei Millionen Mark, und in seiner unsinnigen Baulust, seinen schwimmenden Villen und zumal in der Schiffbrücke, die er über den Golf von Bajä nach Puteoli baute, hatte er schon nach Ablauf von zwei Jahren die gewaltige von Tiberius ersparte Summe verschwendet, so daß er sich genötigt sah, sich nach einer Ergänzung seiner Einkünfte umzusehen. Um die Mittel war der Cäsar nicht verlegen. Er führte Steuern aller Art ein, verurteilte reiche Leute zum Tode, um ihr Vermögen einzuziehen, und verlangte, daß ihm bei allen Testamenten ein Teil der Erbschaft zugesichert werde. Ließ ihn alsdann ein solcher Erblasser zu lange auf den Antritt des Legates warten, so schickte er ihm wohl Gift, um ihm zu bedeuten, daß er sich beeilen möge, seiner Pflicht nachzukommen. . . .

Solange er nur den Adel verfolgte und seine Opfer unter den Reichen

ausgefucht hatte, blieb das Volk stumm, und erst als er die Steuerschraube anzog, war es mit der alten Freundschaft getan.

Noch aber hatte er die Armee auf seiner Seite, und wenn die Soldaten auch über die albernern Poffen lachten, die ihnen der Kaiser vorspielte, so ließen sie sich doch die Geschenke gefallen, womit er sie begleitete. Es ist ein weiterer Beweis für seine wahnsinnige Verblendung, daß er sein blindes Wüten endlich auch gegen die Soldaten richtete. Damit hatte er sein Schicksal beschworen. Es bildeten sich verschiedene Verschwörungen, denen er am 24. Januar 41 zum Opfer fiel, nachdem er drei Jahre und zehn Monate lang regiert hatte, ein Mensch, den nach Senecas Ausspruch die Natur zur Schande und zum Verderben für das menschliche Geschlecht hervorgebracht hatte.

Am 13. Oktober 54 bestieg Claudius Nero, siebzehn Jahre alt, den römischen Kaiserthron, der Sohn der Agrippina, einer Schwester des Caligula, und des Domitius Ahenobarbus, der ihm bei seiner Geburt die Worte mit auf den Weg gab: ‚Von der Agrippina und mir kann nur ein Scheusal kommen, das der Welt zur Geißel wird.‘

Und in der That hätte er in der Wahl seiner Eltern vorsichtiger verfahren können, denn der Vater Domitius war ein roher und wüster Geselle, ein Betrüger und Blutschänder, und von der Mutter sagte man, daß sie ihren ersten Gatten vergiftet habe. . . .

Er selber war nach einem Ausspruche Rénans ein wahnsinniger Gamin, der sich an dem Beifalle der Straßenhese berauschte, nicht gerade der verrückteste noch auch der schlechteste Souverän, den der römische Staat auf seinem Thron gesehen, wohl aber der eitelste und lächerlichste, den ein böses Geschick je an die Spitze der Welt gestellt hatte. . . .

Noch kümmerten ihn nicht die Regierungsgeschäfte, die er seiner Mutter und seinem Erzieher Seneca überließ, während er eine Bande gleichgesinnter Wollüstlinge, die ‚Ritter des Augustus‘, um sich versammelte, mit denen er die Nächte durchtobte und die Straßen Roms zum Schauplaze der wütesten Drogen machte.

Der Geschmack des Zeitalters war verdreht. Die Kunst des Deklamierens beherrschte alles, und lebende Bilder waren in der Mode, aber alles gleich geschmacklos und übertrieben.

Und mitten hinein in dieses Chaos von Unverstand und Schrankenlosigkeit drängte sich die Schauspielernatur eines Nero, das tolle Treiben durch noch tollerem Gebaren überbietend, das Maßlose zum Ungeheuerlichen steigend.

Mit seinen Gefühlen spielend, gestaltete sich alles bei ihm zu Versen, mit deren Vortrag er seine Umgebung oft tagelang beglückte. Niemand durfte während dieser Vorträge das Theater verlassen, und es kam wohl vor, daß Frauen dort ihre Niederkunft durchmachen mußten. Er selber gönnte sich dabei kaum Zeit zum Essen.

Für den Beifall sorgten fünftausend stramme Soldaten, die für eine dreifache Beifallsbezeugung eingeschult waren, den Brummschall, den Hohlziegelschall und den Scherbensschall. Und wehe dem, der diesen Beifall verlagte oder zu lau darin war, der Tod war ihm gewiß. So ließ er einst einen Sänger erdroffeln, der seine Stimme nicht genügend gedämpft und ihn seiner Meinung nach nicht zur gehörigen Geltung hatte kommen lassen.

Bei alledem hatte sich sein Latendrang bis dahin vorzugsweise auf Raufhändel beschränkt, und er war als Maler, Sänger, Verfemacher, als

Wagenlenker und in allen Arten von Sport und Jagd eigentlich nur seinen Intimen gefährlich geworden. Hier konnte ihn allerdings ein Nichts verlegen und den Tod des Unbedachten herbeiführen.

Das wurde nach dem Tode seiner Mutter anders. Schon lange war ihm Agrippina durch ihr Einmischen in seine und des Staates Angelegenheiten lästig geworden. Jetzt wurde sie unerträglich, und er beschloß ihren Untergang. Ein Versuch, sie durch ein zerfallendes Schiff in Bajak zu ertränken, mißlang, und rasch entschlossen läßt er sie noch in derselben Nacht ermorden.

Um diese Zeit scheint eine psychische Erkrankung eingesetzt und ihn bis zu seinem Tode nicht mehr verlassen zu haben, zum wenigsten lassen sich von nun an Perioden der Erregung nachweisen, die mit Zeiten einer mehr melancholischen Verstimmung abwechseln, in denen er seine tote Mutter sah und sich, von innerer Angst gequält, rastlos umhertrieb. In den Zeiten der Erregung schleppte er alle Kunstgegenstände zusammen, deren er habhaft werden konnte, und errichtete Paläste von fabelhafter Pracht und Ausdehnung. Sie strotzten von Marmor und Edelsteinen, von Perlmutter und Gold, und den Fußboden bedeckten babylonische Teppiche, die er bis zu 600 000 Mark das Stück bezahlte. Die Wände eines Zimmers waren ganz aus Perlen hergestellt. So meinte er, daß er anfinge, wie ein Mensch zu wohnen.

Alles war von Gold und edeln Gesteinen, die Sufe seiner Maultiere waren von Gold, und in seinem Gefolge befanden sich nie unter tausend Wagen. Tacitus gibt die Summe, die er für die Prätorianer, Romöbianten und Freigelassenen ausgab, auf 330 000 000 Mark an, und dessen, was er für seine Bauten verbrauchte, war unendlich viel mehr. In dieser unsinnigen Verschwendung rannen ihm die Millionen nur so durch die Hände, und dabei hatte er nicht wie Caligula einen ererbten Schatz zu seiner Verfügung.

Trotzdem träumte er von noch Höherem, noch Unerhörterem; denn: 'bis zu mir hat niemand gewußt, was alles einem Herrscher erlaubt ist.'

Ob er den Brand Roms im Jahre 64, wobei von den vierzehn Regionen der Stadt nur vier verschont blieben, wirklich veranlaßt hat, ist nicht erwiesen, daß er dazu gesungen, wohl eine Legende. Man wußte, daß er sich mit Bauplänen trug und an Stelle des alten ein Neronisches Rom setzen wollte, und man kannte ihn gut genug, um ihm derartiges zuzutrauen. Sicherlich war er nicht der Mann, um vor einem solchen Frevel zurückzuschrecken, wenn es sich darum handeln würde, sich auf dem Wege der Brandstiftung billige Baupläne zu verschaffen.

Sedenfalls schob ihm die allgemeine Meinung den Brand zu, und bei dem massenhaften Elend, bei dem fast völligen Untergange des alten Rom war die Bewegung eine gewaltige. So mag er wohl selbst das Bedürfnis empfunden haben, den Verdacht von sich abzulenken, und er beschuldigte die allgemein verhaßten Christen, dieses odium generis humani. Deshalb ließ man sich die Verfolgung gefallen, zumal dann, wenn sie Veranlassung zu schönen Schaustellungen abgab, wie sie die Fackeln des Nero waren.

Und bei alledem war Nero, trotz seiner brutalen Rohheit, nicht eigentlich grausam.

Er suchte und fand den Genuß mehr in der Schmeichelei seiner tollen Eitelkeit durch das Außergewöhnliche, nie Dagewesene des von ihm Dargebotenen, und eine Hinrichtung war zu jener Zeit ein öffentliches Volksfest. Zudem stand das menschliche Leben damals so gering im Werte, das Ver-



Gethsemane



LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

gießen von Blut war ein so gewöhnliches Schauspiel, daß die wichtigsten Gründe, oft genug nur die Laune des Augenblicks, genügten, um den Kaiser zu einem Todesurteil zu veranlassen. Daß es dann bei wirklichen und ernstlicheren Veranlassungen, wie sie die angebliche Verschwörung des Piso war, zu massenhaftem Mürren kam, ist leicht verständlich.

Mittlerweile steigerte sich der Größenwahn des Kaisers immer mehr und mehr. Daß er von seiner Kunst leben könne, war seine Überzeugung. Ganz Italien hatte dem göttlichen Sängern in Bewunderung zu Füßen gelegen und ihm mit Lorbeeren und Kränzen zu tausenden von Malen zugejubelt. Nun beschloß er, die Griechen mit seiner Kunst zu beglücken, da nur die Griechen seiner und seiner Anstrengung wert seien.

Unterhalb Jahre durchzog er im Triumphe das Land, und sein Gefolge war ein ganzes Heer. Im Triumphe kehrt er nach Italien zurück. Vor ihm her schreiten 1808 Herolde, welche die in Griechenland erworbenen Kronen und Kränze vor ihm hertragen und laut die Namen der Orte und der Sängern verkünden, wo und über die er gesiegt hatte. In Rom riß man die Mauern des Sirkus Maximus nieder, um ihn einzulassen, und die 1808 Siegestrophäen wurden dort zu seinen Füßen hingelegt.

Interdes tobte in Gallien der Aufstand des Vindex, und unter den Soldaten begann es sich zu regen.

Aus dieser Zeit besitzen wir genaue Mitteilungen, und nie tritt uns die Komödiannatur des Cäsar greller und unverhüllter entgegen als in diesen letzten Tagen.

Bald will er in feigem Verzagen entfliehen, bald seine Feinde mit seinen Liedern und seiner Stimme besiegen. Er komponiert die Siegeslieder und trägt sie den wenigen vor, die noch an seiner Seite stehen; er jammert, daß man einen so beschäftigten Mann in dieser Weise führe, und er tröstet sich, daß noch nie ein Fürst ein so großes Reich verloren hätte, um in grellem Umschwunge der Stimmung den Senat mit dem Untergange, ganz Rom mit Brand und Mord zu bedrohen.

Am 8. Juni 68 rufen die Prätorianer den Galba zum Kaiser aus, und Nero plant, wie er in Trauerkleidern das Volk anreden und seine ganze schauspielersche Kraft aufbieten will, um die Masse zu seinen Gunsten umzustimmen. Aber während er noch seine Rede aufschreibt, findet er sich in der Nacht allein und seinen Palast von Wachen entblößt. Diesmal bleibt ihm nur die Flucht, und er flieht verkleidet in die Villa des Phaon, wo er sich im Gehölze versteckt. Auch jetzt noch, in der Todesnot, überwiegt der Komödiannatur. Er ergeht sich in klassischen Zitaten und rhetorischen Wendungen. In der Situation sieht er nur das Drama, und er merkt, daß er das Drama diesmal auf eigne Rechnung spielt.

So zitiert er aus dem „Ödipus“:

Keine Gattin, meine Mutter und mein Vater
Sprechen mein Todesurteil aus,

und wenn er sein Los beklagt, so tut er dies mit den Worten: ‚Welch ein Künstler geht mit mir zugrunde!‘ Da hört er das Pferdegetrappel der nahenden Verfolger, und während er den vergeblichen Versuch macht, sich mit dem Dolche zu erstechen, spricht er die Verse der Ilias: ‚Der Schritt schwerer Koffe schlägt an mein Ohr,‘ bis ihm sein Begleiter den Dolch in die Kehle stößt (9. Juni 68).

So starb mit einunddreißig Jahren nach fast vierzehnjähriger Regierung ein Mensch, von dem Renan mit Recht sagen kann, daß er eine in Blut ausgeprägte Karikatur gewesen sei.

Und doch muß etwas in seinem Wesen gelegen haben, das auf die große Menge wirkte, denn lange noch erwartete das Volk seine Wiederkehr, da er nicht umgekommen sei, sondern in Persien lebe, und wiederholt traten falsche Nero's auf, die Anhang und Unterstützung fanden. Auch hatte man den Otho zum Kaiser ausgerufen, weil er dem Nero gleiche. Mit Nero endet die Familie der Julier; das Geschlecht der Cäsaren verschwindet von der Erde.

Der Born war erschöpft, der Baum trägt keine Früchte mehr und die entartete Rasse findet ihr Ende in Mord und Streit.

Nero hatte zu gründlich für den Untergang seiner Familie gesorgt und nicht weniger als 24 Mitglieder einem gewaltsamen Tode überliefert.

Dem Cäsarenwahnsinn hat er damit kein Ende gemacht, und von Beispielen ließen sich innerhalb und außerhalb des römischen Reiches im Laufe der Jahrhunderte noch manche anführen. . . .

In der Familie der Wittelsbacher war von alters her der Kunstsinne erblich. Schon Gustav Adolf hatte 1632 bei seinem Einzuge in München gefragt, wer der Baumeister sei, der alle die schönen Gebäude errichtet habe, da er ihn gerne nach Schweden senden würde, und die Verdienste des ersten Ludwig um die Verschönerung seiner Hauptstadt sind bekannt. Aber neben der künstlerischen Begabung hatte der junge Ludwig II. einige andre, weniger günstige Eigenschaften mit auf den Weg erhalten, und schon früh zeigte er sich eigentümlich und leicht verleglich. Bismarck, der ihn im Jahre 1863, also in seinem achtzehnten Jahre sah, schreibt darüber in seinen „Gedanken und Erinnerungen“: „Bei den regelmäßigen Mahlzeiten, die wir während des Aufenthaltes in Nymphenburg am 16. und 17. August 1863 einnahmen, war der Kronprinz, später Ludwig II., der seiner Mutter gegenüber saß, mein Nachbar. Ich hatte den Eindruck, daß er mit seinen Gedanken nicht bei der Tafel war und sich nur ab und zu seiner Absicht erinnerte, mit mir eine Unterhaltung zu führen, die aus dem Gebiete der üblichen Hofgespräche nicht herausging. Gleichwohl glaubte ich in dem, was er sagte, eine begabte Lebhaftigkeit und einen von seiner Zukunft erfüllten Sinn zu erkennen. In den Pausen des Gespräches blickte er über seine Frau Mutter hinweg an die Decke und leerte ab und zu hastig sein Champagnerglas, dessen Füllung, wie ich annehme, auf mütterlichen Befehl verlangsam wurde, so daß der Prinz mehrmals sein leeres Glas rückwärts über die Schulter hielt, wo es zögernd wieder gefüllt wurde.“

Er hat weder damals noch später die Mäßigkeit im Trinken überschritten, ich hatte jedoch das Gefühl, daß die Umgebung ihn langweilt und er den von ihr unabhängigen Richtungen seiner Phantasie durch den Champagner zu Hilfe kam. Der Eindruck, den er mir machte, war ein sympathischer, obwohl ich mir mit einiger Verdrießlichkeit sagen mußte, daß mein Bestreben, ihn als Eifersachbar angenehm zu unterhalten, unfruchtbar blieb. Es war das einzige Mal, daß ich den König von Angesicht gesehen habe.“

Die Erziehung des Prinzen war eine außergewöhnlich strenge: „die königlichen Prinzen wurden zumal im Punkte des Taschengeldes so kurz gehalten — eine Mark die Woche —, daß der jüngere Prinz, der jetzige König Otto, sich ernstlich mit dem Gedanken trug, sich einen Vorderzahn ausziehen zu lassen, da er davon gehört hatte, daß er dafür zehn Gulden erhalten könne.“

Die unangebrachte Strenge von oben wurde reichlich durch Schmeichelei von unten aufgewogen und das getränkte Selbstgefühl der jungen Prinzen durch die übertriebenen Lobpreisungen des Dienstpersonals gefördert und bestärkt.

Mit neunzehn Jahren wurde Ludwig König (1864), und bald trat jene unglückselige Abgeschlossenheit ein, die ihn dem Verständnisse seiner Untertanen entfremden mußte. Je weniger er sich mit der Regierung befaßte, um so eifriger hing er seinen romantischen Neigungen und seinem Kunstsinne nach.

Nur wenigen war es vergönnt, mit dem jungen Herrscher zu verkehren, und von diesen wenigen hat der eine oder der andre einen für die Entwicklung des Königs geradezu unheilvollen Einfluß ausgeübt. Es soll dies in erster Linie für Richard Wagner gelten, und als man den widerstrebenden König im Jahre 1865 zu dessen Entlassung zwang, empfand er dies als eine schwere Beleidigung, die er nie verwunden hat. Er schloß sich seitdem noch mehr von der Außenwelt ab, um sich ganz in seine romantischen Träumereien zu versenken.

Aus jener Zeit drangen hin und wieder wunderliche Mären nach außen, wie sich der König in seinem Schlafzimmer einen Mond anbringen ließ, dessen Schein ihm den erwünschten Schlaf verschaffen sollte, und wie er bei Nacht und unter Fackelbeleuchtung im Schlitten durch die schneebedeckten Wälder fuhr, um sich nach einem seiner einsam gelegenen Schlösser zu begeben.

Unter anderm hatte er auf dem Dache seines Schlosses in München einen See anlegen lassen, in dem er in einem von einem Schwane gezogenen Rahne einsam als Lohengrin umherfuhr. Da ihm die Farbe des Wassers nicht genügte, ließ er die mangelnde natürliche Bläue durch Kupfervitriol ersetzen und den fehlenden Wellenschlag durch ein Mühlrad hervorbringen. Aber eines Tages warfen die Wellen den Rahn um und der König fiel ins Wasser, und bald nachher hatte die Schwefelsäure den Zinkboden des Sees durchgefressen und das Wasser ergoß sich in die untenliegenden Gemächer.

Dann wandte sich seine Neigung der Baukunst zu, und es entstanden jene wunderbaren Königsschlösser, ein Zeichen seines hochentwickelten Kunstsinns, zugleich aber auch seiner maßlosen Verschwendung.

Auf diesen Schlössern konnte er seinem Dange nach Vereinsamung nach Herzenslust nachgehen. Er nimmt seine Mahlzeiten an einem Tische ein, der aus der Tiefe hervorsteigt und jede Bedienung überflüssig macht. Im Theater darf außer ihm kein anderer Mensch der Vorstellung beiwohnen und die Schauspieler müssen vor dem leeren Hause spielen, und ob hinter den geschlossenen Vorhängen der Königsloge der König zugegen ist oder nicht, wissen sie nicht. Dabei bewegen sich die von ihm befohlenen Stücke zunächst in der Zeit Ludwigs XIV., dessen Person und absolutistische Richtung seine Bewunderung erregte. Später wendet er sein Gefallen mehr den Blutdramen zu.

Juli 1870 schreibt der spätere Kaiser Friedrich in sein Tagebuch: „König Ludwig ist merkwürdig verändert, nervös in seinen Reden, wartet keine Antwort ab, fragt nach den entlegensten Dingen. . . .“

Wann seine eigentliche Geisteskrankheit angefangen hat, ist schwer zu bestimmen. In wachsender Menschenfeindlichkeit war er schließlich nur von Dienern umgeben, und auch diese durften ihm zuletzt nur in Masken nahen. Sein letzter Rabinettssekretär, Schneider, hat ihn nie gesehen. Er antwortete ihm bei den seltenen Vorträgen hinter einem Vorhange her und später nur noch durch einen Diener.

Aus seinen eignen Aufzeichnungen, die man nach seinem Tode fand und

die man dem Staatsarchive übergeben hat, geht deutlich hervor, daß er ein völliges Traumleben führte, und zwar schon seit Jahren führte. Seine ungezügelte Phantasie spiegelte ihm die wunderbarlichsten Bilder vor, die sich bei ihm zur Wirklichkeit gestalteten und nach Art von Fieberphantasien zu völligen Romanen ausgesponnen wurden.

So verurteilte er seine Minister und andre ihm mißliebige Personen zum Tode. Er ließ diese Urteile vollziehen und malte die verschiedenen Todesarten ausführlich aus. Eine besondere Abneigung hegte er gegen den späteren Kaiser Friedrich, und ihm ist ein großer Teil des Tagebuches gewidmet.

Nach dem Vorbilde des Monte Christo hatte er den Kronprinzen in Italien durch Banditen aufheben und in einer Höhle einsperren lassen, wo er einem langamen Tode durch Verhungern geweiht war. Zur Erhöhung seiner Leiden befiehlt er, ihm die Zähne einzeln auszuziehen und ihn andern Mißhandlungen zu unterwerfen, und er läßt sich täglich die Ausführung seiner Befehle und von dem Verhalten des unglücklichen Kronprinzen Bericht erstatten, während er aus den Zeitungen wissen mußte, daß der Kronprinz in München sei, wo er die bayrische Armee inspizierte.

Um der immer drohenden Geldnot zu entgehen, organisierte er Banden, welche die großen Banken berauben sollten, und er plant, sein Land zu verkaufen.

Diese Absicht und der Wunsch, sich auf einer Insel ein Reich zu gründen, wo nichts seinen absolutistischen Neigungen entgegenstehe, kein Minister und kein Parlament seine Pläne stören könnte, veranlaßte ihn, Franz von Löhner auf die Suche nach einer solchen Insel auszusenden. Daß Franz von Löhner diesem Auftrage gefolgt ist, hat man ihm vielfach verdacht. Einen Teil seiner Schuld hat er durch die prächtigen Schilderungen abgetragen, welche dieser Reise ihre Entstehung verdanken.

Was Bismarck über die Mäßigkeit des Königs im Trinken gesagt hat, trifft für die spätere Zeit nicht mehr zu. Seine zunehmende Verrohung und Grausamkeit legen den Verdacht des Mißbrauchs geistiger Getränke nahe, und dieser Verdacht wird durch bestimmte Angaben bestätigt, wonach sich der König dem Genuß schwerer Weine und von Likören hingab.

Er mißhandelte seine Diener, die ihm zuletzt nur kniend nahen durften, und bei seiner Verhaftung fanden sich 32 Personen seiner Dienerschaft verletzt.

Dieses zügellose Verhalten mußte den Gedanken an eine geistige Störung des Königs immer näher legen.

In dem 'Zürcher Sozialdemokrat' vom 21. Februar 1884 findet sich schon eine Beschreibung seines Wahnstunns, und diese Überzeugung, verbunden mit der zunehmenden Geldnot, machten ein Einschreiten von seiten der Regierung unvermeidlich.

Im Juni 1886 sprechen sich vier Ärzte gutachtlich für die Geisteskrankheit des Königs aus, und man erkannte das Unvermeidliche eines Schrittes, der diesem Treiben ein Ende machen sollte. Von nun an nahmen die Geschicke einen raschen Verlauf.

Am 9. Juni begab sich eine Kommission nach Hohenschwangau, wo sich der König aufhielt. Durch ein unverzeihliches Versehen war die Schloßwache von München aus ohne Bescheid geblieben und sie weigerte sich daher, den Befehlen der Kommission zu gehorchen. Der König aber erteilte mit eigener Hand den Befehl, den Verrätern die Haut abzuziehen und sie Hungers sterben zu lassen'.

Und das war ihr Glück.

Hätte der König der Schloßwache den Befehl gegeben, die Kommission zu erschießen, so wäre dieser Befehl aller Wahrscheinlichkeit nach ausgeführt worden, wie dies der Kommission gegenüber von der Wache bestätigt wurde. So Ungeheuerliches auszuführen, dazu konnten sich die königstreuen Bayern nicht entschließen.

Nichtsdestoweniger verlebte die Kommission einen recht ungemütlichen Tag, bis ihr endlich eine Depesche von München die Erlösung und die Erlaubnis zur Abreise brachte und sie, froh, einer großen Gefahr entronnen zu sein, aus dem unwirtlichen Schlosse abzogen, wo sie den Tag über nicht einmal etwas zu essen erhalten hatten.

Zwei Tage später wurde das Unternehmen unter günstigeren Vorbedingungen wiederholt und glücklich zu Ende gebracht. Der König wurde in Gewahrsam genommen und tags darauf nach Berg gebracht. Dort ereilte ihn am folgenden Tage in den Fluten des Starnberger Sees der Tod. Er hatte mit B. von Gubden um 6 Uhr 25 Minuten nachmittags einen Spaziergang in den Park gemacht, und des Königs Uhr war um 6 Uhr 54 Minuten stehengeblieben.

König Ludwig ist ein Beweis dafür, daß es selbst in einem konstitutionellen Staate zur Ausbildung eines Cäsarenwahnsinns kommen kann. Allerdings sind hier die Vorbedingungen weit weniger gegeben, als dies bei der absoluten Selbstherrschaft der Fall ist, und jene gewaltige Entwicklung, wie wir sie bei den Cäsaren gesehen haben, werden wir hier nicht mehr finden. Was jene ungehindert in die Tat umsetzen konnten, Mord und Verwüstung, das blieb hier in der Phantasie und mußte sich in den Träumereien des Tagebuches verstrecken. Das Milieu social ist ein andres geworden, und wir werden daher die individuelle Veranlagung höher bewerten müssen.

Diese Veranlagung hat auch bei den Jullern bestanden, und sie bildet dort wie hier die unentbehrliche Voraussetzung dieser wie aller andern geistigen Verirrungen. Der Mensch ist nun einmal das Produkt von Geburt und Erziehung, und dieser Notwendigkeit können sich selbst die Ersten des Volkes nicht entziehen. . . .“



Auch homosexuell?

Mer wird heute von den „Eigenen“ nicht für ihre Gemeinschaft in Anspruch genommen? Wittert doch ihr „Sachverständiger“ Dr. Magnus Hirschfeld, wie die „Vossische Ztg.“ bündig darlegt, Homosexualität, wo diese Annahme von andern nur belächelt wird. Für ihn sei auch Michelangelo homosexuell. Ja, er könnte sich dafür sogar auf eine Schrift berufen, in der nachgewiesen wird, daß in des Künstlers Männergestalten „ein gewisser sinnlicher Zug“ nicht zu verkennen sei. Am Ende habe Michelangelo, als er den Moses meißelte, „erotisch betonte“ Freundschaft für sein Modell geübt und „normwidrige Empfindungen“ zu erkennen gegeben. Trotz seiner überschwenglichen Neigung zu Vittoria Colonna!

„Am auf die Anrede in Briefen zu kommen: ‚Meine geliebte Seele‘ hat Graf Moltke geschrieben. Verdächtig, höchst verdächtig, dringend verdächtig!

Und nun nehmen wir den Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter in die Hand. Da schreibt Zelter: ‚Mein göttlicher Freund! Mein angebeteter Freund, und schaffen Sie, daß wir uns bald sehen.‘ Und Goethe schreibt am 28. Februar 1811: ‚Nun leben Sie recht wohl, liebe Sonne (unterstrichen), und fahren Sie fort, zu erwärmen und zu erleuchten.‘ Und am 17. August 1812 Goethe: ‚Als ich meinen letzten Brief weggeschickt hatte, fühlte ich mich recht verdrießlich; denn es war mir bei dieser Gelegenheit lebhaft geworden, was wir einander sind und sein können.‘ Und Zelter antwortet: ‚Den will ich sehn, der Sie so liebt wie ich.‘ Und Goethe am 19. Mai: ‚Ihr geliebter Brief, und redet von seiner ‚alten Liebe‘ zu ihm. Am 3. November Goethe: ‚Mein geliebter Freund . . . Wie sehr wünschte ich mich statt dieses Blattes in Deine Nähe!‘ So geht das drei Bände hindurch: ‚Deine goldenen Settelchen, Du Lieber.‘ Und einmal schickt Goethe gar ein Gedicht, dessen Schlusssrophe lautet:

Kraft hab' ich keine,
Als ihn zu lieben,
So recht im stillen.
Was will das werden?
Will ihn umarmen
Und kann es nicht.

Und Zelter antwortet am 18. März 1816: ‚Dein Liebchen hat einen tiefen Eindruck auf mich gemacht, wie ich es verstehe und auf mich beziehe.‘ ‚Lebe wohl, mein Allerteuerster, und laß bald von Dir hören.‘ Später: ‚Lebe wohl, mein Ewiggeliebter! Bald seh' ich Dich wieder, wenn's auch nur für einen Tag sein sollte.‘ Und dazu noch der eine poetisch, der andere musikalisch, es ist klar: eine ‚erotisch betonte Männerfreundschaft‘. Zwar Goethe hat, sozusagen, einen Hang fürs ewig Weibliche gehabt: aber tut nichts, er war normwidrig und homosexuell.

Oder Richard Wagner! Nehmen wir einmal an, Graf Runo Moltke hätte an seinen Freund, den Fürsten Eulenburg, folgendes Schreiben gerichtet: ‚Es ist ganz namenlos, wie Du auf mich gewirkt hast: überall sehe ich nur den äppigsten Frühling um mich her, keimendes und sprossendes Leben und dabei einen so wollüstigen Schmerz, eine so schmerzlich berauschende Wollust, eine solche Freude, Mensch zu sein und ein schlagendes Herz zu haben, daß ich nur bejammere, Dir das alles schreiben zu müssen. Wenn ich Dir mein Liebesverhältnis zu Dir beschreiben könnte! Da gibt es keine Marter, aber auch keine Wonne, die in dieser Liebe nicht lebte! Heute quält mich Eifersucht, Furcht vor dem mir Fremdartigen in Deiner Natur; da empfinde ich Angst, Sorge, Zweifel, und dann wieder lobert es wie ein Waldbrand in mir auf, und alles verzehrt sich in diesem Brande, daß es ein Feuer gibt, das nur der Strom der wonnigsten Tränen endlich zu löschen vermag.‘

Wenn ein solcher Brief Moltkes dem Sachverständigen und dem Schöffengericht vorgelegen hätte! Aus is.‘ Aber es ist ein Brief Richard Wagners, nicht etwa an Marie Wesendonck, sondern an Franz Liszt. Auch nicht aus einer Zeit, wo man senile Perverstität vermuten könnte, sondern aus dem Anfang der fünfziger Jahre. Und wenn man dazu nimmt, daß Wagner auch ‚feminine Eigenschaften‘ zeigte, indem er seidene Höschen und bunte Schlafrocke liebte, und daß er gar mit Ludwig II. von Bayern befreundet war, dann ist alles fix und fertig: er war homosexuell, obwohl er sich zweimal verheiratete, nicht zum Schein, und Kinder zeugte und außerehelich ein wilder und

wüßter Frauenjäger war. Tut nichts, er war homosexuell, und es hat's auch schon einer in einer Schrift bewiesen, nur daß selbst in dem Jahrbuch des Herrn Dr. Dirschfeld ausgeführt wird, überspannen dürfe man den Begriff der ‚geistigen Homosexualität‘ auch nicht, und in Wagners Leben seien die Grenzen des Freundschaftsgefühls höchstens einmal überschritten in seinem Verhältnis zu Rönig Ludwig. Also doch! Aber in dem Verhältnis zu Franz Liszt nicht. Und gleichwohl ist der Brief, der Molke vernichtet hätte, an Franz Liszt gerichtet. Trotzdem, ein Weiberfeind, sicherlich, war Richard Wagner nicht, obwohl er auch sehr musikalisch und poetisch war. Wehe ihm, wenn er sein normales Geschlechtsleben in Moabit hätte erweisen müssen! Aus alledem geht hervor, daß man schwärmerisch schreiben und dennoch männlich fühlen kann. Anreden in Briefen, Neigung für Musik und Dichtung und allerlei ähnliche ‚Indizien‘ beweisen gar nichts für Homosexualität, beweisen es nur für solche Sachverständige, die sich, ganz gutgläubig, in eine enge Theorie verbißten haben. Wer eine rote Brille trägt, sieht überall rot, und manche Autoritäten auf dem Gebiet der Homosexualität sehen nur zu leicht Homosexuelle. Es gibt heute eine ziemlich umfangreiche Literatur, nach der eigentlich jeder einigermaßen hervorragende Mensch höchstwahrscheinlich, wenn nicht sicher homosexuell gewesen ist . . .“



Revolution von oben

Nach einem bekannten Wort werden alle Revolutionen von oben gemacht. Der Geist der Zerfetzung und Fäulnis geht immer von den oberen Schichten aus. Es hat keine Revolution gegeben, bei der sich das nicht nachweisen ließe. So war's in England, in Frankreich und zuletzt noch in Rußland. Dieses Reich hatte bisher nur eine wirkliche Volkserhebung gekannt, die Pugatschew, und auch die hatte, wie Richard Graf v. Pfeil im „Deutschen“ (Herausg. Adolf Stein, Berlin) feststellt, einen monarchischen Hintergrund, da Pugatschew seinen Anhang nur dadurch gewinnen konnte, daß er sich für den ermordeten Zaren Peter III. ausgab.

„Alle sonstigen Verschwörungen und Umsturzbewegungen gingen von hochgestellten Würdenträgern aus, mit Hilfe der Gardetruppen, mit Wissen oder auf Befehl der auf solche Weise auf den Thron gelangten Herrscher. So war bei dem Sturz und der Ermordung Peters III., die Katharina II. auf den Thron brachte, wesentlich das Preobraschenskiße Leibgarderegiment beteiligt, welches seinem Zaren und Chef, verführt durch seine Vorgesetzten, ohne Bedenken den Treuschwur brach.

Mir ist noch lebhaft der 18. August 1880 in Erinnerung, wo das Regiment im Park des kaiserlichen Schlosses Kopscha seinen Feiertag wie gewöhnlich unter großem Pomp beging, in Gegenwart Kaiser Alexanders II., der sich dort, wenige Wochen nach dem Tode seiner Gattin, mit deren Hoffräulein Fürstin Dolgoruki vermählte. Bei dem Gottesdienste wurde, wie üblich, für alle verstorbenen Chefs des Regiments namentlich gebetet, somit auch für Peter III. und Katharina II. Da machte es mir einen tiefen Eindruck, daß man im Schloß ein verhängtes Fenster erblickte, gerade jenes, hinter welchem der durch einen mißglückten Mordversuch mit Gift geschwächte Kaiser von dem Liebhaber seiner

Gemahlin Orlow und dessen Gehilfen erdroffelt worden war. Kaiser Alexander II. betete also an der Spitze seines Offizierkorps für seinen ermordeten Ahnherrn, wie für dessen Gattin und Mitschuldige am Morde. Ich beobachtete, wie sich der Kaiser bei dem ‚Ewigen Gedächtnis Kaiser Peters III.‘ besonders innig betheuerte und sich tief verneigte. Wenige Monate später wurde auch er ermordet.

Die Ermordung Pauls I. war, wie bekannt, gleichfalls das Werk der Großen des Reichs, und sein Sohn und Nachfolger Alexander I. war wenigstens insofern nicht ohne Schuld an der graufigen That, als ihm bekannt war, man werde seinen Vater ‚mit Gewalt‘ zur Abdankung zwingen. Auch in diesem Falle standen wieder eidvergeßende Gardetruppen den Verschworenen zur Hilfe bereit. Diese Vorgänge, namentlich die Beihilfe der Preobraschenszen bei der Thronbesteigung Katharinas II., werden in der Geschichte dieser Truppe als — Ruhmeshandlung dargestellt und durch Bilder verherrlicht. Kann man sich da wundern, wenn bei dem jetzigen Aufstande in diesem vornehmsten Garderegiment, wie in der Garde überhaupt, Unruhen vorkamen, die zu den schwersten Folgen für diesen Truppenteil führten?

Die ums Ende der Regierung Alexanders I. vorbereitete Verschwörung, 1825 blutig niedergedrückt durch Nikolaus I., war sozusagen schon moderner Art; der Zar sollte zur Verleihung einer Verfassung gezwungen werden. Aber auch hier hatte das Volk nicht das geringste mit der Angelegenheit zu tun; denn die Leitung lag ausschließlich in den Händen von Angehörigen der vornehmsten russischen Adelsgeschlechter, wie wissenschaftlich hochgebildeter Kreise, der Dekabristen, so genannt, weil der Aufstand in Petersburg im Dezember zum Ausbruch kam. Auch in diesem Falle konnte man sich wieder überzeugen, wie leicht die Garde zu verführen sei; denn den auf seiten der Aufständischen stehenden Regimentern war der Schlachtruf ‚Konstituzija‘ — Verfassung — unter der Erklärung vorgespiegelt, daß damit die Frau des Großfürsten Konstantin gemeint sei, des älteren Bruders Kaiser Nikolaus I., der einer nicht ebenblütigen Heirat wegen auf den Thron verzichtet hatte.

Im Jahre 1878 begann die lange vorbereitete nihilistische Bewegung mit der Freisprechung jener Wera Saffulitsch, die einen Mordversuch auf den Leiter der Polizei, Generaladjutant Trepow, gemacht hatte. Aber auch hier sehen wir die Gebildeten auf seiten des Verbrechens, ein Richterkollegium, die blutige That entschuldigend, das ganze gebildete Rußland diesem unglaublichen Freispruch zujubelnd, an dessen Spitze den alten Reichskanzler Fürst Gortschakow, der sofort nach Verkündung des Urteils im Sitzungssaal seinen Beifall durch Händeklatschen kundgab. Der nun folgende nihilistische Zeitabschnitt war keine Volkserhebung, denn das eigentliche Volk blieb ihr fern, sondern eine Verschwörung einzelner im Zusammenhang stehender Gruppen, welche durch Ermordung hoher Würdenträger, namentlich aber durch Mordversuche gegen Alexander II., diesen zur Verleihung einer Verfassung zwingen wollten, was ihnen bekanntlich gelang, jedoch durch seine Ermordung vereitelt wurde.

In den leitenden Kreisen der Nihilisten waren die gebildeten Klassen stark vertreten, desgleichen der Adel, Offiziere und zahlreiche Söhne niederer Geistlicher, woraus man damals schon auf die aufreißerische Gesinnung dieses Standes schließen konnte, die sich in der letzten Duma so mächtig kundgab. Aber derlei Vorgänge zu beobachten und aus ihnen Schlüsse zu ziehen, dazu ist der gebildete Russe zu leichtlebzig, das liegt nicht in seiner ‚breiten‘ Natur.

Wie oft habe ich im Kameradentreife auf die Gefahr hingewiesen, Offiziere und den geistlichen Stand beteiligt zu sehen, die man damals für die zuverlässigsten Stützen des Thrones hielt! Man scherzte gutmütig über meine Schwarzseherei, als die eines bedenklichen Deutschen. Einmal saßen sechzehn junge Offiziere aus dem Kaukasus in der Petersburger Festung in Untersuchungshaft, verführt durch eine allerdings bildschöne Nihilistin, Frau Fiegner-Filippowa. Die Tatsache, daß sechzehn Kameraden aufs schwerste beschuldigt waren, doch ein Schandfleck für das gesamte Offizierkorps, beschäftigte die Herren von der Garde weit weniger, als allerlei Erzählungen über die schöne Philippowa.

Wahrscheinlich waren an der nihilistischen Bewegung auch sehr hochstehende Persönlichkeiten beteiligt, namentlich der liberale und ehrgeizige Großfürst Konstantin Nikolajewitsch, ältester Bruder Kaiser Alexanders II. In russischen Gardetreffen wurde das damals bestimmt geglaubt; die Entlassung des Großfürsten aus allen seinen Ämtern sofort nach dem Regierungsantritt Alexanders III. spricht dafür. War es doch ein sehr 'wunderbarer' Zufall, daß, als im Februar 1880 die ganze Kaiserfamilie während eines Festmahles im Winterpalais in die Luft gesprengt werden sollte, Großfürst Konstantin mit seinen (zweifellos völlig unbeteiligten) Söhnen aus einem kaum stichhaltigen Grunde dem Essen fernblieb.

Das lehrreichste Beispiel aus neuester Zeit russischer Revolution von oben ist jedoch das Verhältnis Kaiser Alexanders III. zu seinem Vetter Fürst Alexander von Battenberg in Bulgarien, seitdem dieser, unter dem Einfluß Stambulows, sich zu einer selbständig bulgarischen Staatskunst entschlossen hatte. Hier kann dem so streng monarchisch gesinnten Alexander III. ein Vorwurf nicht erspart bleiben, denn die gegen den Fürsten gerichteten Verschwörungen russischer Offiziere waren ihm sicher nicht unbekannt.

Minister des Innern in Bulgarien war Anfang der achtziger Jahre der russische Generalmajor vom Generalstabe Ssobolew, ein gewissenloser Ränkeschmied schlimmster Sorte, wie ich persönlich im türkischen Kriege beobachten konnte, als ich dienstlich viel mit ihm zusammentam. Um sich bei den russischen Machthabern in gutes Licht zu stellen, bereitete Ssobolew planmäßig die bulgarischen Offiziere, namentlich aber die nach Bulgarien befehligten Herren, zum Treubruch gegen den Fürsten vor, und bereits 1884 war alles bereit, um diesen zur Abdankung zu zwingen. Das bulgarische Leibregiment sollte die entscheidende Rolle spielen; doch scheiterte der Plan an dessen Kommandeur Oberstleutnant Bsjewolosschij vom Petersburger Preobraschenskijschen Leibgarderegiment, der mir persönlich alle diese Dinge mitgeteilt hat. Ssobolew war später im japanischen Kriege Korpsbefehlshaber; man hörte nicht viel Gutes von ihm, und er wurde bald nach dem Frieden in wenig gnädiger Weise verabschiedet. Seine Nichtswürdigkeiten in Bulgarien hatten ihm jedoch nichts geschadet, sondern im Gegenteil zu einer glänzenden Laufbahn verholfen. Solche Offiziere wie er gibt es aber viele, und man kann sich vorstellen, welchen ungünstigen Einfluß diese, in ihre russischen Offizierkorps zurückgekehrt, haben mußten. Blieb ihr Treubruch gegen den Fürsten doch ungerügt, ja sogar durch den Zaren gebilligt.

Aber deren böse Saat war schließlich in Bulgarien aufgegangen und trug 1886 die schlechten Früchte. Man kennt die schändliche Art, in der Fürst Alexander, durch seine glänzenden Siege über die Serben inzwischen ein bul-

garischer Volksheld geworden, zur Abdankung gezwungen wurde. Die Art jedoch, wie dieser Schurkenstreich im russischen Kaiserhause aufgenommen wurde, ist nicht bekannt und überaus kennzeichnend für die Begünstigung der Revolution durch einen so typisch monarchischen Herrscher wie Kaiser Alexander III. und die Großfürsten. Ich wohnte diesen Vorgängen an nächster Stelle bei.

An einem Herbsttage 1886 war im Gardelager bei Krasnoje-Selo eine Übung, bei der mir der Auftrag wurde, gegenüberstehende Linientruppen mit einem kriegstarken Bataillon bei Dunkelheit zu überfallen. Großfürst Ssergej Alexandrowitsch, Bruder Kaiser Alexanders III., damals Kommandeur des Preobraschenski'schen Leibgarderegiments, bekanntlich später in so schauderhafter Weise in Moskau ermordet, wollte der Übung beiwohnen, verspätete sich jedoch. Plötzlich kam er eiligen Schrittes auf uns Offiziere zu, schwenkte von weitem die Mütze und rief auf Französisch, damit die Mannschaften es nicht verstehen sollten: „Großer Erfolg für unser Ansehen in Bulgarien! Der Vattenberger ist zur Abdankung gezwungen; wir sind jetzt dort Herren der Lage!“

Sofort darauf begann die Übung, nach deren Verlauf er uns Näheres mitteilen wollte, während inzwischen, heiläufig bemerkt, ein eigentümlicher Vorgang den Großfürsten betraf. Wir überraschten den sich geradezu straffälliger Sorglosigkeit hingebenden Gegner und gelangten mitten in dessen Offiziere, die beim Leepunsch vereint ums Lagerfeuer saßen, statt ihre Pflicht zu tun. Der Großfürst schritt neben mir und stieß aus Versehen den Samowar der Offiziere um. Da sprang ihm ein baumlanger Kapitän entgegen, schrie ihn an: „Du Hundesohn von der Garde stößest uns unser Essen um!“ und faßte den Großfürsten am Achselstück. Schnell sprang ich hinzu und flüsterte dem halb Betrunkenen zu: „Es ist ein Großfürst!“ worauf dieser in größter Eile in der Dunkelheit verschwand. Nur der Großfürst und ich hatten den Vorfall bemerkt und so wurde kein Aufhebens davon gemacht. Aber der Vorgang kennzeichnet den Haß der Linientruppen gegen die bevorzugte Garde wie deren Roheit, die selbst durch Trunkenheit nicht entschuldigt werden kann.

Der gelungene Überfall versetzte uns in heitere Stimmung. In's Lager zurückgekehrt, erzählte uns der Großfürst Näheres. Er war gerade beim Saren zu Tisch gewesen, als die Nachricht aus Sofia eintraf und mit Freuden begrüßt wurde, auch durch Alexander III. Aus der ganzen Schilderung konnte man entnehmen, daß die russische Regierung nicht überrascht war, da sie die Hand im Spiele hatte. Unsererseits wurde die Nachricht mit geteilten Gefühlen aufgenommen und einige verurteilten den Treubruch gegen den heldenmütigen Fürsten. Der Großfürst wie manche seiner Günstlinge im Offizierkorps wollten dies jedoch nicht verstehen und beurteilten die Angelegenheit immer nur von dem Nutzen für Rußland aus.

Aber mit der zarischen Begünstigung des Verrats am Landesherrn entstand dem russischen Offizierkorps großer Schaden, dessen schwere Folgen wir heute sehen. Der Zar duldete, daß das Offizierkorps und die Mannschaften des Schützenregiments „Fürst Alexander von Bulgarien“ ihren bisherigen Chef in der gemeinsten Weise beschimpften. Die aus Bulgarien geflohenen ausländischen Offiziere fanden willige Aufnahme im russischen Heere und wurden in den russischen Offizierkorps begeistert aufgenommen. Mir ist noch in lebhafter Erinnerung, wie ein Kapitän des Preobraschenski'schen Regiments ausrief: „Ich gäbe die Hälfte meines Gehalts, wenn Benderew und Grujew in unser Regiment versetzt würden!“ Diese beiden schurkischen bulgarischen

Hauptleute hatten den Fürsten Alexander mit vorgehaltenem Revolver und unter gemeinsten Schimpfworten eine Art Abankungsurkunde unterschreiben lassen.

Die Begeisterung seiner Offiziere über den Treubruch hätten den Zaren und dessen Umgebung, denen sie nicht verborgen blieb, nachdenklich machen müssen. Aber man war mit Blindheit geschlagen und hielt in Rußland so etwas für unmöglich. Namentlich war Großfürst Ssergej ein hartnäckiger Verteidiger dieser Auffassung und beeinflusste in dieser, wie leider überhaupt in jeder Beziehung seinen Neffen, den jetzigen Kaiser, der damals bei uns im Regiment als Leutnant Dienst tat. Auch diesem blieb das Schändliche des Treubruchs völlig unklar und wurde ihm noch mehr verschleiert durch einige Speichellecker, die Großfürst Ssergej zu des Thronfolgers nächster Umgebung bestimmt hatte.

Es ist meine feste Überzeugung, daß die Rolle, welche die russische Regierung damals in Bulgarien spielte, von verderblichstem Einfluß auf das Offiziercorps war und sich heute in ihren Folgen zeigt. Rußland ist, wie wir gesehen haben, stets von oben revolutionär versucht worden. Darum leistete es auch der Revolution von unten, die ihm überraschend über den Kopf gekommen, so schwächlichen Widerstand, bevor Stolypins feste Hand ans Ruder kam. Die jetzige Staatsumwälzung ist eine notwendige Folge schlimmsten Beispiels von oben . . . die Weltgeschichte ist das Weltgericht.“

Es gibt aber noch einen andern Umsturz von oben. Das ist die Mißachtung von Sitte, Gesetz und Verfassung durch die höheren Schichten. Und nur der Staat steht fest, der diese einzig dauernden Grundlagen seiner Wohlfahrt und Sicherheit auch gegen die an Rang und Einfluß Bevorzugten, ohne Ansehen der Person, mit Kraft und Würde behauptet! G.



Kultur oder Barbarei?

In früheren Zeiten hat man der Anschauung gehuldigt, daß junge Mädchen auf Schritt und Tritt „beschützt“ werden müßten, ohne sich haltige Gründe dafür angeben zu können. Jetzt aber würde es an der Zeit sein, die alten Frauen zu beschützen, zumal auf Reisen, wo sie der Rohheit von seiten der Mitreisenden in wachsendem Maße preisgegeben sind. Und durch die jetzt auch in Süddeutschland durchgeführte Bahnsteigsperrre gibt es tatsächlich keine Instanz mehr, an die man sich unterwegs im Falle von Belästigungen wenden könnte. Kontrolleure der Fahrkarten — die völlig überflüssig wären, da außerhalb der Absperrung ja niemand ein- und aussteigen kann — tauchen wohl manchmal auf, um rasch wieder zu verschwinden; einem Schaffner aber kann man sich selbst auf den Zwischenstationen nur mit der größten Lungenanstrengung bemerkbar machen, zumal sie Frauen gegenüber immer besonders harthörig sind. Und schon aus diesem Grunde sind alle verkehrrechtlichen Maßregeln betreffs der den Nebenmenschen schuldigen Rücksichtnahme so viel als hinfällig geworden. So kann man Dinge erleben, besonders an Tagen, wo Überfüllung der Züge stattfindet, die an der Kulturhöhe der „Jetztzeit“ ernsthafte Zweifel erregen können. Erstens werden die Fahrgäste

oft ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht, und gegen ihr ausdrückliches Verlangen, in die Raucherabteile verwiesen, nur damit die Schaffner sich nicht die Mühe zu geben brauchen, die noch freien Plätze in den Nichtraucherwagen zu ermitteln. Denn nur zu leicht und gern geben sie sich auf den Bescheid der die Türen und Fenster besetzt haltenden „Herren“ zufrieden, daß der Wagen voll sei, während oft noch mehrere Plätze frei sind. Sodann wird auch in den Abteilungen für Nichtraucher das Rauchen der Eingestiegenen oft noch lange fortgesetzt, während die Schaffner beim Öffnen und Schließen der Wagen ein Auge zudrücken oder wenigstens warten, bis ein Mitreisender sich beklagt. Und dies geschieht selten — von einer Frau schon gar nicht, da sie jeden Anlaß zu Beleidigungen zu vermeiden sucht, soviel in ihrer Macht steht. Oft aber kann sie es nicht vermeiden, ohne daß die übrigen „Herren der Schöpfung“, diese angeblichen natürlichen Beschützer der Frauen, sich in ihrem Phlegma fügen ließen. Sie scheinen stillschweigend anzunehmen, daß das Beschützen der Nebenmenschen nur Sache der Polizei und des Staates sei. Aber dieser Abgott der Deutschen versagt immer am meisten den Frauen gegenüber, zumal solchen, die keinen Anspruch mehr an Jugendlichkeit zu machen haben. Und dies ist bei dieser Neobarbarei im Verkehrsweisen das Empörendste an der Sache.

So stieg ich vor kurzem auf der Bahnstrecke Heidelberg—Würzburg — oder umgekehrt — in ein kleineres Abteil für Nichtraucher, das gar nicht einmal überfüllt, aber so voll Lärm und Spektakel war, daß ich am liebsten wieder umgekehrt wäre, wenn ich noch Zeit gehabt hätte . . . Und kaum eingestiegen, wurde ich auch sofort angedröckelt oder vielmehr angeschrien, und zwar in Bemerkungen, die hauptsächlich auf mein Alter zielten. Besonders tat sich ein junger, gutgekleideter Mensch hervor, der . . . ja was denn? . . . Nun, ich will keinen Stand als solchen anlagen, sondern nur bemerken, daß Bauern oder Arbeiter sich dergleichen nicht herausgenommen hätten. —

Freilich haben alle über die rohen Scherze des Burschen gelacht, und ebenso, als ich ihm endlich den Standpunkt klar machte und bedeutete, daß sein Betragen den erzieherischen Einfluß „älterer“ Frauen offenbar vermissen lasse, und dergleichen mehr, dem er nicht gewachsen war.

An der zweitnächsten Station stieg er dann aus, während gleichzeitig ein von mir erwarteter Herr einstieg, der zu seinem imponierenden Schulterbau noch den Professortitel hatte. Und da hätte man sehen sollen, wie stille es auf einmal in dem Wagen wurde, während ich bis dahin geglaubt hatte, in eine mindestens halb betrunkene Bande geraten zu sein. Als aber im Neckartale noch einer der andern Mitreisenden ausstieg, war ich noch mehr überrascht, als mein Freund ihn als den Arzt eines kleinen Landstädtchens von weiter oben bezeichnete. Nicht daß er wie ein Schuhmacher aussah — er hätte dessenungeachtet ein Gentleman sein können —, aber daß er mir nicht zu Hilfe gekommen war und den ungezogenen Burschen zur Ordnung verwiesen hatte, anstatt ihn durch sein Lachen noch anzufeuern, das hatte mich nachträglich noch mehr entrüstet.

Es war freilich am Kirchweihmontag, wie ich noch erwähnen muß, doch würde mir vordem niemals eingefallen sein, daß dies als ein Erklärungsgrund für solche Vorkommnisse gelten könnte. Jetzt aber wurde mir dies auch von andern Frauen bestätigt, die schon in ähnlicher Weise beleidigt worden waren, und daß man an solchen Tagen nicht mehr reisen dürfe. Und nun frage ich, kann ein Volk, in dem solche Ausschreitungen um sich greifen, sich noch zu den

Kulturbüßern rechnen? Sind die deutschen Männer so aller Selbstachtung und Selbstbeherrschung bar geworden, daß sie keinen andern Ausweg für ihre Lustigkeit mehr finden können, als anständige Frauen, die ihnen als Genußobjekte nicht mehr in Betracht zu kommen scheinen, in rohester Weise zu beschimpfen? — Oder ist dies etwa schon ein Niederschlag der aus den verseuchten Großstädten importierten Frauenverachtung, von der man bis jetzt auf dem flachen Lande noch verschont geblieben ist? Denn der Bauer oder Arbeiter sieht in der Frau einen Kameraden oder schlimmstenfalls ein Lasttier, aber zu einem Lustartikel wurde sie nur von Berlin West und verwandten Orten gestempelt, und es wäre Zeit, der Herabsetzung dieser rohen Anschauung ins Volk aus allen Kräften entgegenzuarbeiten oder wenigstens mit dem Märchen aufzuräumen, daß man in Deutschland die Frauen „ehre“. Die Wahrheit ist vielmehr — und ich rufe alle Frauen, die im Ausland waren, zu Zeugen an! — daß in keinem andern Kulturlande der Welt die Frauen so schlecht bewertet sind wie in Deutschland, und daß dies dem Durchschnittswert der Männer ein schlechtes Zeugnis ausstellt. In Amerika fühlt sich jeder Mann, auch wenn er nicht lesen und schreiben kann, zum Schutze der Frauen und Kinder berufen, und zwar sofort, ohne daß ihm die Sache erst nahegelegt werden mußte und ohne daß ihm sonderlich dafür gedankt würde. Was aber würden selbst die Eisenbahnbeamten für Augen gemacht haben, wenn ich unterwegs einen zu Hilfe gerufen und darauf angetragen hätte, daß er die Ruheförer entfernen solle? Neue Grobheiten oder im besten Fall der Verweis an das Beschwerdebuch würden die Folge gewesen sein, also neue Scherereien statt Abstellung der schon erlittenen: damit nur ja der Kläger sich selbst bestraft und ein andermal den Mund halten lernt! Denn in Deutschland fühlt sich der kleinste Beamte als Herr des Publikums und nicht als dessen Bediensteter. Er betrachtet als Gnade, was man als ein Recht von ihm zu fordern hätte.

In New York hat sich einmal ein Postmeister der oberen Stadt in Person zu mir ins Haus verfügt, nachdem ich einen seiner Schalterbeamten wegen Angehörlichkeit beim Hauptpostamt verklagt hatte. In aller Höflichkeit und Ehrerbietung erkundigte er sich nach dem Tatbestand und übermittelte mir die Entschuldigungsgründe des Unterbeamten, die mir nicht mehr erinnerlich sind. Sie sind auch an und für sich unwesentlich, nicht aber das Herrenbewußtsein des Publikums gegenüber den von ihm angestellten Beamten, sowie deren Verantwortlichkeitsgefühl gegenüber dem einzelnen. Denn nicht wie in Deutschland pflegen sie alle Vorschriften und Verhaltensmaßregeln von dem Bösen Staat zu erwarten und sie dann zu umgehen, wo immer es ungerügt und ungestraft geschehen kann.

Augusta Bender





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einfendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Zum Moltke-Harden-Prozeß

Die scharfe Peitschenhiebe trafen die Enthüllungen des Moltke-Harden-Prozesses alle jene, die mit wachen Augen neben den erzentrischen Regungen unserer Zeit stehen und in dräuender Angst an das noch Kommende denken müssen.

Und einen großen Teil dieser Enthüllungen, das Ursächliche von allem, pfliffen die Spazzen längst von allen Dächern, so hörte man sagen.

Wir litten schwer in tiefer Scham. Wir werden noch lange daran zu leiden haben. Nicht um des Trümmerhaufens wegen, vor dem wir stehen. Nicht weil so manche schöne Tradition zusammengebrochen vor uns liegt. Auch nicht, weil so manches stolze Wort oratelhafter Herkunft wie Seifenschaum zerfliehte. Nicht weil Schmutz und Schlamm sich breitete, wo die Gasse des Hochmuts, der Selbstüberhebung dahinzieht zu den Höhen des menschlichen Lebens, allen sichtbar, von denen man die Bürgertugenden erwartet, die heute in kritikloser Ergebenheit, in byzantinischer Verherrlichung einzelner Rassen verstanden werden.

Auch nicht, weil manche der skandalisierenden Tagesblätter all die häßlichen Geschehnisse hinabtrugen in die Tausende unreifer Köpfe, in Tausende halb entwickelter Seelen, sie befruchtend mit Dingen, die ein Hohn sind auf alle Menschenwürde. Der Segen öffentlicher Gerichtsverhandlungen wird so zu spitzen Hagelsteinen, die uns das Angesicht blutig schlagen.

Was uns Frauen angetan wurde in diesem Prozeß, ist nur ein weiteres Glied in der Kette, die sich durch alle Skandalprozesse der letzten Monate hindurchzieht. Ganz gleich, ob die schwarze Rasse oder die weiße hineingerissen wurde. Ob es dem Weibe exotischer Stämme galt oder dem germanischer Herkunft. Die Kette raffelt an unsern Füßen lauter denn je.

Nie wurden die niedern Triebe der modernen Mannesseele greller beleuchtet als in den Tagen dieses Jahres, das so viele Skandalprozesse sah in München, in Köln und in Berlin, die uns allen endlich die Augen öffnen sollten, wohin wir steuern, was aus der Menschheit werden muß, wenn wir die Bildungskraft nur in das Wissen und den geschulten Verstand verlegen und in die äußern Formen des Verkehrs. Wenn wir das höhere Empfindungsleben, die Regungen der Seele, in uns ersticken oder gar nicht entstehen lassen! Wenn wir nicht hindern, daß der Würgengel durch unsere Lande zieht

und den Erst- und Höchstbesitz des Mannes, seine edle Mannhaftigkeit, erschrocken vor die Türen wirft.

So furchtbar diese Erkenntnisse uns belasteten, so schwer uns die Geschehnisse getroffen, so viel neue Pflichten nun ernst und gebieterisch vor uns stehen, am härtesten trifft, wenigstens mich, der Spott, der aus ausländischen Zeitungen uns entgegenspricht, der für uns nach den germanischen Stammes tugenden ruft!

Wehrlos stehen wir gegenüber den Geschossen der Lächerlichkeit, die verdiente sind. Wir haben nicht nur unsere stolze Herkunft vergessen, wir haben Nationen mit ihren Fehlern und Lastern beworfen, die dort unser Auge allein gesehen! Nun müssen wir es uns gefallen lassen, daß die Würfe zurückfliegen auf unser eigen schuldig Haupt.

Es klingt geradezu unglücklich, wie in Norddeutschland, besonders in Berlin z. B., das französische Familienleben durch alle Klassen, die französische Frau durch alle Stände hindurch als das Prinzip jeder Unsitlichkeit gebrandmarkt wird.

Dies Urteil geht von Menschen aus, die vielleicht mal im Strom des niedern Weltstadtrummels geschwommen haben, die nie in einer Pariser oder französischen Familie Zutritt hatten, besonders nicht in den vornehmen Bürgerkreisen, die dort eine so exklusive Gesellschaft bilden, noch in den höchsten Gesellschaftsschichten, die jedem unvergeßlich bleiben, der diese vollendete Vornehmheit genießen durfte.

Das üble Urteil wird, wie alles Gerede, gedankenlos von Menschen nachgeplappert, denen jedes Recht zur Kritik fehlt, da sie keine eigenen Beobachtungen nachweisen können.

Ich selbst habe von Menschen das französische Familienleben im allgemeinen und die französische Frau im besonderen beschmutzen hören — und nur in Berlin bringt man das so fertig —, die nie in Frankreich gewesen, nur auf falsch begriffenem Gerede oder auf unfähigem Urteil das eigene prolongierten. Es waren Menschen, denen ich von vornherein die Fähigkeit absprechen mußte, die innige Gemeinschaft zu verstehen, die in dortigen Familien gilt, wo Achtung und Verehrung vor den Eltern und Großeltern noch eine ganze Heimstätte haben, die bei uns immer mehr zu schwinden droht, manchen Orts ganz geschwunden ist.

Auch die italienischen und spanischen politischen, sozialen und gesellschaftlichen Sünden werden in unsern Tagesblättern gefällig auseinandergelegt, weil man weiß, daß es gerne gelesen wird, daß die eigene Unwissenheit sich darin sonnt mit dem biblischen Spruch: „Herr, ich danke dir, daß ich nicht bin wie diese.“

Drum meine ich, die Scham müßte am tiefsten die treffen, die nicht begreifen, daß sich niemand erhebt, der andere erniedrigt, verdächtigt, und daß man seinen Ruhm nicht auf den Fehlern anderer zusammenträgt.

Wer der tiefen Scham nicht zugänglich ist, der verstehe wenigstens die rächende Vergeltung als alte Lehre neu bestätigt. Und nicht nur dem Auslande gegenüber.

Auch im heiligen Deutschen Reich geschahen Sünden, die noch unvergessen sind. Sie treten nicht erst jetzt in meine Erinnerung, auch nicht, da „die Spanen soviel von den Dächern pfliffen“. Ich lasse mir nichts vorpfeifen und rede nichts nach, das nicht selbst beobachtet oder den eigenen Gedanken ent-

sprungen ist. Die Erinnerung trat fordernd vor mich hin, da ich mit eigenen Augen in das Treiben derjenigen hineinsah, die nach den siebziger Jahren sich anmaßten zu sagen, sie kämen in das badische Land, in die badische Residenz, um Ordnung zu schaffen und Sittlichkeit zu bringen.

„So wie die Großherzogin die Hofgesellschaft korrigierte, so werden wir die unsauberen Militärverhältnisse beseitigen, die Sittlichkeit einpflanzen.“

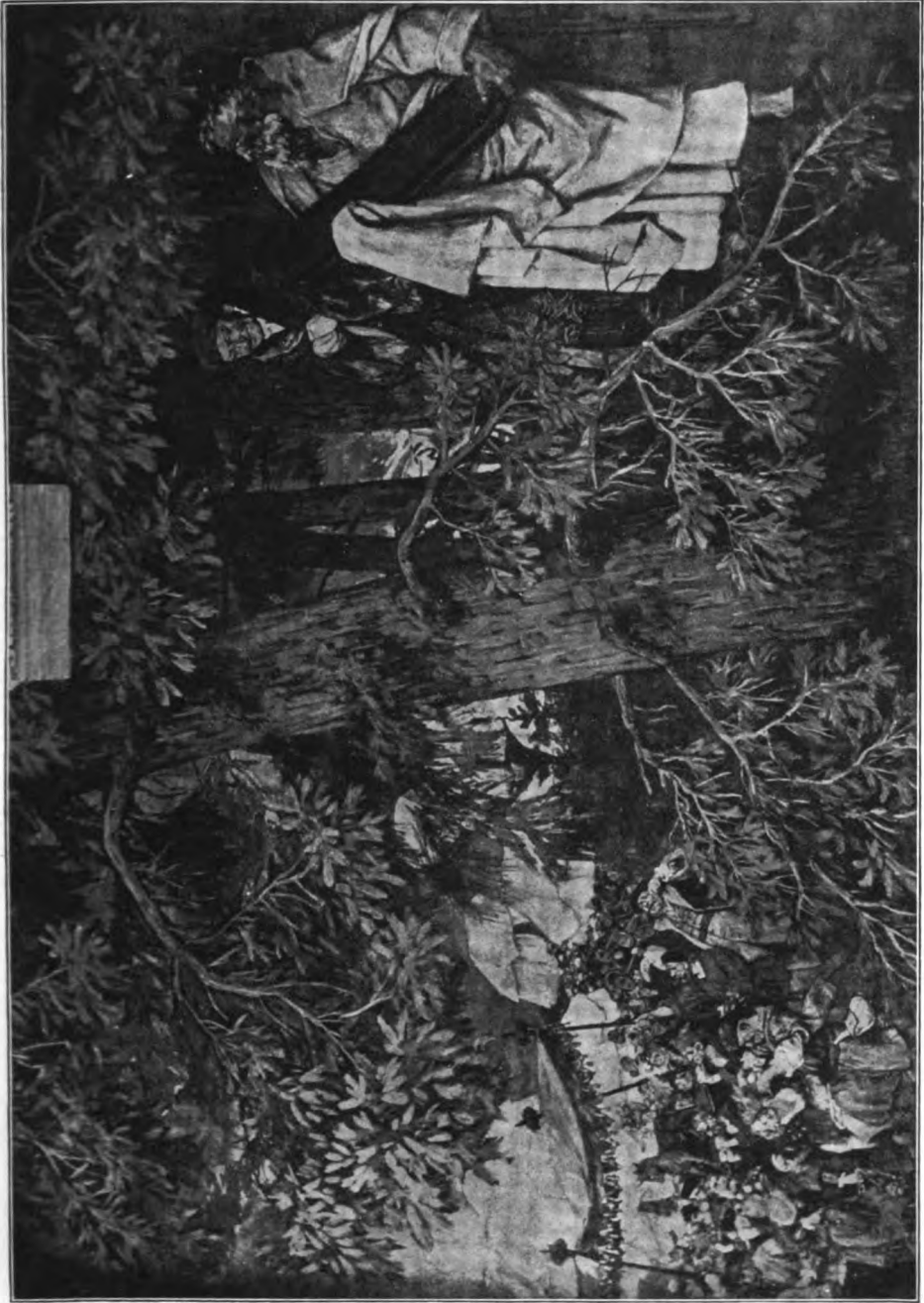
So und ähnliches konnte man damals hören, als massenhafte Einwanderungen von Preußen stattfanden, ob kommandiert oder auf eigenen Antrag, ist hier nebensächlich.

Die Sergeanten und Unteroffiziere schnarrten es laut hinaus, die Offiziere in der galanten Tonart ihres Dialogs, der dem langsamen des Badischen natürlich „über“ war. Im Badischen spricht man langsamer und weniger, dafür denkt man mehr. Man hat sogar Zeit, während des Sprechens noch an ganz anderes zu denken oder doch viel weiter, als der sprachliche Ausdruck es eben erfordert oder der Diskurs es momentan zuläßt.

Die reformatorischen Ideen zur Verstillung der badischen, speziell des Karlsruher Militärs trafen mich tief in meiner damals sehr jungen Weibesbrust. Von jenem Einfluß in der Hofgesellschaft wußte ich nur wenig. In jener Zeit war es nicht Brauch, vor jungen Ohren alles auszutramen, und neugierig war ich so wenig wie lästern nach mir fremden Dingen. Ich hörte nur ab und zu, daß die Großherzogin gerne Ehen stifte — was auch andere Frauen gerne tun —, daß sie aber wenig Glück damit habe. Ferner, daß die unverheirateten badischen Prinzen sich mehr außerhalb der Residenz aufhielten als früher, weil sie sich nicht bevormunden lassen wollten, sehr zum Leidwesen der Karlsruher Geschäftsleute.

Es war lange nach jener Episode bei einem Hofballe zwischen dem jüngst verstorbenen Großherzog und dem damaligen Kommandierenden des 14. Armeekorps, General v. Werder, aus welcher der Großherzog als Generalinspektor des 14. und, wie ich glaube, auch teilweise des 15. Armeekorps, jedenfalls der badischen und Straßburger Truppen, hervorging. Der Großherzog hatte seinen persönlichen Adjutanten, der eben von einer Berliner Reise sich bei ihm zurückmeldete, zum Hofballe befohlen, der zu gleicher Zeit im Schlosse stattfand. Der Adjutant wagte einzuwenden, daß er nicht vorschriftsmäßig angezogen sei und der anwesende Kommandierende ihm eine Szene machen werde. „Ach was,“ meinte jovial der Großherzog, „dann befehle ich es Ihnen.“ „Zu Befehl, Rgl. Hoheit“, war die Antwort, und der Adjutant erschien auf dem Hofballe. Der Kommandierende sah den unvorschriftsmäßig gekleideten Offizier, ließ ihn durch seinen Adjutanten heranziehen und donnerte ihn an: „Herrrr, wie wagen Sie so hier zu erscheinen?“ „Auf direkten Befehl Sr. Rgl. Hoheit“, war die Antwort. „Hierin habe ich zu befehlen und nicht Seine Rgl. Hoheit. Sie verlassen sofort den Hofball, das weitere wird sich finden“, verfügte die gestrenge Erzellenz.

Der also Gemahregelte verließ den Saal und machte dem Großherzog die erforderliche Mitteilung, daß er gezwungen sei, die Säle zu verlassen, und zwar auf ausdrückliches Gebot des Kommandierenden. Nun verließ auch der Großherzog die Festsäle, entledigte sich seiner Uniform, erschien im Frack und dem Sähringer Hausorden wieder im Saale unter Vorantritt seines Haus- und Hofmarschalls usw. Dieser ging direkt auf den Kommandierenden zu und meldete: Se. Rgl. Hoheit der Großherzog von Baden, Herzog von Sähringen,



Tanz um das goldene Kalb



Ed. v. Gebhardt

Aufnahme und Verlag von Dr. Erwin Quedenfeldt, Düsseldorf 1907

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Markgrafen von Durlach und wie die Titel noch alle heißen. Sprach's und verließ, den Großherzog und sein nächstes Gefolge hinter sich, die Festräume. Mit dem Frühschnellzuge reiste der Großherzog nach Berlin zu seinem kaiserlichen Schwiegervater, um das Vorkommnis ihm mitzutheilen.

Lange danach traf es sich, daß ich zwischen einem neuen Regimentskommandeur der Karlsrüher Garnison und seiner Frau Gemahlin beim Abendbrot saß. Mein Nachbar zur Linken hatte seine Necklaune, die mir nicht unlieb war; denn er wurde nie persönlich, und unsere Klängen kreuzten sich gut zum Vergnügen seiner Gemahlin. Seine Augen blitzten, da er mir sagte: „Heute habe ich wieder in ein badisches Wespennest gestochen. Da gibt es einen unverhofften blauen Brief.“

In beteiligten Kreisen sprach man allgemein davon, daß „er selber“ einen solchen zu erwarten habe, trotz der erst kurzen Berufung. Ich sah wohl erschreckt zu ihm auf, da ich fragte: „Wer denn?“

„Das sage ich Ihnen ein andermal. Übrigens, was ich Sie längst fragen wollte, der und der ist wohl nicht Ihr Freund?“

Nun lief wohl helles Rot über mein Gesicht, da ich sprach: „Sie wissen warum. Dieser Mann rühmte sich in vertraulichen Kreisen, wieviel er schon verdient habe; er gilt überhaupt als wohlhabender Mann, trotzdem er von Haus aus vermögenslos ist. Er nennt die Summe, die er im Kriege verdiente — es soll ja mal ein ganzer Proviantzug verschwunden sein — wetzte aber seine Zunge an einem Kameraden des gleichen Regiments, der turmhoch an Gefinnung über ihm stand, der nie einen unrecht erworbenen Pfennig in die Tasche gesteckt hätte. Sonst aber war er schwach gegen seine Gelüste und endete entsprechend. Ich werde jenem seine böse Zunge nie vergeffen. Er ist ein Deuchler, ein Komödiant der Gefinnung.“

„Wissen Sie, wieviel er damals verdiente an dem sog. verlorenen Bahnzug?“ fragte mein Nachbar.

„Zehn Mille, sagte er mir wörtlich.“

„So, das war's, was ich wissen wollte. Er ist's, der den blauen Brief bekommt“, drauf der Kommandeur.

Ich war also richtig in die gestellte Falle gegangen und schämte mich.

„Nun aber keine Reue. Der badische Schlendrian muß aufhören, dienstlich und sittlich. Ich hätte es doch erfahren, was ich wissen wollte. Von Ihnen wußte ich, daß Sie mich nicht belügen. Wo anders hätte man 20 000 oder mehr draus gemacht. Es werden auch noch welche springen aus andern Gründen. Wir werden saubere Arbeit machen. Diese Soldatenverhältnisse müssen aufhören, bei den Offizieren wie bei den Unteroffizieren. Es ist ja schon bedeutend besser, wir Preußen machen es etwas überhaupt nicht. Aber unter den Badischen glimmt noch die alte Flamme“, so der Regimentskommandeur.

Schon oft habe ich daran gedacht, wie kurz und sachlich treffend ich heute, mit meinen jetzigen Erfahrungen und Beobachtungen, antworten würde. Damals war die Unerfahrenheit noch mein schönster Teil. Trotzdem meinte ich:

„Militärverhältnisse? Ja, was können denn die Männer dafür, daß sie solange warten müssen, bis sie endlich heiraten können? Ich bin mit meiner ganzen Teilnahme bei den Männern und Mädchen, die so lange und so treu aufeinander warten, bis sie einander kriegen. Acht und zehn Jahre sind nichts Seltenes.“

„Um diese Offizierswartefäulen handelt es sich auch gar nicht“, korrigierte man mich. „Sondern um die Offiziersverhältnisse, die nicht geheiratet werden können, wo ein oder zwei Kinder da sind, die Männer meist Junggesellen bleiben. Und die Unteroffiziere, die sich schon viel zu frühe ein Verhältnis anschaffen und die Kinder dazu auch, so daß schon eine reichliche Familie da ist, bis sie endlich zum Heiraten kommen. Diese . . .“ er räusperte sich, „muß endlich aufhören.“

„Wollen Sie das Zölibat einführen oder die frühere Heirat ermöglichen?“ fragte ich nun begierig naiven Sinnes.

Er lachte lustig auf. „Weder das eine noch das andere. Aber so wie bisher darf es nicht weitergehen. Diese unehelichen Kinder müssen raus. Es ist eine Schmach und eine Schande für die badische Armee. Und das Gelaufe zu mir in neuerer Zeit, wenn einer der Herren Papas an die russische Grenze verlegt wird, oder in ähnlich weit entfernte Garnison.“

„Ist auch grausam“, wendete ich ein. „Die Offiziere, so ihre Mädchen haben, sind so zufriedenen Gesichtes. Entweder heiraten sie gar nicht, geben dem Kinde später ihren Namen, testieren zu seinen Gunsten. Jeder Mensch weiß ja, wem so ein Kind eigentlich zugehört. Es wird auch gut erzogen, bleibt bei seiner Mutter, für die gesorgt ist. Gewöhnlich verdient sie noch etwas dazu. Oder ist der Offizier arm, so daß er schließlich heiraten muß, so heiratet er doch so, daß vorher für Mutter und Kind reichlich gesorgt ist. Keine Bitterkeit, keine Vorwürfe. Sie trennen sich in voller Übereinstimmung. Die zukünftige Ehefrau ist davon unterrichtet. Nicht selten besaß ein solches Mädchen die ganze Liebe eines Mannes und bleibt glücklich in der Erinnerung. Die Treue, die einst ihr galt, ihr Verhältnis vor Schmutz bewahrte, übertrug sich selbstredend in die legitime Ehe.“

Die Unteroffiziere heiraten die Mutter ihrer Kinder, die dadurch legitimiert sind. Er verbringt jede freie Stunde bei ihr, wenn dies möglich ist. Nicht selten sind die Kinder auf dem Lande bei Eltern oder Verwandten. Die Kinder werden nett erzogen, bleiben gesund. Deren Eltern auch, die sich treu find und bleiben.

Ich verstehe, daß man sich an solche Tatsachen gewöhnen muß. Aber wie sie bessern?“

„Das geht mich nichts an“, sprach es hart neben mir. „Ich weiß nur, daß es anders werden muß.“

„Ursachen und Wirkungen gehören zu jedem Entschluß, der Neuerungen oder Änderungen bringen soll. Ist es denn wahr, daß durch die vielen preussischen Militärs so viele öffentliche und nichtöffentliche Dirnen hier eingetroffen sind? Und mit diesen die unvermeidlichen Krankheiten? Das nennen Sie gehobene Sittlichkeit?“

Mir lag die Empörung im Gesicht, denn ich schämte mich, über solche Dinge zu reden, wollte aber doch meine Landsleute verteidigen. — —

Die badischen Offiziere und Unteroffiziere haben sich wohl nach und nach in die neue Sittlichkeit gefügt, schon um nicht immer Anstoß zu erregen. Jener Regimentskommandeur hat es sicher gut gemeint. Er steht noch heute als ernstes Vorbild eines Soldaten und Ehrenmannes in meiner Erinnerung.

Er verstand aber offenbar sein eigen Geschlecht nicht oder er war von falscher Sittlichkeit befangen, an der die halbe Welt krankt.

Immer nur den Schein wahren, die „Haltung“ behaupten, was dahinter

geschlecht, geht niemand etwas an, und wenn es noch so erniedrigend, noch so unwürdig ist. Wenn nur kein Skandal entsteht.

Und das war's, was die Badener eben nicht verstanden. Da wo sie sündigten, traten sie auch dafür ein, kamen dafür auf. Ich meine, das wäre Mannesart. Und damit ist jeder Schuld die Spitze abgebrochen. Wohin die andere Art führte, haben die jüngsten Ereignisse bewiesen. Denn diese sind nur die letzten Konsequenzen des überfatten Dirnenverkehrs, die, es soll hier gesagt sein, jedes feinere Empfinden im Manne erlöschern macht. Er ist überhaupt keiner Liebe mehr fähig. Das Flattern von einer Blume zur andern schließt jede tiefere Neigung von selbst aus, ohne die der Mann so tief sinken, sich so verirren muß, wie die Welt jüngste Beispiele sah. — Wie hoch stehen jene Badener Männer, deren Sittlichkeitsbegriffe korrigiert wurden, über ihren neuen Vorbildern? Nicht nur ihr Leib, auch ihr ganzes Gefühlsleben ist gesund geblieben, und jene Menschen, die sie an sich knüpften, ebenfalls. Von Selbstmorden verlassener Mädchen hörte ich nie; von unheilbar kranken Frauen durch die Männer ebenfalls nicht.

Wollen die Männer vorwärts schreiten, einer höheren Kultur entgegen, wie sie rein äußerlich errungen wurde, kann es nur durch verstärkte Willenszucht, durch gehobene Selbstachtung geschehen, die das ganze moderne Sexualleben von dem Piedestal entfernt, wo es die letzten Jahre thronte, als ob der Mensch nur feinetwegen ein Leben lebe! Der Geist soll den Leib beherrschen, nicht umgekehrt. Auch das Vertrauen untereinander und gegeneinander hat unsagbar gelitten unter der Schamlosigkeit, unter der heimlichen und der öffentlichen, die einer vom andern wußte oder die aus dem Morast emporstieg. Ein edler, ungezwungener Verkehr geistig Reifer ist heute undenkbar. Die harmlosesten Begegnungen der Jugend werden zu Verbrechen gestempelt.

Mehrere Jahre nach dem Erzählten, da der preussische Gesandte Graf F. sein Land oder seinen Herrscher am badischen Hofe vertrat, wurde jener Herr eines Tages ins Schloß befohlen. Dort wurde dem Verblüfften bedeutet, von der Landesmutter selbst, ob er wisse, daß seine jüngste Tochter mit ihrer englischen Gesellschafterin sich bei ihren täglichen Morgenritten im Hardtwalde mit Offizieren treffe! Er möge sorgen, daß dies künftig unterbliebe.

Den andern Tag war er mit seiner Tochter und deren Gesellschafterin auf dem Wege nach Florenz. Längerer Urlaub war ihm bewilligt. Der vordem ziemlich gesunde Mann fing an zu kränkeln und ist bekanntlich bald darauf in Florenz gestorben. Von mehr als einer Seite und von durchaus einwandfreien hohen Offiziershepaaren wurde mir damals versichert, daß das Begegnen im Walde der harmloseste Verkehr unter gesellschaftlich Gleichgestellten war, der ein so jähes Ende fand.

„Man kann doch nicht immer sachsimpeln“, sagen junge Männer. „Wenn wir Damen unstes Standes nur noch im Salon sprechen dürfen, dann wird auch diese kurze Zeit zur Heuchelei, sie muß es werden, weil wir zu anderer Zeit, wo wir Zerstreuung suchen und brauchen, auf niedrige Frauen stoßen, weil edle Frauen sich uns zu harmlosem Verkehr verschließen.“

Wohl weiß ich, daß es junge Männer gibt, die da behaupten, der Verkehr mit Damen ist zu anstrengend für unser überarbeitetes Hirn. Ich meine aber nur dann, wenn dem betreffenden jungen Mann die nötigen Umgangsformen nicht selbst zum Lebensbedürfnis geworden sind und wenn auf beiden Seiten die sieghafte Harmlosigkeit fehlt, die ein Vorrecht der rein emp-

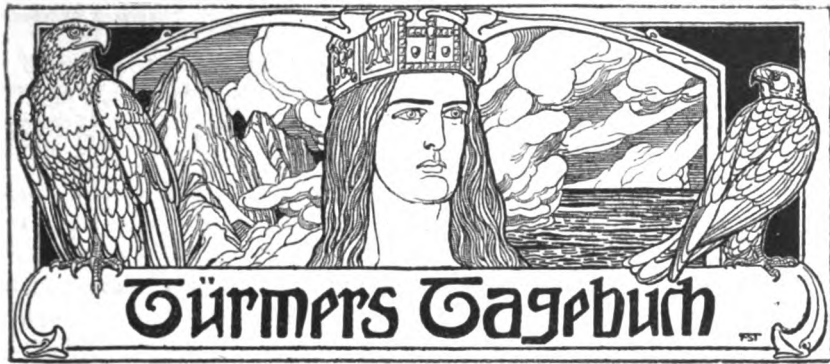
findenden Jugend ist und sein sollte. Wie lacht man doch über die Scherenspiele der Rokokozeit! Wie spottet man über Szenen, die uns von Künstlern der Farbe, des Humors hinterlassen wurden? Wie schlecht passen diese Sujets an unsere modernen Wände, in unser heutiges Milieu!

Spottet und lacht! die ihr die Seele nicht kennt und die Jugend nicht, die ein Leben zeigten, in dem es keine solche Skandalprozesse gab, die fast die ganze gestittete Welt in Atem halten! Ich aber wünsche und mit mir sicher noch recht viele, daß zwar nicht jene Zeit wiederkehren möge, wohl aber die Gesinnung von damals, in der die Männer bei wohlgestitteten Frauen ihre Erholung suchen und finden, und daß die nötigen Formen des Verkehrs keinen abschreckenden Zwang bilden, sondern ein Bedürfnis seien, ein Fundament zu ungezierter Lebenslust und jener harmonischen Charms, die wir ganz verlernt haben.

Die Art des Verkehrs zwischen den beiden Geschlechtern ist ein sicherer Maßstab der jeweiligen Kultur. Was wir jüngst erlebten, bleibt blamabel für uns alle. Wann werden wir endlich so weit sein, daß wir ein solches Verhalten an unseren Repräsentanten uns verbitten? Ein Fortschritt ist gemacht, sie mußten von der Bühne verschwinden!

• Eine Babenerin





Am Unterteich — Kryptoabsolutismus — Öffentliches Verfahren — Es war einmal! — Knüppel aus dem Sack

... Mußte es denn nicht einmal so kommen? Durfte solch eitle Selbstbeweihräucherung, wie sie jahrzehntelang in deutschen Landen geschwungen wurde, dauernd die Sinne straflos umnebeln? Jetzt sind andere Gerüche aufgestiegen, aber es sind wahrlich nicht die Wohlgerüche Arabiens!

Wer immer in den allzu lauten Chor allbereiter Ruhmredner und Lobpreiser eigener Untadeligkeit und Fürtrefflichkeit nicht „voll und ganz“ einstimmen mochte, wem fabrikmäßige Erzeugung patriotischer Phrasen und nationaler Volabeln nicht als ausreichende Betätigung vollstreuer Gefinnung erschien, der war des Hoch- und Vaterlandsverrats, mindestens aber „sozialdemokratischer Gefinnung“ dringend verdächtig, der hatte die ganze Meute der „Gutgesinnten“ auf den Fersen. Und gelang's mit dem beliebten teutsch-tapferen Totschweigen leider vorbei, so konnte man vielleicht mit wüstem Niederschreien und Niederhezen mehr Glück haben.

Aber die Wahrheit hat ein jähes Leben. Sie läßt sich überhaupt nicht umbringen. Auch von den patriotischsten Leuten nicht. Auch aus den allerloyalsten Absichten nicht. Je länger ihr Gewalt angetan wird, um so grausamer rächt sie sich, um so empfindlicher züchtigt sie, die ihr meuchlings die Kehle zuschnüren wollten. Der jeweilige Unrat durfte bei- leibe nicht fortgeräumt werden: O rühret, rühret nicht daran! Als ob sich's um nationale Heiligtümer handelte! Kleine Spritzer konnten ja möglicherweise empfindliche patriotische Nasen kitzeln, zarte Geruchsnerven beleidigen. Entsetzlicher Gedanke! Nun, so müssen sie's halt jetzt in ganzen Kübeln über sich ausschütten lassen. Der treu gehütete, wohl konservierte staats- erhaltende Schlamm hat sich eben zu Massen aufgestaut und bricht nun auf die eine oder andere Weise durch die noch so künstlich aufgerichteten Dämme. Das ist doch, mit Verlaub, ein sehr natürlicher Vorgang. Oder glaubten die patriotischen Großsiegelbewahrer des nationalen Unrats allen Ernstes, der Schlamm könne sich in alle Ewigkeit gen Himmel stauen, ohne

ihnen einmal über die Köpfe zu stürzen? Vielleicht dachten sie, daß die Sintflut erst nach ihnen kommen werde? Aber — die Toten reiten schnell.

Es wäre — man verzeihe das harte Wort — ein Schönheitsfehler an dem ganzen Bilde, wenn die nun historische Ereignis gewordene Katastrophe eine männlich gefaßte, wahrheitsmutige, tapfer entschlossene Öffentlichkeit gefunden hätte. Das händeringende Gewinsel und Gewimmer ob des Publizistwerdens von Dingen, die nach eigenem Geständnis doch schon längst „die Spazzen von den Dächern pfliffen“, diese hysterisch-femininen Antenrufe könnten zwar einen Hund jammern, gehören aber zum Ganzen und passen durchaus „in den Rahmen“. Der Ästhetiker — ich muß wiederum um Verzeihung bitten — würde es schmerzlich vermissen, da es dem Bilde erst die rechte Naturtreue verleiht und die letzten diskreten Lichter aufsetzt. Dabei möchte ich mich aber ganz entschieden dagegen verwahren, als wollte ich mit dem Ausdruck „feminin“ das Wesen der deutschen Frauen umschreiben. „Feminin“ ist ein Begriff, der je länger desto anschaulicher einen modernen deutschen Männertypus, im Gegensatz zu tapferer Frauen Art, kennzeichnet. Unter den vielen zeitgeschichtlichen Erscheinungen ist die „Umwertung“ der Geschlechtswerte eine der interessantesten. Unsere Frauen werden in dem Maße männlicher, in dem unsere Männer weiblicher werden. Man kann da als alter publizistischer Praktiker und Beichtvater die allerkuriosersten Erfahrungen machen. Erfahrungen, die einem mehr als einmal den Gedanken nahelegen, daß es in absehbarer Zeit im Vaterlande Hermanns, Steins, Bismarcks auch in politischen Dingen wichtiger werden könnte, die Frauen für eine Sache zu gewinnen als die Männer. Schon aus dem sehr einfachen „statistischen“ Grunde, daß deren im ethischen Sinne immer weniger werden . . .

Es mag grausam sein, aber ich kann mir beim besten Willen keine Mitleidstränen für die so tief betrübten Seelen abringen, die nicht etwa — das muß immer und immer wieder betont werden — die begangenen Rücklosigkeiten so sehr bejammern, als deren Bekanntwerden in der breitesten Öffentlichkeit. Ich glaube einfach nicht, daß dem Volke dadurch ein Schaden geschehen wird, oder, wo er doch geschehen sollte, daß der Schaden nicht tausend- und abertausendfach durch die heilsamen Wirkungen einer reineren Atmosphäre und klaren Erkenntnis des nun endlich in Gefechtsnähe gerückten Übels aufgewogen werden wird. Schon jetzt beginnt sich eine heilsame Reaktion geltend zu machen. Ist nicht allein die fast einmütige Protestbewegung gegen die über alle Maßen freche und schamlose Propaganda der „Hundertfünfundsiebziger“ einen solchen Prozeß wert? Wenn auch nichts weiter erreicht werden sollte als eine energische Zurückweisung ihrer unerhörten öffentlichen Ausschreitungen, so wäre das schon für jeden auch nur oberflächlichen Kenner der bislang herrschenden skandalösen Zustände ein moralischer und sozialer Erfolg. an den zu glauben auch die rosigsten Gemüter in loyaler Resignation längst verzichtet hatten. Dieselbe Staatsgewalt, die hinter jedem entblößten

Frauenbuzen auf Bildern und Postkarten eine leidenschaftliche Satz veranstaltet, gegen gleichgültige literarische Erzeugnisse, die den einen nichts zu sagen, an den andern nichts zu verderben haben, hochnotpeinliche Verfahren ohne Ende veranstaltet, diese so überaus rigorose Tugendwächterin glaubte den „Hundertfünfundsiebzigern“ gegenüber die Grenzen einer wohlwollenden Neutralität nicht überschreiten zu dürfen. Dafür konnte sich jeder, dem's Spaß machte, ohne Mühe den Zutritt zu ihren öffentlichen Lustbarkeiten verschaffen und ihrem fröhlichen, harmlos-ungenierten Treiben unter Aufsicht der Vertreter einer hohen Behörde beiwohnen. Was beiläufig — „der Wissenschaft halber“ — ein beliebter Sport auch völlig normal veranlagter Zeitgenossen war.

„Fürchtet man,“ höhnt der „Vorwärts“, „daß der von der bürgerlichen Presse so angelegentlich kultivierte Byzantinismus es bereits so weit gebracht habe, daß das Volk von widerlichen Krankheiten und stinkendem Laster deshalb schleunigst ergriffen werde, weil sie bei hochgeborenen Generalen und vielmögenden Grafen der höfischen Kamarilla in Mode sind? . . . Diese Sorge kann es wirklich nicht sein, die das Gemüt des bürgerlichen Zeitungsgefindes verbüstert. Nein, es ist die Besorgnis, daß breiteste Massen selbst bisher gutgläubig ‚patriotischer‘ Schichten nach solchen Enthüllungen an die Gottähnlichkeit jener Kreise nicht mehr recht glauben mögen, die angeblich nach dem heutigen Befehl einer ‚göttlichen Weltordnung‘ die Führer der Nation sein sollen! Der Prozeß hat zu tief hineingeleuchtet in das Treiben dieser Kreise, er hat die ‚Edelsten und Besten‘ zu sehr in ihrer ganzen Sämmlichkeit gezeigt, als daß sich die Verfechter unserer heutigen Klassenherrschaft des ‚reinigenden Gewitters‘ zu erfreuen vermöchten. Und nicht nur die zunächst Beteiligten, die Junker und Kamarillisten, beschleicht bange Sorge, sondern auch ihre soziale Blockgenossenschaft, die mehr oder minder ‚liberale‘ Bourgeoise. Die heimliche Genugtuung über die unsterbliche Blamage der blaublütigen Ordnungsstützen hielt nicht lange vor. Unsere Bourgeoise hat ja längst mit dem Junkertum gemeinsame Sache gemacht, hat sich mit seiner Vorherrschaft in dem Gedanken ausgesöhnt, daß das Junkertum bei all seiner kränkenden Arroganz gegenüber den Staatsstützen von Geldsack Gnaden doch immerhin die zuverlässigste Schutztruppe gegen das Proletariat sei. Deshalb ist auch die liberale Presse eifrig bemüht, zu retten, was noch zu retten ist: die Sachen seien im Grunde gar nicht so schlimm gewesen, man habe Einzelheiten verallgemeinert, an sich ja Belagenswertes über Gebühr aufgebauscht, und so weiter mit Grazie.

Namentlich aber sucht man zu verhüten, daß ein ähnliches ‚Sodom und Gomorra‘, um mit dem Justizrat Gordon zu sprechen, abermals aufgedeckt wird. Man will, daß solche Dinge, wenn überhaupt, wenigstens unter hermetischem Ausschluß der Öffentlichkeit verhandelt werden. Man will also die berüchtigte kriegsgerichtliche Pragis auch auf politische Prozesse übertragen, damit dem Staate kein Schaden geschieht, in

Wirklichkeit, damit die 'Untertanen' nichts von der namenlosen Versumpfung der 'Führer der Nation' erfahren! Das sind die Folgerungen, die unsere Bourgeoispresse aus dem Prozesse zieht! Aber gerade die Geschäftigkeit, mit der die Junker- und Kapitalistenpresse für künftige Fälle den Ausschluß der Öffentlichkeit verlangt, beweist, wie sehr sie befürchtet, daß neue Schlammvulkane sich öffnen könnten! . . ."

Wieweit das „Junkertum“ — um im Jargon des „Vorwärts“ zu sprechen — und überhaupt der Adel für diese Vorgänge verantwortlich zu machen ist oder nicht, darauf lohnt es noch zurückzukommen. Aber auch der „Reichsbote“ sieht in ihnen „eine Bloßstellung der führenden Schichten unseres Volkes“, die „selbst in unserer Zeit der Sensationen und Sclandale völlig vereinzelt“ dastehe:

„Schon die Partierollen gaben zu denken! Für Thron und Altar kämpfte — angeblich — derselbe Schriftsteller, der seinen ganzen Nimbus, seine journalistischen Erfolge der schärfsten und bittersten Kritik verdankt, mit der er seit Jahren Woche für Woche alles angreift, was in Deutschland von den Regierenden geschieht. Ein zweimal wegen Majestätsbeleidigung verurteilter, noch öfter desselben Delictes angeklagter Mann, der größte Pamphletist Deutschlands, wie ihn Herr Levysohn im Tausch-Prozesse nannte, nahm und nimmt emphatisch das Verdienst für sich in Anspruch, Deutschland, vor allem den Kaiser, von einer politisch unheilvollen und unverantwortlichen, moralisch verworfenen Clique befreit zu haben. So ist er, dem die Partierolle des Beklagten prozessualisch zugewiesen war, zum Ankläger, zum Verklagten aber ein preußischer General geworden, der Jahre hindurch in den bevorzugtesten Stellungen zur unmittelbaren Umgebung des Kaisers gehörte, ebenso wie die, deren Namen im Gerichtshofe immer widerhallten: Fürst Eulenburg, Graf Wilhelm Hohenau, Graf Lynar, alles Angehörige der gesellschaftlich ersten Schichten des Volkes und in diesem Prozeß vor dem In- und Auslande gebrandmarkt. — Ist dies Ergebnis befriedigend? Das wird niemand behaupten. Die geradezu etelhaften Dinge, die in diesen Tagen aus den Hallen eines preußischen Gerichtshofes selbst in die kleinsten Winkelblätter und durch sie in die entlegensten Gegenden unseres deutschen Vaterlandes drangen, waren nicht nur 'Eingeweihten' seit geraumer Zeit bekannt. Darin hatte Harden völlig recht. Und auch das Verdienst wird ihm nicht abgesprochen werden können, daß er — welche Motive auch immer ihn leiteten — den Stein ins Rollen gebracht und durch seine Artikel den Anstoß gegeben hat, daß die Pestbeule geöffnet ist, welche die Existenz so schwer belasteter Menschen an so hoher Stelle bedeutete. Dieses Verdienst Hardens wird aber reichlich aufgewogen durch die Art seines Vorgehens gerade gegen die Persönlichkeit, die augenscheinlich am wenigsten an dem widerwärtigen Treiben der vorher gekennzeichneten Clique Anteil hatte, wir meinen den Privatkläger General Graf Moltke.

Wer die Prozeßverhandlungen nüchtern verfolgt hat, kann sich dem

Eindruck nicht entziehen, daß hier ein Anschuldiger oder wenigstens minder Schuldiger für andere büßen mußte, deren perverse Eigenart nicht durchschaut und die Freunde genannt zu haben sein Verbrechen und sein Schicksal war. Dafür hat Graf Moltke reichlich gebüßt. Die Angriffe seiner geschiedenen Frau, des Privatbetroffenen selbst, die Nötigung, schußlos die niedrigsten Anwürfe des jüdischen Advokaten der Gegenpartei über sich ergehen zu lassen, der mit wahrer Wollust in der straflosen Herabwürdigung eines in diesem Falle wehrlosen preußischen Generals und Aristokraten sein kleines Mütchen kühlte, das genügte, einen Menschen völlig zu vernichten. Mußte das alles sein? Mußten die Sumpfmiasmen dieses Prozesses verpestend ins Land hinausziehen? Nein und dreimal nein. Harden hat behauptet, Graf Moltke habe den Prozeß auf höhere Weisung angestrengt, um sich von dem auf ihn geworfenen schmählischen Verdacht zu reinigen. Ist dies richtig, so trifft schwere Schuld, die solches rieten. Nach den Ermittlungen, die auf die mannhafte Anzeige des Kronprinzen hin angestellt waren, nach dem jedem Kenner Hardenscher Eigenart wahrscheinlichen, ja gewissen Vorhandensein eines erdrückenden, an Skandalosität überreichen Materials, kam alles darauf an, den Augiasstall durch rücksichtslose Entfernung und Bestrafung der Schuldigen schnell und ohne Aufsehen zu reinigen . . .

Neben diesen mehr äußerlichen Begleitererscheinungen des Prozesses gilt es aber vor allem, die furchtbaren Schäden nicht zu verschweigen, die er nun einmal gezeigt hat. Was vielen, namentlich in der Reichshauptstadt, seit langem bekannt war, ist hier furchtbar offenbar geworden. Ein Tiefstand sittlichen Empfindens auf den Höhen der Menschheit, wie ihn nur Völker und Schichten aufweisen, die im Niedergange begriffen sind, eine Ausbeutung wehrhafter Söhne unseres Volkes durch schändlichen Mißbrauch der Dienstgewalt zu widernatürlichen Lüsten, wie sie selbst das verlogenste sozialdemokratische Heßblatt bisher nicht zu behaupten gewagt hatte. Und die Urheber und Träger dieser sittlichen Verwilderung sind Angehörige der vornehmsten Adelsgeschlechter, einzelne dem Herrscherhause verwandt, alle in Positionen, die sie weit herausheben aus der misera contributions plebs. Ungunst der äußeren Verhältnisse, Not, soziale Minderwertigkeit können sie nicht anführen zur Entschuldigung ihrer Entgleisung. Die Führer des Volkes sein sollten, sind seine Verfäherer geworden! Der Satz, daß Adel verpflichtet, hatte für diese traurigen Erscheinungen unter den Edelsten der Nation keine Geltung. Und dafür, daß es sich hier lediglich um ganz vereinzelte Ausnahmen handelt, spricht leider nicht allzuviel. Man hat im Gegenteil den Eindruck, als ob die Perversität, die hier ihr Wesen treibt, typisch ist für eine gewisse überfättigte und depravierte Schicht besonders exklusiver Kreise. Harden hat in seinem Schluß-Plaidoyer ganze Kavallerie-Regimenter als durch dieses Laster verseucht bezeichnet. Das ent-

spricht der in Berlin in weitesten Kreisen herrschenden Überzeugung.

Wer diese Dinge, insbesondere die widerwärtige Reklame für die Aufhebung des § 175 des Strafgesetzbuches, aufmerksam verfolgt hat, kann die Gefahr nicht leugnen, welche aus der Verbreitung dieser sittlichen Seuche, dieses modernen Orkientums, erwächst. Und da entsteht dann die Frage, ob die maßgebenden militärischen Kreise, ob die Polizei, die am besten unterrichtet sein müßte und dürfte, über die Verbreitung dieser widernatürlichen Laster und die Zunahme der Vergehen gegen den § 175 machtlos sind und alles wie bisher gehen lassen wollen? — Freilich mit der äußeren Unterdrückung des Übels allein ist es nicht getan. Wer stärkt den von der Seuche ergriffenen und bedrohten Kreisen das Gewissen, wer weist sie darauf hin, wie sie durch ihr schändliches Gebaren nicht nur sich selbst und ihre Familien zugrunde richten, sondern auch die in den weitesten Kreisen des Büraertums vorhandene geringschätzig Abneigung gegen den Abel stärken, den Thron bloßstellen, dem sie näher stehen als andere Sterbliche, ja, unsere inneren und äußeren Feinde durch die Zeichen des Verfalls ermutigen, die sie als Rainsmal geschlechtlicher Entartung an sich tragen?

Hier sollte vor allem auch die Kirche sich auf ihre Pflicht besinnen, ohne Ansehen der Person zu mahnen und zu richten. Es gibt eine innere Mission nicht nur an der Heße, sondern auch an den Höhen des Volkes. Die eine ist so schwer wie die andere. Die Mission an dem Gebildeten und Hochstehenden wird leider meist verkümmert. Da gilt ein offenes Wort leicht als Taktlosigkeit, da scheut man sich, die schlimme Sache beim rechten Namen zu nennen. So darf's nicht wundernehmen, wenn die Kirche in den Geruch des Byzantinismus gerät, wenn sie, die den Vornehmen nicht die Wahrheit sagen mag, auch beim Volk keinen Einfluß hat, das mit Fingern auf die Laster der höheren Stände weist. Was uns heute not tut, sind keine glatten, akademischen, wissenschaftlichen Abhandlungen auf Kanzel und Katheder, die jedermann streicheln und niemand wehe tun, sondern erschütternde Bußpredigten, die auch die Gewissen der Höchststehenden aufrütteln und zur Eintehr zwingen. Denn — darüber darf man sich nicht täuschen — was uns der Prozeß Molitte-Harden Entsetzliches enthüllt hat, ist doch nur ein Symptom, Folgeerscheinung, nicht Ursache. Schuld, daß es soweit kommen mußte, trägt das ganze Volk von den höchsten bis zu den niedrigsten Stellen. — Wo alles aufs äußerliche gestellt ist, wo in allen Schichten, unter Beamten und Offizieren, wie in Handels- und Arbeiterkreisen feiles Strebertum, rücksichtsloseste Erwerb- und Genußsucht herrscht, der Kampf ums Dasein bis aufs Blut durchgekämpft wird, Ewigkeitsmomente völlig zurücktreten, Religion, Kirchlichkeit und Sitte ganz abgetan, im besten Falle ein Produkt der Erziehung und Gewöhnung sind, da ist der Boden für alle Laster geebnet. Materialismus und Mystik, grober Realismus und weich-

liche Romantik, ein sinnliches Geniebertum und ein weibliches Ästhetentum, Hyperkultur und Innatur, sie gedeihen auf solchem Boden und zerfetzen das Volk. Ob diese Zerfetzung, deren tiefe Spuren der Prozeß Mollat-Harden zeigt, noch zu bannen ist? . . .“

Der „Reichsbote“ weiß gar nicht, wie recht er hat! Sonst würde er seine Mahnung, die christliche Forderung auch an die Vornehmen und Mächtigen zu stellen, nicht immer erst erheben, wenn's schon Matthäi am letzten ist und das Wasser bis zum Munde steht. So haben solche „Mahnungen“ immer den fatalen Beigeschmack des Notgedrungenen, des gar nicht mehr Anderkönnens, des durch die Macht niederschmetternder Tatsachen gewaltsam Abgepreßten. Solche Tugend will auch im kleinen geübt sein, damit sie im großen standhält. Es hat wenig Zweck, immer erst ein groß Geschrei zu erheben und den Brunnen zuzudecken, wenn das Kind schon ins Wasser gefallen ist.

Nun wird jetzt vielfach eingewandt, daß es in jeder Menschenglasse schmutzige Subjekte gebe. „Das ist wahr,“ erwidert darauf Naumann in der „Hilfe“, „aber die Geduld, mit der man den Schmutz im Salon ertragen hat, ist das Entsetzliche. Die Frage, wer von diesen Fürsten und Grafen sich für seine Person ‚homosexuell betätigt‘ hat, ist fast gleichgültig gegenüber dem Eindruck der Durchseuchtheit der ganzen obersten Schicht. Gibt es etwas Schlimmeres als das Anwerben von Soldaten in Potsdam für die schmierigen Genüsse des Hofadels? Es kann sein, daß Graf v. Mollat persönlich zu den anständigeren Elementen seines Gesellschaftskreises gehört und daß ihn das Strafgericht herausgegriffen hat, obwohl er nicht einer der ersten Sünder ist; es kann auch sein, daß es mitten in dieser Welt noch einige Harmlose gab, die nicht wußten, was um sie herum vorging, aber bloße Ausnahmungsverfehlungen liegen offenbar leider nicht vor. Man denke an die Soldaten mit den weißen Hosen und den langen Stiefeln! Jetzt ist es ‚verboten‘, diese Tracht anzuziehen!

Es soll eine Art Krankheit oder körperliche Anlage sein, wenn Menschen sich dem natürlichen Gebrauche entfremden. Das kann wahr sein, braucht es aber nicht zu sein. Aber selbst wenn man den mildesten Maßstab anlegt, wenn man Mitleid hat mit jeder menschlichen Schwachheit und sei es die eckigste, so bleibt doch dieses bestehen, daß ein Volk sich nicht von herabgekommenen kranken Existenzen regieren lassen darf. Daß ein Mann, den Bismarck schon in seiner Schande gekennzeichnet hat, die Geschäfte des Deutschen Reiches in Wien führen durfte, ohne daß die Wissenden eingriffen, kennzeichnet die Herrschaftsmoral der obersten Aristokratie. Mag man die kranken Menschen als solche in ihrem Winkel ruhig leben lassen, regiert dürfen wir nicht von dieser Sorte werden, weder direkt noch indirekt! Es ist immer ein Unterschied zwischen deutschem und romanischem Empfinden gewesen, daß wir die Sitten der römischen Kaiserzeit als strafbares Unrecht angesehen haben. Darin lag ein Stück deutscher Selbstachtung und Straffheit. Das darf nicht verloren gehen.

Ein Volk, das die Enthüllungen der letzten Woche ertragen würde, ohne davon im Tiefsten erregt zu sein, würde sich selbst in die Reihen der sinkenden Völker einstellen. Wenn die Aristokratie nicht genug deutsch ist, solchen Krankheitsstoff aus sich auszuschleiden, dann muß die Demokratie auf den Plan treten und für frische Luft sorgen.

Ob Maximilian Harden der Demokratie hat dienen wollen, welcher Politik er überhaupt bei seinem Feldzug gegen die Eulenburgische Tafelrunde dienen wollte, ist nicht ganz leicht zu sagen. Aber was auch in aller Welt seine Beweggründe waren, so hat er doch der Nation einen Dienst getan, falls aus seinem Vorgehen der Entschluß beim deutschen Volke sich stärkt, nicht in blindem Vertrauen zur „bessern Gesellschaft“ zu verharren. Diese beste Gesellschaft ist eine recht gemischte Gesellschaft. In ihr gibt es die Krankheiten der alten Geschlechter, die Müdigkeiten der Abgelebtheit, die internationale Ansteckung des Lasters. Laßt neue Kräfte in den Vordergrund treten, neue Volkskreise in die Staatsleitung einrücken! Es gab sicher auch bei diesem Prozesse sehr menschliche Beweggründe. Das Auftreten der Frau von Elbe insbesondere war höchst peinlich. Auch eine geschiedene Frau hat Rücksichten zu üben, und auch eine gekränkte Frau soll den Vorhang vom Ehebett nicht wegziehen! Aber trotzdem . . . die Eiterbeule mußte aufgestochen werden! . . . Man denke nicht, daß diese Dinge schnell vergessen werden! . . . Eine alte Herrschafts-schicht fängt an, vor allem Volke brüchig zu werden.

Es ist gewiß nicht schön, wenn durch Personalprozesse Politik gemacht wird, und es kann leicht dadurch alle Achtung vor jeder staatlichen und menschlichen Autorität in die Brüche gehen; aber das hat sich die preussische Herrenklasse selbst zuzuschreiben, denn solange sie der übrigen Bevölkerung keine Mitwirkung an der Staatsverwaltung gestattet, solange der Hoch- und Hofadel im Herrenhause sein Kastell besitzt und solange er die Menge der Bevölkerung zu Wählern dritter Güte macht, solange wird das Gericht zum Parlament werden müssen, da vor Gericht wenigstens noch der Satz der preussischen Verfassung einigermaßen gilt, daß alle Bürger vor dem Gesetze gleich sind. Man frage sich, wo jener Schrei aus der Kaserne heraus das Ohr des Volkes und des Kaisers erreicht haben würde, wenn nicht im Saale des Schöffengerichtes? Es ist gewiß nicht schön, wenn jedermann aus freier Luft heraus verleumdet werden kann, wie es der Fall des Reichskanzlers ist, . . . aber man muß Vorteile und Nachteile derartiger Schmutzprozesse gegeneinander abwägen und dabei sagen, daß wir ohne solche Prozesse überhaupt nicht imstande sein würden, belastete und verkommene Personen aus der Herrschaft über unser Volk zu werfen. Was den Sturz der Eulenburg und Molke herbeiführte, war die Angst vor der Öffentlichkeit des Gerichts. Man nehme diese Öffentlichkeit weg und — man schafft ein neues Herrenrecht! . . .“

Warte nur, halbe, — und es hat überhaupt keine Kamarilla gegeben. Schon nähern wir uns mit raschen Schritten diesem erfreulichen, — bis auf das nächste — „unwiderruflich letzten“ Endergebnis der „öffentlichen Meinung“. Wir haben's in unserer beneidenswert glücklichen Veranlagung noch immer nicht verlernt, — auch jetzt noch nicht! — aus Giftblüten Honig zu saugen und uns in Sumpfwasser die Hände zu waschen. Alle Dinge müssen uns zum besten gereichen, und das Beste an der ganzen Kamarillageschichte ist ohne Zweifel, daß es so was nach der neuesten, allerneuesten nationalen Historiographie unter Kaiser Wilhelm II. — eins, zwei, drei, Geschwindigkeit ist keine Hegerie — eben nicht gegeben hat. Doch —: „es ist eine merkwürdige Geschichte“, frischt der „Vorwärts“ mit brutaler Rücksichtslosigkeit das Gedächtnis allzuvergeßlicher Zeitgenossen auf: „Als im Juni d. J. Fürst Eulenburg, der zur Disposition gestellte, plötzlich um seine definitive Entlassung nachsuchte, als der Stadtkommandant Graf Moltke entlassen wurde, als die Grafen Lynar und Hohenau plötzlich in Pension gehen mußten, da glaubte man allgemein, daß eine Kamarilla beseitigt worden sei. Damals pries man den Mut des Herrn Harden, daß er diese Leute zur Strecke gebracht habe. Auch freisinnige Organe waren sehr froh, daß Fürst Bülow, der Schutzheilige des Blocks, von gefährlichen Gegnern befreit worden war. Und als Herr Harden im Bann der Vorahnung dessen, was er von der Solidarität der Häftlinge zu erwarten habe, mit allen Mitteln einem öffentlichen Prozeß zu entgehen trachtete, da war die Entrüstung über sein ‚Kneifen‘ zum Teil bei denselben Organen sehr laut, die heute über den Urheber des Prozesses nicht genug schmähen können. Damals zweifelte kein Mensch an der Existenz der Kamarilla. Und als ein Leipziger Blatt die Äußerung Bülows zitierte: ‚Kamarilla sei eine fremde Giftpflanze, die man sich niemals bemüht habe, in Deutschland einzupflanzen‘, da stellte die ‚Nord. Allg. Stg.‘ ausdrücklich fest, daß der Kanzler gleichzeitig hinzugefügt hätte: ‚ohne großen Schaden für die Fürsten und ohne großen Schaden für das Volk‘. Damit hat aber das Kanzlerblatt gegenüber damals unternommenen Ablehnungsversuchen mit Nachdruck konstatiert, daß Fürst Bülow selbst auf die Existenz einer Kamarilla hinweisen wollte und auf die Schwierigkeiten, die daraus für seine Politik erfolgten.“

Doch angenommen, Fürst Bülow hätte . . . die deutsche Öffentlichkeit damals getäuscht. Aber haben nicht der Kaiser und der Kronprinz mit jener Energie eingegriffen, in deren Lobpreisung Herr Harden und seine Gegner in gleicher Weise einstimmten? Hätte es keine Kamarilla gegeben und wären die Beschuldigungen, die vor dem Schöffengerichte erhoben worden sind, sämtlich falsch gewesen, wie konnten dann so verdiente Männer plötzlich auf die Anschuldigungen eines Journalisten hin entlassen werden? Die Monarchisten befinden sich da in einiger Verlegenheit. Entweder hat der Kaiser, durch den Kronprinzen unterrichtet, der seine Meinung sich wiederum aus den Hardenschen Artikeln gebildet hatte, nachdem er jahrelang

getäuscht worden war, schließlich mit großer Energie das Vaterland von der Herrschaft des ‚Grüppchens‘ befreit, oder aber es läge eine jener ‚Blitzlichkeiten‘ vor, an die Monarchisten doch nicht denken dürfen. Wir würden daher den Herren raten, nicht zu viel beweisen zu wollen! . . .

Wie ideal Fürst Eulenburg und seine Freunde veranlagt waren, interessiert den Politiker nicht im geringsten. Für ihn ist es nur wichtig, festzustellen, und diese Feststellung kann heute nicht im geringsten mehr erschüttert werden, daß die Politik des Deutschen Reiches Jahre hindurch von einer Gruppe unverantwortlicher Leute entscheidend beeinflusst worden ist, daß Caprivi, Hohenlohe und Bülow unter diesem Einfluß gelitten haben, daß von den verantwortlichen Persönlichkeiten kein einziger den Mut oder die Fähigkeit gehabt hat, dieser Politik des persönlichen Regiments, das aber nicht nur das kaiserliche Regiment war, entschlossen entgegenzutreten. Diejenigen, die dieses Regiment stürzen wollten, mußten dazu erst einen Journalisten mit dem nötigen Material versehen. Sie mußten das Glück haben, daß diese Leute Anlaß zu Angriffen auf einem ganz anderen als dem politischen Gebiete gaben. Wären die Anschuldigungen der Normwidrigkeit nicht möglich gewesen, bestände vielleicht heute noch das ‚persönliche‘ Regiment der Unverantwortlichen!

Daher ist auch die Heße, die jetzt gegen Harden in der reaktionären Presse tobt, so widerwärtig. Daß Harden ein treffliches Werkzeug zum Sturz des Grüppchens gewesen ist, dafür wissen ihm die Nutznießer dieses Sturzes sicherlich Dank. Westwegen Harden heute von der ganzen Presse meute gehetzt wird, ist nur dies: Trotz aller seiner Bemühungen ist es ihm nicht gelungen, den Prozeß zu vermeiden. Als der Prozeß begann, hatte Harden ja schon sein Werk vollendet, die Kamarilla war beseitigt, den lachenden Erben drohte keine Gefahr. Da kam dieser Prozeß, und seine Schlammfluten spritzen weiter, als es den herrschenden Interessen angenehm sein konnte. Nicht nur das ‚Grüppchen‘ war aufs schlimmste kompromittiert, das ganze System war getroffen. Der deutsche Scheinkonstitutionalismus ist aufgedeckt! Es war gezeigt worden, wie in den halbabsolutistischen Formen in Wirklichkeit eine kleine Schar geistig minderwertiger Leute entscheidenden Einfluß auf die Geschicke des Volkes gewinnen konnte. Der Prozeß gegen die Kamarilla wurde zu einem Prozeß gegen den Absolutismus . . . Da kam die Abwehr. Die Höflinge aller Kamarillen haben sich vereint und die reaktionäre Presse leistet Übermenschliches, um das System selbst zu retten. Deswegen muß Herr Harden in die Wüste geschickt werden. Und wenn Herr Harden es sich ruhig gefallen läßt, dann darf er darauf rechnen, bei günstigeren Zeiten doch noch einmal als Retter des Vaterlandes gepriesen zu werden für seine Verdienste um den Absolutismus, den er jetzt so ganz gegen seinen Willen so schwer getroffen hat.“ . . .

„Wäre der Prozeß nicht ein Mittel gewesen, um eine Kamarilla zu vernichten im Dienste und zu Nutzen einer anderen, so würden alle die Versuche der reaktionären Presse, die politische Bedeutung des Prozesses zu leugnen, im vorhinein unmöglich sein. Dann wäre von Anfang an klar gewesen, was allerdings von den Volksmassen auch ohnehin begriffen wird: daß dieser Prozeß die Enthüllung von Zuständen bedeutet, die nun einmal im Wesen des Absolutismus liegen . . .

Indem aber die reaktionären Gesellen sich so eifrig des Grafen Moltke und seiner Hintermänner annehmen, verraten sie nur, daß diese Gruppe nicht isoliert ist, daß sie Fleisch vom Fleische der Reaktion ist, und daß es Geschäfte der Reaktion gewesen sind, die sie besorgt hat. Wäre die Kamarilla und ihre Wirtschaft wirklich und für alle Zeiten überwunden, wozu das kampfshafte Ableugnen der reaktionären Presse? Nein, diese Leute wissen recht gut, daß seit dem Sturze Eulenburgs nicht das geringste geändert ist, daß das System das selbe bleibt, und dieses System wollen sie halten, weil es ihr System ist, weil es die Herrschaft der Reaktion, des Junkertums, des Militarismus, der Bureautratie und des Höflingstums bedeutet. Indem sie gegen Harden losbrüllen, kämpfen sie für die Erbin der Eulenburgischen Kamarilla.

Wahrhaftig, die Person dieses Harden ist für die Reaktion heute, wo sie ihn verdammt, nicht minder wertvoll als damals, als sie ihn umjubelte. Wie pries man Harden, als er . . . Rheinbaben als die beste Begabung, und Poddbielski, den Tuppelskirch-Poddbielski, als den tüchtigsten Fachminister, den Preußen je gehabt habe, anhimmelte, die Sozialdemokratie aber als eine Bande von Dummköpfen und Schwindlern seinen entzückten 50 000 Lesern vorführte, die durchaus nicht im kleinbürgerlichen oder proletarischen Lager zu suchen sind. Da war Harden der Mann der reaktionären Presse. Und heute dient ihr diese unsympathische Persönlichkeit fast noch besser. Spekuliert sie doch auf das Mitleid der Urteilslosen. Weil Harden so leicht herabgesetzt werden kann, können Moltke und seine Hintermänner um so mehr erhoben werden. Da ist jedes Mittel recht, und wenn eines dieser Mittel die Kritik eines richterlichen Urteils ist, so kann uns das nur willkommen sein. Welche Beschränkung mußte sich die sozialdemokratische Presse bisher auferlegen, auch gegenüber dem unbegreiflichsten, unser Rechtsgefühl am meisten aufpeitschenden Urteil, deren die deutsche Klassenjustiz bisweilen fähig ist. Nun, von heute an brauchen wir weniger zurückhaltend zu sein. Nach dem, was über das unglückselige Schöffengericht in der reaktionären Presse alles gesagt worden ist, wird kein Staatsanwalt, allerdings nur unter der Voraussetzung, daß in Preußen gleiches Recht für jedermann gilt, es wagen können, unserer tausendmal berechtigteren Kritik allzu enge Schranken ziehen zu wollen.

Aber all diese Vertuschungsversuche sind einfach lächerlich. Daß eine Kamarilla bestanden hat, daß diese einflußreicher war als die verantwort-

lichen Staatsmänner, daß sie für die Entschliefungen des „persönlichen Regiments“ von Bedeutung gewesen ist, sind offenkundige Tatsachen, wird bestätigt durch Bismarck, durch den Sturz Caprivi's und Hohenlohe's. Aber hat nicht Bülow selbst im Reichstag von der Kamarilla gesprochen, hat nicht Herr Bassermann seinen berühmten Feldzug gegen das „persönliche Regiment“ eben gegen die unverantwortlichen und für den verantwortlichen Staatsmann unternommen, und hat schließlich nicht die „Nordd. Allg. Ztg.“ selbst, als ihr Herr und Meister in höchster Not war, das Bestehen dieser Kamarilla ausdrücklich zugegeben? Was der Prozeß gezeigt hat, und auch das nur einer weiteren ahnungslosen Öffentlichkeit — die Eingeweihten und Verantwortlichen haben längst alles gewußt, ohne daß einer von diesen, Höflinge genau wie die andern, den Mut gefunden hat, dagegen aufzutreten — das war nur die nähere moralische und intellektuelle Beschaffenheit dieser Leute. Ja, diese Beschaffenheit war ein Glück für die, deren Werkzeug Harden war. Denn wenn diese Leute nicht normwidrig gewesen wären, wer weiß, ob der vierte Reichskanzler ihr lachender Erbe geworden wäre.“

Für die Volksmassen aber sei allein wichtig gewesen, zu erkennen, von wem sie regiert würden, und diese Erkenntnis werde ihre Früchte tragen: „Wer darf es heute in Deutschland noch wagen, dem Arbeiter die politische Reife abzuspochen, wenn die Reife, die zur Regierung nötig war, die Reife der Fäulnis gewesen ist! Wer darf es wagen, das deutsche Volk noch in Unmündigkeit zu erhalten, wenn seine Unmündigkeit nur der Vorwand für die Herrschaft einer verfaulenden Schicht ist! . . .“

Darüber sind sich im Grunde wohl alle einig, — auch die's aus sehr menschlichen Gründen nicht wahr haben wollen — daß das Übel im Wesen unseres Krypto-Absolutismus wurzelt. Auch ein Fürst von dem Genie des alten Friesen wäre heute außerstande, ein „persönliches Regiment“ zu führen, ohne sich dabei verhängnisvoller Selbsttäuschung hinzugeben. Ich bin nun unmodern genug, den „aufgeklärten Despotismus“ dieses „gekrönten Revolutionärs“ als die für ihn und seine Zeit beste Regierungsform zu schätzen. Für das Preußen von damals war das patriarchalische System das gegebene, das praktisch vernünftigste; daran kann keine graue Theorie was ändern. Aber das Preußen Friedrichs II. und das Preußen-Deutschland Wilhelms II.: — eine „bessere“ Fideikommißherrschaft gegen ein vielgestaltiges Reich! Damals konnte der König nicht nur alle wichtigeren Regierungsgeschäfte persönlich überwachen, er kannte auch alle in Betracht kommenden Personal- und Familienverhältnisse, die Nöte und Wünsche jeder Provinz, die Verpflegung jedes Truppenteils. Dazu die frühere Klarheit und Einfachheit des ganzen Lebenszuschnitts gegen unsere heutige unendlich komplizierte und differenzierte Kultur mit allen ihren Lösung heischenden politischen, sozialen, kirchlichen Fragen und Problemen. Und da sollte ein „persönliches Regiment“, das diesen Namen wirklich verdiente, auch nur im Bereiche einer entfernten Möglichkeit liegen!



Moses am feurigen Busch



Ed. v. Gebhardt

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Und dann — zuletzt, aber wahrlich nicht als Letztes: das Geschlecht, das damals lebte, die Männer, die den König umgaben. Wo sind sie heute, die ihrem Gebieter so aufrecht gegenüberstehen, ihre Meinung so offen, wenn auch in aller schuldigen Ehrerbietung, ins Gesicht sagen, wie es schon die unter dem jähzornigen Friedrich Wilhelm I. taten? Selbst der Kammerdiener dieses Königs scheute sich nicht, seinen Herrn fest anzupacken, als er sich an seiner Tochter brutal vergreifen wollte. Auch sehr tapfere Frauen muß es damals am Hofe gegeben haben, da deren eine dem allerhöchsten Herrn eine ausgewachsene — Backpfeife verabfolgte, um ihn in die gebührenden Schranken der Zucht und Sitte zu weisen. Ein bildschönes Hoffräulein, eine Gräfin Voß. Der König war ihr auf einsamer Wendeltreppe im Schloß begegnet und dabei von lebhaften Anfechtungen des Teufels heimgesucht worden. Was eine um so größere Lücke Satans war, als der sittenstrenge Fürst in dieser Hinsicht wirklich einen vorbildlichen Lebenswandel führte und sich nicht das geringste vorzuwerfen hatte. Es ehrt den gerechten Sinn dieses harten und rauen, aber durch und durch rechtschaffenen Mannes, daß ihm die handgreifliche Lektion außerordentlich imponierte und er, mehr beschämt als erzürnt, nur ganz verdußt ausrief: „Das Frauenzimmer hat den Teufel im Leibe!“

Wer sich in jene Zeit versenkt, der wird sich nicht im Zweifel sein, wie völlig wir ihr ent wachsen sind, wie von Grund aus nicht nur die Formen, sondern auch das Wesen der Dinge sich verändert haben. Man sollte nach alledem kaum für möglich halten, daß der Gedanke, als könne heute noch nach jenem System „regiert“ werden, immer noch das innerste politische Glaubensbekenntnis gewisser, nicht einflußloser Kreise bildet. Wenn sie dann doch wenigstens ihren Herrn auch nach jenem System bedienten! Ein „sehr hoher Hofwürdenträger“ aber soll auf die Frage, warum denn um Himmels willen nichts geschehe, um den Prozeß Moltke-Harden zu verhindern, diese Auskunft erteilt haben: „Es steht mit dem Prozeß, wie es mit dem Kriege in Südwestafrika stand. Niemand darf davon zu Sr. Majestät sprechen, wenn er sich nicht der unmittelbarsten und fühlbarsten Form seiner Ungnade aussetzen will.“ So erzählt die „Neue gesellschaftliche Korrespondenz“. Daß solche Mitteilungen durch die Presse gehen können, unwidersprochen und von allen anstandslos geglaubt —: ja, kann unsere ganze Lage überhaupt noch greller beleuchtet werden? Dergleichen wird als völlig selbstverständlich aufgenommen, niemand fällt es weiter auf, niemand denkt sich dabei noch was Besonderes!

„Ungemein schwierig,“ schreibt Prof. Rade in der „Christlichen Welt“, „ist das Menschenlos geborener Autoritäten. Kein Zweifel, daß in unserm Kaiserhause deutscher Familiensinn herrscht und daß der Wille da ist, den Kindern des Hauses eine gesunde natürliche Erziehung zu geben. Dennoch, wie weit ist das möglich? Angesichts der Ausnahmestellung, die den Kindern vom ersten Atemzuge an eignet? Und gelingt es doch, für die zarteren Jahre möglichst davon zu abstrahieren, daß es Prinzen und Kaiser sind,

die erzogen werden, so kommt der Zeitpunkt, wo die jungen Knaben ins Leben hinaustreten. Nicht ins freie öffentliche Leben, aber hinein in den Hof und in die höfische Gesellschaft. Und alsbald umringen sie die Gefahren, die Versuchungen und Sünden dieser Gesellschaft. Das sind aber die Gefahren einer übersättigten Kultur. Was für Dämonen da lauern, haben wir, wenn wir es nicht schon wußten, gelegentlich aus den Prozeßverhandlungen schauernd vernommen. Aber mag der junge Mann rein durch all diese Gefahren hindurchschreiten, mag der behütende Freund stärker sein als die Schar der Versucher: Eins bleibt ihm sicherlich nicht erspart, die allmählich immer deutlichere Erkenntnis, wie gefügig, wie käuflich die Menschen sind! Wie schwer muß es sein, wenn der Sängling ein Mann, der Prinz ein Fürst geworden ist, die Menschen immer nur mit gebogenen Rücken zu sehn! — Über Fürstenerziehung ist früher viel geschrieben worden; die Literatur aller Völker ist davon voll; heute wird nicht mehr darüber geschrieben — ob sie darum leichter geworden ist?

Die Menschengruppe, in die der junge Prinz eintaucht, ist der höfische Adel. Alle anderen Beziehungen sind, wie wichtig und entscheidend auch die eine oder die andre für seine Entwicklung werden mag, zufällig. Die Frage, die hier sich aufrührt, ist die: Ist der Fürst unter seinem Adel wohl aufgehoben? Vermittelt dieser Adel dem Fürsten die Fühlung mit seinem Volk? Ist der Adel von seinem Volk?

Es liegt mir nich's ferner, als über den Adel an sich schlecht zu denken. Es bleibt etwas Wundervolles um Familien mit uralten, edlen Traditionen. Und es gibt Adel genug, der mit dem Volke lebt und vom Volke ist. Aber der höfische Adel steht dem Volke fern. Es ist da eine Klüft befestigt, über die wohl die einzelnen Personen hinüberkönnen, aber hinter einer jeden, so scheint es, schnell die Brücke wieder empor. Die aber jenseits der Klüft wohnen, mögen noch so gute Menschen sein, auf alle Fälle sind es andre Menschen.

Der Monarch aber ist und bleibt von diesem Ringe umgeben und kommt nicht heran an sein Volk. Wenn er dann dennoch ein Mann von Willen ist, wenn er eingreift in die Verhältnisse, wenn er anfängt die Menschen durcheinanderzuschütteln, wenn er selber regiert, dann ist es ein großer Übelstand, daß er mit seinem Volke keine Fühlung hat, daß er sein Volk nicht kennt . . .

Die Minister sind ja neben ihm. Die könnten ihm sagen, was das Volk will, was es ist. Vielleicht kennen sie das Volk selbst nicht. Oder wenn sie es kennen, vielleicht wissen sie es nicht recht anzufangen, daß der Kaiser durch sie sein Volk kennen lerne. Vielleicht auch hört der Kaiser nicht auf sie. Von einem Minister wie Posadowsty ist bekannt, daß ihn der Kaiser monatelang nicht empfing. Auch einzelne Privatpersonen gehen bei dem Kaiser ein und aus, die sind vom Volke. Können sie nicht reden? dürfen sie nicht? Es soll so Stil sein, daß der Kaiser spricht, sie hören und schweigen. Bei den amtlichen Audienzen ist es jedenfalls so: kein

freies Wort aus eigener Initiative kann da dem Kaiser gesagt werden. Und wie schwer, wie unmöglich ist es, eine solche Audienz überhaupt zu erlangen! Von Egidy weiß man, wie er sich danach gesehnt, wie er sich darum bemüht hat, nur auf eine Viertelstunde des Kaisers Ohr zu haben: und Egidy war ein Edelmann und ein edler Mann.

Dieser Zustand ist um so bedenklicher, je bedeutender der Fürst und je mächtiger sein persönlicher Wille ist. Sollte er unabänderlich sein? Ich fürchte, er ist so wenig unabänderlich, daß er früher oder später zu einer Katastrophe führen muß.

Man braucht dabei nicht gleich an Republik zu denken. Der Streit um die beste Staatsform hat zwar von seiner Hitze viel verloren. In der heutigen Staatengesellschaft wohnen Republiken und Monarchien dicht beieinander und vertragen sich ganz gut. Wir Deutschen haben kein Verlangen nach einer andern Staatsform. Aber die, die wir besitzen, sollten wir ganz anders ausbauen, daß sie ihrem Ideal sich immer besser annähert. Wir haben doch im Deutschen Reiche die konstitutionelle Monarchie. Deren Wesen besteht nicht nur darin, daß wir von Zeit zu Zeit unser Wahlrecht ausüben, sondern daß wir auf Grund unsrer Verfassung als freie Staatsbürger leben und uns geltend machen. Deutsche Treue dem König, ja, aber Treue des freien Mannes! Die Kluft zwischen Kaiser und Volk wird nicht erweitert, wenn man das fordert, sondern hier allein liegt der Zauber, der sie schließt.

Man lasse sich den Sinn für das, was not tut, nicht trüben durch den Blick auf die Sozialdemokratie. Gewiß, sie erschwert durch ihre Existenz unsre innere Politik, aber die Furcht vor ihr, der Wunsch, sie vor allem zu ersticken, beherrscht die Regierenden allzusehr. Das Vertrauen zum Volk, die Sorge für seine politische Hebung, für seine Mündigmachung ist darüber verloren gegangen. Und das ist, was allein helfen kann: daß ein gesundes Verantwortungsgefühl in jedem Deutschen geweckt, genährt und gestärkt wird. Das ist aber nur möglich, wenn ihm seine politische Freiheit gewährleistet und vermehrt wird.

Ohne Schuld und Absicht vielleicht der Staaterregierungen vollzieht sich in unsrer Gesellschaft ein Prozeß, der der freien, unabhängigen Männer immer weniger macht. Ganze Stände, die bis dahin freie Stände waren, erstreben und erlangen den Beamtencharakter. In einst unabhängige Berufe bringt der Reserveoffizier eine bisher nicht gekannte Qualität der Abhängigkeit: Lehrer, Richter, Ärzte, Kaufleute und Fabrikanten werden dadurch gebunden und fühlen sich dadurch gebunden. Patriotismus nennt man heute den Verzicht auf eigene Meinung, auf politische Freiheit. Daß Bismarck die Beamten als Werkzeuge der Regierungspolitik in Anspruch genommen hat, ist eins der verhängnisvollsten Stücke aus seiner Erbschaft. Naumann hat dies Erbe in seinem betannten Artikel zum Kampf um das preußische Wahlrecht ausdrücklich für den Liberalismus angetreten (Silber vom 11. August d. J.) — das war für

viele eine schmerzliche Überraschung. Welch eine Entwicklung, vor der wir da stehen: immer wächst die Schar der beamteten Menschen, die, statt frei sich ihre Existenz zu schaffen, von den Monats- und Jahresgehältern des Staates leben, und immer wuchtiger legt sich auf sie die Pflicht, einer eigenen politischen Meinung zu entsagen. Zwar wächst ja, wie man sagt, ein neuer Mittelstand empor, der wieder auf eigene Kraft und Kunst vertraut: Gott gebe, daß er gedeiht und sich ausbreitet! Wenn ganze Stände der politischen Anmündigkeit anheimfallen, tut Ersatz not — sonst wird unser Konstitutionalismus zur Farce.

Und was tut unsre Erziehung inzwischen zur Stärkung des politischen Unabhängigkeitsinnes? Unsre Schule? Unser Geschichtsunterricht? Unser Religionsunterricht? Wahrhaftig: Liebe zum Vaterland, Ehrfurcht vor allen echten und wirklichen Autoritäten sollen Schule und Haus pflanzen und pflegen, soviel sie können. Aber wahre Ehrfurcht gedeiht nur im Herzen des Freien und gedeiht nur Autoritäten gegenüber, die sie frei erzeugt haben. In unsrer heutigen patriotischen und religiösen Erziehung ist viel Gemachtes, viel Unwahres, viel Furcht; man möchte Thron und Altar stützen; man traut dem heranwachsenden Geschlecht nicht zu, daß es in Freiheit das rechte Verhältnis finden werde zu Recht und Sitte, Fürst und Vaterland; man tut nicht genug, um das edle und echte Selbstgefühl eines freien Staatsbürgers zu wecken.

Ganz unverantwortlich aber ist das Verhalten aller Regierungspersonen, vom höchsten Staatsminister bis zum kleinsten Schulzen und Polizisten, die dem Volke mit List und Gewalt seine politischen Rechte beschneiden. Man nehme getrost etwas Unordnung, man nehme einen unbequemen Abgeordneten in Kauf, wenn nur das Volk lernt, seine verfassungsmäßigen Rechte frei gebrauchen. Wie soll es denn das anders lernen als durch Übung und Ausübung? Hätten wir eine parlamentarische Regierung, so würde das Odium von derlei Verfassungswidrigkeiten auf die Partei fallen, die am Staatsruder sitzt. Aber diese parlamentarische Regierung haben wir nicht. So hat den moralischen Schaden davon die Regierung an sich, die Obrigkeit, und der, der sie leztlich repräsentiert und symbolisiert, der Kaiser. Regierungspersonen, die so handeln, sind ebenso falsche Freunde des Kaisers, des Kaiserhauses und seiner Zukunft, wie die Höflinge und Schmeichler um ihn her.

Wider die wachsende Entfernung zwischen Fürst und Volk, die wir beklagen, gibt es nur ein Heilmittel, das ohne Katastrophe zu besseren Zuständen führen kann. Das Volk selbst muß dem Fürsten ebenbürtiger, es muß adliger, freier, mündiger werden. Es muß sich auf seine Verfassung besinnen, sie ausbauen, in ihr seine Kräfte entfalten, sich mit dem Gefühl der Verantwortung erfüllen, die ihm auf die Schulter gelegt ist. Das aber dürfen die nicht hindern, die zwischen dem Fürsten und dem Volke stehen; das richtig zu fördern muß die heiligste Aufgabe aller Regierenden sein. Und in dem Maße, als dies Ziel er-

reicht wird, muß die Kluft sich schließen. Der Fürst wird sein Volk achten, weil er fühlt, daß es ihm ebenbürtig ist, und das Volk wird seinen Fürsten lieb und wert haben, weil es sein Fürst ist, der mit ihm lebt und empfindet. Das ist keine Utopie, sondern ein Ideal, dem die Wirklichkeit sich sehr wohl annähern kann, herausgewachsen aus den besten Erinnerungen unsrer deutschen Geschichte.“

Ein Ideal, das aber heute einer Utopie noch verzweifelt ähnlich sieht. Ohne Skandale und Katastrophen à la Moltke-Hardenprozeß ist bei uns, wie Figura zu lehren scheint, kein Lüftchen zu bewegen. Und zuletzt wird sich unser kindlich braves Volk auch an die Skandale gewöhnen und in gewohnter Loyalität in ihnen eine unveräußerliche Einrichtung der „gottgewollten Staats- und Gesellschaftsordnung“ erblicken. Eigentlich könnten wir uns schon mit den bisherigen zufriedengeben: Peters- Skandal, Hau- Skandal, Montignoso- Skandal, Moltke-Harden- Skandal usw. in fast ununterbrochener Folge: — bescheidenen Ansprüchen müßte das vorderhand genügen.

Wie soll denn das arme unmündige und — nicht zuletzt auch von seiner Presse — in Anmündigkeit erhaltene Volk seine Stimme vor dem Throne geltend machen? Das Volk, das von der Wiege bis zum Grabe aus dem Drill nicht herauskommt? Das Volk, dem von oben und unten gleichmäßig als höchstes Glück der Erdentinder, als Gipfel der Staats- und Selbsterziehung ein alle Persönlichkeit abtötender Kadavergehorsam eingebläut wird? Sind denn das nicht auch Früchte dieser Erziehung: jene Unteroffiziere, Befreiten, Mannschaften, die sich „auf Befehl“ ihrer Vorgesetzten prostituieren und schänden lassen? Ist das nicht der buchstäbliche „Kadavergehorsam“? Weiß nicht jeder, der gedient hat, wie es nicht nur in der Adlervilla, nicht nur bei dem Potsdamer Garderegiment, sondern auch sonst nicht gerade ausnahmsweise in Kasernen zugeht? Ich habe noch keinen einzigen „gedienten“ Deutschen kennen gelernt, der darüber nichts zu berichten wußte.

Schuldig sind lange nicht nur die paar Gemäßregelten, ganz zuletzt der von seinen biederen Freunden ins Feuer gehetzte Graf Moltke, den ja auch Harden gar nicht einmal treffen wollte, der ihm als Prozeßgegner von dem „Grüppchen“ direkt aufgedrängt wurde, so daß Harden sich in der Zwangslage sah, sich seiner Haut zu wehren oder aber ins Gefängnis zu wandern. Ein wirklich „eigener“ Freundschaftsdienst, der dem diplomatischen Geschick und der biederfrommen Schläue der „Nebenregierung“ alle Ehre macht. Von ihrem apokalyptischen Standpunkte aus natürlich. Und: wie steht es denn in Wirklichkeit mit der monarchischen Treue, mit der loyalen Ehrerbietung dieser Kreise? fragt Oberst Gaedke im „Berliner Tageblatt“.

„Im Vertrauen bezeichnen sie den allerhöchsten Kriegsherrn als ‚Liebchen‘!...“

War denn das Laster nur so eng begrenzt, so im Verborgenen

getrieben, so sehr ‚Privatsache‘, daß es sich der Kenntnis der verantwortlichen Offiziere entziehen konnte, daß man mit nachsichtigem Stillschweigen darüber schonend, wenn auch verächtlich hinweggleiten durfte? Ein Laster, unter schwerstem Mißbrauch der Dienstgewalt getrieben! Die Mannschaften, die sich zu dieser Unzucht hergeben wollen, haben ihre Erkennungszeichen, ihre besondere Kleidung! ‚Ganze Kavallerieregimenter sind verfeucht‘, behauptet Herr Harden vor Gericht. Und einer der Schuldigen hat das sittliche Gefühl derart verloren, daß er ganz entrüstet ausruft: ‚Was, ich muß fallen, und der...!‘

Die einzigen, die von all den Dingen, die seit Jahren die Späßen von den Dächern pfeifen, nichts wissen, sind die unmittelbaren Vorgesetzten, sind die, die für die Moral, für den guten Ruf des Heeres in erster Linie verantwortlich sind. Sie sind die wahren Schuldigen! Der Chef des Militärkabinetts ist absolut nichtsahnend. Er weiß nichts, und als er es endlich erfährt, da schweigt er... Merkwürdige Unkenntnis, während sonst die geringsten Vorkommnisse in der entferntesten Garnison schneller in Berlin als in ihrem Ursprungsort bekannt zu sein pflegen! Merkwürdige und das Heer höchst schädigende Unkenntnis des Mannes, dem die Personalien, dem also Wohl und Wehe des Offizierkorps, dem seine Ehre in erster Linie anvertraut sind! Der eine Nacht hat ohnegleichen, vor dem selbst die kommandierenden Generale zittern und der Kriegsminister verschwindet!...

Wo war der Kommandeur des Gardekorps, der General v. Kessel? ‚Bedaure sehr, nichts bekannt‘, das war die stereotype Auskunft, die er vor Gericht erteilte! Ein Regimentskommandeur, der bei solcher Gelegenheit eine solche Antwort gäbe, hätte den blauen Brief eher, als er sich den Zylinder anschaffen könnte. Und das von Rechts wegen!

Und wo war schließlich der Kriegsminister, der Herr v. Einem, hier, wo es sich nicht darum handelte, dem Parlamente etwas vorzuerzählen, sondern das Offizierkorps, das Heer vor ernstem Schaden zu bewahren? Gewiß, seine Rolle in Personenangelegenheiten ist leider einflußloser, als dem Heere gut tut. Aber da er einmal der oberste, dem Kaiser wie dem Reichstage verantwortliche Chef der Verwaltung ist, fühlte er denn nicht selber das Bedürfnis einzutreten, seinen obersten Kriegsherrn aufzuklären? Wußte auch er nichts von allen den Dingen, die alle Welt wußte, die nicht nur im vertrauten Kreise der Garderegimenter geraunt wurden? Die in allen Kneipen Berlins erzählt wurden?...

Nie hätte die Seuche derart verpestend um sich greifen können, wäre sie nicht durch das ihr anhaftende Parfüm „vornehmer“ Salons in ihrer Verbreitung begünstigt worden. So sind diese Leute, wie die „Frankfurter Zeitung“ ausführt, geradezu unerrätlich und gemeingefährlich geworden. „Die Gemeinschaft der ‚Eigenen‘ nennt sich auch ‚Philosophische Gesellschaft für Sittenverbesserung und Lebenskunst‘ (!). Niemals ist das Wort Philosophie so in Schmutz gezogen

worden wie hier, und niemals ist frevelhafter von Sittenverbesserung gesprochen worden als hier. Die Eigenen behaupten, daß sie nur für die ideelle Freundesliebe einträten. Daß eine erotische Couleur dabei sei, geben sie zu, im übrigen ideell. Aber wer glaubt ihnen das? Wenn das wahr wäre, dann könnten sie doch den § 175 ruhig bestehen lassen! Da sie für seine Abschaffung agitieren und in unerhörter Weise agitieren, müssen sie sich doch von ihm bedroht fühlen, und daraus ergibt sich das Weitere von selbst. Zweierlei ist es, das gegen sie entrüsten muß: die Agitation selbst und ihr Ziel. Wir haben schon gesagt, daß diese Agitation eine Art Bombenpolitik sei, und dieser Vergleich trifft zu. Im Bureau jenes Komitees ist ein förmliches Personalien-Arsenal angelegt worden. Man findet es begreiflich, daß einer solchen Zentralstelle mancherlei zuge tragen wird, teils Tatsachen, teils Tratsch und Klatsch. Aber man wird es nicht für richtig finden können, daß daraus eine homosexuelle Registratur gemacht wird, daß in den Listen des Bureaus Personen figurieren, die davon vielleicht gar nichts wissen, daß also ein Material angesammelt wird, das nur in unrechte Hände zu kommen braucht, um zahlreichen Personen, manchen unbegründeterweise, gefährlich oder doch peinlich zu werden. Daß auch Dr. Hirschfeld selbst von diesem Material Gebrauch macht, scheint der Fall zu sein und durch den Prozeß Brand bestätigt zu werden. Was aber berechtigt ihn, über Personalien, die ihm zugetragen werden, Auskunft zu geben? Ist das sachliche Agitationsweise? Wer ist noch sicher, nicht in seinen Listen zu figurieren und eines Tages über seine Sexualempfindungen öffentlich Auskunft geben zu müssen?... Wenn ein Mensch mit angeborenem, nicht erworbenem anormalen Empfinden im übrigen tüchtig ist und sein Empfinden verhält, so wird kein Verständiger ihm Achtung versagen, und man wird ihm Hochachtung zollen, wenn er die Neigung zur Betätigung seiner Empfindungen bemeistert. Man verlangt da vom Homosexuellen nicht mehr als von jedem andern Menschen, denn keinem, der die Erotik — das Intimste, was der Mensch hat — auf die Gasse trägt, wird man das zur Ehre rechnen. Was aber tun die Eigenen? Sie gründen einen Sexualverein, stellen sich breitspurig hin und rufen: „Seht her, wir sind homosexuell“. Jeder Normale, der zum erstenmal von der Existenz eines solchen Vereins hört, greift sich an den Kopf und fragt sich, wie es nur möglich sei, des Schamgefühls so bar zu werden, daß man sich vor aller Welt der Homosexualität ergibt und zur Nachfolge auffordert! Natürlich haben sich auch diese Leute eine Theorie zurechtgemacht; sie haben die Freundschaftsbezeugungen großer Männer zur Homosexualität gestempelt und daraus den Schluß gezogen, daß die Homosexuellen die Auserlesenen der Natur (!) seien. Das ist zu lächerlich, als daß man sich dabei aufhalten könnte. Aber daß durch solche Agitation die Verbreitung der Perverstität gefördert wird, das steht wohl außer Zweifel...“

Mit Recht sehen die Berliner „Neuesten Nachrichten“ in der Schamlosigkeit dieser Agitation „ein antisoziales Element, gegen das sich die Gesellschaft wehren“ muß. Selbst wer zugeben bereit sei, daß die Gegner des § 175 in einzelnen Fällen mit Recht die Härte des Gesetzes beklagten, werde sich doch dieser Erkenntnis nicht verschließen können: „Die Brutalität, mit der eine Minderheit, deren Triebe ebenso den Ordnungen der Natur wie den sozialen Interessen widersprechen, ihr angebliches moralisches Recht gegen Sucht und Sitte durchzusetzen sucht, fordert die stärkste Abwehr heraus. Es ist unerhört, sich beständig öffentlich mit Dingen befassen zu müssen, die man früher kaum anzudeuten wagte.“

Nur zu wahr! Und doch haben sie sich zu ihrer Sünden Blüte nur auswachsen können, weil man sie, trotzdem sie längst bekannt waren, nicht anzutasten wagte, sie ruhig gewähren und ausreifen ließ. Auch hier hat neben anderen Gründen nicht zuletzt die latainenhafte Devotion vor großen Namen und Eiteln, — der Rabavergehorfam das Seine getan. „Die männliche Prostitution“, erzählt die „Wahrheit“, „tritt im Berliner Straßenleben zurzeit in einer Nacktheit und Schamlosigkeit auf, die alles bisher Dagewesene in den Schatten stellen, Sicherheit und Ruf der Residenz stark gefährden. Zu der Demimonde, die man immerhin als eine unzerrennliche Begleiterscheinung des Großstadtlebens, als ein notwendiges Übel ansehen und, weil durch Gesetz und Verordnung in Schranken gehalten, mit einer gewissen Duldbung behandeln mag, ist neuerdings die männliche Prostitution hinzugekommen, die wie ein Pesthauch auf Berlin lastet, Sodom und Gomorpha dagegen als Stätten der Jugend erscheinen läßt. Eine gelegentliche Wanderung durch die Straßen der Stadt zeigt uns die unglaubliche Ausdehnung dieses Großstadtlasters. Halbwüchsige, geschminkte Burschen, denen der Stempel des Lasters deutlich aufgedrückt ist, durchziehen, weibliche Manieren affektierend, des Nachmittags einzeln und in Scharen die belebten Straßen Berlins, um sich in widerlicher Manier zu perversen Handlungen anzubieten, jede Bewegung, jedes Grinsen ist eine Beleidigung und ein Anstoß für den normal organisierten Menschen mit einigem Reinlichkeitsempfinden. In der Nacht ist das Treiben dieser Gestalten noch viel schlimmer; da ziehen sie in Scharen durch die Stadt und belästigen jeden Spaziergänger; man kann nicht an einer Straßenecke stehen bleiben, sich ein Schaufenster ansehen oder gar eine Bedürfnisanstalt aufsuchen, ohne von diesem Gesindel belästigt zu werden. Am ärgsten ist das Treiben dieses Belichters zurzeit Unter den Linden, Ecke Friedrichstraße, auf der ganzen Friedrichstraße, am Potsdamer Platz, ganz besonders aber auch an der Kreuzung der Potsdamer mit der Bülowstraße. Dr. Magnus Hirschfeld, der maßgebende Sachverständige des Moltke-Garden-Prozesses, wird uns vielleicht eine Vorlesung halten wollen über anormale Veranlagung, über einen Naturfehler, der jene Leute zu den unglücklichsten Geschöpfen macht, die man nur bebauern könne. Das ist ganz und gar nicht der Fall. Ein arbeits- und lichtscheues Gesindel ist

es, das sich die verkehrten Neigungen der verhältnismäßig kleinen Zahl von Degenerierten dienstbar machen will, um mühelos Geld zu verdienen und Gelegenheit zur Erpressung zu finden. Diese traurigen Gesellen sind aber auch um deswillen in hohem Grade gemeingefährlich geworden, weil sie sich zumeist bandenmäßig zusammentun zu Erpressungen und denen, die sie sich als Opfer ausersuchen haben, irgend eine Tat andichten, um sie auspressen zu können. Wehe dem, der sich selbst, sei es aus Neugier und Unerfahrenheit, sei es in trunkenem Zustand in irgend einer Form eine Annäherung gefallen läßt, dann wird er ständig mit Erpressungen aller Art verfolgt und ist verloren. In der von Herrn v. Tresckow geleiteten Abteilung führt man Listen von diesen Leuten, ebenso aber auch Listen von ihren Opfern. Die Polizei kennt jene Leute ganz genau, die diesem schimpflichen Gewerbe der männlichen Prostitution nachgehen und es zu Erpressungen ausbeuten, sie beobachtet sie in den Cafés, in den Ballsälen, auf der Straße, in ihren Absteigequartieren, aber man hat noch nicht gehört, daß irgendwie dagegen durchgreifend eingeschritten würde. Erst wenn das Unglück geschehen ist, faßt man diesen oder jenen beim Kragen und überliefert ihn dem Strafrichter. Es heißt, die Polizei habe kein Mittel, hier einzuschreiten, sie habe nicht genügende Kräfte zu einem ausreichenden Überwachungsdienste zur Verfügung, auch versage zumeist der Strafrichter infolge erheblicher Lücken im Gesetz. Ist dem so, dann ist es Zeit, diese Mängel zu beseitigen, die Lücken auszufüllen. Die öffentliche Sicherheit, die Zukunft der Nation steht auf dem Spiel. Jene verkommenen Burschen, die sich nachts auf der Straße ausbieten, sind ein arbeitscheues Gesindel, das unter polizeiliche Kontrolle zu stellen ist und im Falle vergeblicher Verwarnung ins Arbeitshaus gehört. Die Straßen Berlins müssen von diesen Apachen gesäubert werden."

Mit unendlicher Langmut, mit stoischer Gelassenheit haben Polizei und Publikum das sich immer frecher und souveräner gebärdende Laster als ein unabänderliches Geschick hingenommen. Wie konnte bloß das Publikum die angeblich „wissenschaftliche“ Agitation so lange geduldig ertragen? „Man kann sich kaum vorstellen“, schreibt Dr. Albert Moll in der „Medizinischen Wochenschrift“, „wie viel diese allzu öffentliche und unwissenschaftlich agitatorische Behandlung der Frage die Züchtung der Homosexualität und besonders die Furcht, homosexuell zu sein, vermehrt hat. Am meisten Unglück ist aber unter der Jugend angerichtet worden, und dieser Punkt ist wichtiger als alle anderen. Unreife Burschen, siebzehn und achtzehn Jahre alt, haben sich, durch diese agitatorischen Vorträge irregeführt, dem homosexuellen Leben vollständig in die Arme geworfen. Ihr homosexuelles Empfinden sei ja doch unabänderlich. Dadurch, daß dieser Glaube in die weitesten Kreise hineingetragen worden ist, ist die Jugend auf das äußerste gefährdet, und das gilt nicht nur von jungen Männern, sondern auch von jungen Mädchen. Auch hier bin ich bereits in einer nicht geringen Zahl von Fällen um ein Urteil angegangen worden. Da erklären siebzehnjährige Backfische, die sich in ihre Freundin oder Lehrerin vergafft

haben, dies sei Homosexualität, und „die Wissenschaft“ lehre, daß dies unabänderlich sei. So werden diese jungen Mädchen, die sich in anständiger Herrengesellschaft zu brauchbaren Frauen entwickeln würden, künstlich zu Tribaden gezüchtet.

Ebenso beruht die Gewissenlosigkeit, mit der heute junge Männer von älteren Leuten verführt werden, zum nicht geringen Teil auf diesen Agitationen. Es wird gelehrt, daß eine Homosexualität nicht angezüchtet werden könne und, was einmal besteht, unabänderlich sei. Die Zahl solcher von erwachsenen Homosexuellen verführten jungen Menschen ist nicht gering. Ich weiß von einer Anzahl Berliner Gymnasiasten und anderen Schülern, ebenso von Lehrlingen, die sich unter den Verführten dieser Homosexuellen befinden und deren „Verhältnis“ bilden. Unter anderem hat mich gerade der Umstand, daß die Gewissenlosigkeit mancher Homosexuellen nach meinem Eindruck in den letzten Jahren erheblich gestiegen ist, veranlaßt, vor einiger Zeit schon bei einer etwaigen Abschaffung des § 175 eine Erhöhung des Schutzalters für Knaben und Jünglinge, eventuell auch für junge Mädchen zu verlangen. Ich habe damals als Schutzalter das vollendete achtzehnte Lebensjahr als das Mindeste bezeichnet, halte aber auch ein höheres Schutzalter durchaus für diskussionsfähig.

Mag man diesen Vorschlag für richtig halten oder nicht, darauf soll es mir an dieser Stelle nicht ankommen; nur die Gemeingefährlichkeit dieser Agitationen hier zu betonen, halte ich für meine Pflicht. Ich will bei dieser Gelegenheit hinzufügen, daß bei einer Aufhebung des § 175 möglicherweise noch andere Fragen auftauchen werden, beispielsweise die, ob nicht die Soldaten vor den Homosexuellen besonders zu schützen sind. . . . Die Gefahr ist durchaus nicht zu unterschätzen, daß Soldaten, die auf Grund der allgemeinen Wehrpflicht dem Staate anvertraut werden müssen, hier zu Opfern Homosexueller werden und später, wenn sie wieder an den heimatischen Herd zurückkehren, diese Dinge mit oder ohne eigene homosexuelle Anlage weiter verbreiten. . . .“

Das Tollste bleibt aber doch, daß es ausgerechnet die Crème de la Crème unserer Gesellschaft war, die sich als einer der schlimmsten Schmutzherde auswies. Eine solche Unsauberkeit in solchen Kreisen ist wirklich bemerkenswert und verdient nach allen Seiten hin ins volle Tageslicht gestellt zu werden. „Wer sind die Schuldigen?“ fragt auch die „Rheinisch-Westfälische Zeitung“: „Nicht Plebejer und Proletarier, sondern Leute, die dem Throne nahestehen, Angehörige der ersten Kreise, aus denen die Würdenträger und höchsten Beamten genommen werden, Leute, die sich gern als Stütze von Thron und Altar bezeichnen, und durch ihr Tun weite Kreise gegen beide aufreizen, Leute, die durch äußere Frömmigkeit und Kirchenbesuch zeigen, daß sie mithelfen wollen, dem Volke die Religion zu erhalten, und durch ihr Leben Religion und Moral verletzen, Leute, die sich für die Besten und Edelsten der Nation halten, und im Bewußtsein ihrer Untadeligkeit auf die weniger Wohlgeborenen herabzusehen pflegen, Leute,

die allein würdig erachtet werden, Vermittler zwischen Monarch und Volk zu sein, und dabei nur die Entfremdung verursachen.

Das gesprochene Wort bleibt. Die ‚Edelsten der Nation‘ haben die engere Umgebung des Monarchen gebildet, sie schlossen den Ring ihrer Kaste, in dem kein anderer zugelassen wird. Ein Ring ist gesprengt worden, andere bestehen fort. Das denkende Volk, die sittlich und intellektuell hochstehenden Kreise haben schon lange den Anspruch erhoben, selbst Sachwalter zu sein und die eigenen Geschicke von ihresgleichen lenken zu lassen. Zwischen der Spitze des Staates und dem den Staat bildenden Volk bedarf es keiner Mittelspersonen, deren künstliche Abgeschlossenheit und höfische Stellung von vielen als Beleidigung des Bürgertums empfunden wird. Das Ergebnis des Prozesses bildet hierfür die glänzendste Bestätigung. So ist der Eindruck, den die Berliner Enthüllungen selbst in loyalen, national gesinnten Kreisen hervorgerufen haben. Der Vergleich mit der Zeit, der nach Vena und Eilsit führte, liegt nahe. Auch damals begann die Korruption von oben.“

Die „Berliner Volkszeitung“ aber schreibt zum Bußartikel des „Reichsboten“: „Aus gewissen Predigten, die aus Anlaß besonderer Festlichkeiten gehalten und von der konservativen Presse des Abdrucks für wert befunden wurden, wissen wir nur das eine sehr genau: es wird darin immer mächtig gegen die Begehrlichkeit, die Autoritätsfeindschaft, die Sündhaftigkeit und die gottverlassene, ungläubige Umsturzmut der sogenannten ‚unteren Klassen‘ gewettert. Es wird darin auch oft genug die Armee als die hohe Schule der Sittlichkeit (!) gepriesen. Aber die Mahnung zur Buße wendet sich kaum jemals an die ‚Elite‘ der Gesellschaft, die der ‚Reichsbote‘ im Auge hat, wenn er in seiner Bußpredigt von typischen Erscheinungen der Sittenverwilderung spricht.

Die exklusiven, vornehmen Kreise, deren Verfehlungen nun auch dem orthodoxen Pastorenblatt unheimlich geworden sind, sie sind sicherlich sehr weit entfernt von der liberalen und ‚naturalistischen Weltanschauung‘, die das Blatt sonst immer für den ‚Abfall‘ des Volkes von der Orthodogie verantwortlich macht. Sicherlich beziehen diese Kreise ihre Weltanschauung lediglich aus der reaktionären Presse; sicherlich sind sie in Berlin und Potsdam sehr eifrige Kirchengänger; und trotzdem müssen die Frommen im Lande an ihnen so schlimme Dinge erleben! Aus alledem sieht man nur wieder einmal, daß das äußere Getue, die äußere Markierung von ‚Ordnung und Sitte‘ keinen Pfifferling wert ist...“

Trotz allen aufgewühlten Schmuses, meint die „Germania“, das Berliner Zentrumsorgan, sei doch nur ganz oberflächlich in dem sittlichen Sumpfe gerührt worden. „Nur ein ganz kleines Sipselchen ist von der in weiten Kreisen der ‚vornehmen‘ Gesellschaft und nicht zuletzt der Armee herrschenden Unsittlichkeit ein wenig geküsst worden. Man kann jetzt überall lesen, der Prozeß werde wie ein reinigendes Gewitter wirken. Wir glauben an solche ‚reinigenden Gewitter‘ schon längst nicht mehr. Wie viele haben wir

schon erlebt, aber hinterher ist alles beim alten geblieben! Daß es diesmal nicht anders sein werde, das darf man schon aus dem Umstande schließen, daß eine Reihe von Personen, an deren gefeswidrigen Handlungen gar kein Zweifel bestehen kann, vom Staatsanwalt unbehelligt bleibt. Man befürchtet offenbar, daß der Skandal unabsehbar werden könne."

Trotz aller krampfhaften Ablehnungsversuche steht, wie aus der Rangliste zu ersehen ist, fest, daß Major Lynar mit Pension verabschiedet worden ist und daß sowohl er wie auch Graf Hohenau auch weiterhin völlig unbehelligt geblieben sind. Oberst Gaedke, dem jetzt von der fünften (!) Instanz sein militärischer Titel abjudiziert worden ist, nachdem sämtliche vorhergehenden vier seine Berechtigung dazu als zweifelsfrei festgestellt hatten, weist mit Recht im „B. Z.“ darauf hin, daß die Grafen Hülßen-Häfelers und der Kriegsminister seit dem November 1906 nicht das geringste getan haben, um zu verhindern, daß die schwerbelasteten Offiziere sich dem Ehrengericht ebenso wie dem Strafgericht entzogen.

Danach ist es freilich nicht mehr verwunderlich, wenn keiner der hochgestellten verantwortlichen Beamten den soldatischen Mut fand, ihrem Herrn reinen Wein einzuschütten, und daß erst der jugendliche Kronprinz sie samt und sonders beschämen mußte. Die wackere Tat soll ihm unvergessen bleiben. Wenn aber ein General v. Blume im „Tag“ behauptet, daß gegen die Schuldigen unnachlässig eingeschritten sei, so erläutert das in außerordentlich interessanter, bemerkenswerter Weise, was man unter unnachlässigem Einschreiten zu verstehen hat, wenn es sich gegen Hochgestellte richtet. „Man will“, meint der „Vorwärts“, „aus dem Offizierkorps tatsächlich eine Kaste machen, die ein immer bereites Werkzeug in der Hand des Höchstkommmandierenden ist, damit muß man sie selbstverständlich vollständig von dem ‚gemeinen Volke‘ trennen. Dann gibt es aber auch für Offiziere kein gleiches Recht. Sie stehen eben außerhalb und über dem Volke. Das Recht vom Verbot des Duells bis zum Verbot der Handlungen, die der § 175 trifft, mag zwar theoretisch für sie gelten, kann aber praktisch nicht angewandt werden. Die Straffreiheit im Falle Lynar und Hohenau gehört ebenso zum System wie etwa die Soldatenmißhandlungen. Durch die berechtigte Kritik der Unterlassung in diesen Fällen darf man sich nicht die Einsicht trüben lassen, daß solche Dinge ebenso zum System gehören wie etwa die Kamarilla zum System des Absolutismus!“

Daß eine Tendenz besteht, die ^{*}Machtmittel des Staates immer ausschließlicher in den Dienst eines ^{*}krypto-absolutistischen Regimes und damit der eigenen Kaste zu stellen, läßt sich je länger, desto weniger verkennen. Die Maßregelung des Obersten Gaedke ist eine Etappe auf diesem Wege.

„Durch ihr ganzes Auftreten,“ schreibt er, „durch den jahrelangen Kampf, unterstützt durch die Sezartikel der servilen Presse und serviler Diener, hatte die Militärverwaltung gezeigt, daß sie den Übergriff absolutistischer Gewalt in die gesetzmäßige Freiheit des bürgerlichen Lebens um jeden Preis festzuhalten entschlossen war, entschlossen, mit der furchtbaren Waffe der Ehrengerichte jeden verabschiedeten Offizier zu diffamieren, der irgend eine Regung der Selbständigkeit zu äußern wagte oder gar auf seine verfassungsmäßigen Rechte pochte.

Der Staatsanwalt, in seinem Privatleben Reserveoffizier, verfocht in einem mehr als zweistündigen Plaidoyer mit erfreulicher Offenherzigkeit und mit einer durch sein kräftiges Organ gehobenen Eindringlichkeit in immer erneuten Wendungen nichts als die eine These: ‚Der Richter erster Instanz mag mit allen seinen wissenschaftlichen, juristischen und logischen Darlegungen theoretisch völlig im Rechte sein; aber in Preußen ist alles ganz anders. Wenn in Preußen der König einmal gesprochen hat, dann ist ein neues Recht geschaffen, und Widerstand dagegen ist unmöglich.‘ Der Richter erster Instanz mochte sein in allen Punkten der Anklage ungünstiges Urteil noch so sicher durch den Inhalt der preussischen Verfassungsartikel, durch den Wortlaut und den klaren Sinn zahlreicher Reichs- und preussischer Staatsgesetze, durch die zustimmenden Äußerungen preussischer Staatsrechtslehrer gestützt haben: gegen diese leichtverständliche, staatsanwaltschaftliche Logik gab es keine Rettung.

In offenem Widerspruch mit dem klaren und übereinstimmenden Wortlaut sämtlicher in Betracht kommender Verfassungsartikel und Gesetze — ohne irgendeine einzige Lücke und Ausnahme — dekretierte das Gericht ferner, daß der Offizier außer Dienst, sofern er die Uniform trage, dem Heere noch immer angehöre und daher auch der Befehlsgewalt des Königs unterworfen sei.

Entgegen den vorzüglichen Ausführungen des Richters erster Instanz und entgegen dem eingehend begründeten Gutachten Professor Labands erklärte das Gericht ferner einen Verzicht auf das subjektive Recht der Uniform für unmöglich. Während man sonst auf jedes Recht verzichten darf: auf dieses darf der gehorsame Staatsbürger nicht verzichten! Die Militärverwaltung würde damit freilich eines wichtigen, auch den verabschiedeten Offizier noch umklammernden, Zwangsmittels verlustig gehen, die klirrende Sklavenkette würde ihren Händen entgleiten. Ja, dem Gericht widerfuhr das Mißgeschick, zu behaupten, daß Professor Laband seine Ansicht nicht begründet habe — bei seinem eindringenden Studium der Akten müssen dem Richter die betreffenden Ausführungen wohl entgangen sein.

Das Gericht beseitigte endlich mit kühler Gelassenheit den Schutz des Artikels 8 der Preussischen Verfassung: ‚Strafen dürfen nur in Gemäßheit des Gesetzes angekündigt oder verhängt werden.‘ Dieses Gebot gelte nur für die von den ordentlichen Gerichten verhängten Strafen. In Zukunft steht also nichts im Wege, daß die Verwaltungsbehörden gegen

widerspenstige ‚Untertanen‘ im administrativen Wege die Prügelstrafe anwenden.

Um diesen Prozeß ganz zu würdigen, muß man sich den dunklen und trüben Hintergrund vor Augen halten, vor dem er sich abgespielt hat: das Versagen der Ehrengerichte gegenüber unwürdigen Mitgliedern des Offizierkorps einerseits, ihr Mißbrauch zu politischen Zwecken andererseits. Die öffentliche Beschimpfung deutscher Richter durch den General v. Liebert ist keine Verletzung der Standesehre! Der Major v. Sander, der wegen Betruges verurteilt wurde, darf stolz mit seinem Titel prangen; der Graf Wilhelm zu Hohenau läuft mit Pension, Titel und Uniform als preussischer General a. D., der Graf zu Lynar, der sich nach der Schweiz geflüchtet hat, mit Pension und Titel herum, ein erhebender Repräsentant preussischer Offiziersehre im Auslande.

Wenn aber ein Graf Rohde, ein Oberst Hüger, sturmerprobt Genslemen, um der Gebote der Ehre willen mit den Militärbehörden sich in Widerspruch setzen, dann reißt man ihnen die Uniform in Fetzen vom Leibe, entreißt dem ersteren zugleich den Titel. Wenn ein Militärschriftsteller wie der Hauptmann Hönig einen verstorbenen General scharf kritisiert: fort mit dem Frechling aus dem Verbande der Offiziere. Wenn der Oberstleutnant v. Wartenberg, ohne ein unangemessenes Wort zu brauchen, unseren Parade drill und unsere Theatermanöver angreift: dann sieht man darin eine Verletzung der Standesehre unter erschwerenden Umständen. Und mein Fall ist ja weltbekannt; so sehr, daß die Verleumdung reaktionärer Klopfflechter, um die Militärbehörde herauszuhauen, mir noch jetzt die Lüge nachsagt, ich hätte den Königsmord bedingt empfohlen. So steht es um die Handhabung der ehrengerichtlichen Gewalt, so sieht die Standesehre aus, wenn man ihr die Larve vom Gesichte zieht; durch verächtliche Verbrechen wird sie scheinbar nicht entweiht, entweiht aber durch die geringste Auflehnung unabhängiger, nur dem Gesetze verantwortlicher Bürger gegen den absolutistischen Willen unverantwortlicher Ratgeber. Unter solchen Umständen wird der Kampf gegen den Mißbrauch der Ehrengerichte zur sittlichen Pflicht — es handelt sich nicht mehr um den leeren, nichtigen Titel, mag es doch keine Auszeichnung sein, ihn mit den Lynar und Hohenau zusammen zu führen. Ein Kampf ist es um das verletzte Recht, um die mißhandelte Mannesehre, und ich werde ihn bis zum letzten bitteren Ende durchkämpfen.

Das wahre monarchische Gefühl liegt nicht darin, daß man alle Übergriffe unverantwortlicher Ratgeber der Krone mit stummer Untertwürfigkeit über sich ergehen läßt. In einem freien Volke kann es nur darin bestehen, daß man die Monarchie gewissenhaft in ihren verfassungsmäßigen Bahnen erhält, sie davor behütet, von ungeeigneten und manchmal schlimmeren Dienern auf verderbliche Wege geleitet zu werden. Die verfassungsmäßigen Volksrechte stehen auf dem gleichen Boden wie die Rechte des Monarchen; nur

aus gegenseitiger Achtung kann die Liebe und Treue emporwachsen, die den Thron sicherer schützt als eine halbe Million von Bajonetten. Für diese Seite des Kampfes sollte man im deutschen Bürgertum endlich ein größeres Maß von Verständnis gewinnen; es handelt sich um die verfassungsmäßige Freiheit aller, nicht um die eines einzelnen Mannes. Was mir geschehen, kann jedem anderen widerfahren."

"Wir sind jetzt glücklich so weit," konstatiert die „Zeit am Montag“, „daß der konstitutionell gesinnte deutsche Bürger in der Dauer um die Gegenwart sich am Studium der Geschichte der preussischen Reaktionsjahre aufrichten und erbauen kann... Erschien da zunächst in der ‚Deutschen Revue‘ unter anderem ein Brief Friedrich Wilhelms IV. an das Staatsministerium aus dem Jahre 1849. Der König nimmt da zunächst einen Teil dessen für sich in Anspruch, was man unter dem neuerdings bis zur Grenze seiner Elastizität gedehnten Begriff der ‚Kommandogewalt‘ versteht, fährt dann aber fort:

„Damit aber soll keineswegs ausgeschlossen sein, daß der Kriegsminister auch in Bezug auf Angelegenheiten des Armeebefehls so berechtigt als verpflichtet sei, Gegenvorstellungen zu machen, wenn der König Befehle zu erlassen beabsichtigt, mit denen der Minister nicht einverstanden ist, und daß er ferner in wichtigen Fällen und wenn nach seiner gewissenhaften Überzeugung die Absichten des Königs mit dem öffentlichen Wohle unvereinbar sind — aber auch nur dann —, seine Gegenzeichnung zurückhalten und damit den Antrag auf Dienstentlassung verbinden kann. Ebenso bin ich mit der in dem Schreiben des Staatsministeriums ausgesprochenen Ansicht, daß der Kriegsminister befugt ist, auch über solche Angelegenheiten seines Departements, welche sich auf den Armeebefehl beziehen, die Meinung des Staatsministeriums einzuholen, einverstanden...“

Soll heißen, daß selbst nach dieses phantastisch absolutistischen Königs Meinung ein Minister kein Kleber sein, sondern seines Weges gehen soll, wenn er sich in seinem Verantwortlichkeitsgefühl bedrückt sieht.

Das Gegenstück dazu liefert die ‚Konservative Monatschrift‘ mit einem Schreiben, das im folgenden Jahre der Minister des Innern, Otto v. Mantuffel, aus Ärger über die Nebenregierung des Herrn v. Radowiz an den König richtete:

„Ew. Majestät usw. seien versichert . . ., daß ich Allerhöchst Ihre hohen Konzeptionen wohl zu würdigen und zu beachten verstehe, auf der andern Seite wollen Ew. Majestät aber allergnädigst erwägen, daß die Minister in ihrem Ressort dem Leben und dessen Entwicklung ohne alles ihr Verdienst näher stehen als Ew. Majestät, und daß es ihre Pflicht ist, diejenigen Wahrnehmungen, welche sie bei ihrem wahrlich nicht leichten Beruf zu machen Gelegenheit haben, Allerhöchstselben auch dann vorzutragen, wenn sie mit Allerhöchst Ihren Intentionen nicht im Einklang stehen. Wenn Ew. Majestät dann hierauf geringen Wert

legen, darin sogar das Bestreben, Schwierigkeiten zu machen, erkennen und die Ansichten anderer Männer, die außer halb des Kabinetts stehen, vorzugsweise zur Geltung bringen, so ist dies nicht geeignet, die Stellung der Minister zu stärken . . . ; wenn Allerhöchst Ihr Vertrauen sich andern Männern zuwendet, so kann ich nur raten, sie in das Kabinett zu berufen. Ew. Majestät geruhen in Allerhöchstem Handschreiben zu sagen, das Schlimmste bei meinem Austritt aus dem Ministerium sei, daß damit mein Wiedereintritt in dasselbe völlig unmöglich sei. Ew. Majestät kann ich die heilige Versicherung geben, daß . . . (kurz) ich nicht diese Absicht der Wiederkehr habe, wenn ich erst einmal gegangen bin . . . Sobald Allerhöchst Sie mich als verbraucht betrachten, wollen Ew. Majestät die Gnade haben, es mich wissen zu lassen. Ich werde sehr gern gehen. Verzeihen Ew. Majestät die Offenheit usw. . . .'

Zwei Briefe aus alter, alter Zeit! Dazu noch aus den Jahren, die wir gewöhnt sind, 'die Jahre der Reaktion' zu nennen und die wir auch mit gutem Recht so genannt haben. Aber vergleiche man einmal die Kraft des konstitutionellen Gedankens, die aus jenen Briefen eines absolutistisch gesinnten Königs und eines starkkonservativen Preußenministers zutage tritt, mit der Kraft, die dieser konstitutionelle Gedanke im Glanze der neuesten liberalen Morgenröte hat; alsdann erkennt man, wie in einem halben Jahrhundert alle Blüten verdorrt sind. Heute werden solche Briefe nicht mehr geschrieben." Dafür haben wir aber die konservativ-liberale Paarung und die Blockpolitik. Und nun wissen wir erst ganz genau, was wir wollen.

. . . Die überaus peinlichen Erscheinungen, die das Verfahren im Moltke-Hardenprozeß gezeitigt hat, insbesondere die brutale Schaustellung intimster Privatangelegenheiten vor einem sensationsgeilen „gebildeten“ Pöbel, weisen auf unhaltbare Zustände hin. „Warum werden Ehrenbeleidigungsklagen von Privatpersonen öffentlich verhandelt?“ fragt Siegfried Trebitsch im „Morgen“. „Unsere Zeit macht sich um den Kampf gegen das Quell, diese ererbte, noch nicht überwundene, aber bauwürdige Einrichtung besonders verdient. Ritter des Geistes streiten Schulter an Schulter mit den edelsten Rittern des Schwertes. Vereint müßten sie siegen, wenn ein Hindernis nicht wäre: der Mangel eines gleichwertigen Ersatzes. Das beleidigte Gefühl ist noch immer schutzlos und flüchtet zur Selbsthilfe aus Furcht vor einer Wehrlosigkeit, der das Gesetz nur scheinbar schirmend zur Seite steht.“

Die Presse ist sicherlich eine Lichtbringerin, vor deren Sendung in unserer Zeit nur Undantbare — denen sie am häufigsten genügt hat, die sind es zumeist — den Hut zu ziehen unterlassen, aber warum hält sie an einem verhängnisvollen Brauch fest und erzählt der ganzen Welt die belanglose Geschichte eines Privatmannes, wenn er einmal das zweifelhafte Glück hat, den Richter zur Wahrung seiner Ehre zu benötigen? Sie zwingt



Moses Tod

Ed. v. Gebhardt



Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

manchem, der viel lieber aufs Gericht gehen würde, die Pistole oder den Degen in die Hand, nur weil die Angst, sein Leben bis in den verschwiegensten Winkel schonungslos durchstößt und der klatschfüchtigen Öffentlichkeit preisgegeben zu sehen, zumeist viel größer ist als die Angst, getötet zu werden oder zu töten. Wäre es nicht sogar denkbar, daß der betrogene Gatte es vorzöge, den Verlezer seiner Ehre vor den Richter zu ziehen, als ihm auch noch Gelegenheit zu geben, ihn seines Lebens oder seiner Gesundheit zu berauben, wenn er nicht weit mehr als einen Degenstich und eine gegnerische Kugel die Gerichtssaalrubrik fürchtete, die der ganzen Stadt sein eheliches Mißgeschick enthüllen würde, sobald er auf gesetzlichem Wege Genugthuung verlangen wollte. Ich kenne Menschen, die sich von zudringlichen, anröchigen Gesellen, die nichts zu verlieren haben, belästigen lassen und ihre schlecht verhüllten Erpressungsversuche schweigend abwehren, nur weil sie alles noch Erträgliches lieber ertragen, als öffentlich mit einem Menschen in Verbindung gebracht zu werden, der die Folgen seiner Frechheit und Zudringlichkeit als willkommene Kellame begrüßt und desto reiner zu werden hofft, je mehr er sich an unbescholtenen Namen reibt, auf die doch immer etwas von dem Schmutz überspritzt, den eine öffentliche Gerichtsverhandlung in einem solchen Fall aufwirft.

Muß wirklich die ganze Stadt die Beschimpfungen erfahren, für die ich einen Ehrabschneider vor Gericht zitiere? Welches Privatleben ist banal und leer genug, daß es eine öffentliche Enthüllung vertrüge, ohne daß heikle Geheimnisse preisgegeben würden?

Den aufmerksamen Lesern der Gerichtssaalrubriken muß immer wieder auffallen, wie widersinnig das Verfahren ist, das der Präsident einer Gerichtsverhandlung ‚Ausfluß der Öffentlichkeit‘ nennt. Ich habe oft für einen gepeinigten Nebenmenschen erleichtert aufgeatmet, wenn ich diesen Zusatz las: ‚Der Vorsitzende ließ den Saal räumen, um das Verfahren in geheimer Verhandlung fortzusetzen.‘ Wie groß ist aber das Erstaunen der Nachdenklichen, die am nächsten Morgen die Zeitung aufschlagen und Wort für Wort die ‚geheime Verhandlung‘ lesen können. Was bedeutet die Farce der Räumung eines Gerichtssaales, wenn die paar Duzend Anwesenden nur nicht hören sollen, was sie am nächsten Morgen mit doppelter Neugier lesen dürfen? Hätte die Presse, die gefürchtete Macht in der Bekämpfung der Finsterlinge, nicht die Aufgabe, da Wandel zu schaffen?

Man braucht gar nicht sonderlich hoch zu stehen, um Neider zu haben. Wer kennt sie nicht, diese Marodeure auf den Schlachtfeldern großer und kleinster Erfolge, und welche wohlgezielte, tückisch ausgedachte Verleumdung verfehlte ihr Opfer ganz und gar, welcher Ehrenpanzer ist so dicht gefügt, daß er alle Pfeile abhielte? Die Welt ist doch so gern bereit, das Schlechte von dem lieben Nächsten zu glauben, wozu müssen die Organe der Humanität Verdächtigungen säen und Zweifel großziehen? Man darf behaupten, daß die bedauerliche unsichtbare Strömung gegen den Aufklärungsdienst der

Presse ihr Gefälle durch eine erbitterte Menge erhält, die am eigenen Leibe unter der Unbill schmerzlich gelitten hat, aus behaglichem Dunkel in das grelle Licht der Öffentlichkeit gezerrt zu werden. Die großen deutschen Zeitungen sind fast alle mannhaft für die Abschaffung des Zweikampfs eingetreten, und es muß tief verstimmen, daß sie gleichzeitig vielleicht am wirksamsten für den Fortbestand dieser mittelalterlichen Sitte arbeiten, indem sie es den Menschen so schwer machen, zu Gericht zu gehen. Mit dem 'guten Gewissen' hat dieses starke Unlustgefühl gar nichts zu schaffen, nur mittelmäßige Juristen und schlechte Psychologen glauben das. Die anderen wissen, daß gerade die feiner besaitete Natur, die makellofere Seele unter dieser Scheu am schmerzlichsten leidet und ihr die schmerzlichsten Opfer bringt. Die durch Verschuldungen aller Art Gehärteten sind gegen solche Empfindlichkeiten abgestumpft, ihre dicke Haut reagiert ganz anders. Wie arm und leer müßte ein Leben sein, das immer bereit wäre, aller Welt seine Heimlichkeiten darzubringen.

Was fürchten die vor dem Gesetz Unschuldigen, die dem Richter erhobenen Hauptes ins Auge blicken könnten, am meisten, wenn sie vernommen werden? Die Verletzung kleiner Eitelkeiten — zugegeben. Aber müssen Neugierige am Morgen nach einer Verhandlung, die ich gegen einen Nichtswürdigen zu führen gezwungen war, unbedingt über mein Alter, mein Einkommen, meine Verwandten, meine Beziehungen, den Zweck einer Reise usw. aufgeklärt werden?

Ich habe den wegen Mordes verurteilten Karl Hau persönlich gekannt, und danke meinem Schöpfer, nichts über ihn aussagen zu können, was seine Schuld erhärtete oder seine Unschuld bewies. Ich lernte ihn auf der Fahrt von Stuttgart nach Zürich kennen, und er verhalf mir, einem ungehobelten Engländer gegenüber, der den von mir besetzten Platz einnahm, liebenswürdig zu meinem Recht. Später besuchte er mich auf der Durchreise nach Konstantinopel in Wien, erzählte mir allerlei Unregendes, erwähnte mit keiner Silbe, daß er verheiratet sei, und bestand darauf, mein letztes Buch zu lesen. Wenn ich vorgeladen worden wäre, wüßte nun überflüssigerweise die ganze Welt, aus welchem Grunde ich mich damals in der Schweiz aufhielt, und tausenderlei andere rein private Dinge, die mit dem Prozeß Hau auch nicht das geringste zu tun hätten.

Haus verfolgte Schwägerin Olga Molitor ist die unmittelbare Veranlassung zu dieser kurzen Ausführung geworden. — Was muß das junge Mädchen gelitten haben und wie groß muß seine Kränkung über die Preisgabe seiner geheimsten Schwächen gewesen sein! Sie hat in die Einstampfung ihrer Gedichte gewilligt und damit ihrem Ehrgeiz vielleicht die empfindlichste Wunde geschlagen. War es wirklich nötig, die dilettantische Wertlosigkeit dieser Phantasiegebilde eines heftig nach dem Leben verlangenden Mädchens öffentlich festzustellen? Mußte das heimliche Weben ihrer erwachenden Sinne eine widerliche Verdächtigung erfahren, mit unzweideutigen Worten betastet werden, daß fahle Wangen das Erröten lernen konnten? Aber nur

weil das öffentliche Interesse maßlos gesteigert an diesem Prozesse haftet, wurde die tägliche Kränkung eines Mädchens bemerkt, wurde erkannt, daß ihre unglücklichere Schwester aus Angst vor der öffentlichen Diskussion über ihr heimlichstes Leben in den Tod ging! Die Zahl derer, die im Dunkel weinen und ohnmächtig die Zähne zusammenbeißen, weil ihnen keine Schamer spart blieb, wenn sie in Abwehr einer Beleidigung das Gesetz anriefen, das ihnen zwar zu ihrem Recht verhalf, sie aber doppelt getränkt heim-schickte, ist viel größer, als wir es ahnen, und die namenlose Angst, das Urteil des Richters von öffentlichen Kommentaren begleitet zu sehen, sichert manchem Verleumder die Straflosigkeit und verhilft selbst Ehrabschneidern zu schändlichen Triumphhen.

Sinweg darum mit den Berichten, wenn getränkte Menschen hingehen und gegen Beleidiger ihrer Ehre das Gesetz anrufen, auf dessen Schutz einzig und allein zu vertrauen wir endlich lernen sollten. . ."

* * *

Und die Moral —? Die besten Einrichtungen nützen dem nichts, der sie nicht zu gebrauchen weiß. Die segensreichste kann mißbraucht, die weiseste und edelste Absicht des Gesetzgebers in ihr Gegenteil verkehrt werden. Wer schützt uns davor, wenn nicht wir selbst? Es ist so recht bezeichnend für die allgemeine Hilflosigkeit, ein klägliches Geständnis der eigenen Schwäche, daß wir alles vom Staat, nichts von uns selbst erwarten. Erziehen wir doch erst Menschen, die sich selbst Gesetzgeber sind, und wir werden mit den dürftigsten geschriebenen besser auskommen, als mit der ganzen juristischen Weisheit unserer Schriftgelehrten.

Wo ein Wille, da ist auch ein Weg. Aber eben dieser Wille, selbst Sand anzulegen, selbst Wandel zu schaffen, Anfechtungen oder gar Opfer zu ertragen um des Rechts und der Wahrheit willen: — wo ist er? Unser Geschlecht wird — wir wollen uns keiner Täuschung hingeben — von einem Willen beherrscht: Geld zu verdienen. Mit Entsetzen werden sich die Ehrlichen aller Parteien immer deutlicher bewußt, wie sehr hinter diesem Willen alle anderen zurücktreten, wie alle die anderen angeblich idealen, patriotischen, nationalen usw. Bestrebungen zu allermeist nur der Deckmantel für eigennützige Zwecke sind. Religion, Vaterland, Nation wird gesagt, und — „Geschäft“ wird gemeint.

Ein Blatt der äußersten Rechten, ein Organ des sächsischen konservativen Adels, das sächsische „Vaterland“, geißelt diesen Zustand mit einer Offenheit, die ihm und seinen Lesern alle Ehre macht. Nicht nur sei der unter den Besitzenden herrschende Materialismus „das zerstörende Element in unserem staatlichen Zusammenleben“, sondern das Kapital habe sich auch von der Staatsgewalt vollkommen frei gemacht.

„Ein Mensch kann Minister, oder General, oder Universitätsprofessor sein, so wird er trotzdem über die Achsel angesehen, wenn er kein Vermögen besitzt. Noch weit mehr aber leidet darunter seine Familie, und seine Töchter finden sehr schwer Gelegenheit, sich zu verheiraten. Dagegen

braucht ein reicher Mann sich nie um die nötige Beachtung für sich selbst und die Seinen zu sorgen, mag sein Reichthum herkommen, woher er will... Steht er an seinem ursprünglichen Wohnsitz in einem gar zu schlechten Hause, so siedelt er nach einem anderen Orte über, und es wird ihm in seinem vornehm eingerichteten Hauswesen sicherlich nicht an Gästen fehlen, die seinen ausgewählten Dinern und teuren Weinen alle Ehre erweisen, und etwa vorhandene Töchter zusamt der ansehnlichen Mitgift heimzuführen geneigt sind.

Was Wunder, daß jedermann in erster Linie danach trachtet, reich zu werden? Ein Familienvater vollends, welcher anders handelt, erscheint wie ein förmlicher Verbrecher. Jeder fühlt sich zuoberst als Geschäftsmann, der besonders bei beschränkter Erwerbsfähigkeit auf tunlichste Verminderung seiner Spesen bedacht sein muß. Zu den Spesen gehören aber zuerst sämtliche Steuern, darum werden diese auf das knappste bemessen. Was kümmert den Kapitalisten der Staat, in welchem er gerade lebt? Ihm steht nötigenfalls die ganze Welt offen.

Der Staat steht einem so heillosen Materialismus gegenüber fast machtlos da; ja, er ist sogar bei jeder Gelegenheit beflissen, sich ihm unterzuordnen. Denn er kann der Reichen nicht entbehren, und wenn er sie verläßt, so muß er befürchten, daß sie ihm den Rücken kehren. (?)

Darum ist der Staat mit der gerechtesten, aber den Reichen äußerst verhassten direkten Besteuerung höchst behutsam. Keinesfalls aber mag er sich zur Öffentlichkeit der direkten Besteuerung entschließen, obgleich darin die beste Sicherheit für die richtige Durchführung enthalten ist. Man läßt es ruhig weiter geschehen, daß zahlreiche Staatsbürger zwar wenig Steuern bezahlen, aber ein großes Haus führen, ohne daß deswegen mit Fingern auf sie gezeigt werden kann.

Ferner muß der Staat zahlreichen Beamten eine ausreichende Bezahlung versagen, weil es ihm an den erforderlichen Mitteln mangelt. Selbst die höchsten Staatsämter können oft nur vermögenden Personen übertragen werden. Wo bleibt da die nötige Rücksichtnahme auf tüchtige Leistungen und zugleich die Würde des Staates?

Daß der Staat überhaupt so billig wie möglich zu wirtschaften sucht, und daß ein Minister, um die maßgebenden Leute bei guter Laune zu erhalten, eine Herabsetzung der direkten Steuern in Aussicht stellen kann, ist im Hinblick auf die stetig wachsenden Aufgaben jedes gesunden Staatswesens unbegreiflich.

Wie der Staat die Reichen schont, so schonen diese einander erst recht. Ein Reicher kann dem Staate, der Gemeinde, den patriotischen und wohlthätigen Gemeinden gegenüber noch so hartherzig sein, deswegen drängt man sich doch zu seinen Hausfesten, wenn es bei diesen hoch genug hergeht.

Infolge des bedeutenden Aufschwungs, den der Kapitalismus je länger, je mehr erfahren hat, tritt im Geschäftsleben eine immer größere Ungleichheit und Unsicherheit zutage. Die einen steigen hoch empor, die andern,

d. h. die bei weitem überwiegende Mehrzahl, bleiben in ewiger Sorge und Bedrängnis.

Wir haben keine parlamentarische Regierung. Der Fürst ist durchaus frei in der Ernennung seiner Minister, sowie der sonstigen oberen Beamten des Staates. Daher ist für diese auch die Volkstümlichkeit nicht unbedingt notwendig. Sie sind erhaben über jedes Parteiwesen; sie bilden eine Partei für sich, und zwar die tonangebende.

Mit ehrlicher politischer Betätigung kann man sich nach oben leichter unbeliebt als beliebt machen. Das Hineinreden in die Regierungsarbeit erregt Mißfallen und die gute Absicht wird übersehen. Man bedenkt nicht, daß doch ohne einen gewissen Freimuth jede politische Wirksamkeit im Volke aussichtslos bleibt, und daß es auch nicht mehr für ehrenhaft gilt, als ein bloßer Dienstmann . . . sich zu erweisen. Wie ganz anders werden die Staaten mit parlamentarischer Regierungsform gegen alle Feinde von ihren Anhängern verteidigt! Wissen diese ja, daß sie sich hierdurch selbst den Zugang zu den obersten Staatsämtern verschaffen können und daß überhaupt nichts im Staate ohne ihre Zustimmung zu geschehen pflegt. . .

Bußpredigten will man nicht hören, besonders nicht vor den Ohren der Gegner, obgleich sich dies gar nicht vermeiden läßt. Man steckt den Kopf in den Sand und schlägt, solange es geht, für sich selbst noch möglichst viel Gewinn heraus. . .“

Und zu welcher Erkenntnis ist ein nicht minder Rechtsstehender an seinem späten Lebensabend gelangt? Der ehemalige Hofprediger Stöcker schreibt im „Reichsboten“:

„Als wir jung waren, sprach man in der Welt draußen von deutscher Gottesfurcht, deutscher Treue, deutscher Redlichkeit, deutschem Familienleben. Die reiche deutsche Gemütsanlage hatte sich nach allen diesen Richtungen entfaltet, und im Zusammenwirken ein reiches Leben erzeugt, das in der Seele des deutschen Volkes wurzelte und in ihr seine Früchte trug. Ich habe, als ich in der eben eroberten Festung Metz Divisionspfarrer war, einen reichen und vornehmen Franzosen und Katholiken, Hauptmann im Ingenieurkorps, mit einem lebenswürdigen und armen deutschen evangelischen Mädchen getraut. Der Bräutigam machte mir seinen Besuch und ich fragte ihn, was ihn bewogen hätte, gerade eine solche Wahl zu treffen. Er erwiderte, daß er von Jugend auf gehört habe, nirgend auf Erden seien die Ehen glücklicher und die Hausfrauen, besonders die evangelischen, besser als in Deutschland; als Kriegsgefangener habe er dies Urteil bestätigt gefunden und sich sein Weib danach gewählt. Ich bin überzeugt, daß man für die anderen deutschen Tugenden genug ähnliche Beispiele finden könnte. Das ist kaum dreißig Jahre her.

Und heute? Niemand würde es wagen, mit solcher Zuversicht in der Weise von damals vom deutschen Wesen zu reden. „Und es mag am deutschen Wesen noch einmal die Welt genesen“, so sang nach der äußeren und inneren Erhebung der Freiheitskriege ein frommer Dichter; und niemand

fand es anmaßend. Vor wenigen Jahren habe ich in einem Kreise von Studenten dasselbe Wort mit unermüdblichem Fanatismus aus dem Munde eines nationalistischen Schwärmers gehört; es machte auf alle Anwesenden einen unangenehmen Eindruck, und man forderte mich auf, die offenbare und unpassende Übertreibung zurückzuweisen. Daß das im Laufe des Jahrhunderts so ganz anders geworden ist, liegt doch an einer Veränderung der Seele unseres Volkes . . .

Es war ohne Zweifel der Milliardenstrom, der zuerst das ehrliche deutsche Gewissen erschütterte. Auch sonst rechtschaffene Leute waren bereit, an schwindelhaften Gründungen teilzunehmen. Das Gericht kam nach einigen Jahren in einer erschreckenden Katastrophe. Aber die kurze Ernüchterung hat nicht standgehalten. Der Mammonsgeist und der damit verbundene Lurus, neben dem Reichwerdenwollen die törichte und schädliche Lust, ist geblieben. Als ich einmal im Abendblatt meiner Zeitung las, daß an einem einzigen Tag ein Bürgermeister, ein Rechtsanwalt und ein Buchhalter sich an anvertrauten Geldern vergriffen hatten — und das waren doch nur die auf der Tat Ergriffenen —, da wurde mir klar, daß wir es nicht nur mit einer vorübergehenden Gewissensverdunkelung einzelner, sondern mit einer tiefgehenden Veränderung der deutschen Natur zu tun hätten. Ein kluger Engländer, der uns Deutsche kannte und liebte, sagte mir in einer unvergesslichen Unterhaltung in der Mitte der siebziger Jahre das treffende Wort: Als ich vor 25 Jahren — also um 1850 — nach Deutschland kam, war ich erstaunt, ein Volk zu finden, bei dem der Geist mehr galt als das Geld; heute finde ich, daß bei keinem Volk auf Erden das Geld mehr gilt als bei den Deutschen. Man prüfe einmal, wenn man fünfzig Jahre zurückdenken kann, die Lage der Dinge. Im ganzen und großen wird man das Urteil bestätigen müssen. Das ist aber nicht bloß eine Veränderung des Volksgewissens: das geht an die Seele. Der Mammonsdiens ist es, der das deutsche Gemütsleben vergiftet. — Es ist mit dem Familienleben nicht anders. Nichts erfüllt mich mit größter Beforgnis für die Zukunft unseres Volkes, als das Sinken der elterlichen Autorität und der kindlichen Pietät, verbunden mit einer zunehmenden Unzucht, die in Ehebruch und Ehescheidung das deutsche Haus verwüftet. Das Verderben geht schnell. In einem einzigen Jahre nahmen die Ehescheidungen in Berlin um zweihundert zu. Die Ursachen dieses Sammers sind leicht zu finden. Der materialistische Geist zerstört das Wesen der Liebe; das Zivilstandsgesetz — dem ich zustimme, wenn es unter richtigen Umständen und mit Besonnenheit eingeführt wäre und seine natürlichen Konsequenzen, die schärfere Trennung von Staat und Kirche, gezogen hätte — hat den Begriff der Ehe verweltlicht. Man kann ja mit Luther denken, die Ehe sei ein weltlich Ding, obwohl das ein Irrtum ist. Wenn aber in der Reichshauptstadt Jahr für Jahr mehr als 1000 Ehen geschieden, mehr als 4000 Ehescheidungsklagen vor Gericht gebracht werden, also Jahr für Jahr 5000 zerstörte Häuser mit

ihrem zertrümmerten Glück von dem Verfall des deutschen Familienlebens Zeugnis ablegen, das trifft nicht bloß den Geist und das Gewissen, sondern die Seele, das innerste Wesen des Volkes . . .“

Unser ganzes selbstgefälliges, gedankenloses Geschwafel vom „Voll der Denker und Dichter“, von „deutschem Idealismus“, „deutscher Sucht und Sitte“ uff. entlehnt zu neun Zehnteln seinen Rechtstitel Geschlechtern, die im Grabe ruhn: „Du sprichst von Zeiten, die vergangen sind.“ Es war einmal! Dafür preist man aber allerorten unsere — Geschäftstüchtigkeit.

Und unsere Disziplin — nicht zu vergessen. Zwar ist's weniger die einer wohlgefügt in sich selbst ruhenden klaren und sicheren Persönlichkeit. Die Wollust der Masse ist's, sich als Masse zu fühlen, in Reih' und Glied der Masse zu marschieren. Von der Masse leiht sich das eigene Persönchen Ehre, Ansehen, Würde. Statt „Masse“ kann man auch Raste, Klasse, Sippe, Stand sagen. Es ist das gehobene Bewußtsein des Bemerkten und Numerierten, der Rausch der Ziffer, die Wonne der Null, als eine unter so vielen hinter der Eins hermarschieren zu dürfen. Und es muß das in der Tat der Gipfel der Seligkeit sein — nach den strahlenden Mienen der Beglückten zu urteilen.

Welcher Freimut, welche Tapferkeit, wenn man die Masse, die Raste, Klasse, Sippe hinter sich hat. Wir können's alle Tage in der Presse aller Parteien beobachten. Welcher Heldenmut im „Kampfe“, wenn man ganz bestimmt weiß, daß dem Gegner in den eigenen Reihen kein Verteidiger erstehen wird. In edler Rührung, mit bescheidenem Stolge nimmt der Tapfere den bewundernden Dank seiner — Gesinnungsgenossen entgegen: „habt ihr je daran gezweifelt? Daß ich Leib und Leben an unsre große Sache setze?“ Etwas anders liegt es schon, wenn sich auch nur etliche Stimmen im eigenen Lager gegen den kühnen Reiterangriff erheben. Dann wird das edle Kampfroß ziemlich kleinlaut abgeschirrt und an die gastlich geruhfame Krippe gebunden . . .

Wie ist's nur möglich, daß unsere gebildeten deutschen Katholiken den Maulkorb ertragen, der ihnen jetzt wieder einmal von der römischen und römisch gesinnten Klerisei umgeschnallt wird, als seien sie stumme Hunde und nicht Menschen mit eigenem Fühlen und Denken? Was sich „Rom“ herausnimmt, das geht doch längst über den Rahmen einer religiösen Beeinflussung hinaus, das hat doch mit Religion überhaupt nicht das geringste mehr zu schaffen und stellt sich als unverblümter Anspruch einer absoluten Selbstherrschaft über sämtliche irdischen Angelegenheiten dar.

Schon im Jahre 1887 erklärte der Kardinal-Staatssekretär Jacobini die Einmischung des Papstes in die deutschen Septennatsangelegenheiten für durchaus berechtigt, „weil diese Frage mit Fragen von religiöser und moralischer Bedeutung zusammenhänge.“ Aber das ist, wie im Stuttgarter „Beobachter“ treffend ausgeführt wird, nur eine

Episode aus dem ganzen vatikanischen System. „Pius X. hat wiederholt ausgesprochen, daß die Katholiken auch in sozialpolitischen Dingen dem Papst und den Bischöfen unterworfen sind. Am 9. September 1903 richtete er an den Bischof von Orvieto ein Schreiben, worin er die Ansicht, daß die Bischöfe auf wirtschaftlichem und politischem Gebiete nicht die Führer der Katholiken seien, sondern daß ihnen die Führerrolle nur in religiöser Hinsicht zukäme, als ‚unehrerbietig und aufrührerisch gegen die kirchliche Obrigkeit‘ bezeichnet. In seinem „Motu proprio“ vom 18. Dez. 1903 stellt er 19 Grundregeln für das sozialpolitische Wirken der Katholiken in der Öffentlichkeit auf und scharft ein, daß diese Grundregeln aufs genaueste zu befolgen seien. In der 14. Grundregel erklärt er, daß die Katholiken in ihrem sozialpolitischen Wirken den Bischöfen oder deren Vertretern ‚volle Unterwürfigkeit und Gehorsam‘ zu leisten haben. Als die „Köln. Volkszeitung“ (am 28. Dezember 1903 und 28. Januar 1904) Zweifel erhob, ob diese Grundregeln auch Geltung hätten für die Katholiken außerhalb Italiens, wurde dieser Zweifel durch eine Note des Kardinal-Staatssekretärs Merry de Val beseitigt, worin erklärt wurde: dieses Motu proprio habe Geltung für die Katholiken der ganzen Welt.

Nun besagt zwar das Schreiben Pius X. an den Erzbischof von Köln vom 30. Oktober 1906, daß die Katholiken ‚in den Angelegenheiten, die die Religion nicht betreffen, Freiheit besitzen.‘ Wie aber alles und jedes, sogar intime Militäranglegenheiten eines Reiches mit der ‚Religion‘ in Verbindung gebracht werden können und vom Vatikan tatsächlich auch in Verbindung gebracht werden, hat der lehrreiche Fall der Septennatswahlen wahrlich deutlich genug gezeigt. Es hängt also einzig und allein am Willen des Vatikans, auch rein politische Fragen mit der ‚Religion‘ in Verbindung zu bringen und so den Gehorsam der Katholiken auch in solchen Dingen zu erzwingen. Das hat auch deutlich genug Papst Pius X. in seiner ersten Allokution vom 9. November 1903 zum Ausdruck gebracht. Er beansprucht:

„Unseres Amtes ist es, jeden Einzelnen, nicht nur die Gehorchenden, sondern auch die Herrschenden in sozialer wie in politischer Beziehung der Norm und Regel der Sittlichkeit entsprechend zu leiten. Wir verstehen, daß es einigen zum Anstoß gereichen wird, wenn wir sagen, es sei unsere Pflicht, auch die Politik uns angelegen sein zu lassen. Aber jeder billig Denkende erkennt, daß der römische Papst von dem Lehramt, das er in Bezug auf Glauben und Sitte besitzt, das Gebiet der Politik keineswegs trennen kann.“

Hier haben wir deutlich ausgesprochen, wie der Vatikan sich als das Zentrum der ganzen Welt, nicht bloß in religiösen und sittlichen, sondern auch in politischen, sozialen und rein weltlichen Fragen ausgibt. Und nach dem Willen des Vatikans haben nicht bloß die Bürger und Untertanen, sondern auch die Herrscher aller Staaten zu handeln. Das ist nicht die Forderung des Mittelalters, sondern des Jahres 1903.“

Nicht aus dem Mittelalter, sondern aus dem Jahre 1907, stammen aber auch der neue Syllabus und die neue Enzyklika. Damit hat der Papst, so kommentiert sie die „Frankf. Stg.“ kurz, aber erschöpfend, „die ganze geistige Entwicklung der Kulturvölker seit dem Mittelalter für die Katholiken ausgelöscht und allen Katholiken, soweit sie an dieser Entwicklung beteiligt sind, unter Androhung der schwersten Strafen befohlen, das lebende Geschlecht nur mit der Geistesnahrung des dreizehnten Jahrhunderts zu versorgen. Und damit dieser Befehl strikte ausgeführt wird, erhält jeder Katholik einen Zensor zur Seite, der jeden seiner Schritte überwacht. Jedes Buch, jede Zeitung und Zeitschrift wird einem Inquisitionssystem unterworfen, damit jeder ‚Irrtum‘ alsbald aus der Welt geschafft wird. . .“

Der Fall Fischer-Schroers hat ja nun einen — wohl nur vorläufigen — Abschluß gefunden. Es ist den katholischen Studenten wieder erlaubt worden, was ihnen überhaupt nicht verboten werden konnte: die Vorlesungen des ketzerischen Professors zu besuchen. Was dieser Professor in seiner Streitschrift von dem philosophischen Lehrbuch sagt, das Fischer für den Bonner Konvikt vorgeschrieben hat: es könnte gerade so gut im dreizehnten Jahrhundert geschrieben sein, das, so meint ein katholischer Geistlicher in der „Frankf. Stg.“, „paßt auch auf die Wissenschaft des Kölner Kardinals: sie stammt aus dem dreizehnten Jahrhundert und schließt damit ab. Den hervorragenden Theologen unserer Zeit, sowie der gesamten geistigen Bewegung, die heute durch den Katholizismus geht, steht er verständnislos und daher feindlich gegenüber. . .“

Wie in der Wissenschaft, so tritt Kardinal Fischer auch durch die Formen, in denen er das religiöse Leben betätigt wissen will, in scharfen Gegensatz zu dem religiösen Empfinden zumal der gebildeten Katholiken. In einer Zeit wie heute, wo ein Zug nach Verinnerlichung und Vertiefung des religiösen Lebens durch breite Schichten des Volkes geht, legt der Kardinal noch immer nach mittelalterlicher Art den größten Wert auf die verschiedenartigsten Devotionsformen: feierliche Krönung von ‚Gnadenbildern‘, ein übertriebener und geradezu geschmackloser Herz-Jesukult, wie er sich in einem Hirtenbrief von diesem Jahre kundgab, übermäßige Betonung der Muttergottes- und Heiligenverehrung, des Rosenkranzes und des Ablasswesens. Beim letzten Herz-Jesufest gab's in allen Pfarrkirchen einen ‚toties-quoties-Ablass‘, das heißt, so oft einer in die Kirche hinein- oder hinausging, hatte er einen vollkommenen Ablass gewonnen und jedesmal ‚schon wieder eine Seele‘ aus dem Fegfeuer gerettet, wenigstens nach der Anschauung des gewöhnlichen Volkes! Kurz, alles Dinge romanischen Ursprungs, die in ihrer starken Aufdringlichkeit und Übertreibung immer weitere Kreise der gebildeten Katholiken der Kirche entfremden. Auch ist der Kardinal in der Art und Weise, wie er das religiös-sittliche Leben in seiner Diözese zu pflegen sucht, ungemein kleinlich. So hat er in den Klöstern und geistlichen Genossenschaften — auch der Krankenpflegenden

Schwestern! — das Baden untersagt, die Einrichtung von Badezimmern in Pfarr- oder anderen geistlichen Wohnhäusern verboten, in den Klöstern das Lesen politischer und aller nicht rein religiösen Zeitungen, Zeitschriften und Bücher untersagt und anderes mehr. In einem Nonnenkloster mußte zwischen dem Altar und dem Platz, wo die Nonnen sitzen, ein Vorhang gespannt werden, damit die Nonnen den am Altar amtierenden Priester nicht mehr sehen und dadurch etwa in Versuchung geführt werden könnten! Überaus kleinlich ist auch der Geist, in dem Kardinal Fischer seine Theologen heranbilden läßt, von der Wissenschaft ganz abgesehen. Sein Vorgänger Simar hatte den Theologen den Besuch anderer Universitäten bereitwilligst gestattet und den obligatorischen Besuch des Bonner Konvikts auf vier Semester beschränkt. Fischer läßt seine Theologen nicht aus den Händen; vom ersten bis zum letzten Tage ihres Studiums gehören sie dem Konvikte mit seiner strengen und kleinlichen Hausordnung an und bleiben ohne jede Berührung mit Studenten anderer Fakultäten. . . .

Um dem Volke die kirchliche Autorität recht zum Bewußtsein zu bringen, legt der Kardinal fast in mittelalterlicher Weise außerordentlichen Wert auf pomphafte Empfänge bei seinen Visitationen und Firmungsreisen. Den Pfarrern geht dann wohl, falls man es nicht als selbstverständlich voraussetzen kann, aus dem bischöflichen Zivilkabinett die Mitteilung zu: „Für festlichen Empfang sorgen!“ Tatsächlich kann der Kirchenfürst — als solcher geriert sich Fischer mit Vorliebe — sehr ungemütlich werden, wenn der Empfang, den er irgendwo findet, seinen Erwartungen nicht entspricht. Als er zum ersten Male als Kardinal nach Bonn kam, beklagte er sich bitter darüber, daß die Studenten ihm keinen Fackelzug gebracht hätten! Vor einigen Monaten kam er, wie schon oft, wieder einmal nach Bonn zur Visitation und fand dort den Empfang nicht glänzend genug. Da gab's dann eine Standrede an die versammelte Geistlichkeit, worin er sich in heftigen Worten über das „Leichenbegängnis“ beklagte, mit dem man in Bonn den Bischof empfangt. Besonders rügte er das Fernbleiben der Theologieprofessoren. „Das sind meine Professoren, ich stelle sie an; sie haben da zu sein, wenn ihr Bischof kommt,“ so ungefähr entrang es sich seinem entrüsteten Herzen.“

„Interessanter noch“, bemerkt der „Vorwärts“, „sind die sozialen Auffassungen des Kirchenfürsten. In einem Hirtenschreiben nannte er die Arbeiter ‚die Geringen, die durch Gottes weise Vorsehung ein Leben der Armut, der Niedrigkeit, der Entsagung und der demütigen Arbeit führen!‘ In demselben Geiste dankte er bei einer Ansprache in Düsseldorf, nachdem er die sonstigen ‚Herren‘ erwähnte, auch ‚dem braven Arbeiter‘ und dem guten ‚Handwerksmann‘. . . . Um so mehr Verehrung hat der Kardinal für die Mächtigen dieser Welt. Er hat die Interessensolidarität zwischen Kirche und Polizeistaat deutlich erkannt. . . . Daher Unterwürfigkeit gegenüber

den Vertretern der Staatsgewalt, zumal gegenüber dem Kaiser, in jedem Falle und um jeden Preis! Das Zentrum konnte nach seiner Ansicht nichts Edrichteres tun, als durch Ablehnung der Kanalforderungen den Kaiser . . . zu erzürnen und dadurch dessen Wohlwollen gegenüber der Kirche zu verschmerzen. Nur sich gut stellen mit dem Kaiser! . . . Und nicht nur im Lande betätigt er diesen Fürstentum. Als er vor einigen Jahren in Ostende weilte, machte er auch dem belgischen König seine Aufwartung, was ihm von den belgischen Bischöfen sehr übel vermerkt wurde. Wie vor Fürstlichkeiten, so ist auch Fischers Respekt vor dem Adel ungemein groß. Dessen Einfluß auf den Kardinal ist daher bedeutend. Die Beschwerde eines Adligen oder einer Adligen gegen einen den hohen Herrschaften mißliebigen Geistlichen genügt vollauf, um den Geistlichen 'fliegen' zu lassen. Kardinal Fischers staatsbürgerliche Anschauung deckt sich tatsächlich mit der des von ihm in das Konvikt eingeführten Lehrbuches. Eine starke absolute Regierung mit adliger Ständevertretung wäre ihm weit lieber als unser konstitutionell-parlamentarisches System, bei dem das Volk allzuviel zu sagen hat. . . ."

Ob aber den Machthabern der — Sozialdemokratie nicht auch „eine starke absolute Regierung“ über die Genossen „weit lieber“ wäre, als das gegenwärtige „System“, bei dem der eine oder andere immerhin noch disziplinwidrige Seitensprünge riskieren kann? Was ihnen dann allerdings schon unter dem gegenwärtigen „System“ sehr übel bekommt, wie neuerdings wieder das unnatürliche Ableben der vom Ehepaar Dr. Braun herausgegebenen „Neuen Gesellschaft“ lehrt. Das Blatt war anständig geleitet —: wär's lieber weniger anständig gewesen, dann lebt' es vielleicht noch heute! „Nur von Genossen geschrieben, konnte das Organ,“ so wird es vom Stuttgarter „Beobachter“ gerecht gewürdigt, „auch bei politischen Gegnern Interesse erwecken, sowohl dem Gehalt, als besonders auch dem Tone nach, der nicht auf den Leipziger ‚Sauerdenton‘ und die gewöhnliche Krafthuberei gestimmt war. Aber trotzdem war das Blatt von der ersten Seite bis zur letzten sozialdemokratisch, wir dürfen sagen: vornehm sozialdemokratisch. Aber schon das ist in den Augen derer, die ‚mehr Gift und Galle‘ wollen, ein unverzeihlicher Fehler bei der sozialdemokratischen Propaganda in Wort und Schrift.

Was aber als Hauptsünde gegen den heiligen Geist der Sozialdemokratie erachtet worden war und darum nicht vergeben werden konnte, das ist die Verwerfung des Unfehlbarkeitsdogmas für den Parteipapst Bebel und die kleineren Päpste der Partei:

Die ‚Neue Gesellschaft‘ wollte, wie sie in ihrer letzten Nummer zum Abschied selber sagte, eine unabhängige sozialistische Wochenschrift sein, unabhängig nicht etwa von Programm und Prinzipien der Sozialdemokratie, auf deren Boden sie unverbrüchlich stand, sondern unabhängig von der Autorität der offiziellen Parteiinstanzen.

Sie glaubte mit dieser Unabhängigkeit in der Kritik nicht des Pro-

gramms, aber der Anwendung desselben und der Taktik der Parteiführer der Partei selbst einen Dienst erweisen zu können. Darin aber irrten sich die Herausgeber. Die sozialdemokratische Parteileitung kann keine unabhängige, freie Kritik vertragen. ‚Wer nicht pariert, fliegt.‘ Die ‚edlen Sechsz‘ der früheren ‚Vorwärts‘-Redaktion haben das erfahren; dem Breslauer ‚Ede‘ (Bernstein) wurde aus eben demselben Grunde der Brotkorb höher gehängt, und die ‚Neue Gesellschaft‘ wurde stillschweigend erwürgt. Die Leidtragenden haben dabei nicht einmal mehr den Mut, die Anklage offen zu erheben. Ihr Rückgrat ist ihnen schon so gebrochen, daß sie nur leise wimmern: sie wollen ‚dahingestellt‘ sein lassen, wie weit der Tod des geistigen Kindes des Braunschens Ehepaars auf das ‚Abelwollen‘ mancher parteigedissidischer Kreise zurückzuführen sei.

Das Schicksal der ‚Neuen Gesellschaft‘ wird eine Mahnung und Warnung für das nun noch allein übrigbleibende unabhängige sozialdemokratische Presseunternehmen: die ‚Sozialistischen Monatshefte‘ sein. Sie vertreten ungefähr denselben Standpunkt wie die erloschene ‚Neue Gesellschaft‘, haben meist auch dieselben Mitarbeiter. Wiederholt schon ist an dem Bestande dieser Druckschrift gerüttelt worden, und wiederholt schon hat man ein hochnotpeinliches Vorgehen auch gegen diese ‚Unabhängigen‘ gefordert. Sie sind nun gewarnt. Die heutige Sozialdemokratie spielt mit der ‚Freiheit‘ und fordert Kadavergehorsam.“

Hier ist's das sozialdemokratische Ehepaar Dr. Braun, dort der katholische Reformtheologe Dr. Joseph Müller, die als Opfer einer „Disziplin“ genannten geistigen Knutenherrschaft fallen. Der aus der Erzdiözese München ausgewiesene Kämpfer für katholischen Fortschritt erklärt in seiner Zeitschrift „Renaissance“, daß sein bekannter Widerruf durch die Androhung sofortiger Suspension erzwungen gewesen sei. Dabei sei zwar seine Zurücknahme und Abbitte publiziert worden, nicht aber der folgende Passus des Protokolls, in dem er sich verwahrte, Behauptungen erfunden zu haben.

Infolge dieses Vorgehens, so schildert Dr. Müller weiter sein Schicksal, sei es ihm unmöglich gewesen, einen Posten, der ihm einen „friedlichen Wirkungskreis“ geboten hätte, zu erhalten. Er sei von einem Privatinstitut als Religionslehrer und Offiziator angenommen worden und habe an den zuständigen Bischof das Gesuch um das Zelebrat gerichtet. Darauf sei ihm mitgeteilt worden: „Das bischöfliche Ordinariat . . . sieht sich nicht in der Lage, Sie als Institutsgeistlichen in . . . zuzulassen . . .“ Er klagt:

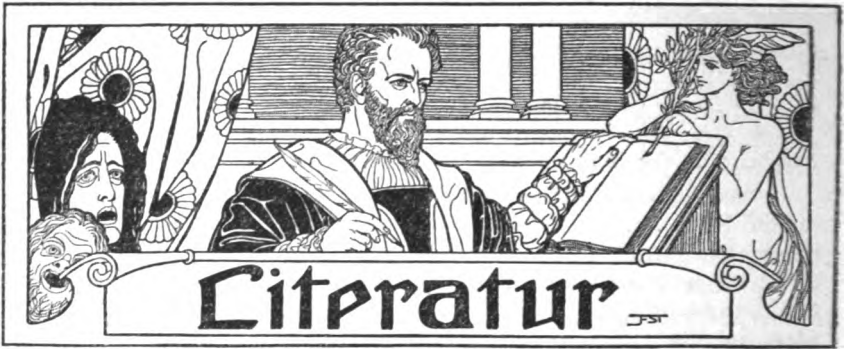
„Keine Motivierung, kein weiteres Wort. Ich hatte das Zeugnis des Münchener wie des Bamberger Ordinariates beigebracht, das meine tadellose sittliche Führung beglaubigte, trotzdem wurde mir die Ausübung der geistlichen Funktionen untersagt. Ich könnte ja als ketzerischer Reformator die Pest mitbringen, und so ein Mensch muß kaltgestellt werden. Nun habe ich 20 Jahre in unausgesetztem Ringen gearbeitet wie keiner, habe Leistungen von Bedeutung aufzuweisen, habe mein Herzblut

für die Kirche und ihre Erhebung aus schweren Schäden geopfert und es nun so weit gebracht, daß ich für die armseligste Stellung als Priester untauglich bin. Mit schwerem Herzen mußte ich die Aussicht auf ein Rathgeber aufgeben; ich sah mich verfehmt und mißhandelt von allen Seiten. Das alles hätte ich ertragen, wenn mir nur jener kleine Winkel gelassen worden wäre. . . . Den entlassenen Sträfling behandelt man nicht so; es gibt Vereine, um ihm Rehabilitierung zu schaffen. Mir gegenüber hat man nur Abweisung a limine . . . Beherzigen jene Herren, was sie in einer Seele anrichten, der sie jede Möglichkeit geistigen Wirkens, ja sogar den Aufenthalt versagen, als ob ich ein räudiger Hund wäre. . . .“

Soweit haben wir's mit unserer herrlichen modernen Kultur und „geistigen Aufklärung“ gebracht. Aber auch mit unserm sozialen Christentum und unserm teutschen Mannesmut: — daß ein Mann, dessen „tadellose sittliche Führung“ ihm sogar von seinen Gegnern bezeugt werden muß, wie ein räudiger Hund in eine dunkle Ecke gestoßen werden kann, ohne daß Staat und Gesellschaft ihm auch nur einen Finger darbieten, an dem er sich aufrichten könnte. Und er muß das erdulden, weil er Anschauungen vertreten hat, die für jeden nur halbwegs Gebildeten triviale Selbstverständlichkeiten sind — auf katholischer wie auf protestantischer Seite. Denn auch kein gebildeter deutscher Katholik wird behaupten können, daß, was Dr. Müller lehrte, mehr war, als was jede bessere deutsche Lehranstalt an allgemeinem Wissen von ihren Zöglingen verlangt. Wenn selbst dieses Wissen, diese bescheidenen Erkenntnisse von irgend welchen Machthabern, seien es nun weltliche oder kirchliche, gebrandmarkt und geächtet werden, so ist es geradezu unfasslich, wie Menschen, denen noch Selbstachtung, Gefühl für die eigene Würde innewohnt, ein solches Treiben mit gekrümmtem Buckel über sich ergehen lassen können. Es ist geistiger Retinismus oder zielbewußter Volksbetrug, behaupten zu wollen, daß es sich hier noch um religiöse oder sittliche Werte handele. Auch der geächtete Reformtheologe würde vielleicht besser dran sein, wenn seine „sittliche Führung“ weniger „tadellos“, dafür aber seine Theologie um so stubenreiner gewesen wäre.

Die Unfehlbaren der sozialdemokratischen und die der kirchlichen Orthodogie haben einander wahrlich nichts vorzuwerfen. Aber — nur immer weiter so! Nur immer wüster den Knüppel geschwungen, alles, was an Vernunft und Wissenschaft, Kultur und Bildung, Recht und Wahrheit, innerlicher Religion und Moral dem deutschen Volke noch lieb und wert ist, niedergeknüttelt: — dann muß es doch endlich auch in den trügsten Hirnen zu tagen beginnen. Dann wird es noch einmal Frühling werden in deutschen Landen. Dann aber wird Michel den „Knüppel aus dem Sack“ auf Anderer Rücken tanzen lassen. Wer's noch erlebte! . . .





Sully Prud'homme

Lieber kaum einen französischen Dichter stand das Urteil bei seinen Lebzeiten bereits so unverrückbar fest, wie über den Anfang September verstorbenen Sully Prud'homme. Im Jahre 1901 verfaßte er sein „Testament littéraire“ und zog sich, zunehmender Leiden halber, nach Chatenay bei Paris zurück, wo er sich mit philosophischen Studien beschäftigte; seine dichterische Produktion war abgeschlossen, und in seinem Nachlaß dürfte kaum etwas Rennenswertes zu finden sein, wenigstens nichts, was des Dichters Stellung auf dem französischen Parnas irgendwie verändern könnte.

René François Armand Prud'homme, genannt Sully (der Dichter wählte den Beinamen seines Vaters als „nom de guerre“) Prud'homme wurde im Jahre 1839 zu Paris geboren; er erhielt seine Ausbildung auf der berühmten École polytechnique — eine vorwiegend mathematische —, und trat zunächst als Ingenieur in die bekannten Eisenwerke Schneiders zu Le Creusot ein. Diese Tätigkeit befriedigte ihn jedoch nicht, und, pekuniär unabhängig, wandte er sich nach Paris zurück, studierte die Rechte und arbeitete dann bei einem Anwalt. Er blieb unvermählt, reiste viel, besonders nach Italien, wo er Kunststudien trieb. Im Jahre 1881 wurde er in die Akademie gewählt und 1902 erhielt er den Nobelpreis, auf dessen Gelder er zugunsten einer Dichterstiftung verzichtete. Diese äußere Laufbahn, der Stürme und Kämpfe erspart blieben, ist mehr die eines vornehmen Amateurs als eines mühevoll sich durchringenden Dichters. Sully Prud'homme hat gleich bei seinem ersten Auftreten einen allerdings auch verdienten starken Erfolg davongetragen, denn in den „Stances et Poèmes“ (1865), die er als kaum Zwanzigjähriger veröffentlichte, trat er bereits als formal Reifer in den Kreis der herrschenden Dichtergeneration, die der künstlerisch ausgeglichenen Form über die Massen huldigte; ja er bereicherte die damalige Poesie, die in leere Formenpielerei zu verfallen drohte, mit neuem Ideen- und Gefühlsinhalt. Sainte-Beuve, der Kritiker der Spätromantik, sprach sich über den Band folgendermaßen aus: „Ce volume révèle, si je ne m'abuse, un nouveau mouvement dans la poésie et comme le fréuissement d'une aurore encore incertaine.“

Des jugendlichen Dichters Ruf war begründet; ja er wurde mit einem Schlage populär, denn diese erste Sammlung enthielt „Le vase brisé“, ein Gedicht, das heute in allen Anthologien zu finden ist und in Frankreich sofort zitiert wird, sobald von Sully Prud'homme die Rede ist. Es ist ganz unver-

dientermaßen zum sentimental Deklamationsstück herabgewürdigt worden, denn der Gedanke, den es in ein paar kurzen Versen, und in ein durchsichtiges Symbol eingekleidet, zum Ausdruck bringt: „Auch durch eine kleine, kaum wahrnehmbare Wunde kann allmählich ein Herz gebrochen werden,“ ist weder banal noch sentimental.

In solch kurzen, fein pointierten Versen, wie sie sich ferner in den „Épreuves“ (1866), den „Solitudes“ (1869) und den „Vaines tendresses“ (1875) finden, steht der Dichter uns menschlich am nächsten. Er offenbart sich als Seele, die im Gegensatz zum leidenschaftlichen Gefühlsüberschwang der Romantiker, der sich in kraftvollen Ausbrüchen nach außen entlud, ein ungemein intensives, auf Reflexion gestelltes Innenleben führt, eine Seele, die an den unlösbaren Widersprüchen des Lebens leidet und, unendlich fein gestimmt, die leisesten Disharmonien aus dem Dasein heraus hört. Kleine, feine Gedanken, fast lautlose Klagen, wie sie nur ein auf Halbtöne lauschendes Ohr vernehmen kann, klingen uns aus seinen Liedern entgegen: „Bisweilen kann uns eine Lieblosung nur Eränen entlocken“; „In Seelen, wo erstorbenes Lieben schläft, sind die Eränen gleichsam zu Tropfsteinen erstarrt, und doch ist's, als ob noch etwas leise darin weinte“; „Einsam sind wir oft mitten unter Menschen, im Beruf, bei rauschenden Festen, todes einsam im lauten Leben“; „Einsam sind die Seelen der kleinen Knaben, die man zu frühe in die Schulen gibt und die sich nun bange nach der Mutter sehnen; es ist die erste bittere Einsamkeit“ (première solitude); „Die Geliebte, die man in den Armen eines anderen weiß, ist wie eine Verstorbene, die uns noch immer mit offenen Augen verfolgt:

O morte mal ensevelie,
Ils ne t'ont pas formé les yeux.“

Der Liebe „schönste Augenblicke“ aber liegen in der leisen Annäherung der Seelen, in dem Gefühl, das noch kein zu lautes Wort, kein zu heftiges Begehren beunruhigt hat (le meilleur moment des amours).

Das ist der charakteristische Inhalt der reifsten Blüten aus den oben erwähnten Gedichtsammlungen; es sind Verse darunter, die dem Dichter seine Unsterblichkeit sichern. Ein wehmütiger, weicher, fast femininer Zug durchzittert sie, und dieser ihr innerlichster Gefühlsgehalt trennt Gully Prud'homme ganz wesentlich von der Dichtergeneration, der er eigentlich als Zeitgenosse angehörte, der als „Parnassiens“ (der Name kommt von einer Gedichtsammlung „Le Parnasse contemporain“, in der die ersten Versproben dieser Dichtergruppe erschienen) bezeichneten letzten Generation der Romantiker, die das subjektive Moment, das eben die Romantik gebracht hatte, zugunsten eines rein formalen Prinzips immer mehr in den Hintergrund drängte und sich in der plastischen Schönheit des vers impeccable allein auszuheben suchte. Trotzdem die Parnassiens eigentlich in formaler Beziehung gegen die Romantiker reagierten, werden sie doch in vielen Literaturgeschichten hinsichtlich ihres Stoffgebietes als Spätromantiker angeführt. Indem nun Gully Prud'homme das subjektive Moment wieder einführte, bahnte er, wie Sainte-Beuve richtig beurteilte, ein Neues an, denn der subjektive Gefühlsgehalt, den er bot, offenbarte zugleich die Seele des modernen, durch die strenge Schule der Wissenschaft gegangenen Denkers. Seine tiefe Schwerkraft ist nicht mehr der rhetorische Welt Schmerz der Romantiker, der doch trotzig Gott und die Welt noch in die Schranken fordern konnte; es ist die feine Empfindsamkeit sehr alter Rassen, die sehr viel fühlen und sehr viel wissen; die den unlösbaren Wider-

sprüchen des Lebens ohne Revolte, mit stiller Resignation, ja auch bisweilen mit einer durch das Denken abgeklärten Ruhe gegenüberstehen.

Formal aber war der Dichter im Vollbesitz der großen technischen Meisterschaft der Parnassiers und er besaß ihre durchsichtige Klarheit des Ausdrucks; eben darum auch gehört er nicht mehr der neuen Generation der reinen Stimmungskünstler an, die die Seelenzustände als solche unmittelbar zum Ausdruck bringen wollen, um in der Seele des Lesers nicht Bilder, sondern Stimmungen zu erwecken. Er ist kein Rolorist, sondern Plastiker und ein echter Lateiner. Darum waren die um Verlaine bald fertig mit ihm; er spricht ihnen alles zu deutlich aus. Gewiß, er ist kein Impressionist, der suggestiv wirkt, lediglich indem er das Innerlichste eines Seelenvorgangs rein gefühlsmäßig zum Ausdruck bringt. Er bedient sich deutlicher Bilder, kristallklarer Sprache, durchsichtiger Symbole. Verlaine mit seinem germanischen Bluteinschlag bereicherte die französische Poesie durch das bisher unbekannte Element seiner Stimmungskunst; durch sein Erscheinen erhielt Sully Prud'homme auch der späteren Phase der französischen Lyrik gegenüber seine fest abgegrenzte Stellung.

Noch Sully Prud'homme ist auch der *poète philosophe* unter den französischen Dichtern. Von Anbeginn war seine Poesie vorwiegend Reflexionspoesie; leidenschaftliche, temperamentvolle Jugendausbrüche waren ihm fremd. Philosophische Studien bildeten seine Lieblingsbeschäftigung; er durchforschte alle Wissensgebiete und suchte den tiefen inneren Widerstreit, den seine Seele auskämpfte zwischen Wissenschaft und Glauben, zwischen der Erkenntnis der unerbittlichen Gesetzmäßigkeit der Natur und den Glücksforderungen des menschlichen Herzens, den Gerechtigkeitsforderungen des menschlichen Gewissens, in größeren Dichtungen niederzulegen. Dichtungen solchen Inhalts finden sich zunächst eingestreut in den Sammlungen „*Les Épreuves*“ (1866) und „*Les Destins*“ (1872); die beiden monumentalen Zyklen „*Justice*“ (1875) und „*Le Bonheur*“ (1888) sind rein philosophische Werke.

Der jugendliche Mathematiker und Naturforscher ist der alten Glaubenswahrheiten verlustig gegangen, aber die Wissenschaft befriedigt seine hungernde Seele nicht. In den „*Épreuves*“ bringt er — ein Jahr nach dem Erscheinen der „*Stances et Poèmes*“ — seine Zweifel, das Verlangen seiner Seele auf ergreifende Weise zum Ausdruck. „*Gern will ich beten*“, ruft er aus, aber:

„J'ai beau joindre les mains, et, le front sur la Bible,
Redire le Credo que ma bouche épela.
Je ne sens rien du tout devant moi. C'est horrible.“

Den Mörder beneidet er, der an die durch Priester Mund empfangene Vergebung seiner Sünden glaubt:

„Heureux le meurtrier qu'absout le main d'un prêtre . . .
J'ai dit un moindre crime à Poreille divine
Et je n'ai jamais su, si j'étais pardonné.“

Gibt es eine Antwort auf die brennenden Fragen der Seele, auf den Schrei nach Gerechtigkeit, der seit Jahrtausenden aus gemarterter Brust aufsteigt? Einen solchen Schrei stieß einst ein Arbeiter an den Pyramiden aus; er drang durch den unendlichen Raum bis zu den Sternen und verhallte ungehört:

„Il monte, il va, cherchant les dieux et la justice,
Et depuis trois mille ans, sous l'énorme bâtisse
Dans sa gloire Chéops inaltérable dort.“ (Cri perdu.)

Wird dieser Schrei je gehört werden?

„Justice“ sucht diese Frage zu beantworten. Der Dichter durchforscht vergangene und gegenwärtige Zeiten, um die Gerechtigkeit zu finden, die ihn ein heißes inneres Verlangen ersehnen läßt; das Leben aber offenbart sich ihm überall als Kampf ums Dasein, als natürliche Auslese, als verkappter Egoismus, als eine Anzahl roher Instinkte, die nur schön drapiert werden. Die Gerechtigkeit findet er nirgends verwirklicht; nur die Hoffnung ist vorhanden, daß sie dereinst durch wachsende Erkenntnis aus dem Bewußtsein der Menschen ins Leben übergehen wird. Nur wenig befreit uns diese schwache Zukunftshoffnung aus der Qual angstvollen Suchens, die uns der Dichter miterleben läßt, und er schmettert uns geradezu nieder, indem er uns die furchtbare Tatsache vorhält, daß wir keinem, der unter vergangenen Ungerechtigkeiten gelitten hat, die einst verwirklichte Gerechtigkeit zugute kommen lassen können:

„Nous prospérons! Qu'importe aux anciens malheureux,
Aux hommes nés trop tôt, à qui le sort fut traître,
Qui n'ont fait qu'aspirer, souffrir et disparaître
Dont même les tombeaux aujourd'hui sonnent creux!
Hélas! leurs descendants ne peuvent rien pour eux!“

Die gleichfalls umfangreiche Dichtung „Le Bonheur“ sucht die Frage zu lösen, was das wahre Glück des Menschen ausmacht. Faustus und Stella, zwei abgesetzene Seelen, durchstufen jenseits des Grabes alle Glückseligkeit, die Kunst und Wissenschaft bieten können. Da vernehmen sie den Klageschrei der auf Erden Verbliebenen und sie verlangen nach der Erde zurück, um den leidenden Menschen zu helfen; im Opfer für andere erst, das fühlen sie, werden sie die vollkommenste Seligkeit empfinden. Hat Sully Prud'homme mit diesen Dichtungen die Grenzen der Poesie überschritten? Stellenweis rettet uns nur seine meisterhafte Technik, die vor keiner Schwierigkeit zurückschreckt, vor der Ermüdung durch Stoffgebiete, die der Poesie im eigentlichen Sinne fern liegen. Aber diese formalen Prachtgebäude enthalten auch herrliche Stellen von erhabener Größe des Gedankens. Hier ist das poème philosophique als solches zu einer in Frankreich nur selten erreichten Vollendung gebracht worden. Daß diese Dichtungen jedoch dem warmblütigen Menschentum ferner, in einer gewissen erhabenen Distanz vom Leben bleiben, liegt weniger in ihrem Stoffgebiet, als in der Veranlagung ihres Schöpfers begründet, dessen innere Dramen sich mehr auf dem Gebiet des Denkens als des leidenschaftlichen Erlebens abspielten. Jules Lemaitre sagt einmal sehr treffend von ihm: „Son esprit était capable d'embrasser le monde et d'aimer tendrement une fleur.“ Hierin liegt die genaueste Definition und zugleich Begrenzung seiner dichterischen Eigenart. Seine Seele konnte sich aufschwingen zur Erhabenheit philosophischer Weltbetrachtung und besaß zugleich die überaus feine Empfänglichkeit für warme, innige, zarte Gefühlsindrücke. Zaubernde Glücksstimmungen und zuckende Schmerzen, alle leidenschaftlichen Äußerungen des vollen, heißen, rotblütigen Lebens waren ihm fremd.

Anna Brunneemann



Kopf- und Herzensrechner

Si duo faciunt idem
Non est idem.

Also spielen wir Theater,
Spielen unsre eigenen Stücke,
Die Komödie unsrer Seele . . .

Im Prolog zu Arthur Schnitzlers „Anatol“ stehen diese Verse und sie umschreiben das schicksalschillernde Wesen der Wiener Dramatik, diese eigentümliche Eskamotage des Lebens, die sich immer ihres eigenen Spiels ironisch-melancholisch bewußt ist, und deren „Wahrheit“, wie sie selbst bekennt, „mit ihrer Lüge durcheinandergleitet, wie eines Taschenspielers hohle Becher“. Ein quälendes Gefühl der Künstlichkeit unsres Seins, ein ewiger Zweifel an der Wirklichkeit unsres Gefühls, und ein tiefes Grauen vor der „Unsicherheit aller menschlichen Verhältnisse“, ist hier bestimmend, eine trieb-süchtige Neugier verlangt in all dem Schwankenden und Angewiffen des eigenen Ichs und der Umwelt wenigstens nach dem Schein eines Endgültigeren; es wartet auf den Moment der Demaskierung, wo die „letzten Masken“ fallen, und es sieht in ihm die einzig wahrhaft „lebendige Stunde“. Doch diese lebendige Stunde ist meist die Todesstunde, im Ewigkeitslicht des Sterbens enträtstelt sich eines Lebens besonderer Sinn.

Es wirkt sehr merkwürdig, wenn solche Gedankengänge, die von Schnitzler selbst in seinen Dramen viel eher lyrisch als theatralisch, versonnen, in der Dämmerung durchwandelt werden, nun von einem anderen im scharfen Kreuzfeuerlicht der Bühnenbeleuchtung effektberechnet abgemessen werden.

Das erfährt man in dem Einakterzyklus von Felix Salten „Vom anderen Ufer“ (S. Fischers Verlag, Berlin), der im Lessingtheater aufgeführt wurde.

Diese drei Stücke sind Rechenkunststücke eines scharfsinnigen Kopfes, dramatische Gleichungen ohne Fleisch und Blut, Gehirnprodukte, und dabei sind sie vor lauter Überklugheit doch noch verrechnet.

Die Aufschrift „Vom anderen Ufer“ deutet schon darauf hin, daß wir auf jene geheimnisvollen, enthüllungsträchtigen Schwellengebiete zwischen Leben und Sterben geführt werden sollen, in jene besonderen Ausnahmestände, wo hinter dem Konventionsfirnis, unter starkem atmosphärischen Schicksalsdruck etwas vom eigentlicheren Wesen eines Menschen bloßgelegt wird. Wo, um noch einmal die Titelzeichen Schnitzlerscher Dramen anzuführen, die „letzten Masken“ fallen und nach Schein und Selbsttäuschung die „lebendige Stunde“ naht.

Um diesen „fruchtbaren Moment“ zu erlangen, braucht Salten Gewaltmaßregeln, er forciert, er zieht ihn an den Haaren herbei.

Er stellt z. B. in dem zweiten Stück, das der „Ernst des Lebens“ heißt, zwei Widersacher in hochgespannter, kritischer Situation gegenüber, den jungen Freiherrn, einen ästhetisierenden Genießer, und seinen Schwager, den Arzt, einen selbstgerechten Konventionenmenschen mit Brustton und Gemeinplätzen. Diese beiden Menschen können sich, das ist hier die Voraussetzung, nicht gegenseitig ertragen; dem Freiherrn fällt schon die Gegenwart des anderen auf die Nerven. Und nun konstruiert Salten, damit er seine Situation auf Messersschneide herausbekommt, die Unwahrscheinlichkeit, daß der innerlich so hochmütige und verschlossene junge Mann, der sich aufgerieben und verbraucht fühlt, sich gerade den verachteten, ihm unausstehlichen Verwandten als letzte Arzt-Zustanz aus-

sucht, sich von ihm untersuchen läßt und sich dem überlegenen Genugtungsgefühl seiner Entscheidung aussetzt. Der Arzt, der dabei auch mehr nach dem Gesichtspunkt der Salten-Dramaturgie als dem der menschlich-medizinischen Sitte handelt, erklärt dem Patienten brüsk und mit Unfehlbarkeits-Miene das Todesurteil. Er habe nur noch sechs Monate zu leben.

Dieses mühsame, mit Zwangs- und Hilfserschiebungen zuwege gebrachte Rechnungsergebnis wird nun so ausgenutzt, daß der Moriturus in verzweifelter Laune und Erbitterung auf einen grausamen Einfall kommt. Er kündigt dem Arzt an, daß er ihn in einer Viertelstunde erschießen werde, er wolle an seinem Beispiele lernen, wie ein Mann gefaßt dem Tod ins Antlitz sehen kann.

Der Vorgang ist jetzt so, daß in diesem Gegenüber außerhalb der menschlichen Konvention allerdings die letzten Masken fallen. Der glatte, pharisäische selbstbewußte Schönredner wird, als er den Ernst merkt, von einem irr sinnigen Entsetzenstau und wimmernder Todesangst gepackt, und wütiger Haß gelfert zwischen den beiden. Bis dann schließlich der Jüngere, der in Verachtung und Ekel ein Genügen gefunden, den drohenden Revolver beiseite wirft.

„Fieberhafte Spannung“ war dabei wohl der theatralische Endzweck Saltens, aber nicht einmal der wird erreicht. Die Situation übt auf den wissenden Bühnenzuschauer keinen zwingenden Bann, weil er das allzu durchsichtige, zweckpolitische Arrangement merkt, und weil er weiß, daß Theaterpistolen, mit denen so handgreiflich herumgefuchelt wird, meist nicht losgehen. Man teilt die Todesangst nicht und bleibt kühl.

Dieser rechnerischen Gleichung fehlt die drohend beängstigende „Unbekannte“. Eine Knalleffekt-dramatik ist das, der schließlich sogar der zündende Funke mangelt. Sie explodiert nicht, sie verpufft.

Erträglicher als bei pseudoträgischen Motiven ist diese rechnerische Art bei komischen. Darum kommt die letzte Nummer dieses Verzetts, „Auferstehung“, in der Beurteilung noch am besten fort. Hier stellt sich eine sehr ergiebige Kombination mit vielen lebensironischen Möglichkeiten verhältnismäßig zwanglos ein. Ein scheinbar rettungsloser, von allen aufgegebener Todesandidat erholt sich wieder, er kehrt gewissermaßen vom anderen Ufer zurück. Da nun sein Abschied bei guten Nachbarn und getreuen Freunden schon als unzweifelhafte Tatsache angesehen und damit gerechnet wurde, will für den Wieder-auferstandenen nichts mehr recht in den alten Zusammenhängen stimmen, und der Anschluß will sich nicht wieder finden lassen.

Das ist ein Thema von bitteren Molièreschen Lebenshumoren und tiefer wahrheitsvoller Ironie. Salten hat es aber nicht auf solchen Ton angelegt, sondern rein schwankhaft geht er auf die Komik der verwickelten, durch diese Wiederkehr unerwartet verschobenen Situationen aus.

Hier ist nun wieder alles rechnerische Schiebung. Die Geliebte des Scheintoten hat sich mit dessen Freund geträufelt. Die Liebste seiner Jugend, auf die und auf deren Kind sich der Sterbende besann und die er sich antrauen ließ des Kindes wegen, paßt als des Lebendigen Frau nicht mehr zu ihm und er nicht zu ihr; das Kind fürchtet sich vor ihm und außerdem merkt er bald, daß auf Seiten dieser Frau natürlich die Erb Spekulation und die Aussicht auf die wohlfundierte Wittwenhaft entscheidend gewesen ist. Und als gerecht Denkender muß er sich eingestehen, daß er, der sich nie um diese Vergangenheit gekümmert hat, gar kein Recht hat, Besseres und Herzlicheres zu verlangen. Eins wird ihm jedenfalls klar, er ist in seine frühere Lebensform

nicht mehr hineingehörig, und überall wittert er in den Mienen einen stillen Vorwurf der unberechtigten, störenden Anwesenheit.

Und in einer — im Theaterstück freilich glatter als in der Lebenswirklichkeit funktionierenden — restlosen Konsequenz erfüllt er seinen „Hinterbliebenen“ einen Teil seines Testamentes, macht unter seine bisherige Existenz einen energischen Schlusstrich, löst sich aus allen Zusammenhängen und geht auf Reisen, um ein wahres neues Leben anzufangen.

Nicht von den letzten Masken auf der Schwelle des Todes, sondern von Maskenspielen des lebendigen Lebens handelt, freilich nur ganz skizzenhaft, der Auftakt des Abends, „Graf Festenberg“. Salten schwebte dabei die so interessante Psychologie des Hochstaplers vor, deren flüchtige Umrisse man so oft in den vermischten Nachrichten der Zeitungen findet: diese Naturen, die durchaus nicht allein aus äußerer Gewinnsucht, sondern auch aus Eitelkeit und einer entschiedenen äußeren und inneren Begabung zur höheren gesellschaftlichen Rolle ihre „Fortune korrigieren“, dabei autosuggestiv an sich glauben und fast immer so vollendet echt auftreten, daß die echten Kreise sie unbedenklich akzeptieren. Hier steckt etwas von jenem Begriff der „Wahrheit der Masken“, etwas Seelenwanderisches vielleicht, und ganz gewiß ein dichterisches Thema. Salten hat dies Thema vom genialen Hochstapler, der sich innerlich als Aristokrat fühlt und dem die aus „innerer Berufung“ angenommene Rolle sogar besser sitzt als manchem legitimen Wappenträger, leider nicht zur menschlichen Ausgestaltung geführt, sondern nur theoretisch in der Form von Vortrag und Diskussion zur Verhandlung gebracht. Sie wird dadurch veranlaßt, daß der „Graf Festenberg“ von dem eiferlüchtigen Vetter seiner abligen Frau als Kellner entlarvt und der Polizei übergeben wird. Als Abgangsspeech gibt es den durch Zwischenrufe mühsam dramatisch gemischten Monolog über den hochstaplerischen Individualismus.

Auch in diesem Rechenexempel steckt wieder ein Rechenfehler, der das Ganze brüchig macht. Alte Familien würden wohl in einem solchen „Reinfall-Fall“ immer den Skandal und die unheilvolle Kompromittierung durch Polizeiaktion und Prozesse vermeiden, sie jedenfalls nicht wie hier freiwillig provozieren. Salten denkt an so etwas gar nicht, er denkt nie weiter als an seine Szene und was er aus ihr für Augenblickswirkung schlagen kann. In die Begriffszusammenhänge und in die Gesamtvorstellungswelt seines Personals verfest er sich nicht. Es ist für ihn nur eine Spielzeugtruppe, die für einen Augenblick effektiv aufgestellt, dann wieder eingepackt und vergessen wird.

Wir gehen aus dem Theater und tun desgleichen . . .

Wenn zwei dasselbe tun, dann ist es nicht dasselbe . . . Auch Bernard Shaw, der Ire, der Hegenmeister ironischer Lebenspiegelung, den diese Berichte oft im exzentrischen Reifensprung zeigten, ist ein Rechner; kein Schöpferischer, dem seine Dichtung in einer Gestalt lebhaftig aufgeht, sondern ein Denker und Philosoph, bei dem zuerst die „Idee“, der Einfall da ist. Sie wird dann personifiziert und die darstellerischen Vorgänge sind im Grunde Schachzüge des Verfassers, der eine programmatische Partie abspielt . . .

Wenn zwei dasselbe tun, ist es nicht dasselbe . . . Bei Salten ging die Rechnerei durchaus auf einen Augenblinkeffekt der dramatischen Situation aus, auf etwas qualitativ ziemlich Niedriges, bei Shaw dagegen ist die Mathematik, um im Bilde zu bleiben, sphärisch. Seine Kombination, sein spekulativer Aus-

Schnitt eröffnet einen perspektivischen Ausblick, eine Lebensdistanz, die über enge und konventionelle Begriffe hinausführt und spielend, ohne Wichtigtuerei, oft fast schwankhaft auf das Relative, auf das „Panta rhei“ der Dinge hinweist, und Perücken- und Buchstabenweisheit, Rechthaberei und Unfehlbarkeitswissen lächelnd aufs Blattels führt. Das ist ja beinahe — natürlich indirekt und untendenzlos — eine „moralische Bildungsanstalt“, die uns ergebnisvolle Demut und die Erkenntnisbescheidenheit des Nichtwissens lehrt. Und weiter — die Showfiguren sind keineswegs nur aufgezogene Automaten, sondern sie haben einen lebendigen Obem; aus Geist und Wis geschaffen, tragen sie doch den Erdenrest und haben Herzschlag und bleiben menschlich nah.

In einem für uns neuen Stück, „Kapitän Braßbonds Bekehrung“ (von Siegfried Trebitsch mit viel Laune übersezt. Berlin, S. Fischer), das im Kleinen Theater mit Agnes Sorma aufgeführt wurde, lernte man Shaw, der seine Wahrheiten und Umwertungen sonst meist mephistophelisch schwefelnd vorbringt, von einer außerordentlich liebenswürdigen Seite kennen. Auch hier gibt's Teufelei, doch ist es sonnige Teufelei. Und seine charmanteste Frauencharakteristik erscheint hier. Um ihren Ton und ihre Farbe fühlbar anzudeuten, nannten wir sogleich den Namen ihrer Darstellerin, Agnes Sorma. Bei Shaw heißt sie Lady Cicely, und sie stammt gewißlich von den lustigen Windsor-Weibern ab. Sie wohnt jetzt freilich nicht in einem englischen Landstädtchen, sondern reist — eine femme de quarante ans — in der Welt herum und durchquert Marokko, in dieser up to date-Form ist sie auch nicht verheiratet, sondern ein unabhängiger weiblicher Junggefelle, der Artikel in die Zeitungen schreibt. Aber wie ihre Ahnen hat sie den klinken Eva-Mutterwis und das fröhliche Herz. Es gibt hier eine, freilich intelligenz-gewürztere Variation des Themas: „Was kein Verstand der Verständigen sieht, das übet in Unschuld ein kindlich Gemüt.“ Unschuld und Kindlichkeit muß dabei in einem weiteren Sinn, nämlich als das instinktmäßige, natürliche Gefühl, durch keine Reflexion verdorben, und unvergiftet durch den Gedanken, verstanden werden. Cicely denkt voraussetzungslos mit dem Herzen, sie hat eine großartige Unbekümmertheit, ihre Naivität ist genial. Ihre Auffassungen sind nicht durch schematische Begriffe gehemmt, und das macht sie überlegen und kugelfest gegen die Reflektierenden. Das ist eine Art weiblicher Ausgabe des „reinen Toren“ und des gruselfreien Märchenburschen, ohne Bewußtsein der Gefahren und Schwierigkeiten, nur daß eine Frau eben niemals die rührend schwerfällige Tumbheit des ungelenten Zungen hat, sondern die fixe Eva-Schlaubeit.

Es ist charakteristisch für Shaws spielende Laune, daß er, um diese Figur in Gang und in Betätigung zu bringen, eine Handlung erfindet, die in ihrer äußeren Fährung, ihren Kulissen, ihrer Staffage, wie eine Operette sich anzieht. Er leistet es sich, die verstaubten Versasstücke aus der Theaterumpellammer vorzuholen, die eine mittlere Intelligenz ängstlich als unmöglich vermeiden würde, und sie so zu rücken und zu beleuchten, sie in solche Zusammenhänge einzustellen, daß auch aus ihnen ein Lebensinn kommt.

Der Außenseite nach sehen wir also eine egotisch-parodistische Operette: Marokkoprospekte mit Scheichs, Radis, Wüstenträubern, verfallenen maurischen Schilffern, und dahinein versezt ein stelzbeiniger britischer, steifleinen würdiger Advokat mit seiner Nichte Cicely, englische Globetrotter im Tropenhelm. Und operettenhaft ist auch die Handlung: der Ausflug in das Atlasgebirge unter der Eskorte des düsteren Schmugglerkapitäns Braßbound und seiner Galgenvögel-

truppe, die Verschleppung in das Räuberneft, die Enthüllung, daß dieser Braßbound des Advolaten illegitimer, um sein Erbe betrogener Neffe ist, der jest seine Rache nehmen und seinen Feind dem Scheich, dem Christenverfolger, ausliefern will. Und operettenhaft auch die Zähmung des Sohnes der Wildnis durch die herzenskluge Cicely, in die sich alle Männer vom Attaché bis zum Kannibalenhäuptling glatt verlieben, und die mit fröhlicher Sorglosigkeit die ganze Welt auf den Kopf stellt, ohne sich selbst zu verlieren.

Durch solchen Operetten-Firlefanz leuchtet ein menschlich gütiger Geist. Ohne Sentimentalität und ohne Rührung werden verbissene Konflikte wirklich in Wohlgefallen aufgelöst. Alle Superklugheit, alle Buchstabenweiseheit, die Verstocktheit der in ihre starren Begriffe verrannten Männer, die nicht ohne Selbstgefälligkeit getragene Schicksals- und Racheaufgabe Braßbounds, das alles wird von einem heiteren Elementargeist gereinigt. Und die Klugen, von sich Überzeugten, die Prinzipien-Menschen, das „stärkere Geschlecht“, das ist — da kommt die Teufelei dieses Dichters heraus, der einst Don Juan als den im Grunde Unterlegenen entlarvt hat — eigentlich recht wehrlos gegen das „schwächere“, und die sauberste Logik wird durch ein Frauenlächeln anmutigst in den Sand gesetzt.

Noch hier ist, im Gegensatz zu der böshaften Spinnennesttheorie im Don Juan, das Lächeln kein Vogelkeim, sondern gütevoll, und Cicelys Atmosphäre ist glückhaft und lebenserleichternd für die, die ihr begegnen. Cicely ist eine Art Samaritaine aus Liebhaberei, vielleicht sogar aus Egoismus, sie hat gern fröhliche Gesichter um sich. Und sie selbst ist — das wirkt wie eine heimliche Pointe Shaws — selbst ein unerotischer Mensch.

Darum — o Teufelei — gelingt ihr das so gut, was die Affektbefangenen niemals können, unverwirrt der „unbestochnen, von Vorurteilen freien Liebe nachzueifern“.

Felix Poppenberg



Gute Kinderbücher

Ges ist ein schwerer Kampf, den die Feinsinnigen und Geschmackvollen in Deutschland gegen das Häßliche und Gemeine in Bild und Wort auf sich genommen haben. Das prächtige Unternehmen von Hofrat Alexander Koch in Darmstadt „Kind und Kunst“ wurde von allen mit lauter Stimme gepriesen, mußte aber eingehen wegen mangelnder Teilnahme. Das Unternehmen hatte das deutsche gebildete Publikum doch überschätzt. Man spricht bei uns zwar gern über die Notwendigkeit, den Geschmack des Volkes zu heben, aber man findet wenige Menschen, die dafür Opfer zu bringen gewillt sind. Kunst wird immer noch als Luxus empfunden und kommt zu allerletzt an die Reihe, erst wenn alle anderen Bedürfnisse gesättigt sind.

Ober wie ist denn das Ergebnis so starker und selbstloser Arbeit, wie sie seit Jahren von wahren Kunstfreunden geleistet wird? Ist dadurch der Geschmack unserer großen Volksmassen gehoben worden? Man suche die Antwort aus den Schaufenstern kleiner Kaufläden abzusehen. Was macht sich da breit, womit hofft der Händler zum Kauf zu verlocken? Von Memel bis Straßburg stets das gleiche Schauspiel: Elende Postkarten mit albern häßlichen und lusternen Weibchen, verliebte Szenen, Aufnahmen nach der Natur, in denen Liebende

sich nähern und finden, entsetzlich rohe Gauffzgenen. Der Besoffene und zum Erunt Aufmunternde immer noch die beliebteste Figur, der dicke Bierbauch, die rote Trinkernase, der betrunken im Rinnstein liegende Zecher immer noch die zugkräftigste Marke im Klein-Kunsthandel! Daneben Glücksschweine mit Glücksklee im Maul oder mit Gelbladung auf dem Rücken, auch Prügelsgenen von Eheleuten und der ganze läppische Zug von Osterhasen, die in menschlicher Haltung und Kleidung auftreten, dazu ferner der ganze Gnomen-Unfug, diese albernen Zwerge, die natürlich auch nur zu faulen und zu raufen wissen und die ja auch in den Gärten der Kunstbanausen ihr Unwesen treiben. —

„Das ist deine Welt! Das heißt eine Welt!“

Daneben mühen sich ernste, um das Seelenheil und um die rechte Lebensfreudigkeit ihrer deutschen Brüder besorgte Leute, aus dem reichen Schatz guter, volkstümlicher Kunst einen breiten Strom in das Volk überzuleiten — eine mühselige, bisher undankbare Aufgabe!

Die „Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung“ (Hamburg-Großborstel), auf der Weltausstellung in St. Louis 1904 gerechterweise mit der goldenen Medaille prämiert, ist bestrebt, gute Literatur in die Hände der Jugend zu bringen, hat aber einen schweren Stand der blutdürstigen und sinnen-erregenden Mord- und Brandliteratur gegenüber. Groß sind die Verdienste der Verlage von B. G. Teubner, von R. Voigtländer in Leipzig und anderer durch Verbreitung guter Steindruckbilder, die sich erfreulicherweise den Zutritt in die Schulen, in Hotels, Krankenhäuser und in viele Bürgerwohnungen erkämpft haben. Neuerdings hat, dem Beispiele der Hamburger Lehrerschaft folgend, auch die „Freie Lehrervereinigung für Kunstpflege“ in Hermsdorf bei Berlin den Kampf für die gute Kunst aufgenommen. Wilhelm Rogde, ein feinsinniger Erzieher und Schriftsteller, steht an der Spitze dieser Vereinigung und hat sich mit dem Kunstverlag von Jos. Scholz in Mainz zu löblichem Tun vereinigt. Diesem Bunde verdanken wir jetzt einige ganz vorzügliche Kunstgaben in Heftform: ein Alfred Nethel-Heft, ein Hans Thoma-Heft, ein Heft von Wilhelm Steinhausen „Göttliches und Menschliches“ und schließlich ein Heft „Vom Heiland“ — ein Buch deutscher Kunst, enthaltend 18 ganzseitige Reproduktionen alter und neuer Meister, die das Leben und Wirken des Heilandes darstellen. Das Vorwort bemerkt dazu: „Viel Schönes hat die deutsche Kunst geschaffen, das die Gestalt des Heilands dem Herzen nahebringt, aber nur in wenige Häuser ist die Mehrzahl dieser Bilder gekommen. Zumeist sind es süßliche Bilder, die in das Haus drangen, die nichts geben können von dem milden und doch so herben Wesen, von der gewaltigen, wundertätigen Kraft des Heilands. Das war nicht der Christus, der Messias, den die Bibel uns zeigt, der neu wieder hineingeht in die Hütten und Werkstätten der Menschen, der durch die Jahrtausende herüberraagt. Und doch ward so manches Bild geschaffen, das da zeigt, wie Jesus wirkt durch alle Zeiten, wie er geschaut wurde von großen deutschen Künstlern, der Heiland der deutschen Seele! Darum sammelten wir eine Anzahl solcher Bilder von Dürer bis auf Mackensen in unserm Heilandbuch, daß sie zu stiller Erbauung dienen mögen. So wird das Buch vielen willkommen sein und manchem den Heiland wieder nahebringen, vor allem aber soll es der Jugend frommen. Nichts Schöneres werden Eltern und Erzieher der Jugend zu Festtagen in die Hand geben können, daß sie den Sinn des Sages erfasse, als diese Bilder von der Hand eines Thoma und Albe, eines

Scheurenberg und Klinger.“ Und jedes dieser köstlichen Hefte kostet nur eine Mark! Dazu kommt „Der Wundergarten“, ein Kalender für die deutsche Jugend, der auch fern von jeder einseitigen, unkünstlerischen Tendenz die aus deutsch-vollstämmlichem Empfinden geborene Kunst pflegt und alles Bizarre und Ungefunde ausschließt. Ich erachte es aber für meine Pflicht, auch auf die anderen prächtigen Publikationen der Firma Jos. Scholz in Rainz hinzuweisen und sie gebildeten Eltern aufs angelegentlichste zur Anschaffung zu empfehlen. Die besten Meister haben ihm die Märchen von Dornröschen, Marienkind, Aschenputtel, Rottkäppchen, Hänsel und Gretel, Schneewittchen, Frau Holle illustriert. In Wahrheit: „Eine rechte Erquickung für Auge und Herz... etwas, was eben nur mit dem Begriff meisterlich zu umschreiben ist.“ (Julius Hart.)

Ein prächtiges Familienbuch echt deutscher Art ist auch sein: *Kinderfang — Heimatklang*. Deutsche Kinderlieder. Songsatz von Prof. Dr. Bernhard Scholz in Frankfurt a. M., Bildschmuck von Ernst Liebermann in München. Zu einem außerordentlich billigen Preise wird hier ein mustergültiges, das deutsche Herz und Gemüt in Bild, Wort und Ton wiedergebendes illustriertes Liederbuch geboten. Der künstlerische, durchaus deutsch empfundene Bildschmuck soll die lieben alten Heimatmelodien beleben und dazu beitragen, daß sie gleich wärmenden Sonnenstrahlen in die Herzen der Kinder dringen und ihren Sinn für deutsche Kunst wecken und bilden. Ich kann nur versichern, daß meine drei Knaben in diese Hefte verliebt sind, daß sie ihnen ein gutes Stück ihres Kinderglücks bedeuten. Und nicht minder wertvoll sind die Hefte, die unter dem Sammeltitle „Das deutsche Malbuch“ erschienen sind. Sie bieten Märchen, gezeichnet von Richard Scholz, Landschaften von Hans Thoma, humoristisches von Arpad Schmidhammer, Tierbilder von Richard Scholz, Stilleben von Irene Braun. Jedes Heft enthält vier farbige und vier Schwarz- und Tonseiten, jedes Postkartenmalheft acht farbige und acht Tondruckseiten. Preis je 50 Pf.

Das alles ist so vortrefflich und dabei so billig, daß selbst der unvermögende Mann den Weihnachtstisch seiner Kinder damit versorgen kann. Ich möchte es den Männern wünschen, die für edles Streben ihre beste Kraft einsetzen, möchte es vor allen den lieben Kindern wünschen, daß diese empfehlenden Worte weithin Gehör und Beachtung fänden.

Prof. Ludwig Gurllitt



Am weihnachtlichen Büchertisch

(Es werden in dieser Übersicht keine Bücher besprochen, die im Fürmer bereits im Laufe des Jahres gewürdigt worden sind. Man möge die früheren Besprechungen auch für die Wahl der Büchergeschenke zu Rate ziehn. Im übrigen sei auch auf die Übersichten in unserem Jahrbuche „Am Webstuhl der Zeit“ verwiesen.)

1. Klassikerausgaben, Gesamtwerke und Verwandtes



ie „Klassiker“-Ausgaben dürfen mit Recht einen bevorzugten Platz auf dem reich, allzu reich gedeckten weihnachtlichen Büchertische beanspruchen. Denn sie sollen doch den festen Grundstock jeder Bücherei bilden. Es ist gut, wenn man diese Werke besitzt, auch wenn man sie nicht gleich ganz durchliest. Sie sind aber immer zur Stelle wie gute Freunde in den Stunden,

in denen man das Gespräch mit einem reifen, abgeklärten, ruhig gewordenen Manne braucht. Die Leidenschaft schweige, es walle segnend die Freundschaft. —

Bei Max Hesse in Leipzig ist die vortreffliche Gesamtausgabe der Werke E. E. A. Hoffmanns in neuer Auflage erschienen. (15 Bände in 4 Bände gebunden in der einfachen Ausgabe 8 M.) Drei Selbstbildnisse Hoffmanns, ein Faksimile seiner Handschrift und zwölf, die Originale seiner Ausgaben wiederholende Illustrationen sind hier beigegeben. Eingeleitet wird die Ausgabe durch die wertvolle Biographie aus der Feder des verstorbenen Grisebach, der wie wenige Gelehrte unserer Zeit die höchste philologische Genauigkeit mit vollendetem künstlerischen Geschmac vereinigte. Daß von der Ausgabe bereits die zweite Auflage gedruckt werden mußte, beweist, daß sie ihre Aufgabe erfüllt hat. Hier war eine möglichst umfassende Gesamtausgabe in der Tat am Plage. Denn die früheren Ausgaben ließen viel zu wünschen übrig, und auch für die breite Leserschaft ist eine solche Gesamtausgabe sehr erwünscht. Hoffmann war ein viel größerer Künstler, als er in der Werthschätzung unseres Volkes dasteht. Daß er einer der genialsten Erzähler aller Zeiten gewesen ist, wird heute kaum mehr bestritten. Daß er aber auch einer der feinsinnigsten und eindringlichsten Kritiker war, über den wir jemals verfügt haben, kann man jetzt aus dieser Ausgabe um so besser ermessen, als ihr dieses Mal auch die musikalischen Schriften beigegeben sind. Freilich gerade hier steht die Textbearbeitung nicht auf der Höhe. Grisebach war nicht musikalisch und hat leider auch keinen Musiker zur Mitarbeit herangezogen. So sind gerade die Notenbeispiele durch viele Druckfehler entstellt. Der Schaden ist ja leicht gutzumachen, da wir in den „Büchern der Weisheit und Schönheit“ die ausgezeichnete Ausgabe der musikalischen Schriften Hoffmanns von Edgar Jstel besitzen. — Die Biographie Grisebachs wird auch viele der zäh festgehaltenen Irrtümer über Hoffmanns Charakter und Lebenswandel zerstreuen und endlich dieser eigenartigen Dichterercheinung, in der das vertegenste Romantikerthum sich mit tüchtigem Bürgertum verschmolz, den verdienten Ehrenplatz in der Geschichte des deutschen Geisteslebens verschaffen. Die Ausgabe sei warm empfohlen. Da sie sogar in der Luxusausgabe nur 15 M. kostet, ist sie zum Weihnachtsgeschenk für Literaturfreunde vorzüglich geeignet.

Als vollständig neue Gabe sind im gleichen Verlage dann Freiligraths sämtliche Werke in zehn Bänden, gebunden in zwei, zum Preise von M. 4 erschienen. Der Herausgeber Ludwig Schröder hat eine eingehende, vielfach auch neues Licht verbreitende Biographie von 120 Seiten vorangeschickt. Auch hier sind Bilder und Handschriftproben beigegeben. Diese Ausgabe bietet textlich viel mehr, als die „gesammelten Dichtungen“, die bisher als einzige umfassende Sammlung der Lebensarbeit Freiligraths bekannt war, denn sie umfaßt alle Versdichtungen Freiligraths, soweit sie überhaupt zugänglich waren. Von der großen Übersetzungsarbeit, die Freiligrath geleistet hat, ist dagegen neben Byrons Mazeppa nur wiedergegeben, was Freiligrath selbst der Aufnahme in seine gesammelten Dichtungen gewürdigt hatte.

Besonders willkommen wird dann die ziemlich umfassende Sammlung der Briefe des Dichters sein, die diese Ausgabe beschließt. Bei der Anordnung der Briefe hat der Herausgeber nach Möglichkeit jene Reihenfolge hergestellt, die Freiligrath selber getroffen hat. Das scheint an sich ja das Beste zu sein; doch wäre es in diesem Falle viel praktischer, wenn jene Trennung in Eigenes und Übersetzungen, die Freiligrath bei den einzelnen Sammlungen einschlug,

für die ganze Ausgabe durchgeführt worden wäre, so daß wir also sämtliche eigenen Dichtungen Freiligraths hintereinander bekommen hätten und auf der anderen Seite die Übersetzungen. Das wäre nach meinem Dafürhalten für die Würdigung des Dichters Freiligrath passender und auch viel übersichtlicher.

Willkommen ist auch die Auswahl der Werke von Ernst Freiherr von Feuchtersleben (5 Teile in einem Bande Nr. 2.—). Ein Mann, den Friedrich Hebbel so schätzte, daß er sich der Mühe einer Gesamtausgabe seiner Werke unterzog, verdient sicher, nicht nur genannt, sondern in seinem Besten auch genannt zu sein. Richard Guttman hat hier eine sehr gute Auswahl getroffen. Auf die tüchtige Lebensbeschreibung folgt eine sorgfältige Auswahl der in ihrer einfachen Form und schlichten Empfindungsweise ansprechenden Gedichte, an die sich die Sammlung der treffenden „Aphorismen zur Wissenschaft, Kunst und Leben“ schließt, von denen wir bereits früher im Zürmer Proben mitgeteilt haben. Es folgen dann verschiedene Prosaschriften, Briefe und Tagebuchblätter, und zum Schluß die noch heute lebenskräftige „Diätetik der Seele“.

Auch das Bibliographische Institut in Leipzig baut seine seit langem angesehene Sammlung von „Meyers Klassikerausgaben“ systematisch aus. Es zeugt von höchstem buchhändlerischen Verantwortungsgefühl, daß hier eine große Zahl längst eingeführter Ausgaben durch neuere, nunmehr hinsichtlich der Textkritik und der Beigabe des wissenschaftlichen Apparates von Lesarten und Anmerkungen allen Anforderungen entsprechende ersetzt wurden. In der Hinsicht ist die weitaus bedeutsamste Neuerscheinung die Gesamtausgabe von Heinrich von Kleists Werken. Erich Schmidt hat sich mit Georg Vinde-Pouet und Reinhold Steig so in die Arbeit geteilt, daß der letztere die kleinen Prosaschriften, Vinde die Ausgabe der Briefe übernahm. Diese Briefsammlung umfaßt jetzt einen stattlichen Band von 500 Seiten. Man kann Kleists Briefe als selbstgeschriebenen Kommentar zu seinem Leben bezeichnen, und sie können als ein Ersatz für die verlorene „Geschichte seiner Seele“ gelten. „Nur wenige Menschen haben so gründlich über sich nachgedacht, haben sich so scharf belauscht und sich und anderen, immer wahre, Rechenschaft über ihr Fühlen, Wollen und Handeln abgelegt, wie Kleist. Dafür hat aber auch niemand das Unheilvolle dieses steten Grübelns über sich selbst, das die Rätsel doch nicht zu lösen vermag, so schwer empfunden, wie er. Es war ihm zuzeiten eine Quelle der Freude, zumeist aber die Quelle der bittersten Leiden.“

Es hat bisher an einer wirklich übersichtlichen Ausgabe dieser Briefe überhaupt gefehlt, und was herausgegeben war, zeigte vielfache textliche Verderbnis, was zum Teil der Willkür der betreffenden Herausgeber, teils aber auch der schwer lesbaren Schrift Kleists zu Lasten kommt. Hier ist nicht nur alles Vorhandene vereinigt und mit allen Mitteln der Textkritik gesäubert, es sind auch noch eine Reihe bisher unberöffentlichter Briefe hinzugekommen. Auch für die übrigen Bände war hinsichtlich der Textkritik für Kleist sehr viel zu tun. Die Arbeit ist jetzt geleistet. Es kommt eigentlich überhaupt eine andere Ausgabe jetzt nicht mehr ernsthaft in Betracht, zumal in der vorliegenden die fünf in einer angenehm mattgrünen Leinwand geschmackvoll gebundenen Bände nur Nr. 10.— kosten. Die biographische Einführung und die Einleitungen zu den einzelnen Werken von Erich Schmidt sind auch in stilistischer Hinsicht wahre Kunstwerke; vielleicht daß sie für den Nichtfachmann zuweilen den reichen Inhalt in zu gedrängter Fassung bieten.

Fast noch schlimmer als um die Werke Kleists stand es um die Immer-

manns, der überhaupt viel zu wenig bekannt ist. Wir haben nur wenige als Menschen so fesselnde Erscheinungen in unserer Literaturgeschichte, wie diesen aufrechten, urwüchsigcn Mann, den seine Lebensschicksale, wo sie ihm das, was er brauchte, anboten, fast regelmäßig in ein Verhältnis hineinbrachten, daß sie ihn gerade um seiner Aufrichtigkeit willen aufs schwerste quälen mußten, während er andererseits diesen Verhältnissen sich doch nicht entziehen konnte, wenn er überhaupt bestehen sollte. Darunter hat auch Immermanns Dichtertum schwer gelitten. Vor allem ist er vielleicht gerade deshalb erst verhältnismäßig spät zu der Fassung jener Stoffe gekommen, an denen sich seine große Begabung in der glücklichsten Weise erproben konnte. Immermann war zweifellos die genialste Veranlagung, die Deutschland jemals auf dem Gebiete des Zeitromans hervorgebracht hat. Im Gegensatz zum Erziehungs- und Bildungsroman, für den Goethe im „Wilhelm Meister“ das Idealbild aufgestellt hatte, besaß Immermann die Fähigkeit, das Leben der Masse, der gesamten Gesellschaft bis in seine letzten Triebfedern durchzufühlen und aufzudecken. Mit dem Blicke des Historikers dringt er in die Gegenwart ein und steht so an der Spitze jener Entwicklung des Romans, die in Werken Gustows, Freytags und Spielhagens weitergeführt wurde. Er steht nicht nur zeitlich, sondern auch geistig hier an der Spitze, wenigstens mit seiner letzten Schöpfung, dem „Münchhausen“. Dieser „Geschichte in Arabesken“ ist es sehr schlecht ergangen. Dadurch, daß der Dichter den positiven, nicht kritischen Teil so dem kritischen Spiegelbilde der Zeit eingliederte, daß beide Teile unschwer sich auseinandernehmen ließen, ist im deutschen Volke nur das Idyll „Der Oberhof“ bekannt geworden. Aber nur in und mit dem anderen erhält diese wundervolle Dorfgeschichte ihre wahre Bedeutung. Andererseits muß zugegeben werden, daß der ganze Münchhausen nicht nur ein „verwilderter“, sondern auch ein sehr kommentarbedürftiger Roman ist. Er steckt so voller Anspielungen, und der Dichter hat so jede Erscheinung der Zeit in sein Kaleidoskop gesammelt, daß nur mit größter Kenntnis der betreffenden Zeitverhältnisse das Werk in seinem ganzen Umfange verständlich wird. Immerhin, „eine gute Verwirrung ist mehr wert als eine schlechte Ordnung“, und die Arbeit, die das Studium eines Kommentars bereitet, wird hier reich belohnt, indem wir eine für die Entwicklung des deutschen Volkes außerordentlich wichtige Zeit so besser kennen lernen, als durch irgend einen Historiker. Außerdem sind doch so viele dichterische Schönheiten über das Ganze hingestreut und blitzen so viele Leuchtugeln eines hellen Geistes auf, daß wir zur Wissensbereicherung auch noch ein reiches Vergnügen haben. Es mußte nur eben dieser Kommentar geschaffen werden, und das hat jetzt Harry Maync in dieser Ausgabe beim Bibliographischen Institut geleistet. Er hat mit Recht außer diesem großen Zeitroman Immermanns auch noch den anderen, „Die Epigonen“, in seine Ausgabe aufgenommen, dafür dann von den dramatischen Werken nur den „Hofer“ und „Merlin“, und neben Gedichten bloß „Sulfantchen“. Die vielen Einzelschönheiten in allen anderen Werken können über die unzureichende Ausdrucksform des Ganzen nicht auf die Dauer entschädigen. So ist es Maync gelungen, trotz des ausgiebigen Kommentars des umfanglichen Apparates von Lesarten und Paralipomena und der reich bemessenen Einführungen zu den einzelnen Werken mit fünf Bänden auszukommen, die ebenfalls gebunden Mk. 10.— kosten. — Es steht zu hoffen, daß nun in dieser vorzüglichen und handlichen Ausgabe Immermann endlich bei einer geistig hochstehenden Leserschaft die ihm gebührende Stellung gewinnen wird.

Wenig nur brauche ich zu sagen über die Reuter-Ausgabe des Bibliographischen Instituts, die von Wilhelm Seelmann besorgt ist. Es gibt hier die Gesamtausgabe in sieben Bänden und eine etwas kürzere in fünf. Jeder Band gebunden M. 2.—. Auch bei Reuter ist, was für die Bearbeitung des Textes, für Anmerkungen, Einleitung und für das Wörterbuch getan werden konnte, geschehen.

Diesen größeren Ausgaben des Bibliographischen Instituts seien zwei Einzelbände angeschloffen, die Auswahlen aus den Gedichten Goethes und Schillers bringen. Sie kosten geschmackvoll gebunden nur M. 2.— und M. 1.50. Die beiden Herausgeber der betreffenden Dichter in Meyers Raffiner-Ausgaben, Ludwig Bellermann und Karl Heinemann, haben hier die Auswahl besorgt, was für deren Gediegenheit hinreichend bürgt. Den Gedichten vorangeschickt ist eine kurze Charakteristik; unter dem Text stehen die notwendigen Anmerkungen. Gefreut hat es mich, in der Einleitung zu Goethes Gedichten die vom verstorbenen Paul Möbius in seinem Buche „Das Pathologische bei Goethe“ vertretene Anschauung über das Verhältnis des Goethischen lyrischen Schaffens zu seinem Liebesleben aufgenommen zu finden. Möbius sieht, sicher mit Recht, in der plötzlich und in Unterbrechungen auftretenden dichterischen Schöpferfähigkeit nicht die Folge, sondern die Ursache der ebenso plötzlich auftretenden und wieder verschwindenden erotischen Erregung. Also nicht weil Goethe sich in irgend eine Frau verliebte, erschloß sich ihm der Quell der Lieder, sondern weil in ihm dichterische Kraft wieder aufs höchste angesammelt war und nach Betätigung heischte, warf sich seine Liebe gewissermaßen auf eine Frau, die nun in seinen Kreis trat. Gewiß bleibt so, wie der Dichter gesagt hat, all sein Schaffen Lebensbekenntnis; aber die Stärke der Empfindung ist der Phantasie des Dichters entsprungen. Auf diese Weise erklärt sich dann auch das manchmal schier plötzliche Erlöschen einer starken Leidenschaft. — Bei der Schillerausgabe begrüße ich es, daß Bellermann die herkömmliche Anordnung der Gedichte, die von Gottfried Körner stammt, aufgegeben und durch eine nach der Entstehungszeit bestimmte Folge ersetzt hat.

Wir haben eben den Namen Goethe genannt. Er prangt auf einer schier unübersehbaren Zahl der alljährlichen Erzeugnisse unseres Verlagsbuchhandels. Gewiß läuft da viel Überflüssiges, vielfach geradezu Verfehltes mit unter, aber alles in allem sehen wir hier doch das erfreuliche Bestreben, den größten Künstler und harmonischsten Menschen, den Deutschland oder gar die Welt jemals hervorgebracht hat, uns zu eigen zu machen. Der Fürmer hat in einem der letzten Hefte (August) einen Überblick über die neuere Goetheliteratur gegeben, auf den hiermit verwiesen sei. Inzwischen ist schon wieder einiges nachzutragen. An erster Stelle steht darunter nun die Ausgabe des „Faust“, die Georg Wittowski im Verlag von Max Hesse veranstaltet hat. Es sind zwei Bände, deren jeder broschiert M. 1.20, geb. M. 1.60 kostet. Außerdem hat der Verlag eine sehr feine Ausgabe auf Dünndruckpapier in biegsamem Ledereinband veranstaltet, die beide Bände umfaßt und trotz des großen Umfangs von 850 Seiten gut in der Tasche getragen werden kann. Diese kostet M. 6.—. Ich wünsche dieser Ausgabe die weiteste Verbreitung. Der erste Band enthält außer dem sorgfältig überwachten Text beider Teile der Dichtung den „Urfaust“ und alle Entwürfe und Skizzen. Der zweite Teil bringt dann alles, was für Leser von allgemeiner Bildung nützlich sein kann, um ihnen die größte deutsche Dichtung im ganzen und einzelnen zu erschließen“.

Wir erhalten eine Darstellung der Faustdichtung und Faustsage von Goethe, dann die ganze Entstehungsgeschichte von Goethes „Faust“, eine eindringliche Darstellung der Handlung, eine Abhandlung über Idee, Form und die Charaktere der Dichtung; dann die Bühnengeschichte des „Faust“; ferner die Zusammenfassung der vorhandenen Literatur und ausgiebige Erläuterungen zu den gesamten Texten. Es wird sich natürlich über Einzelheiten mit Wittkowski rechten lassen; anerkannt muß bleiben, daß er hier eine fleißige und geschmackvolle Arbeit geleistet hat. Jedenfalls hat keine der bisherigen Faustausgaben so in handlichem Format alles vereinigt, was man zum Genuß des einzigartigen Meisterwerkes braucht.

Eine andere Ausgabe, die vorläufig nur den ersten Teil der Faustdichtung umfaßt, ist im Gutenbergverlage zu Hamburg erschienen (Mt. 8.—). Sie strebt mehr den Charakter der Prachtausgabe an, ist groß gedruckt und mit Vollbildern und Buchschmuck von Ernst Liebermann ausgestattet. Ich schätze diesen Künstler sehr hoch und bedaure um so mehr, feststellen zu müssen, daß ich diese seine Arbeit an „Faust“ für verloren erachte. Es geht diesem Dhylliker ganz und gar das Faustische ab, so daß er sich schon in der Gestaltung von Faust selber völlig vergriffen hat. Sein Faust ist ein sehr ansehnlicher Bürgersohn, aber nichts weniger als die Verkörperung eines Menschen, der für uns der Inbegriff des Wahrheitsforschers, des immer strebend sich Bemühenden sein kann. Um so besser sind Liebermann die Zeichnungen zu einem anderen, im gleichen Verlage und in gleicher Ausstattung erschienenen Buche gelungen, das ich um so rückhaltloser empfehlen kann. Es umfaßt das „Waltarilied“, „Den armen Heinrich“ und „Die Lieder der alten Edda“ in der Übersetzung der Brüder Grimm. Alles was wir von diesen Altmeistern bekommen haben, verdient als Volksgut gehegt zu werden. Hier wird es außerdem in einem prächtigen Gewande dargeboten, so daß wir gerade dieses Buch, das Mt. 5.— kostet, zum Geschenke warm empfehlen können.

In den Bannkreis Goethes gehören auch zwei neuere Veröffentlichungen des Inselverlags, die beide auch dem verwöhntesten Bücherliebhaber ein wahres Ergötzen bereiten dürften. Das eine ist Goethes „Werther“ in ganz getreuer Nachbildung der ersten Ausgabe dieses Buches. Das ist nicht so lediglich äußere Bücherliebhaberei, wie es auf den ersten Blick scheinen möchte. Von Goethe selbst besitzen wir ein Briefstempel vom 3. Juli 1824, wo er ein halbes Jahrhundert nach dem Erscheinen seines Meisterwerkes der Weigandschen Buchhandlung den Vorschlag macht, das Büchlein genau nach der ersten Ausgabe abzudrucken. „Es ist in der letzten Zeit viel Nachfrage danach gewesen, ich habe sie (die erste Ausgabe) selbst in Auktionen zu gesteigertem Preise zu erhalten gesucht. Der erste Abdruck in seiner heftigen Unbedingtheit ist's eigentlich, der die große Wirkung hervorgebracht hat; ich will die nachfolgenden Ausgaben nicht schelten, aber sie sind schon durch äußere Einflüsse gemildert, geregelt und haben denn doch nicht jenes frische, unmittelbare Leben.“ Nun ist achtzig Jahre später der Wunsch des Dichters erfüllt worden. Allerdings an einen so kostbaren Einband hat Goethe damals nicht gedacht; er ist hier ganz in gutem braunen Leder.

In gleichem Einband tritt dann auch ein ganz getreuer Nachdruck der „25 Lieder“ vor uns, die Korona Schröter 1786 in Weimar erscheinen ließ. Korona Schröter, von der Goethe rühmte, „es gönnte ihr die Muse jede Günst, und die Natur erschuf in ihr die Kunst“, hat Goethe gerade in jenen ersten

Weimarer Jahren, in denen er Wieland als ein „junger Gott“ erschien, so nahe gestanden, wie kaum eine zweite Frau. Ihre Lieder hatten an ihm einen warmen Verehrer. Mit Recht; es sind ganz einfache, aber echt empfundene, sinnige Schöpfungen, die vor allen Dingen auch dem Worte des Dichters ihr höchstes Recht lassen. In der Geschichte des Liedes hat Korona Schröter sonst keine Geltung; ihr anmutiges Talent entbehrte wirklicher Eigenart, war wohl auch nicht sorgsam genug gepflegt, um über einen achtbaren Dilettantismus hinauszukommen. Aber diese Lieder, die sie, in der Goethe ein „Ideal verkörpert sah, das Künstlern nur erscheint“, in jenen köstlichsten Weimarer Tagen sang, werden vor allem in so prächtvoller Ausstattung sicher jedem Literaturfreund ganz besonders willkommene Gabe sein. Diese beiden Festgaben sind allerdings auch dem Preise nach Festgaben; sie kosten M. 22.— und (der Werther) M. 20.—, werden aber, da sie nur in einer einmaligen, ganz beschränkten Auflage gedruckt worden sind, bald ebenso zu den bibliographischen Seltenheiten gehören wie die Ausgaben, die sie so getreu uns vorführen.

Weiteren Kreisen erschwinglich ist dagegen die „Wilhelm Ernst-Ausgabe deutscher Klassiker“ vom Inselverlage. Diese Bände sind bekanntlich in biegsamem roten Leder gebunden und auf Dinndruckpapier gedruckt. Unsere Klassiker können nun hier tatsächlich ständige Begleiter werden. In einem schmächtigen Taschenbuche kann man bei sich tragen, was in gewöhnlichen Ausgaben mehrere Bände füllt. Es ist auch rein körperlich eine Wonne, in diesen Büchern zu lesen. Schillers Werke liegen jetzt in sechs Bänden vollständig vor (M. 24.—); von Goethe die Romane und Novellen in 2 Bänden (M. 11.—).

Es bedarf einer gewissen Überwindung, um neben dem Namen unserer besten Dichter den August von Ros ebue s auszusprechen, wozu wir gezwungen sind, wenn wir in dieser Übersicht die geschichtliche Aufeinanderfolge wahren wollen. Aber gewiß hat unser Zeitalter, in dem die „Luftige Witwe“ und das „Susarenfieber“ über ein Jahr lang das Theater beherrschten, keine Berechtigung zu der beliebten hochmütigen Aburteilung des ja geradezu sprichwörtlich gewordenen Lustspiieldichters, wenn gerade Goethe für ihn eine gewisse Wertschätzung bewahrte. Und das war der Fall, und zwar keineswegs als Ausdruck einer zufälligen einmaligen Stimmung, sondern in Urteilen, die sich über zwanzig Jahre erstrecken. So äußerte Goethe zu Riemer 1805: „Nach Verlauf von hundert Jahren wird sich's schon zeigen, daß mit Rosebue wirklich eine Form geboren wurde.“ 1817 heißt es in einem Briefe an Knebel: „Denn er bleibt in der Theatergeschichte immer ein höchst bedeutendes Meteor,“ und acht Jahre später berichten die Gespräche an Eckermann: „Was zwanzig Jahre sich erhält und die Neigung des Volkes hat, das muß schon etwas sein. Wenn er in seinem Kreise blieb und nicht über sein Vermögen hinausging, so machte Rosebue in der Regel etwas Gutes.“ Wie groß war doch Goethe in der Fähigkeit, den Wert auch der seinem Wesen fremdartigsten Erscheinungen zu begreifen! Wie war er doch auch in allen Kunstfragen so durch und durch der Mann der Wirklichkeit, der mit den Verhältnissen rechnete, wie sie nun einmal sind! Die neuere Kunstästhetik schwärmt so viel in den verstickenen Höhen einer rein künstlerischen Kultur herum; darüber hat sie sich um das Tiefland, ja um das Mittelland nicht gekümmert. So haben wir heute die Tatsache der völligen Verfälschung und Verlotterung unserer Unterhaltungskunst, zumal gerade im Theater. Jedenfalls wäre es angebracht, daß wenigstens

unsere Literaturhistoriker sich die Mühe nähmen, einige Werke von Rosebue kennen zu lernen. Und dazu ist sehr gut Gelegenheit geboten in einer bei Eduard Kummer in Leipzig erschienenen Sammlung ausgewählter Lustspiele, die broschirt M. 3.— kosten. Der Band bringt überdies ein alphabetisches Verzeichnis von Rosebues sämtlichen Theaterstücken und eine ganz vernünftige Einleitung aus der Feder Georg Böttichers. —

Die scharfe Verächtlichmachung Rosebues, dessen künstlerische Schwächen wir ja keineswegs verkennen wollen, so wenig wie die schwachen Seiten seines Charakters, rührt wohl von der Romantik her; die war ja gewiß in manchen Dingen Goethes Geist, den sie so oft zum Schutzpatron anrief, eng verwandt, ließ dafür aber gerade jene wunderbarste Eigenschaft Goethes, alles aus den tatsächlichen Zuständen heraus anzusehen und zu beurteilen, durchaus vermessen. Wir stehen gegenwärtig im Zeichen der literarischen Neubelebung der Romantik, von deren reinstem Vertreter, Novalis, wir soeben wieder eine neue Ausgabe erhalten. Nach verschiedenen vorangehenden Versuchen wird wohl diese vom Wiener Literaturprofessor Jakob Minor besorgte vierbändige Ausgabe von „Novalis Schriften“ (Jena, Eugen Diederichs 4 Bände geb. M. 16.—) so etwas wie Endgültigkeit behaupten können. Sie ist nicht nur vollständiger als alle bisherigen, sondern bringt auch die Gedichte in einer zwanglosen und darum doppelt wohlthuenden Ordnung zu übersichtlichen Gruppen. Bei den „Fragmenten“, diesen tiefsten, aber oft auch dunkelsten Bekenntnissen der Romantik wird eine endgültige Festlegung ja wohl niemals möglich sein. Minors Auswahl und Anordnung ist stichhaltig begründet. Die Parallipomena zu den Hauptwerken sind abgedruckt, ebenso Tiecks Bericht von der Fortsetzung des „Osterdingen“, die inhaltreichen Vorworte der früheren Ausgaben und Justs Biographie. Sorgfältig angelegte Inhalts- und Personenverzeichnisse erhöhen die Brauchbarkeit der auch nach Druck und Ausstattung — wie es sich übrigens bei Diederichs von selbst versteht — vorzüglichen Ausgabe.

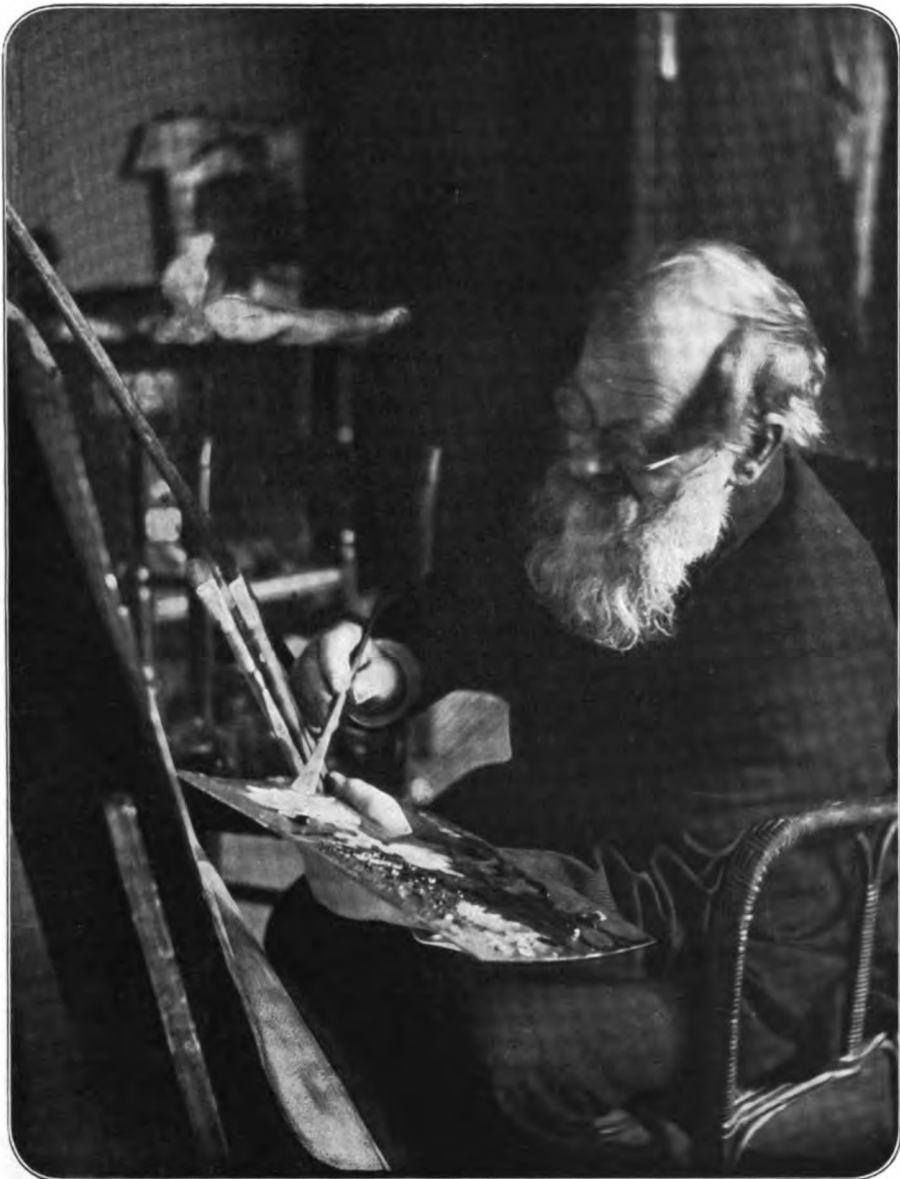
Immer lebhafter wird unser Verlangen nach einer ausreichenden Ausgabe der Werke Friedrich Schlegels. Es wäre endlich an der Zeit, daß dieser leuchtende Geist, aus dem so viele bewunderte Neuere, u. a. auch Nietzsche, in überreichlichem Maße geschöpft haben, unseren Literaturfreunden bekannt würde. Dazu kann aber nur eine gute und ziemlich ausgiebige Ausgabe seiner Schriften verhelfen. Diese finden wir auch in der heurigen Bücherernte nicht. Dafür hat der Inselverlag von jenem Werke Schlegels, das seinen Ruf begründete, das aber andererseits auch am meisten zu zwiespältigen Beurteilungen Anlaß gegeben hat, von der „Lucinde“, eine Liebhaberausgabe veranstaltet, die in der äußeren Erscheinung durchaus den Charakter der alten Originalausgabe trägt. Diese Ausgabe steht nach dem äußeren Erscheinen neben der oben gewürdigten Ausgabe von Goethes Werther und ist auch nur in fünf-hundert Exemplaren gedruckt worden (Preis M. 10.—). Mit der „Lucinde“ sind hier vereinigt die innerlich und äußerlich dazu gehörigen „vertrauten Briefe über Lucinde“ von Friedrich Schlegel und Schleiermacher. Eine Einleitung von Rudolf Frank sucht eine Würdigung der Dichtung und des Dichters zu geben. Das Buch wird ja nur einen beschränkten Abnehmerkreis finden. Die dichterische Neubelebung des Werkes dürfte kaum möglich sein, ist vielleicht auch nicht einmal wünschenswert; aber man sollte nicht verkennen, daß es für die Erkenntnis der Romantik zum wertvollsten psychologischen Material gehört.

Über dieses Wesen der Romantik bringt, leider in einer etwas allzu gesuchten und darum nicht immer ganz verständlichen Sprache, einige wertvolle Gedanken die Einführung, die Wilhelm Meißner einer Auswahl von Novellen Ludwig Tieck's vorausgeschickt hat, die unter dem Titel „Die Reise ins Blaue hinein“ bei Wiegandt & Grieben, Berlin (brosch. M. 4.50) erschienen ist. Auch Tieck's Stellung als Prosadichter scheint mir hier richtig gekennzeichnet zu sein. In dieser beschränkten Auswahl werden Tieck's Novellen auch heute noch überall dankbare Leser finden.

Dem Wesen der Romantik entsprach von allen Literaturgattungen vielleicht keine mehr, als das Märchen. Romantischen Dichtern verdanken wir auch die besten Kunstmärchen unserer Literatur. Es wäre an sich ein guter Gedanke, die schönsten dieser deutschen Kunstmärchen in handlichen Ausgaben dem deutschen Hause darzubieten. Freilich durfte dann gerade eine solche Ausgabe nicht von literaturgeschichtlichem Gesichtspunkte aus geschaffen werden. Aufsehr von solchen Grundsätzen aber hat sich Leo Berg in seinem Buche „Deutsche Märchen des 19. Jahrhunderts“ (Berlin, W. Hüpeden & Merzbn, kart. M. 5.—) leiten lassen. Von literaturgeschichtlichem Standpunkte ist es ja wertvoll, von Wieland, Goethe, Graf v. Benzel-Sternau, Novalis, Tieck, Arndt, Gottlieb, Hebbel, Platen, Hoffmann, Musäus, Hauff, Immermann und Brentano ein charakteristisches Stück ihrer Märchenschöpfungen zu erhalten, zumal Berg dem Ganzen eine kluge Einleitung vorausschickt. Aber wie ärmlich ist es doch, wenn aus dem wunderbaren Horte der Brentanomärchen just nur das vom Baron von Hüpfenstich mitgeteilt ist, das obendrein nur die eine Seite Brentanos, seinen Übermut, hervortreten, von seiner herrlichen Naturbelebung, seinem wunderbar tiefen lyrischen Empfinden aber gar nichts ahnen läßt! Ebenso ließe sich gegen die Auswahl bei den anderen Dichtern mancherlei einwenden. Aber es war offenbar Berg's Bestreben, die verschiedenen Arten des deutschen Kunstmärchens einigermaßen zu charakterisieren, und das ist ihm innerhalb der vom Umfang vorgeschriebenen Grenzen ja auch gelungen.

Von der Romantik zu Eduard Mörike ist nur ein Schritt. Wir haben ja jetzt eine große Zahl von Ausgaben der Werke des Dichters. Neben ihnen allen behauptet noch einen eigenartigen Platz die Ausgabe seiner „Gedichte“, die Franz Deibel in der bekannten „Pantheonausgabe“ des Verlages von S. Fischer in Berlin veranstaltet hat. Sie ist nicht nur ausgezeichnet durch das handliche Format, den schmucken Lederband, sondern auch durch den Versuch der Anordnung der Gedichte nach ihrem Entstehungsjahr. So gibt sie ein Bild von Mörikes dichterischer Entwicklung (M. 3.—).

Ein Hebbelbuch schließe ich hier an. Die Tatsache, daß es unter dem denkbar unglücklichsten Titel erscheint, darf uns von der Empfehlung nicht abhalten. Dieser Titel lautet: „Durch Irren zum Glück“ und vereinigt aus den Tagebüchern Hebbels die persönlichsten Bekenntnisse über sein eigenes Werden, über seine Werke, über seine Auffassung von Kunst und Künstlern. Die Auswahl ist in Behrs Verlag, Berlin, erschienen und kostet nur M. 2.—. Der Titel ist denkbar verkehrt, weil er eine völlig irrige Auffassung von der Persönlichkeit Hebbels verrät. Der Mann, der von sich sagen konnte: „Von allen Arten der Sehnsucht kenne ich nur noch die nach Saten“, darf nicht auf diese Weise als Glücksfucher gekennzeichnet werden. Man könnte Goethe's Wort anziehen, daß das höchste aller Erdengüter eben die Persönlichkeit sei,



Prof. Ed. v. Gebhardt



Aufnahme von Dr. Erwin Quedenfeldt, Düsseldorf 1907

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

und danach sagen, daß Hebbels ganzes Streben auf die Entwicklung dieser seiner Persönlichkeit, auf die Betätigung nach allen Richtungen hin eingestellt gewesen sei; aber da das bei ihm eigentlich von Kindheit an der Fall war, hat er eben auch nicht geirrt. Er konnte zweifeln, manchmal ist er fast verzweifelt, aber irren konnte er deshalb nicht, weil seine Persönlichkeit allen äußeren Widerwärtigkeiten zum Trotz immer sieghaft blieb und sich immer durchsetzte. Gerade die vorliegende Auswahl aus den Tagebüchern ist der bereichste Beweis für diese Tatsache.

Der Rahmen der sogenannten Klassikerbibliothek hat sich, wie auch aus den vorangehenden Besprechungen hervorgegangen ist, stetig erweitert. In Verlegerkreisen ist jenes oft angeführte Wort entstanden: „Klassisch ist, was nichts kostet.“ Gemeint ist, was keine Verfasserhonorare mehr beansprucht. Wir haben in obigem meistens Ausgaben besprochen können, bei denen die Verleger diese Ersparnis an Honoraren für den Verfasser auf die außerordentlich sorgfältige, wissenschaftlich eindringliche Bearbeitung der Ausgaben verwendeten, überdies so billig lieferten, daß nun diese Bücher wirklich Gemeingut werden können. In neuerer Zeit macht sich in erfreulicher Weise in steigendem Maße das Bestreben geltend, auch noch nicht honorarfreie Werke in billigen Volksausgaben zu verbreiten. Ich habe im Oktoberheft auf den hohen Wert, aber auch auf die Notwendigkeit hingewiesen, daß das geschehe, und dabei gleichzeitig zwei charakteristische Unternehmungen dieser Richtung empfehlen können. Es war die Gesamtausgabe der Werke Schöffels, die der Verlag von Adolf Bonz in Stuttgart zum Preise von M. 9.—, geb. M. 12.— auf den Markt bringt, und die ebendort erschienenen ausgewählten Volks Erzählungen Heinrich Hans Jakob (fünf Bände M. 7.50, geb. M. 12.—). Möge dieses Beispiel rege Nachahmung finden.

Es kommt dabei aber ausdrücklich auf die Billigkeit dieser Ausgaben an. Ich glaube nicht, daß die Verleger von Gottfried Keller, Anzengruber, Gustav Freytag, R. F. Meyer, Fontane, Ebner-Eschenbach, Raabe, um nur ein paar herauszugreifen, es geschäftlich zu bedauern hätten, wenn sie Volksausgaben der Werke dieser Männer veranstalteten. Leichter sind die Verleger ja zu gewinnen für Gesamtausgaben neuer Schriftsteller. So hat der Verlag von S. Fischer in Berlin dieses Jahr gleich drei derartige veranstaltet: von den Werken Gerhart Hauptmanns, die bereits vollständig ist, mir aber nicht vorliegt, ferner von den gesammelten Werken Richard Dehmels und den Prosaschriften Hugo v. Hofmannsthals. Dehmels Werke sind auf zehn Bände berechnet, von denen bisher drei zu je M. 3.— erschienen sind. Hofmannsthals „prosaische Schriften“ werden in vier Bänden vorliegen, von denen bisher erst der erste erschienen ist (M. 5.—).

Man mag im einzelnen sich zu diesen Dichtern stellen wie man will, man wird jeden der drei genannten als außerordentlich charakteristische Erscheinung unserer zeitgenössischen Literatur ansprechen müssen. Die Kenntnis ihrer Werke gehört zum unentbehrlichen Besitzstande des Literaturfreundes, der zum zeitgenössischen Kunstschaffen ein wirklich lebendiges, zum selbständigen Urteilen berechtigendes Verhältnis gewinnen will. Bei Hofmannsthal wird man sich allerdings unter Umständen mit sehr wenigem begnügen können, wenn man nicht ein näheres Verhältnis zu ihm findet. Denn er ist eigentlich immer derselbe ästhetische Geist, der seine überfeine Kultur im Grunde lediglich formal uns vorlebt. Ich glaube auch, daß ihm selber an eigentlicher Wirkung wenig ge-

legen ist. Er gefällt sich selber so gut, daß diese Abspiegelung seines Selbst ihm den höchsten Genuß bereitet. Der Gegenstand, an dem er sich so versucht, ist dann fast gleichgültig, so wenig es verkannt werden soll, daß auch auf die Gegenstände durch den eigentümlichen Standort des Betrachters oft ganz neue Lichter fallen.

2. Im Zeichen der Weltliteratur.

Nur eng begrenzt sei die Auswahl aus den zahlreichen Versuchen, unseren Besitz an Weltliteratur zu vermehren. Vom geschichtlichen Standpunkte aus steht hier an der Spitze eine große Veröffentlichung des Insel-Verlags, der in 12 Bänden eine vollständige deutsche Ausgabe der „Erzählungen aus den tausend und ein Nächten“ bringt. (Jeder Band in Leder geb. 7 Mk.) Der Titel heißt hier so „Tausend und ein Nächten“; mir wäre lieber, man hätte den alten beibehalten, der sich sprachlich nicht so widerwillig dem Gehör fügte. Eines der wichtigsten Literaturwerke der Welt wird uns damit in einer allen Ansprüchen genügenden Ausgabe dargeboten. Ich bedaure nur, daß dem Volke, das doch in der Sprachbeherrschung auch heute noch die erste Stelle einnimmt, eine Übersetzung aus zweiter Hand vorgelegt wird. Wir haben doch sicher Orientalisten, die nicht nur über die Sprachkenntnisse, sondern auch über die dichterische Sprachbeherrschung verfügt hätten, um nach dem Original arbeiten zu können. Ich denke da zum Beispiel an Paul Horn, der in seinen hervorragenden Darstellungen der Geschichte der arabischen, persischen und türkischen Literatur ganz vorzügliche Übersetzungsproben gegeben hat. Ich möchte damit das Verdienst von Felix Paul Greve nicht schmälern, der nach der englischen Ausgabe von Burton arbeitet. Seine Übersetzungen wahren den Duft des Erotischen und lesen sich trotzdem sehr leicht und gefällig.

Es fällt mir schwer, den Zauber zu erklären, mit dem dieses wunderbare Buch mich auch jetzt wieder so festgehalten hat, daß ich die fünf bisher erschienenen Bände jeweils nach Erscheinen geradezu verschlungen habe. Man kennt ja diese Geschichten bereits aus seiner Kinderzeit, doch wird man immer wieder aufs neue gefesselt. Es ist so ganz anders als bei unserer Romantik, wie hier Wirklichkeit und Wunder mit geradezu kindlicher Selbstverständlichkeit ineinander verwoben werden. Bald wird einem das Wunderbare zum Natürlichen, vielleicht deshalb, weil ein einzigartiger Realismus der Darstellung und Schilderung das Wunderbarste in schier greifbare Nähe rückt, oder auch, weil überall dieselbe Weltanschauung so sieghaft hervortritt: die Übermacht Gottes auf der einen Seite, die rückhaltlose Hingabe an das sinnliche Leben auf der anderen. Dazu dann der unvergleichliche Reichtum an kulturgeschichtlichem Material, das stete Leben in den dichterischen Werken einer reichen und künstlerischen Kultur; endlich dann noch dieses vollkommene Gefühl von Volk als einer großen Einheit, in der König und Bettler, Gelehrter und Dummkopf, Mann und Weib schließlich Kinder desselben Geistes und desselben Empfindens sind. — Die vorliegende Ausgabe ist die erste vollständige deutsche. Sie gehört nur in die Hände von Erwachsenen wegen der sehr oft ungemein derben Ausdrucksweise auf dem Gebiete des Erotischen. Das ist aber auch die einzige Einschränkung, die ich zu machen habe.

Eine wundervolle Festgabe beschert uns dann auch der Verlag von Max Basse mit seiner Ausgabe von Dantes Werken (in Leinen geb. 2 Mk., feine Ausgabe 3 Mk., Luxusausgabe 4 Mk., Liebhaberausgabe auf Dünndruckpapier

in echt Pergament 6 Mk.). Selbst für die an letzter Stelle genannte Liebhaberausgabe ist der Preis spottbillig. Der Band enthält nämlich auf etwa 1000 Seiten eine ausreichende Darstellung von Dantes Leben mit sieben Abbildungen. Eine chronologische Übersicht der Zeitgeschichte ist angefügt. Dann folgen die Übersetzungen vom „Neuen Leben“ und der „Göttlichen Komödie“ mit reichlichem Kommentar. Endlich in einem vierten Bande die ungemein fleißige Arbeit: „Dante in Deutschland“, eine Bibliographie von Werken seit 1550, die sich mit Dante dichterisch befassen oder Übersetzungen enthalten. Ein ausreichendes Verzeichnis der wissenschaftlichen Werke über Dante, Angabe sämtlicher illustrierten Ausgaben und eine Übersetzungstafel, bei der dieselbe Franzeska da Rimini-Episode in 52 verschiedenen Übersetzungen vorgelegt wird. Die riesige, in diesem Buch eingeschlossene Arbeit hat Richard Zoosmann geleistet. Was er als Übersetzer darbietet, gehört zweifellos zu den glänzendsten Leistungen der gesamten deutschen Übersetzungsliteratur. Zoosmanns außerordentlicher Sprachgewandtheit ist es gelungen, die Widerhaarigkeit des Erzählensvermögens scheinbar spielend zu überwinden. Hier ist jetzt endlich das Mittel dargeboten, womit jeder sich Dante zu eigen machen kann. Und es kann so eine Zeit kommen, wo dieser, deutschem Blute entstammte Dichter, dieser Speergewaltige — denn das bedeutet sein Name Albigier, der uns zu Unrecht in der italienischen Form Alighieri geläufig ist — uns ebenso zu eigen wird wie der andere Speerschlüttele (Shakespeare). — Wem der ganze Dante zu umfangreich ist, der greife zu der Auswahl, die der Anteband der „Bücher der Weisheit und Schönheit“ ebenfalls in Zoosmanns Übertragung bietet, ein Band, der die bedeutendsten Partien der „Göttlichen Komödie“ vermittelt.

In letzter Stunde geht mir noch die zweite Auflage von Paul Pochhammer's „freier Bearbeitung“ der „Göttlichen Komödie“ zu (Leipzig, Teubner, 8 Mk.). Der durch seine Begeisterung hinreißend wirkende Dante-Enthusiast hat das Vermaß der Stanze gewählt und will durch die gedrängtere Fassung vor allem das Verständnis für den Inhalt der gewaltigen Dichtung fördern. In der Tat erreicht er durch sein Buch wie durch seine bekannten Vorträge vor allem die Erweckung wirklicher Teilnahme, so daß dann der Wille entsteht, zu Dante zu kommen. Und wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg. Der von P. gegebene muß dem Ziele nahebringen.

In eine ganz andere Welt, die aber auch nur aus dem Geiste Alt-Italiens voll zu genießen ist, führen die „Altitalienischen Novellen“ (2 Bde., geh. 6 Mk., Leipzig, Insel-Verlag), die Paul Ernst ausgewählt und verdeutscht hat. Wirklich verdeutscht, so daß nur noch die Namen nach Italien weisen. Welch köstliche Erzählungskunst, die durch Einfachheit der Auffassung die schwierigsten Fragen löst. Wirklich ein Jungbrunnen für den durch Psychologie und realistische Schilderung ermüdeten Leser. Da uns im gleichen Verlage auch das „Dekameron“ Boccaccios vollständig vorliegt (3 Bde., geh. 10 Mk.), ist dieser klassische Novellenschatz für uns gewonnen. Bald wird er vermehrt sein durch eine vollständige Ausgabe der bedeutenden Novellen des Cervantes (Ebd., 2 Bde., geh. 8 Mk.), die auch noch auf dem Weihnachtstisch bereit stehen werden.

Von hier ist ein weiter Abstand zu den anderen, die ich noch erwähnen will. Allerdings in Giosué Carducci, dem glühenden Bewunderer des alten Florentiners, lebte auch etwas von Dantischem Geiste. Seine „ausgewählten Gedichte“ werden uns in einer sehr schön ausgestatteten Ausgabe

vom Insel-Verlag für M. 5.50 dargeboten. Die Übersetzung von Bettina Jacobson liegt sich gut, kann allerdings, was Kraft der Sprache und des Rhythmus betrifft, mit der von Otto Händler, die ich früher hier empfohlen habe, keinen Vergleich aushalten. Doch mag man gern beide Ausgaben nebeneinander haben, da sie sich vielfach ergänzen.

Nur zu erwähnen brauche ich die deutsche Ausgabe von A. L. Kiellands „gesammelten Werken“, die der Verlag Georg Meiseburger in Leipzig in sechs Bänden (geb. 30 M.) darbietet, denn Poppenberg hat im achten Jahrgange (2. Band, Seite 250 ff.) die Bedeutung dieses nordischen Gesellschafts-schilderers ausführlich gewürdigt. Seine Satire der Gesellschaftsmoral, die ausgezeichnete Entwicklung der Klassenunterschiede, die scharfsichtige Kennzeichnung der Macht der zumeist in so scheinheiligem Gewande einhergehenden Lebenslüge, hat ihre Berechtigung für die ganze Welt, trotzdem Kielland so durchaus Norweger ist. Die Übersetzung von Dr. Friedrich und Marie Leskien ist ausgezeichnet. In dieser Ausgabe ist auch Kiellands letztes Werk „Rings um Napoleon“ enthalten, das in der ungeheuren napoleonischen Literatur einen Ehrenplatz beansprucht, weil es ebenso unmittelbar wie eindringlich uns die eigenartige, überragende Größe Napoleons zur Empfindung bringt. Denn wir erleben hier, wie Kielland selber beim Studium der napoleonischen Zeit diese ungeheure Größe erlebt, und werden Mitempfänger der Freude, die ihn angesichts dieser Erscheinung ergreift. Mit ihm verstehen wir dann den Menschen Napoleon und seine Wirkung. So können diese Bände als sehr gute literarische Nahrung fürs Haus empfohlen werden.

Zum Schluß sind die Volksausgaben zu nennen, die die Deutsche Verlagsanstalt von drei Romanen Emil Sola's veranstaltet hat: „Der Zusammenbruch“ (geb. 3 M.), „Lourdes“ (geb. M. 3.50), „Rom“ (geb. 4 M.). Ich kann es nicht leugnen, daß ich einen gewissen Ärger empfinde angesichts dieser billigen Volksausgaben. Ich gönnte sie so manchem tüchtigen deutschen Buche. Wie wäre hier zu helfen, wenn ein 600 Seiten starker, auf gutem Papier gut gedruckter Band gebunden für 3 M. dargeboten würde! Verdient Sola deutsche Volksausgaben? Ich wage die Frage höchstens für den „Zusammenbruch“ zu bejahen. Diese — von Einzelheiten und wenigen Breiten abgesehen — großartige Darstellung des deutsch-französischen Kriegs ist nicht nur künstlerisch bedeutend, sondern verdient auch gerade, weil sie von der „anderen Seite“ kommt, in Deutschland viel gelesen zu werden. Aber „Lourdes“ bietet dichterisch eigentlich nur in der Bewegung der Masse und in dem wahrhaft episch großen Eingang hohe künstlerische Schätzung. Stofflich weiß ich nicht, wie es gerade Anspruch erheben könnte, ein deutsches Volksbuch zu werden. „Rom“ vollends ist in der Vollständigkeit doch eigentlich geradezu langweilig. Also hier ist zweifellos übertriebener Eifer am Werke gewesen. Wenn ein solcher schon entfaltet werden soll, so möge er wenigstens deutschen Dichtungen zugute kommen.

3. Literaturgeschichte und Biographien

Es ist in folgendem keine eingehende Kritik der hier angezeigten Werke beabsichtigt. Diese wird für einzelne von ihnen bei sich darbietender Gelegenheit in umfanglicherem Maße geboten werden. Wir wollen nur darauf hinweisen, was uns in der kaum überschaubaren Masse hierher gehöriger neuer Erscheinungen als besonders für weihnachtliche Geschenkwerte in Frage zu kommen schien.

Von den deutschen Literaturgeschichten erscheint in neuer Auflage zunächst das zweibändige Werk von Eduard Engel (Leipzig, G. Freitag). Während die zweite Auflage gegenüber der ersten nur wenig verändert war, bezeugt diese dritte aufs neue den bewundernswerten Fleiß ihres Verfassers, der die Ergebnisse der Kritik genau verwertet hat und auf möglichste Vollständigkeit bestrebt gewesen ist. Ich kann hier im allgemeinen auf die Kritik hinweisen, die Friedrich Henhard im Türmer über das Buch gegeben hat.

Inzwischen ist schon wieder eine neue, ebenfalls auf zwei Bände angelegte „Deutsche Literaturgeschichte“ erschienen von Alfred Biese (München, Beck'sche Buchhandlung). Einstweilen liegt nur der erste, bis Herder reichende Band vor (geb. M. 5.50). Biese ist durch eine sehr gute Arbeit über die deutsche Lyrik seit einem Jahrzehnt wohl bekannt, hat andererseits in seinen Aufsätzen über „Pädagogik und Poesie“ sich als fein empfindender Schulmann und gerade für die Übermittlung ästhetischer Erkenntnisse hochbegabter Lehrer erwiesen. Seine Literaturgeschichte teilt diese Vorzüge. Sie sucht nirgends nach einer besonderen Eigenart, behandelt aber den Stoff mit offensichtlichlicher Liebe und großer Warmherzigkeit. Dem Verfasser scheint Wilmar als Vorbild vorgeschwebt zu haben, und er möchte wohl das allmählich veraltende Buch dieses hochverdienten Mannes ersetzen. Man wird natürlich das Erscheinen des zweiten, beträchtlich umfangreicher geplanten Bandes abwarten müssen, bevor man darüber urteilen kann, ob das Buch auch gegenüber der neueren Zeit sich als zuverlässig erweist, wie in diesen der Vergangenheit gewidmeten Abschnitten. Außer mit 36 Bildnissen ist der Band auch noch durch etliche Handschriftproben geschmückt.

Ganz andere Ziele als diese umfangreichen Werke stellt sich die „Deutsche Literaturgeschichte“ von Karl Storr (Stuttgart, Muth'sche Verlagsbuchhandlung, geb. M. 6.—), die soeben in vierter und fünfter Auflage erschienen ist. Dieser äußere Erfolg beweist, daß ein Buch, das wie dieses die Mitte zwischen Leitfaden und umfangreicher Literaturgeschichte hält, einem Bedürfnis entgegengekommen ist. Durch straffe Gliederung des gesamten Inhalts ist es hier ermöglicht, den großen Stoff doch in allem einzelnen so ausgiebig zu behandeln, daß das Buch gerade als Nachschlagewerk wohl kaum versagen wird. Es hat sich dann auch als Handbuch für die Schüler höherer Lehranstalten und vor allen Dingen auch als Hausbuch eingeführt.

Im Grunde noch weiter gefaßt, als in diesen Gesamtdarstellungen der deutschen Literatur, ist das Thema in einem auf eine größere Zahl von Bänden — bis jetzt liegen vier vor — angelegten Werke „Die Deutschen, Unsere Menschengeschichte“ von Moeller van den Bruck (Minden i. W. S. C. C. Bruns, durchschnittlich jeder Band M. 3.—). Ich kann hier auf das Werk nur im allgemeinen hinweisen, da es durch eine oft eigenartige Auffassung zu näherer Auseinandersetzung zwingt, für die hier der Raum fehlt. Immerhin kann ich die Bände empfehlen, am liebsten allerdings doch nur für reifere Leser, die nicht gerade aus diesen Büchern die erste ausgiebige Behandlung der betreffenden Persönlichkeiten kennen lernen. Moellers Absicht ist, jene Menschen uns vorzuführen, in denen die wesentlichsten Eigenschaften des deutschen Volkstums ihm scharf ausgeprägt erscheinen. So sollen wir dann umgekehrt jene Kräfte und Mächte erleben, aus denen eine ausgesprochen deutsche Kultur hervorgehen kann. Die bisher erschienenen Bände behandeln „Verirrte Deutsche“, die an der tiefen Problematik des deutschen Wesens scheitert sind

oder sich doch wenigstens nicht zur Klarheit durchzuarbeiten vermochten, wie Christian Günther, Lenz, Grabbe, von neueren Conradt, Peter Hille. Unter „Führende Deutsche“ sind Hutten, Luther, der große Kurfürst, Schiller, Bismarck und Nietzsche (!?) behandelt; „Verschwärmte Deutsche“: Eckhart, Paracelsus, Böhme, Hölderlin, Novalis, Fechner und Nombert. „Entscheidende Deutsche“: Friedrich der Große, Winkelmann, Lessing, Herder, Kant, Fichte. Man wird schon aus dieser Aufzählung erkennen, daß es sich um die Betätigung eines eigenartigen Geistes handelt. Das Buch ist keineswegs eine verkappte Sammlung von Essays, die nur unter einem großen Titel nebeneinandergestellt sind; vielmehr ist jeder einzelne Charakter so auf breitem Hintergrund seiner Beziehungen zur Zeit und zum gesamten nationalen Leben herausgearbeitet, daß wir doch eine umfassende Geistesgeschichte erhalten.

Viel enger umgrenzt ist der Stoff, den Wilhelm Dilthey in seinem Buche „Das Erlebnis und die Dichtung“ (Leipzig, Teubner M. 4.80) behandelt. Es sind vier Aufsätze, von denen jeder für sich selbständig ist. Die über Lessing, Novalis und Hölderlin kann man als abgeschlossene Darstellung ihrer inneren Entwicklung bezeichnen. Der zweite Aufsatz „Goethe und die dichterische Phantasie“ charakterisiert dann schon durch den Titel das mehr, worauf es Dilthey überall eigentlich ankommt: die Erforschung der dichterischen Phantasie, ihres Verhältnisses zu dem Stoff, die ihrem Schaffen eigentümlichen Grundgestalten usw. Gewiß ist gerade bei dieser Betrachtungsweise der Subjektivität des Verfassers weitester Spielraum gegeben, aber man wird Dilthey das Zeugnis nicht versagen können, daß er mit der gebotenen Ehrfurcht und Scheu in das Heiligtum künstlerischen Schaffens eingetreten ist, daß er hier nicht rationalistisch klarmachen will, was in seinen letzten Gründen immer ein Geheimnis bleiben muß, sondern uns die Empfindungen eines für künstlerische Reproduktion hochbegabten Menschen vorlebt. Hier liegt dann außer dem schönen wissenschaftlichen Ergebnis ein starker erzieherischer Wert zur Kunstbetrachtung. So kann dieses Buch warm empfohlen werden.

Zwei andere Bücher behandeln mehr sachliche Literaturstoffe. Hermann Graef bietet unter dem Titel „Deutsche Volkslieder“ (Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik M. 3.—) eine ästhetische Würdigung unseres Volksliedes. Das Buch will nicht so tief schürfen wie Böckels im letzten Septemberheft des Fürmers gewürdigte und hiermit abermals empfohlene „Psychologie der Volksdichtung“. Aber es bietet in fließender Sprache eine warmherzige Darstellung der wesentlichen Lebenseigenschaften des deutschen Volksliedes. Manche schöne Bemerkung über Form und Ausdrucksmittel, glückliche Zusammensetzung inhaltlich verwandter Gruppen, erfreuen auch den Fachmann. Als Ganzes ist das Buch in hohem Maße geeignet, die Freude am deutschen Volksliede zu steigern und so am besten zu seiner lebendigen Bewahrung beizutragen.

Ins Gebiet der vergleichenden Literaturgeschichte greift dann über Wolfgang Goltzer mit einem stattlichen Bande „Eristan und Isolda. In den Dichtungen des Mittelalters und der neuen Zeit“ (Leipzig, S. Hirzel, M. 8.60). Nach einem kurzen Überblick über die Eristanforschung wird der Ursprung der Sage nach ihren stofflichen Bestandteilen und deren Herkunft untersucht, danach eine älteste, in die Mitte des 12. Jahrhunderts zu verlegende dichterische Fassung (der Eristanroman) aus späterer Überlieferung wieder erschlossen. Im einzelnen wird dann an der Hand der erhaltenen Dichtungen verfolgt,

wie der Stoff in Frankreich, Deutschland, England und Skandinavien umgestaltet worden ist. Nachklänge des Eristanromanes, Novellen führen uns bis zu Hans Sachsens Tragödie. In umfanglichem Maße werden sodann die Eristandichtungen der Neuzeit gewürdigt; auch die Wirkung, die der Stoff in der bildenden Kunst ausgeübt hat — hier ist aber doch wohl Vollständigkeit noch lange nicht erreicht —; endlich gipfelt das Buch in der Würdigung von Wagners herrlichem Musikdrama, das als die höchste Erfüllung und mächtigste Vertiefung des viel gewanderten und viel gewandelten Stoffes gepriesen wird.

Neben diese Werke allgemeineren Charakters treten eine Reihe von Darstellungen einzelner Gebiete. Einen außerordentlich reichen Gegenstand behandelt wenigstens im Nachweis des Stoffes Friedrich Noack in seinem Buche „Deutsches Leben in Rom 1700 bis 1900“ (Stuttgart, Cotta. 6 Mk.). Der Verfasser wollte keinen Beitrag zur Kunstgeschichte liefern, obwohl sein Buch sich natürlich zumeist mit Künstlern beschäftigt, sondern geht den gesamten Beziehungen des deutschen Kulturlebens zu Rom nach. Damit gelingt ihm allerdings in ganz unerwarteter Weise, den denkenden Menschen bzw. den Besucher Roms darauf hinzuweisen, „daß auf diesem unvergleichlichen historischen Boden es noch etwas anderes, dem deutschen Volke näher Liegendes zu beobachten und zu erforschen gibt als klassisches Altertum, Papstgeschichte und italienische Kunstentwicklung, nämlich das Leben und Wirken der Deutschen selbst“. Wenn man die Quellennachweise und die mit größtem Fleiß bearbeitete Namenübersicht einliest, begreift man es, daß der Verfasser zeitweilig auf den Gedanken kam, eine bloße Materialsammlung zu geben. Wir sind ihm zu Dank verpflichtet, daß er davon absah und lieber selber bereits die sichtende Arbeit vollzog. Er bietet in seinen möglichst an das Tatsächliche gehaltenen und sich streng an die geschichtlichen Begebenheiten bindenden Darlegungen doch demjenigen, der zu lesen versteht, ein vorzügliches Mittel, jene Gebiete, die ihn besonders reizen, noch eingehender zu studieren. Es wird hier sehr viel ganz neues Material geboten. Die genaue Nachforschung der Archive der römischen Pfarreien bot Überraschendes, das auch vielfach rein äußerliche Dinge berichtete, als da sind Jahreszahlen, Örtlichkeiten und dergleichen. Das letzte Kapitel, das sich der unmittelbaren Gegenwart nähert, hätte vielleicht manchen Namen noch aufnehmen können; so sollte eigentlich Hartleben und sein Kreis nicht fehlen. Gewundert habe ich mich auch, in den Literaturnachweisen den Namen G. v. Graevenitz nicht zu finden, der doch in seinem schönen Buche „Deutsche in Rom“ ein ganz verwandtes Gebiet, allerdings mehr mit Beschränkung auf künstlerische Fragen behandelt hat.

In diesem Zusammenhange sei gleich auf ein vor Jahresfrist erschienenenes vortreffliches Buch hingewiesen, das jenen Abschnitt aus dem Leben deutscher Geschichte in Rom behandelt, an den wir immer mit der größten Begeisterung und dem lebendigsten Gefühl für die Bedeutung der ewigen Stadt auf unser Geistesleben denken. Es ist das Buch über „Goethes römische Tage“ von Julius Vogel (Leipzig, E. A. Seemann. 8 Mk.). Der Verfasser ist Kunsthistoriker und geht hauptsächlich davon aus, die Bedeutung, die die bildende Kunst während Goethes römischem Aufenthalt gewann, darzustellen. Dazu hat er ein ganz allgemeines Kulturbild des damaligen römischen Lebens entworfen. Wir erhalten hier also keinen Kommentar etwa zu Goethes „italienischer Reise“, sondern ein prächtiges Zeitbild oder genauer eine Reihe von

Zeitbildern, aus denen Goethe sich immer so abhebt, wie die Staffage in einer Landschaft. Der hervorragende Kunstverlag hat nicht nur ein Bild Goethes nach einer Radierung von Héroux beigegeben, das, vom Fischbeinschen Goethe ausgehend, die Züge des klassischen Gesichtes kräftiger herausarbeitet, sondern außerdem 32 Tafeln mit Bildnissen, Plänen und Stadtansichten. Allen Kunst- und Literaturfreunden muß dieses Werk große Freude bereiten.

Da wir nun schon den Namen Goethes genannt, möge sich der Schillers anschließen. Der Schwäbische Schillerverein bietet einen zweiten Band des zuerst im Jahre der Schillerfeier herausgegebenen „Marbacher Schillerbuches“ (Stuttgart, Cotta, 7,50 M.). Der Herausgeber Otto Gintter bietet vor allem in einer großen Zahl von Briefen an Schiller und aus dem Schillerkreise, dann auch in etlichen noch unbekanntem Briefen von Schiller selbst wertvolles Material zur Kenntnis des Dichters. Mehr in die Zeitgeschichte gehörend die Abhandlungen über die ersten Darsteller der „Räuber“. Andere Aufsätze behandeln dramaturgische Fragen, so „Schillers Massenszenen auf der Bühne“ von Eugen Kistler. Außerdem bringt der Band eine sehr fleißig gearbeitete und unter hohen Gesichtspunkten geordnete Übersicht über die Schillerfeier des Jahres 1905 von Adolf Dörrfuß. Die Stellung dieser Feier in den geistigen Bewegungen der deutschen Gegenwart wird zum Spiegelbilde unseres heutigen geistigen Lebens und ist der kräftigste Beweis für die Tatsache, wie der Feuergeist und gewaltige Mann Schiller das ganze Leben seines Volkes bis in die letzten Verzweigungen befruchtend durchdringt.

Willkommen ist die neue Biographie „Shakespeares“ von Max J. Wolff (München, Beck'sche Buchhandlung, 2 Bde. 12 M.). Der Verfasser bietet hier einerseits eine Lebensbeschreibung des Dichters, die alles Tatsächliche nach dem neueren Stande der Forschung verarbeitet. Mit Recht hat er aber in seiner Arbeit vor allem ästhetische Zwecke verfolgt und verlegt den Schwerpunkt in eine eindringliche Analyse der Werke Shakespeares, bei der die psychologische Nachzeichnung und Nachforschung der Charaktere den breitesten Raum einnimmt. Der Verfasser hat hier einen sehr freien Standpunkt bewahrt, von dem aus er ohne eigentliche Polemik sich mit den oft recht seltsamen Gedankengängen der Shakespeareforschung abfindet. Das Buch ist außerordentlich klar und überzeugend geschrieben. Seit dem prächtigen, leider viel zu wenig bekannten Werke von Wilhelm Weg: „Shakespeare vom Standpunkt der vergleichenden Literaturgeschichte“, aus dem das vorliegende Buch viel schöpft, hat mich kein Werk über den gewaltigen Herzenskündiger so angesprochen wie dieses, über das ich noch eingehender zu sprechen haben werde.

Sumeist mit Persönlichkeiten unserer klassischen und romantischen Literaturperiode befaßt sich Amanda Sonnenfels in ihrem Buche „Dichterinnen und Freundinnen unserer großen Dichter“ (Berlin, Teubner, 5 M.). Format und Ausstattung sind noch etwas ungefügiger als der Titel, und leider läßt auch die Sprache zumal an Reinheit viel zu wünschen übrig. Sonst aber scheint mir das Buch wertvoll zu sein durch den sehr persönlichen Ton, in dem es gehalten ist, und durch die Tatsache, daß es von einer Frau herrührt. Das Literaturgeschichtliche mag, zumal bei den Romantikern, nicht immer auf der Höhe stehen, dagegen zeugt die psychologische Beleuchtung dieser so verschiedenartigen Frauen von einer selbständigen und eindringlichen Betrachtungsweise. Oft scheint mir hier die Frau den seelischen Unterströmungen näher gekommen zu sein, als mancher berühmte Literaturgeschichtler. Es werden behandelt:

Charlotte Stein, Charlotte Schiller, Karoline v. Wolzogen, die Gänderode, Bettina, die Frauen der beiden Schlegel, Olga Stiglitz und Annette v. Droste.

Diesem Buche schließt sich nach der Gegenwart hin ergänzend an *Theodor Klaibers* „Dichtende Frauen der Gegenwart“ (Stuttgart, Strecker & Schröder. 3,60 Mk.). Nach einer über die Frauenliteratur im allgemeinen unterrichtenden Einleitung erhalten wir Charakteristiken der Frau Meynsbug, der Dichterinnen Ebner-Eschenbach, Lagerlöf, Buch, Kurz, Böhlau, Stram, Wiebig und Voigt-Niederichs. Auch wenn man nicht überall die Einschätzung des Verfassers teilt, wird man diese auf gründlicher Kenntnis beruhenden Charakteristiken mit Nutzen studieren.

4. Briefe.

„Briefe gehören unter die wichtigsten Denkmäler, die der einzelne Mensch hinterlassen kann. Was uns freut oder schmerzt, drückt oder beschäftigt, löst sich vom Herzen los, und als dauernde Spuren eines Daseins, eines Zustandes sind solche Blätter für die Nachwelt immer wichtiger, je mehr dem Schreibenden nur der Augenblick vorschwebte.“ Diese Worte Goethes entstammen der Zeit, in der der deutsche Brief wirklich diese hohe Aufgabe erfüllte. Langsam hatte er sich aus den Fesseln der herbömmlichen Phrase befreit und war einer ein starkes Innenleben führenden Zeit zum Bekenntnismittel geworden. Vom ersten Drittel des 18. Jahrhunderts beginnt dann die künstlerische Freude am Brieffschreiben, nicht etwa so, daß etwas Absichtliches dabei wäre, sondern jene Freude, hier das Mittel zu haben, sich frei zu sprechen, alles sagen zu dürfen. Der Brief ist für die einzelnen, was Goethe von seiner Dichtung sagt. So steigt das bis in die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts. Mit dem „jungen Deutschland“ beginnt dann schon zuweilen ein fatales Schielen nach der Öffentlichkeit, als ob sich der Brieffschreiber immer bewußt gewesen wäre, daß seine Briefe wahrscheinlich einmal gedruckt werden. Und seither ist es weiter bergab gegangen. Heute ist die Möglichkeit gegeben, sich häufiger zu sehen; andererseits verderben Postkarte, Telegramm und Telephon den Briefstil. Die neu erwachende Bewegung zu einer umfassenden, das gesamte Leben mehr durchdringenden künstlerischen Bildung hat nun wohl allgemein das Empfinden dafür geweckt, daß diese Bildung sich nirgendwo schöner zeigen könnte als im Briefe, der einzigen selbstschöpferischen literarischen Tätigkeit, zu der der Nicht-Berufsschriftsteller kommt. Noch ist es wohl kaum zu einer Besserung des allgemeinen Briefstils gekommen, dafür ist allerseits die Liebe zum schönen Brief erwacht. Dazu wirkt ja zweifellos auch mit die ganze Einstellung unseres Lebens auf psychologische Probleme. Wir hoffen nicht mit Unrecht, unter Zuhilfenahme der Briefe großen Menschen näherzukommen, sie gewissermaßen noch einmal von Mund zu Mund gegenwärtig zu erhalten.

Der Verlagsbuchhandel hat diese Entwicklung getreulich mitgemacht. Während noch vor wenigen Jahren die Briefe mehr als wissenschaftliche Beigabe zu den Werken behandelt wurden und darum zumeist auch in recht schwerfälligem Ußeren daherkamen, gehören sie jetzt zu den beliebtesten Geschenkwerken. Auch auf dem diesjährigen Weihnachtstische liegen eine ganze Reihe hierher gehöriger Werke.

Zu Geschenkzwecken ist nun die größte der mir vorliegenden Ausgaben nur in beschränktem Maße geeignet: „Briefe von und an *Gotthold Ephraim Lessing*“ in fünf stattlichen Bänden mit umfassendem kritischen Apparat.

Das ist wohl doch nur für den Fachmann oder den sehr hingebungsvollen Literaturfreund bestimmt. Wer sich allerdings nicht abschrecken läßt, dem wird die herrliche, aufrechte Männlichkeit Lessings gerade aus seinen Briefen scharf umrissen entgegentreten. Und auch die Briefe an ihn sind in diesem Zusammenhange willkommen, weil wir daraus erst recht erkennen, in welchem Maße Lessing der Brennpunkt des literarischen Lebens seiner Zeit war. Im übrigen entspricht diese von Franz Muncker besorgte Ausgabe der Lessingbriefe den höchsten Anforderungen, die man von historisch-kritischem Gesichtspunkte aus stellen kann. Es ist hier alles irgendwie Erreichbare aufgenommen, auch solche Briefe, die nicht mehr vorhanden sind, deren Inhalt nur durch andere zu erschließen ist. Der Verlag von G. J. Göschen in Leipzig hat mit diesen Briefbänden seiner großen, längst anerkanntermaßen besten aller Lessingausgaben die Krone aufgesetzt.

Daß heute in weitesten Kreisen jene Erkenntnis des hohen Wertes von Briefen vorhanden ist, haben vor allem Goethes Briefe bewirkt. Leuchtet uns diese einzigartige, schöne Persönlichkeit aus seinen Briefen doch vielleicht noch klarer, noch strahlender und umfassender entgegen, als aus seinen Werken. Und in diesen Goethebriefen sind neben denen an Schiller jene an „Frau v. Stein“, die er mehr als ein Jahrzehnt „sein liebes Geseß und sein Oratel, seinen Schutzgeist und seinen Seelenführer nannte“, die wichtigsten. Es gab von diesen herrlichsten Liebesbriefen unserer Literatur schon längst die allen philologischen Ansprüchen genügende Ausgabe von Schöll. Dagegen fehlte es an einer wirklich handlichen, zum genießenden Lesen einladenden Ausgabe. Die hat uns jetzt der Insel-Verlag dargeboten. (3 Bände geh. 7 Mk., geb. 10 Mk.) Julius Petersen hat die Ausgabe besorgt, sie mit einer schönen Einleitung versehen und an Anmerkungen wohl reichlich genug hinzugefügt. Man wird gerade bei diesen Briefen kaum mit einer Auswahl vorliebnehmen wollen. Dagegen haben wir jetzt als „Briefe von Goethes Mutter“ eine Auswahl aus den zwei Bänden der „Briefe der Frau Rat Goethe“ erhalten, die für das allgemeine Verlangen wohl ausreichen dürfte. (Insel-Verlag, Pappband 2 Mk.) Albert Köster, der die Gesamtausgabe besorgte, hat auch diese Auswahl betreut, aus der die köstliche Persönlichkeit der Frau Uja in ihrer ganzen herzerquickenden Frische spricht. Im Goetheschen Kreise bleiben wir auch noch mit den „Briefen an Fris v. Stein“, herausgegeben und eingeleitet von Ludwig Rohmann (Leipzig, Insel-Verlag, 4 Mk.). Diese Briefe sind meistens hier zum erstenmal veröffentlicht und haben ihren Wert vor allem als Spiegelung des weimarischen Lebens zur Zeit unserer Klassiker. Leider sind die Briefe Fris v. Steins, des Lieblings seiner Mutter und Jünglings Goethes, verloren; sie würden sonst sicher dazu beitragen, die Gestalt dieses Mannes, der zum Glück bestimmt schien und später so schweres Leid mannhaft zu tragen mußte, noch lebenswerter zu machen. — An die bereits im vorigen Jahre erschienene, von Dr. Wilhelm Bode besorgte Auswahl von Goethes Briefen in zwei kleinen Bänden (Hamburg-Großborstel, 18. und 19. Band der Hausbücherei der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung, geb. je 1 Mk.) sei bei dieser Gelegenheit erinnert. Ebenso an die von Jonas Fränkel besorgte Ausgabe von Bettina Arnims „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“ (3 Bände bei Eugen Dieterichs, Jena).

Ein schöner Auswahlband sind auch die *Romantiker-Briefe*, herausgegeben von Friedrich Gundelfinger (Verlag Eugen Dieterichs, Jena, 7 Mk.,

geb. M. 8.20 und 9 M.). Der mit dem Bilde Karolines geschmückte Band will eine Geschichte der frühromantischen Bewegung erfassen und ihre Hauptvertreter in persönlichen Bekenntnissen zeigen. Im Mittelpunkte stehen natürlich die beiden Schlegels, Friedrich und Karoline, um die sich die anderen Schlegel, Novalis, Schleiermacher, Schelling, Tieck, Solger u. a. gruppieren. Ein zweiter Band mit Briefen der Spätromantiker soll folgen.

Man darf ruhig in diesem Zusammenhange die zwei Bücher der Bettina v. Arnim anführen, die lange vergriffen waren und nun vom Insel-Verlag in handlichen Ausgaben neu dargeboten werden: „Clemens Brentanos Frühlingstranz“ (geb. 6 M., geb. 8 M.) und „die Gündertode“ (geb. 7 M., geb. 9 M.). Hier ist der Schritt getan, aus Briefen ist ein Kunstwerk gestaltet. Aber das ist doch jetzt auch sicher erkannt, daß viel mehr wirkliches Briefmaterial in diesen Büchern steckt, als man zeitweilig angenommen hat. Aber davon abgesehen. Die Art, wie Bettina in anderer Menschen Wesen sich einzufühlen wußte, ließ sich vielleicht überhaupt nur in dieser Form aussprechen. Nur so war eine künstlerische Mitteilungsweise gegeben, die sich mit dieser einzigartigen Aufdeckung des seelischen Lebens bedeutender Menschen vertrug. Und von alledem abgesehen — es sind einfach köstliche Bücher; wer sich erst in ihrem Wirrwarr zurechtgefunden hat, der wird sie nie mehr missen mögen.

Da ich nun schon einmal von Briefen im strengsten Sinne abgekommen bin, will ich noch rasch ein anderes Büchlein nennen, das zwar nichts von Briefen bringt, aber gleich solchen einen Einblick in die Lebensführung eines Dichters bietet und neben zahlreichen biographischen Aufschlüssen eine Fülle köstlichster menschlicher Züge bloßlegt. Es ist „Eduard Mörikes Haushaltungsbuch aus den Jahren 1843 bis 1847“. Herausgegeben und mit erläuterndem Texte versehen von Walter Eggert-Windegg (Stuttgart, Strecker & Schröder, 4 M.). Was doch Zahlen für Poesie bergen können! Freilich gehört dazu, daß man zu den wenigen Groschen und Gulden materieller Einnahmen und Ausgaben die reichen des Herzens mitbucht, und daß einer wie Mörike hingehet und seiner stets gestaltenden Phantasie in lustigen, aber auch künstlerisch hochbefriedigenden Zeichnungen Lauf läßt. Die schönsten Seiten des Haushaltungsbuches sind hier photographiert und von einem trefflichen Möriketenner in anmutigster Weise gedeutet.

Nun zurück zu Briefen. Zur Feier des hundertsten Geburtstages von Friedrich Th. Vischer sind seine „Briefe aus Italien“ erschienen (München, Süddeutsche Monatshefte, M. 2,50). Der berühmte Ästhetiker war wenig über dreißig Jahre alt, als er diese Briefe schrieb. Der Querkopf des „Auch Einer“ saß damals schon auf seinen Schultern. Aber noch war Vischer jung, vor allem zu Freude und Genuß eingestimmt. Und er hat recht, wenn er in seinem „Lebensgang“, den er in seiner Sammlung „Altes und Neues“ veröffentlicht hat, die Bedeutung dieser Reise für ihn selbst außerordentlich hoch anschlägt, ja sie als geradezu typisch für den Deutschen erkennt. Diese Briefe aus Italien sind in der Tat ein neues Beispiel für „die Tränkung, Umbildung, Befruchtung nordischer subjektiver, zu sehr nach innen lebender Menschennatur durch die große, freie, objektive Natur des Südens, der klassischen Kunst und der Renaissance“.

Willkommen als Spiegelung eines reich bewegten und nach vielen Seiten ausstrahlenden Lebens ist eine größere Auswahl aus den Briefen von

Hoffmann von Fallersleben, die H. Gerstenberg unter dem Titel „An meine Freunde“ (Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt) herausgegeben hat. Es sind über 2000 Briefe von Hoffmann erhalten, von denen etwa der zwölfte Teil hier mitgeteilt ist. Im wesentlichen wurde der Briefwechsel mit den Freunden so herangezogen, daß Hoffmanns ganzes Leben von den frühesten Beziehungen zu den Brüdern Grimm über die langen Wanderjahre hinweg bis zur reichen Arbeitszeit auf Schloß Corvey sich vor uns abrollt. Die dichterische und literaturgeschichtliche Bedeutung Hoffmanns wird jetzt wohl vielfach unterschätzt, wird aber sicher auch wieder gerechter gewürdigt werden; seine nationale Bedeutung kann überhaupt kaum hoch genug angeschlagen werden. Gerade diese Briefe sind sehr dazu geeignet, das Bild dieses trefflichen Mannes uns vertrauter zu machen.

Nur ein einziger Ausländer sei in diesem Zusammenhange erwähnt. Von Gustav Flaubert sind im Verlage J. C. C. Brunz zu Minden zwei Briefbände erschienen: „Reiseblätter“ (brosch. 4 Mk.) und „Briefe über seine Werke“ (Mk. 4,75). Es ist außerordentlich fesselnd, diesen Schriftsteller, der selbst innerhalb der französischen Literatur als sorgfältiger Arbeiter auf einer Stufe für sich steht, in seiner Tätigkeit belauschen zu dürfen. „Die Briefe aus dem Orient“, die in den Reiseblättern enthalten sind, fesseln dann besonders deshalb, weil wir hier den Untergrund und die Stimmungen kennen lernen, aus denen Flauberts phantastischer Roman „Salambo“ erwachsen ist. Da ist auch der peinliche Realist, der sich sonst grundsätzlich nie auf die Höhen des Lebens begab, von seiner urdichterischen Natur in jene Lande hingetragen worden, die noch kein Fuß betrat und kein Auge sah, die nur der wahre Künstler zu erschauen vermag.

5. Sammelwerke und Wörterbücher.

Das Bestreben, die für den einzelnen längst unübersehbar gewordenen Ergebnisse der lange Zeit hindurch auf möglichst beschränkten Gebieten arbeitenden Wissenschaft wieder so zusammenzutragen, daß sie der nach allseitiger Bildung strebende Mensch sich wieder zu eigen machen kann, hat seit der Jahrhundertwende zu verschiedenen großen Sammelwerken geführt. Diese haben ihr Gebiet bald weiter, bald enger umgrenzt, haben sich vielfach aufs 19. Jahrhundert beschränkt, auch wohl bloß eines der großen Sondergebiete herausgegriffen, sind aber alle von dem gleichen Bestreben geleitet, die Ergebnisse der Fachwissenschaften so darzubieten, daß sie der allgemein gebildete Mensch ohne besonderes Fachstudium verstehen kann. Für die mehr philosophische Einstellung zur Weltbetrachtung ist dann ja zweifellos das Ideal, wenn ein einzelner versucht, diese Gesamtübersicht zu geben, in der Art, wie es H. St. Chamberlain in den „Grundlagen des 19. Jahrhunderts“ getan hat. Aber ein derartiges Werk muß natürlich im wesentlichen philosophisch sein, das heißt aus den Ergebnissen eines bereits auf die Unterfützung enzyklopädischer Werke angewiesenen Wissens eine Schilderung der Gesamttätigkeit versuchen. Daneben bleibt unvermindert das Bedürfnis nach Werken, die dieses Wissen selber darbieten, so daß dann der einzelne nicht nur imstande ist, sich über Einzelfragen der Sondergebiete aus logischen Zusammenhängen heraus zu unterrichten, sondern auch dann selber jene Höhe des Wissens gewinnen kann, von der aus ihm persönlich ein Überblick über die geistige Gesamtheit der Menschheit möglich ist.

In größtem Maßstabe kommt diesem Bedürfnis entgegen das riesig angelegte Werk: „Die Kultur der Gegenwart, ihre Entwicklung und ihre Ziele“, herausgegeben von Paul Hinneberg, das seit einem Jahre im Verlage von B. G. Teubner zu Leipzig erscheint. Von diesem in vier großen Teilen angelegten Werke sind zunächst die zwei ersten, die die geisteswissenschaftlichen Kulturgebiete umfassen, in Angriff genommen. Der erste Teil umfaßt Religion, Philosophie und Künste; der zweite Staat und Gesellschaft, Recht und Wissenschaft. Es sind für die Bearbeitung der einzelnen Sondergebiete in diesen beiden Teilen fast 200 Gelehrte gewonnen worden, so daß in jeder einzelnen in sich geschlossenen Darstellung eines Wissensgebietes ein besonders namhafter Vertreter zu Worte kommt. Als gemeinsame Richtschnur ist dann allen gegeben, daß ihre Darstellung sich an den gebildeten Laien wendet und neben Allgemeinverständlichkeit auch die Schönheit der Form zu erstreben habe. Es ist ja ganz selbstverständlich, daß diese Arbeit in ganz verschiedener Weise geleistet wird; trotzdem ist, wie man jetzt bereits überblicken kann, dieses Ziel bisher von allen in anerkennenswertem Maße erreicht worden.

Es wird die Aufgabe besonderer Besprechung sein, über den Inhalt der einzelnen Bände zu berichten und, soweit es einem einzelnen möglich ist, seine Wünsche und Bedenken zu äußern. Hier kam es mir nur darauf an, auf dieses Unternehmen als ein geradezu unvergleichlich schönes Weihnachtsgeschenk für den Gebildeten hinzuweisen; denn es liegen jetzt bereits sieben Bände vor in jener gediegenen vornehmen Aufmachung, die sich bei dem Verlage von selbst versteht. Angesichts der sicher ganz außerordentlich hohen Herstellungskosten sind die Preise so bemessen, daß die Anschaffung des Werkes jetzt während der Erscheinenszeit auch den mit Glücksgütern nicht allzu reich Gesegneten möglich ist.

Der erste Band: „Die allgemeinen Grundlagen der Kultur der Gegenwart“ (geb. 18 Mk.) wendet sich noch an viel weitere Kreise als die späteren Bände, von denen bis jetzt vorliegen: Die orientalischen Religionen (geb. 9 Mk.), Die christliche Religion mit Einschluß der israelitisch-jüdischen Religion (geb. 18 Mk.), System der Philosophie (geb. 12 Mk.), Die orientalischen Literaturen (geb. 12 Mk.), Die griechische und lateinische Literatur und Sprache (geb. 12 Mk.), und vom zweiten Teil die „Systematische Rechtswissenschaft“ (geb. 16 Mk.). Man wird unter diesen sieben Bänden ja schon eine Auswahl treffen können, die den Sonderneigungen des einzelnen entgegenkommt. Der eigentliche Beruf dieses Werkes aber ist natürlich, in seiner Gesamtheit gewissermaßen den Grundstock jeder wissenschaftlichen Bücherei zu bilden.

In viel engerem Rahmen versucht allerdings auch ein viel engeres Gebiet, und dieses wieder mit einer schärfer umgrenzten Absicht, zu behandeln, das von Professor Dr. Eduard Heyl herausgegebene Werk „Moderne Kultur. Ein Handbuch der Lebensbildung und des guten Geschmacks“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, der erste bisher erschienene Band 15 Mk.). Dieses Werk ist auf zwei Bände berechnet, von denen der erste die Grundbegriffe der Kultur und ihr Wirken in der Häuslichkeit, der zweite noch nicht erschienene die Kultur der einzelnen Persönlichkeit in der Familie, in den Beziehungen zur Gesellschaft, zur äußeren Kunsterscheinung, Geselligkeit, Sport, Reisen usw. behandeln wird. Der Herausgeber hat sich für dieses Werk mit Marie Diers, W. Fred, Hermann Hesse, Georg Lehnert, Karl Scheffler und Karl Stord verbunden. Seder dieser Mitarbeiter hat für den ihm zugewie-

nenen Teil natürlich auch die Grundlagen aus der Entwicklung des betreffenden Gebietes nachgewiesen, und gibt auf diese Weise auch eine geschichtliche Darstellung etwa der Musik oder des Sammelns. Im allgemeinen aber sind doch mehr die Probleme der betreffenden Fragen, wie „Kultur und Kunst“ oder „Kunstabildung“, des Verhältnisses der „Kunst zum Leben“, „Kultur und Geschmack des Wohnens“, die Einwirkung fremder Kulturen auf Deutschland usw. behandelt. So will das Ganze mehr ein Erziehungsbuch zu einer wirklich künstlerischen Lebenskultur sein und dürfte in dieser Hinsicht viel Gutes wirken. Hier ist wohl in noch höherem Maße als bei dem an erster Stelle genannten Werke eine wirklich künstlerische Darstellung der betreffenden Gebiete erreicht, wie ja das Ganze den Schwerpunkt nicht so sehr auf die vollständige Behandlung des Stoffes legt, als den Versuch macht, dem Menschen von heute die Wege zu einer von innerer Kultur getragenen Lebensweise aufzuzeigen. Die äußere Aufmachung macht dieses Werk zum Festgeschenke sehr geeignet.

In diesem Zusammenhange sei dann auch auf die ganz vorzügliche „Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens“ hingewiesen, die im Verlage von B. G. Teubner unter dem Titel „Aus Natur- und Geisteswelt“ erschienen ist. Hier liegen zu dem billigen Preise von Mk. 1,25 für das gebundene Exemplar jetzt schon weit über hundert Bändchen vor, in denen bei knappem Umfange auf wissenschaftlicher Grundlage irgend ein wichtiges Gebiet der verschiedensten Zweige des Wissens und der Kunst behandelt wird. Eine reiche Illustration erhöht die Anschaulichkeit. Es ist ja natürlich nicht jedes der zahlreichen Bändchen gleichwertig, aber wirklich ablehnen müßte ich bis jetzt nur die ganz unzulängliche und obendrein im Ton verfehlte „Geschichte der Musik“ von Spiro.

Wenn wir von enzyklopädischen Werken reden, so drängt sich jedem das Wort Konversationslexikon auf die Lippen. Denn längst sind diese Werke aus einem Buche, das „Stoff und Stütze für die Unterhaltung über Staats- und Gelehrtenfachen in geselligen Kreisen“ sein wollte, zu „Nachschlagewerken des allgemeinen Wissens“ geworden. Das Konversationslexikon ist heute das unentbehrliche Hilfsmittel für jedermann. Längst hat man eingesehen, daß es nur im Mißbrauch eine bequeme Stütze für Scheinbildung ist; daß es in Wirklichkeit vielmehr die beste Hilfe gegen Scheinbildung darstellt. Wenn das Konversationslexikon richtig benutzt wird, so ist es der Tod aller inhaltslosen Phrase. Kein Schlagwort braucht unlebendig zu bleiben, denn so unentbehrlich diese Worte sind, die zur rechten Zeit sich dort einstellen, wo die Begriffe fehlen, gerade das Konversationslexikon steht näher vor der Aufgabe, für das Wort den Begriff herauszuarbeiten. Und wer bei jedem Wort, das ihm bei der Zeitungslektüre, im Gespräch aufstößt, sich nicht mit dem bloßen Schall begnügt, sondern wissen will, was dahinter steckt, der hat den sicheren Helfer immer zur Hand. Das Wertvolle ist dabei, daß wir auf diese Weise unserem Geiste auf einmal immer nur die Aufnahme einer nicht zu reichlichen und deshalb leichter verdaulichen Nahrung zumuten. Leider wird das Konversationslexikon ja von den meisten nicht so benutzt, wie es notwendig wäre. Jeder Zeitungsredakteur wird bestätigen, daß z. B. wenigstens $\frac{9}{10}$ der Briefkastenfragen unterbleiben würden, wenn die Leute statt sich die Mühe des Brieffschreibens zu machen und dadurch noch einen Nebenmenschen zu bemühen, einfach nach dem Konversationslexikon griffen.

Wir Deutsche stehen mit derartigen Werken längst unter allen Völkern an der Spitze und es muß den Verlegern dieser großen Werke nachgerühmt werden, daß sie nichts unterlassen, um diese Führung zu behaupten. Man kann vielleicht nirgendwo besser die Fortschritte auf dem Gebiete der Technik des Buchwesens schärfer verfolgen, als wenn man eine alte Ausgabe des Konversationslexikons neben die neue hält. Von den großen Werken dieser Art geht „Meyers großes Konversations-Lexikon“ (Leipzig, Bibliograph. Institut) in sechster Auflage der Vollendung entgegen. Zwanzig geschmackvoll in Kalbleder gebundene Bände für je 10 Mk. umfassen den Riesenstoff, der allein an Illustrationsmaterial weit über 11000 Abbildungen im Texte und nahezu 1500 Bildertafeln enthält, von denen etwa 200 in reichlichstem Farbendruck ausgeführt sind. Das Lexikon hat immer mehr Gebiete in sein Reich gezogen. Heute fehlen auch die „geflügelten Worte“ nicht mehr. Ich weiß zum Lobe des Buches eigentlich nichts Neues mehr zu sagen, als daß mit dieser neuen Auflage die glückliche Verteilung des Raumes, die von jeher ein besonderer Vorzug von Meyer war, noch weiter vervollkommen worden ist. Einen Wunsch kann ich freilich doch nicht unterdrücken. Er betrifft die Behandlung der Musik, die seltsamerweise fast bei allen Sammelwerken in räumlicher und in geistiger Hinsicht zu kurz kommt. Bei Meyer lassen vor allen Dingen die ästhetischen Würdigungen sehr viel zu wünschen übrig, am allermeisten, wo es sich um Komponisten der Neuzeit handelt. Hier wird noch einmal Abhilfe zu schaffen sein.

Als geradezu neue Werke treten zwei andere Lexika vor uns, trotzdem es sich im Grunde nur um Neuauflagen handelt. Aber die siebente Auflage von „Meyers kleinem Konversationslexikon“ (Bibliographisches Institut, Leipzig) ist eigentlich ein neues Buch. Aus den drei Bänden der früheren Auflagen sind jetzt sechs geworden (je 12 Mk.), die über 150 000 Artikel mit etwa 520 Illustrationstafeln umfassen. Es liegen bis jetzt drei Bände vor. Die Fassung des Stoffes ist hier knapper, mehr als erste Auskunft gedacht; die Literaturnachweise sind beschränkt. Das Konversationslexikon ist hier noch mehr ein Handbuch für schnelle sachliche Auskunft. Man wird es deshalb auch neben der großen Ausgabe gern benutzen, zumal es in vielen Artikeln — zufällig fiel es mir sehr beim Theater auf — eine durchaus selbständige Haltung neben dem großen Buche behauptet. Andererseits wird es vor allem jenen willkommen sein, denen die dreimal größere Ausgabe für das große Werk unerschwinglich ist.

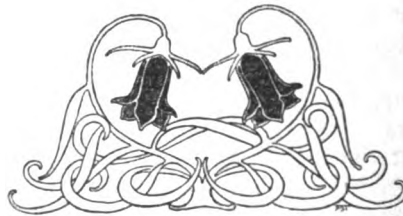
In Zukunft wird man zu den ersten Enzyklopädien auch „Herders Konversationslexikon“ (Freiburg, Herder) zählen müssen, das in der dritten Auflage vollkommen neu bearbeitet worden ist und jetzt acht Bände stark 100 Mk. kostet. Herder hat sehr viele glückliche Neuerungen durchgeführt. Allen voran steht ein wohl durchdachtes, nirgendwo Unklarheit herbeiführendes Abkürzungssystem, durch das auf beschränktem Raume ein großer Inhalt untergebracht werden konnte. Dann besigt dieses Buch sehr viele Übersichtsartikel, die große Zusammenhänge auf knappem Raum darstellen. Auch dieses Werk steht hinsichtlich der sehr reichen Illustration vollkommen auf der Höhe. Die Sonderstellung nimmt Herders Konversationslexikon dadurch ein, daß es eine getreue Spiegelung der katholischen Weltanschauung ist. Es ist mir nicht aufgefallen, daß sich daraus irgend eine Gehässigkeit gegen Unkatholisches ergeben hätte. Der Ton des ganzen Buches ist erfreulich ruhig und sachlich.

So scheint mir auch für die Allgemeinheit eine große Bedeutung in dieser grundsätzlichen Wahrung der katholischen Weltanschauung zu liegen; und zwar in höchstem Maße auch für den Nicht-Katholiken, der nun auf leichteste Weise sich zu jeder Frage die Meinung der katholischen Welt einholen kann. Ich glaube, daß so nicht nur die objektive Beurteilung zahlreicher Fragen gefördert werden wird, sondern auch das Verlangen nach einem mehr friedlichen Nebeneinander der verschiedenen Religionsbekenntnisse. Mit dieser Hoffnung, die einer der schönsten Wünsche ist, die man dem deutschen Volke unter den Weihnachtsbaum legen kann, sei diese Übersicht beschlossen.

Karl Stord

Nachtrag

Nach Schluß der Redaktion erhalte ich noch drei Sammelausgaben, die ich hier wenigstens nennen möchte, um sie damit aufs wärmste zu Geschenken zu empfehlen. Eine vorzügliche, alles Wichtige enthaltende Ausgabe von „Martin Luthers Werken“ fürs deutsche Haus bringt die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart (geb. 6 Mark). In 5 Bänden sind erschienen „Spielhagens ausgewählte Romane“ (Leipzig, Staackmann, geb. 18 Mk.); in 6 Bänden die Gesammelten Werke von Prinz Emil v. Schönauich-Carolath (Leipzig, Bösch, brosch. 10 Mk., geb. 15 Mk.).





Friedenskirche in Düsseldorf



Ed. v. Gebhardt



Ein Meister der religiösen Kunst

Von

Oskar Beyer-Dresden

Kunst ist ein Geschenk des Himmels.“ Dieses Wort Michelangelos scheint seine Bedeutung in unserer Zeit mehr und mehr zu verlieren. Was man heutzutage oft auf dem Kunstmarkt sehen muß, scheint manchmal den allerwenigsten Bezug auf diesen Ausspruch zu nehmen. In unseren Tagen kokettiert man mit Maltechnik und allerlei verschrobenen Posen und Gestalten. Man hat die Kunst nicht zu einer Priesterin des Höchsten, sondern zu einer Dienerin der Tagesfreude gemacht. — Unsere großen Meister haben erkannt, welche Bedeutung der Kunst zugemessen sei. Das ist doch kein echtes Kunstschaffen, wenn man sich abmüht, etwas „Sensationelles“, Aufsehenerregendes hervorzubringen, das die Kritik sofort in Beschlag nimmt und morgen bereits wieder von der Bühne des Tages verschwindet. Nein! Kunst ist etwas Höheres, was bleibenden Wert haben muß! Echte Kunst ist ein Wegweiser zu den lichten, vom Ewigkeitsglanze umstrahlten Höhen des Lebens! Und „Künstler“ sind nicht solche, die irgend etwas „malen“ wollen, um es möglichst schnell zu verkaufen, sondern Künstler sind Propheten, Männer, Persönlichkeiten, die der Welt große Dinge zu verkündigen haben, die hineindringen in das Geheimnis des tiefsten und echten Lebens! —

Die Kunst ist heilig! Man braucht nicht ein spezifisch religiöser Maler zu sein, aber man muß das, was man schafft, als etwas Hohes, Reines und Edles schaffen und nicht, um als „Modemaler“ glänzen zu wollen, auf den Geschmack des Zeitgeistes Rücksicht nehmen! Dies gilt besonders bei der religiösen Kunst. Wo es sich um die höchsten Dinge des Herzens und geistigen Empfindens handelt, muß der Künstler vor allen Dingen seine Werte aus einem glaubensstarken Herzen schaffen! Deshalb muß man sich bei den modernen religiösen Kunstprodukten zuerst fragen: Wo sind die dargestellten Dinge dem Künstler Herzenssache, Bekenntnis, und wo sind sie von ihm nur „als ein geeignetes Motiv“ wegen Stoffmangels dargestellt? — G. F. Watts hat einmal gesagt: „Ich bin zufrieden, wenn ich die Leute bis zur Kirch-

tür führen kann!" Nichts anderes hat der Mann, den man den englischen „Malerpropheten“ nennt, sagen wollen, als daß die echte Kunst ein granitener Meilenstein im Leben ist, mit der Inschrift: Zu Gott! — Ein Mann, der seine Aufgabe als religiöser Künstler heilig, hoch und hehr auffaßt, der bemüht ist, der Welt die großen Heilstaten unsres Gottes nahe zu bringen, ist Eduard v. Gebhardt. In seiner ganzen Kunst will er uns den Jesus der Bibel in deutscher, kerniger Sprache dolmetschen. Denn Jesus steht heute vor uns als die Lösung der letzten und quälendsten modernen Probleme, als der wahrhaftige Gottessohn, durch die exakte Geschichts- und Naturwissenschaft und Philosophie glänzend als solcher bestätigt. Dieser Jesus ist für jeden denkenden, wissenschaftlich gebildeten Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts das „Licht der Welt“ im eigentlichsten Sinne des Wortes. — Kein Mensch ist so oft dargestellt worden wie Jesus. Von jener verborgenen, vom Ewigkeitslichte umflossenen heiligen Katakombenkunst, durch Mittelalter und Renaissance bis hinauf zu unseren Tagen hat man Jesus verherrlicht. Wohl, ihr „tiefsinnigen“ Gegner Jesu, stempelt doch die gewaltigsten Denker- und Künstlerpersönlichkeiten der Welt, die ihr Leben lang nach der Vervollkommnung ihres Jesusideals gerungen haben, zu armen, betrogenen Narren! Der Jesustypus muß der lichteste Strahl und reinste Spiegel der Künstlerseele sein! Die Jesusbilder Gebhardts ziehen als eine gewaltige künstlerische Biographie des Heilands an uns vorüber.

Wir als Deutsche müssen vor allen Dingen den Wert darauf legen, deutsche Kunst zu haben. Auch sie wird auf der Antike und der italienischen Kunst aufgebaut. Aber sie muß deutsche Eigenart, Naivität und Wahrheit als ewiges Erbeil bewahren! Gerade und offen, mannhaft und stark wie deutsche Eichen muß deutsche Kunst zum Herzen des Beschauers sprechen. Wir Deutschen müssen stolz auf unsere Kunst sein. Ein Memling, Eyck, Roger van der Weyden, Lukas von Leyden, Dürer, Holbein, Rembrandt, Cornelius, Overbeck, L. Richter waren echt deutsche Maler. Und deutsch will unser Gebhardt in seiner ganzen Kunst sein. Er sah als Prophet voraus, daß die moderne Zeit sich nicht mit Sentimentalem und „schön“ Gemaltem zufriedengeben würde, sondern daß sie etwas Positives, Starkes, Reales haben will. Darum schuf er eine völlig neue Darstellungsweise der biblischen Erzählungen. Gebhardt knüpfte da von neuem an, wo die alten Meister aufgehört hatten. Seine Darstellungsweise ließe sich nach dem Äußeren in zwei Hauptabschnitte teilen. Im ersten versetzt er die biblischen Gestalten mehr in die reformationszeitliche Umgebung, im zweiten mehr in seine estländische Heimat. Man hat sich bis heute nicht damit zurechtfinden wollen. Man spricht von einer Profanierung des Heiligsten und einem nie dagewesenen Realismus seiner Kunst. Man hatte sich an die zwar innige und heilige, aber mehr katholische Heiligenkunst der Nazarener gewöhnt und die alten deutschen Meister mehr und mehr vergessen. Deshalb konnte Gebhardt nicht viel Beifall zunächst erhoffen. Die alten

deutschen und italienischen Meister taten aber dasselbe, was Gebhardt heute tut. Dürer stellt auf seinem „Allerheiligensbild“, im „Marienleben“, in der „Grablegung“ und in vielen anderen Werken Nürnberger Bürgerleute als biblische Gestalten dar. Holbein malte seine berühmte „Madonna des Bürgermeisters Meyer“ in zeitgemäßem Kostüm; Mantegna, Veronese, Tizian, Raffael brachten die heiligen Vorgänge ihrer Zeit näher, indem sie sie in ihre Zeit hinein versetzten. Rembrandt blickte in das weltentlegene Judengäßchen Amsterdams mit seinem melancholischen zauberhaften Hell Dunkel, hier hat man die Typen seiner weltberühmten Bilder zu suchen. Diese Meister wurden von ihren Zeitgenossen deshalb nicht verkehrt, sondern ihrer viele auf den Händen getragen! Nun soll damit nicht gesagt sein, daß unsere Zeit die biblischen Erzählungen, etwa von den Nazarenern dargestellt, nicht begriffe und sich nicht auch dahinein versenken könnte, aber wir brauchen eine neue, deutsch-evangelische Kunst; wir sind der mehr katholischen traditionellen Kunst müde. Es wäre freilich ein kräftiger Irrtum, wenn man die heiligen Geschichten der Bibel in unser modernes Stadtleben mit seinem Getriebe, Glanz und Flimmer und hohler Eitelkeit versetzen wollte. Diesem Geiste der Genußsucht und Prahlerei steht die Bibel gänzlich fremd gegenüber. Freilich sind auch in der Beziehung Dinge unglaublicher Art geleistet worden. — Auch künstlerisch ist die Zeittracht, wie Gebhardt sie zeigt, glänzend gerechtfertigt. Sie kommt der jüdisch-patriarchalischen Tracht sehr nahe. Die Typen seiner Menschen holt sich Gebhardt ebenfalls aus Estland. Die Bauern dieses Landes, die in echter Frömmigkeit, in schwerer, drückender Arbeit ihr Leben dahinbringen, zeigt uns der Künstler als Glaubensgestalten. Als solche, die im Kampf des Lebens den felsenfesten, unbeweglichen Grund für Leben und Sterben gefunden haben, die vom Jesusglauben durchdrungen sind. Man sieht, diese Gestalten sind dem mit ihnen wohlvertrauten Pfarrerssohne aus der Seele herausgewachsen. Er will durch sie sagen: Charaktere können nur aus dem Glaubensgrunde erwachsen! Gebhardt ist ein Meister der Charakteristik. Er selbst sprach sich einmal ungefähr derart aus: „Ich hatte in meiner Jugend das Glück, scharf ausgeprägte Charakterköpfe in meiner Umgebung zu sehen; dieser Umstand ist meiner Kunst äußerst wertvoll geworden.“ — Allen Seelenfeinheiten weiß er gerecht zu werden. Die humoristisch-freundliche, erstaunte, tiefernste, ja vor Verzweiflung schreiende menschliche Natur stellt er mit schier unerreichter Meisterschaft uns vor die Augen. Es erfordert gewissermaßen ein Studium, ein „Sichhineinversenken“ in die Kunst Gebhardts, ehe man die große künstlerische Gewalt, die drinnen verborgen liegt, bemerkt. Dann erschließt sich uns nach und nach eine fast unerforschliche Tiefe der seelischen Darstellung. Die Meisterwerke der großen Meister, wie Michelangelo, Dürer, Rembrandt u. a. tragen ihr Gesicht gleichsam nach innen zu gekehrt. Zuerst stoßen sie manchmal fast ab, aber nach und nach ahnt man: hier ist der Quell echter, heiligster Kunst! Dasselbe gilt bei Gebhardt. Der Künstler stellt uns seinen Jesus vor

die Seele. Er hat jahrelang gearbeitet, bis er diesen Jesus seelisch völlig durchgeistigt hat. Nicht als eine Lichtgestalt nach außen, sondern nach innen zeigt er uns den Heiland. Wie die Urgestalt des deutschen „Heiland“, nur ins Ernste und Erhabene gesteigert, erscheint mir die Gebhardt'sche Darstellung des Heilands der Welt. Der Christustypus eines Künstlers muß mit der ganzen Macht und Liebe des Herzens geschaffen sein! —

Der Christus der Bibel war nicht der sentimentale, weichmütige „Heilige“, sondern der felsenfeste Mann, der in unerbittlicher Strenge, aber durchdrungen von der Sünderliebe, den Weg für uns nach Golgatha ging, auf den Willen seines Vaters im Himmel! So stellt ihn Gebhardt dar, und so, meine ich, ist er der Heiland für einen jeden von uns, der ihn sucht! —

Von Gebhardts Bildern seien die bedeutendsten erwähnt. Für den Dom zu Reval schuf er noch im Atelier Wilhelm Sohns eine „Kreuzigung“. Sein erstes größeres Bild „Jesu Einzug in Jerusalem“ stieß bei der Kritik auf harten Widerspruch. Ferner ließ er zwei große Kirchenbilder „Kreuzigungen“ erscheinen. Ferner das in Dresden befindliche wundervolle Bild „Pietà“. Die Darstellungen aus der Reformationszeit: „Pendelschwingungen“, „Die Heimführung“, „Disputation“, „Bei der Arbeit“, „Ein Reformator“, „Die Klosterschüler“ u. a. m. Folgende weitere biblische Darstellungen: „Christi Himmelfahrt“ (ein Bild, an dem sich die Kritik vergeblich zerarbeitet hat), das wundervolle „Abendmahl“, worauf die Gestalt des Herrn die herrlichste göttliche Klarheit zeigt, „Die Bergpredigt“, „Jakob mit dem Engel ringend“, ein Bild, das trotz seiner räumlichen Beschränktheit eine ungeheure Wucht und Gedankenfülle offenbart, „Der reiche Mann und Lazarus“, „Jesus und Nikodemus“, „Der segnende Heiland“, als Bringer der göttlichen Liebe durch sein Blut, „Christus vor dem Volk“ skizzenhaft in Rembrandts Manier, „Jesus und der reiche Jüngling“ und „Jesus in Bethanien“, ein Bild von geradezu psychologischer Greifbarkeit. — Besonders gern stellt Gebhardt die Wunder Jesu dar: „Auferweckung von Sairi Töchterlein“, ein Bild aus seiner früheren Zeit, „Das Altarbild“, „Jesus und Petrus auf dem Meere“, „Auferweckung Lazari“ aus den 90er Jahren u. a. —

Überblicken wir die große Reihe der Werke Gebhardts, haben wir uns in ihren tiefen inneren Gehalt mit Liebe versenkt, so kommt es uns nicht im geringsten an, etwa von einem Archaismus seiner Kunst zu reden. Dazu ist Gebhardt viel zu sehr Künstler, der sich nicht in gehaltlosen Auslassungen bewegt, sondern der weiß, wie weit er vom religiösen und künstlerischen Standpunkte aus gehen kann. —

Gebhardt hat als 68jähriger vor kurzem die Ausmalung der Friedenskirche in Düsseldorf, seiner jetzigen Heimat, vollendet. So Gott will, wird er der großen, echten, glaubensstarken Kunst noch manchen Dienst leisten. Unsere echte Kunst wächst nicht mehr aus dem Boden eines gläubigen Vaterlandes empor, sie ist Bekenntnis der Künstlerseele geworden. Und diese Künstler müssen sich bewußt werden, was für eine große Aufgabe sie

haben. Echte Kunst muß die Menschenseelen packen, sozusagen am Rockknopfe fassen und Herz und Nieren prüfen. Das kann aber nicht eine flitterhaft-rotokoartige „Kunst“, leicht wie ein Walzer dahinschwebend, nein, das kann nur tief ernste Kunst, mit dem Stempel der Ewigkeit, nicht auf Akrobatensfüßen des Pinsels und leeren künstlerischen Phrasen, sondern auf dem ewigen Felsen der Wahrheit fußend. Danach müssen wir alle trachten. Und auf solchem Grunde steht Gebhardt mit seiner Kunst.

Wir aber müssen uns freuen, einen so starken, deutschen, evangelischen Meister christlicher Kunst zu haben. Lassen wir das Äußere, wenn es uns noch nicht paßt, beiseite, es bleibt immer noch die Hauptsache! Ich meine aber, es kommt bei Andachtsbildern im Grunde doch nicht auf ethnographische und archäologische Genauigkeit, sondern auf die innere überzeugende Kraft und Wahrheit an! Und wo wir sehen, daß uns die heiligen Gestalten der Bibel mit neuer Macht und Wahrhaftigkeit vor die Seele gestellt werden, da, glaube ich, können wir getrost zugreifen und uns diese heilige Kunst ganz zu eigen machen.

Und bei Gebhardts Kunst können, müssen wir's. Er will ja im Grunde mit dieser felsigen Kunst nichts anderes sein, als ein Mahnruf, ein Wegweiser, ein Führer zu Jesus!



Kunstgeschichtliche Weihnachtsbücher

G ist ein gutes Zeichen für den Ernst, mit dem das Studium der Kunstgeschichte heute in weiten Kreisen betrieben wird, wenn ein Buch wie die „Deutsche Kunst des 19. Jahrhunderts, ihre Ziele und Taten“ von **Kornelius Gurlitt** im Laufe weniger Jahre zur dritten starken Auflage kommt (Berlin, Georg Bondi, brosch. 10 Mk.). Denn dieses umfangreiche Buch hat seine Leser nicht wie so viele derartige Werke durch die Fülle des Bildmaterials gewonnen. Die 48 Abbildungen, die hier beigegeben sind, haben, so gut sie ausgewählt sind, für den Charakter des Buches gar keine Bedeutung und hätten nach meinem Dafürhalten ebensogut ganz fehlen können. Aber dieses Buch ist obendrein nicht ein Nachschlagebuch im gewöhnlichen Sinne, nicht das nie versagende Hilfsmittel in augenblicklicher Verlegenheit, in vorübergehender Auskunftsnot: es ist vielmehr ein Werk, das man eigentlich geschlossen lesen muß, das sicher auch fast jeder, der einmal sich damit beschäftigt, in größeren Abschnitten genießt. Das große Verdienst des Werkes liegt darin, daß es in der Kunst den Ausdruck der gesamten Kultur sieht, daß es darum auch nie eigentlich artistisch ist, sondern überall nachspürt, ob und wie das Leben sich in der Kunst betätigt. Dadurch entsteht zu allem anderen eine viel höhere und vielseitigere Genußfähigkeit, als wenn ein Verfasser lediglich mit irgend einer Ästhetik ausgerüstet ans Kunststaurteilen geht. Sehr förderlich für die geschichtliche Betrachtung der Kunst ist, daß Gurlitt immer auch die Ästhetik der betreffenden Zeit mitsprechen läßt, daß er uns also dartut,

was die betreffenden Zeiten von der Kunst verlangten, warum sie an den und den Erscheinungen Gefallen fanden, während sie andere ablehnten. Wenn er dann unsere vielfach von den zeitgenössischen abweichenden Urteile über das Kunstschaffen ausspricht, so gibt er doch damit gleichzeitig zu, daß im Kunstempfinden unendlich weniger als im Kunstschaffen von Ewigkeitswerten geredet werden kann, daß da alles im Flusse ist. So geht nach meinem Gefühl von diesem aus umfangreichem Wissen heraus geschriebenen Buche auch eine hohe und segensreiche kunsterzieherische Wirkung aus.

Auf viel engerer Grundlage, aber auch aus einer großen Lebensanschauung heraus ist ein empfehlenswertes Buch entstanden, das zum Verfasser den berühmten Grazer Archäologen Joseph Strzygowski hat: „Die bildende Kunst der Gegenwart. Ein Büchlein für Jedermann“ (Leipzig, Quelle & Meyer). Die Arbeit ist aus Vorträgen hervorgegangen, die der Verfasser vor Lehrern gehalten hat. Durch die Notwendigkeit, in einzelnen Vorträgen geschlossene Thematika zu behandeln, hat das Buch den Vorzug erhalten, daß es immer große Entwicklungsgänge zusammenstellt oder eine Fülle einzelner Erscheinungen von einem gemeinsamen Gesichtspunkte betrachtet. Da wir eine Unmasse von Werken besitzen, aus denen man alles Biographische und rein Geschichtliche der Kunst erfahren kann, so sind solche Bücher besonders wertvoll, in denen ein Mann sich ausspricht, der an die Kunst herantritt mit dem Verlangen, von ihr einerseits Lebensinhalt und andererseits Ausdruck des vorhandenen Lebens zu erhalten. Das ist hier der Fall. Es verschlägt dann gar nichts, ob man in vielen Dingen anderer Meinung ist als der Verfasser; die Art der Betrachtungs- und der Genußweise wirkt bereits in hohem Maße erzieherisch. Man lernt daraus nicht Tatsachen der Kunstgeschichte, sondern scharf sein eigenes Gefühl für Kunst und gewinnt sich überhaupt eine künstlerische Weltbetrachtungsweise. So kann ich das übrigens recht hübsch ausgestattete, mit 68 Abbildungen geschmückte Büchlein warm empfehlen.

Schon durch ihr Stoffgebiet nimmt eine bevorzugte Stellung die „Illustrierte Geschichte des Kunstgewerbes“ ein, die in Verbindung mit mehreren hervorragenden Fachmännern Georg Lehnert im Verlage von Martin Oldenbourg, Berlin, herausgibt. Von dem auf acht Abteilungen (zu je vier Mark) berechneten Werke soll bis zum Weihnachtsfeste die erste Hälfte als geschlossener Band vorliegen. Ich habe die Bedeutung dieses Buches im Augustheft des abgelaufenen Jahrganges zu kennzeichnen versucht. Ich freue mich, jetzt feststellen zu können, daß nach den mir vorliegenden drei Abteilungen die hohen Erwartungen hinsichtlich der Bearbeitung des Textes wie für den ganz musterhaften Bildschmuck vollkommen erfüllt worden sind. Sachlich durchaus verständlich werden hier nicht nur die Leistungen des Kunstgewerbes gewürdigt, sondern auch immer das grundsätzliche Verhältnis der verschiedenen Seiten zum Kunstgewerbe berücksichtigt. Von den Bildern sind vor allem auch die Farbendrucke von ganz hervorragender Schönheit. Die Art, wie zum Beispiel auf der Tafel „Roptische Wirkerei“ (aus dem Berliner Kunstgewerbemuseum) die Art des Stoffes und die sehr sorgfältig abgestimmte Farbigkeit der Webefäden herausgekommen ist, verdient höchste Bewunderung. Da wir hier die erste zusammenfassende Darstellung dieses wichtigen Gebietes haben, erübrigt sich eigentlich ein Hinweis auf die besondere Wichtigkeit des Buches. Man kann nur seine Genugtuung darüber ausdrücken, daß gleich der erste Versuch in so schönem Maße gelungen ist.

Auf ein anderes Gebiet, auf dem die Kunstsziehung schier noch mehr zu tun hat als auf dem des Kunstgewerbes, führt Fritz Loescher in seinem Buche „Die Bildnisphotographie“, das soeben in zweiter umgearbeiteter und erweiterter Auflage erschienen ist (Berlin, Gustav Schmidt, 5 Mk.). Photographieren läßt sich heute jeder. Es wäre um so wichtiger, daß hier mit künstlerischem Empfinden wirklich künstlerische Ansprüche geweckt würden, weil hier Kunst sich mit Wahrhaftigkeit deckt. Das Buch von Loescher kann für den Laien, aber auch für den Fachmann große Dienste leisten. Es muß jedem die Überzeugung beibringen, wie unwahr und im Grunde unwürdig das übliche Atelierbild ist, welch unvornehmes und geradezu unwahrhaftiges Empfinden in der allgemein üblichen Auffassung liegt, die vom Photographen ein „vorteilhaft“ wirkendes Bild verlangt. Das hier sehr mäßig angewendete Mittel von Beispiel und Gegenbeispiel muß überzeugen. Überhaupt ist der Bildschmuck in den 133 Bildern sehr geschickt gewählt. Da das Buch neben dem geschichtlich-ästhetischen auch einen praktischen Teil hat, in dem eine vorzügliche Anleitung zur Bildnisphotographie gegeben ist, wird es vor allen Dingen auch den so zahlreichen Liebhaberphotographen gute Dienste leisten. Hervorheben möchte ich, daß Loescher die Auswüchse der modernen Kunstphotographie keineswegs verkennt. Gerade in seiner ruhigen, stets die Zwecke und Grenzen der Photographie im Auge behaltenden Art liegt ein besonderer Wert des Buches, dem ich weite Verbreitung wünsche.

Als ein besonders für die Frauenwelt geeignetes Festgeschenk wirkt zunächst ein sehr schmuck ausgestattetes Buch „Die Mode. Menschen und Moden im 19. Jahrhundert“ nach Bildern und Kupfern der Zeit ausgewählt von Dr. Oskar Fischel, Text von Max von Boehn (München, F. Bruckmann, 6 Mk.). Das Wertvollste an dem Buche sind die Bilder, die wirklich mit größter Sachkenntnis ausgewählt sind und in der Feinheit der Ausführung die berühmte Verlagsanstalt auf der Höhe ihres Könnens zeigen. Auch die Art, wie den Abbildungen der Modeblätter die Werke der Künstler gegenübergestellt sind, ergänzt sich vorzüglich. Wir sehen, wie die Träume der Schneiderphantasie von den einzelnen Persönlichkeiten ihrem Wesen angepaßt wurden, wie dann der Künstler aus dieser persönlichen Wirklichkeit aufs neue nun ein echtes Schönheitsbild zu gestalten sucht. Es wird uns hier entgegen dem Titel nur die Zeit von 1818 bis 1842 vorgeführt, also jene Periode des Biedermeiertums, in der unsere neueste Stilhese zum erstenmal eine gewisse Ruhe gefunden hat, die hoffentlich auch noch insofern für uns folgenreich werden wird, als wir lernen werden, an diese wertvollen Anfänge einer bodenständigen Formkultur mit unserem eigenen Schaffen anzuknüpfen. Diese reine Freude am Bildschmuck des Buches ist mir nun arg getrübt worden durch den Text. Zunächst durch seine Form, die entsprechend dem Inhalt mit Recht mehr den Charakter eines weltmännischen Geplauders annimmt. Aber diese Masse von Fremdwörtern, diese heute unerhörte Einschlebung ganzer fremdsprachlicher Satzwendungen bedeutet ja geradezu einen Rückfall in längst überwundene Modetorheiten. Zwar hat sich der Verfasser mit Recht gesagt, daß die Mode doch in einem gewissen Grade Ausdruck des Lebens sei, daß also die Betrachtung vergangener Moden weniger ästhetische Werte habe als kulturpsychologische. Aber gerade dann mußte er nach meinem Gefühl diese kulturpsychologischen Betrachtungen möglichst innig mit denen der einzelnen Modeerscheinungen verbinden. In diesem Büchlein aber,

das 160 Seiten stark ist, ist bis Seite 104 von Mode überhaupt nicht die Rede. Da wird in gewiß recht geistvoller Weise, allerdings noch lange nicht immer stichhaltig, über die geschichtliche, die politische, künstlerische und gesellschaftliche Entwicklung geredet. Viel Kluges ist hier gewiß gesagt, wenn auch zum Beispiel die Romantik in geradezu erschrecklicher Einseitigkeit aufgefaßt wird. Aber man fragt sich erstaunt, was diese langen Ausführungen mit Mode zu tun haben. Erst recht, wenn es dann Seite 119 angesichts der Tatsache, daß die Geseze, nach denen sich der Wechsel in der Mode vollzieht, ebensowenig ergründet sind wie diejenigen, nach welchen der Geschmack sich ändert, heißt: „Vielleicht besteht wirklich ein innerer Zusammenhang zwischen dem Fühlen und Denken einer Zeit und der Art, wie sie sich kleidet.“ Ich meine, es wäre gerade die Aufgabe des Textschreibers gewesen, diesen wirklich vorhandenen Zusammenhang aufzudecken, wozu er dann noch als günstiges weiteres Stoffgebiet hätte hinzunehmen können den Einfluß, den die Mode ihrerseits wieder auf die Kunst ausübt. Denn es ist ganz klar, daß z. B. die Anschauungen von der Bedeutung der Farbigeit in der Malerei sehr stark von der Mode beeinflusst werden können. So lege ich dieses an sich so hübsche Büchlein trotz seiner äußeren Schönheit nur mit einem gewissen Widerstreben unter den Weihnachtsbaum.

Ich tue es dagegen um so lieber mit einer Künstlerbiographie, als diese einer der eigenartigsten und liebenswürdigsten Erscheinungen des 19. Jahrhunderts gilt. „Franz Poggi, der Dichter, Künstler und Kinderfreund“, ist im Laufe des letzten Jahres gelegentlich der hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages vielfach gewürdigt worden. Auch ich kann hier auf den Aufsatz Benzmanns im Türmer verweisen (9. Jahrgang, Band I, Seite 858). Jetzt hat er in Aloys Dreyer einen vorzüglichen Biographen gefunden, der unter dem obigen Titel bei Georg Müller in München ein mit zahlreichen Illustrationen geschmücktes Buch herausgegeben hat. Der bescheidene Preis von 5 Mk. ermöglicht jedermann die Anschaffung. Es wird niemand einfallen, den Grafen Poggi in die Reihe der Großmeister hinauffeigern zu wollen; ebenso unrecht ist es aber, wenn man mit Heise in ihm „den Typus des vielseitig begabten altbayrischen Mlettantismus“ sieht. Vielmehr haben wir hier den doch nicht gerade häufigen Fall, daß einem Menschen das ganze Leben zur Kunst wird, und zwar ein Leben, das gewiß der eigentlichen Größe ermangelte, aber dafür, trotz des gräßlichen Standes Poggis, wie die Verkörperung eines urgefunden, durch und durch liebenswürdigen und braven Bürgertums wirkt. Es lebt unendlich viel Güte in diesem Mann, dabei erprobte Klugheit, die mit Lächeln und, wo es nottut, mit Spott sich gegenüber den überstürzenden Erscheinungen des Lebens zu wehren weiß. Dabei fehlt das tiefe Gemüt nicht, und auch nicht der Ernst einer über das Irdische hinausgehenden Weltanschauung. Kurz und gut, es ist alles da, woraus in Zeiten der Not Helden werden und unter besonderen Lebensumständen große Künstler herauswachsen. Poggi ist beides nicht geworden, dafür erscheint er mir als ein in der deutschen Kulturgeschichte fast vereinzelttes Beispiel, wie das ganze Leben mit Kunst durchtränkt werden kann, ohne daß die wirkliche Lebensfähigkeit verloren geht.

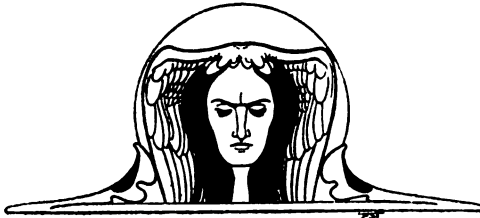
Karl Storr



Neue Bilder

Der Verlag von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart bringt einige neue Lithographien auf den Markt. Daß unser Türmerverlag zuerst der Türmergemeinde gedachte, versteht sich ja fast von selbst. Von W. Strich-Chapells „Türmer“ hat unser Oktoberheft eine verkleinerte Nachbildung gebracht. Aber erst das in der Bildgröße 75×55 ausgeführte Blatt zeigt so recht den Reichtum des Bildes. Schon in den früheren Lithographien dieses Künstlers trat die ungemein malerische Ausnutzung der Lithographie hervor. Strich-Chapell weiß nicht nur die Kraft der breiten Farbenflächen auszunutzen, sondern auch die zarten Wirkungen gebrochener Töne. Das vorzüglich gedruckte Bild bringt diese zarten Töne prachtvoll heraus. Jedem Türmerfreunde wird sicher gerade dieses Bild eine große Freude bereiten. Der Verlag ist der Türmergemeinde ja auch insofern entgegengekommen, als er für sie den Bezugspreis von 5 Mk. auf Mk. 3.50 ermäßigt hat.

Sunächst mehr an die engere schwäbische Heimat wendet sich dann ein anderes Unternehmen von Greiner & Pfeiffer, das zwölf Landschaften aus Schwaben vorführen wird. Bis jetzt sind zwei davon erschienen. „Rechberg mit Hohenstaufen“ und „Eßlingen“. Beide ebenfalls von Strich-Chapell. Nun, der Hohenstaufen wenigstens weckt in jedem Deutschen starke Empfindungen. Es kommt hinzu, daß gerade diese Landschaft von geradezu typischem Gepräge für deutsche Natur ist. Ein welliges Land, in großen Linien gegliedert, farbig durch Wald, Ackerland und Wiese; hineingebettet in Mulden, angelehnt an Hänge, Dörfchen; ein lecher Berg, auf den eine Truzburg gehört; auf einem anderen die alte Burgfeste — man meint, man müsse das Waldhorn Eichendorffs erklingen hören. — Dann Eßlingen. Wir haben bis jetzt wenig künstlerische Städtebilder, die so glücklich den Charakter der „Ansicht“ vermieden haben, in so starkem Maße Bild geworden sind; jedenfalls zeigt der Künstler eine beneidenswerte Vielseitigkeit, denn das an erster Stelle genannte Bild mit dem Hohenstaufen wirkt im Gegensatz zu diesem mehr idyllisch hingesezten Städtchen wie ein starktönendes Epos. Dazu trägt sicher das Gewitter bei, das über die Sommerlandschaft hingezogen ist, als wolle es an das schwere Geschick gemahnen, das den einstigen Herren dieser Höhen beschieden war.





Neumusikalisches Heldentum

Von

Dr. Karl Stordt

Die neu begründete „Gesellschaft der Musikfreunde“ zu Berlin brachte in ihrem ersten Konzerte zur Aufführung: „Gloria. Ein Sturm- und Sonnenlied“, Symphonie in einem Satze für großes Orchester, Orgel- und Schlußchor. Von Jean Louis Nicodé. Das Werk des in Dresden lebenden Komponisten fügt sich schon äußerlich nicht in den Rahmen unseres Konzertbetriebes. Die Aufführung dauert ohne Pause über zwei Stunden, läßt also nicht nur die gefürchtete „Sechste“ von Mahler, sondern auch die längsten Operneinakter „Salome“ und „Isebill“ hinter sich, wobei doch hier das sinnliche Bühnenbild und die dramatischen Vorgänge für Wahrung der Aufnahmefähigkeit sorgen.

Doch geschieht hier des Wertes nicht Erwähnung, weil es das Höchste (— ich möchte dazu beitragen, dieses gute alte deutsche Wort für Retord einzubürgern —) an Länge in der symphonischen Literatur erreicht hat. Vielmehr erscheint diese Symphonie geradezu als Schulbeispiel für die Entwicklung der Programmmusik, oder brauchen wir einmal das höchste Wort des Dichtens in Tönen und durch Töne. Dafür ist es wertvoll, die Grundgedanken zu diesem Werke, wie sie sein Schöpfer selber verzeichnet hat, kennen zu lernen. Ich lasse sie hier im Wortlaut des Programmheftes folgen.

„Die Symphonie stellt das Lebensschicksal eines Propheten dar, der im Kampf um seine höchsten Ideale von der Nacht der brutalen Wirklichkeit zu Boden gerungen wird. Auf freiem Berge, im Anblick der hehren Natur, findet er wieder sonnigen Frieden. Hier kann er seinem noch fortglühenden höchsten Trachten weiterleben, fern von dem weitertobenden Kampf im Tal.

I. Teil: Vorverkündigung. Sorglos frohe Jugend des Knaben. Von Werdelust und tausend Zielen.

II. Teil: Erstes Scherzo: Durchs Feuer. Erste Schicksale und Erfahrungen. Zweites Scherzo: Durch die Schmiede. Die stählende Kraft bildet den Jüngling.

III. Teil: Ein Sonnentag des Glücks. Des Mannes Welter schauen. Hirtenlied — Vogelkonzert — Liebesglück und Sonnenschein. Neid der Nörgler: Hohnlachen der Frösche im Teich.

IV. Teil: Die stillste Stunde. Sehnen nach dem Höchsten. Mone tekel: Ganz leiser Marsch ‚Tritt der großen Herde‘. Der Held gelobt in den Kampf zu ziehen gegen Mode und Herdentum.

V. Teil: Kampf: ‚Um das Höchste.‘ Der Held sucht Mitstreiter. Wiederholter Ansturm: erst gegen die Mode (Polka), dann gegen die Senfation (Walzer, Koloratur-Radenz, von der Masse mit tosendem Beifall begrüßt). Schließlich triumphiert die große Herde in brutalem Siegesmarsch. Der Held begreift das warnende Fatum, das ihm sagte: ‚Suche nie zu bekehren.‘

VI. Teil: Der neue Morgen. Der große Traum: ‚So tönte es mir doch einst.‘ Wieder Hirtenlied, Vogelkonzert, die Hirtenmelodie vom Berge wird froher, klingt näher — ‚ein Freier schreitet, in neu erwachender Sehnsucht nach der Natur, zu seinem geweihten Freunde — zum Hirten auf den Berg‘. Eine Stimme: ‚Dir winket das Wonneland.‘ Höhenfrieden nach Feierabend. Gesang an die Sonne (Chor). Die Stimme: ‚Abnst, Mensch, du die Nacht, die all dies gab?‘ — Gloria in excelsis Deo. Aus weiter Ferne aber hallt es noch immer herauf von Kampfesmarsch und Herdenstreit. — Der Vogel singt das Lied der Freiheit. Ein letztes Verglimmen in langgezogenem Ton.“

Also auch ein Helidentum. In der Programmfassung sogar offenbar beeinflusst von „Heldenleben“ und „Saratustra“ des Richard Strauß. Sieht man dieses Programm daraufhin an, ob hier ein Schicksal gedichtet, das heißt innerlich erschaut ist, so wird man zugeben können, daß dafür in einer Wortdichtung allenfalls der passende Ausdruck gefunden werden könnte. Bezeichnenderweise dann wohl am ehesten in epischer Form, zuallererst im Roman. Wir haben ja in den letzten Jahren eine ganze Reihe von Romanen erhalten, die die Entwicklung eines Menschen von seiner Kindheit an vorzuführen streben. Gerade für die zwei ersten Sätze zum Beispiel ließen sich aus der neueren Romanliteratur ein Duzend und mehr Beispiele nennen. Ins Romanhafte oder wenigstens in das Gebiet der Wortdichtung ausdrücklich hinüber gehen dann die Worte „von tausend Zielen“ und dann noch mehr „erste Schicksale und Erfahrungen“. Schicksale, das ist äußeres Geschehen, Erfahrungen ist das aus dem Schicksal gefolgerte innerliche Erkennen.

Es ist mir rein undenkbar, wie die Musik Schicksale und Erfahrungen sollte ausdrücken können. Sie kann lediglich das Empfinden bei einem Schicksal ausdrücken oder die Gefühle, die eine Erfahrung in uns weckt. Gerade dann aber ist die Vielfältigkeit, die in der zweifachen Anwendung der Mehr-

zahl liegt, unfruchtbar. Denn unser Empfinden ist die Summe aus einer Reihe von Erfahrungen, und die Vielsältigkeit der Empfindungen einigt sich für die Musik in wenigen typischen Gestaltungen. Wenn der Musik ungeheuerste Macht ist, daß sie die Idee aller Dinge mitzuteilen vermag, unbeschränkt durch die Abbilder der Idee, an die für das Leben selbst die anderen Künste gebunden sind, so ist natürlich auch umgekehrt der Musik nun versagt, dieses in den Bereich der Wahrnehmbarkeit fallende Abbild der Idee zu veranschaulichen. Also selbst wenn sie sich jenes Vorrechts begeben will, das Größere zu können, wenn sie sich an dem Kleineren genügen lassen will, so fehlen ihr hierzu die Mittel. Wir werden dafür unten einen noch stärkeren Beweis bekommen.

Der dritte Teil ist gewissermaßen rein musikalisch erfasst. Man könnte sagen, er sei eine „Pastoralsymphonie“ mit heroischem Charakter. Ich meine damit, daß das Leben der Natur nicht ausgenutzt ist zum Ausruhen eines Mannes, der von Saten kommt, sondern zur Erweckung dieses Satendranges in einer heldenhaften Jünglingsnatur. Oder, da es sich doch um Musik handelt, also um das Weitesten und Typischsten, so wollen wir zum Wortschatz jenes Dichters greifen, der bei aller Gegenständlichkeit am tiefsten in diese typische Gestaltung hineingedrungen ist: Goethe. Dieser dritte Teil heiße einfach dann: Erwachen des Genies. Genie ist Produktivität, Fähigkeit zum Schaffen, Saten zu vollbringen. Wie sich dann diese Produktivität äußert, das ist nach Goethes Ausspruch vollständig gleichgültig.

Es ist nun eine ganz wunderbare Macht der Musik, daß sie, vermöge der oben nach den Worten Schopenhauers gekennzeichneten Sonderkraft, dieses Genie-Sein an sich würde darstellen können. Alle anderen Künste vermögen hier weiter nichts zu machen, als das Vorhandensein dieser genialen Fähigkeiten in einem Menschen dadurch anzudeuten, daß sie bezeigen, wie seine Genialität sich offenbart. Sie müssen also in bezeichnendster Weise auf jene zweite Stufe herabsteigen, von der Goethe spricht. Die Musik aber kann auch hier die Idee „Genie“ uns zum Erfühlen bringen. In der Tat ist auch in diesem Werke Nicodés der Abschnitt „Des Mannes Welter schauen“ sowohl nach innerem dichterischen Gehalt, wie nach rein musikalisch-symphonischer Gestaltung weitaus der bedeutsamste. Wir erleben hier etwas von jenem ungeahnten Sich-offenbaren nie gekannter Welten, die sich hier dem schöpferisch veranlagten Menschen auf tun. Er erschaut gewissermaßen ein Chaos und fühlt dabei Kräfte in sich, aus diesem Welten erstehen zu lassen. Jenes Dehnen der Brust bis zum Zerspringen, jenes einzigartige Beglücktsein aus dem Bewußtsein des Schaffenskönnens, jenes gleichzeitig tief unglücklich sein, weil dieser Drang so unbestimmt ist, weil das ungeheure Wollen im Augenblick nicht gleich zur Tat werden kann. Von alledem ist hier ein starker Hauch zu fühlen.

Und als Vorbereitung sowie Ausklang dieses gewaltigen inneren Erlebens ließ ich mir dann gern die schildernden Abschnitte zu Anfang und

Ende gefallen. Die Schönheit, der Reichtum der Natur vermögen ebenso überzeugend uns das Erwachen dieser Stimmung und ihr Wachsen glaubhaft zu machen, wie umgekehrt in der Tat ein an sich gleichgültiger Vorgang in der Natur unter solchen Umständen zerstörend wirken kann. Das Froschgequak kann einen wirklich aus all diesen Überwelten herausreißen. Freilich wäre dann auch da das Ideal im Beethovenschen „mehr Empfindung als Malerei“, während hier umgekehrt die Malerei so weit getrieben wird, daß der Komponist z. B. den Vogelgesang grammophonisch in jenem Walde aufgenommen haben könnte, dessen durch seinen Überreichtum zur Unsinnigkeit werdendes Vogelleben Alfred de Mussets „Weiße Amsel“ so anschaulich zu beklagen weiß.

Warum ferner hier gleich die Deutung des Hohnlächens der Frösche als Neid der Nörgler? Es ist doch schrecklich, wie empfindlich und nervös unsere Künstler geworden sind. Je mehr vom Übermenschentum des Künstlers geredet wird, um so ärger kümmern sie sich um das Tun der so verachteten Masse. Dieses Schielen nach dem Verhalten der Masse wird dadurch nicht besser, daß man sie nachher als neidische Nörgler bezeichnet, als dumme Rückständigkeit oder blöde Hammelherde verachtet. Heiliger Beethoven, wie wenig hast du dich um dieses Gerümpel gekümmert, wenn du mit Riesenschritten zur Höhe emporstürmtest! Wie geringen Raum auch nimmt in des so entsetzlich hart durch Jahrzehnte hindurch bekämpften Richard Wagner Gesamtwerk dieses Gekläff der verfolgenden Meute ein! Und sogar selbst in den „Meisteringern“ ist alles noch in Humor aufgelöst, überlegen behandelt mit jenem sieghaften Lachen, das da weiß, wie wenig dieser ganze Widerstand auf die Dauer vermag. Unsere neueren Komponisten aber, denen es verhältnismäßig so leicht gemacht wird, die bald eine Gemeinde finden, die wie Richard Strauß in früheren Jahren Triumphe erleben, als jemals zuvor ein eigenartiger Schöpfer, können, wie es scheint, kaum eine Viertelstunde musizieren, ohne von ihrer Bekämpfung durch die blöde Masse zu berichten. Das ist, weiß Gott, wenig heldenhaft und noch weniger schön!

Die vierte Abteilung bringt dann in gewissem Sinne die Wiederholung der dritten, nur daß jetzt auch für die Gegner das letzte Symbol fallen gelassen wird. Der „Tritt der großen Herde“ zeigt an, wo die Feinde herkommen, und der Held gelobt sich, den Kampf gegen Mode und Herdentum aufzunehmen. Das will doch heißen: hier offenbart sich das Heldentum; es handelt sich also ganz deutlich um künstlerisches Heldentum. Somit ist dieser Kampf ein Kampf innerer Kräfte. Um so widerspruchsvoller wirkt es, wenn der nächste Teil dann sofort mit einem wahren Schlachtenlärm beginnt. Reiterattaden, Fanfarengebläse! Es geht so weit, daß der Kampfplatz in einen Nebenraum verlegt wird, woher nun die Bläser Schlacht zu uns herüberstößt. Das ist denn doch eine Veräußerlichung dieses Geistes- und Seelenkampfes, die geradezu des Wesens der Musik spottet. Selbst wenn der „Künstler“, dessen Entwicklung wir vor-

geführt erhalten, Radajournalist schlimmster Art wäre, der auf offenem Markte mit jeder gegnerischen Anschauung sich herumschlägt, wäre das doch noch kein offener Kriegszustand. Wir haben hier ein sprechendes Beispiel dafür, wohin dieses Musizieren von außen, von der Erscheinung der Dinge her führt. Es wäre dem Komponisten unmöglich, eine richtige Feldschlacht in anderem Charakter darzustellen als diesen Geisteskampf, den der einzelne gegenüber der Welt zu bestehen hat.

Wenn dann wieder umgekehrt zurücksymbolisiert wird und aus diesem wilden Schlachtengetümmel Polka, Walzer und Koloratur als die Gegner des Helden auftreten, so ergibt sich ein stetes Mißverhältnis, das nicht nur auf dem Fehlen der einheitlichen künstlerischen Anschauung, sondern auch auf zu geringem Durchdringtsein des ganzen Problems beruht. — Gegen den Schlußteil ist vom tondichterischen Standpunkte aus nichts einzuwenden.

Ich habe mich mit diesem Werke so eingehend befaßt, weil es schon als ungeheure Arbeitsleistung die achtungsvolle Stellungnahme des Kunstfreundes verdient. Hervorragend ist es dann auch hinsichtlich der rein musikalischen Arbeit. Die Behandlung des Orchesters ist meisterhaft, und ich gestehe gern, daß ich mich vielfach auch rein am Klange sinnlich gefreut hatte. Dagegen ist die Schwäche in der Gestaltung der musikalischen Thematik noch viel auffälliger als bei Strauß. Nicodé hat als wichtigstes Thema mit Absicht ein Zitat aus Beethovens „Missa solennis“ verwendet. Ich weiß aber überhaupt nicht, welches Thema nicht so wenigstens halbwegs ein Zitat wäre.

Doch das wäre ja vielleicht nicht das Wichtigste. Wir haben es auch bei den anderen, zumal den bildenden Künsten immer wieder erlebt, daß nicht nur der geistige Grundgehalt, sondern auch das Schema der Formgebung daselbe blieb und trotzdem durchaus verschieden Geartetes entstand. Was mich bei diesem, unter gleichstrebenden bedeutendsten Werke wirklich betrübt, ist die in ihrem Kern doch zweifellos unmusikalische Gesamteinstellung. Durch sie wird auch die starke Begabung zu einem lesterdings unfruchtbaren Musiktreiben verführt, das Publikum aber zu einer ganz äußerlichen Art des Musikhörens verleitet.



Richard Wagner als Ästhetiker



In den letzten Jahren beginnt sich unser Verhältnis zu Richard Wagner zu klären. Zu jenen Musikkritikern und Ästhetikern, die persönlich an dem großen Kunstkampfe beteiligt waren, in dessen Mittelpunkt Wagner stand, die den faszinierenden Einfluß der hinreißenden Persönlichkeit des Bayreuthers erfuhren, treten jetzt immer zahlreicher die Vertreter des jüngeren Geschlechts, die Wagner unbefangen gegenübertraten. Sein gewaltiges Kunstwerk ist uns Jüngeren eine Welt, aber nicht die Welt. Wir fühlen von

Tag zu Tag mehr, daß, so wenig man sich Wagners Schaffen aus der Welt hinauszudenken vermag, ebensowenig diese Werke die ganze Welt auszumachen vermögen. Ja wir empfinden sogar starke Bedürfnisse nach zahlreichen Erscheinungen neben ihm.

Saben wir diese Erfahrung gegenüber Wagners Kunst gemacht, so muß davon vor allem unser Verhältnis zu dem Ästhetiker Wagner betroffen werden. Denn das Kunstwert Wagners ist ja durchaus nicht so anspruchsvoll. Es wendet sich ja nur als „Festspiel“ an unser Leben; einer „exklamativen Natur“ — als solche bezeichnete Wagner sich selber gegenüber Mathilde Wesendonck — mag damit das künstlerische Bedürfnis befriedigt sein. Nicht aber intimeren Naturen, vor allem nicht jenen Menschen, die ihr ganzes Leben mit Kunst zu durchdringen suchen. Einem Goethe bedeutete das Theater lange nicht so viel wie Schiller. Und wenn wir Schiller die höhere ethische Bedeutung für das Volk als Gesamtheit zuerkennen, für den einzelnen muß der stillere Goethe bedeutender werden; jedenfalls ist kein Zweifel möglich, wo die höhere Kultur zur Entfaltung gelangt.

So kann sich in uns eine Begnerschaft gegen Wagners Ästhetik entwickeln — bei aller hohen Anerkennung seiner Bedeutung auch auf diesem Gebiete —, die sein Kunstwert gar nicht berührt. Es ist um so wichtiger, daß man sich darüber klar wird, als dadurch überhaupt erst ein gesundes und fruchtbares Verhältnis zu Wagners Ästhetik entstehen kann. Bislang haben viele, nur um sich die Freude am Wagnerschen Kunstwert nicht zu beeinträchtigen, seine theoretischen Schriften unbeachtet gelassen, weil sie von vornherein wußten, daß sie den einseitigen Forderungen nicht zustimmen könnten. Sie werden nun mit großem Gewinn diese Werke studieren, wenn sie einsehen können, daß diese Ästhetik zwar im engsten Zusammenhang mit Wagners Kunstwerken sich ausgebildet hat, daß dagegen diese Kunstwerke keineswegs aus der ästhetischen Erkenntnis heraus entstanden sind, daß ihr Wert auch durchaus nicht die volle Gültigkeit der auf ihnen aufgebauten Ästhetik bedingt.

Zu diesem Studium liegt jetzt eine vorzügliche Einführung vor in einem Buche des durch seine „moderne Musikästhetik in Deutschland“ aufs beste bekannt gewordenen Paul Moos: „Richard Wagner als Ästhetiker“ (Berlin, Schuster & Löffler, Mt. 6.—). Moos versteht es vor allem, Wagners Lehren treu und leicht verständlich wiederzugeben. Dann ist es ihm vorzüglich gelungen, zu zeigen, wie Wagners Ästhetik sich langsam entwickelt, wie es vor allem die Lebensschicksale waren, die ihn in seine Einseitigkeit hineintrieben. Da Moos die höchste Achtung vor Wagners Persönlichkeit besitzt, kommen auch die herrlichen Werte aus Wagners ästhetischen Schriften zu gebührender Geltung.

Die ganze Auffassung des Verfassers offenbart sich in folgenden Ausführungen: „Wagners Übertreibungen sind rein theoretischer Art und haben mit seinem künstlerischen Schaffen nichts zu tun. Demgemäß hat auch seine Widerlegung nur das rein theoretische Interesse ästhetischer Erkenntnis; sie kann nur für solche Leser gemeint sein, welche die geistige Verechtigung, ja Notwendigkeit der Kunstphilosophie anerkennen und sich durch ein inneres Bedürfnis zu ihr hingezogen fühlen. Wer dagegen in der praktischen Lebensart Wagners seine ganze Bedeutung erschöpft sieht und seine ästhetischen Reflexionen für unwesentliches Beiwerk hält, der mag die nachfolgenden Auseinandersetzungen überschlagen, sie können ihm nur überflüssig, kleinlich und trocken er-

scheinen. Der muß aber auch darauf verzichten, eine Seite im Wesen Wagners zu verstehen, auf die er selbst zeit seines Lebens trotz gelegentlich zur Schau getragener Geringschätzung den größten Wert gelegt hat. Der kann auch nicht die zwiespältigen Eigenschaften des Kunstwertes der Zukunft begreifen, d. h. die Vereinigung glänzender Vorzüge mit trassen Gewalttätigkeiten, woraus allein die widersprechende Beurteilung sich erklärt, welche die Schrift von Anfang an erfahren hat: auf der einen Seite begeisterte Bewunderung, auf der anderen schroffe Ablehnung, ja Spott, Hohn und erbitterte Gegenwehr. Wie Wagner in sich selbst den Trieb zum Drama als den unbedingt herrschenden vorfand, wie er alle seine Kräfte, ja sein ganzes Leben und Lebensglück in dessen Dienst zu stellen sich gezwungen fühlte, so übertrug er diesen Trieb als den unbedingt herrschenden aus sich heraus in die objektive künstlerische Welt, indem er außer und neben ihm nichts anderes mehr als vollwertig gelten ließ. Zugleich war das Gefühl der absoluten persönlichen Überlegenheit nachgerade so mächtig in ihm geworden, daß es ihn glauben machte, er sei berufen, nicht nur das dramatische Gesamtkunstwerk als Vereinigung von Dichtkunst, Musik, mimischer und szenischer Kunst neu erstehen zu lassen, sondern alle menschliche Kunst überhaupt erst wieder in die rechten Wege zu leiten. Aus dieser Überspannung seiner eigenen Persönlichkeit entsprang eine Überspannung der ihm vorstrebenden künstlerischen Idee, und daraus hinwiederum eine Überspannung der theoretischen Reflexionen, welche dieser Idee zur Rechtfertigung und Begründung dienen sollten.“

Dieses psychologische Verständnis der Entwicklung Richard Wagners ist der beste Schlüssel zur Erfassung seiner Ästhetik, ist auch das sicherste Mittel, diese richtig in das große Gebäude der Musikästhetik einzustellen. So empfehle ich das Buch von Paul Moos aufs wärmste allen Freunden ernster Kunstbetrachtung.



Neue Bücher und Musikalien

Otto R. Sübner: Schlichte Lieder nach Gedichten erster Meister als neue Volkswaisen für eine mittlere Singstimme mit Klavierbegleitung (6 Hefte je M. 1.50 bei Jul. Sainauer in Breslau).

Wir haben im Türmer schon früher von diesem jungen Konseker einige Lieder gebracht. Man muß hinter Schubert, etwa zu P. A. Schulz zurückgehen, bis man ein so ausgesprochenes Talent für einfachen Liedgesang findet. Natürliche Melodik in schlichtester Führung, gute Deklamation des Textes und dabei sicheres Treffen der Gesamtstimmung zeichnen diese Lieder aus, von denen die meisten nur eine Notenseite lang sind. Ein besonderes Verdienst liegt in der Wahl der Texte, in denen der Komponist eine eindringende Kenntnis unserer Lyrik, auch der neueren, bekundet. Die Lieder verdienen wärmste Empfehlung.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß, Bad Deynhausen i. W.
Literatur, Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Stord, Berlin W., Landshuterstraße 3.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



X. Jahrg.

Dezember 1907

Heft 3

Aus dem
Weihnachtsoratorium

von
Joh. Seb. Bach

a. ARIA

PIANO

ALT

Be - rei - te dich, Zi - on, mit zärt - li - chen

Tri - e - ben, den Schön - sten, den Liebsten bald bei dir zu seh'n, den Schönsten!

den Liebsten! be - rei - te dich, Zi - on,

mit zärt - li - chen Trie - ben, be - rei - te dich,

Zi - on, mit zärt - li - chen Trie - ben, den Schön - sten, den Lieb - sten bald bei dir zu

seh'n, be - rei - te dich, Zi - on, mit zärt - li - chen Trie - ben, den Schönsten, den

Lieb - sten bald bei dir zu seh'n, den Lieb - sten! den Schönsten!

be - rei - te dich, Zi - on, *tr* mit zärt - li - chen

Trie - ben, be - rei - te dich, Zi - on, mit zärt - li - chen

Trie - ben, den Schönsten, den Liebsten bald bei dir zu seh'n.

Dei - ne Wan - gen müs - sen heut' viel schö - ner

pran - gen, müs - sen heut' viel schö - ner pran - gen,

ei - le, den Bräu - ti - gam sehn - lichst zu lie - ben, ei - le,

ei - le, den Bräu - ti - gam sehn -

- lichst zu lie - ben, ei - le, den Bräu - ti - gam sehnlichst zu

lie - ben.

The first system of music features a vocal line on a treble clef staff and a piano accompaniment on a grand staff (treble and bass clefs). The vocal line begins with the lyrics "lie - ben." and includes a trill (tr) on the final note. The piano accompaniment consists of a flowing eighth-note melody in the right hand and a bass line in the left hand.

Dei - ne

The second system continues the musical piece. The vocal line has the lyrics "Dei - ne" and includes a piano (p) dynamic marking. The piano accompaniment continues with similar rhythmic patterns.

Wan - gen müs - sen heut' viel schö - - ner pran -

The third system features the lyrics "Wan - gen müs - sen heut' viel schö - - ner pran -". The vocal line is on a treble clef staff, and the piano accompaniment is on a grand staff. The piano part has a steady eighth-note accompaniment.

The fourth system shows the piano accompaniment continuing with a consistent eighth-note pattern in both hands.

- gen, ei - le, den Bräu - ti - gam schnlichst zu lie - ben.

The fifth system contains the lyrics "- gen, ei - le, den Bräu - ti - gam schnlichst zu lie - ben." The vocal line includes a trill (tr) on the final note. The piano accompaniment continues with the same eighth-note accompaniment.

b. CHORAL

SOPRAN
ALT

Wie soll ich dich em - pfan - gen, und wie be - gegn' ich dir?
o al - ler Welt Ver - lan - gen, o mei - ner See - len Zier!

TENOR
BASS

PIANO

O Je - su, Je - sul se - tze mir selbst die Fa - ckel bei, da -

mit, was dich er - gö - tze, mir kund und wis - send sei.

c. CHORAL

SOPRAN
ALT

TENOR
BASS

PIANO

Ach, mein herz - lie - bes Je - su - lein!

mach' dir ein rein sanft Bet - te -

lein,

zu

ruh'n in mei - nes Her - zens Schrein,

The first system of the musical score consists of four staves. The top two staves are for the vocal line, with the lyrics "ruh'n in mei - nes Her - zens Schrein," written below the notes. The bottom two staves are for the piano accompaniment, featuring a complex texture with many beamed notes and chords.

dass ich nim - mer ver - ges - se

The second system of the musical score consists of four staves. The top two staves are for the vocal line, with the lyrics "dass ich nim - mer ver - ges - se" written below the notes. The bottom two staves are for the piano accompaniment, continuing the complex texture from the first system.

dein.

The third system of the musical score consists of four staves. The top two staves are for the vocal line, with the lyrics "dein." written below the notes. The bottom two staves are for the piano accompaniment, concluding the piece with a final chord marked with a fermata.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS



Brügge



H. Liesegang



X. Jahrg.

Januar 1908

Heft 4

Wunder

Von

Dr. Raphael Levi (München)

Uimmer weiter klimmen die Dämmer Schatten des Abends den Tag hinan und zehren mehr und mehr an seinen kurzen, düstern Stunden, den letzten des sterbenden Jahres. Rasch noch ein kurzes Eilen — ein dumpfer Glockenschlag — und alle seine lebendigen Glieder sind erstarrt zumal, zu einer toten Zahl, die man gleichgültig zu den vielen andern hinzurechnet. Mit großen, verschleierte Augen blickt's nochmal schwermütig durch die Scheiben. Wir verstehen den stummen Blick. Grabesstille überall. Das große, weiße Leichentuch der Natur läßt keinen Laut aufhallen. Tonlos, wie in einem Geisterland, ziehen einsame Wanderer drüben am Waldesfaum ihren müden Weg. Träg und gedankenlos sinken die Flocken am Fenster vorbei. Sie wissen, daß sie nichts anderes sind, zu sein brauchen als ein Sekundenzeiger an der Uhr der Vergänglichkeit; mit jenen eintönigen Schlägen, die vom Kirchlein dort herüber rufen, mit dem Knistern im Ramin meines behaglichen Stübchens, mit den Flammengungen, die rastlos nach oben in den schwarzen Schlot stieben, nichts als der Flaum an den Riesenschwingen der Zeit, die unhörbar, gleich still wie unaufhaltsam in den ufer- und grundlosen Ozean der Ewigkeit hinabschwingt, ihn mit Minuten und Augenblicken erfüllend. Niemals wird er voll, kein Leben bewegt seine Tiefen, niemals nimmt er auch nur zu; unermesslich groß findet er nur eine Grenze — unser Denken; — ein-

weilen; bis wir selbst hinabtauchen in sein unergründliches Reich und helfen, ihn zu füllen, bekundend, daß auch wir unser Leben lang nichts anders getan als in der Bewegung jener Weltenuhr uns fortbewegt, die ihre Zeiger so unmerklich vorwärtschiebt, daß wir's erst merken, wenn unsere Zeit um ist.

Und doch manchmal deucht's uns, als ob wir ein leises Rauschen vernähmen von diesen Riesenflügeln, als ob sie plötzlich rascher jögen als sonst. Wenn sich's einem Abschnitt nähert, einer neuen Ziffer, wenn z. B. ein irdisches Jahr zu Ende gehen will. Da wird uns dann so sonderbar zumute. Wie Abschied liegt's in uns. Eng preßt's die Brust zusammen; das Wort wird leis und tonlos wie die Natur, der Gedanke einsam und traurig, als ob's ein Abschied für immer werden sollte. — Für einen Augenblick. Lang kann die Einsamkeit nicht allein in unserm Herzen wohnen. Wenn sie alles, das letzte verlassen hat, sucht sie eins auf: die Hoffnung. Ebensovienig wie einen Anfang ohne Ende gibt's ein Ende ohne Anfang. Aus der Verzweiflung wächst der Glaube, aus der Beengung die Weihe. Das gepreßte Herz erfüllt ein Hauch von Unvergänglichem und Ewigkeit. „Was will dieser Winter, diese Nacht, dieser Todesatem, was kann er! Er muß den Frühling bringen, das Leben verjüngen, das im Jahreskreislauf alt und hinfällig geworden. Muß es. Seit Menschengedenken hat er es gemußt und er kann nicht anders. Er kann uns nicht ängstigen, ohne uns die Freude zu bringen; nicht den Tod erzeugen, ohne uns das Leben zu zeigen. Das wollte die Natur so, und er muß gehorchen . . .“

Muß?! — Wenn aber einmal die Erde doch vergäße, wieder aufzuwachen! Wenn die Millionen und aber Millionen Keime, an denen der Frühling hängt, sich gemach in den Tod hinüberträumten! Wenn die Sonne sich ein wenig verspätete in ihrem rasenden Lauf! Wenn einer von den Millionen wandernder Gesellen, die, richtungslos einherziehend, den Weltraum unsicher machen, unserer Erde zu nahe käme! Wenn die Erdkruste, jenes mikroskopisch dünne Häutchen auf dem Riesenleib unseres Planeten, mit dessen Geschick unser Wohl und Wehe so untrennbar verbunden ist, eine Störung erlitt im Kreislauf seiner Säfte! Wenn das bißchen Hauch, das wir Atmosphäre nennen und das unsere Erde wie ein warmer Atem umgibt, ohne den wir keine Sekunde leben könnten, plötzlich in den Weltraum zerfloh; wenn er unbrauchbar würde! Wenn — — — ja noch tausend wenn! Daß es nicht so ist, daß es noch immer Frühling geworden, daß immer den letzten Sieg über den Tod das Leben gewonnen, daß niemals die Verzweiflung die Hoffnung übermannte, daß all die „Wenn“, all die furchtbaren, drückenden Gedanken an einem einzigen, eisernen, großen Gesetze wankend werden mußten, das ist's, was den großen Zäsuren im Menschendasein — mögen sie Jahreswechsel bedeuten oder anderes — ihre heilige Weihe gibt: es ist das Wunder.

Und ein Wunder ist's darum, weil es alle Kriterien des Wunders an sich trägt: überwältigend in seiner Wirklichkeit, riesengroß gegenüber

unserm Erkennen und Erfassen, allmächtig gegenüber unserer Ohnmacht! Von innen versteinert für das Menschenauge, undurchdringbar und ewig dunkel; „in dessen Inneres keines Menschen Geist drang; glücklich, wem es nur die äußere Schale wies“.

Aber nicht nur die Harmonie des Wunderbaren, der Zusammenfluß von tausend Unfaßbarkeiten zu einer unleugbaren Wirklichkeit ist Wunder; jeder einzelne Baustein ist Wunder und eine Sphäre von Wundern. Seit Jahrtausenden bewegt sich der Erdball mit Sicherheit in seiner Bahn — auf eines Schwertes Schneide zwischen Eisestod und Feuer. In einer Sekunde durchheilt er 30 000 m. Nicht mehr und nicht weniger dürfte er haben. In der gleichen Zeit sinkt er etwa 3 mm zur Sonne hin. Eine winzige Beschleunigung im Umlauf, während eines einzigen Augenblicks, durch irgend eine Ursache, und die Sonne verliert die wohlthätige Macht über ihn. Spiralig dehnt er seine Bahn. Unbarmherzig wirft's ihn in das ewige Eis des Weltäthers. — Noch leichter denkbar wäre für einen Augenblick eine Verlangsamung. Das gleiche Verhängnis! Nur bei dieser Geschwindigkeit einzig und allein entfernt sich die Erde genau ebensoviel von der Sonne, als sie zu ihr hinfinkt. Ihr Abstand bleibt also gewahrt. Nicht viel brauchte sie sich zu verspäten; um ein Billionstel ihres Wegs, also etwa $\frac{1}{50\,000}$ einer Sekunde im Jahr, und ihr Schicksal wäre besiegelt. Von diesem Moment an würde sie mit unwiderstehlicher Kraft gegen die Sonne getrieben. Ein kurzer, fruchtloser Kampf! Gar nicht lange würde es dauern, vielleicht keine hundert Jahre, und unser Stern mit all unsern Hoffnungen, Wünschen und Leidenschaften hätte sich in einen glühenden Dunst verwandelt. Da aber die Erde seit vielend Tausend oder, wie man von ihr behauptet, Millionen Jahren ungestraft ihren Weg geht, muß sie in Wirklichkeit nichts von Irrtum kennen, was bei einer jährlichen Wegstrecke von etwa tausend Millionen km für den menschlichen Geist nicht mehr faßbar ist. Schon der 30 000. Bruchteil einer Sekunde an sich ist für uns unvorstellbar, als Größe nicht meßbar.

Für die eine Komponente des Wunders, die Zentrifugalkraft, sind wir bereits gewohnt, das große X zu setzen. Vergebens haben die Kosmogenien aller Zeiten es aufzulösen versucht. Aber die andere, die Zentripetalkraft, ist uns ja vertraut. Wir begegnen ihr jeden Tag, jeden Augenblick. Sie ist es ja, welche unsere Erde zu jenem magischen Reservoir macht, das nichts verlieren kann, nichts freigibt von seinen Schätzen. Sie mögen Formen annehmen, welche sie wollen; mögen sich bewegen und entfernen, so weit sie wollen; mögen leben oder tot sein; mögen denken, ruhen oder blutige Fehde halten; stolz zum Himmel emporwachsen oder bescheiden und demütig in engen, finstern Gängen kriechen: das alles kümmert sie nicht; sie läßt sie gewähren — nur entfliehen läßt sie sie nicht. Sie weiß ja, vom riesengroßen Weltraum ringsherum hat sie nichts zu erwarten, kein Saatorn, keine Erdscholle; und darum ist sie haushälterisch. Wir geben dieser ihrer Eigenschaft den Namen Schwerkraft,

Gravitation. Wir brauchen sie so notwendig wie den Sauerstoff der Luft und die Sonnenwärme, und finden es nur natürlich, daß sie da ist.

Und doch, was ist weniger natürlich, weniger selbstverständlich! Wenn ich die Hand öffne und der Stein stürzt zu Boden, weiß ich, warum er's tut, wie er's tut? was ihn zwingt und wie es ihn zwingt? Nur das weiß ich sicher: daß er's tut und daß ich macht- und willenlos zuschauen muß, wie's unabänderlich sich vollzieht. Und noch eins weiß ich: daß es ganz und gar nicht selbstverständlich ist; daß es viel begreiflicher wäre, wenn er ebenso nach oben, nach den Seiten, nach allen Gegenden des Raumes flöge, wenn er sich gar nicht bewegte, wenn er sich um meine Begriffe von oben und unten gar nicht kümmerte, der ich sie ihm ja erst abgelernt habe und ohnmächtig bin, sie ihm vorzuschreiben. Daß er's aber doch tut und immer tut, und auf dem Sonnenball ebenso wie auf der Erde, und im unendlichen Raum ebenso wie in meiner Stube, und mit einer Kraft, die Friede, Ordnung und Ruhe schafft in den unermesslichen Höhen und Tiefen, viel weiter als ich schaue, vorstellen und denken kann: das eben ist das Wunder.

Und weiter, daß wir denken, daß wir fassen, ja selbst die einfachste Bedingung unseres Bewußtseinslebens, die einfache Empfindung schon ist Wunder. Unser Auge ist eine vollendete Camera obscura. Sie zeichnet mit einer Schnelligkeit, Vollkommenheit und Schönheit, daß wir uns mit unsern Urteilen ja so ganz auf sie verlassen. Aber sie ist blind; so blind wie alle die vielen menschlichen Camerae obscuras, denen ihr Bild nicht zum Bewußtsein kommt, die's erst dann besitzen, wenn wir's ihnen geben. Unser Geist, unser Gehirn (um einen modernen Ausdruck zu gebrauchen) gibt all den Phantomen erst das Leben. Unser Hirn aber, das all das Licht, die Farbe und den Glanz erzeugt, ist in eine harte, undurchdringliche Knochenkapsel eingeschlossen, in ewige Nacht und Finsternis. Es ist fahl und grau, und fest man es dem Licht aus, so bleibt es unberührt; es kann nicht empfinden; ist gegen die glühendsten Töne, herrlichsten Formen unempfindlich wie der tote Fels, der Marmorblock. Und wie doch kommt die Empfindung zustande, das Licht, die Farbe? Wir sehen's, daß es ist, unser „Ich“ fest sich draus zusammen; nichts wissen wir sicherer als dies eine — und doch bleibt's uns ein Wunder! — Und wo wir uns hinwenden, mit jeder Bewegung, mit jedem Blick, mit jedem Hauch greifen wir das Wunder, ohne es zu begreifen, mit jedem Schritt treten wir tausend Wunderwelken.

In einem Vortrage, den Arthur James Balfour vor einiger Zeit in der Plenarversammlung der British Association zu Cambridge hielt, sagte er: „Wenn aber der Staub zu unsern Füßen wirklich aus unzähligen Weltssystemen besteht, deren Elemente in ununterbrochener rapider Bewegung sind, die aber doch ihr Gleichgewicht durch ungezählte Ionen unverändert bewahren, dann ist nicht zu leugnen, daß die Wunder, die offen vor unsern Augen liegen, kaum an jene heranreichen, die uns, allerdings

noch undeutlich, durch die Entdeckungen der jüngsten Zeit zum Bewußtsein gekommen sind.“ — — —

Die Naturwissenschaften des verfloffenen Jahrhunderts fürchteten das Wunder. Die Angst, „das Wunder zu konstituieren“, wie sich einer ihrer hervorragenden Vertreter einmal ausdrückte, bannte sie wie ein schreckliches Gespenst. Die Erscheinung ist nicht neu in der Entwicklungsgeschichte der Wissenschaft. Sie ist charakteristisch für das Endstadium der griechischen Philosophie. In der Stoa lehrte man: nil admirari, nil timere (über nichts sich verwundern, nichts fürchten); Lucretius Carus wollte von den Wundermärchen der Mythologie nichts mehr wissen; Pyrrho von Elis leugnete mit dem Wunder das Erkennen selbst. Wie fruchtlos übrigens für den Menschen dieser Kampf gegen das Wunder ist, beweist die interessante Tatsache, daß Epikur, der Meister jener Schule, die kat' exochen das Wunder leugnete, erklärte: Besser seien doch noch die alten Göttermythen als diese Herrschaft des Zufalls, die sie eben begründet hätte. So ist der Mensch! Gar häufig wird im stillen durch ein Hinterpförtchen hereinkomplimentiert, was man durch das Haupttor laut hinausgeschickt.

Das war zur Zeit des Klassizismus der griechischen Philosophie ganz anders. Platos Satz: „Der Beginn alles Wissens ist das Verwundern“ beherrschte die Wissenschaft. Man ließ die Erscheinung erst auf sich wirken in ihrer Größe und Macht, ehe man sich beeilte, sie in die eiserne Fessel von „Gesetz“ und „Kraft“ zu schlagen, wo sie fortan als toter Körper zu wirken hatte, nur durch ihre Schwere. Wenn sie aber schließlich zum Gesetz, zur Kraft, zur Ordnung geworden war, da wußte man, daß ihr Leben nicht verloschen war, sondern daß diese Namen alle nur Synonyma seien für Wunder, ebenso wie Bewegung, Leben, Bewußtsein und so vieles andere. Man weiß, daß diese Zeiten mit zu den glänzendsten Epochen des menschlichen Entwicklungsganges gehörten; es sind die Zeiten der sprichwörtlichen griechischen Weisheit und Schönheit.

Psychologisch erklärbar sind beide Richtungen. Sie hängen innig zusammen mit dem unabwiesbaren Verlangen des Menschen, die Glückseligkeit, die Eudaimonie, zu suchen. Die klassische Philosophie glaubte sie darin zu finden, daß sie die Natur unbedingt über den Menschen setzte. Ihre unbegrenzte Macht und Größe ist es, die ihm die glückselige Ruhe verschaffen soll, nach der er sich sehnt. Er sieht daher überall diese Allmacht; sie wird ihm Gott in allen ihren Teilen. Er sieht nicht Bäume und Berge, sondern Dryaden und Dreaden, Napäen und Nereiden, Laimoniaden und Krenäen.

Die spätere Philosophie sucht die Glückstimmung, die Ataragie, dadurch, daß sie den Menschen unabhängig macht von der übermächtigen Natur, der er als selbständige Kraft gegenübertritt. Kraft und Gesetz wird Zufall. Blindes, totes Neben- und Nacheinander; der Mensch vielleicht noch höher als sie alle.

Die Wissenschaft hat dieses Verfahren nicht gefördert. Der alte

griechische Geist verfällt mehr und mehr. Ob es die Glückseligkeit, die sehnlich erhoffte, gebracht hat!? Das krampfhafte Suchen und Ringen nach ihr scheint dagegen zu sprechen. Schon das Wort Ataraxie bedeutet gegen das alte Eudaimonie Verzicht und Resignation; es heißt so viel wie seelisches Gleichgewicht, sich genügen mit der Abwesenheit des Unglücks.

Aber nicht nur dem Altertum, auch einem zweiten naturwissenschaftlichen Kulminationspunkt in der Neuzeit, um die Wende des siebzehnten Jahrhunderts, dem Zeitalter eines Kopernikus, Kepler, Galilei, Newton, war diese naive Bewunderung der Natur, die in kindlicher Anbetung vor ihr hinsinkt, eigen. Man wußte, daß man ihre Wunder nur am Saume streifen könne, daß sie zu gewaltig sei, als daß menschliche, von Menschen geprägte Formen sie fassen könnten. Sie nahen ihr mit Ehrfurcht und Liebe; daher gab sie ihnen so viel. Es ist die heilige Scheu und Verehrung, mit der Goethe an die Betrachtung der Natur herantrat. Im Kleinsten fand er das Unermeßliche, Ewige. Um der Wahrheit nahezukommen, müsse man voraussetzen, daß es ein Unerforschliches, Unzugängliches gäbe. Dann aber solle man dem Forschen keine Grenze setzen. In dieser Forderung ist in der Tat der Boden geschaffen für die intellektuelle Liebe auch zum Unerforschlichen, Unzugänglichen in der Natur.

Unserer Zeit ist diese Art der Naturbetrachtung — man nennt es vielleicht besser des Naturgenießens — abhanden gekommen; gleichzeitig aber auch die antike, klassische Lebensfreude und Lebenskunst. Die starren, harten Formen, in die das Leben und seine Erscheinungen unnach-sichtlich gepreßt worden, lassen sie nicht mehr recht aufkommen. Nicht die tote Sprache von Erz und Marmor will griechische Weisheit und Schönheit zu uns sprechen. Diese sind bloß die Form, in welcher ein lebendes Urbild die Zeiten überdauern sollte. Seine ideale Gestaltung fand es im freundlichen Haine des Akademos.

Nicht nur in Hellas ist die reine, naive Lebensfreude bekannt gewesen. Es gibt eine Klasse von Menschen, die über die ganze Welt und alle Zeiten verbreitet ist, die sie kennt. Sie gehören nicht bloß zu den Glücklichen, sondern sie sind absolut glücklich. Sie sind nicht weise, mächtig oder gelehrt, aber glücklicher als sie alle: es sind die Kinder.

Und was ist's, was sie glücklich macht? Ihr Wunderreich, in dem sie leben, die ganze Welt ist ihnen Wunder und noch weit darüber hinaus. Was eine Phantasie auszubenten vermag, gehört zu ihrem Reich. Märchen, Sagen, Legenden, Spuk und Zauber bevölkern es. Da wandern sie unter Feen, Nixen, Riesen, Zwergen, Kobolden, Elfen, unbegrenzt an Raum, Zeit und Lust. Und ein Glanz, eine Farbenpracht, eine Sonne liegt über diesem Land! Wir wissen's sehr wohl und begünstigen es. Ja, in manch einem unbewachten Augenblicke schlüpfen wir in's geheim wohl selbst mit hinein in das Wunderland, in dem wir freilich nicht lang weilen dürfen. „Ach, die Kinder sind ja glücklich! Was wissen sie vom Leben,

von der Wirklichkeit! Wir — — —“ Ja, und wir? was wissen wir von der Welt und ihren Wundern? Der Keimfleck am Dottergelb, das Saatkorn in der Aderfurche, jede Ganglienzelle im Froshirn weiß so viel davon. Was wir mehr wissen: „Daß wir das Bewußtsein haben, nichts zu wissen“, wie schon der alte Sokrates den Inhalt des Wissens formulierte; daß wir die Wunder der Natur als solche erkennen. Und dann haben wir sie am besten erkannt, wenn sie uns am wunderbarsten erscheinen.

Wieder haben nächstlicherweile die eisernen Zungen der Luft dem scheidenden Jahr den letzten Gruß gesagt. Wem hätten die düstern, einförmigen Klänge nicht tief im Innern nachgetönt! Dem einsam Unglücklichen auf seinem kalten harten Lager ebenso wie dem Glücklichen! Durch Champagnerknallen und rauschende Musik, durch Tanz und Lichtmeer hindurch hat sie keiner überhört. In jedem Herzen ist ein kleiner stiller Winkel geblieben, der nicht mitalterte trotz Kämpfen und Ringen, der noch reine Wehmut und Freude empfinden kann, der noch an Wunder glaubt, der noch Kind geblieben. Dort verlebt der Mensch die paar seligen Stunden, die der Rationalismus und Materialismus des reisenden Menschengeschlechtes ihm noch übriggelassen, weil sie dieses kleinwinzige Heiligtum nicht ganz hatten veröden können. Was er erfand und entdeckte, der nach Glück ringende Menscheng Geist, er fand in Wirklichkeit nur Lüste und Wünsche. Nur in jenem vernachlässigten, kaum gekannten Wundergarten findet ihn, wenn auch gar selten, das, wonach er so sehnüchtig sucht, das Glück seiner Kindertage.



Mit gedämpfter Stimme

Von

Alois Neuther

Der Abendglocken herrlichem Chorale
Folgt tiefe Ruh'; auf samtener Sandale
Durchwandelt nun die Nacht das Gartentor.

Und mit ihr kommt das segensreiche Gestern
Und seine vielen frühgeborenen Schwestern,
Ein schönbegabter Mädchenblumenflor:

Die Nächte, die ich schlummernd süß verträumte;
Die Nächte, die ich liebetroh versäumte;
Die Nächte, die ich an das Leid verlor —

Sie alle nah'n; und im Vorübertwandern
Sagt mir ihr Märchen eine nach der andern
Mit feierlich gedämpfter Stimme vor.





Fließendes Wasser

Roman

von

Bernhardine Schulze-Smidt

(Fortsetzung)

Elftes Kapitel

Sie hatte gleich nach Tisch den Schwestern und Genossinnen ein flüchtiges Lebewohl gesagt und das Ihrige von der Oberin im Bureau empfangen aus dem Depot: die verbogene Brosche und den Ring; dazu ihre Papiere, Führungsattest und Arbeitersparnis nebst einem Päckchen Adressen an Heime und Missionen im westfälischen Lande. Das Versprechen, von sich hören zu lassen, hatte sie nicht gegeben, nur Schwester Mine einen Gruß an Baroneß aufgetragen mit zitternden Lippen und heiserer Stimme.

So stand sie nun jenseits des geschlossenen Gittertores, und jähe Angst vor dem freien Leben überfiel sie so entnervend, daß sie im Augenblick kaum mehr wußte, was sie in der Soltbrinker Irrenanstalt suchen und erbitten wollte. An den Torpfeiler gedrückt, zählte sie sich ihr Geld aus der kleinen Börse in die Hohlhand, und dabei wurde ihr's besser. Zehn Mark und sieben Groschen waren mehr als tausend Pfennige. — Warum verzagen? Blinzelnd sah sie ins Blaue.

Sie löste sich vom Pfeiler und ging schlendernd zum Wegweiser am Feldrain hinüber, um die Soltbrinker Richtung festzustellen. Da trat eben Pastor Eckbrecht aus seiner Gartenspforte, knapp hundert Schritt von ihr entfernt. Er stuzte und kam auf sie zu. Wie eine Dame grüßte er sie, aber sein Ton war streng und kurz angebunden:

„Fort?“

„Ja, — ich bin entlassen.“

„Weshalb?“

„Weil meine Zeit um ist. Ich habe genug davon.“

„Sie haben sich von mir nicht verabschiedet, und das hätte sich gehört. Ich bin hier als Ihr geistlicher Helfer angestellt.“

„Geistliche Hilfe brauch' ich nicht. Helfen kann nur Gott, wenn er gerade Zeit hat und Lust.“

„Solch einen Gott lassen Sie aus Ihren Reden zu mir. Ich habe keinen Sinn für Karitatur. — Kommen Sie noch einen Augenblick mit mir in mein Haus. Ich möchte Ihnen ein Wort auf den Weg geben.“

„Ach — Worte! Bibeltröst natürlich. Der rührt mich nicht.“

Er hob die Hand. „Glauben Sie doch nicht, daß ich Bibeltröst an Spötter verschwende. Dazu ist mir das heilige Buch zu gut. Aber das muß sich der niedergetretene Mensch in seiner größten Angst selber beugen und mit Tränen suchen, bis er findet. Zwangsweise einfiltriert nützt seine Weisheit und Eröstung nichts. Das ist erprobte Wahrheit.“

„Von Ihnen erprobt?“ sagte sie im Gehen hinter ihm drein. „Was weiß einer, der nie in unsern Schuben gestanden hat, von Zertretenheit? — Ein krasser Eugendbold mit Bäffchen?“

Er drehte den Kopf und blickte sie unter den deckenden Lidern hervor ernst aus seinen dunklen Augen an. Sie sah ihn ein paarmal fast unmerkbar vor sich hinnicken, als er ihr wieder den Rücken gewendet hatte. Dann blieb er stehen und öffnete ihr schweigend das grüne Pfortchen zu seinem verwilderten Frühlingsgarten.

Da lockten die Drosseln im Sonnenglanz, und zwischen dem jungen Grafe standen regellos bunte Krokus in Trupps und kleine purpurne Tulpen, verstreut und dicht nebeneinander.

Rose mußte stillstehen und die Hände zusammenschlagen: „O, wie ist das hübsch! Soviel Blumen! — Wie früher —!“

„Pflücken Sie gern, was Sie möchten“, sagte er und stand stumm beiseite und sah zu, wie sie, ohne an ihre Schuhe zu denken und ohne Wahl, ins nasse Gras lief und Tulpe um Tulpe brach in kindischem Vergnügen. Eine ferne Erinnerung mochte in ihr aufsteigen; sie hielt den brennenden Strauß von sich ab und betrachtete ihn zärtlich. Dann ließ sie ihn sinken und verbarg die Augen mit der freien Hand. „O — —! das Schwesterchen —!“ hörte er sie sagen, kaum vernehmbar. — Gleich darauf forderte sie in der alten, rücksichtslosen Art Papier zum Einwickeln der Tulpen:

„Ich will sie doch nicht behalten; Barones soll sie haben.“

Gleich in seinem Dielenflur gab er ihr eine gelesene Zeitung, und mit Hast schaffte sie sich die Blumen aus den Augen. Allein es lag für den Seelentündiger noch so viel Schmerz und Zerrissenheit in ihrem Gebaren, daß er seine Linke auf ihre Schulter legte und sie so in sein Zimmer schob.

Einen Stuhl bot er ihr nicht an; er zeigte ihr gleich an der Sofawand zwei Kreidezeichnungen, tiftelig auf grauem Papier ausgeführt, mit weißen Linien und Lichtern da und dort, am Pfeifentopf und Haubenstrich und in den schwarzen Pupillen. Beides klare, nüchterne Gesichter, die gut zu dem altmodischen Goldrahmen paßten. „Meine Eltern“, erklärte er kurz und nahm die abgeblaßte Photographie, die darunter hing, vom Nagel und

gab sie ihr zum Betrachten in die Hand. Sie fand nichts daran zu sehen: ein halbwüchsiger Junge, häßlich und kümmerlich im ungeschlachten Überzieher, die Schirmmütze in der dünnen Hand. Der Hintergrund ein Straßenprospekt mit himmelhohen, amerikanischen Häusern.

„Dies ist das Bild eines verlorenen Sohnes“, sagte er.

Sie beftete den Blick aufmerkamer darauf, sah ihn an und dann wieder das Bild. „Das sind Sie selber.“

Ein herbes Lächeln ging um seinen schmalen Mund. „Von ich und du soll keine Rede sein“, entgegnete er und hängte das kleine Biered an seinen Platz zurück. „Ich will Ihnen zum Abschied von uns nur einen Vertrauensbeweis geben und Ihnen zeigen, daß ich für Sie hoffe. Was sehen Sie mich so frivol an? — Ja, ich hoffe für Sie, trotzdem Sie sich unbotmäßig benehmen. Sie haben etwas von dem verlorenen Sohne da. Der war ein Leichtfuß und ein feiger Schüler; der Kummer seiner Eltern. Aus Furcht vor Strafe zerriß er sein schlechtes Zeugnis, das ihn aus der Schule stieß, entwendete seinem vertrauenden Vater hundert Taler und entkam mit einem Segelschiffe von Amsterdam nach Newyork. Da hat er alle Bitternis durchgelostet: Betteln und Hungern, Sünde und Elend und harte Arbeit, fünf Jahre lang — seine beste Jugendzeit. Dreizehnjährig war er entlaufen. Sein Vater fand schon nach zehn Monaten seine Spur, aber er holte ihn nicht zurück. Er setzte ihm heimlich einen Aufseher und ließ ihn weiterarbeiten und fronen, untersinken bis zur Kehle und sich in Todesangst wieder herausarbeiten aus Schmutz und tiefem Wasser. — Bis sich's eines Tages fügte, daß er bei einem furchtbaren Massenunglücke zuspringen und helfen konnte. Da lernte er in bebendem Grausen, andern etwas zu sein und sein unseliges Ich zu erkennen. Von nun an brachte er Frucht: Reue — und nahm alle Kraft zusammen, um seinen Diebstahl aus der Welt zu schaffen. Er hat die hundert Taler und das Reisegeld hinüber mit Blut und Schweiß verdient und hat Vaterliebe und Frieden mit Gott als Sins empfangen. Weil er sich selber half, hatte ihm Gott geholfen.“

„Ihr Vater hat Ihnen keinen Fußtritt hinunter in die Gasse gegeben,“ sagte sie finster. — „Wen aber der Nächste verläßt — —“

„Über dem bleibt Gottes Hand um so näher und greift mächtig nach ihm, sobald er versucht, sich wieder aufzurichten. Glauben Sie mir, gewiß und wahrhaftig, ich habe es erfahren. Mein Gott ist gegen mich Verlorenen so gütig gewesen um meiner Reue willen, daß er mich zu seinem Diener angenommen hat für Sie alle. — Lassen Sie sich mein Leben predigen; sehen Sie von der schmutzigen Lust hinweg auf anderer Schmerzen und Wunden, — ernstlich — ehrlich! Hilf dir selber, so hilft dir Gott!“

Die Stimme versagte ihm vor Erschütterung; wortlos streckte er ihr die Rechte hin. Sie nahm sie nicht; verzweifelt starrte sie an ihm vorüber. „Und wenn ich wollte, ich kann ja nicht — ich bin zu schwach — ich kann ja nicht davon lassen —.“

„Aber meine Hoffnung läßt Sie auch nicht,“ erwiderte er, faßte nach

ihrer Hand und hielt sie fest. „Mit Ketten binden ans Asyl dürfen wir nicht; sagen Sie sich nur zuweilen auf Ihren Wegen vor, daß ein Mitmensch an Sie glaubt, weil er einst in Ihren Schuhen gestanden hat, und hier gebe ich Ihnen einen Fingerzeig für den Tag, der Ihnen Ihre gehaltenen Augen sehend macht. Dann melden Sie sich in Berlin bei meinem Freunde Rettwig an der Ambulanz und arbeiten. Ich will ihm heute noch schreiben.“

Sie schob das Papier mit der Adresse vorn in ihre graue Jacke und verließ ihn. Er wußte nicht, hatte sie ihm gedankt oder war es seine Einbildung gewesen. Vom Fenster aus sah er sie mit ihrer Reisetasche und dem eingewickelten Strauße durch den Garten fortstreben. Sie stieß mit dem Knie gegen die Pforte, daß sie aufsprang und heftig prallend hinter ihr zurück ins Schloß schlug. Dann verschwand sie, weil das Haselgesträuch am Wege sie verbarg, erschien von neuem und ward ein Püppchen und ein Pünktchen auf der Soltbrinker Chaussee, bis nichts mehr von ihr übrig blieb für die verfolgenden Augen.

Er setzte sich an seinen Schreibtisch, allein er konnte sich noch nicht konzentrieren. Die vergebliche Seelsorge drückte ihn nieder. Die Hände unterm Kinn zusammengepreßt, blickte er unbeweglich empor gegen den Frühlingshimmel, an dem weiße Porzellanwölkchen standen.

Jeremiä Klagegedicht, das er in bitterster Not oft und oft gelesen hatte, ging durch seine stillen Gedanken. Alle die Rufe und Seufzer aus des Propheten Leidensstiefe und seiner eigenen.

„Du hast dich mit einer Wolke verdeckt, daß kein Gebet hindurch konnte — —.“

„Die Krone unseres Hauptes ist abgefallen; o wehe, daß wir so gesündigt haben — —!“

„Bringe uns, Herr, wieder zu dir, daß wir wieder heimkommen; verneuere unsere Tage, wie vor alters — — —.“

„Ja, Herr, ich traue dir für diese!“ sagte er plötzlich mit frischer, starker Stimme. Er sprang vom Stuhl auf, weitete sich die Brust mit einem lauten Atemzuge und langte den Hut vom Haken. Dann ging er hinaus, von der mählich sinkenden Sonne fort gegen den Ausgang und wanderte durch den sprossenden Dränker Wald bis zu seiner Bibelstunde im Asyl. —

Swölftes Kapitel

Trotzig weinend trat Rose aus dem Soltbrinker Anstaltsstortweg. Sie ballte die Faust hinter sich und setzte sich auf dieselbe Steinbank am Kugelpfeiler, wo damals im September Palivut mit seinem Tabuletkasten ausgerastet hatte. Sie mußte ihren Zorn austoben, ehe sie sich fortmachte. Niemand sah sie; keiner kam vorüber. Sie nahm ihr Gesicht in die Hände, schaukelte den Oberkörper hin und her und scharrte ungebärdig schluchzend mit den Füßen im Kies.

Unbarmherzig mit ihrer flehentlichen Bitte abgewiesen, nicht einmal sehen dürfen, ob Baroneß wirklich noch lebte, — nicht einmal durch das Klappfenster in der Tür! Ja, sie wußte es: in Suchthäusern und Irrenhäusern hatten sie immer Klappfenster mit Schiebern oben in den Türen zum Beobachten für die Wärter und die Ärzte. Doktor Reinboth war gar nicht heruntergekommen ins Sprechzimmer, nur so ein hellbärtiger Affe, der Assistenzarzt. Gelacht hatte er, ihr ins Gesicht: „Davon kann keine Rede sein; wir haben hier keine Menagerie, mein Kind!“ Die Tulpen hatte er ihr abgenommen und irgendwohin auf einen Stuhl gelegt und gefragt, ob sie etwa die Jungfer von Baroneß Alvedissen sei? „Nein, ihre Freundin,“ hatte sie geantwortet, und wenn das auch wohl frech gewesen war, so stimmte es doch. O, jeden Finger einzeln ließe sie sich für Baroneß abhacken. Immer heftiger schluchzte sie, so heftig, daß die Sonne selbst darüber zu erröten begann, und als ihr Zorn verbraucht war, stand der ganze Horizont in flammender Lohe. Ihre plumpen Unstaltschuhe hatten ein Loch in den Riez gescharrt, und ein paar Bauernbüßchen, die vorbeiliefen, nahmen es gleich aufs Korn für ihr letztes Marmelspiel vor Schlafengehn. Rose ging traurig ihrer Wege. Zuerst ein gutes Stück wieder zurück bis dahin, wo zwischen dem Nobisburger Park und dem Werlingshovener Asyl die Haltestelle an der Vielesfelder Bahnstrecke vor lichtigem Gehölz lag und das Zweigbähnchen über Kirchhorsten ins Osnabrücksche anschließen sollte. Der Damm war schon im Bau. Man sah die Rückseite des Hoff's hell herüberschimmern, und ganz nahe sprang der große, kahle Steinkasten der Nobisburg hinter der Hügelnafe heraus. Drücker steckte tief in seinen alten Bäumen; man fand es nicht.

Rose schritt langsam; vor sieben ging ihr Zug nicht von der Haltestelle ab, und sie war noch längst nicht fertig mit Groll und Traurigkeit. Sie mußte auch an die Geschichte vom verlorenen Sohne denken und an Pastor Edbrechts eindringliche Stimme und die Augen in seinem häßlichen Gesichte voller Pockennarben. Solche Augen konnte man nicht wieder vergessen. Im Gehen las sie auch die Adresse an Doktor Paul Rettwig, ambulante Hilfsstelle, Berlin NO. — Dabei kam ihr der Zorn auf den Soltbrinker Assistenzarzt mit erneuter Heftigkeit, bis ein triumphierendes Bewußtsein ihr Inneres besänftigte: — er hatte sie für etwas Ehrbares gehalten — sie!

Man konnte sie alles Ernstes mit einer herrschaftlichen Jungfer verwechseln, die in eine neue Stellung ging. Ihre Fahnen und Lumpen, der anrühige Hut und die ausgetretenen Spangenschuhe waren im Asyl unterm Waschlöffel verbrannt worden; sie trug die biedre, neue Jacke aus dem Werlingshovener Schnittwarenladen zu Settas grauem Lüsterkleide und einen Matrosenhut mit schwarzem Bande auf den hübschen, welligen Haaren. Ihr Gesicht hatte ein wenig Farbe bekommen, und das einzig Schöne an ihr war die vollgepfropfte Reisetasche aus schlechtem Leder; das einzig Auffallende der schweifende Blick ihrer Augen, ewig suchend, ewig fordernd, sowie nichts Beherrschendes ihn imperatorisch bannte. —

Eine knappe Viertelstunde vom Hoff entfernt überschritt jetzt der neue Bahndamm das blache Feld zwischen Soltbrink und Kirchhorsten, über dem die Nobisburg am Hügel stand und in den Fluß niederschaute. Am Bahndamm hin lief ein schmaler Pfad quer hinüber zur Kirchhorster Haltestelle, und die gehörte zu Westkamps Biergarten mit kleiner Landwirtschaft. Frau Westkamp hatte die besten Eier weit und breit, und lieferte auch nach Dränker und auf die Nobisburg. Hinter dem Biergarten lag ein eingerickelter Ramp mit jungen Weidenbäumen am Ridelwerk entlang gepflanzt und einer malerischen Pforte aus rohen Stäben. Der Ramp war dies Jahr nicht in Nutzung; die Bahngesellschaft hatte ihn abgepachtet für die Schlafbarade der italienischen Erdarbeiter und Steinklopfer. Es war ein ganzes Böttchen beissamen, lustig, sinnlich und leicht aufbrausend, aber sie tranken nicht und gaben Westkamp kaum etwas zu verdienen an Brot, Butter und Sukost. . . . Sie führten ihr Maismehl in zwei Säcken mit sich, und vor der Barade hing der Knoblauch in großen Bündeln. Ein bißchen Handkäse und ein Endchen trockne Wurst in langen Zwischenräumen — damit waren sie abgefunden; allein trotz der schmalen Kost mußten sich Erutha und Maria, die drallen Westkampswichter, oft genug laut und kräftig gegen die Subdringlichkeit der Südländer wehren. Sie waren beide versprochen und hatten keine Augen dafür, daß ein paar bildschöne Jungen unter dem welschen Volke waren. — Es gab aber noch mehr Mädchenaugen im Lande als ihre hellblauen.

Zwei große, schwarzbraune trieben ihr Spiel, als Rose auf das Abendfeuer der Italiener zukam. Das Feuer flackerte unterm Damm auf dem kahlen Felde, ein ruhiger Kessel am Haken hing zwischen zwei Stangen in die Flammen, und der schöne Gigi im schmutzigen, roten Hemde und weiten Hosen stand daneben, phantastisch beleuchtet. Er hob die fertige Polenta aus dem brodelnden Wasser aufs Holzbrett. Da lag sie und dampfte gewaltig; die Hungrigen drängten sich herzu. Nun rasch den Faden her und Stücke abgeschnitten. Alle Augen lachten, und die schwarzbraunen von seitab lachten am begehrllichsten. Sie gehörten einer kleinen Dame im kurzen Reitkleide und Bolerohütchen, einem wunderhübschen Badsfische, bräunlich von Haut mit tiefen, krausen Scheiteln und einem blutroten Munde, der einen entzückenden Amorsbogen schwang. Es war Carl Schlichtegrell, des Nobisburger Barons Adoptiotochter von seiner zweiten Frau. Ihr norwegisches Pony, ein falbes, sanftmütiges Tier, hatte sie vor der Bösung an einen Pfahl festgemacht.

Rose sah gerade, wie sie den reizenden Kopf kotett auf die Seite legte, dem schönen Gigi einen verschleierten Blick zuwarf und dann in korrekt eingelerntem Italienisch bettelte:

„Vi prego, Signor: anch' io vorrei mangiare un poco con voi; volete? si?“

„A — ah, gran' piacer!“ Der Schöne lachte, schnitt mit seinem Faden flugs einen mundrechten Bissen ab und schob ihn der „bellissima“

zwischen die Lippen. Gleichzeitig nahm er wie der Wind seinen Vorteil wahr, warf seinen nervigen Arm um ihren zierlichen Wuchs, presste sie gegen seine nackte Brust, daß es knirschte, und küßte sie toll.

Sie schrie laut auf, schlug und stieß nach dem Räuber und riß sich glücklich los. So stolperte sie mit heftigem Prall gegen Rose und klammerte sich an ihren Hals. Die ganze welsche Bande johlte vor Vergnügen.

Die Kleine weinte und schluchzte zornig. „O Fräulein! — o bitte, beschützen Sie mich — o, der schreckliche Mensch! Nehmen Sie mich mit, Fräulein — nur ein kleines — kleines Stück — nur bis mein Groom wiederkommt! Er sollte doch bloß Eier abholen — da — bei Westkamps!“

„Ich muß zur Haltestelle,“ sagte Rose kalt und scharf und machte die feinen Händchen von sich los. — Merkwürdig, wie Gleiches manchmal auf Gleiches wirkt. — Dem abenteuernden Badfischchen gegenüber fühlte sich die Dirne plötzlich als Ehrbare, und in diesem Rinde an der Grenze seiner Jungfräulichkeit erkannte sie ihr eigenes, längst entrücktes Ich wieder, damals, vor bald neun Jahren, in ihres Vaters halbdunkler Schreiberstube. Die Erinnerung erschütterte sie bis ins Mark. — — Dies Kind machte ja denselben Anfang wie sie.

„Ihre Mutter müßte nur wissen, was Sie hier tun —“ sagte sie noch schärfer, und da die Kleine mitten in ihren Tränen leichtfertig die Achseln zuckte: „Ach Gott! Mama!“ — überfiel sie ein solcher Ingrim, daß sie Cari im Weitergehen rauh herumdrehte und hinaus ins dämmernde Land wies. „Sehen Sie da drüben das Haus? Da, über der Mauer? Das ist der Hoff, das Rettungs Haus für verlorene Mädchen! Hüten Sie sich, daß Sie da nicht auch reinkommen! Es sind genug junge Dinger drin und aus guten Familien. Setzen Sie sich lieber zu Pferd, und nach Hause mit Ihnen —!“

Cari reckte sich auf und machte ein sehr hochnäsiges Gesicht. — „O pfui, wie ordinär!“ gab sie entrüstet zurück; wendete sich weg und stolzierte zu ihrem Pony an dem Pfahl. Im selben Augenblicke trottete der Reitknecht vom Biergarten daher, seinen Eierkorb am Sattel. Er sprang ab, half seiner jungen Herrin in den Bügel und hielt seinen Gaul an, um sie vorausreiten zu lassen. Sie trabte schlant an Rose vorbei, ohne sie eines Blickes zu würdigen, und die Hufschläge bewarfen sie mit Erdklumpen. —

Rose hatte noch eine gute halbe Stunde im kleinen Warteraum zu harren. Sie saß ganz allein, dachte und dachte, und wechselte alle paar Minuten ihre Entschlüsse. — Endlich nahm sie ein Billet vierter Klasse nach Köln und nicht nach Detmold. In der Großstadt tauchte man spurloser unter, und sie fürchtete sich vor ihrer Zukunft — seit heute — —

Dreizehntes Kapitel

Erst um Frühlingsanfang des folgenden Jahres schrieb Doktor Reinboth, daß der Heimholung von Baronesse Alvediffen nun nichts mehr im Wege stehe.

Als am Morgen des einundzwanzigsten März die Nachricht kam, ging wehmütige Freude durchs Drünker Schloß. Der Gärtnerbursch mußte gleich abgetaunte Efeuranken von der Nordmauer schneiden und große Bündel hunder Immortellen aus dem Kaltbause holen zum Kranze um Sittas Stubentür. Sophie fuhr ins Dorf hinunter, um Marie die nötigen Anweisungen zu geben, und die Mägde machten sich mit den Kindern ans Kranzbinden. Der Hauslehrer spendete einen halben Ferientag, und Iwan, der Drünker Kronprinz, brachte mit großem Hallo seine Flamme herein, Carl Schlichtegrell, den „verbotenen Umgang“. Er hatte sie und ihr Pony vorn in der Hohl aufgegrieffen, und sie erklärte sich zum Helfen bereit. Sie verteilte ihre Sträußchen viel anmutiger als Dolly im dunklen Grün und versuchte nebenbei dem biedereren Lehramtskandidaten den Kopf zu verdrehen. „Das sollte Mutter nur sehn“, dachte Iwan entrüstet, aber Mutter war ja nicht da.

Dann wurde die Girlande samt einer ganzen Batterie blühender Topfblumen nach Werlingshoven geschafft und eine Stunde später ward es Bickers gegenüber im frischgeweißten Strohdachhäuschen auch lebendig. Dort hatte Bennas, der ehemalige Drünker Rutscher, seinen Ausspan eröffnet, nachdem er Drücksten, das Küchenwicht aus der Schloßküche, gehelicht hatte. Er spannte Uag, Heinrichs frommen Schimmel, vor ein neues Wägelchen mit Halbverdeck und niedrem Trit, und seine junge Frau hielt solange die neue Livree und den Treffenhut.

„Wird's bald, Nästen?“ fragte Heinrich von Minute zu Minute. Die Uhr in der Hand spazierte er mit Sophie am Arm auf und ab und hatte die Ungebuld.

Als Heinrich gemeldet wurde, saß Doktor Reinboth gerade am Schreibtisch im Konsultationszimmer und zog den Schlußstrich unter die lange Krankheitsgeschichte von Baronesse Sufette Gertrudis Julia Alvediffen, geboren 1856 zu Werlingshoven, Kreis Wersebe; wohnhaft daselbst — unvermählt.

Krankheitsdauer: achtzehn Monate und vier Tage.

Ausgang: Heilung mit Defekt.

Entlassung: 21. März 1899.

Er überlas, schob die Alte zu den andern unter Lit. A ins Fach, und da es klopfte, erhob er sich rasch und ging Heinrich bis zur Tür entgegen. Sie tauschten einen kräftigen Handschlag, und der Doktor ließ den Swicker fallen.

„Endlich sind wir so weit, und draußen scheint die Sonne, Herr Baron. Es ist erfreulich, daß Ihre Schwester nach der langen Haft in solch einen Frühlingstag hinaus- und heimfährt. Sie sollen sehen, das hebt die naturgemäße Verzagtheit beim Austritt von uns am sichersten auf.“

„Gebe Gott“, antwortete Heinrich. Tieferrnst und benommen sah er aus. Er hatte die instinktive Scheu des kerngesunden, einfachen Menschen vor aller Geisteskrankheit. — „Und wie sind nun unsre Verhaltensmaßregeln, Doktor Reinboth?“ fragte er.

„Ganz einfach, lieber Baron. Sie soll ruhig ihren Neigungen leben; Überanstrengung und Aufregung ist zwar tunlichst zu vermeiden, nicht aber hindernd einzugreifen, falls sie, wie zu erwarten steht, an die Vergangenheit anknüpfen möchte. Sie muß lernen, sich wieder gesund zu fühlen, und über den Mangel an Rüstigkeit infolge des Schlaganfalls bei kleinem hinweggebracht werden. Eine verantwortliche Stellung wird sie dieser Hemmung wegen nicht mehr bekleiden können; im übrigen hat sie noch genug Gold in sich, um es in stiller Weise für andre zu verausgaben. Das darf ihr nicht verwehrt werden. Allerdings lege ich auf die ‚stille Weise‘ besonderes Gewicht, Herr Baron.“

Heinrich dachte ein paar Augenblicke nach und verfärbte sich.

„Verstehe ich Sie denn recht, Doktor Reinboth? — Ist meine Schwester nicht vollständig geheilt worden?“

„Nein, Herr Baron; sie hat Einbuße erlitten. Feuer und Wasser hinterlassen unabweisbar Spuren, und Ihre Schwester hat tüchtig durchgemußt. Aber nehmen Sie's nicht allzu trübe. Verfengtes Haar ergänzt sich und überschwemmtes Land besinnt sich, wenn es auch nicht grade mehr Brotkorn annimmt. So werden die Schlaglähmungen fast zweifellos im Lauf der Zeit zurückgehen, vielleicht sogar verschwinden; bis dahin ist Ihrer Schwester die erzwungene Ruhe Natur geworden, und die neue Wesenheit hat sich konstituiert. Wer weiß, ob nicht sogar zum Segen in unserem rastlosen Rädergetriebe des Lebens.“

„Also geistig arm —“, sagte Heinrich trauervoll vor sich hin.

Der Arzt legte ihm seine Hand auf die Schulter:

„Verehrter —: die verklungene Seligpreisung aus den Tagen, da ich auch noch Bibelsprüche lernte, habe ich so manches Mal in meinem Berufe als wahr empfunden. Zuweilen müssen wir Irrenärzte Schöpfer sein und Neubauer aus Ruinen, und wohl uns, wenn wir noch so viel tadellose Bausteine unter Händen haben wie im beregten Falle. — Nicht nur das Beste, nein, auch das Gute hat Wert.“

Heinrich antwortete nicht; er preßte die Lippen aufeinander, kehrte sich ab und sah an Doktor Reinboth vorüber zum Fenster hinaus. Der Märzhimmel bezog sich, und die Sonne schien matt zwischen fliegenden, zerrissenen Wolken. Draußen im Garten ergingen sich die Kranken mit ihren Wärtern. Immer um die beiden Krotusbeete und das kleine Boskett mit dem Rande kaltweißer Schneeglocken kreisten sie. Heinrich zog fröstelnd die Schultern ein und wendete sich ins Zimmer zurück. „Lassen Sie uns nun die Rechnung begleichen und dann zu unsern Damen gehn, Doktor.“

Anten im geheizten Vestibül, das der alte Kreuzgang des Soltbrinker Karmeliterklosters war, saßen Sophie und Setta wartend auf dem langen Ledersofa, und vor ihnen stand der lustige Assistenzarzt, Doktor Bröder, der damals Heinrich prophezeit hatte, Setta solle so gut wie neu werden. Er unterhielt die Schwägerinnen so derb und ungezwungen, als wären sie die Kirchhorstener Hühnerbäuerin und ihre Geeske.



Heimkehrende Schafe



H. Liesegang

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Setta schaute aufmerksam zu ihm auf und lächelte jaghaft. Die gebleichten Scheitel unter dem Riepenhut und der hilflose Kinderblick erschütterten Sophie so sehr, daß sie sprachlos saß. Vor allen Dingen wußte sie nichts mit Settas Frage anzufangen: „Vertraut Hinze mir denn noch wie früher und gibt mir meine Pflicht auf dem Hoff wieder?“

„I wo, Baroneß: Pflicht is 'n papierner Begriff!“ schnitt der kleine Doktor ab. „Jetzt heißt es gut essen, gut trinten, gut schlafen und links'rum durchs Dasein steuern, bis es wieder rechts'rum geht. Kommt alles retour mit Geduld und Spucke! — Und die anrühigen Damen vom Hoff, die —“

„Settken, sieh, da ist Heinrich“, unterbrach Sophie, und dann zog Doktor Reinboth den Kollegen beiseite, verbot ihm den Mund, und auch Sophie trat zurück, als Bruder und Schwester sich begrüßten.

Des starken Mannes Liebe die brüchige Frauenseele, deren gestrichelte Risse und genietete Scherben sein gesundes Auge erkannte, trotzdem das alte, feine Muster von neuem um dies schadhafte Gefäß eines edlen Geistes lief. Eine förmliche Hoffnungslosigkeit überfiel ihn, als sie schleifenden Fußes auf ihn zutram, die gesunde Hand tastend vorgestreckt. — Sie legte ihren Kopf an seine Brust und schluchzte, und da schoß ihm dennoch ein heißes Glück durch und durch, daß er sie nun wiederhatte. Er umfaßte sie und hob ihr Gesicht in die Höhe: ihm selber traten Tränen in die Augen; und er küßte ihr ergrautes Haar und ihre schmale Linke, die so ätherisch geworden war wie die Engels Hände der Präraffaeliten. Ihre Rechte lag in der Binde.

„Nicht wahr, du findest was zu tun für mich —, die andern wollen nicht“, sagte sie schmerzlich. „Immer so weiter faulenzgen, das könnt ihr unmöglich von mir verlangen. — Ich bin doch nicht mehr wirre, bloß so — — bloß so — —“

„Dich wieder eingewöhnen, das ist deine erste Arbeit, mein alt' Settken, und danach —“

„Sawohl — ich weiß! Danach muß ich links schreiben lernen und links nähen und beten ohne Händefalten. O, wie ist das schwer, mein Bruder — —!“

„Komm du jetzt, mach dir keine trüben Gedanken mehr. Heute ist ein Freudentag, noch viel schöner als Geburtstag, nicht, Söppchen? Dazu schenken wir dir deinen eigenen Wagen und deinen eigenen Kutscher, zur fröhlichen Wiederkehr, mein alt' Settken —“

„Nein — nein — nein!“ Sie verbarg das Gesicht nochmals an seiner Brust und wollte gar nicht aufsehen und sich ein bißchen freuen, sie, die so lebensgern spazierenfuhr. — Endlich ließ sie sich mit sanfter Gewalt an das hübsche, neue Wägelchen führen und betrachtete es furchtsam:

„Mein Wagen? — mein Kutscher? — Das ist doch euer Bennaß! O, macht keinen Spaß mit mir! —“

„Lieb Herze, Bennaß ist jetzt dein Leibkutscher und er wohnt dir

gegenüber in Brinkmann seinem Ausspann mit seiner jungen Frau", legte sich Sophie ins Mittel. „Besinnst du dich nicht mehr auf unser Drücksten? — Drücksten Potthoff bei uns in der Spülküche? —“

„Gott, mein Gott — —!“

„Halt!“ mahnte Doktor Reinboths leise Stimme hinter Sophie, und dann ward die Genesende nach kurzem Abschied und ohne weiteres Reden darüber in ihr neues Eigentum gehoben. —

Setta hatte sich mit Händen und Füßen gegen eine Pflegerin oder Gesellschafterin oder die Übersiedlung nach Drünker gewehrt. Allein mit sich selber, in ihren vier Pfählen wollte sie zurechtkommen, und Marie Bicker war ihr Schutz und Hilfe genug.

Als sie in der ersten Nacht nach ihrer Heimkunft im Alkovenbette lag, Marie gleich hinter der angelehnten Tür in der Fremdenkammer, konnte sie stundenlang nicht schlafen. Draußen brauste der Märzwind in den hohen Eichenkronen ums Haus und drückte sich schütternd gegen die kleinen Fensterscheiben des Blumenerkers. Ja, so weit trieb er sein wildes Spiel, daß er das verhaltene Pochen einer Menschenhand nachahmte, zweimal — dreimal mit heftigen Stößen und wisperndem Pfeifen, wie wenn jemand rief, der sich allen Atem verlaufen hat in Todesangst. —

Da kehrte der Schlaflosen, deren gelähmter Körper sie zu starrer Ruhe zwang, langsam die verlorene Erinnerung zurück mit den altvertrauten Stimmen der Frühlingsnacht. Nebel zogen hinweg und sanken; Fäden entwirrten sich; Dämmerlicht fiel durch einen Spalt, und der Spalt ward zur Tür, die sich allmählich auseinanderschoß und den Rückblick freigab. Sie konnte sich nicht zur Wand herumwerfen und ihr Gesicht ins Riffen pressen, noch der andrängenden Erinnerung die leiblichen Ohren verstopfen, wie es der Mensch tut, wenn der Nachtmahr über ihn kommt. Gelassen mußte sie auf der Matrasse liegen und mit offenen Augen durch die Tür um Jahr und Tag zurückschauen in die Herbstnacht, da Schwester Mines Pochen und verängstigtetes Rufen sie aus ihrem unruhigen Schlummer geschreckt hatte: „B'roneß, B'roneß, machen Sie doch das Fenster los!“

Zögernd reiheten sich Laute und Bilder aneinander; der Rückblick weitete sich. Er ging geradewegs durchs eiserne Gittertor mit dem Allianzwappen in den Hoff hinein und hinauf zum Bettsaal. Da war's unheimlich; nur mattes, schimmerloses Lampengeflacker. Das ließ die vergoldeten Fruchtschnüre und Schleifen an der langen Wand glitzern, und vor dem Altare —: da waren die Laute wieder: Murmeln und Schluchzen und Schwester Marthas energische Stimme: „Marsch, fort mit dir ins Bett!“ Aber die ganze Gruppe vor dem Altare blieb wie versteinert stehen. —

Sie hob die gesunde Hand an die Augen und deckte sie. Allein das nützte nichts. Trotz der geschlossenen Lider und bergenden Finger ward das Bild klarer und klarer, wie das Negativ, das sich in der Dunkelkammer klärt.

Da stand die Bohlweg und da ihre Spießgefeslin, die Fromme: Schwester Martha packte sie in den vollen, nackten Arm: „Gehst du jetzt endlich oder nicht?“ Die zwei lachten und stemmten sich trotzig und stierten die große Blutlache an und die Sprizer am weißen Altartuche. — Nur die Lemmermeyer und die kleine Seelmann schlichen hinaus und weinten, daß es sie stieß. — Alles sah die Regungslose, alles, mit erschütternder Deutlichkeit; auch den Scheuerlumpen mitten in der Blutlache, und sie hörte das Geflüster: „Die Folkerts hat sich die Kehle durchgeschnitten!“ In allen Ecken flüsterte es. — Wo war sie denn, die ärmste, tote Elisabeth?

Hier — im Wildenzimmer. Auf Mutters rechtlidem, altem Bettel lag sie steifgestreckt. An ihrem Halse wieder Blut; schwarz tropfte es zwischen den Gazebinden hervor. — Sie zogen ihr das Hemd ab, Schwester Alma und die große Sünderin, Rose Diener. — Nein, wer hatte sie denn Magdalena genannt? Auch ein Toter: Pastor Wittling. — Sie zerrte das Hemd vom Leibe der armen Elisabeth, und jetzt lag nur noch eine lange, verrunzelte Puppe ohne Gelenke auf dem Schragen, und die große Sünderin stieß einen Schrei aus, o — wie furchtbar! und warf sich auf die starre Puppe. — —

Setta öffnete die Augen weit und preßte die Hand gegen ihr hämmern-des Herz. Schriß zog draußen der Frühlingswind Rosés Schrei durch die Lüfte: — dann kam eine Pause, und auf dem Hintergrunde der Palmen und Vulkane und Empire-Kaziken des Wildenzimmers erschien Herodias, ihr blutgefülltes Becken vor sich hertragend. — — Aber es war doch nicht Herodias, sondern wieder Magdalena, und Jesus der Menschenfreund sprach zu ihr: „Gehe hin mit Frieden; deine Sünden sind dir vergeben.“ — Sie aber sagte: „Gute Nacht, Baroneß!“ und ging mit dem blutigen Becken und blutigen Händen hinaus. Hinter ihr fiel die Tür ins Schloß und verschwand. Blaues Meer, grüne Wedel, braune Helden in Kavalierrmänteln und Federtronen liefen über die Stelle hin, wo sie sich aufgetan hatte, und die große Sünderin war ausgetilgt für immer und ewig. —

Mühsam hob Setta den Kopf und fingerte zitternd nach ihrem Schnupftuche. Als sie sich die kalten Tropfen von der Stirn getrocknet hatte und den Druck von der Brust fort, ihr Herz ruhiger pochen fühlte, meinte sie einen Augenblick, daß sie nun wohl schlafen könne. Aber plötzlich erhob sich das Windsgebräus in den Eichen und um den Erker von neuem zu wilden Klagen, und es riß sie mit sich hinweg und trieb sie über die Herbststoppeln. — Wie eine Maihege auf dem Besen fuhr sie dahin, kreuz und quer, rechts und links, und mit einem Male griff's von hinten her nach ihr und warf ihr eine Schlinge über die Hände und schnitt und schnürte. — Der wilde Jäger, und sie das gehezte Tier! —

Sie stammelte und rang wider den wachen Traum. Umsonst; eine Übermacht hielt sie gebunden, und dann ging langsam eine dunkle Wand vor ihr nieder, Stab an Stab: das Wildgatter. — Dahinter war das Nichts. —

„Marie!“ stöhnte sie, — „Marie!“ und setzte in Dual und Kampf immer wieder an, bis der Ruf laut ward. Zitternd schluchzte sie der vertrauten Gestalt in Latenrock und geblümter Nachtjacke entgegen, wollte reden und konnte mit keinem Willen herausbringen, was sie beängstigte. Marie erriet und half tröstend ein und klopfte und streichelte, wie wenn sie ihr Jüngstes beschwichtigte. Treulich harrete sie aus, bis ihre Herrin in ruhigem Schlummer atmete. Dann machte sie sich gleich für die Arbeit fertig und pumpte draußen Kaffeewasser in ihren Messingkessel. Es schlug fünf vom Kirchturm her; der Frühlingssturm wogte und fegte noch in den alten Eichen, der Kamp lag voll abgetnickter, dürerer Äste, und über den östlichen Dächern schlich ein bewölkter Morgen trübselig himmelan: verweintes Blau zwischen finster geballtem Grau. Der Sonnenaufgang war nur eine blutrote Franse am tiefen Horizont hin gewesen.

„Gott, mein Gott, wenn das männ nicht nochmal 'n Schlaganfall gewesen is“, dachte Marie verzagt und traute sich kaum mit dem Heißwasser zum Ankleiden hinein zu Baroneß. — Baroneß jedoch lag schon lange wach im Bette und nickte ihrer Getreuen entgegen. Recht blaß von Gesicht war sie, aber sie lächelte still und freundlich und hatte klarere Augen als gestern.

„Laß mich noch 'n bißchen liegen, Gute, und bring mir den Tee vors Bett“, sagte sie und streckte die Hand nach Marie aus. „Nämlich letzte Nacht hab' ich einen schlimmen Weg machen müssen, — bloß mit meinen Gedanken. Aber das kannst du mir glauben: Gedanken können viel mehr unter sich nehmen und kommen viel weiter als wie Füße; ich bin noch ganz müde davon. — Zulezt fiel ja wohl das Gatter zu; weißt du, das hohe vor dem neunten Zagen in Heinrich seiner Forst, und da war alles aus; da hab' ich dich gestört, arme Marie. — Will's Gott, komm' ich doch noch mal durchs Gatter und sehe, was dahinter ist, und dann wird alles wieder so wie früher. Nicht wahr, Gute?“

„Das soll wohl sein; sicher — sicher!“ beteuerte Marie überm Herzen weg und sündigte so wider den heiligen Geist. Denn während sie in der Wohnstube den Tee für Baroneß zurechtmachte, schüttelte sie immerfort den Kopf zu ihren Sorgengedanken: „'n Schlag is das nich gewesen, aber wenn das nich Wirrigkeit is, was Baroneß von Kommen und Gehen und Jagdgeschichten sagt, denn so hab' ich auch nich drei lebendige Blaagen von Willem —!“

Allein Baroneß kam vollkommen ruhig und vernünftig nach ihrem Teefrühstück in die Kleider mit Marie's Hilfe, ließ sich darauf ihren Sekretär aufklappen und sagte:

„So — jetzt nimm ab, Gute, und dann bring mir deine abgewaschene Tafel und den Tafelstift; ich will links schreiben lernen.“

„Mein nee! — Schreiben! Baroneß sollten lieber aufs Sofa sitzen gehn und ins Predigtbuch lesen“, entgegnete Marie still empört und nahm die feine Hand ihrer Herrin ehrerbietig in ihre rauhe, um sie zu küssen.

„Gleich an' ersten Morgen nach'n schlechte Nacht ans Lernen! Mein Gott, wenn das Herr Baron zu hören kriegt —!“

„Hol nur die Tafel“, beharrte Setta, und Marie gehorchte unwillig. Sie konnte auch ums Leben nicht sehen und hören, wie der stumpfe, alte Tafelstift in Baroneß linker Hand ungeschickt über den geborstenen Schiefer hinstoch und kreischte und das milde Gesicht zwischen den grauen Scheiteln immer röter und betrübter darob wurde. Mit einem Male mußte sie sich über die hohe Lehne bücken und Baroneß mitten auf ihre schwarze Spitzenbarbe küssen. Dann warf sie ihr Wischtuch auf den nächsten besten Stuhl, lief in die Küche und weinte sich satt beim Wurzelschrapen. —

Gegen elf klingelte Setta. Die Tafel lag auf dem Tisch, die Seite mit den armseligen, ersten Linkshand-Kratelfüßen nach unten gekehrt, und Settas Finger zitterten sichtlich vor Anstrengung. Ganz verschämt und ängstlich bestellte sie das Anspannen. Sie wollte in ihrem eigenen Wagen eine Spazierfahrt machen; ja, sie allein, zur Belohnung für die saure Schreibstunde. Sie brauchte gar niemanden; Bennas half ihr hinein und heraus, Bennas war 'n verkreiter Mann und auf dem Hoff geboren und von Kind an sinnig gewesen.

„Aber das weht wieder und will Schnee schütten, Baroneß —“

„Ich habe ja das schöne Halbverdeck und das Schutzleder, und dann gibst du mir die Felldecke und meinen alten, baumwollnen Regenschirm von früher, Marie. Ist der wohl noch da, Gute?“

„Als wenn irgendwas in't Haus unter Füße gekommen wär', die Zeit, daß Baroneß von uns weg gewesen is!“ entgegnete Marie still ergrimmt; denn sie sah ein, daß Baroneß immer noch Baroneß geblieben war, engelsgut und entschieden, just wie die selige Baronin vor ihr. Somit schickte sie ihr Rättchen zu Bennas in den Ausspann hinüber, und eine Viertelstunde später packte Bennas seine Herrin und ihren baumwollnen Regenschirm sachverständig unters Spritzleder und die Lammsfelldecke.

„Wohin zu, B'roneß? Nach Drünker?“

„Nein, nur auf den Hoff.“

„Mein nee, nich erst auf't Slos?“

„Das ist mir noch zu weit, Bennas.“

„So — so — so—o. — Na, denn jeh männ zu, Ujag: Jäh!“

Als Ujag, der Schimmel, vor der Portierloge beim Bittertor hielt, guckte Kampmeier, der dick und faul geworden war, aus dem stillvollen Schweizerhausfenster und tippte an die Dienstmütze:

„Vor eins is kein' Besuchszeit.“

„Mar' Jo; Besuchszeit! Kennst du unse B'roneß Settken denn nich mehr, Bernd? Faß B'roneß an' Arm, Mensch, und führ ihr bei Frau Oberin in' Büro!“

„Mein nee, mein nee!“ Ganz bedonnert kam Kampmeier zutage und schloß auf; aber für seinen krummen Arm dankte Baroneß freundlich. Wenn sie nur ihren Schirm hatte; dann ging sie am besten allein. Überhaupt

wollte sie allein bleiben; bloß nicht Frau Oberin rufen. Es übernahm sie noch zu sehr.

Bennas sah, daß sie die Augen voller Tränen hatte; er mochte knapp fragen, wenn er wiederkommen solle:

„Gegen eins, wegen Mittagessen, B'roneß?“

„Ja —.“ Man hörte es kaum, aber sie nickte ein paarmal, und die Tränen rollten ihr über die schmalen Backen; — und so weiß, wie sie aussah! Bennas fuhr erst noch eine ganze Weile vor dem Tore auf und ab und guckte besorgt durchs Gitter in den Park. Aber Baroneß ging ruhig, auf den alten Regenschirm gestützt, die Allee hinauf zwischen den beiden Wülsten von schmutzigem Schnee und tauendem Eise. Sehr sauer wurde ihr das Gehen; der lahme Fuß hing wie Blei im schweren, pelzgefütterten Gummistiefel, und die Stirn wurde ihr warm vor Anstrengung. Allein der Genesungsdrang, die Sehnsucht, irgendwie das Gatter zu heben, das in der gestrigen Sturmnacht plötzlich vor ihren zerfahrenen Erinnerungen niedergeraffelt war, trieben sie vorwärts. Dorthin, von wo sie ferne Stimmen vernahm. Sie bat Gott, daß die eine Stimme mit zwischen jenen sein möchte.

(Fortsetzung folgt)



Vision

Von

Grete Maffé

Der volle Becher fiel aus deinen Händen,
Wie sturmgejagt, so duckte sich das Licht,
Und leichenfarben ward dein Angesicht,
Die Gäste stahlen fort sich an den Wänden.

Entblättert sank dein Rosenkranz zur Erde,
Mir schien ein jedes Blatt ein Tropfen Blut,
Im breiten Wandkamin erlosch die Glut,
Du sahst dich um mit fröstelnder Gebärde.

Dein Blick sah so verzweifelt in die Fernen,
Als sähest du dich verjagt, verhöhnt, verlacht,
Zusammenbrechend unterm Kreuz in Nacht
Und Einsamkeit, verlassen von den Sternen.

Ich schreck' empor, verfürrt von diesem Schauen.
Was will ich nur? Du trägst den Kranz im Haar,
Es hebt das Glas und ruft der Gäste Schar:
„Der schönsten und der glücklichsten der Frauen!“





Natur im Leben des Kindes

Von

Malea-Byne

Eine moderne Richtung, vornehmlich aus Deutschland kommend, hat eine Münze geprägt, die auf der einen Seite „das Kind“ im Bilde führt, auf der anderen Seite „die Kunst“. Wie ein gangbares Wertobjekt ließ man es in das Leben des Kindes rollen.

„Die Kunst im Leben des Kindes“ — — ein Schlagwort!

Wie allgemein bekannt, ist jedes Kind ein unbewußter Künstler in seinen Spielen und seinen Träumen; seine Phantasie kennt keine Schranken, keine Grenzen und reicht in alle Ewigkeit und Unendlichkeit hinein. Seine Gedankenflüge sind kühn und sein Bilderreichtum von orientalischer Pracht.

Man unterbindet nur diese schöpferische Schaffenskraft der Kinder mit den ausgeheckten Ideen der Erwachsenen, die den ursprünglichen Spieltrieb der Kinder mit allerlei Kunstbildern und künstlerisch ausgeführtem Spielzeug „verkünsteln“ wollen.

Man gebe jedem Kinde ein paar Holzklöbchen, gewöhnliches Papier, einen Knäuel Garn, zerbrochene Knöpfe, Glasperlen, eine Schachtel, Sand und Kieselsteine die Menge; überlasse es sich selbst — — — und eine Welt aus Tausend und einer Nacht tut sich dem Kinde auf. Verließe, Burgen, Märchenpaläste, tiefe Erdhöhlen, Tunneldurchbohrungen, Kriegszüge, Meeresfahrten, Indianerkämpfe, Nordpolreisen, Luftschiffahrten bis in den Himmel hinein werden sich die Kinder daraus holen und in dieser Welt der gottbegnadesten Phantasie Millionen Freuden erfinden, um die sie der reichst-schaffende Künstler beneiden könnte.

Aber laßt sie ganz still für sich aufbauen, stört sie nicht in ihrer gesegneten Arbeit, die sie ganz leise und fein mit der Wirklichkeit verbindet, stört sie nicht mit euren kulturellen Errungenschaften, denn die Kleinen sind der Natur am allernächsten, und die Kunst, die doch immer erst ein Produkt der geistig Reichen, der „Könnenden“ ist, wird ihnen daraus erst später einmal herauskristallisiert werden.

Laßt sie mit ihrer Natur allein, mit ihren kleinen Regungen, welche sie zu den einfachsten Naturgegenständen, die in ihrer Erkenntnis liegen, ziehen.

Es ist die Ahnung ihrer Kinderpsyche, die Sehnsucht des kindlichen Fühlens!

Fort mit allem Kram, den man Kunst-Spielzeug nennt, fort auch mit allem künstlerischen Schmuck in der Kinderstube, mit den Bildern an den Wänden, deren Rahmen sie höchstens bewundern; laßt die Wände blank und sauber sein, die Bilder und Figuren erschrecken und erhitzen eher ihre Phantasie, besonders in Fieberfällen; stellt Blumen auf die Tische und Fenstergesimse, die das Kind zu pflegen hat, und sorgt dafür, daß jedes Kinderzimmer nach dem Garten gehe. Jeder Strauch, jeder Baum, der Rasen, wie er sich zu jeder Jahreszeit verändert, wird ihnen mehr Reichtümer für ihre innere künstlerische Ausgestaltung geben als alle Kunstbdinge.

Natur, Natur im Leben des Kindes und in seiner ganzen Erziehungsweise, fort mit aller Kunstbildung!

Was dem reifen Menschen die Tore der höchsten Kunst eröffnet, das kann kein Kind verstehen.

Dahin muß es erst nach einer weiten Wanderung gelangen, wenn nichts an ihm „verkünstelt“ wurde, wenn es sich erst ganz unbewußt mit der Natur verbunden hat.

Man muß erst durch die Schönheit der Natur hindurchgegangen sein, um ein Künstler, ein Schaffender zu werden.

Wie unzutraglich, wenn ich nicht lieber „albern“ sagen möchte, ist, um ein Beispiel herauszugreifen, der neue „Handfertigkeitunterricht“, der jetzt an den Schulen gelehrt wird.

Auf der einen Seite hat man endlich begriffen, daß das Zeichnen nach Abgüssen und Kopien eine veraltete Art ist, und läßt jetzt nur nach der Natur zeichnen. Auch das plastische Veranschaulichen, die Formen eines Gegenstandes nach dem Gedächtnisse zu zeichnen und dann aus Papier nachzugestalten, es auf die gezeichneten Formen zu kleben und licht- und schattenentsprechend zu bemalen, wird die Befriedigung aller modernen Zeichenlehrer hervorrufen. Aber ein Zweig einer neuen Unterrichtslehre im Schauen und Entwickeln des Farbensinnes scheint mir die neue Handfertigkeitlehre, die besonders in österreichischen Schulen durchgedrungen ist, nicht.

Man sehe sich ihn an und prüfe, wie er die Phantasie und Schaffenslust der Kinder lähmen muß.

Wie glücklich war jedes Kind, wenn es aus einem gewöhnlichen Stück Papier ein Schiff, eine Generalsmütze, eine Puppe oder gar einen Stern zurechtschneiden konnte.

Jetzt gibt man den Kindern ein regelmäßig zugeschnittenes glattes, farbiges Papier, die schwarz bemalten Stellen sind herauszuschneiden; wenn das Kind das getan, dann liegt ein wunderschöner, regelmäßiger Stern vor ihm. Der schöne Stern entstand ohne Zutun der kindlichen Arbeit, ohne Anteil an seinem Wesen.

So eine Mechanik muß nicht nur langweilen, sondern auch die Spielkraft des Kindes ermüden.

Ein zweites Beispiel.

Ein Kind, meistens ist es für die Kleinsten, die sechsjährigen gedacht, bekommt eine ganze Schachtel der niedlichsten Kreisblättchen und länglichen Papierstreifen in allen Farben vor sich hingestellt, nun soll es damit eine Figur zusammenstellen, die man ihm vorher zeigt, immer mit anderen Farben, und hinkleben, um, wie es so schön gedacht ist, „seinen Farbensinn zu entwickeln“.

Ich glaube, wenn ein Kind einen gesunden Farbensinn hat, dann stellt es rot, blau, grün, schwarz, lila, gelb 2c. kunterbunt durcheinander, recht indianermäßig, — — — dann, glaube ich, wird es einmal, als Künstler oder Kunstgenießender erwacht, die reichen Farbenharmonien der Japaner verstehen und bewundern.

Da waren die einfachen Spielanleitungen und Kinderergänzer im Fröbelschen Sinne doch viel weniger hemmend, und selbst diese fanden schon ihre Gegner.

Am schönsten entwickelt sich die Kunst im Kinde, wenn man es in seiner Kinderstube reiten, laufen, singen und spielen läßt, zu welcher Zeit und wie lange es Lust hat, legt ihm gewöhnliche, einfache Bausteine hin, mit denen es sich Türme, Kirchen, Gärten, Häuser, Badewannen zusammenstellt, die sie nur vermittle ihrer Phantasie sehen und die den Großen als ein unregelmäßiger, nichtsagender Aufbau von Steinen erscheint.

Das ist die Kunst des Kindes! Eine andere gibt es nicht und kann nicht „erzogen“ werden.

Nur ganz wenige von den Großen wissen, wo das kleine, feine Goldschlüsselchen begraben liegt, das in die Tore der Kindesseele hineinführt, nur sie dürfen sich leise und geräuschlos in die Welt des Kindes hineinwagen, diese wenigen werden nichts verderben, nichts zersprengen, nichts zerstören, — — — sonst aber lasse man die Kinder nur allein, ganz allein unter sich, — — — ihre natürliche Phantasie ist reicher und kräftiger als aller Kunsttrieb der Großen.



Der weiße Friede

Von

Ewald Silvester

Der weiße Friede steht im Feld ...	Steh, nur die Eichen trocken rot
Ein heißes Jahr stieg lind herab.	Am Waldsaum, der so milde glänzt,
Und was dir seine Süße gab,	Als hätt' ihn selbst ein Ruhm getränkt —
Bewahre als ein treuer Held!	Der letzte, den die Sonne bot.

Es klingt so süß das letzte Lied,
 Das von den roten Blättern weht.
 Es singt von dem, der aufrecht steht,
 Wenn um ihn längst das Leben schied.





Struwelpeter

Von

Wilhelm Wolters

War das ein hübscher Jung'! So hübsch! Alle Bekannten von Frau Martha sagten es, alle Leute, die ihm auf der Straße begegneten, sagten es, die Großmama sagte es, Tante Anna sagte es, und wenn der Milchmann die Milch brachte, oder die Gemüsefrau ihren Korb vor der Tür auspackte, und der Junge sein goldlockiges Haupt hinter Frau Marthas Rock hervorstreckte, brachen auch der Milchmann und die Gemüsefrau in die Worte aus: Ach, was ist das für ein hübscher Jung'! Alle Welt sagte es, und Frau Martha wußte es selbst am besten, daß ihr Jung' der hübscheste Jung' auf der ganzen Welt war!

Und nicht bloß hübsch, auch klug! Es gab ganz bestimmt keinen gescheiteren Jungen auf der Welt als ihren!

Schon wie er noch ganz klein war und den Schmetterling „Blaba“ und die Fliege „Blubu“ nannte.

Klein zwar blieb er immer. Und selbst als er wuchs, wuchs er nicht sehr viel. Er blieb immer ein schwächtiges, zartes Bürschchen, und der Arzt in der großen Stadt, in der Frau Martha wohnte, riet ihr, mit ihrem Jungen hinauf auf die Höhe zu ziehen, nach der kleinen Villenkolonie am Walde, nicht weit von der Stadt, das würde ihrem zarten Bäckchen gut tun.

Und Frau Martha zog mit ihrem Jungen hinauf auf die Höhe am Walde und hauste dort mit ihm ganz allein.

Er war ihr einziges und alles. Sie war nicht einmal ganz ein halbes Jahr verheiratet gewesen, da war ihr Mann plötzlich gestorben und hatte ihr dies nach seinem Tode geborene Kind hinterlassen.

Nie sah man Frau Martha ohne ihren Jungen mit den schönen goldenen Locken.

Sein Bett stand neben dem ihren, er schlief ein, von ihr in den Schlaf gesungen, und wenn er aufwachte, sah er ihr Gesicht, das sich liebevoll über ihn beugte.

Und in der Schummerstunde erzählten sie sich Märchen. Sie ihm

und dann wieder er ihr. Rotkäppchen war das Hauptmärchen, und es war ausgemacht, daß der Wald in dem Märchen der Wald war, der nicht weit von ihrem Hause anfang und in dem man niemals vom Wege abweichen durfte! Rotkäppchen war das Märchen, das der Kleine am besten erzählen konnte. Er erzählte es beinahe jeden Abend:

„Gang mal ein kleines Kind in Wald un das heißte Dornkäppchen.“

„Nein, Rotkäppchen“, torigierte die Mutter lächelnd, und der Junge fuhr fort:

„Rotkäppchen. Un das gang mal einmal in Wald, un da kam der Wolf, da sagte der Wolf guten Tag, da sagte der Wolf, was hast du unter der Schürze, da sagte Rotkäppchen, ich habe Kuchen un Wein. Rotkäppchen, wo gehst du hin? Zu mein Großmama. Sieh mal die Blumen. Da pflückte Rotkäppchen die Blumen, und da gang der Wolf zu seine Großmama und haife angeloppt, un da hat die Großmama gesagt: Un der Klinte drück mal. Kam der Wolf hinein an sein Bett un die hat aufgefressen und hat sein Haube aufgefesht un Vorhänge zugemacht. Un da fragte das Rotkäppchen: Warum hast du so große Ohren? Un da sagte der Wolf: Daß ich dich backen kann. Und freßte das Rotkäppchen auf. Un snarchte. Un da gang der Jäger mal nein, un da nahm er seine Sehre un sein Bauch aufschneiden, un dann brang Rotkäppchen aus dem Bauche un der hat Deine geholt und Deine reingelegt un fällt er rein in Brunnen un dann is er tot. Un dann Großmutter Wein un dann Kuchen isht.“

Und Frau Martha herzte und küßte ihn.

Als er größer geworden war und die Kirschkerne schon längst nicht mehr die Knochen der Kirsche und Christus den Bruder vom lieben Gott nannte und die Gräten des Fisches die Stednabeln und auch nicht mehr gang statt ging sagte, bekam er von der Mutter zum Geburtstage einen herrlichen Säbel geschenkt und ein Reifenspiel.

Und er schnallte den Säbel um und nahm außerdem noch den Fangstock vom Reifenspiel als Degen in die Rechte und ging stolz vor dem Hause auf und ab.

Da kam die menschenleere Villenstraße herunter ein schlanker Herr gegangen. Der blieb vor dem Jungen, dessen goldiges Haar in der Sonne glänzte, stehen und fragte mit scherzhaft ernster Miene: „O, es gibt wohl Krieg?“

„Nein,“ erwiderte der Kleine, „ich halte bloß Wache.“

„Ah, man darf hier wohl nicht durch?“

„O ja, ich halte bloß Wache vor meinem Hause.“

„Da wohnt wohl der General drin?“

„Ich bin selbst der General“, erwiderte der Junge stolz und hob das Haupt. Seine Goldlocken flimmerten.

„Und da halten Sie selber Wache?“

„Sawohl. Meine Wache hat sich betrunken, und da muß ich selber Wache stehen.“

Der Herr lachte und strich mit der Rechten über das schöne Goldhaar des hübschen, zierlichen, stolzen Generals, aber Frau Martha, die hinter den Vorhängen eines der offenen Fenster im Erdgeschosse hinaus auf die Straße geblickt hatte, sorgte sich um ihren Jungen, der fremde Herr könne ihm irgend ein Leid tun, und rief ihn herein. Der Kleine sprang davon.

Der Fremde ging weiter. Als er nach kurzer Zeit zurückkam, sah er den hübschen Jungen hinter dem grünen Gartenspalier, und die hübsche, junge Frau, die ihn vorhin gerufen hatte, spähend hinter der dünnen Gardine. Er tat, als bemerke er die Mutter nicht, und sagte lachend zu dem Jungen: „Der Strolch geht fort, Herr General, und tut Ihnen nichts, Sie können wieder herauskommen.“

Der Junge wurde rot. Es schien, als sei er gekränkt durch den Verdacht, er habe den feinen Herrn für einen Strolch gehalten. Nein, so dumm war er nicht!

Von dem Tage an kam der feine Herr öfters die Straße daher und ging an dem Häuschen vorüber, in dem Frau Martha wohnte. Und da es Frühling war, und die Kirschbäume zu beiden Seiten der Straße und die Blumen in den Vorgärten schon blühten, daß es eine Pracht war, tummelte sich auch der Kleine oft auf der Straße herum, und die Fenster des Erdgeschosses waren offen.

Ein paarmal lief der Junge fort, als der Fremde kam, aber dann schämte er sich, der Herr könnte ihn für feig halten, und er blieb. Und der Herr sprach wieder mit ihm und fragte ihn, wie er heiße, und die Mutter schlug die Vorhänge zurück, und da sprach der fremde Herr auch mit der Mutter.

Und ein paar Wochen später kam der fremde Herr sogar einmal herein in den Garten, in dem die Mutter die Rosen anband, und die Mutter und der fremde Herr reichten einander die Hände.

Und als die Sommersonne hoch am Himmel stand, umschlang eines Abends Frau Martha ihren Knaben und fragte ihn, ob er böse sein würde, wenn er einen neuen Papa bekäme. Und er antwortete, wenn es der Herr wäre, den sie gestern abend, als er schon im Bett war, drin in der Wohnstube geküßt hätte, dann würde er nicht böse sein.

Und Frau Martha verbarg ihr glühendes Gesicht in den Goldlocken ihres Knaben und küßte sie.

Und im Herbst zogen Martha und ihr Junge aus dem kleinen Häuschen fort in das Haus des Doktors, der dort oben auf der Höhe in der Villenkolonie sich ein Sanatorium erbaut hatte.

Das war ein paar Wochen vorher, ehe Paul zum ersten Male in die Schule ging.

Eigentlich hätte er schon zu Ostern in die Schule aufgenommen werden sollen, aber da er noch gar so zierlich und klein war, und die Mutter ihn selbst unterrichtete, hatte die Behörde einen Aufschub bewilligt, daß er

sich den Sommer über noch kräftigen könne in der herrlichen Höhenluft. Nun, mit dem Wechsel in dem Leben seiner Mutter sollte auch der bedeutungsvolle Abschnitt in sein Leben gemacht werden. Obgleich er schon ein halbes Jahr über das gesetzliche Alter hinaus war, bekam er doch seine Zuckerdüte, und stolz und glücklich schritt er an der Hand der Mutter dem Schulhause zu, in dem eine Anzahl von Söhnen hier oben wohnender Städter die Grundelemente modernen Wissens eingetrichtert und zum Teil auch eingebläut erhielten.

Mit zärtlichen Küssen verabschiedete sich Frau Martha von dem Sohne, zum ersten Male in ihrem Leben auf so lange Zeit — Paul blieb in der Klasse mit seinen Mitschülern allein zurück.

Ein Fremdling, ein Neuling unter einer wilden Horde schon seit einem halben Jahre miteinander vertrauter Kameraden, die ihn alle mindestens um Haupteslänge überragten.

Es war Freiviertelstunde.

Ein banges Gefühl beschlich Paul. Aber er gab sich Mühe, es nicht merken zu lassen.

Die neuen Kameraden beglöhsten ihn.

„Wie heißt denn du?“ fragte einer.

Die Frage war in einem Tone an ihn gerichtet worden, der Pauls verwöhntes, zartes Empfinden und seinen Stolz zugleich verletzte. Er antwortete nicht.

„Struwelpeter heißt er“, johlte ein langer Kerl, indem er frech ein paar goldene Locken Pauls in die Höhe hob.

Die ganze Bande brüllte vor Lachen.

Paul drehte sich um. „Laß mein Haar gehen!“

Übermaliges Gebrüll.

„Wenn du mein Haar nicht losläßt, kriegst du eine Ohrfeige!“

„Versuch's nur!“ rief der Lange. Aber er ließ doch das Haar los.

Es lag eine solche Energie in dem zornbebenden, hübschen Gesichtchen des zarten, schwächtigen Kleinen, daß der lange Gesell eine eigentümliche Angst bekam, der drohenden Aufforderung nicht Folge zu leisten.

Als Paul nach Hause kam, fragte ihn die Mutter, wie es ihm in der Schule gefallen habe. Er zuckte die Achseln.

„Na, das wäre noch schöner,“ sagte der Vater, „wenn es ihm in der Schule nicht gefallen wollte!“

„Es wird ihm schon gefallen, nicht wahr, mein Herz?“ tröstete Frau Martha liebevoll und strich ihm zärtlich über die Locken.

Ihr Mann warf ihr einen etwas verweisenden Blick zu. „Du verwöhnst ihn wirklich zu sehr. Er ist doch kein Baby mehr.“

Martha war nahe daran zu weinen, Paul wurde rot und schlich in sein Zimmerchen.

Das Schimpfwort Struwelpeter war bereits am nächsten Tage zu einer Art Schlachtruf geworden.

Und je mehr Paul zu zeigen sich bemühte, daß er sich nichts aus dem Gespött der Kameraden mache, um so lauter wurde während der freien Minuten zwischen den Stunden das Geheul.

„Bitte, laß mir die Haare schneiden“, bat Paul, als er nach Hause kam, die Mutter.

„Deine schönen Haare?“ fragte verwundert Frau Martha. „Warum denn?“

Aber Paul wollte nicht sagen, warum. Er schämte sich, es zu sagen.

„Nein,“ entschied Frau Martha, „daraus wird nichts. Ich liebe dich gerade so mit deinen Haaren.“

Wochenlang litt Paul stumm unter dem Gespött seiner Mitschüler.

Wenn in der Klasse von seiten des Lehrers eine Exekution vollzogen werden sollte, so wurde der betreffende Verbrecher auf das Podium heraufbefohlen, auf dem das Katheder stand. Die übermühtigen Schüler, deren Jugend selbst des Lebens Schattenseiten noch humoristisch zu betrachten imstande war, hatten deshalb diesen Lehrthron „den Hautatheder“ getauft. Bald nach Pauls Eintritt in die Klasse war ein Verschen in aller Munde, mit dem man Paul peinigte:

„Struwwelpeter,
Hautatheder,
Hautatheder,
Struwwelpeter!“

In allen Tonarten und mit einer Unermüdlichkeit, wie man sie nicht beim Auswendiglernen des kleinen Einmaleins zeigte, johlte man es.

Einmal wurde es dem Armen zuviel. „Wenn ihr nicht aufhört, sag' ich's dem Lehrer!“ rief er bebend.

„Klatsch es doch lieber gleich deiner Mutter!“ höhnte der Lange, der ihn am ersten Tage an der Locke gezupft und der Paul ein paarmal mit der Mutter auf der Straße getroffen hatte.

Und der Klassendichter dichtete sofort den alten Spottvers in einen neuen, ebenso geistreichen um:

„Hautatheder,
Patsche!
Struwwelpeter,
Klatsche!“

Was mit einem allgemeinen Freudengeheul begrüßt wurde.

Als Pauls Geburtstag nahte, fragte ihn die Mutter, was er sich wünsche.

„Die Haare schneiden“, antwortete Paul mit einem flehenden Blicke.

„Ich werde mit dem Papa darüber sprechen“, erwiderte Martha kopfschüttelnd.

Frau Martha erzählte ihrem Manne von dem sonderbaren Wunsch ihres Sohnes. Sie liebte die goldenen Locken ihres Knaben. Aber, meinte

sie, vielleicht tut man dem Kinde seinen Willen, wenn nun mal sein Herz so dran hängt.

„Unfinn“, entgegnete ihr Mann. „Man kann im Leben nicht alles haben, was man sich wünscht. Und es ist gut, wenn man ein Kind beizzeiten daran gewöhnt, sich einen Wunsch zu versagen.“ Es lag wieder jene Härte im Ton und im Ausdruck des Doktors, die Martha seit kurzem öfters an ihm bemerkt zu haben glaubte, wenn die Rede auf Paul kam. Diesmal traten ihr wirklich die Tränen in die Augen.

„Das ist doch nicht die Sache danach, daß man weint“, sagte der Doktor ärgerlich.

„Er hat vielleicht einen besonderen Grund“, erwiderte Martha.

Der Doktor rief Paul. „Was ist das für eine Schrunne von dir mit deinen Haaren?“

Paul schwieg.

„Kannst du nicht antworten?“

Paul erwiderte nichts.

„Du bist ein störrischer Bengel“, sagte der Doktor. Und zu Martha gewendet: „Da siehst du, wie er ist. Seinen Kopf will er durchsehen. Das ist alles.“

Am Abend, als Martha Paul zu Bett gebracht hatte, setzte sie sich auf den Rand von Pauls Bett. Sie legte ihre Wange an die Wange ihres Kindes. „Hast du mich lieb, mein Liebling?“ fragte sie bekümmert.

„Ja.“

„Ich bin doch dein gutes Mütterchen?“

„Ja.“

„Willst du mir denn nicht sagen, was du gegen deine hübschen Haare hast?“

„Ich kann sie nicht leiden.“

„Aber, mein Liebling, du weißt doch, daß ich sie liebe. Ich, dein Mütterchen, liebt sie. Warum kränkst du mich denn dann so?“ Sie sah im Geiste schon den dicken, kleinen, pockennarbigen Friseur, der am andern Ende des Orts wohnte, seine Schere an das schöne Haar des Jungen legen. Sie hatte einmal mit Paul dort irgend etwas eingekauft, und der Friseur hatte das Haar des Knaben bewundert und gesagt, daß er für das Haar auf der Stelle drei Mark bezahlen würde. Der Gedanke war ihr schrecklich. Es war ihr, als sollte sie ihren Jungen verlieren.

Der Knabe barg sein Gesicht in die Kissen, es war weiter nichts aus ihm herauszubringen.

„Soll ich den Papa noch einmal bitten?“

„Ja.“

Martha fing nach dem Abendessen noch einmal von dem Geburtstage Pauls und seinem Wunsche an.

Der Doktor brauste auf. „Nun laß mich zufrieden! Ich habe den Kopf mit ernstern Dingen voll. Das sind ja lächerliche Lappalien, mit

denen du mich verschonen solltest! Du bist ja genau so eigensinnig wie Paul. Das ist ja kindisch. Hättest du mich nicht gefragt, hättest du tun können, was du wolltest. So aber — nein. Der Junge soll sehen, daß er bei mir mit seinem Troste nicht durchkommt. Solchen Trost muß man gleich von vornherein brechen.“

Martha beugte sich tief über ihre Sticerei nieder und ließ eine Tränenperle nach der andern auf die bunte Seide herabtropfen. Wie die Regentropfen an einer Dachtraufe perlten sie an ihrem zierlichen Näschen herunter auf die Blumen, die sie auf schwarzseidenem Grunde mit Nadel und Faden zu pflanzen im Begriffe war — das Ganze sollte eine Weste für ihren Mann werden.

Verstimmt erhob sich der Doktor und ging in sein Arbeitszimmer.

Weinend blieb Martha allein. Er liebt Paul nicht, er mag ihn nicht, dachte sie, weil er nicht sein Kind ist. Ach, es ist traurig . . . Und rascher perlten die Regentropfen.

Das Kind geht ihr über alles, dachte der Doktor ärgerlich. Seine Launen sind ihr wichtiger als die Ruhe ihres Mannes.

Seit diesem Abende weinte Martha oft heimlich.

Und der Doktor saß oft allein bis tief in die Nacht in seiner Arbeitsstube.

Auf dem Geburtstagstische von Paul lag zwischen den schönen buntfarbigen Spielsachen, die der Mutter sorgsame Hände eingekauft hatten, den in Reih und Glied aufmarschierten Bleisoldaten und den Bilderbüchern und dem Bautasten, auch ein ernstes, in dunkles Leder gebundenes Buch. Es enthielt nur weiße Blätter. Auf dem vordersten stand, von des Doktors Hand geschrieben: „Lebensregeln.“ Und auf der ersten Seite, gleichfalls vom Vater geschrieben: „Man muß sich im Leben die Erfüllung eines Wunsches versagen können.“

Es war ein Glück, daß der Vater schon Sprechstunde hatte; wenn er bei der Bescherung gewesen wäre, hätte es sicherlich zornige Worte gegeben.

„Freust du dich denn gar nicht?“ fragte Martha einmal über das andere.

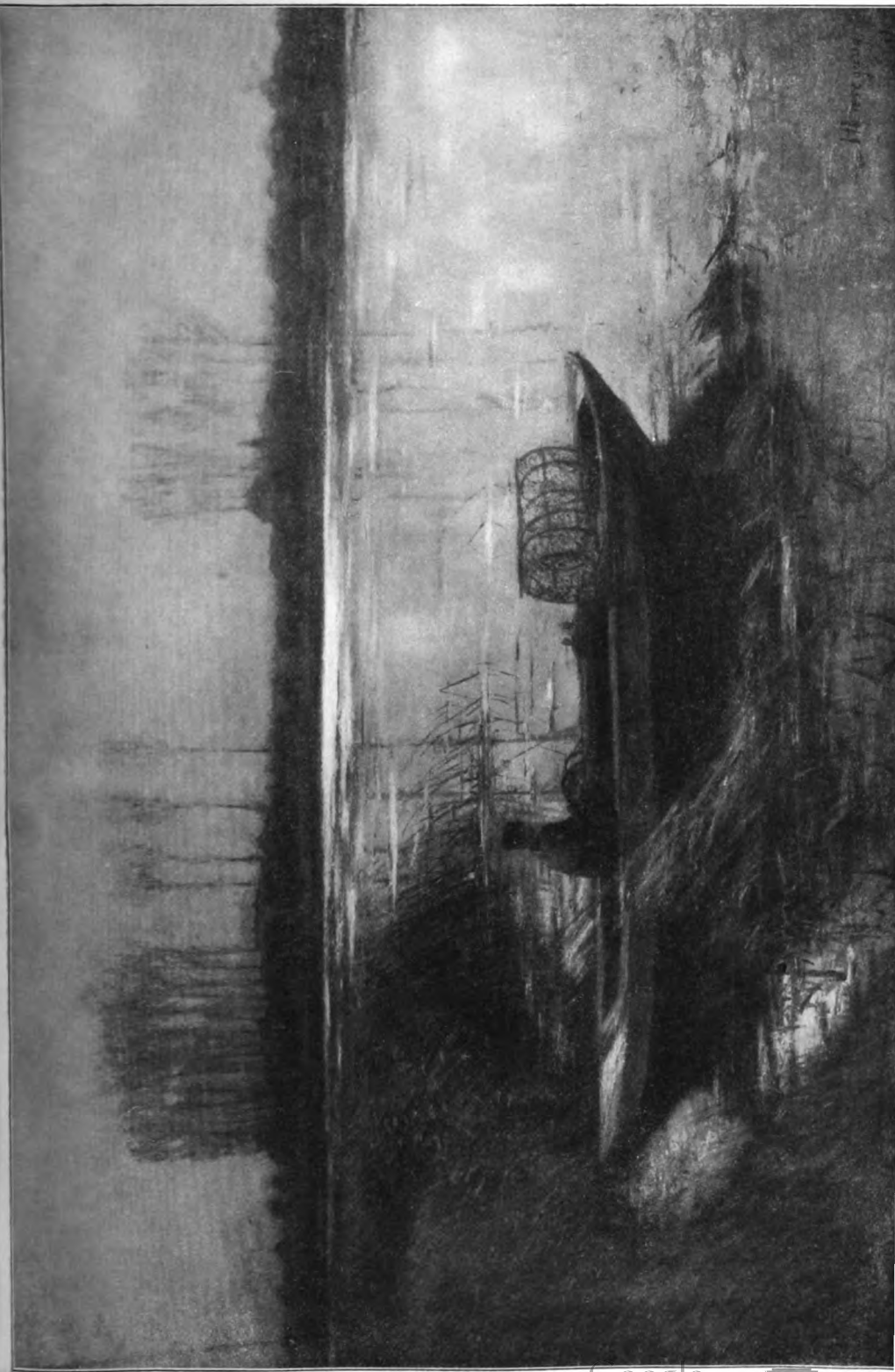
Aber Paul weinte nur. Und Martha weinte mit.

Das war ein trübseliger Geburtstag.

Endlich tröstete Martha ihren Liebling mit ein paar besonders guten Schokoladenstückchen; Paul hängte sich seinen kleinen Ranzen um und trottete davon. Martha blickte ihm zum Fenster hinaus nach, aber er sah sich nicht um.

Sein kleines Herz war ihm so schwer, so schwer. Nicht einmal die ersten Schneeflocken, die durch die Straßen wirbelten, konnten ihm Freude machen.

Je näher er der Schule kam, um so mehr verlangsamte er seine Schritte. Und plötzlich blieb er stehen.



1875

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Es war schrecklich. Weiß der Himmel, wie sie es in der Schule erfahren hatten, daß heute sein Geburtstag war. Und sie hatten ihm geschworen, „weiß Gott, ich tu's“, hatte der Lange gesagt, sie wollten ihm einen großen Struwelpeter auf seinen Platz legen, wenn er an seinem Geburtstage nicht mit geschorenen Haaren in die Schule käme.“

Er hatte manches ertragen, aber das war zuviel für seine Widerstandskraft. Er hatte immer noch gehofft, sein Mütterchen werde ihm doch den Geburtstagswunsch erfüllen und ihn befreien von dem häßlichen Schandmal, das ihm so viel Kummer brachte, ihm das Schlimmste ersparen, was ihm drohte. Und nun mußte er ungeschoren in die Schule . . . Wenn der Lehrer den Struwelpeter sah, den sie ihm auf den Platz legen wollten, dann konnte er nicht mehr leben. Das war zuviel für ihn.

Plötzlich drehte Paul um, ging ein paar Schritte zurück und lief, so rasch ihn die Füße tragen konnten, eine Seitengasse hinunter. —

Frau Martha hatte schon zum dritten Male aus dem Fenster gespäht, Paul hätte schon längst wieder zu Hause sein müssen, und noch immer sah sie den zierlichen Burschen nicht am Ende der Straße um die Ecke biegen, wie es sonst um diese Mittagsstunde geschah. Unruhig wanderte sie in der Wohnung hin und her. Vielleicht hat er etwas nicht gewußt und muß zur Strafe nachsizen, dachte sie. Als es aber immer später und später wurde, schickte sie das Mädchen nach der Schule, nachzuschauen.

Das Mädchen kam zurück mit der Meldung, daß niemand mehr in der Schule sei.

Frau Martha erschrak. Sie dachte einen Augenblick daran, ihren Mann holen zu lassen, aber der war vielleicht gerade bei einem Patienten und würde ärgerlich werden. „Gehen Sie noch einmal und fragen Sie den Lehrer, wann die Schule heute geschlossen worden ist.“ Und angstvoll spähte sie selbst wieder die Straße hinab.

„Paul ist heute gar nicht in der Schule gewesen,“ erklärte das Mädchen, als es zurückkam, „der Lehrer hat gedacht, er wäre krank.“

Martha stieß einen gellenden Schrei aus.

In dem nämlichen Augenblicke kam der Doktor. „Um Gottes willen, was ist dir, Martha?“

Martha sah ihn mit stieren Augen an. „Paul . . . Paul . . . Er ist nicht in der Schule gewesen . . . er ist fort . . . es ist ihm ein Unglück geschehen . . . er ist tot . . . tot . . .“ Schluchzend brach sie zusammen.

„Ein Glas Wasser“, befiehlt der Doktor. „Beruhige dich, Martha, ich werde selbst gehen und nachsehen. Wer weiß, was die Anna verstanden hat.“ Er stürzt hinaus.

In der Schule erhält er den nämlichen Bescheid. Paul ist heute überhaupt nicht in der Schule gewesen. Dem Doktor zittern die Knie. Was tun? Was ist geschehen? Wie er aus dem Schulhause austritt, kommt gerade der Schuster vorbei, der ein paar Straßen weiter, dem Waldsaum gegenüber, seinen Laden hat.

Der Schuster zieht den Hut. „Guten Tag, Herr Doktor. Ist Ihr Jung' zu Haus?“

„Nein! Warum? Haben Sie ihn gesehen?“

„Sawohl, heut' morgen. Ich gucke zufällig zum Fenster raus und da seh' ich ihn in den Wald neinlaufen.“

„In den Wald?!“

„Ja. Grad' meinem Laden gegenüber. Ich hab' mir noch gedacht: Was macht denn der Jung' jest im Wald? Und er hat so sonderbar ausgesehn. So ganz anders. Ich hab' aber nicht rausbringen können, was mit ihm ist. Und da hab' ich die Ladentür aufgemacht und hab' ihn gerufen. Aber er hat sich gar nicht umgedreht und ist immer weiter den Grundweg hinter gelaufen.“

„Den Grundweg?!“

„Ja.“

Mit raschen Schritten ist der Doktor die Straße hinunter, hinüber in den Wald und den Grundweg hinab. „Paul! Paul!“ Aber niemand antwortet.

Der Doktor muß stehenbleiben. Wie eine dicke Wolke ballt sich der keuchende Atem vor seinem Munde zusammen. Die Schneeflocken fallen dichter. Nirgend's eine Fußspur.

Und weiter läuft der Doktor, weiter, weiter, atemlos. Schon hört er drunten im Tal das Rauschen des wilden Grundbachs. Wie mit finsternen, drohenden, tanzenden Riesenlettern gemalt sieht er die Worte, die er heute, an des Kleinen Geburtstage, ihm in das Buch geschrieben hat: „Man muß sich im Leben die Erfüllung eines Wunsches versagen können . . .“ Er hat es ja nur gut gemeint, und doch . . . und doch . . . hat die weiche, zarte Kindesseele die Grausamkeit dieser Lebensregel nicht ertragen können? . . .

Da . . . mit stockendem Herzen bleibt der Doktor stehen.

Dort, wo der Weg eine Biegung macht, am Fuße einer Tanne, hocht was. Ist das Paul? Der Doktor will rufen, aber der Ton bleibt ihm in der Kehle stecken.

Er geht ein paar Schritte und bleibt abermals stehen.

Nein, das kann Paul nicht sein. Und doch . . . er ist es, und er ist es nicht. Um Gottes willen, was ist das? Es ist ein Junge gerade wie Paul — er sitzt vornübergebeugt . . . der Hut liegt vor ihm im Schnee . . . aber es kann doch kein Junge sein, es ist ein altes Männchen mit kahlem Kopfe. Ein armer, alter Wanderbursch. Sein Ränzgel liegt neben ihm. Ist er am Ende erfroren?

Nein. Jetzt fährt sich der Zwerg mit der Hand über den kahlen Schädel. Jetzt noch einmal.

Der Doktor geht rasch näher, vielleicht hat der Alte Paul gesehen, ein Zweig knackt, Paul dreht den Kopf — den Kopf ohne Haare.

„Paul!“ ruft der Doktor und läuft auf ihn zu.

Aber Paul springt auf und läuft den Abhang hinunter.

„Paul!“

Paul läuft wie ein gejagtes Reh, der Doktor hinter ihm her. Jetzt ist Paul am Grundbach, der dicht vor ihm vorüberauscht. Er kann nicht weiter.

„Paul!“ ruft der Doktor noch einmal. „So bleib doch!“

Aber mit einem raschen Sprunge springt Paul hinein in das kalte, gurgelnde Wasser.

Und der Doktor springt nach. Er denkt nicht daran, daß der Bach hier grundlos ist, daß er sein eigenes Leben aufs Spiel setzt für das des Kindes, mit einem raschen Griffe hat er den Knaben gefaßt — die strömenden Wasser treiben die zwei um die Biegung herum — eine Sekunde, und es ist dem Doktor, als müsse er mit dem Knaben zusammen hinabsinken . . . aber da ragt die lange Wurzel einer Weide vom Rande herab, der Doktor faßt sie mit der Linken und ringt sich hinauf . . .

Der Doktor legte den triefenden Paul auf den Hang nieder, den Kopf ein wenig nach unten. Paul schlug die Augen auf und flüsterte: „Nicht böse sein, Mutti, nicht böse sein.“ Dann schloß er die Augen wieder.

Der Doktor hob ihn in die Höh' und trug ihn.

Im Laden des Schusters ließ er sich eine wollene Decke geben.

„Jesses!“ rief der Schuster. „Er hat sich die Haare scheren lassen! So ein Esel, dieser Pockenkerl von Friseur, nimmt die halbe Millimetermaschine bei solchen Locken! So ein Schafskopf!“ Der Schuster trug den Jungen, in die Decke gewickelt, vollends nach Haus.

Martha kam ihnen entgegen und stürzte sich mit einem Schrei auf das Kind.

„Er lebt“, sagte der Doktor.

Und Martha fiel ihrem Manne um den Hals.

In wilden Fieberphantasien lag Paul lange, bange Tage.

An seinem Bette saßen Vater und Mutter Tag und Nacht.

„Struwelpeter!“ schrie Paul geängstigt in seinen Träumen.

Und als er endlich genas, erzählte er mit Tränen die Geschichte seiner Leiden und warum er sich die Haare habe abschneiden lassen, und daß er vor Gewissensbissen über seine frevelhafte Tat, und weil er sein Mütterchen so sehr betrübt habe, aus Angst nicht in die Schule gegangen und nicht nach Hause gekommen sei, sondern habe in die weite Welt wandern wollen. Aber er wolle die Haare wieder wachsen lassen, wenn die Eltern es wünschten.

Und Martha schwor ihm, daß sie gar nicht böse sei, sie nicht und der Vater auch nicht, und daß er nun groß geworden sei und keine Locken mehr zu tragen brauche. Und Pauls blaßes Gesicht rötete sich, und seine Augen glänzten vor Freude. Und glücklich schlief er ein und träumte von Triumphen ohne Locken in der Schule.

Und Martha stand auf und ging an die andere Seite des Bettes hinüber zu ihrem Manne. „Hast du ihn auch wirklich lieb, meinen — unsern Jungen?“ flüsterte sie.

Der Doktor sah sie an. „Zweifelst du noch daran?“

Und Martha warf sich vor dem geliebten Manne auf die Knie und bedeckte seine Hände mit heißen Küffen . . .



Hominem quaero

Von

Hans Appelshaeuser

Unter den Füßen knirschenden Schnee
 Stapf in der Nacht ich auf kahler Chaussee.
 Über dem Haupte der Sterne Kranz
 Wandre ich frisch in den glitzernden Glanz,
 Steige ich mühsam den Berg hinan
 Eine verschneete unwege Bahn.
 Hoch in der kalten Einsamkeit
 Ragt das Symbol der Christenheit.
 Damit das Steinkreuz hat etwas zu tragen,
 Wurde ein Heiland daran geschlagen.
 Wo er die verwitterten Arme reckt,
 Sind sie mit schützendem Schnee bedeckt,
 Und mit unendlicher Resignation
 Riefelt es mild auf die Dornentron' . . .
 Leis klingt ein Läuten, schier Klangverloren:
 Christ ist geboren! Christ ist geboren! —
 Aus wolkenreiner Resignation
 Riefelt es mild auf die Dornentron' . . .
 Ubertausend heut' zu ihm sehen,
 Dem sie die Worte im Mund verdrehen.
 Schieläugig opfern ihm Heuchlerhorden,
 Die jeden Tag seine Seele morden,
 Die seinen Namen viel zu oft nennen
 Und sein Erbe in Kerzen verbrennen.
 Friede auf Erden! Elender Hohn
 Schwält und raucht um den Menschensohn.





Christentum und Kultur

Nieber diesen Gegenstand liegt eine ganze Anzahl bemerkenswerter Neuerscheinungen vor, ein Beweis dafür, wie zeitgemäß er ist. Denn es ist wohl bekannt, daß viele Gegner des Christentums, an ihrer Spitze der große Leviathan Häckel, es für unmittelbar kulturfeindlich erklären. Er nennt in seinen „Welträtselfeln“ den Kampf gegen das Christentum einen „Kulturkampf“ im besten Sinn des Wortes. — Auf der anderen Seite sind Freunde des Christentums mit ernstern Bedenken hervorgetreten, ob die christliche Ethik noch zureiche. So macht H. Welzenhofer in seinem lesenswerten Buche „Die großen Religionsstifter Buddha, Jesus, Mohammed, Leben und Lehre, Wahrheit und Irrtum“ (Stuttgart, Strecker und Schröder 1907, 265 S.) das Christentum für die Zerrissenheit unsrer Kultur verantwortlich. Nur wenn das Christentum aufhöre, eine Gegnerin der Kultur zu sein, sich offen an sie anschließe und von ihr befruchten lasse, werde es die segensvoll wirkende, unbeflegbare Religion einer neuen, harmonischen Kultur sein. Schärfere noch hat Friedrich Naumann in seinen „Briefen über Religion“ dem Ausdruck verliehen. So sucht er dort nachzuweisen, daß ein moderner Kaufmann seinen Beruf unmöglich im Einklang mit den sittlichen Weisungen Jesu, vorab in der Bergpredigt, halten könne.

Wir erkennen den ganzen Ernst der Lage. Denn eine Religion, die nicht mehr Führerin des sittlichen Lebens ist, wird auf dem Wege zurückgelassen.

Ehe wir uns nun in das Problem vertiefen, müssen wir zunächst feststellen, was wir unter Kultur und was unter Christentum verstehen.

In scharfsinniger Weise definiert Albert Ehrhard „Katholisches Christentum und moderne Kultur“ (München, Kirchheim, 53 S., eleg. kart. 1,50 Mk.) das Wesen der Kultur im Gegensatz zur Natur als „den Inbegriff alles dessen, was aus der Betätigung der in uns grundgelegten Kräfte im harmonischen Zusammenhang mit den äußeren Naturkräften oder im Kampfe mit ihnen hervorgeht und sich als Äußerung unsrer eignen Tätigkeit den Tatsachen der äußeren Erscheinungswelt entgegenstellt“. Und zwar versteht er unter „materieller Kultur“ alle menschliche Tätigkeit, durch die die materiellen Güter der Erde unserm Leben dienstbar gemacht werden, während dem Gebiet der „geistigen Kultur“ Literatur und Wissenschaft, Rechts- und Staatswesen, Kunst und — Religion angehören. Mit Recht bezeichnet Ehrhard die Re-

igion als ein Kulturgebiet, und zwar als die idealste Tätigkeitsphäre des Menschen. Dies ist gleicher Weise der Fall in dem großartigsten wissenschaftlichen Unternehmen der letzten Zeit: „Kultur der Gegenwart, ihre Entwicklung und ihre Ziele“, herausgegeben von Paul Hinneberg (Teubner, Leipzig), darin Teil I, Abteilung 4 „die christliche Religion“ behandelt (2 Bde. 11 und 8 M. geb.). Die besten Theologen unserer Zeit vereinigen sich hier in knappen, mustergültigen Darstellungen ihrer Disziplin. — Ich wüßte auch nicht, wie man die Religion aus dem lebendigen und ineinandergreifenden Organismus der Gesamtheit der Menschheit herauslösen wollte. — Für unsere Untersuchung freilich, die ja gerade das Verhältnis zwischen Christentum und Kultur bestimmen will, müssen wir das Christentum einmal als etwas für sich Bestehendes auffassen und der Kultur gegenüberstellen.

Und so fragen wir nun: Was ist Christentum? Ich möchte das Wesen des Christentums kurz in die Worte fassen: Gott mein Vater, ich das Kind seiner Liebe, alle Menschen meine Brüder. Im Glauben über die Welt hinausgehoben in Gottes ewige Gemeinschaft, in der Liebe mit der Welt, d. i. mit meinen Mitmenschen verbunden zu einem Bruderbund.

Welche Stellung hat nun diese Religion zur Kultur von jeher eingenommen? Eine Stellung, die im Laufe der Geschichte mannigfachen Wandlungen unterworfen gewesen ist. D. Dr. E. W. Mayer hat in seiner eindringenden Untersuchung: „Christentum und Kultur, ein Beitrag zur christlichen Ethik“ (Berlin, Frowitsch und Sohn, 163 S., brosch. 1.40 M.) diese Wandlungen ausführlich und gründlich dargestellt. Nur hätte er beim Reformationszeitalter zwischen lutherischer und reformierter Anschauung scheiden müssen, wie dies Eröltzsch in der nachher erwähnten Schrift getan hat.

Die alte Kirche, die auf die nahe Wiederkunft Jesu wartete und in schwerem Kampf wider das Imperium Romanum sich durchsetzen mußte, hatte ein weltverneinendes Christentum. Die Welt vergeht, los von der Welt, — das ist ihre Losung. Ihr Frömmigkeitsideal ist das Leben des Anachoreten, der sich in die Einöde zurückzieht, um ganz und gar Gott und der Seele leben zu können.

Schon jetzt wollen wir hiergegen sagen: Wohl ist unser Glaube die innere Unabhängigkeitserklärung von der Welt, und wer war freier hier und durchaus dem Einen hingegeben, seinem Vater im Himmel, als Jesus! Und doch trug er nichts von einem finsternen Asketen an sich, wie hätten sie ihn sonst einen „Fresser und Weinsäufer“ gescholten! — In klassischer Weise trifft Harnack die Verkörpertheit des asketischen Standpunktes (Wesen des Christentums S. 51): „Weiß das Christentum diesem Leben keinen Zweck zu setzen, verschiebt es alles auf ein Jenseits, erklärt es die irdischen Güter für unwert, und leitet es ausschließlich zur Weltflucht und einem beschaulichen Wesen an, so beleidigt es alle tatkräftigen, ja lastlich alle wahrhaftigen Naturen, denn diese sind gewiß, daß uns unfre Fähigkeiten gegeben sind, damit wir sie gebrauchen, und daß die Erde uns zugewiesen ist, damit wir sie bebauen und beherrschen.“ Ich will nebenbei erwähnen, daß neuerdings in Solstoi diese alte Kulturverachtung wieder einen starken Vertreter gefunden hat („Solstoi und sein Evangelium“, ein Vortrag von Paul Gastrow, Gießen, A. Töpelmann, 64 S., 1 M. brosch. — Auch D. Julius Raftan: „Die Askese im Leben des evangelischen Christen“, Potsdam, Stiftungsverlag, ist hier zu erwähnen).

Einen relativen Wert legte die Kirche des Mittelalters der Kultur-tätigkeit bei. Nur insoweit ist diese wertvoll, als sie im Dienst der Kirche, dieses sichtbaren Reiches Gottes auf Erden, steht. Am schärfsten tritt diese Anschauung dem Staatsleben gegenüber hervor. Die Macht des Staates ist ein Benefizium der Kirche, darum ist der Staat ihr zum Gehorsam verpflichtet. Im Kampfe wider diese Anmaßung hat sich das deutsche Kaisertum verblutet. — Auch die ganze Wissenschaft des Mittelalters war kirchlich beherrscht, die Bibel zum Kanon aller Forscherarbeit degradiert. Man denke an Galilei.

Dieses Ideal einer kirchlich gegängelten Kultur ist von dem religiösen Katholizismus unserer Tage aufgegeben. Dafür ist nicht nur Zeugnis das oben erwähnte Büchlein von Ehrhard, sondern auch „Katholischer Glaube und die Entwicklung des Geisteslebens“ von Dr. Gebert (München 1905, Selbstverlag der Krausgesellschaft), und „Religion und Kultur“ von Paul Warberg (Würzburg, Stabel, 88 S.) — die ich nicht warm genug gerade uns Protestanten zum Studium empfehlen kann. Alle drei sind eins in der Anschauung, die Dr. Gebert also ausspricht: „Wo Religion nicht Selbstzweck ist, sondern zum Mittel zum Zweck herabsinkt, — dies ist der Tod jeder wahren Religion.“ Während aber Paul Warberg und Albert Ehrhard meinen, die katholische Kirche habe das mittelalterliche Ideal verlassen, kennzeichnet Dr. R. Gebert den heute in der katholischen Kirche allmächtigen Ultramontanismus als Feind der Kultur und des modernen, freien Geisteslebens.

Wer von ihnen hat recht? Ehrhard schreibt (S. 58): „Die katholische Kirche versperrt keinen der Wege, die zur Erkenntnis der Wahrheit führen können.“ Aber ich brauche bloß zwei Namen zu nennen: Schell und Indekongregation, und uns wird klar, welches Martyrium der religiöse Katholizismus in der Gegenwart zu tragen hat und in Zukunft noch zu leiden haben wird.

Nun zum protestantischen Christentum. — Treitschke leitet in seiner berühmten Lutherrede von 1883 von der Reformation alles Große und Edle in der modernen Welt her. So hoch man nun auch die Bedeutung des Protestantismus für das Werden der modernen Welt anschlagen mag, so wird man doch richtiger sagen müssen, er ist einer der Väter der modernen freien Kultur. Ich erinnere nur an die Kultur der Renaissance, die schon von der Kirche unabhängig war.

Doch es würde zu weit führen, dieses historische Problem zu verfolgen; wer sich dafür interessiert, den verweise ich auf die scharfsinnige Untersuchung von Ernst Tröltsch: „Die Bedeutung des Protestantismus für die Entstehung der modernen Welt“ (München und Berlin, R. Oldenbourg, 66 S., 1,20 Mk.).

Der Protestantismus brach mit dem Prinzip der kirchlichen Autorität, an dessen Stelle trat das innere von Gott Überwundensein. Die Persönlichkeit wurde frei. Wer erkennt hier nicht den Gleichklang mit dem intensivsten Charakteristikum der modernen Kultur, — mit dem Freiheits- und Persönlichkeitsgedanken. — Freilich Kulturfreudigkeit, wie sie in der Renaissance lebte, finden wir nicht im alten Protestantismus, weder dem lutherischen noch dem reformierten. Die Welt ist verderbt, von ihr gilt es, erlöst zu werden. — Aber aus dem Zentralgedanken heraus, daß der Mensch Gott nichts zu bieten habe, verwarf der Protestantismus die doppelte Sittlichkeit, die des Klerikers

und die des Laien, verwarf er die mönchische Weltflucht und stellte fest, daß die Welt mit ihren Ordnungen der Boden ist, auf dem der Christ sich als Christ zu bewähren hat. Doch der größte Fortschritt dem Kulturleben gegenüber lag in dem Gedanken, der in der Augustana XVI in die Worte gefaßt ist: „Das Evangelium bringt nicht neue Gesetze im Weltregiment.“ Das bedeutet mit anderen Worten, alle Kulturtätigkeiten und Gemeinschaften haben ihre Normen in sich selber. Damit ist ihre Selbständigkeit prinzipiell anerkannt.

Woher aber kommen diese Wandlungen im Verhältnis des Christentums zur Kultur? Sie haben darin ihren Grund, daß Christus keine Kulturethik gegeben hat.

Jesus hat ein großes Grundprinzip aufgestellt in der Liebe. Sie ist „der Grundstoff göttlichen Charakterlebens“. Nicht aber hat Jesus paragrafisiert, wie die Liebe sich im einzelnen auswirken soll. Wie er selbst eine freie Persönlichkeit war, so wollte er auch uns haben. Das königliche Selbstbestimmungsrecht wollte er uns nicht abnehmen noch rauben. Mit Recht sagt Heinrich Weinel in „Jesus im 19. Jahrhundert“ (Eübingen, J. E. W. Mohr, 1907, 326 S., geh. 3, geb. 4 Mk.), einem der feinsinnigsten und anregendsten Bücher, die leztthin erschienen sind (S. 250): „Jesus weiß, was Niessche so schön gesagt hat: ‚Mein Bruder, wenn du eine Tugend hast, und es deine Tugend ist, so hast du sie mit niemandem gemeinsam.‘ Es gibt nicht eine Ethik, wie viele protestantische Theologen meinen, und nicht zweierlei Ethik, wie die katholische Kirche will, sondern jeder habe seine eigne Sittlichkeit, abgeleitet aus dem einen guten Grund: aus der Liebe. — Sittlichkeit ist eine tiefe Kunst, die feinste von allen, die persönlichste.“

Indem wir dies bejahen, sind wir vor der Gefahr bewahrt, die sittlichen Weisungen Jesu irgendwie kasuistisch aufzufassen. Es kommt uns nicht mehr bei, Jesus zum Sozialreformer zu stempeln, wie dies noch vor einigen Jahren geschehen ist. Wir gewinnen wieder ein gutes Gewissen der Bergpredigt gegenüber, die uns nicht mehr eine Sammlung von gesetzlichen Vorschriften ist, sondern der Ausfluß einer Liebesfülle, die uns mahnt, nachzusinnen, wie wir sie in unserm Leben gewinnen und betätigen können. „Werdet mündige Menschen,“ ruft Jesus, „ihr seid für euch selbst verantwortlich, suchet euch selbst euren Weg in Staat und Recht, in Kunst und Wissenschaft, Handel und Gewerbe.“

Vielen mag das unbequem sein, sie scheuen die Mühe und den Kampf, wir aber danken es Jesus, daß er uns zur Freiheit und Selbstentscheidung erziehen will. Hätte er einst eine Kulturethik aufgestellt, wie dies Confucius getan hat, sie enthielte gewiß noch manches Wertvolle, allein im Grunde wäre sie uns heute entweder ein unerträgliches Joch oder ein Maßstab, den wir als veraltet und unzureichend verwerfen müßten. Denn die Bedingungen und Gesetze des Kulturlebens sind der Entwicklung unterworfen; jedes Geschlecht muß sich neu einrichten. Was aber nicht wandelbar ist, das ist, daß die Menschen aller Zeiten erfüllt sein sollen von der Grundgesinnung der Liebe.

Damit sind viele Vorwürfe entkräftet, die dem Christentum gemacht werden, als sei es unvereinbar mit den Gesetzen des Kulturlebens. Die Ethik Jesu läßt diese Gesetze in ihrer Selbständigkeit unangetastet und denkt nur daran, indirekt das Kulturleben zu beeinflussen im Sinne des Wortes: „Ich bin nicht gekommen, daß ich mir dienen lasse, sondern daß ich diene und gebe mein Leben!“

Ein Einwand aber bleibt noch zu erörtern: Steht nicht Jesus und das Neue Testament anders zu den Kulturwerten, als wir heute stehen dürfen?

Ist es die Aufgabe der Kultur, „das leiblich geistige Leben der Menschheit aufrechtzuerhalten, zu entfalten und zu entwickeln“, so haben wir um der Liebe willen uns an der Erfüllung dieser Aufgabe zu beteiligen. — Ja wir freuen uns des Reichtums und der Schönheit der Gedanken Gottes, die in der Welt der Kultur zum Ausdruck kommen. Soll ich reden von dem Segen der Arbeit, die zuerst als Zwang an den Menschen herantrat, und dann eine Lehrerin geworden ist zur Hingebung, Treue und Freude! Muß ich die Wissenschaft preisen, die lautere und tapfere Männer verlangt, die den Mut haben, die Wahrheit zu finden und zu sagen? Genug! Unnumwunden geben wir zu, — wir schätzen die Kulturwerte höher, als Jesus es getan. Allein wir finden das gute Recht dazu einmal darin, daß Jesus trotz seiner Eschatologie keine Weltflucht gepredigt und betätigt hat, und noch mehr darin, daß er uns mündig und frei haben will.

In dem einen stehen wir aber noch ganz wie er: Kultur ist uns nicht das höchste Gut. — „Die Kultur Selbstzweck, die Kultur das Absolute“, in diesen Hymnus stimmen wir nicht ein. Und die Geschichte, ja die Erfahrung an unsrer eignen Zeit warnt uns davor. Kulturvergötterung hat noch immer die Menschheit in die Tiefe geführt. Alle Kulturfeligkeit schlägt zuletzt in Kulturüberdruß um. Rousseau folgte auf Ludwig XIV. Und heute, wo die Kulturtrunkenheit so groß ist wie je, wo als Evangelium verkündet wird, daß von außen her das Glück in die Menschenbrust komme, mehren sich für den aufmerksamen Beobachter die Anzeichen des beginnenden Kulturlaters. Man fühlt sich so leer und unbefriedigt und sehnt sich wieder nach höheren, ewigen Werten.

Nicht unser Herr soll die Kultur sein, — Einer ist unser Herr, ihm gehört unser Bestes, von ihm kommt unser Bestes. Und als seine Kinder gewinnen wir die rechte Freudigkeit und den rechten Mut, mitzuarbeiten an der Entwicklung der Kultur, daß sie die Richtung habe der Liebe.

Zum Schluß möchte ich noch auf vier Bücher hinweisen: „Ethik und Kapitalismus“, Grundzüge einer Sozialethik von Lic. theol. G. Traub (Heilbronn, Salzer, 255 S., brosch. 4,20, geb. 5 Mk.). Wer weiß, wie wenig unsre Ethiker bisher diesen Problemen nachgegangen sind, wird dies Buch als eine Tat empfinden, für die wir nicht dankbar genug sein können. Nur ein Mann wie Traub konnte es schreiben, der als Theologe wie als Sozialreformer gleich tapfer, kenntnisreich und bedeutend ist. — Unabhängiges Christentum von Paul Graue (Berlin, Alexander Dunder, 160 S., brosch. 2 Mk., geb. 3 Mk.), ein geistvolles Buch, darin besonders das Kapitel „Christentum und Kultur“ glänzend geschrieben ist. — Politische Ethik und Christentum von Ernst Erölsch (Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1 Mk.), anregend wie alles, was Erölsch schreibt. „Gut und Böse“ von Emil Fuchs (Tübingen, Mohr, 1906, 308 S., 3 und 4 Mk.) darin meines Wissens zum erstenmal der Entwicklungsgedanke konsequent durchgedacht ist. Ein Buch, das uns in seinem bohrenden Ernst und Wahrheitsmut nicht losläßt. — Und endlich „Wie adeln wir unsre Seele?“ Briefe von Paul Apel (260 S., geb. 3 Mk. Berlin, Conrad Stoppit). Ein herrliches Buch, das von hoher geistiger Warte uns das Leben anschauen lehrt, reich an religiös-sittlicher Anregung für Christen und Nichtchristen. Gerade unsrer Zeit bringt es mit Wucht die Wahrheit nahe, daß die Welt der Innerlichkeit die Welt ist.

Erwin Gros



Frieden mit den Polen?

Wie können wir uns mit den Polen verständigen? Wie vielleicht zu einem dauernden Frieden mit ihnen gelangen? Diese Frage wirft M. v. Witten in der „Deutschen Revue“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) auf.

In dem Augenblicke, wo Preußen sich anschickt, das Deutschtum in der Ostmark mit Gewaltmaßregeln zu schützen, wo es auch vor einem Enteignungsgesetz gegen die Polen nicht zurückscheut, da, meint der Verfasser, solle man sich doch noch einmal im Gefühle heiligster Verantwortung fragen: „Gibt es keinen andern Weg zum Frieden?“

„Wohl gäbe es einen andern Weg, einen Weg, für polnische und germanische Preußen gleich ehrenvoll und menschenwürdig zu gehen. Aber der polnische Preuße müßte diesen Weg zuerst beschreiten — er müßte zum mindesten den ersten Fuß darauf setzen. Denn der Deutsche ist hier in der Ostmark der Angegriffene, der in seiner Existenz vom Polen Bedrohte. Nicht umgekehrt ist es der Fall — wie es die polnische Presse mit pathetischen und haßerfüllten Worten so gern dem In- und Ausland, vor allem aber den Polen selber glauben machen möchte. Das beweisen die Tatsachen mit überzeugender Gewalt. Sie stehen über allem Parteihaß. Sie sind unsre Richter.“

Und weil dem so ist, wollen wir vor ihren Richterstuhl treten und in dieser ernsten Stunde fragen:

Welches Unrecht haben wir gegen die Polen begangen? Und welches ist der Polen Schuld gegen uns?

Und wenn wir beide — Polen und Deutsche — klar erkennen und aufrichtig — ohne Bemäntelung, ohne Beschönigung — eingestehen, worin wir gefehlt, dann können wir auch den Weg zum Frieden finden, zu einem Frieden, welcher die schönsten Lebenskeime in sich birgt. —

Welches das Unrecht ist, das wir gegen die Polen begangen?

Nicht dadurch etwa haben wir gefehlt, weder im moralischen noch im politischen Sinne, daß wir die Landesteile Westpreußen und Posen der preußischen Krone einverleibten. Denn Westpreußen war wie Ostpreußen uraltes deutsches Ordensland, das der deutsche Ritterorden, von den Herzögen Kujaviens gegen die Prußen ins Land gerufen, mit dem Aufgebot seiner ganzen Kraft der deutschen Kultur erschloß und vom Kaiser Friedrich zum ewigen Lehn erhielt, was selbst der Papst urkundlich bestätigte.

Wie Elsaß-Lothringen einst an Frankreich, so ging Westpreußen durch Gewalt, List und Verrat an Polen verloren. Und wie Kaiser Wilhelm I. 1871 das Kleinod am Rhein, so hat der große Friedrich 1772 das Kleinod an der Weichsel dem deutschen Vaterlande wieder zurückgewonnen — diesen einst so blühenden Garten, der sich unter der Polen Hand zur trostlosesten Wüstenei gewandelt.

Was aber unsre Provinz Posen betrifft — das ehemalige Großpolen —, so war es geradezu eine Pflicht der Selbsterhaltung für Preußen, bei den Teilungen 1793/95 zu verhüten, daß das übermächtige Rußland, welches schon seine Hand auf ganz Polen gelegt, sich mit den neugewonnenen polnischen Gebietsteilen wie ein Keil in die preußischen Lande hineinschob.

Preußen mußte deshalb einen Anteil verlangen.

Das Zuviel dieser Erwerbungen — Süd- und Neuostpreußen — ging in den Stürmen, die unter dem Feldherrnstab Napoleons ganz Europa erschütterten, wieder verloren. Unsrer Provinz Posen aber ward Preußen nach dem Sturze Napoleons, welcher die Polen, die sich von neuem erhoben hatten, mit in den Abgrund riß, auf dem Wiener Kongreß endgültig zugesprochen. Das Königreich Polen, das schon seit anderthalb Jahrhunderten — in Folge seines moralischen und politischen Verfalls — jede Existenzberechtigung als selbständiger Staat verwirkt hatte, blieb von der Landkarte verschwunden. Ganz Europa sanktionierte den Wiener Vertrag. —

Unser Besitz von Westpreußen und Posen besteht also zu vollem Recht. Wir müssen demgemäß unser Unrecht in einer andern Richtung suchen.

Wir haben uns trotz aller Nachsicht, trotz aller Güte, trotz aller Liebe, die wir unsern polnischen Preußen entgegengebracht, trotzdem wir mit unentwegter Arbeitsfreudigkeit ihr wüstes verwildertes Land, in dem ganz unglaublich traurige und gesegnete Zustände herrschten, aus seiner Anarchie erlösten und ihnen dadurch ein menschenwürdiges Dasein schufen — ihre Gegenliebe nicht zu erwerben gewußt.

Das ist eine bittere Erkenntnis!

Und die Ursache? Der Grund?

Urteilen wir selbst:

Ein kleiner Bruchteil des polnischen Volkes ward uns von dem Wälten der Geschichte anvertraut — wir sollten es erziehen, auf daß es gemeinsam mit uns an den Aufgaben der Menschheit teilnehme, daß es gemeinsam mit uns daran schaffe, diese Landstriche einer höheren Kultur entgegenzuführen. Das polnische Volk — im bürgerlich-bäuerlichen Sinne — steckte damals noch in den Kinderschuhen. Es hatte weder ein nationales Bewußtsein noch ein Bewußtsein seiner Rassenzugehörigkeit. Seine Seele schlummerte noch. Unter Preußens milder sonniger Herrschaft erwachte sie zum Leben.

Mit zielbewußter Strenge, der sich zur rechten Zeit weise, verständnisinnige Milde gepaart hätte, wäre es nicht allzu schwer gewesen, trotz aller Intrigen und Wählerereien, trotz aller Hindernisse, die Abel und Geistlichkeit bereiteten, diese junge wachsende Volksseele mit Gegenliebe zu erfüllen. Das beweist das Jahrzehnt der Flottwell'schen Oberpräsidentschaft. Noch ein zweites solches Jahrzehnt, und es würde heute keine ‚Polenfrage‘ geben. — Aber statt dessen lenkte unsre Regierung unter dem edeln, doch romantisch fühlenden König Friedrich Wilhelm IV. wieder in jene Versöhnungspolitik größten Stils ein, die unter dem König Friedrich Wilhelm III., von 1815—1830, schon so böse Früchte getragen, und von der sich dieser Monarch, durch die Erfahrungen belehrt, noch glücklicherweise rechtzeitig emanzipiert hatte. Was aber wurde in jenen Jahren der Schwäche — von 1840 an — verschuldet! Nicht nur, daß Minister, Oberpräsident und Regierung drei Jahrzehnte lang durch geradezu empörende Nachgiebigkeit den deutschen Namen in unsrer Provinz entwürdigten und den polnischen Intrigen dadurch Vorschub leisteten — sondern das gesamte deutsche Volk jauchzte 1848 den polnischen Freiheitshelden in strafwürdiger Verblendung zu — jenen Wählern und Rebellen, die, tollkühn mit dem Leben spielend, die Fackel der Revolution in unsre Ostmark getragen — dieser Revolution, der Tausende unserer deutschen Brüder zum Opfer gefallen. . . .

Als Bismarck seine eiserne Hand ans Staatsruder legte, war es so weit gekommen, daß er den Ausspruch tun konnte: . . . ich habe das Gefühl, daß der Boden in unsern ostmärktischen Provinzen unter uns wankt . . .’

So war er gezwungen — um uns Deutsche im eignen Lande zu schirmen —, gegen die polnischen Preußen weit schärfere und einschneidendere Maßregeln zu ergreifen, als es vor dreißig Jahren Flottwell nötig gehabt hatte. — Trotz aller Verleumdungen, trotz aller Heßarbeit hielt Bismarck die Polen im Schach. Aber noch war die Zeit zu kurz gewesen, um ihre maßlosen Ansprüche ein für allemal in die gebührenden Schranken zurückzubannen, als nach dem Scheiden des großen Kanzlers mit der Aera Caprivi wieder die verderbenbringende Versöhnungspolitik über unsre Ostmark hereinbrach. — Auch nachdem Caprivi sein Amt niedergelegt, fühlte die sensible Seele des Polen nur zu häufig die unsichere Hand der Regierung. Der Schulstreik brachte uns endlich von allem Schwanken Erlösung. Die Folgen der ruhigen, gütigen, zielbewußten Strenge blieben nicht aus. Sie gereichten Polen wie Deutschen zu gleichem Segen. Heute regt der Schulstreik als solcher keinen Menschen mehr auf. Was aber wäre aus der Bewegung geworden, wenn unsre Regierung nachgegeben hätte?!

Das also: unsre blinde Nachsicht, unsre verblendete Nachgiebigkeit, verbunden bald mit Lässigkeit, Bequemlichkeit und Indolenz, bald mit einem unklaren romantischen Mitgefühl für die angeblich Bedrängten — das — nichts andres — ist unsre Schuld gegen unsre polnischen Preußen!

Verhehlen wir es uns nicht! Die begangenen Fehler sind groß!

Und wie ein drohendes Memento mori rufen uns heut unsre drei Millionen Preußen zu: 'Ihr wart der hehren Aufgabe, die euch geworden, bisher nicht gewachsen!' Liebe und Güte, die nicht gepaart ist mit edler charaktervoller Strenge, ist nichts andres als verächtliche strafwürdige Schwäche. Nur die moralisch Starken haben ein Recht zu leben! —

Und die Schuld der Polen gegen uns?

Ihr blindwütiger Haß!

Wie ein wildgehegter Stier auf ein rotes Tuch, so stürzen sie sich auf alles, was deutsch heißt, und treten es in künstlich gezüchteter Wut in den Staub.

In künstlich gezüchteter blinder Wut, die den Massen eingepflegt wurde durch Adel, Priester und Presse. Je größere Zugeständnisse Preußen machte, je mehr es gewährte, desto ärger schimpften unsre polnischen Preußen, desto höhere Anforderungen stellten sie.

So ist es seit 1817 mit steigender Tendenz gegangen. Nur in Westpreußen und dem Neugebiet — in Schlesien selbstredend — machte sich die polnische Agitation erst in späteren Jahren in weiterem Umfang geltend. Ebenso war dies anfänglich im Departement Posen bei der Landbevölkerung der Fall. Diese wußte die Wohltat der preussischen Regierung, die ihr mit den Agrargesetzen die Freiheit gebracht, wohl zu schätzen und schloß sich der antipreussischen Bewegung nicht an, bis der polnische Klerus die vom Adel getragene Agitation auch zu seiner Sache machte. Das in die Herzen des Volkes gegen seine Wohltäter gesäte Mißtrauen ging in aller Stille — von keinem Auge beachtet, von keiner Hand gerodet — in ungeahnter Uppigkeit auf. Und so ist denn die Geschichte dieser Jahrzehnte eine ununterbrochene Kette von Wühlereien und Verleumdungen, von bitteren, für Polen und Deutsche gleich verhängnisvollen Zerwürfnissen. Fanatischer Wut und grimmiger Haß lodern, kaum bezähmt, in den Seelen unsrer polnischen Preußen, um beim geringfügigsten, alltäglichsten Unlaß jedem Deutschen, eben weil er ein Deutscher ist, entgegenzuflammen.

Das ist die Schuld unsrer polnischen Preußen gegen uns!

Dieser blindwütige unsinnige Haß, den sie sich geradezu suggerieren, den sie von allem, was sich zum polnischen Volksstamm rechnet, als naturgemäße Wesenheit fordern! Dieser unwürdige, ungerechtfertigte Haß, der ihnen jedes unbefangene Urteil raubt, der sie zu Täuschung und Betrug verführt, der ihnen jedes Mittel heiligt, wenn sie glauben, dadurch ihrem Ziele: der Vernichtung des Deutschtums und damit der Aufrichtung eines neuen Polenreiches näher zu kommen.

Einmal die Verwirklichung dieses utopischen Gedankens zugegeben: würde das polnische Volk unter einer polnischen Regierung glücklicher werden?

Wer die Geschichte der Polen, wer ihren Charakter kennt, muß diese Frage unbedingt verneinen!

Das unruhig flackernde Feuer des sarmatischen Blutes, das jetzt im Deutschenhaß einen so willkommenen Blisableiter findet, würde sich dann nur zu bald gegen die eigenen Stammgenossen kehren.

Außerdem fehlt es dem Polen wie jedem echt weiblichen Wesen — es gibt männliche und weibliche Charaktere auch unter den Völkern — an jenem scharf entwickelten Gefühl für Verfassungs- und Rechtsordnung wie überhaupt für jede objektive Gerechtigkeit, auf der allein ein geordnetes Staatswesen sich aufbauen und zu dauernder Blüte entfalten kann.

Dagegen:

Was entbehren unsre polnischen Preußen bei uns?

Jeder Aufrichtige könnte und müßte antworten: Nichts!

Sie leben in einem Rechtsstaat, der ihnen zu blühendem Wohlstand verhilft, in einem Lande, dessen Namen einer der ersten auf der ganzen Erdrunde ist, dessen Kronenträger nicht nur zu den edelsten und hervorragendsten Persönlichkeiten unsrer Zeit gehört, sondern auch die glänzendsten Vertreter des alten versunkenen Polenreichs tief in den Schatten stellt.

Die Zukunft in ihrem Utopien kann ihnen keine glänzenderen Perspektiven eröffnen. Wohl aber könnte die Zukunft im deutschen Adoptivvaterlande sich noch viel reicher und glücklicher gestalten!

Was könnte aus unsrer Ostmark werden, in der jetzt jedes rein menschliche Interesse schweigt, in der jetzt alles und jedes Ding nur vom nationalen Gesichtspunkt aus betrachtet werden kann, wenn der polnische Preuße seine staatsfeindlichen Pläne fallen ließe und uns in ehrlicher staatsstreuer Absicht die Hand zum Frieden reichte? Wenn das oft so liebenswürdige, phantastische, impulsive Temperament des Polen sich mit dem ernstesten, tiefgründigsten, ausdauernden Wesen des Deutschen mischte! Wenn beide wie Mann und Weib, nicht sich befehdend, sondern ergänzend, gemeinsam für das Blühen und Gedeihen unsrer Ostmark schaffen und wirken würden!

Welch herrliche, spezifisch ostmärkische Kultur könnte sich dann hier entwickeln! Eine Kultur, die innerhalb ihrer bescheidenen Grenzen zur Bereicherung der Menschheit beitragen würde.

Denn das ist doch das letzte Ziel jedes menschenwürdigen Strebens.

Und warum sollte das nicht angängig sein?

Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg!

In Wahrheit scheidet uns nichts — nichts voneinander: keine Wesensverschiedenheiten — keine zweierlei Kulturanschauungen!

Wesensverschiedenheiten können nur unzivilisierte Völker trennen. Völker

auf hoher Kulturstufe müssen einander verstehen lernen und sich gegenseitig befruchten.

Und was der Pole an Kultur besaß und besitzt, das ist aus deutscher Saat entsprossen.

Aber die Religion?

Sie gerade sollte uns vereinigen. Denn sie spricht in allen Sprachen: Liebet einander!

Bliebe einzig die Sprache.

Der polnische Preuße spreche seine Sprache daheim soviel er mag. Im ganzen öffentlichen Leben muß in Deutschland die deutsche Sprache die alleinige Landessprache sein.

Nein! Nein! Es trennt uns wirklich keine unübersteigbare Kluft: Dafür gibt der Bruchteil der germanisierten Polen, von dessen slawischem Ursprung nur noch der Name zeugt, den schlagendsten Beweis. Und wieviel rein deutsches Blut fließt in den Adern unsrer „polnischen“ Preußen. Wie viele der polnischen Namen, die uns heute entgegenklingen, sind in den letzten Jahrzehnten, sind vor allem im 16. und 17. Jahrhundert erst aus rein deutschen Benennungen polonisiert!

Nur ein Phantom ist's, das sich zwischen uns schiebt — das mit mephistophelischem Hohnlachen jede Blüte aufkeimender Verständigung zwischen den gierigen Fingern zerdrückt —, das Phantom eines Zukunftsstaates — das Phantom der Wiedergeburt eines polnischen Reichs.

Wollen unsre polnischen Preußen wirklich um dieses Phantoms willen eine blühende Gegenwart und eine noch blühendere Zukunft opfern?

Noch ist es Zeit zu gütlicher Verständigung!

Wir stehen am Scheidewege.

Beharrt unser polnischer Preuße in seiner deutsch- und preußenfeindlichen, staatsverräterischen Gesinnung — so sind wir gezwungen, uns und unser Vaterland mit allen für recht erkannten Mitteln gegen sie zu schützen. Oder wir wären des deutschen Namens nicht mehr wert!

Aber das dürfen wir als die Stärkeren in dieser ernstesten Stunde wohl aussprechen und aufs nachdrücklichste betonen:

Wir ostmärktischen Preußen germanischer Rasse, wir wünschen und ersehnen aus aufrichtigstem Herzen — nicht den Kampf — sondern den Frieden!

Wenn gleiche Gefühle unsre polnischen Preußen beseelten, wie leicht ließe sich dann auf einem allgemeinen Friedenstag zu Posen, der von Priestern und Laien gleich zu beschicken wäre — zu dem jeder — Pole wie Deutscher — Zutritt hätte, eine gegenseitige Verständigung und Versöhnung anbahnen und der Weg zum dauernden Frieden finden!

Der Wille zum Frieden müßte nur auf beiden Seiten vorhanden sein!

Unser polnischer Preuße füge sich als treuer Bürger in unser Staatswesen ein, er verschließe sich nicht länger unsrer deutschen Gemeinschaft, er verbanne die berüchtigten Bezaganten als seiner unwürdig aus seinen Reihen, er weise die aufreizende staatsfeindliche polnische Presse selber in die gebührenden Schranken zurück — und in demselben Augenblick wird auf unsrer Seite der Ruf nach ‚Enteignung‘ und ‚Einspruchsrecht‘ verstummen — nach einer Polenvorlage, die nichts als ein Akt der Notwehr ist!

Mit Freuden würden wir die dargereichte Hand ergreifen — ein neuer Geist, der Geist kraftvoller Bruderliebe, würde in aller Herzen einziehen, der

Geist kraftvoller Liebe, der den Christen erst zum Christen, der den Menschen erst zum Menschen macht. Gemeinsame Interessen — gemeinsame Ziele! Das wäre die Signatur der neuen Zeit — und der Weg gemeinsamer Arbeit — das ist der Weg zum Frieden — zu einem Frieden, der für Land und Volk unsrer Ostmark die höchsten Segnungen in sich birgt.“



Der Kaiser als Wirt und Gast

Nach seine politischen Gegner bezweifeln nicht, daß unser Kaiser ein außerordentlich liebenswürdiger Gastgeber ist. „Alle“, so plaudert der „Roland von Berlin“, „die je zur kaiserlichen Tafel gezogen wurden, wissen davon zu erzählen. Er bezaubert alle, die in seinen Kreis kommen; es geht eine Art suggestiver Kraft von ihm aus, der sich keiner entziehen kann: eine Mischung von Machtbewußtsein, Stolz und Leutseligkeit. „Il est un charmeur“, rühmen sogar die Franzosen, unsere ‚Erbfeinde‘, von ihm, wenn sie seine Gastfreundschaft in schwärmerisch-überschwänglicher Weise, wie sie dem gallischen Temperament eigen ist, preisen.

Ein Grundzug seines Wesens ist, daß er nur heitere, fröhliche Gesichter um sich sehen möchte; alles Larmoyante und Selbstquälerische ist ihm zuwider. Daher seine stete Betonung der Wichtigkeit des befreienden Optimismus gegenüber dem grüblerischen Pessimismus und dem gehässigen Nörglertum.

Wie tritt dieser Wesenszug schärfer hervor, als bei seinen Nordlandsreisen. Gleich bei Antritt der Reise ermahnt er seine Getreuen, allen Harm und alle Sorge daheim zu lassen und sich unbefangen an den Schönheiten der Natur zu erfreuen. ‚Erzählt mir‘ — er redet seine Gäste jovial mit ‚Ihr‘ an — ‚unterwegs nichts Unangenehmes; ich will mich von meinen Regierungsgeschäften erholen.‘

Das ungefähr ist der knappe Inhalt jeder der üblichen, stets humoristisch gefärbten Antrittsreden. Denn Wilhelm II. liebt den Humor und beteiligt sich oft mit Versen und Zeichnungen an den drastischen Bierbank-Bildern mit Text, die auf der ‚Hohenzollern‘ dem Ergötzen der Tischgesellschaft dienen.

Daß die Gastlichkeit auf der ‚Hohenzollern‘ an Aufmerksamkeit und Splendiddität ihresgleichen sucht, wird von allen, die sie genossen haben, bezeugt. Der kaiserliche Gastgeber bekümmert sich um das Wohlergehen jedes einzelnen seiner Gäste; und um Gelegenheit zu haben, mit jedem einmal persönliche Unterhaltung zu pflegen, ist eine wechselnde Tischordnung eingeführt, die es jedem ermöglicht, einmal zur Rechten oder zur Linken von ‚Majestät‘ zu sitzen.

Die gute Laune des Gastgebers sorgt dafür, daß die Tafelrunde stets eine frohbelebte bleibt. Hier darf man Mensch sein und sich ganz Mensch fühlen. Aber wehe, wer hier von den streng verpönten Staatsgeschäften ein Wörtchen riskieren wollte! Mit der guten kaiserlichen Laune wäre es sofort vorbei.

Es riskiert's auch keiner. Der Wink in der kaiserlichen Antrittsrede: ‚Nur nichts Geschäftliches!‘ wirkt so intensiv, daß selbst das Wichtigste, was an Politik von der Heimat in die Ferne dringt, stillschweigend übergangen wird. Auch setzt man voraus, daß Majestät alles schon wisse; man hält wirklich

den Kaiser in einer an ‚Allwissenheit‘ grenzenden Weise für informiert. Daher kam es z. B., daß der preußische Gesandte Dr. Stübel in Christiania, als er auf die ‚Hohenzollern‘ befohlen wurde, dem Kaiser von der Geburt seines Enkels keine Mitteilung zu machen sich getraute. Ja, sich nicht ‚getraute‘ — so weit geht der Respekt! Er setzte als selbstverständlich voraus, daß Majestät bereits von dieser Geburt unterrichtet sei; was leider, wie häufig in anderen Dingen, noch nicht der Fall war.

Abwarten, bis Majestät selber ein Thema anschlägt: das ist die Lösung auf der ‚Hohenzollern‘.

Nur wenn der Kaiser an Land geht, erfährt er Genaueres von den weltlichen Vorgängen; denn die eingeborenen Norweger, diese nordischen Schweizer, scheeren sich den Kluck ums Hofzeremoniell und reden, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist. So kommt's, daß der offizielle Führer Weyer, der für den Kaiser und sein Gefolge viele Touren durch Norwegen arrangiert hat, dem Herrscher des Deutschen Reiches mehr Tagesvorkommnisse zu übermitteln pflegt als die kaiserliche Umgebung.

In Norwegen kauft der Kaiser, wenn er an Land geht, auch mehr Zeitungen als je in Deutschland, mit Vorliebe englische; und was er aus diesen erfährt, bringt sein impulsives Naturell bisweilen derart in Wallung, daß er eine jener Depeschen in die Welt hinausflattern läßt, die wochenlang das Gesprächsthema der Zeitgenossen bilden.

Unterwegs darf ihm eben kein Mensch dazwischenreden; der Kaiser ist da der absolute Wille. Von einer ‚Hohenzollern‘-Kamarilla kann füglich nicht die Rede sein.

Die Freunde und Verwandten der ‚Hohenzollern‘-Getreuen denken sich's allerdings anders. Gar mancher hat die naive Vorstellung, als ob der von der kaiserlichen Gunst Begnadete in jedem Augenblick für seine intimsten Privatangelegenheiten das Ohr des Kaisers habe. Was für Wünsche und Ansuchen daher an die Gäste des Monarchen gestellt werden, spottet aller Beschreibung. Der eine will eine Staatsstellung, der andere ein Darlehen, ein dritter eine Apotheken-Konzession, weil es ihm damit auf dem vorgeschriebenen Instanzenwege nicht rasch genug geht.

Die braven Leutchen können in ihrer kindlichen Vorstellung nicht begreifen, daß der Kaiser nur in der Stellung eines Gastgebers zu seinen Gästen steht und daß diese nicht die Stellung Vertrauter sich anmaßen dürfen. Sie sind die Reisetkameraden eines hohen Herrn, weiter nichts.

Anderß und offizieller ist die Stellung des Kaisers als Gastgeber zu Lande, sozusagen als Schloßherr. Die Gäste, die er da zu seiner Tafel läßt, sind hervorragende Männer der Kunst und Wissenschaft oder prominente Ausländer, denen er sein Wohlwollen bezeigen will. Hier ist er, meist in kleinerem Sirkel, ganz ‚Grandseigneur‘, und alle, die des Vorzugs gewürdigt werden, diesen Sirkeln beizuwohnen, staunen besonders die kaiserliche Fertigkeit an, auf den Gedankengang jedes einzelnen Gastes einzugehen, ja das Thema, das diesen speziell interessiert, scheinbar souverän zu beherrschen.

Diese Fertigkeit ist der Stolz des Kaisers; ein geistiger Stolz, den er von seiner Mutter ererbt hat.

Denn die Kaiserin Friedrich, die den größten Teil ihres Lebens die populäre ‚Kronprinzessin‘ blieb, suchte eine Ehre darin, über alle geistigen Stoffe, die aus dem Leben, aus Kunst und Wissenschaft in ihren Gesichtskreis traten,



aufs gründlichste unterrichtet zu sein und aus dieser Sachkenntnis heraus entscheidende Anregungen geben zu können.

Es kursieren hunderte von Anekdoten darüber, wie sie selbst erfahrene Männer auf den verschiedensten Gebieten durch ihre verblüffende Sachkenntnis überraschte. Diese Beherrschung der Materien war einfach dadurch zu erklären, daß sie vor jedem Empfang und vor jeder Besichtigung sich über den betreffenden Stoff durch die beste Lektüre genau orientierte und dann mit Einzelheiten den Hörer in Erstaunen setzte. Diese Eigenheit hatte sie ihrerseits von ihrem Vater, dem klugen und hochgebildeten Prinzen Albert, dem Prinzegehn von England, überkommen.

Und diese Art, eine geistige Höflichkeit gegen den Gast zu üben, ist auch eine Eigenheit des deutschen Kaisers. Er weiß mit Professor Deligisch bei Tisch über Babylon und mit Professor Slaby über die Errungenschaften der modernen Technik nicht nur zu 'plaudern', sondern ernsthaft zu debattieren. Jules Simon, der bekannte französische Staatsmann und Gelehrte, konnte nicht genug von der intimen Kenntnis erzählen, die der Kaiser als sein Gastgeber hinsichtlich der französischen Literatur entwickelt hatte.

Er ließ diesen Ausländer einen Blick in sein Inneres tun, als er ihm offenbarte, das Höchste eines unabhängigen Lebens dünke ihn das Leben eines ruhmgekrönten Dichters; wobei er auf François Coppée hinwies, für den er eine besondere Verehrung hegt.

Im übrigen bevorzugt der Kaiser nicht, wie so häufig behauptet wird, die französischen Unterhaltungsschriftsteller vom Schlage eines Georges Ohnet, sondern zieht die seriösen älteren Dichter den neueren weitaus vor. Seine Lieblingsautoren sind Corneille, Chateaubriand, Viktor Hugo, Balzac und Dumas Vater, dessen 'Drei Muskettiere' er aufrichtig schätzt; Zola dagegen ist ihm, wie er des öfteren erklärte, ein Greuel.

Daß der Kaiser ein eminentes Sprachtalent hat, ist bekannt. Außer dem Französischen und Englischen, das er beides fließend beherrscht, spricht er perfekt italienisch und stellt auch im Schwedischen und Russischen seinen Mann. . . ."

Weiter plaudert dann der Verfasser über den Kaiser als Gast: . . . Wo der Kaiser als der einfache Freund des Hauses sich gibt, da ist die Bewirtung nicht unerquicklich; denn der hohe Gast bittet es sich energisch aus, daß von den sonstigen Lebensgewohnheiten nicht abgewichen wird, und hat es mit Männern zu tun, die diesem Wunsche um so lieber entsprechen, als sie keinerlei Ambition haben, durch Prunk zu imponieren.

Anders liegt die Sache, wenn der Kaiser, der bekanntlich nicht eingeladen werden darf, sondern sich einläßt, bei einem seiner übrigen Getreuen zum Frühstück, zur Mittags- oder Abendtafel oder gar zum Jagdaufenthalt sich ansagt. Eine solche Ansage kann unter Umständen sehr, sehr kostspielig werden, ohne daß natürlich der Kaiser dies beabsichtigt; denn in bezug auf den Kostenpunkt verliert oft bei solchen Anlässen selbst der scharfsichtigste Monarch den Maßstab für die Dinge.

Man erzählt sich von einem konservativen Amtsrat, einem Royalisten der strictesten Observanz und ehemaligen Freunde Bismarcks, daß er, nachdem er zweimal der Ehre gewürdigt worden war, seinen Landesherrn bei sich speisen zu sehen, bei der dritten Ansage eine dringliche Reise vorschlugte, um den mit dieser Ansage verbundenen horrenden Auslagen geschickt auszuweichen. Als Majestät das erstemal bei ihm speiste, hatte der Gastgeber zur Renovierung

des gesamten Amtswesens und zur Ausschmückung des Hauses nicht weniger als gegen zwanzigtausend Mark verausgabte. Dafür hatte er dann auch vom Kaiser das Kompliment eingeheimst: „Am meisten habe es ihn gefreut, daß der Amtsrat ‚so wenig Umstände‘ gemacht habe!“

Einem General in Berlin NW., der gleichfalls zu den Getreuen des Monarchen zählt, kostete ein Abend, an dem die genau kopierte „Hohenzollern“ illuminiert gezeigt wurde, die Kleinigkeit von etwa dreißigtausend Mark. . .“



Sexuelle Pädagogik

In der „Arena“ (Herausg. Rudolf Preßler) erzählt Julian Marcuse, wie ihm mitten im Walde der neunjährige Knabe einer Tagelöhnersfamilie begegnete, mit Paketen beladen und eilenden Fußes. Auf die Frage, was ihn heim treibe, lautet die Antwort: „Wir kriegen ein Brüdchen, der Doktor holt's bei der Mutter“, und angstvollen Blickes jagt er von dannen. Im Nebenzimmer harrete er des Winkes, Fehlendes herbeizuholen.

„Ein Beispiel“, bemerkt der Verfasser, „von den zahllosen, wo unter den Augen des Kindes Natürliches sich vollzieht, die Ereignisse des Lebens und des Geschlechts an ihm vorbeiziehen und dem fragenden Blick die Anschauung Antwort erteilt. Es fehlt in der gefundenen Natürlichkeit des Landvolkes das Raffinement modernen Genußlebens, es fehlt vor allem jene erbärmliche Feigenblattmoral, die unser ganzes Sexualeben vergiftet hat. Und merkwürdig, selbst die religiösen Vorstellungen, die so oft als Peitschenhiebe für Einkehr und Buße . . . benutzt werden, sie prallen in dieser Frage an der natürlichen Lebensauffassung des Landvolkes wirkungslos ab. Was lehrt uns dies alles? Daß für eine sexuelle Erziehung Natur und Anschauung die unverrückbaren Grundlagen bilden und, wir können dreist hinzusetzen, daß jedes Beginnen scheitern muß, das ihrer ermangelt. Wo nun aber sind sie im Kulturleben des Stadtkindes zu finden, wie nutzbar zu machen, und wer soll auf sie hinweisen, sie lehren?“

Ich halte den Wettstreit für müßig, ist man sich nur klar über Wesen und Art des zu Beginnenden, und stellt man nicht Dinge auf Piedestale, die nur als Beiwerk zu betrachten sind. Als Fundament der naturgeschichtliche Unterricht in den unteren, der biologische in den mittleren und oberen Klassen der Volksschule wie der höheren Lehranstalten. Wodurch vermehrt sich der Karpen, der Lachs? Wodurch sorgt das Weibchen für seine Eier? Sorgt es auch für die ausschlüpfenden Jungen? Warum ist ihm dies nicht möglich? Warum ist es auch nicht nötig? Wie macht es der Frosch, die Eidechse, die Ringelnatter, die Schildkröte mit ihren Eiern und ihren Jungen? Warum bedürfen diese der Mutter nicht? Was aber tut das Suhm mit seinem Ei? Was entwickelt sich durch die Wärme des mütterlichen Körpers in dem Ei? Kann wohl ein Mensch begreifen, wie aus dem Eiweiß und Eigelb ein lebensfrisches kleines Küdchlein wird? — Derlei Fragen und noch tausend mehr, ihre Beantwortung und vor allem ihr durch Anschauungsmaterial gestütztes Erfassen — jede zoologische Sammlung enthält daselbe — bilden eine Einführung in die Grundgesetze des Lebens, diese selbst den Gegenstand des Unter-

richts in den oberen Klassen der Mittelschulen und höheren Lehranstalten, beginnend mit dem Menschen als Organismus und seiner Stellung in der Natur, der Menschwerdung, der Zellen- und Amöbenbildung, des Warum in Bau und Funktionen, der Artbildung und schließlich der Zeugung und der ihr zugrunde liegenden Voraussetzungen. Natürlich nicht im Detail und in behaglicher Weitspurigkeit, sondern in großen biologischen Umrissen und knappen Zügen, maßvoll und zurückhaltend, vor allem dort, wo die Abwehrinstinkte unseres Lebens, die wir als Schamgefühl bezeichnen, in Frage kommen. Ist der Schulunterricht so weit gediehen, dann knüpft in eigenen Stunden der Schularzt an — er allein kommt in Betracht, da er kraft seiner Tätigkeit der Jugend nähergetreten ist, diese Art Unterweisung also für sie nichts Außergewöhnliches darstellt — und gibt ein Bild von den Gefahren und dem Elend der Geschlechtskrankheiten. Und als Schluß meinethalben die öffentliche Belehrung vor der Entlassung, die nicht zu entbehren ist, deren Bedeutung jedoch wesentlich zurücktritt gegenüber allem Vorhergegangenen. Denn noch so feierliche Abschieds- und Mahnreden ohne systematische Willenskultur verpuffen beim ersten heftigen Anprall der Triebe! Und die kommen mit und ohne Alkohol, durch den letzteren natürlich verdoppelt und verdreifacht!

So stellt sich in weitausgehenden Umrissen gezeichnet ungefähr der Gang der Sexualerziehung in der Schule dar. Scheinbar einfach und doch so unsagbar schwierig im Gewand zeitgenössischer Schulverhältnisse! Da fehlt vor allem bisher jedweder auf natürliche Anschauung aufgebaute Unterricht, wohin man auch blicken mag in Volks- und höhere Schule, da fehlt jede Spur biologischer Unterweisung trotz zahlloser Beschlüsse und Resolutionen der deutschen Naturforschertage und ähnlicher Körperschaften . . .“

Was für die Biologie als Wissenschaft die Schöpfungsgeschichte, das sei für die Moral und die Erziehung zur Sittlichkeit die Vollbibel, das Buch Hesekiel 23, das Hohelied Salomonis und tausend Stellen mehr, die — vom Lehrer überschlagen und ausgelassen — mit doppelter Eier von Schülern und Schülerinnen gelesen würden. „Welch blödes Unterfangen, den betreffenden Stellen Gewalt anzutun und sie allegorisch deuten zu wollen! Mit ihrer unvermeidlich sinnlichen Wirkung bohren sie sich in das Gemüt des Kindes ein und brechen bei irgend einer Gelegenheit doppelt anreizend hervor. Wie sagt doch Rosegger: ‚Nicht das Wissen und der naturgemäße Freimut bringt zu Falle, sondern die Geheimnistuerel, die damit aufgeweckte Neugierde und Begierde. Unter dem Feigenblatt gedeiht die Keuschheit nicht, nur die Prüderie und die Lüsternheit, die Prüderie verdeckt, und die Verdeckung macht lüstern.‘ Also mit einem Wort, die Vollbibel gehört heraus aus dem Schulunterricht, man reformiere sie an Haupt und Gliedern, und nur in einem Auszug kann sie . . . beibehalten und gelehrt werden. Solange aber der jetzige Zwitterzustand besteht, solange auf Kosten von Wahrheit und Erkenntnis unaufhörlich Kompromisse geschlossen und an dem althergebrachten, eingerosigten System des Unterrichts kaum etwas geändert wird, solange kann von einer Einführung in die Lebensweise und einer Schulunterweisung im Sexualproblem kaum die Rede sein . . .“

Und das Elternhaus, soll es Gewehr bei Fuß in dieser Frage zur Seite stehen? Eine beschämende Rolle fürwahr mutet man Erzeugern und Ernährern zu, wenn man diese Passivität ihnen beimißt. Die Jugend ist kein Wissen, oder doch nicht allein ein Wissen. Der Trieb bleibt immer das erste, und wo

die Gemütsbildung fehlt, wird alle Aufklärung wirkungslos verhallen. Daß Schulpädagogen, die fünfzig und noch mehr Schüler um sich versammelt haben, auf Gemütsbildung des einzelnen nicht ausgehen können, ist klar und weist den Weg, wo einzufsetzen ist. Gemüt muß im Elternhause, in nächster Berührung mit Erwachsenen und Geschwistern gepflegt werden, hier allein ist die Stätte, wo Beispiel und Belehrung, Tat und Charakterdressur ihre Wirksamkeit entfalten, zum dauernden Besitz werden können. Kann je der dritte das liebevolle Eingehen von Vater und Mutter auf Wesen und Art der kindlichen Psyche erfassen? Hat je einer die Gelegenheit, in allen Lust- und Unlustempfindungen des täglichen Daseins das sich entwickelnde Individuum zu beobachten und zu lenken wie die Eltern? Aus welchem Holz ist das neue Individuum geschnitten, welche körperlichen und geistigen Eigenschaften bringt es mit auf die Welt, an welcher Brust stillt es seines Hungers Notdurft? Kurzum, das Elternhaus hat die unumschränkte Pflicht des Handelns auch in den Sexualfragen. Aber wie? Von früh an in dem Appell von Liebe und Achtung gegenüber dem mütterlichen Geschlecht, der mütterlichen Sorge. Dies braucht kein Schwimmen in Dithyramben, kein Begeisterungstaukel zu sein: in jedem Hinweis auf Frauenwert und Frauenwürde kann schon der Kernpunkt getroffen werden. Dabei von Zeit zu Zeit, und möglichst unbefangen, ein ruhiges Eingehen auf Zeugungs- und Geschlechtsfragen, anfangs allgemein in Anlehnung an Beobachtungen aus Tier- und Pflanzenwelt — ähnlich wie in der Schule, nur natürlich nicht so systematisch — später mehr auf Einzelheiten übergehend. Immer wird man beim Kinde durch die Ermahnung zur Menschenliebe, durch das Anschlagen weicher Akkorde Sinn und Herz gefangen nehmen können und sie für den vorliegenden Zweck sich nutzbar machen. Dann aber vor allem das eigene Beispiel: Das Fernhalten lüsterner Anreizmomente, wie sie allein schon gegeben sind in der Erzählung von Soten, in dem Diebstahlszusammenstecken zum Erhaschen eines saftigen Weises, in dem Hinausschicken der Kinder! Und vor allem Klarheit über die Ankunft eines neuen Familienmitgliedes, über ihre Vorläufer, ihre Folgen, natürlich dem Verständnis der Kleinen angepaßt, kein tagelanges Fortschicken, auf daß ja nicht der Schmerzensschrei der Mutter das Ohr des Kindes erreicht, auf daß ja die Legende vom Storch zur ewigen Lüge, für den vom Hausgefinde längst anders Belehrtens wird! Im Gegenteil, jedes Schmerzgefühl der Mutter steigert die Liebe und Achtung des Kindes, doppelt und dreifach fühlt es seine Zugehörigkeit zu dem Wesen, das es bei sich getragen, und überträgt sie auch auf die Seiten der ersten dämmernden Erkenntnis.“

Dies die Theorie und das Ideal, und nun die Wirklichkeit! Die Schule habe kein Empfinden für irgendwelche Individualitätsbildung, auch keine Zeit und Möglichkeit hierzu:

„Der Anschauungsunterricht auf das geringste Maß beschränkt, die Diktatur des sogenannten Humanismus fast dieselbe wie vor einem Menschenalter. Jede Entfaltung zu körperlicher Frische und körperlicher Zucht hintangehalten, jeder Versuch einer Reform auf diesem Gebiete durch Gegenmaßnahmen und Verkläuterungen illusorisch gemacht . . . In den Schulklassen, mögen sie Volks-, Mittel- oder höheren Schulen angehören, eine Zahl, die es dem Unterrichten unmöglich macht, dem einzelnen Kind nachzugehen; im Lehrerstande, zumal in den Volksschulen, unwürdige Besoldungsverhältnisse, die auf die Dauer die Liebe zum Beruf, die Mission als Volkserzieher ertöten

müssen! Und in letzter Reihe Schikanen und selbst Gewaltakte der . . . obersten Schulbehörden gegen jedwede Aufklärung in sexuellhygienischen Fragen — Verbot derartiger vor Konfirmandinnen, Abiturienten und Fortbildungsschülern mit dankbarster Wirkung gehaltener Vorträge — vielerorts. So nimmt sich sexuelle Pädagogik in ihrem Streben nach Behör in der Schule der Augenblicksgegenwart aus . . .

Und das Elternhaus? Als allgemeine Signatur ein Genießen oben wie unten, dem mißverstandenen wirtschaftlichen Milieu angepaßt. Oben: Der Drang nach kitzelnden Nervenreizen, die Prostitution der Familie aus Genußsucht, die Ertdötung der Mutterpflichten — Unfähigkeit zum Stillen, Unlust und Zeitmangel zur Kindererziehung und dergleichen mehr — mit einem Wort ein völliges Versagen in der Jugendpädagogik, und da sollen neue Aufgaben, neue Probleme herangewälzt werden, die völlig unvorbereitete und deshalb unfähige Menschen treffen! Und unten: Das Wohnungselend, die Mietskaserne mit ihrer Zusammenpferchung von groß und klein, vom Sexualismus und seinen Auswüchsen, die Alkoholverseuchung, die brutale Entkleidung der tiefsten und heiligsten Empfindungen. Soll da Zeit und Sittlichkeit genug vorhanden sein, um aufklärend und geschlechtlich erzieherisch zu wirken?? Fehlt doch hier auch vor allem die Lehrmeisterin Natur mit ihren unauslöschlichen Eindrücken von Wirken und Walten der Lebensgesetze, vom Tier- und Pflanzenentstehen und Werden! Für das Kind des Proletariats die Straße und der eingepferchte Hof als Ort seiner Muße, Unrat ringsherum; für den Sprößling der besitzenden Klassen der wohlgeebnete Promenadenweg, an der Hand des Fräuleins, von frühester Zeit an hingeleitet auf Schmutz und Puz als Insignien der Wohlständigkeit! Dort Elend, hier raffinierte Kultur, bei beiden die Unterdrückung natürlicher Verhältnisse, die Erstickung individuellen Werdeganges. Auf eine Karte, in diesem Falle auf die Aufklärung, alles zu setzen, hat sich schon häufig genug in der Propagierung von Ideen als verhängnisvoll erwiesen. Man denke nur an das Fiasko der Lungenheilstätten in der Überwindung der Tuberkulose und an die zu späte Einsicht, daß nur eine großangelegte sozialsanitäre Reform Volkskrankheiten mit Erfolg entgegenreten kann. Ohne eine solche Basis werden die Aufklärungsbestrebungen, so verdienstvoll und notwendig sie auch sein mögen, Stückwerk bleiben, wird das sexuelle Genußleben mit all seinen Lockungen und seinen korruptiven Erscheinungen für Geschlecht und Nachkommenschaft über Vernunft und Sittenlehre nach wie vor triumphieren!“





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Regierungsziele

Die fast vergessene Niederlage der Sozialdemokratie hat den Verdruss über unsere erfolglose Auslandspolitik zurückgedrängt und der Regierung eine neue Schonzeit bewilligt, von der sie anscheinend wenig Gebrauch macht. Unsere tatenlose Zeit hat nur ein kurzes Gedächtnis.

Der kleine Reichsanzeiger, der Lokalanzeiger, sprach bei Feststellung des überwiegenden Widerspruchs, den die in ihren unbeabsichtigten Folgen schließlich doch wohlthätige Schwarzsehrede des Kaisers erfahren hatte, von den vermeintlichen großen Zielen des Herrschers, über die er wohl kaum unterrichtet sein dürfte. Die Norddeutsche Allgemeine ergänzte halbamtlich die Verteidigung der damaligen Ansprache durch den Hinweis auf die schon wieder geknickte Blüte der Industrie, die ohne das Vertrauen auf die gute Reichsleitung einen solchen stetig steigenden Umfang nicht erreicht hätte. Es ist eine begründete parlamentarische Sitte, die Person des Landesherrn aus der Erörterung auszuschneiden und sich lediglich an die verantwortlichen Stellen der Regierung zu halten, was vielleicht auch im Preßstreit angebracht ist. Der Byzantinismus eines fälschlicherweise von der Regierung für wertvoll und einflussreich gehaltenen Anzeigers, der sogar ohne jede Besserung der Gesinnung von den stellesuchenden Sozialdemokraten gelesen wird, bedarf keiner Beachtung. Die kritiklose Haltung gehört zum Geschäft, das die Verbeugung nach oben und unten wohl erheischt. Aber diese üppige Anzeigerart treibt der gesinnungsstüchtigen Presse die Leser ab.

Gerade der bisherige gänzliche Mangel an Zielen und das schwächliche Zurückweichen bei einem etwa genommenen Anlauf haben die Reichsregierung in den traurigen Ruf Österreichs gebracht, wo auch fortgeworfen wird. Dort entschuldigten jedoch der Sader der verschiedenen Völkerschaften und die Fehler früherer Regierungsweisen manche Anzulänglichkeit der Geschäftsführung, ein Umstand, der die Reichsleitung nicht entlastet. Die innere Lage ist verhältnismäßig geordnet, da die polnische Enteignungsvorlage wohl, wenn auch ziemlich abgeschwächt, durchgehen wird, und der Höhepunkt der sozialdemokratischen Bewegung dürfte überschritten sein, woran die Regierung jedoch ziemlich unschuldig ist. Im Inneren ist sogar der Vorwurf, wo freilich mehr die Einzelstaaten in Betracht kommen, weniger schwerwiegend, wenn auch hier die kraftvolle Nachhaltigkeit auf der einmal eingeschlagenen Bahn leider vermisst wird. Die Reichstagsauflösung wurde mit Recht als befreiende Tat vom Banne des

selbstsüchtigen Zentrums empfunden. Ohne Enteignung im eingetretenen Bedarfsfalle dürfte die Polenfrage nicht endgültig gelöst werden, was die preussische Regierung wohl weiß. Das Zentrum macht sich schon kriegsbereit gegen die deutschen Katholiken der Ostmark, selbst in Oberschlesien.

Schlimm sieht es dagegen in unseren auswärtigen Beziehungen aus und die Bülloreden waren wieder bloße Schönredereien ohne Maß. Mit allen Mächten haben wir liebevoll angehandelt und die Würde der Bismarckschen Vormacht Europas und damit der Welt wenig gewahrt, um schließlich amtlich unsere Vereinsamung als das Ergebnis einer 17jährigen Staatskunst und der zweiten wilhelmschen Regierung, die erst seit des Altreichskanzlers Entlassung tatsächlich begonnen hat, eingestehen zu müssen. Aber auch hier haben wir weder Festigkeit noch Zurückhaltung bewiesen, sondern das sinnwidrige Liebeswerben und die aufdringliche Allweltsfreundschaft fortgesetzt, die gänzlich zwecklos ist und im Ernstfalle einer Probe nicht Stich hält. Die gegenseitige Beweihräucherung in England kann keinen Kenner der englischen Verhältnisse täuschen.

Nur unser starkes Heer hat uns vor einem englisch-französischen Überfall bewahrt, dessen Seele der kaiserliche Oheim ist, der auch geschäftig Österreich und Italien vom Dreibund abziehen trachtet, wie eifrig auch beide Bundesgenossen ihre Vertragstreue betonen. Er hat plötzlich sein liebevolles Herz für den greisen Kaiser Franz Joseph erkannt, um den er sich früher nie gekümmert hat. Die Roburger Klugheit und die englische politische Erbweisheit haben in ihm einen staatsmännischen Vertreter gefunden, der auch die Deutschfeindlichkeit des internationalen Geschlechts und des englischen Volkes in sich vereint. Aber die beiden angelsächsischen Staaten diesseits und jenseits des großen Wassers, wie auch Frankreich und Italien, lehren uns den Erfolg einer gefunden, selbstsüchtigen Politik, die hervorragender Führer völlig entbehrt. Roosevelt ist ein geschickter Macher, der jedoch den imperialistischen Gedanken, den er nicht erfunden hat, nur gewandt ausnützt, wie jeder sonstige amerikanische Politiker. Die drei letzten englischen Ministerpräsidenten Salisbury, Balfour Campbell-Bannerman sind sogar ausgesprochene Mittelmäßigkeiten. Weder die rachelustige Marianne noch das treulose Italien weisen einen staatsmännischen Kopf auf, aber unstrittige diplomatische Erfolge.

Trotzdem hat Frankreich mit deutscher Förderung ein großes Kolonialreich geschaffen und einen gefährlichen Bund wider den kolonialen Gönner und Erbfeind geschmiedet. Italien hat von beiden Widersachern ohne Entgelt Vorteil gezogen und macht jetzt trotz seiner vertraglichen Bindung aus seiner dieser widersprechenden französischen Vorliebe kein Hehl. Unsere halbamtlichen Blätter erklären sogar auf höhere Weisung die Annäherung Englands und Italiens an Frankreich und sogar jetzt an Rußland für eine ebensolche Friedensbürgschaft, wie sie der Zweibund gewesen sein soll, dessen Ohnmacht nicht unser Wert ist. Also die Staatskunst unbedeutender Männer hat in diesen Landen eine vernünftige und erfolgreiche Realpolitik getrieben, deren Kosten das selbstlose Deutschland trägt und dessen Wirkung es am eigenen Leibe so empfindlich spürt, daß es in der Marokkofrage schon das Schwert in die Waagschale werfen mußte, um es wenig tapfer und folgerichtig zu früh zurückzuziehen, was jetzt unklugerweise amtlich abgeleugnet wird.

Trotz der Blüte des Großgewerbes und einer leisen Besserung der Landwirtschaft war selbst unsere Wirtschaftspolitik unfruchtbar. Die Caprivischen

Handelsverträge opferten den Ackerbau als Grundlage und Jungbrunnen des Volkes, ohne der Industrie einen überlegenen Schutz zu verschaffen. Die Erneuerung des Vertragsverhältnisses gab weder der Landwirtschaft die doch erreichbaren französischen Zölle, noch erzwang sie der Industrie eine befriedigende Ermäßigung der Auslandszölle. Trotz des amerikanischen Einfuhrinteresses erreichten wir in Washington nichts und stehen wieder vor einem unzulänglichen Handelsvertragsprovisorium und lassen uns noch jetzt zollpolitisch mißhandeln, auch wenn der Präsident die Gnade hat, uns künftig gerechter behandeln zu lassen, obwohl die Vereinigten Staaten landwirtschaftlich auf uns angewiesen sind. Wir haben also nicht den geringsten Erfolg in unserer auswärtigen Politik gehabt, für die aber leider nicht nur den berufenen Hütern das Verständnis zu fehlen scheint.

Wlos „leben und verdienen“ ist doch kein staatsmännisches Ziel, das einem noch politisch zerrissenen Volke angemessen wäre. Dem bishigen Kautschou, den teuer erkaufte Karolinen und Samoaeilanden steht der Zusammenbruch der inneren Kolonialpolitik gegenüber, die „ein Sanitätsrat der Börse“ zu einer aktiven Bilanz gestalten soll, also die Bankrunderklärung des gelerten Beamtentums. Der niedrige Kurs der Industriepapiere bei der noch anhaltenden Hochkonjunktur und der Staatspapiere trotz der Reichsfinanzreform, sprechen nicht für rosigte Aussichten, während doch sonst die Börse als sicherer Wertmesser der politischen Lage gilt. Rußlands Zerrüttung kann allein die Ursache nicht sein; andererseits schreitet bei der Arbeitslust des Volkes die Vermögensbildung vorwärts, wenn auch leider das Großkapital den Rahm abschöpft, wie die gegenwärtige Geldnot grell beleuchtet, wo unser Zinsfuß der höchste der Welt ist. Irgend welche höheren auswärtigen Ziele der Regierung sind nicht sichtbar, obwohl alle Welt nach Eaten schreit und der leeren Worte überdrüssig ist.

Was soll das Gerede von der Weltpolitik, hinter dem nichts steckt als Worte?

Wir berauschen uns auch schon an dem angeblichen Gedeihen von Industriezweigen, das gar nicht vorhanden ist. Unsere Zukunft soll auf dem Wasser liegen und unser Schiffsbau ist noch immer so unentwickelt, daß wir noch die besten Abnehmer der englischen Werften sind, die auch den ganzen europäischen Norden und Holland mit Rauffahrtschiffen versorgen, obwohl dieser Markt vor unseren Toren liegt. Die Ballinsche Rhederei, die sich doch besonderer kaiserlicher Gunft erfreut, hat am längsten an ihren englischen Schiffsbestellungen festgehalten. Maschinerie und innere Einrichtungen sind noch heute vielfach ausländischen Ursprungs, worüber sich diese angeblich so vaterländisch gestante Schiffsahrtsgesellschaften freilich gern ausschweigen.

Eine Entschuldigung bleibt leider der Regierung. Auch im Volke mangelt es an den großen Zielen der hohen Auslandspolitik, die in anderen Ländern gerade jetzt mit solchem Erfolge betrieben wird, ohne daß politische Köpfe die Träger dieser Bewegung wären. Stillstand ist Rückschritt, und wir verspüren schon in unserer Vereinsamung und Erfolglosigkeit die Folgen dieser Untätigkeit. Zwecklose Geschäftigkeit ist kein ernsthaftes Arbeitsfeld. Bismarck hat selbst sein nicht ganz glückliches Gelegenheitswort vom gesättigten Deutschland Lügen gestraft, indem er, geschoben von der Volksmeinung, schon dem englischen Einflußgebiet angehörige Kolonialbrocken Albion ohne eine achtunggebietende Flotte entriß, damit sein Nachfolger deren bessere Hälfte für den

Felsen Helgoland dem freudig erstaunten England wieder überlassen konnte. So rühmlich begann der neue Kurs. In den deutschen Außenlanden Europas und der Übersee, sowie in nugharen Tropenkolonien liegt unsere Zukunft. Wir lehnen aber amtlich solche Ziele ängstlich ab und freuen uns, wenn unsere Nebenbuhler uns die fettesten Bissen wegschnappen. Das Ministerpräsidium Clémenceaus hat die ungünstige Sachlage für uns weiter und ziemlich übel verschoben. Der alte Dreifußhard ist nicht nur ausgesprochen englischfreundlich und deutschfeindlich, sondern hat auch in Wien zur liberalen und internationalen Presse tiefreichende Beziehungen. Oft schrieb er in der Neuen Freien Presse deutschfeindliche Aufsätze. Es ist kein Zufall, daß er sich auch als beamteter und leitender Staatsmann keinerlei Zügel anlegt, sondern gelegentlich und anscheinend absichtlich heftige Reden gegen Deutschland hielt, Italien und Osterreich jedoch geflissentlich schonte. Er war schon bisher die Seele des Kabinetts. Freilich hat er mit zum Sturz Delcassés beigetragen und ihn bekämpft, ohne jedoch dessen Ziel zu verdammen. Er wünschte nur eine geschicktere Hand. Ohne den Einschlag der Revanchelust wäre er längst parlamentarisch gestrauchelt.

Sein Kriegsminister, Piquart, der Freund und Leidensgenosse von Dreyfuß, wird freilich das französische Heer nicht sonderlich in seinem inneren Kern stärken und besonders die Gegensätze des Offizierkorps verschärfen. Aber der französische Patriotismus wird auch diesen Schaden ausgleichen. Jedenfalls ist der Ministervorsitz des bisherigen Gründers der internationalen Aurore bezeichnend für die feindselige Stimmung wider den östlichen Nachbarn.

Auch die Vergnügungsreise des schon wieder besetzigten bisherigen deutschen Staatssekretärs des Auswärtigen Amtes nach den Hauptstätten des Dreibundes wirkte kaum beruhigend. Zu Bismarcks Zeit zog niemals ein deutscher Staatslenker über die Alpen, um das flatterhafte Italien am Bändchen zu halten. Jetzt hat Fürst Bülow diese neue Sitte eingeführt, die stark nach Schwäche aussieht, wenn auch förmlich der unangebrachte Eschirskytsche Besuch die Antwort auf die Aufwartung Tittonis beim Kanzler sein sollte, der sie inzwischen selbst erwidert hat. Damals mußte sich aber Italien zu diesem Entschuldigungsbesuch bequemen, da seine Treulosigkeit durch die Marokkoenthüllungen außer Frage stand. Dann besuchte ihn Bülow gewissermaßen in Kapallo, um im Haag seine neutrale Haltung zu erzwingen, was ja leidlich gelungen ist, da ein früher verunglückter Staatssekretär so trefflich dort abschnitt.

Zweideutig war Italiens Verhalten schon lange. Jetzt ist es aber fast eindeutig geworden. Die Neigung zu Frankreich und England und die nationale Bereiztheit wider Osterreich sind zu offenkundig, als daß sie dem deutschen Besuch nicht den Stempel des bei uns so beliebten Vermittlungsversuches aufdrücken, zumal halbamtlich das Gegenteil versichert wird. Die unabhängigen österreichischen und italienischen Blätter reden aber eine ganz andere Sprache. Eine festere Haltung und vielleicht eine schroffere Parteinahme für den treuen Bundesgenossen wäre sicherlich mehr zu wünschen, als das ziemlich undantbare Unterfangen, den klaffenden Riß der Interessen diesseits und jenseits der Alpen und der Adria notdürftig zu verkleistern. Dafür müßte uns Osterreich geliche Beweise seiner Deutschfreundlichkeit im Innern, insbesondere in Ungarn, geben, wo die Magyaren gerade gegen unser Volkstum wüten.

Solcher gebotene Ruhhandel würde den Realpolitiker verraten, der bei uns leider seit dem Frühjahr 1890 aus der Wilhelmstraße spurlos verschwunden

ist. Der Kanzler konnte sich sonst seines italienischen Einflusses dank seiner Gemahlin rühmen, die als Stieftochter Minghettis freilich treffliche politische Beziehungen besitzt und eine kluge Frau ist. Ob sie aber als doch immerhin subjektive Politikerin, wie es Frauen sind, in dem natürlichen Widerstreite der Belangen zweier Völker auch unbewußt die Partei ihres neuen Vaterlandes nimmt, ist mir nicht bekannt. Bismarck liebte ausländische Diplomatenfrauen nicht, und der Einfluß der englischen Damen vor Paris wird selbst von Stosch hervorgehoben und zugegeben, obwohl gerade seine Gönnerin, die damalige Kronprinzessin, die entscheidende Rolle durch ihre deutschfeindliche Mutter spielte.

Sehr rosenfarben sieht also der politische Himmel nicht aus. Die internationale Bewölkung über Deutschland darf man trotz des allzu auffällig aufgepuzten kaiserlichen Besuchs in England als weiter schwarz bezeichnen. Daß England seine fieberhafte Flottenrüstung scheinbar etwas eingeschränkt hat, liegt nur an unserer fast zu überzeugenden und schwächlichen Friedensliebe und der Stärke der englisch-französischen Annäherung. Außerdem ist man sich noch nicht klar, ob die Bestückung der größten englischen Schlachtschiffe nicht doch zu schwer ist und diese Riesenfahrzeuge im Ernstfalle vielleicht versagen. Schließlich haben wir aus letzterem Grunde wohl unsere eigene Bauzeit verlangsammt, beziehentlich warten noch das englische Ergebnis ab. Darin liegt jedoch noch keine sichere Friedensbürgschaft. Gerade jetzt erscheinen aber diesseits wie jenseits des Kanals neue Flottenvorlagen.

Bei dieser Verschlimmerung unserer Vereinigung durch angreifere Kräfte unter der wachsenden Zahl unserer Gegner ist freilich eine feste Richtung unserer Staatskunst geboten. Die längst gehobene Krankheit des Kanzlers dürfte eigentlich auch nicht als Entschuldigungsgrund des überall erhobenen Zugeständnisses dienen, daß tatsächlich die Regierungszügel am Boden schleiften. Bülow ist kein Bismarck, was er selbst als kluger Mann am besten weiß. Der Fürstenhut ist ihm nicht einmal auf Vorschuß verliehen, da auch Geldgrößen, wie der Industriefürst und einstige Pariser Börsenmann Bendel, solche Ehre erhalten haben. Selbst ein Friedrich der Große könnte jetzt nicht mehr sein eigener Kanzler sein. Tatsächlich griff während der Genesung des Kanzlers niemand ein.

Aber auch nach der Rückkehr des wieder völlig gesunden Wahlkampf-siegers ist nirgends ein grundsätzliches Wort gefallen, das als Richtlinie unserer auswärtigen Politik gedeutet werden könnte. Sicherlich ist die Haltung des Kanzlers in der Braunschweiger Frage bestimmt und der Angriff des staatsrechtlichen Ausschusses der Landesversammlung ungerechtfertigt gewesen. Aber diese schwankenden Söhne des Welfenrosses suchten eine Stütze und die hat ihnen freilich der diplomatische Reichsleiter nicht gegeben, obwohl der einzige endgültige Ausweg die Schaffung eines Reichslandes unter Bewahrung der heimischen Verfassung gewesen wäre, wobei noch nicht einmal ein preußischer Prinz als kaiserlicher Statthalter mitzuwirken hätte, dessen Befugnis sehr wohl der gegenwärtige Minister des Ländchens übernehmen könnte. Die endlich erfolgte, freilich gute Wahl ist doch nur ein Notbehelf.

Also nirgends klare, fest umrissene Regierungsziele, nach denen sich die Regierten herzlich sehnen, um ihre bisher allzu berechtigte Schwarzseherei fahren zu lassen. Ein Retter aus dieser Not wird vergeblich gesucht und scheinen die gegenwärtigen Staatsmänner leider nicht das erforderliche Zeug dazu zu haben. Matze oder bloß glänzende Reden, aber keine Taten, dies

ist das Bild der nachbismarckschen Staatsleitung, die den Reden aus dem Sachsenwald immer größer erscheinen läßt, auch wenn Onkel Chlodwig ihm nicht noch ein ungewolltes Denkmal in seinen Kleinen, aber lehrreichen Enthüllungen errichtet hätte. Der rosenfarbene Optimismus ist träumerhaft und damit unpolitisch. Hieraus folgt unser politischer Niedergang bei wirtschaftlichem Aufschwung.

Bei der als Zeichen erwachter Entschlußkraft angefaßt der damaligen Unsicherheit des Wahlausganges immerhin anerkenntenswerten Reichstagsauflösung dürfen wir uns indessen nicht verhehlen, daß sie zunächst eine Frage der inneren Politik und der parlamentarischen Taktik betrifft. Die paar Millionen für Südwest hätte das geängstigte Zentrum gegen ein Ertragsgeld doch noch bewilligt, wie es jetzt klüger als der unbelehrbare Freisinn alle Heeresausgaben gewähren wird, dessen Kämpfe Gothein schon von Abrüstung faselt. Der Mut der Regierung, die Volksvertretung vor eine feste Alternative gestellt zu haben, wird bloß dann weitere Früchte zeitigen, wenn auch auf anderen nationalen Gebieten die schnelle, stille Tat der langen, lauten Rede endlich folgt und sie hoffentlich ganz ablöst. Der glückliche Wahlsfeldzug war keine Folge der Regierungsfestigkeit, sondern des erwachten Pflichtgefühls der bürgerlichen Parteien. Die Wahl des Posener Erzbischofs und die Zwangsentzignung in den gemischtsprachigen Landen werden jetzt im Innern die Tatkraft der Regierung erweisen müssen, nachdem der Biedermannprozeß so viele felle und vaterlandslose Deutsche entlarvt hat. Bei den allpolnischen Fäden, die nach Rußland und Galizien weisen, muß sich die Festigkeit der Staatsleitung aber auch auf die auswärtige Politik übertragen. Also die Möglichkeit einer Revidierung unserer versumpfenden Staatskunst ist sehr wohl gegeben, sofern die Entschlossenheit der Regierung eine dauernde ist. Nicht die Regierung, sondern das aufgeschwehte Bürgertum in Stadt und Land hat den Mandatsbesitz der vaterlandslosen, eigentumsfeindlichen Sozialdemokratie beschränkt, ohne die Stimmenzahl in ihrem natürlichen Wachstum vermindern zu können. Die rote Internationale ist keineswegs besiegt, und die schwarze gerade in ihrem demokratischen Bestand erheblich gestärkt worden. Bei solchem Ergebnis wurde trotzdem von der Wirksamkeit und Vernunft des allgemeinen Wahlrechts an hoher Stelle sachkundig gesprochen. Eine wesentliche Schuld an unseren auswärtigen Mißerfolgen trägt auch unsere unzulängliche Vertretung, für die Paris als beweisendes Beispiel gelten kann. Der Posten bedurfte bisher weniger Tatkraft als Besonnenheit und Takt. Seit dem russisch-französischen Bündnis und der Möglichkeit französischen Vorgehens wurde dieses alte Bismarcksche Verhältnis verwandelt. Vom Botschafter mußte man einige Tätigkeit erwarten.

Der neue Kurs setzte dorthin einen staatsstreuen Polen und Hofmann, voll großer Lebenswürdigkeit, der bezeichnenderweise den diplomatischen Dienst als Gesandter in Weimar aufgegeben hatte. Nachdem er in Konstantinopel und Petersburg keine Lorbeeren gepflückt hatte, kam er nach Paris. Die Botschaft hat von den Ränken Delcassés ebensowenig etwas gewußt, als sie vor und während der Konferenz von Algéciras den Rückfall in das Delcassésche Fahrwasser merkte. Sie wußte nicht, daß König Albert den Empfang des Namensvetters und Spielfürsten aus Monaco in Paris abgelehnt und sein norwegischer Schwiegersohn Daakon sich dessen Besuch zur Krönung verboten hatte. Trotzdem vermittelte sie den Berliner Besuch. Die unfreundlichen fremden Diplomaten an der Seine lächeln schon lange über die Harmlosigkeit unserer Vertretung.

Vielleicht ist es kein Zufall, daß gerade in Paris unter den Sekretären die neue diplomatische Welt aus Handel und Industrie blüht. Miquel und Lucius, zwar Söhne von Ministern, aber von undeutscher Herkunft aus dem Geld- und Warenhandel, sodann Horstmann, der Sohn des Frankfurter Scherl. Das Geld gibt noch keine Befähigung. Wenn eine sachgemäße Berichterstattung, von eigener Initiative ganz abgesehen, versagt, dann soll das Reich überhaupt die hohe Ausgabe für eine solche Mission ersparen, die augenblicklich unsere wichtigste ist. Ohne Frankreich ist Englands geschäftige Einkreisungspolitik verhältnismäßig harmlos und entbehrt der scharfen Spitze.

Belgien wird gerade vom Quai d'Orsay mit Erfolg umgarnt, ohne daß wir uns rühren, obwohl der Herrscher ein internationaler Roburger ist. England wirft sich zum Schutze des angeblich bedrohten Hollands auf, als ob die Rheinmündungen britisches Gewässer wären. Der Eintritt bloßer Geldleute in die Diplomatie hat deren schon geringe Leistungsfähigkeit weiter gemindert. Unter Bismarck merkte man es kaum, da eine starke Hand von Berlin aus genügte. Seine schwächeren Nachfolger bedürfen aber kräftiger Mitarbeiter, die bisher allzu sehr versagen. Die gute Witterung der Börse verfolgt uns trotz wirtschaftlicher Blüte daher nicht grundlos mit schlechten Kursen.

Dem Auslande gegenüber gebietet die glückliche Regierung über einen einmütigen Reichstag, in dem sogar die Sozialdemokraten zur Vaterlandsverteidigung aus Wählerücksichten beitragen wollen, so sauer ihren Führern eine solche Zumutung auch wird. Aber die Volksgunst verlangt dieses Opfer. Die Lage der Reichsleitung ist also innerlich keineswegs schlecht. Es gilt nur die angeborene Kraft zu nutzen und mutvoll in die Waagschale zu werfen. Schon erklärte der „Temps“ als französisches Amtssprachrohr durch seinen Berichterstatter Reginald Kann, vielleicht einen Vetter, jedenfalls einen Volksgenossen unseres neuen Attachés Frhrn. v. Goldschmidt-Rothschild in London, daß vor völliger Einrichtung der internationalen, sprich französischen, Polizei in Marokko die Aufgabe des besetzten Udschas ausgegeschlossen sei. Inzwischen hat man die Grenze mitten im Frieden gemüßlich vorgerückt. Auch dann wird sich ein Vorwand zur Fortdauer wie bei den Engländern in Ägypten finden. Der deutsche Michel wird daher Farbe bekennen müssen, ob die Unantastbarkeitserklärung Marokkos durch seinen obersten Vertreter in eigener Person ebenso belanglos gewesen ist, wie die Krüger-Depesche, in der die Staatshoheit der Burenrepublik als deutsches Interesse bezeichnet wurde. Solche ernste diplomatische Niederlagen dürfen sich nicht mehr wiederholen, soll das deutsche 60 Millionenreich überhaupt noch ernst genommen werden, was bereits in Algerien zweifelhaft war. Das Reichstagsfeiern des Sommers hat leider der Diplomat Bülow in seinem eigentlichen Handwerk nicht benützt. Das englische Weltreich konnte die „glänzende Vereinsamung“ ertragen, der Festlandsstaat Deutschland ist aber nicht in dieser angenehmen Lage. Die deutsche Festlandspolitik als Grundlage der auswärtigen Staatskunst kann daher nach vorstehender Würdigung unserer diplomatischen Fehler nur darin bestehen, daß wir zu den deutschen Außenländern (Österreich-Ungarn, den beiden Niederlanden und der Schweiz) in ein näheres Verhältnis treten, wozu unsere bundesstaatliche Verfassung besonders geeignet ist, um die Selbständigkeit der Einzelglieder zu gewährleisten. Es handelt sich um mehr als 30 Millionen Deutsche, also die Hälfte unserer eigenen Bevölkerungszahl. Die entfremdeten Tochterstaaten an unseres größten Stromes Mündung und in den Alpen sind zur dauernden Aufrechterhaltung der eigenen

Unabhängigkeit zu schwach und müssen Anlehnung an stärkere Nachbarn suchen. Dabei haben wir geduldet, daß die Schweiz und Belgien in diesem Streben aus widernatürlicher Deutschenfurcht immer mehr verwelschen, obwohl die sog. romanischen Schweizer und die Wallonen Deutsche sind, die bloß schon längere Zeit der Verwelschung erlegen sind. Selbst Genf ist nie eine französische Stadt, sondern eine burgundische mit alemannischem Einschlag gewesen.

In Holland sät England noch heute Zwietracht und Mißtrauen gegen das deutsche Hinterland, von dem übrigens alle drei Außenlande unseres Volkes leben. Mit dem Donaureich wünschte schon Bismarck einen staatsrechtlichen Bund, dem sich selbst der deutschfreundliche Andrassy entzog. Ihm folgte eine ausgesprochene Slawen-Magyparenpolitik des Hauses Habsburg. Für uns hat bloß die deutsche Schöpfung der Ostmark Wert. Wir müssen ein deutsches Österreich bis in den Balkan hinein und bis zur untern Donau schützen, wie unser eignes Land, ein feindliches aber zertrümmern, um die deutsche Herrschaft zu erhalten. Schon sind 2 Millionen Deutsche in beiden Reichshälften fremdem Volkstum gewaltsam verfallen, ohne daß das amtliche Kleindeutschland seine gefühllose Zuschauerverolle geändert hätte. Betreffs der Übersee vielleicht ein andermal die Zeichnung eines nationalen Zieles.

Kurd v. Strang



Zum „Schuldkonto der Frau“

(Vgl. Heft 1, Jahrg. X, Seite 77)

Mea culpa, mea maxima culpa!“ Nicht eine von hundert Frauen ist imstande, dieses Leitwort eines besonders an Frauen gerichteten Artikels zu übersetzen. Daß es trotzdem gewählt wurde, beweist, daß die Verfasserin in Unkenntnis über den heutigen Stand der Frauenbildung ist, daß sie ihn zu hoch bewertet. Hieraus ist es erklärlich, wenn sie mit einer Reihe von Forderungen an die Frau herantritt, denen diese weder ihrer Bildung nach, noch ihrem mangelnden Einflusse auf städtische wie staatliche Einrichtungen gewachsen ist.

Die Verfasserin geht von dem Irrtum aus, daß die Frau ein in Familie und Staat selbständiges Wesen sei, das wohl die nötige Vorbildung und Einsicht für seine Pflichten, aber nicht den Willen, sie zu erfüllen, hat. Ein Wesen, das sein Leben tändelnd und lässig verbringt und seine heiligsten Pflichten vernachlässigt aus Selbstliebe. Ich gebe zu, daß solche Wesen in einigen verflachten Salons vorkommen. Da aber die Verfasserin sie als für die Frauen typisch uns vorführt, kann ich ihr den Vorwurf nicht ersparen, daß sie uns eine Karikatur auf unsre Frauen und Mütter geschildert hat.

Daß der Frau „ihre eigene ungenügende Erziehung auf Schritt und Tritt im Wege steht“, darin hat die Verfasserin ganz recht; mit welchem Recht aber setzt sie es auf das Schuldkonto der Frau? Wir können es nur auf das Schuldkonto des von Männern regierten Staates setzen, der an der Erziehung und Bildung der weiblichen Jugend hunderttausende von Mark spart, die er der männlichen Jugend zugute kommen läßt.

Die Mütter für die Verkommenheit und Verbrechen der Menschen verantwortlich zu machen, ist ebenso einseitig wie ungerecht. Wie oft sind Väter,

Boreltern, Vererbung, Armut und andere traurige Verhältnisse daran schuld. Das alles hätte die Mutter allein bekämpfen sollen? Sie, die oft selbst unter der Faust ihres Mannes zittert, die rechtlos ist in Erziehungsfragen ihre eigenen Kinder betreffend, die nur über das Geld verfügt, das sie der Willkür ihres Mannes verdankt! Wer selbst abhängig ist wie ein Kind, der kann nicht die nötige Kraft zur Erziehung von Kindern haben, der kann seine besten, edelsten Absichten nicht durchsetzen und vollenden.

Ebenso ungerecht ist es — und hier kann uns der Vorwurf fast empören —, die Mütter für die Sünde der Väter, die sie und die unschuldigen Kinder büßen müssen, verantwortlich zu machen. Gerechter würde es sein, aber ebenso haltlos, Gott oder die Natur anzuklagen, daß sie die Sünde der Väter rächen „bis ins dritte und vierte Glied“. Da die Verfasserin selbst einsieht, daß sie die jungen Frauen, welche neben ihren Kindern schuldlos Opfer ihrer Männer werden, nicht hierfür anklagen kann, so gibt sie die Schuld deren Müttern. Weiß sie denn nicht, daß unsre Mütter noch mehr als wir in Vorurteilen aufgewachsen sind, deren verhängnisvollste die war, den Mann als Idealgestalt zu betrachten? Daß man ferner noch mehr als heute den Schwerpunkt ihrer Erziehung darauf legte, sie mit einer hohen Mauer zu umgeben, durch die kein Lichtstrahl der Erkenntnis des Bösen dringen durfte? Daher kommt es auch, daß wir von der jungen Generation immerhin mehr von den verfaulten Zuständen unserer Zeit wissen als unsere Mütter. Aufgeklärt wurden nicht wir von ihnen, sondern, wo dies überhaupt geschah, sie durch uns, von denen einige das Glück hatten, gewissenhafte Menschen kennen zu lernen, denen Heuchelei und Prüderie nicht die klaren Augen getrübt haben. Wenn ich an die Jugendgefährtinnen denke, die schon ein grüner Hügel deckt, weil sie das Unglück hatten, einen verseuchten Mann zu lieben, so kann ich nicht Frauen dafür zur Rechenschaft heranziehen; wohl aber Männer, die da sehr genau Bescheid wußten. Wo waren der Hausarzt, die Brüder, die Freunde? Niemand fand den Mut für ein warnendes Wort. Es gibt freilich einen höheren Mut als den, auf Befehl in die Schlacht zu ziehen: das ist der Mut, auf eigene Gefahr bittere Wahrheiten zu sagen. Für ihn ist unser Geschlecht nicht gestählt.

Wenn die Mütter ihre Kinder nicht selbst nähren, so liegt das wohl seltener an dem mangelnden Willen hierzu, als daran, daß die Frau von heute wirklich ein schwächliches, degeneriertes Geschlecht ist. Derselbe Zeitgeist, der die geistige Bewegungsfreiheit der Frau verpönte, bekämpfte auch ihre körperliche. Noch heute stößt man, wenn auch immer seltener werdend, auf ungesunde Auffassungen im Volk, wie z. B. auf die, daß es unanständig sei für ein junges Mädchen, beim Gehen große Schritte zu machen oder gar zu laufen. Die so nach jeder Richtung in ihrer Lebensbetätigung eingeschnürte Frau ist zu einer geistigen und körperlichen Verkümmern ihrer selbst gelangt, der eine nach beiden Seiten hin verringerte Leistungsfähigkeit notwendig folgte. Wir stehen vor der traurigen Tatsache, daß ein großer Teil von Frauen nicht nur ihre Kinder selbst zu nähren außerstande ist, sondern sogar die viel einfachere Verrichtung des Gehens verlernt hat: ein längerer Spaziergang gehört für sie zu den größten Strapazen. Besonders in kleinen Orten hat man reichlich Gelegenheit, diese Erscheinung zu beobachten. Es gilt dort für den schwersten Tadel, den man einer Frau nachsagen kann, wenn man von ihr behauptet, daß sie gern „ausläuft“, womit man stets den Vorwurf einer groben Pflichtvernach-

lässigkeit verbindet. Die Frauen haben das ihnen so oft zugerufene Wort: „Bergeßt euch selbst um der anderen willen!“ gar zu eifrig durchgeführt. Wie bei jeder Übertreibung, so ist auch hier das Gegenteil erreicht von dem, was beabsichtigt wurde. Statt daß die bis zur Vernachlässigung führende Aufgabe der eigenen Persönlichkeit den Nachkommen zum Segen gereichte, hat sie ihnen nur Nachteile gebracht, die wir heute in einer erschreckenden Zunahme von Krankheiten und Widerstandslosigkeit wahrnehmen. Verantwortlich für so schwere Irrungen kann man nicht Frauen machen, auch nicht Männer, sondern einzig und allein den Geist der Zeit, einer Zeit, die die Frau körperlich und geistig einkerkerte, die aber dem Manne eine unbegrenzte Freiheit gab, so schrankenlos, daß sie ihn sogar der Tugend der Keuschheit entband. — Ist aber die Mutter körperlich kräftig genug, ihr Kind zu nähren, so wird sie häufig durch die Stellung ihres Mannes, die auf der einen Seite ein Mitverdienen, auf der anderen Seite die Erfüllung zahlreicher Repräsentationspflichten erheischt, daran verhindert. Es schaltet hier also wieder ihre freie Selbstbestimmung aus, ein Umstand, dem sie so oft ihre edelsten Grundsätze opfern muß.

Wie denkt sich die Verfasserin das Leben einer Mutter, welche für gewöhnlich ihre Kinder selbst spazieren führt? In den meisten Fällen sind doch die Mütter auch noch Gattinnen und Hausfrauen und als solche — nicht die Ausnahmen gehen uns hier an — ihre eigenen Köchinnen, Reinemacherinnen und Näherinnen, wenn nicht gar Wäsche- und Plätterinnen! Wer soll die Mutter in diesen Eigenschaften vertreten, wenn sie den größten Teil des Tages, was im Interesse der Kinder gefordert werden müßte, mit diesen im Freien zubringt? Es würde dem moralischen und körperlichen Gedeihen der Kinder wohl wenig dienlich sein, wenn sie zu Hause Anordnung und Unsauberkeit umfängt, keine Mahlzeit bereitet finden, und wie würde es wohl erst dem Manne ergehen? Für den Fall aber, daß ein oder mehrere Diensthofen gehalten werden, kann ein Haushalt — vorzüglich einer mit Kindern — während des größten Teiles des Tages der Aufsicht der Hausfrau nicht entbehren. Gerade aber in den ersten Jahren der Ehe, also in der Zeit, in der die noch kleinen Kinder der sorgfältigsten Aufsicht bedürfen, wird die Mutter oft körperlich verhindert sein, mit Kindern spazierenzugehen. Ich kann nur annehmen, daß die Verfasserin eine Witwe in sehr guten Verhältnissen mit ein oder höchstens zwei Kindern im Sinne gehabt hat, als sie es den Frauen zur höchsten Pflicht machte, ihre Kinder auf Spaziergängen persönlich zu begleiten. Ob die Mütter wollen oder nicht, sie müssen ihre Kinder Diensthofen anvertrauen. Ihre Pflicht kann sich nur darauf beschränken, daß sie ihren Diensthofen höchste Gewissenhaftigkeit einschärfen und sie sofort entlassen, falls sie dagegen verstoßen. Freilich ist auch dies ein billiger Rat, denn in den meisten Fällen bestraft die Mutter sich selbst damit schwerer als das Mädchen, das bei der heutigen Diensthofennot sofort mit Freuden in einer anderen Familie aufgenommen wird, während die betr. Mutter lange nach passendem Ersatz suchen muß. Wenn wir aber das Ideal der Mutter und Gattin, die da Zeit hat, sich Mann und Kindern zu widmen, ihre Bildung zu vertiefen, eine Stätte idealer Güter in ihrem Heim zu schaffen, verwirklichen wollen, so kann das nur dadurch geschehen, daß wir die Frauen entlasten. Entlasten durch das Bauen von Häusern, in denen durch Bequemlichkeiten wie elektrisches Licht, Zentralheizung, Telephon, Aufzüge, Liefern fertiger Speisen und dergl. mehr, die ganze ungeheure, jeden Tag sich wiederholende Arbeitslast des Haushalts eingeschränkt wird. Die

Verfasserin geht so weit, daß sie uns allen Ernstes zumutet, die Kinder ärmerer Stände glücklich zu schätzen, weil ihre Mütter keine Kindermädchen bezahlen können! Als ob die Kinder ärmerer Stände mehr von ihren Müttern bewahrt würden als die der wohlhabenderen! Die ganze Mehrarbeit, die der Hausfrau durch das Fehlen einer Hilfe entsteht, geht auf Kosten der Kinder, die nun gänzlich unbewacht herumlaufen. Das sind dieselben Kinder, die in das kochende Wasser fallen, das die Mutter zum Waschen braucht, die aus dem Fenster stürzen, das die Mutter zum Putzen offen ließ; dieselben Kinder, die außerhalb des Hauses in schlechte Gesellschaft geraten oder gar scheußlichen Verbrechen zum Opfer fallen. Das Warten von Kindern braucht eine Persönlichkeit für sich und kann nicht „neben“ der mannigfachen häuslichen Arbeit verrichtet werden. Was der Mann nicht leisten kann: neben der Berufsarbeit, auch wenn sie innerhalb des Hauses geschieht, auf die Kinder zu achten, das kann auch die Frau nicht leisten. Aber gerade an die Frau, deren Leistungsfähigkeit im allgemeinen gering veranschlagt wird, tritt man mit Vorliebe mit Forderungen heran, die zu erfüllen zu den Unmöglichkeiten gehören. Man treibt gewissenlos Mißbrauch mit der schier unerschöpflichen Geduld des Weibes, das in dem Bestreben, allen an sie herantretenden Ansprüchen gerecht zu werden, sich selbst überbietet.

Was aber haben unsre Mütter mit dem Lehrplan der Schulen zu tun? Wie kann man an die Mütter die Aufforderung ergehen lassen, „mit aller Entschiedenheit auf der einen Grundforderung zu bestehen: die Ausbildung unsrer Kinder muß dem Stande unserer heutigen Kultur entsprechen?“ Und das unsren Müttern, die dank ihrer anerkannt „ungenügenden Erziehung“ den inneren Ausbau unserer heutigen Schulen überhaupt nicht kennen. Wie sollen sie da zu der Erkenntnis gelangen, daß die Schulen gut oder schlecht sind, nützliche oder unnütze Dinge lehren? Selbst wenn aber einige Mütter die richtige Erkenntnis hätten, weiß denn die Verfasserin nicht, daß sie als „Frau“ keine Stimme haben in irgend einem Schulkollegium, nicht einmal die Lehrerin, die doch die berufenste dazu wäre? Was hätte ihr die klarste Einsicht, der heißeste Wunsch, zu bessern, was die genialsten Ideen: man verzichtet von vornherein auf ihre Mitwirkung. Was geht es, um auf den engeren Fall einzugehen, die Mütter an, wenn Religions- und Naturgeschichtsunterricht Widersprüche bergen? Sie können nicht das geringste daran ändern, selbst wenn es sie tief schmerzt, ihr Kind in solchem Zwiespalt aufwachsen zu sehen. Raten kann man der Mutter nur, diesen Punkt nicht zu berühren, und wo dieses unabweisbar wird, das Kind zu lehren, was die Schule lehrt. Sonst wird sie es erleben, daß sie sich und ihr Kind bei allen Lehrenden mißlieblich macht, was für Familien, die den Kampf ums Dasein ringen — und ihrer sind die meisten — von den verhängnisvollsten Folgen sein kann. Die Lehrer bis zum Direktor hinauf müssen lehren, was man „oben“ glaubt, und ganz genau, „wie“ man es glaubt. Wer da meint, von einer Lehrerin erfahren zu können, daß sie freireligiös sei, muß zum wenigsten sehr kurzsichtig sein: es kann sie ihre Stellung kosten. Sie hat einfach zu glauben, was von höherer Instanz gewünscht wird, bestimmt aber hat sie es zu lehren. — Will man aber des Einflusses der Frau auf öffentliche Einrichtungen nicht entbehren, so soll man einsichtsvolle Frauen, denen das Suchen nach Wahrheit über alles geht, ermutigen, sich das Recht ihrer Stimme in Staat und Stadtgemeinde zu erwirken. Das Ansinnen an unsre unwissenden und rechtlosen Mütter, auf irgendwelchen Forderungen an

die Schulen zu bestehen, richtet sich hiernach von selbst. Anstatt noch weitere im „Schuldkonto der Frau“ erhobene Anschuldigungen zu widerlegen, begnüge ich mich damit, festzustellen, daß es dringender ist, von einem „Schuldkonto gegen die Frau“ zu sprechen. Schon beginnt man auch in Deutschland an dem Schuldkonto gegen die Frau, das sich im Laufe vieler Jahre bis zum Überlaufen angesammelt hat, gewissenhaft abzutragen. Man tritt für eine vertiefte Erziehung, und Bildung ein, die von dem Gedanken ausgeht, daß das Weib ein an und für sich daseinsberechtigtes Wesen sei, und ihm die Mittel zum Fortkommen als moderner Mensch bietet. Man versucht die Stellung der Frau in der Familie, vor allem die Erziehung der Kinder betreffend, selbständiger und unabhängiger zu gestalten und beseitigt die ihre Tatkraft schwächende Bevormundung. Es wird der weiblichen Jugend nicht nur gestattet, sondern von ihr verlangt, daß sie sich fleißig im Freien tummelt, zunächst für ihr eigenes Wohlempfinden, in zweiter Linie für das Gedeihen ihrer Familie, indem man im Gegensatz zu früher das zimperliche Haushocken und zeitvergeubende Handarbeiten verpönt. Man müht sich, die große Not der Hausfrauen mit den Diensthöten, welche zur Zeit die verantwortungslosesten Menschen der bürgerlichen Gesellschaft sind, zum Segen der Familien zu lösen. Man versucht die Frau der zuviel von ihrer Lebenskraft auffaugenden Herrschaft des Kochtopfes und Scheuerlappens zu entreißen und ihr Zeit zur Erfüllung höherer Pflichten zu erübrigen. Nicht nur für das kleine Kind verlangt die heutige Zeit eine Mutter, sondern lauter und dringender für die größeren und erwachsenen Söhne und Töchter, die in der Mutter den liebe- und verständnisvollen geistigen Mittelpunkt des Hauses finden sollen, zu dem sie flüchten können mit ihren zehntausend Sehnsüchten und Nöten. Aber auch außerhalb des Hauses wird die Mitarbeit der Frau im öffentlichen Leben als berechtigt anerkannt und von vielen als notwendig gefordert. Schon gibt es Männer, welche die Schranke von Sitte und Recht nicht minder hoch für sich selbst ziehen als für das Weib, welche auf die von den Vätern ererbten Vorrechte, die sie als unrecht Gut erkannten, verzichten. Allen denen aber, die aus Selbstsucht oder Trägheit Feinde dieser edlen Bewegung sind, die das Schuldkonto gegen die Frau nicht abtragen helfen, — Männern wie Frauen — werfen wir den Fehbehandelschuh hin!

Brete Rommel



Vom Sterben

Su dem Artikel im Novemberheft des Fürmers „Der Tod“ möchte ich mir eine abweichende Ansicht betreffs der im Kriege Sterbenden auszusprechen erlauben. Der Herr Verfasser meint, daß der Übergang zum Tode empfindungslos geschieht. Mag dies für den letzten Augenblick, wenn er den Begriff auf diesen beschränkt, zutreffen, für die vorangehenden Minuten oder Stunden aber, weder seelisch noch körperlich, sicher vielfach nicht. An Wunden Sterbende merken häufig die rapide Abnahme der Lebensfunktionen bis zum letzten Moment, empfinden unter großen Schmerzen ihren körperlichen Zustand und scheiden sehr schwer und ungern vom Leben. Gesunde Organe, der schnelle Verfall, vor dem kein Entrinnen ist, die Möglichkeit der Veränderung machen dieses Sterben in der Jugend besonders schwer. Ich lag mehrere

Lage neben einem Schwerverwundeten, der nach Schüttelfrost einige Stunden vor dem Tode sagte: „Jetzt ist mir gerade wieder so schlecht, wie als ich den Schuß bekam — zum Sterben.“ Er hatte also das, von allem Bekannten unsagbar verschiedene, Gefühl des Zuendegehens lange vor dem Tode und blieb auch sichtlich bis zum letzten Nöcheln sich der körperlichen und seelischen Leiden bewußt. Ganz ähnlich habe ich es mehrfach gesehen. Seelisch leicht sterben kann wohl nur der, welcher die Seinen im Jenseits und keinen Wunsch mehr auf Erden hat.

Oberleutnant Graewe-Neiße



Von der „guten alten Zeit“

Im Novemberheft des „Lürmers“ ist die gute alte Zeit auf ihren wahren Wert untersucht, und mit der kurzen, dort aufgezählten Reihe von Zuständen schlimmster Art aus den vergangenen Jahrhunderten ist jene Redensart gebührend gewürdigt. Wenn sich die Untersuchung über weitere Zeiträume erstreckt hätte, so wäre die „gute alte Zeit“ noch viel schlechter davongekommen. Trotzdem hört und liest man fast täglich die Redensarten: „Ja, heutzutage ist alles möglich“, wenn irgend ein Schuft sein unsauberes Geschäft einmal wieder zu öffentlich betreiben; „darüber wundere ich mich heute nicht mehr“, wenn man von Mord oder Totschlag erzählt; „das war doch früher ganz anders“, wenn die Schuljugend einen tollen Streich macht.

Wie sind nun aber die Sehnsuchtsrufe nach der „guten alten Zeit“ zu erklären? Wir finden die Lösung dieser Frage größtenteils auf psychologischem Wege. In der Seele des Menschen ruhen Tausende und aber Tausende von Vorstellungen. Sie sind die Frucht der reichen Umgebung des Menschen, welche dem Geiste fortwährend neue Wahrnehmungen zuführt. Jede dieser Vorstellungen strebt danach, in das Bewußtsein einzutreten. Tatsache aber ist, daß gleichzeitig nur eine oder doch nur wenige Vorstellungen im Bewußtsein wirklich auftreten können, ein Zustand, den man Enge des Bewußtseins nennt. Daraus aber, daß jede Vorstellung den Inhalt des Bewußtseins bilden möchte, in Wirklichkeit jedoch nur einzelnen Vorstellungen, und zwar nacheinander, dies gelingen kann, entsteht eine Bewegung, eine Wechselwirkung derselben, gleichsam ein Kampf aller gegen alle. Diejenige gewinnt nun naturgemäß die Oberhand, welche die stärkste ist. Welche ist dies? Da sie von den Gefühlen stark, wenn nicht ganz beeinflusst werden, offenbar die, welche die mächtigsten Gefühlsregungen zur Seite hat. Unser Gefühl strebt aber allezeit nach dem, was uns zufriedenstellt, was uns glücklich zu machen geeignet ist, wenn auch nur nach unserer Auffassung. Dieses Gefühl läßt jetzt alles das aus vergangenen Tagen erleblichen, was uns unangenehm ist, alles das aber aufleuchten, was uns begehrenswert erscheint. Wir sehen also aus der Vergangenheit lediglich das Schöne und übersehen das Unangenehme. Das, was wir sehen, nehmen wir für die Vergangenheit und sehnen sie wieder herbei: wir sprechen von der „guten alten Zeit“.

Doch auch der Umstand, daß die Zeitungen, überhaupt die Presse, heute alle Fehltritte, Vergehen und Verbrechen uns übermitteln, läßt uns die frühere

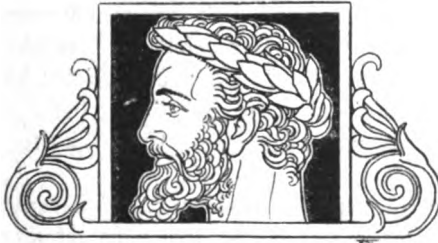
Zeit besser erscheinen, da man kaum von Ort zu Ort Kunde erhielt von dem, was Gutes geübt und Böses verbrochen ward.

Daß übrigens die Klagen über das Jetzt und die Seufzer nach der „guten alten Zeit“ stets und überall ertönten, beweist uns am besten Thibaud de Vernon, der im elften Jahrhundert, also vor 900 Jahren im *Alexiuslied* sang:

„Gut war die Welt in der Altväter Zeit,
Da war noch Treue, Liebe, Gerechtigkeit,
Da war noch Glaube, der jezo ist gar klein,
Jetzt ist sie anders, alles bloß Schein;
Nie wird sie wieder wie zur Altväter Zeit.“

Wir ruhen auf den Schultern unserer Vorfahren. Daß wir glücklichere Verhältnisse haben, als sie, verdanken wir dem Samen, den sie gepflanzt. Sorgen wir durch weisen Lebenswandel, durch Handeln nach Recht und Vernunft dafür, daß unsere Nachkommen glücklicher werden als wir. Sie brauchen sich dann nicht nach der „guten alten Zeit“ zurückzusehen. Und daran haben wir dann auch Verdienst.

N. P. Becker





Zirkus Bülow — Im Namen des Königs! — Skandal
und Geschäft — Scheinwerfer — Bismarcks Rache —
Ein Anfang? — Wandel der Zeit

Sann etwas bezeichnender für unsere politischen Zustände sein, als daß kürzlich zwischen zwei unserer namhaftesten politischen Schriftsteller, Professor Werner Sombart und Friedrich Naumann, öffentlich und grimmen Ernstes die Frage ausgefochten werden durfte: ob es eines gebildeten Deutschen würdig sei, sich mit deutscher Politik zu befassen? Naumann bejahte die „Frage“ ebenso entschieden, wie sie Sombart verneinte. Dieser stellte eine solche Betätigung schlechterdings als unanständig hin. Ein gebildeter, ein Kulturmensch vergäbe sich was damit.

Ich habe den Türmerlesern manchen feinen Gedanken Sombarts übermittelt, auf diesem Wege aber bin ich ihm nicht gefolgt. Für mich ist es keine „Frage“, sondern eine platte Selbstverständlichkeit, daß eine Abkehr der geistig hochstehenden Elemente von der Politik nichts anderes bedeutet und bedeuten kann, als deren Überlieferung an die minder geistig hochstehenden. Eine solche Preisgabe bedeutet aber wiederum eine Preisgabe von Volk und Vaterland. Und weiter wüßte ich auch nicht, woher gerade diejenigen das Recht zur Klage über unsere politischen Zustände hernehmen, die sich selbst zu „vornehm“ dünken, bessernd an ihnen mitzuwirken. Entgeht es ihnen, daß sie damit nur sich selbst anlagen? —

Wie wenig haben wir „humanistisch“ gebildeten Deutschen doch vom *ζῶον πολιτικόν* („politischen Lebewesen“) unserer angebeteten antiken Vorbilder, wie welkenfern liegt uns ihr politischer, kategorischer Imperativ: Todesstrafe dem, der nicht Partei ergreift! Robuste politische Betätigung wird vorwiegend nur noch von den Klassen geübt, die nur durch eine Volksschule gegangen sind. In den Kreisen der „humanistisch“ und „akademisch“ Gebildeten spielen die blasirten Europäer, die Ästheteten und Salonpolitiker immer noch die erste Geige.

Damit möchte ich freilich noch nicht behaupten, daß mir für die Gründe Sombarts jegliches Verständnis abgeht. Es muß unbedingt zugegeben werden, daß unser politischer Betrieb von gestern und heute auf seiner organisierte Naturen direkt abschreckend wirkt. Wer seinen persönlichen Anschauungen und Überzeugungen auch im politischen Kampfe treu bleiben, sie ganz zuletzt agitatorischen Augenblicksphrasen, leeren Schlagworten, sog. „Forderungen des Tages“ opfern will, der sieht sich heute vergebens nach einem feßhaften Plätzchen auf der politischen Tribüne um. Er muß sich schon mit einer Gastrolle von Fall zu Fall begnügen, bis dann doch der unvermeidliche Augenblick eintritt, da sich „der Gast mit Grausen wendet“. Nicht jedem ist das souveräne Gemütsathletentum gegeben, das unbedingt nötig ist, um alle die vom „Tage“ geforderten intellektuellen und moralischen Kopfsprünge, Seiltänze und Schleifenfahrten bei gesunden Sinnen und guter Gesundheit zu überstehen und sich dann noch vor einem beifallsfreudigen Publika mit lächelnder Grazie zu verbeugen. Nicht jeder lernt auch die Kunst, für den Bloch über den Stod auf den Bod zu springen. Erstaunlich ist's, wie viele es doch können, ohne alle Übung und Vorbereitung. Es müssen wohl angeborene oder im geheimen geübte Talente sein, mit denen sie bisher bescheiden zurückgehalten haben, um sie dann — hopla! — auf den Peitschentknall des Sirkusdirektors desto freudiger und eleganter zu exerzieren.

Der Bloch: — „Gibt es denn überhaupt einen Bloch?“ fragt Theodor Barth im „März“. „Existiert in Wirklichkeit eine Verbindung zwischen Konservativen, Nationalliberalen und Freisinnigen als Basis für eine parlamentarische Regierungsmajorität oder haben wir es mit einer bloßen Fiktion zu tun? Die Frage mag dem sonderbar erscheinen, der seit vielen Monaten an der Diskussion über die Tugenden und Fehler, über die Absichten und Pläne dieses Blochs aktiv oder passiv teilgenommen hat. Es lassen sich auch zahlreiche Äußerungen konservativer, nationalliberaler und selbst freisinniger Wortführer zitieren, in denen die Zugehörigkeit ihrer Parteien zu einem Bloch lobend, tadelnd oder resigniert hervorgehoben wird. Man weiß aber aus der forensischen Praxis, daß das Geständnis eines Vergehens nicht immer der genügende Beweis für eine vorhandene Schuld ist. Sollte der berühmte Bülow'sche Bloch nicht vielleicht auch nur etwas Eingebildetes sein? Jedenfalls ist er kein organisches Lebewesen. Die Voraussetzung eines organischen Gebildes ist Form, und der gedachte Bloch ist in des Wortes verwegenster Bedeutung formlos. Es liegt ihm keine Vereinbarung zwischen den beteiligten Parteien zugrunde. Er hat kein festes, ja nicht einmal ein loses Programm. Rechte und Pflichten der Teilnehmer sind nirgends auch nur in vagen Umrissen bezeichnet, ja selbst das Verhältnis zu dem eigentlichen Nutznießer des imaginären Blochs, zum Fürsten Bülow, ist völlig verschwommen und unbestimmt. Alle sog. Blochparteien versichern, so oft man es hören will, daß sie von ihren Parteigrundsätzen auch nicht das mindeste aufzuopfern bereit seien, daß ihre Prinzipien un-

angetastet bleiben müßten, und daß sie auch keine Neigung verspürten, auf das Recht freier Entschließung Regierungsvorlagen gegenüber zu verzichten.

Was bleibt unter solchen Umständen vom Bloß übrig? Man versichert uns allerdings, daß dieser Bloß insbesondere von den Freisinnigen aufrecht erhalten oder gesprengt werden könne, und aus solchen Beteuerungen müßte man ja eigentlich schließen, daß er da sei. Aber auch hier gibt man sich merkwürdigen Illusionen hin. Wie wollte zum Beispiel der Freisinn es anfangen, diesen Bloß wirksam zu sprengen? Gesezt den Fall, die vereinigten Freisinnigen mit ihren fünfzig Stimmen im Reichstage kündigten dem Reichskanzler an, sie hätten nun genug von dem Bloß und wollten sich nicht länger an der Nase herumführen lassen. Welchen tatsächlichen Nachdruck könnten sie diesem Mißvergnügen geben? Sie haben doch stets versichert, daß sie auch innerhalb des sog. Bloßs Forderungen der Regierung oder Gesezentwürfe nur unter rein sachlichen Erwägungen annehmen oder ablehnen würden. Sene in freieren Ländern gang und gäbe Praxis, daß man einer Regierung, zu deren allgemeiner Politik man kein Vertrauen hat, auch sachlich begründete Forderungen ablehnt, wird ja bei uns noch als ein unerhörter Frevel angesehen. Da nichts dafür spricht, daß der Freisinn in dieser Beziehung einen Wandel in seinen Anschauungen eintreten lassen wird, so braucht Fürst Bülow eine etwaige Drohung des Freisinns, aus dem Bloß austreten zu wollen, nicht allzu tragisch zu nehmen. Was sich ändern würde, wäre höchstens der Ton in ein paar freisinnigen Reden, außerdem würde der Kanzler vielleicht auf das Vergnügen verzichten müssen, diesen oder jenen Führer in Norderney zu empfangen; aber sachlich würde sich verzeifelt wenig ändern. Mit dieser nüchternen Auffassung verträgt sich der unzweifelhaft vorhandene lebhaft Wunsch des Fürsten Bülow sehr wohl, den Glauben an das Vorhandensein des Bloßs lebendig zu erhalten. Die Wahnvorstellung, daß ein wirklicher Bloß vorhanden sei, und daß ein schredliches Unglück über Deutschland hereindrehen werde, wenn der zusammengelasterte Bloß wieder aus dem Leim geht, ist ja für die fortwurfelnde Politik des gegenwärtigen Reichskanzlers höchst bequem und angenehm. Da er selbst nur bestrebt ist, den Staatskarren mühsam im alten Gleise zu halten, muß ihm jede Gemütsstimmung erwünscht sein, die geeignet ist, die Liberalen von der energischen Geltendmachung berechtigter Reformforderungen so lange wie möglich zurückzuhalten. Er hat deshalb ein begreifliches Interesse daran, die nationale Bedeutung dieses Bloßs, die berechtigten Hoffnungen, die man auf ihn setzen könne, die weise Selbstbeschränkung seiner Teilnehmer in tönenden Reden und Artikeln preisen zu lassen. Nur Zeit gewinnen, retardieren, beruhigen, mit Gefahren drohen, die nicht bestehen, Erwartungen erwecken, die nicht erfüllt werden können, das ist die Essenz der Bülowschen Bloßpolitik.

Aber, wie einst Abraham Lincoln gesagt hat: You cannot fool all the people all the time, man kann nicht das ganze Volk beständig an der

Nase herumführen. Man kann ein Volk nicht fortgesetzt in Wahnvorstellungen erhalten . . .

Der *M* brachte vor einiger Zeit zur Charakterisierung der Bülowschen Blockpolitik ein treffendes Doppelbild. Links sieht man den Fürsten Bülow im Salon der Fürstin mit einem Führer der Freisinnigen charmierten, rechts verhandelt der Reichskanzler in seinem Arbeitszimmer mit einem preußischen Junker, der eine Liste liberaler Forderungen in der Hand hat. Der Junker hält sich den Bauch vor Lachen, und auch der Kanzler ist sichtlich amüsiert. Das ist die Blockpolitik, wie sie leidet und lebt.

Der Glaube, daß der preußische Junker gutwillig von seiner politischen Macht nur ein Titeltchen hergeben sollte, ist bloß verzeihlich für den, der nichts von der innerpolitischen Geschichte Preußens seit fünfzig Jahren weiß. Dem preußischen Junker konnte es ganz recht sein, daß die Regierung sich mit dem Zentrum überwarf, denn im Zentrum besaß es einen ernsthaften Konkurrenten um die Gunst der Regierung, der jetzt einstweilen ausgeschaltet ist. Es konnte ihm auch ganz recht sein, daß der Reichskanzler sich bemühte, den Liberalismus vor den Regierungswagen zu spannen, denn das erschwerte einmal dem Freisinn das Zusammenwirken mit der äußersten Linken für demokratische Zwecke und stellte ihn als Gegner überhaupt zunächst agitatorisch kalt. Was in aller Welt sollte unter solchen Umständen den hartgesottenen preußischen Junker, den spiritus rector der konservativen Parteien Preußens und Deutschlands, veranlassen, in eine Grenzberichtigung der politischen Machtverhältnisse zugunsten des Liberalismus zu willigen? Daß dem Liberalismus für seine treuen Dienste vor dem Regierungswagen ein paar Schaumklöße serviert werden, dagegen werden die Konservativen am Ende nichts haben. Ein bißchen Vereins- und Versammlungsrecht oder vielleicht ein bißchen Börsengesetzesreform, das mögen sie sich schlimmstenfalls vom Reichskanzler 'abtrotzen' lassen. Sobald es aber an die Wurzeln seiner Macht geht, da kennt der preußische Junker keinen Spaß. Das weiß Fürst Bülow nur zu gut, und deshalb geht er so vorsichtig um die Frage einer Reform des elendesten aller Wahlsysteme herum. Hier ist Rhodus, aber hier will er nicht tanzen.

Er könnte für gewisse Verbesserungen selbst in dem gegenwärtigen preußischen Abgeordnetenhaus eine Majorität bekommen, zum Beispiel für die Umwandlung der offenen in die geheime Stimmabgabe. Wenn die Regierung mit einem solchen Reformvorschlage käme, würden die Nationalliberalen nicht in der Lage sein, ihren bisherigen Widerstand aufrechtzuerhalten. Dann würde sich allerdings eine Mehrheit bilden, bei der das Zentrum einen entscheidenden Teil ausmache, während die Konservativen in der Opposition blieben. Damit wäre die Blockpolitik ad absurdum geführt, aber die Bahn eröffnet für einen Staatsmann großen Stils, der sich die konstitutionelle Modernisierung Preußens und Deutschlands zum Ziel setzt . . . Es braucht kein Wort darüber verloren zu werden, daß Fürst Bülow keine Anlage zum Winkelried hat, daß deshalb an eine ernsthafte

Auseinanderetzung mit den preußischen Konservativen nicht zu denken ist; woraus des weiteren folgt, daß weder im Reich noch in Preußen durch die gegenwärtige Regierung dem Liberalismus irgend eine Konzession gemacht werden wird, zu der nicht vorher das tolerari posse des preußischen Junkertums eingeholt ist.

Die Bülowsche Blockpolitik muß ihrer inneren Natur nach unfruchtbar bleiben. Retardieren, hinhalten, nichts tun ist für diese Politik Lebensbedingung. Die Konservativen sind zufriedengestellt, wenn nichts geschieht, das heißt: wenn nichts an den bestehenden Machtverhältnissen geändert wird; denn sie sind in der Macht. Solange es dem Reichskanzler gelingt, den Liberalismus im Zustande hoffnungsvollen Abwartens zu halten, haben die Konservativen keinerlei Anlaß, unbequem zu werden; der Konflikt wäre aber sofort da, sobald die Regierung darangehen würde, eine Machtverschiebung zugunsten der Liberalen eintreten zu lassen. Man sollte meinen, daß für den aufrichtigen Liberalismus die Richtlinie seines politischen Verhaltens danach klar vorgezeichnet sei.

Den Punkt, an dem eingestrichelt werden muß, hat die öffentliche Meinung seit geraumer Zeit mit aller Deutlichkeit gezeigt. Es ist das preußische Wahlrecht. Selbst dem bescheidensten Liberalismus, selbst dem, der vor der Einführung des Reichstagswahlrechts in Preußen drei Kreuze schlägt, wird es einleuchten, daß irgend eine Wahlreform in Preußen unerläßlich ist, und daß eine Abschlagszahlung sofort geleistet werden muß, bevor dem Fürsten Bülow ein weiterer Kredit eingeräumt werden kann. Das Minimum dieser Abschlagszahlung ist die Einführung der geheimen Stimmabgabe, und zwar sowohl für die Urwähler als auch für die Wahlmänner. Eine entsprechende Gesetzesvorlage kann von jedem ministeriellen Hilfsarbeiter in einer Viertelstunde formuliert werden. Legislative Schwierigkeiten, die in der Aufgabe selbst lägen, existieren nicht; die Regierung muß nur wollen. Es besteht kein zureichender Grund, der gegen die sofortige Geldendmachung dieses liquiden Gerechtigkeitsanspruchs vorgebracht werden könnte. Wenn Fürst Bülow nicht gewillt ist oder nicht die Kraft in sich spürt, dem Liberalismus auch nur dieses allergeringste Zugeständnis zu machen, so ist damit auch für den Blödesten klargestellt, daß die Blockpolitik einzig und allein als Lutscherbeutel Verwendung finden soll, um die Liberalen am Schreien zu verhindern. Fürst Bülow wird versuchen, die Freisinnigen bis zur nächsten Legislaturperiode zu vertrösten. Gelingt ihm das, so kann sich bei den bevorstehenden preußischen Landtagswahlen keine irgend in Betracht kommende Änderung vollziehen. Die Konservativen behalten dann sämtliche Trümper in ihrer Hand. Ist die nächste Landtagswahl erst vorüber und hat sich unter der Wirkung des unveränderten Dreiklassenwahlsystems die konservative Partei als entscheidende Machthaberin wieder für fünf Jahre installiert, so kann Fürst Bülow mit einigem Recht sich auf den konstitutionellen Staatsmann hinausspielen, der die einmal bestehenden parlamentarischen Machtverhältnisse respektiert und den Pelz weiter wäscht, ohne ihn naß zu machen.

Die meines Erachtens entscheidende Frage ist danach die: Will der Freisinn, um dem Fürsten Bülow eine Verlegenheit zu ersparen und in der Besorgnis, einen Bloß zu zerstören, der nur in der Einbildung existiert, darauf verzichten, sich nachdrücklich und rücksichtslos für die dringendste aller politischen Reformen, für die Reform des elendesten aller Wahlssysteme, einzusetzen? Der Hinweis auf ein Parteiprogramm, in dem seit einem Menschenalter die Forderung der Übertragung des Reichstagswahlrechts auf Preußen erhoben ist, kann unmöglich genügen. Man will endlich einmal auch die Entschlossenheit zur Verwirklichung dieser Forderung sehen. Daß diese Forderung, deren Erfüllung alle traditionellen Machtverhältnisse in Preußen über den Haufen werfen würde, nicht von heute zu morgen, sondern erst nach einer langjährigen leidenschaftlichen Agitation zur Erfüllung gebracht werden kann, bedarf keiner besonderen Ausführung. Die Parole: Alles oder nichts, welche die Freunde des Dreiklassenwahlsystems den aufrichtigen Wahlreformern gern unterschieben möchten, ist natürlich ein Unsinn. Bei einer Belagerung der Hauptfestung des preußischen Junkertums wird man zunächst einmal alle Streitkräfte auf die Eroberung eines wichtigen Außenforts konzentrieren müssen. Der schwächste Punkt der gegnerischen Position ist die unmoralische öffentliche Stimmabgabe. Wenn man versucht, an dieser Stelle in den festen Ring des Dreiklassenwahlrechts einzudringen, so kann man von da aus mit viel größerem Erfolg weiter vorwärts gehen.

Daß der Freisinn eine Agitation für die Reform des preußischen Wahlrechts nicht aus Bloßrücksichten vertagt, sondern auch unbekümmert um den etwaigen Vorwurf, diesen imaginären Bloß zerstört zu haben, jedes Mittel benutzt, um in dieser wichtigen Frage noch vor den preußischen Landtagswahlen des nächsten Jahres einen Erfolg zu erreichen: das ist, wie mir scheint, der springende Punkt für den Freisinn. Kann man dem Fürsten Bülow dabei sonst noch eine Konzession an den Liberalismus abpressen, um so besser. Viel wird es in keinem Falle sein, aber man würde auch das Wenige mitnehmen. Zerplatzt aber bei diesem Anlaß die schillernde Seifenblase der Bülow'schen Bloßpolitik, was hat dann der Liberalismus verloren? Doch nur die trügerische Hoffnung, er könne bei der Fortsetzung der Bülow'schen Bloßpolitik etwas Ernsthaftes gewinnen.

Was nützt's, daß einen König man vertrieb,
Wenn alles doch beim alten blieb!

Ob Bülow's reaktionär-kerikale Politik, wie gegenwärtig, ohne ausdrückliche Mitwirkung des Zentrums oder mit solcher getrieben wird, ist doch für den Liberalismus ohne wesentlichen Belang. Daß der Zylinder des Herrn Spahn nicht mehr im Vorzimmer Seiner Durchlaucht steht, sondern die Zylinder der liberalen Führer neben dem des Herrn Liebermann von Sonnenberg, kann doch selbst dem bescheidensten Gemüt nicht als ein Sieg Wittenbergs über Rom erscheinen. Wenn die preußisch-deutsche Regierungspolitik, wie das seit drei viertel Jahren der Fall ist, in

denselben Bahnen weiterläuft wie in den Seiten der dicksten Freundschaft mit dem Zentrum: ist es dann nicht sogar besser, daß das Zentrum auch äußerlich wieder in die Stellung einrückt, die es vordem zur Rechten des Herrn Reichskanzlers inne hatte?

Die Unwahrhaftigkeit, die unsre gesamte Politik durchzieht und die allenthalben bemüht ist, den Schein für das Wesen zu setzen, ist ein Krebschaden in unseren öffentlichen Zuständen. In der Blockpolitik hat diese Darbietung des Scheins statt des Wesens ihren bisher größten Triumph davongetragen . . .“

Schälen wir den nüchternen Kern aus der modern gläsernden Phrasenhülle, so bleibt von der „Paarung konservativen und liberalen Geistes“ als wahr und berechtigt nur der schon durch sein Alter ehrwürdige Gedanke übrig, daß ein Staatswesen zu seiner Erhaltung und organischen Entwicklung sowohl des konservativen als des liberalen Geistes bedarf. Eine Erkenntnis, für die schon unser alter Goethe die Worte geprägt hat:

Festhalten am Alten
Mit Fleiß und Treue,
Daraus gestalten
Satträftig das Neue.

Bei welcher Prägung Goethe sich aber ganz gewiß nicht einbildete, diese Erkenntnis nun auch entdeckt zu haben.

Sie ist also in dieser Allgemeinheit ebenso wahr wie alt. Was aber darüber hinausgeht und das eigentlich Neue darstellen soll, ist darum noch lange nicht wahr. Es ist nicht wahr, daß politische Parteien ihre Grundsätze verwässern oder gar preisgeben müssen, um der Regierung die Möglichkeit zu bieten, bei ihren Aktionen konservativen und liberalen Geist nach dem Parallelogramm der Kräfte zu verschmelzen. Das erkennt denn auch Fürst Bülow, der sich bei jeder Gelegenheit feierlich dagegen verwahrt, als wolle er den Parteien das Opfer ihrer Grundsätze zumuten. Und die Blockparteien verwahren sich desgleichen. Was ist denn das aber, wenn nicht ein Spiel mit Worten? Entweder die Parteien bleiben ihren Grundsätzen treu: dann müssen sie von Fall zu Fall prüfen, ob das von ihnen Verlangte diesen Grundsätzen entspricht. Keinerlei „Block“- oder andere Interessen können sie dann bewegen, nach anderen Rücksichten ihre Entscheidung zu treffen. Oder sie lassen sich doch von jenen Interessen bestimmen: dann geben sie eben ihre Grundsätze preis.

Ich meine, hier waltet eine Logik, gegen die auch der stärkste Mann, auch ein so großer Gedankenkünstler wie unser Herr Reichskanzler, nicht ankämpfen kann. Wenn er es gleichwohl versucht, so ist das ja von seinem Standpunkte aus begreiflich. Er tut es dann nicht, um der Logik oder den Parteien zu ihrem Recht zu verhelfen, sondern um regieren zu können. Es ist sein gutes Recht, wenn nicht seine Pflicht, die Parteien für sich gewinnen zu wollen, ebenso wie es deren gutes Recht ist, sich nicht gewinnen zu lassen, wenn sie nicht überzeugt sind.

Kommen wir doch endlich aus der Phrase heraus! Herrscht nicht schon Verwirrung genug in den Köpfen? Was und wem soll denn das arme Volk schließlich noch glauben? Nun sollen ihm noch die elementarsten politischen Begriffe umgedreht werden. Schon so weiß kaum noch jemand, was eigentlich „liberal“ im parteitechnischen Sinne bedeutet. Von „konservativ“ weiß man das schon eher. Genügt es nicht, den „Block“ auf nationale Fragen auszudehnen? Für diese bedürfte es aber keines Blocks, sollte es wenigstens nicht bedürfen. Für Wohlfahrt und Sicherheit des Reiches einzutreten, ist verdammt Pflicht und Schuldigkeit jeder Partei; das hat mit Parteifragen rein gar nichts zu tun, bedarf also auch keines künstlich zusammengeschweißten Blocks. Dafür, für eine solche selbstverständliche Pflichterfüllung, dürfen die Liberalen auch keinerlei Entschädigungen beanspruchen, mögen sie an sich noch so berechtigt sein. Was sie an solchen Forderungen haben, sollen sie sich als Liberale ehrlich und tapfer erkämpfen, nicht im politischen Ruhhandel erlisten, oder sich von oben als Prämie für Fleiß, Aufmerksamkeit und gutes Betragen erbetteln. Und ebenso können die Konservativen ruhig konservativ bleiben und doch der neuen Zeit diejenigen Zugeständnisse machen, die sich ihr nun einmal nicht viel länger vorenthalten lassen. Es wird ihnen darum noch kein Edelstein aus der Parteikrone fallen. Wollen sie denn als politische immer die „Partei der verpaßten Gelegenheiten“ bleiben? Müssen sie sich jede politische Reform erst abtrogen lassen? Konservativ und reaktionär scheint mir denn doch zweierlei. Und es ist nicht konservativ, sondern reaktionär, dem guten Neuen, das sich bereits die Gemüter erobert, von ihnen Besitz ergriffen hat und sie in Wahrheit — auch in den eigenen Reihen — beherrscht, die Bahn zur endgültigen, auch äußerlichen Anerkennung zu versperren. Ich kann aus meiner Kenntnis der Verhältnisse behaupten: die mittelalterlich-feudalen Anschauungen, wie sie von gewissen Rednern der Partei in den Parlamenten zum besten gegeben werden, sind lange nicht die in der konservativen Bevölkerung herrschenden. Sie werden in gebildeten konservativen Kreisen ebenso belächelt, wie in andern.

Das muß man dem Block lassen: es ist ein wunderbar kunstvolles Gefüge, die subtilste Arbeit, die wohl je ein Staatsmann geleistet hat. So subtil, daß man es kaum berühren darf, ohne Reparaturkosten befürchten zu müssen. Vielleicht liegt aber die geheimnisvolle Kunst des Meisters gerade darin, daß man das Werk nicht zart anfassen, sondern derb in die Faust drücken soll. So derb, daß es nach einem berühmten Wort ordentlich „quietst“. Nach der im Reichstage vorgeführten Generalprobe erscheint das letzte Verfahren als das zweckmäßigere. Es hat sich in diesem Falle glänzend bewährt.

Was war denn eigentlich geschehen? Welchen schwarzen Verbrechen hatten sich die Liberalen schuldig gemacht? Mindestens mußten sie ein finstres Komplott gegen den Kanzler geschmiedet haben, da dieser ihnen mit nichts Beringerem drohte, als ihnen die ganze Blockfreundschaft vor die

Füße zu werfen, mit Verachtung den Rücken zu kehren und seines Weges zu ziehen. So etwas Ähnliches wie Hoch- und Landesverrat mußte es schon gewesen sein. Oder aber sie hatten den Kanzler auf das schwerste beleidigt.

Das Letzte war's. Der Kanzler hatte es als schwere persönliche Beleidigung empfunden, daß liberale Redner im Reichstage nicht durchweg die Absichten einer hohen Regierung und das Vorgehen hoher Staatsbehörden glauben zu können. Daß sie sich erkühnten, in aller Ergebenheit zwar und mit wiederholten Versicherungen größten persönlichen Vertrauens, einige Fälle zur Sprache zu bringen, die in der Öffentlichkeit viel böses Blut und allgemeine Beunruhigung erregt hatten. Solches glaubten sie ihrer Pflicht als Volksvertreter im allgemeinen, ihren Wählern im besonderen und dann doch noch ein ganz klein wenig auch der „Wahrung ihrer politischen Grundsätze“ schuldig zu sein. Aber sie waren dabei in einem fürchterlichen Irrtum befangen. Sie hatten sich einer verhängnisvollen Selbsttäuschung hingegeben: sie hatten das wahre Wesen des Blocks, dieses nationalen Heiligtums, verkannt, dessen beedete Priester sie waren.

Insbesondere war es der unglückselige Herr Paasche, der durch sein frevels Beginnen den Sorn des Oberpriesters heraufbeschworen hatte. Wenn so was am grünen Holze geschieht! Nie hat man bisher dem würdigen Vizepräsidenten des Reichstages, Geheimrat Professor Dr. Paasche, revolutionäre Gesinnung nachgesagt oder, daß er auch nur „mit der Sozialdemokratie“ schämig „liebäugelte“. Und nun mußte man solches an ihm erleben! Traure, Jerusalem! Streuet Asche auf eure Häupter, geliebte Brüder im Block, ohne Unterschied der Konfession! . . .

Sowohl Herr Baffermann wie Herr Paasche hatten den Fall Harden zur Sprache gebracht, dabei besonders die seltsame Fügung beleuchtet, nach der ein im Namen des Königs gefälltes Urteil einfach vernichtet und ein völlig neues Verfahren eingeleitet werden mußte. Herr Baffermann bemerkte u. a., das Vorgehen des Staatsanwaltes mache ihm den Eindruck, als habe sich dieser gesagt: „Die Sache gefällt mir so gut, daß ich sie wieder von vorne anfang.“ Er hätte auch an das Sprüchlein erinnern können: „Und wer das Lied nicht weiter kann, der fängt es wieder von vorne an“. . .

* . . *

Nachdem nun aus diesem Anlaß so viele andere über den Fall gesprochen und geschrieben haben, wird es nicht unangebracht sein, Harden selbst zu hören.

In der „Zukunft“ vom 23. November v. J. setzt er sich mit den Kritikern des ersten Verfahrens auseinander:

„Was ist an dem Verfahren getadelt worden?

Erstens: Daß der Gerichtshof aus einem ‚jungen Amtsrichter‘, einem Fleischermeister und einem Milchhändler bestand. Nur dieser Gerichtshof aber war für die Sache zuständig. Wollt ihr Laienrichter? Solange die

Estrafprozeßordnung und das Gerichtsverfassungsgesetz für das Deutsche Reich noch gelten, müßt ihr sie wollen. Und dürft dann nicht zetern, wenn im Fall Hau Schwarzwaldbauern, im Fall Molke-Harden Kleingewerbetreibende an der Rechtsprechung mitwirken. Die beiden Schöffen haben sich ruhig und würdig gehalten. Was sie gedacht, ob sie sich beim Botum getrennt oder den Vorsitzenden überstimmt haben, wissen wir nicht. Natürlich auch nicht, wie der Vorsitzende gestimmt hat. Dieser 'junge Amtsrichter', Herr Dr. Kern, ist in der Presse wie ein Schulknabe gescholten worden; in so unverfäimtem Ton, daß viele glaubten, die Rgl. Staatsanwaltschaft werde wegen Beleidigung des Gerichtes, insbesondere des Vorsitzenden, einschreiten. Es ist nicht geschehen. Wir dürfen aber nicht vergessen, was in großen Zeitungen gefordert worden ist: Umgehung, Beseitigung dieses Vorsitzenden; Eingriff oder Einwirkung der Präsidenten des Amtsgerichtes, Landgerichtes, Kammergerichtes. Also die schlimmste Kabinettsjustiz; die schamloseste Verletzung des Rechtes. Das haben angeblich liberale Männer verlangt. Gesetz, Verfassung, Rechtsgarantien, Unabhängigkeit der Gerichte: Spielzeug für Sonn- und Feiertage. Jetzt galt's, einen innig gehaßten Feind niederzubütteln. Der jüngste Assessor wäre den Leuten nicht zu jung gewesen, wenn er's getan hätte. Herr Dr. Kern wurde geschmäht, weil er sich so objektiv hielt, wie die Amtspflicht heischte. Nur objektiv. Er hat beide Parteien zur Ordnung gerufen, beiden Beweisangebote abgelehnt . . ."

Zweiter Tadel: Die Öffentlichkeit ist nicht für die ganze Verhandlung ausgeschlossen worden. Meine Schuld? Ich habe kein Wort darüber gesagt; hätte auch nichts erreicht. Die Öffentlichkeit kann ausgeschlossen werden, wenn die Verhandlung eine Gefährdung der Sittlichkeit besorgen läßt'. Löwe sagt: Ob die Besorgnis einer Gefährdung begründet sei, unterliegt dem Ermessen des Gerichtes; die Anträge und Erklärungen der Prozeßbeteiligten sind dabei nach keiner Richtung hin maßgebend.' Aber auch: 'In der Öffentlichkeit findet das Gesetz eine Gewähr für die Richtigkeit der Entscheidung.' In der Klage stand: 'Niemand vermag Ungünstiges über den Privatkläger auszusagen.' Warum sollte das Gericht also die Öffentlichkeit von vornherein ausschließen? Der Kläger hatte nach seiner Versicherung nichts zu fürchten, der Beklagte nach öffentlicher Beschuldigung das Recht auf öffentliche Beweisführung. Der Ausschluß der Öffentlichkeit muß immer Ausnahme bleiben. Die Zeitungleiter können im eigenen Haus ja nach Willkür Zensur üben. In unserem Fall haben sie mit den Prozeßberichten erst viel Geld verdient (die Blätter, erfuhr ich, gingen wie warme Semmel weg) und dann gar beweglich über die Pflicht geklagt, 'solchen Schmutz ins deutsche Haus schleppen zu müssen'. Pflicht? Sie konnten weglassen, was ihnen beliebte; wollten auf großen Absatz aber nicht verzichten. (Zu dem Kapitel vom 'aufgewirbelten Schmutz' ein paar Fragen. Habe ich ihn dahin geschafft, wo er lag? Sollte er da liegenbleiben? Ist's nicht besser, daß er aufgewirbelt wurde? Fragt jede

ordentliche Hausfrau oder Magd. Und fordert die Regierung auf, für einen Vakuumreiniger zu sorgen.) Seit wann hat die Presse sich denn zur Prüderie belehrt? Die Fälle Montignoso und Roburg, Puttkamer und Peters haben doch wohl Pikantes ans Licht gebracht: und kein keusches Herz hat gejammert. Keins erbebt, wenn im Lokalteil von Dirnen und Zuhältern, Rinderschändern und Lustmördern erzählt wird. Vor dem Schöffengericht wurde ernsthaft über Psychopathia sexualis gesprochen. Ein Schreckendes, nicht ein lockendes Bild gezeigt. Diese Verhandlung konnte dem (in Deutschland schon allzu großen) Urningheer keine Rekruten werben. Nach meiner Überzeugung die Sittlichkeit nicht gefährden, sondern kräftigen. (Für die scheusägigen Roheiten mancher Wisblätter und Postkarten ist das Gericht nicht verantwortlich.) Und was wäre gerade in diesem Fall geglaubt und nicht nur im Ausland für erwiesen genommen worden, wenn man hinter verschlossenen Türen verhandelt hätte? Wäre die Verherrlichung des ‚alten Soldaten‘ dann möglich? . . .

Für den Teil der Verhandlung, der die Potsdamer Greuel betraf, wurde die Öffentlichkeit ausgeschlossen. ‚Doch nicht für die Presse?‘ riefen drei Duzend Journalisten. Ihrem Bitten gab der Vorsitzende nach und ließ sie im Saal. Sonst hätten die Leser von der Heiligenseegeschichte (die zur Sache, zum Beweissthema gehörte) nichts vernommen. Das paßt zum Ganzen. Man will dabei sei, berichten und dann züchtig die Hände falten. Als Herr Dr. Kern sich entschloß, dem Takt der Schreiberzunft zu vertrauen, ahnte er nicht, daß sie ihm bald danach mit grober Gebärde vorwerfen werde, er habe durch die Wahrung der Öffentlichkeit das sittliche Empfinden Alideutschlands verletz.

Noch weniger konnte er ahnen, daß sie ihn tadeln werde, weil er einen Wahrheitsbeweis zugelassen habe, den er beim besten Willen gar nicht abzuschneiden vermochte . . .

Und daß hier die Wahrheit gesucht, nicht etwa mit List und Schlaueit eine Strafe herausgeschlagen werden solle, mußte jeder annehmen. Jeder Ehrliche; nicht der Pressfechter für das Verfassungsrecht, in Wort und Schrift seine Meinung frei zu äußern. Der hatte im Fall Harden vier fromme Wünsche: Bestellung eines klüglichen ausgewählten Blutrichters; Ausschluß der Öffentlichkeit; Ablehnung des Wahrheitsbeweises; Beurteilung. Verfassung, Pressfreiheit, Unabhängigkeit der Gerichte, Öffentlichkeit des Verfahrens, freie Beweiswürdigung: das alles ward spottbillig aus- geboten. Vor der Urteilsverkündigung auf den Gerichtshof und die Aufsichtsbekörde mit Demagogemitteln einzuwirken versucht. Die Schimpf- artikel könnten für die Reform des Strafgesetzes und des Strafprozesses lehrreiches Material liefern; sie zeigen, wie ernst die Besorgnis um Volks- rechte und Volksgerichte bei den Liberalsten ist. Dreyfus? Das war ganz was anderes. Und Hau hat ja nur eine alte Frau gemordet. Der im Brunewald aber . . .

Der Zeuge Bollhardt, der die Grafen Hohenau und Lynar größten Mißbrauches der Dienstgewalt beschuldigt hat, soll als Soldat und später als Zivilist Übles getrieben und sich Gefängnisstrafe zugezogen haben. Ist sein Zeugnis deshalb für falsch zu halten? Er hat sich freiwillig gemeldet, nicht einen Pfennig mehr, als ihm nach der Bestimmung zustand, gefordert noch gar bekommen und über Einzelheiten berichtet, die er nicht erfunden haben kann. Der Gerichtshof hat ihn beeidet, sein Zeugnis aber nicht für die Urteilsfindung verwertet. Die Irrungen der beiden Grafen sind leider ja erwiesen. Ist's wunderbar, daß der arme Teufel, den so hohe Herren an Sekt gewöhnten, von dem sie sich duzen und beim Vornamen rufen ließen, nach solchem Erlebnis im Alltagsdrang entgleiste? Solche Mißleitete geraten wie verlaufene Mädchen leicht in Prellerei und Hochstaplerium. Muß die wüste Appigkeit des Favoritendaseins sie nicht entsetzlichen? Seltsam dünkt mich nur die Forderung, ein Zeuge und Mitäter dieser Taten solle ein fleckloser Gentleman sein..."

Das wäre allerdings eine mehr als naive „Forderung“! Gibt's denn überhaupt noch soviel Naivität auf dieser schiefen Erde?

Harde schließt diesen Aufsatz mit einem Dank an die ihm freundlich Gefinnten. Die andern möchten „weilerschimpfen. Und sich einstweilen der Tatsache freuen, daß ein im Namen des Königs gesprochenes Urteil vernichtet worden ist.“

In dem Heft vom 7. Dezember setzt er fort:

„Am 29. Oktober hat das zuständige königliche Amtsgericht mich freigesprochen. Zwei Tage danach hat der Privatkläger gegen dieses Urteil Berufung eingelegt. Am selben Tag erklärte der Erste Staatsanwalt dem Amtsgericht, daß er die Verfolgung übernehme, Berufung gegen das Urteil einlege und die Einstellung des Privatklageverfahrens beantrage. Das Amtsgericht, dann nach einer Beschwerde das Landgericht, stellte, wie der Antrag forderte, das Privatklageverfahren ein. Die Strafprozeßordnung gibt (§ 417) der Staatsanwaltschaft das Recht, ‚in jeder Lage der Sache bis zur Rechtskraft des Urteils durch eine ausdrückliche Erklärung die Verfolgung zu übernehmen‘. Diese Bestimmung setzt eine erhobene Privatklage und ein dadurch anhängiges Verfahren voraus, in dem die Staatsanwaltschaft an die Stelle des Privatklägers tritt. (Kujawa: ‚Unter Übernahme der Verfolgung kann nicht eine Handlung verstanden werden, durch welche das bisherige Verfahren beendet und ein neues Verfahren eingeleitet wird; sondern Übernahme kann nach dem allgemeinen Sprachgebrauch doch nur als Eintritt in das bereits anhängige Verfahren aufgefaßt werden.‘) Der zweite Absatz des § 417 schließt mit den Worten: ‚In der Einlegung eines Rechtsmittels ist die Übernahme der Verfolgung enthalten.‘ Wer gegen einen Urteilspruch ein Rechtsmittel einlegt, kann nur wollen, daß die Instanz, die über das Rechtsmittel zu entscheiden hat, das erste Urteil aufhebt und durch ein anderes ersetzt läßt. Die Staatsanwaltschaft ist nach dem Gesetz berechtigt, gegen ein im Privatklageverfahren gesprochenes Urteil Berufung einzulegen

und dadurch die Verfolgung zu übernehmen. ‚Das weitere Verfahren‘ (heißt's in § 417^a StPD.) ‚richtet sich nach den Bestimmungen, welche im zweiten Abschnitt dieses (fünften) Buches für den Anschluß des Verletzten als Nebentkläger gegeben sind‘. Das Verfahren geht also weiter. In meinem Fall hat die Staatsanwaltschaft Berufung eingelegt und damit die Absicht ausgesprochen, das Verfahren in zweiter Instanz fortzusetzen und zugleich die Einstellung des Verfahrens beantragt. Dieser Antrag mußte als Zurücknahme der Berufung gedeutet werden. Wer die Einstellung des Verfahrens wünscht, kann nicht Berufung einlegen. Wer Berufung einlegt, kann nicht die Einstellung des Verfahrens fordern. Der Einstellungsbeschluß des Landgerichtes ist am 19. November rechtskräftig geworden; schon am 14. November aber hatte die Staatsanwaltschaft die öffentliche Anklage erhoben. Trotzdem das Privatklageverfahren noch schwebte. War sie zur Erhebung der öffentlichen Anklage überhaupt berechtigt? Nach § 417 StPD. hat sie nur das Recht, die Verfolgung zu übernehmen und diese Übernahme durch die Einlegung eines Rechtsmittels zu bekunden. Ne bis in idem: dieselbe Handlung kann nicht zweimal strafrechtlich verfolgt werden. Ist das Verfahren eingestellt und der Einstellungsbeschluß rechtskräftig geworden, dann ist eine neue Verfolgung wegen derselben Handlung unzulässig. Die Staatsanwaltschaft kann das alte Verfahren weiterführen, hat aber nach der Strafprozeßordnung nicht das Recht, das alte Verfahren zu beseitigen und ein neues zu beginnen. Sie kann nach dem Wortlaut und nach dem Sinn des Gesetzes nicht das Recht haben, den Ungeschuldigten dem zuständigen Richter zu entziehen und ihn, gegen den das Verfahren eingestellt ist, wegen derselben Handlung vor ein anderes, nach der Strafprozeßordnung nicht zuständiges Gericht zu stellen. Der Wirkliche Geheime Rat Hamm, der Oberreichsanwalt und Oberlandesgerichtspräsident war, hat (über die Strafsache Graf Moltke wider Harden) gesagt: ‚Es widerspräche einer gesunden Prozeßökonomie, daß die Staatsanwaltschaft, wenn sie die Verfolgung zunächst dem Privatkläger überlassen hat und nun im Fortgang des Verfahrens diesem die Zügel aus der Hand nimmt, den Weg, den das Verfahren bis dahin gemacht hat, von neuem zurücklegen müßte; und es widerspräche den Rechten des Privatklägers wie des Angeklagten, daß die Staatsanwaltschaft auf diese Weise das Ergebnis der bisherigen Verhandlung ganz auf die Seite schieben könnte.‘ Dennoch ist's geschehen. Die ersten Rechtslehrer, Theoretiker und Praktiker, des Reiches haben dagegen gesprochen: Binding, Frank, Hamm, Rahl, Kohler, Kroneder, Liszt, Neumann, Wach. Professor Binding hat geschrieben: ‚Das Urteil des Schöffengerichts im Prozeß Moltke-Harden nicht als ergangen zu betrachten, ist eine Unbegreiflichkeit.‘ Kammergerichtsrat Kroneder, daß er das Verfahren der Staatsanwaltschaft nicht billigen könne. Geheimerat Wach, daß es ‚gesetzeswidrig‘ sei. Alles vergebens. Fünf Tage Frist zur Entgegnung auf die neue

Anklage und zur Begründung des Antrages, die Eröffnung des Hauptverfahrens abzulehnen; nicht ein Tag mehr wurde meinen Anwälten bewilligt. Der ganze Aufwand des ersten Verfahrens, Zeit, Mühe, Kosten, Nervenkapital, ist nutzlos vertan. Ein im Namen des Königs gesprochenes Urteil mit einem Federstrich aus der Welt geschafft und ein neues Verfahren eröffnet. Vier Tage lang haben drei Richter, zwei Anwälte, Kläger, Beklagter, Seugen sich von früh bis spät geplagt; pro nihilo. Mit demselben Recht könnte die Staatsanwaltschaft auch ein Urteil Zweiter Instanz, bevor es rechtskräftig wird, vernichten lassen. Gibt es im Deutschen Reich eine Kammer, einen Senat, denen solche Rechtsprechung wünschenswert scheint?

Im Reichstag hat der Abgeordnete Baffermann, ein Jurist, gesagt: „In der deutschen Juristenwelt erregt es Aufsehen, wie der Prozeß Moltke-Harden weitergeht. Der Staatsanwalt hat zuerst die Erhebung der öffentlichen Anklage abgelehnt. Weshalb, weiß ich nicht. Mir sind diese Verfügungen nicht zur Hand gewesen. Vielleicht, weil, wie Herr Prof. Kohler sagt, keine Beleidigung vorlag. Er sagt: Vor allem ist es ein Irrtum, den Beleidigungsbegriff so weit zu spannen, daß auch die Erklärung, jemand sei körperlich oder geistig anormal, als Beleidigung gilt. Nun ist in erster Instanz verhandelt worden. Der Staatsanwalt greift ein, und statt daß, wie es dem juristischen Verstand entsprechen würde, die Verhandlung nun in zweiter Instanz weitergeht, wird die ganze Verhandlung als nicht vorhanden betrachtet und es fängt ein Verfahren erster Instanz vor der Fünfmännerkammer an. Meine Herren, wir wollen mal ganz von dem Fall Moltke-Harden absehen. Der Gesetzgeber kann unmöglich gewollt haben, daß ein Angellagter zunächst im Privatlageverfahren sich zu wehren hat (denn der Staatsanwalt sieht sich die Sache an und sagt: Für mich gibt's kein öffentliches Interesse, ich greife nicht ein) und, wenn die Sache ihren Gang gegangen ist, der Staatsanwalt sagen kann: Das hat mir so gut gefallen, nun fange ich wieder von vorn an. Das verträgt sich meines Erachtens absolut nicht mit den Interessen des Angellagten' (lebhaft Zustimmung); und wenn man sich die Äußerungen hervorragender deutscher Juristen über dieses Verfahren ansieht, so sind sie durchaus abfällig.“ (Baffermann zitierte Kroneder, Rahl, Hamm, Binding, Wach, Frank.) „Die deutsche Staatsanwaltschaft sollte sich bei solchen Fällen ganz besonders in acht nehmen, um nicht den Eindruck zu machen, daß man einen solchen Fall anders behandle als einen gewöhnlichen und, einem Befehl von oben folgend, nun ein ganz neues Verfahren einleite.“ Die Abgeordneten Daasche (Vizepräsident des Reichstags) und von Payer (Präsident des württembergischen Abgeordnetenhauses) haben sich diesem Urteil angeschlossen. Der Führer der Sozialdemokratie hat's nicht getan. Je ne juge pas: je constate . . .

Richtig sind die Sätze: „Dem Kaiser und dem Kronprinzen wird das deutsche Volk für das rasche, energische Eingreifen dankbar sein.“ (Spahn.

Ich wende mich gegen die Auffassung, als ob das deutsche Volk und das deutsche Heer in ihrem Kern nicht vollkommen gesund wären. Aus den Verfehlungen einzelner Mitglieder der oberen Gesellschaftsklassen auf eine Korruption des deutschen Adels, auf eine Verseuchung unserer Armee zu schließen, ist ungerecht und töricht. In allen Berufsständen, in allen Kreisen kommen unwürdige Elemente vor; überall gibt es einzelne, die ihrem Beruf, ihrem Stand, ihrem Kreis zur Unehre gereichen.' (Bülow.) Daselbe habe ich am sechszwanzigsten Oktober im Gerichtssaal gesagt: 'Als ob solche Sachen nicht überall vorkämen, unten so gut wie oben! Als ob ein halb Duzend Degenerierter gegen die Gesundheit einer Klasse zu zeugen vermöchte!' Am Tag vorher hatte ich gesagt, manche (nicht, wie gedruckt wurde, ganze) Kavallerieregimenter seien verseucht. Verseucht ist ein Haus schon, wenn zwei Bewohner infiziert sind. Verseucht sind die Regimenter ganz selten durch Offiziere, meist durch Zivilisten. Fragt die Fachleute, wie weit die Schmach gediehen war; was in der Berliner Seltengegend vorging. Die Potsdamer Korrespondenz vom ersten Dezember berichtet, in einem Gardelavallerieregiment seien in letzter Zeit 'aus Gründen, die mit dem Paragraphen 175 zusammenhängen, siebenzehn Mann entlassen oder vom Weiterkapitulieren ausgeschlossen worden.' Ein Zivilist habe einem Sergeanten in einer Kaserne ein Zimmer eingerichtet und ihn täglich dort besucht. Und so weiter. Der preußische Kriegsminister hat im Reichstag gesagt: 'Die Tatsache steht fest, daß unsere Soldaten sich nur mit Mühe der Angriffe erwehren, die von Buben aus Zivilkreisen auf sie gemacht werden. Der Befehl, daß Kürassiere in der bekannten Tracht, mit dem Waffentock, weißen Hosen und langen Stiefeln, in der Dunkelheit nicht ausgehen dürfen, datiert schon vor langer Zeit; er war nötig, um die Leute vor den Angriffen der pervers veranlagten Teile des Zivilpublikums zu schützen.' Mit Gewalt kann man einen bewaffneten Kürassier doch wohl nicht zu Sexualhandlungen zwingen. Der wußte sich seiner Geschlechtsfreiheit schließlich zu wehren. Da solcher Befehl nötig wurde, war mit Fug von Verseuchung zu reden.

Auch sonst hat der Kriegsminister manches Richtige und Gute gesagt, solange er sich an allgemein Gältiges hielt und das Heer, Offiziere und Mannschaft, verteidigte. Die Einzelheiten waren recht ansehbar. Herr von Einem (den ich hier schon gerühmt habe, ehe er Erzellenz wurde, und dessen kräftiger Soldatenton sich leicht ins Ohr schmeichelt) ist durch die Fülle der Verwaltungspflichten in ein Bureaokratenleben gezwungen und braucht nicht immer zu wissen, was in der Armee geschieht. Das sollte er zugeben, statt 'Feststellungen' zu versuchen, die nicht seines Amtes sind. Am neunundzwanzigsten November sagte er, gegen die Grafen Hohenau und Lynar sei 'noch nichts erwiesen'. Nichts? Am vierundzwanzigsten Oktober hat ein Zeuge, Johann Bollhardt, der sich freiwillig gemeldet hatte, vor dem königlichen Amtsgericht beschworen, daß die beiden Grafen geschlechtlich mit ihm verkehrt haben. Ein anderer Zeuge, aus demselben Regiment, hat

beschworen, daß Bollhardt ihn den Herren zuführen wollte, doch die Antwort erhielt: ‚Solche Schweinerei mache ich nicht mit!‘ Sind diese beeideten Aussagen, weil das Verfahren eingestellt und ein neues eröffnet ist, wertlos geworden? Sind sie unglaubwürdig? Kopien der Briefe, die Bollhardt von den beiden Grafen bekommen hat, lagen schon bei den Alten des Militärgerichtes der ersten Gardedivision, als der Kriegsminister sprach; ich habe sie, wie alles Material, das mir über diese Sache zugegangen war, dem Gericht übergeben, das mich als Zeugen vernahm und beeidete. Auch die Photographie gezeigt, die der Regimentskommandeur Graf Hohenau, ein Hohenzollern, Herrn Bollhardt zum Andenken geschenkt hat. (Von all diesen Dingen habe ich niemals Gebrauch gemacht, sie auch jetzt nur sehr ungern vorgelegt, weil der Eid mich verpflichtete, ‚nichts zu verschweigen‘). . . . Trotz alledem ist ‚noch nichts erwiesen‘? Zwei beschworene Aussagen, Briefe, Bild, Angaben von Zivilisten und Soldaten . . . : die Sprache des bürgerlichen Gerichtes würde da dringendsten Verdacht feststellen, wo für den Kriegsminister ‚nichts erwiesen‘ ist. Nichts; obwohl er weiß, daß der eine Graf die unzüchtige Verührung seines Burschen zugestanden hat, und wissen könnte, daß der andere schon im Mai selbst von ‚Verfehlungen‘ sprach. Herr von Einem hat viel zu tun und kann, beim besten Willen, nicht immer sofort erfahren, was draußen geschieht. Dürfte als verantwortlicher Minister aber nur sprechen, wenn er sich vorher genau informiert hat. Und auch dann nicht über ein schwebendes Strafverfahren Urteile fällen, die wider seinen Willen das Gericht beeinflussen könnten.

Er hat's getan. Ein beispielloser Vorgang. Was sagt das Königlich Staatsministerium dazu? Ein Verfahren wird eingestellt, ein neues eröffnet, ein im Namen des Königs gesprochenes Urteil vernichtet; und bevor, gegen das Votum der ersten Kriminalisten, die Sache von vorn anfängt, tritt der preussische Kriegsminister vor den Reichstag und judiziert nach Herzenslust. So war's und so war es nicht. Das ist erwiesen und das ist nicht erwiesen. Hier ist eine Beleidigung und hier ist keine. Das, Herr Minister, hat das Gericht zu entscheiden; und in keinem Parlament der Erde ist bisher geduldet worden, daß ein Vertreter der Regierung seinem Vorurteil über eine schwebende Strafsache so rückhaltlosen, so ungenierten Ausdruck gibt. Wenn sich's um den winzigsten Sendboten des Russenterrors gehandelt hätte, wäre in der Presse ein Hüllenlärm entstanden. Da nur Herr Harden geschädigt werden konnte, fanden die Berliner Zeitungsmacher kein Wort des Protestes. Der Minister hat es nicht schlimm gemeint? Sicher nicht. Doch nicht auf die Absicht kommt's an, sondern auf die Wirkungsmöglichkeit. Was Herr von Einem getan hat, durfte er nicht tun. Handelte er auf eigene Faust, so mußte der Ministerpräsident ihn auf die politischen Folgen solchen Handelns hinweisen, der Reichstagspräsident an die Tradition des Hohen Hauses erinnern. Und tat er's im Einverständnis mit Staatsministerium und Bundesrat, dann weiß jeder, wie weit wir gekommen sind. Wegen die beiden Grafen ist

„nichts erwiesen“, über sie darf kein Abgeordneter unfreundlich reden: denn die Untersuchung ist noch nicht abgeschlossen. Über die inkriminierten Artikel eines Schriftstellers, der vom ersten Gericht freigesprochen, vom zweiten noch nicht gehört worden ist, darf der Kriegsminister im Reichstag suggestive Urteile fällen . . .“

Nun wird ja über denselben Fall zum zweitenmal „im Namen des Königs“ Recht gesprochen werden. Und es ist nichts weniger als abgeschlossen, daß der Spruch „im Namen des Königs“ diesmal ganz anders lauten wird, als er „im Namen des Königs“ das erstemal gelaute hat. Welches von den beiden „im Namen des Königs“ gefällten Urteilen wird dann das richtige sein? Da es sich doch nicht um eine erste und zweite Instanz handelt, sondern um zwei nebeneinander herlaufende, voneinander völlig unabhängige Verfahren!

In solchen verzweifelten Fällen greift der Berliner kurz entschlossen zum Knobelbecher . . .

* * *

. . . Wenn nur die Herren nicht immer zuviel beweisen oder bestreiten wollten! Da stellt der Kriegsminister von Einem die schneidigen „Reis“ im Rüß, mit Pallasch und „Gardemaß“, als hilflose Opfer zivilistischer Verführung hin, die nur durch außerordentliche Maßnahmen der militärischen Kommandogewalt vor der überlegenen Kraft und brutalen Vergewaltigung unbewaffneter Bürger geschüst werden könnten. Da müssen sich ja die Zivilisten ordentlich als Kraftproben vorkommen! Und der „Reichsbote“ entdeckt gar in dem ganzen Unwesen den „revolutionären Kern“. Ja, er tritt einen geschichtlichen Beweis dafür an, daß auch die Zustände, die „angeblich“ die französische Revolution zur Folge hatten, im Grunde gar nicht so schlimm gewesen seien, die Revolution nicht etwa durch die Mißwirtschaft des Königtums und der herrschenden Stände herbeigeführt worden sei, sondern durch die Schmähschriften boshafter Literaten!

„Es ist Fabel“, schreibt er — die „neuere Geschichtsforschung“ bezeuge es deutlich — „daß die Staatseinrichtungen und das Königtum unter den Nachfolgern Heinrichs IV. so schlecht, verderbt und morsch waren, wie lange Zeit vor und nach der französischen Revolution behauptet wurde. Die Erzählungen von der Verderbnis der Bourbons sind tausendfach übertrieben.“

Wer da erstaunt fragen will, wie diese Übertreibungen in der Geschichte Hausrecht gewonnen haben, dem sei geraten, sich die Kataloge der Schmähschriften aus der Zeit von Heinrich II. bis über den Tod Ludwigs XVI. hinaus anzusehen. Unter Ludwig XIII. hat die eiserne Hand Richelieus diese Schmutzflut eingedämmt; aber sie wuchs wieder an in den letzten Jahren Mazarins (man lese dessen Briefe an den König) und stieg zur Lawine in den letzten Jahren Ludwigs XV., der, beiläufig gesagt, sicherlich kein Muster von Regenten-Eugend, aber auch lange kein so schlechter Regent war, wie die Forschung aus so trüben Quellen ihn geschildert hat.

Vollends Ludwig XVI., ein Mann von den besten Absichten und ordentlichem Lebenswandel, ist nicht allein durch die eigene Schwäche, sondern mehr noch durch den Einfluß der revolutionären Literatur zugrunde gerichtet worden. Camille Desmoulins war nicht viel bedeutender als unsere Duzend-schriftsteller in Deutschland. Als er, das Zeitungsblatt in der Hand, auf den Stuhl stieg, um das Volk anzurufen, wankte der Thron. Die Libellisten sind die eigentlichen Urheber des Sturms auf die Bastille."

Es sei unmöglich, sich solche Vergleiche von der Seele zu schütteln, wenn man „historischen Sinn“ habe und die Gegenwart aufmerksam betrachte.

Su meinem Bedauern kann ich in diesen Ausführungen nichts weniger entdecken als „historischen Sinn“. Die elementarste Voraussetzung historischen Sinnes ist: Ursachen und Wirkungen historischen Geschehens zu erkennen und auseinanderzuhalten. Die „neuere Geschichtsforschung“ des „Reichsboten“ aber verwechselft beide auf das gröblichste, indem sie die Hochflut der französischen Pamphlete als Ursache und nicht als Wirkung, als notwendige Folge- und Begleiterscheinung himmelschreiender Zustände einschätzt. Wo Rauch, da ist auch Feuer. Wenn der Reichsbote sich gar auf die guten „Absichten“ und den „ordentlichen Lebenswandel“ Ludwigs XVI. beruft, so ist das wirklich harmlos. Ludwig XVI. konnte noch viel bessere Absichten haben und einen noch so mustergültigen Lebenswandel führen: — das Schicksal des französischen Königtums war zu der Zeit längst besiegelt. Weil eben die Vorgänger des Königs mit ihrem unzähligen Schwarm von Volksausbeutern, dem ganzen Geschmeiß ihrer Parasiten, den bestehenden Staat bis zur völligen Erschöpfung heruntergewirtschaftet hatten, so daß auch der äußere Zusammenbruch mit eherner Notwendigkeit erfolgen mußte. Wochten da noch so vernünftige Rettungsmittel in letzter Stunde angewandt werden: — es war zu spät! So langsam Gottes Mühlen mahlen, so sicher mahlen sie! Und einmal kommt die Stunde, da es heißt: „es ist uns keine Frist gegeben!“

Wäre es nicht besser, diese einzig möglichen, einzig fruchtbaren Lehren aus der Geschichte zu ziehen, statt die Ursachen aller Übel immer wo anders zu suchen, in „revolutionären Umtrieben“, die doch nur Warnungssignale sind, Rauch von heimlich glimmenden Feuern, die wir selbst geschichtet haben, weil wir versäumten, Unrat und Rückstände rechtzeitig fortzuräumen? Nicht die Enthüllungen der letzten Zeit sind das Traurige. Unser Volk, unser Heer, unser Adel sind in ihren wesentlichen und ausschlaggebenden Bestandteilen noch lange nicht so „durchseucht“, daß man es nicht wagen dürfte, einzelne wunde Stellen mit der rücksichtslosen, aber ebenso hilfreichen Hand des Arztes aufzudecken und sie, wenn nicht anders, mit glühendem Eisen auszubrennen. Bei physischen Krankheiten hält man das für selbstverständlich, niemand fällt es ein, dem Arzt in den Arm zu fallen, weil dabei Blut und Eiter spritzt und manche Gerüche aufsteigen, die nicht für empfindliche Nasen sind. Bei sozialen Krankheiten erhebt man im gleichen Fall ein gottsjämmerliches Geschrei, gebärdet man sich so kindisch-

feig wie der unvernünftige Säugling, dem der Arzt eine Wunde auswaschen will.

Nein, das ist nicht das Traurige. Das Traurige wäre, wenn wir auch jetzt noch mit dem alten System der Beschönigung und Vertuschung fortfahren wollten, wo es nichts zu beschönigen gibt und alles Vertuschen die Krankheit nur nach innen treibt. Wenn wir das Aufdecken eines Übels mehr beklagten als das Übel selbst, das Urteil anderer über uns höher werteten als das unseres eigenen Gewissens. Und es scheint — leider! — an dem zu sein — nach dem noch immer nicht verstummen wollenden Geklammer über die „Bloßstellung“ vor dem „Auslande“ und der „Öffentlichkeit“ zu urteilen. Das Ausland hatte mit Bewunderung dem Schauspiel beigewohnt, wie das deutsche Volk, mit seinem Kaiser an der Spitze, ohne nach rechts oder links zu sehen, mit ruhiger Sicherheit die Operation an sich vollzog. Nichts konnte ihm mehr imponieren als eben dieser prompte, ruhige und sichere Schnitt. Wo dergleichen in aller Öffentlichkeit, kurz entschlossen und ohne mit der Wimper zu zucken, noch möglich ist, da — so sagte sich das Ausland — muß der ganze Körper noch so gesund sein, daß das Übel keinesfalls tief sitzen kann. Bei unseren männlichen Klageweibern mit ihrem alarmierenden Geheule können wir uns bedanken, wenn dieser so außerordentlich günstige erste Eindruck im Auslande von einem andern abgelöst wird. Dabei ist es ja doch bei gut drei Vierteln bloßes Getue. Der Abonnenten halber, denen man, ach! mit soviel Selbstaufopferung, aber auch Geschäftseifer „den Schmutz“ apportiert, — pardon: „ins deutsche Haus tragen muß.“ Warum man dies durchaus „muß“, darüber wollen sich die Leser bei den zuständigen Stellen Auskunft holen. —

Das Gegenstück zur Auffassung des „Reichsboten“ liefert der „März“. Dem einen Extrem stellt sich notwendig das andere gegenüber, und zwischen diesen Extremen scheint unser ganzes öffentliches Leben hin und her zu pendeln. „Wo die Kommandogewalt mißbraucht wird“, so liest man in der Langenschen Monatschrift, „um Leute, die sich nicht wehren können, zu deprivieren, wird ein Verbrechen begangen, das jeden Bürger angeht, insofern es die letzten Voraussetzungen aufhebt, unter denen wir uns zu dem großen persönlichen Freiheitsverlust im Dienstverhältnis bisher bereit finden ließen. . . .“

Unsre Vorfäter seien es gewesen, „die das total verseuchte römische Heer von jener Verirrung säuberten, bis die altmodischen Knabenschänder sich vertrieben mußten, die Lagerkinder (castrensos), die der deutsche Soldat mit seinem Weib hatte, nach und nach alle Legionen mit Rekruten versorgten.“ Es unterliege auch gar keinem Zweifel, „daß auch die robusten Griechen nicht sowohl durch Naturanlage als durch das Institut der Sklaverei dazu gebracht wurden, der Päderastie eine derartige passive Ausdehnung auch auf Erwachsene zu gönnen. Hier kreuzen sich die Linien. Die preußische Disziplin hat etwas, das mit seinem Kadavergehorsam der antiken Sklaverei nahekommt . . .“

In dem Prozeß, der sich Ende Oktober in Moabit abspielte, war es eine Villa zu Potsdam. Wenn der Bericht der Frankfurter Zeitung authentisch ist, hat ein ehemaliger Soldat vom Gardelcorps ausgesagt, daß er während seiner Dienstzeit zum Grafen Lynar für einen schmutzigen Zweck ‚befohlen‘ worden sei. Selbst im römischen Heer ward ein Centurio, der einen Rekruten genotzüchtigt hatte, hingerichtet. In der preußischen Armee hat es ganz besonders glücklicher Umstände bedurft, des Zufalles, daß die regierende Linie der Hohenzollern ein sauberes, bürgerliches Familienleben führt, damit ein Teil jener Abscheulichkeit abgeschafft würde. Der Kronprinz hat auf etwas reagiert, was augenscheinlich im großen Zirkel militärischer Kameraden gewußt, aber im Interesse der Rasse totgeschwiegen wurde.

Diese Reaktion war früher im preußischen Heer prompter als heute. Mindestens bei der Linie ‚flogen‘ solche Feinschmecker, die sich in einem bestimmten Sinn an ihren Mannschaften vergangen hatten, ohne viel Federlesens. Unsere Heeresverwaltung wird es zu bereuen haben, daß dieser strengere Usus bei der Garde in Abnahme geriet und sie in eine bereits für überlebt gehaltene Bevorzugung des augenscheinlich von sich aus in stärkerer Versuchung als die Bürgerlichen befindlichen Standes zurückfiel. Die ‚reinen‘ Regimenter werden es in den Augen des Publikums nicht länger bleiben. Die Verfehlungen der ‚guten alten Zeit‘, als in den kleinen Garnisonen von den Vätern und Müttern der ohne jedes Geheimnis benutzten Töchter und Frauen beim Gruß am andern Morgen auch noch ‚Devotion‘ verlangt wurde, sie erscheinen bei der Schwäche der Weiber für Helmschmuck und Sporen fast noch liebenswürdig im Vergleich mit der feigen Bosheit, die von der preußischen Disziplin ihre Orgien bestreitet. Der Herr Leutnant, vollends der Herr Rittmeister, sind Halbgötter in den Augen eines unschuldigen, vertatterten Bauernbuben, der an keine Auflehnung zu denken wagt, sobald ein Vorgesetzter ‚befiehlt‘. Den Beschwerdeweg aber soll er am besten gar nicht kennen; ihn hierin unterrichten zu wollen, wird in Militärkreisen als Verhöhnung, als eine Art Vaterlandsverrat gebrandmarkt (? D. L.). Nun, wir erfahren ja jetzt wieder einmal, warum . . .

Weder Luther, noch Stein oder Bismarck, noch Lessing, noch Goethe und Schiller, noch Scharnhorst, noch Roon waren ‚abnorm‘, und diese Liste ist für deutsches Genie völlig ausreichend . . . Das deutsche Volksempfinden, von der Wissenschaft unaufgeklärt, hat noch vor kurzem jene Selbstamkeit mit derselben Schärfe abgelehnt wie in den Tagen des kaiserlich römischen Heeres. Otto von Corvin erzählt in seinen Erinnerungen, wie bei jenem tapfern Hünen mit Namen Blenter, der am Beginn des amerikanischen Sezessionskrieges in Virginien ein Korps von etwa zwölftausend Deutschen kommandierte, der höchste Fluch, im Zorn über dienstliche Mängel ausgestoßen, regelmäßig mit jener Botabel endete, die auch Fürst Bismarck in bezug auf gewisse Hintermänner der Kamarilla gebraucht haben soll . . . Die alte Sage vom ‚orientalischen Laster‘ wird eben wohl stimmen. Von

dort, woher wir die Despotie bezogen, ist uns auch durch die Ansteckung übler Sitten die Homosexualität beschert worden . . .“

Eine Zuschrift an die „Rheinische Zeitung“ behauptet, daß in Berlin wie in allen Weltstädten das Militär das größte Kontingent zur homosexuellen Prostitution stelle. Das sei schon vor 60 Jahren so gewesen: „In den 1849 stattgefundenen Prozeß gegen Freiherrn von Malsan und Genossen war eine Unmenge Berliner Gardisten verwickelt. Auch glaube man nicht, daß es in der Armee im allgemeinen ‚fittlicher‘ zugehe, als es im speziellen in Potsdam der Fall war. Die Verführung, namentlich durch Vorgesetzte, erfolgt in großem Maßstabe. Viele der Verführten sinken dann später auf die Stufe männlicher Prostituierten herab. Mir sind in den drei Jahren aus Militärkreisen an Verurteilungen auf Grund homosexueller Vorkommnisse bekannt geworden: 20 Offiziere, 12 Unteroffiziere, 5 Gemeine.“ Dazu seien innerhalb eines Jahres die Selbstmorde von zwei Hauptleuten, vier Leutnants, einem Einjährigen gekommen. Das sind die dem Verfasser bekannt gewordenen Fälle.

Auswüchse und Schäden hat es immer gegeben. Was aber unsere Zeit, man kann sagen die letzten paar Jahre von anderen unterscheidet, das ist die zügellose Agitation für alle nur ersinnlichen Abnormitäten und Verkehrtheiten in breitester Öffentlichkeit. Man glaubt es nicht, was alles heutzutage nicht nur ein groß Publikum, sondern auch begeisterte Anhänger findet. „Es ist“, schreibt Friedrich Paulsen in der „Woche“, „als ob alle Dämonen im Augenblick losgelassen wären, den Boden des deutschen Volkslebens zu verwüsten. In geschäftsmäßigem Großbetrieb wird unter dem Titel des Problems der ‚Homosexualität‘ die Sache eines abscheulichen Lasters geführt, als ob es sich um eine gleichberechtigte Spielart des Geschlechtslebens handle. Rasende Weiber verkünden in Traktaten und Romanen das ‚Recht auf Mutterschaft‘, auch wenn ein Vater für das Kind nicht zu haben sein sollte. Irredende Poeten predigen reiferen jungen Mädchen die Notwendigkeit und das Recht, sich ‚am Heckenweg‘ einstweilen die Freuden zu suchen, die ihnen sonst vorenthalten bleiben möchten. Fanatische Gläubige der Aufklärung beiderlei Geschlechts fordern mit Ungestim die Einführung der Jugend in die Geheimnisse des Geschlechtslebens durch naturhistorischen Anschauungsunterricht: es fehlt nur noch der Experimentierturkus. Und daß die ‚freie Liebe‘ bestimmt sei, das System der veralteten, unerträglich gewordenen ‚Zwangsehe‘ zu ersetzen, ist in den Kreisen freier Literaten und unverantwortlicher Politiker längst ausgemachtes Dogma. Wer Deutschland nur aus der Papierwelt kennt, aus seinen Wiszblättern, seinen Theaterzugstücken, seinen modernen Romanen, seinen Buchhändlerauslagen, seinen von Männlein und Weiblein gehaltenen und gehörten öffentlichen Vorträgen, der scheint zu der Meinung kommen zu müssen, daß keine Angelegenheit zurzeit das deutsche Volk mehr interessiere als die Frage: ob nicht alle die Hemmungen, die Sitte und Recht bisher dem freien Walten des Geschlechtstriebes anlegten, vom Übel und aus der Welt zu schaffen seien?“

Eine der bedauerlichsten, aber auch berebtesten Erscheinungen ist, daß angesehene Buchhändlerfirmen, die früher dergleichen nicht in die Hand genommen hätten, heute sich betrogen fühlen, ihre Schaufenster mit mehr oder minder „populärer“ oder „wissenschaftlicher“ sexueller Literatur zu dekorieren — bald wäre mir ein anderes, ähnlich lautendes Fremdwort aus der Feder geflossen. Oft sind die Auslagen fast ausschließlich aus solchen Erzeugnissen zusammengestellt. Auch dem Herausgeber der „Täglichen Rundschau“ ist diese „geschäftliche Entwicklung“, die es bereits zu einem bedeutenden „Export“ gebracht hat, aufgefallen. Seien doch die Schmuhschriften einer unserer bedeutendsten Exportartikel! Aus keinem anderen Lande seien sie in solcher Fülle und solcher Vielgestaltigkeit zu beziehen wie aus Deutschland. „Es wirkt unendlich beschämend, wenn man hoch im Norden, wie weit in den Osten hinein als letzten Ausläufer deutschen Schrifttums deutsche Zotenblätter entdeckt, und zu Hause selbst in mittleren Provinzstädten die Auslagen vornehmer Buchhandlungen mit Schriften über Flagellantismus, Masochismus, widernatürliche Geschlechtsempfindung und ähnliche sexuelle Thematata gefüllt sind. Wir haben Verlagsbuchhandlungen, die nur die Aufklärung über geschlechtliche Dinge, namentlich über geschlechtliche Perverstäten pflegen und dabei prächtig gedeihen, da sie jeden Preis verlangen können und eines großen Absatzes sicher sind. Früher galt es für minderwertig und standesunwürdig, mit dem Vertriebe solcher Schriften Geschäfte zu machen; heute deckt der Mantel der Wissenschaft alles, obwohl, wie jüngst ein hervorragender Arzt sagte, nachgewiesen werden könnte, daß niemals ein wissenschaftlich arbeitender Mann, niemals ein Arzt, Theologe oder Jurist aus diesen Subelwässern Belehrung schöpft, sondern immer nur die unreife Jugend oder Wüstlinge, die Erregung ihrer Phantasie brauchen. Früher hieß es, daß diese Werke keinen Schaden stiften könnten, da ihr Preis so hoch gestellt sei, daß sie von den Klassen, für die sie nicht berechnet seien, nicht gekauft werden könnten. Aber auch dafür ist gesorgt. In zahlreichen Leihbibliotheken sind all diese Werke für 10 Pfg. pro Tag auch dem Gymnasiasten, dem Lehrling oder dem Arbeiter erreichbar, und die Auslagefenster dieser Leihbibliotheken mit ihren grellen und schamlosen Bildern, ihren wohlberechneten, aufreizenden Reklamen und vielsagenden Kapitelankündigungen, sorgen dafür, daß auch in dem harmlosen Jungen, der von der Schule kommt, oder in dem kleinen Kommiss die Neugier brennend wird und er seinen Obolus opfert. Daneben nimmt die pikante Zehnspfennigliteratur einen immer breiteren Raum ein, die in den Schreibwarenläden, den Zeitungsständen und Hauseingängen verkauft wird und ungezählte Abnehmer hat. Wenn heute die Frage nach den gelesenen Jugendschriften wahrheitsgemäß beantwortet würde, müßten, wenigstens in Berlin, die Mick Carter-Geschichten und ähnlicher Abhub genannt werden, während das Volk sich an den Subeleien verkommener Literaten ‚bildet‘, die durch ein pikantes Titelbild und einen sexuellen Titel reizen und nur zehn Pfennig kosten.

Wahrheitsgemäß muß festgestellt werden, daß die Sozialdemokratie an dieser Art Volksvergiftung nicht beteiligt ist, sie vielmehr von ihren Anhängern nach Möglichkeit fernhält. Wir haben in den Auslagewerkstücken sozialdemokratischer Buchhandlungen niemals jene Abhulliteratur ausliegen sehen, auch nicht die oben gekennzeichnete pseudowissenschaftliche, die bürgerliche Sortimentler, auch sehr angefehene, leider immer noch dem Publikum zur Schau stellen, obwohl das 'Börsenblatt für den deutschen Buchhandel' wiederholt in sehr verdienstlicher Weise auf den wahren Charakter jener 'wissenschaftlichen' Aufklärungschriften hingewiesen hat. Und neben dem Schrifttum die Bilder, die frechen Postkarten, die Nachbildungen Pariser Nuditäten und die Altstudien, die nach der Meinung unserer Liberalitätssezer durchaus in den Schaufenstern ausgelegt werden müssen, zur Förderung reiner Kunstanschauungen. Wer der Meinung ist, daß derartige Studien in das Innere des Verkaufsladens gehören und das Gros der pitanten Postkarten überhaupt ins Feuer geworfen zu werden verdient, ist bekanntlich ein reaktionärer Mensch, ein Mucker, der von freier, geläuterter Menschlichkeit himmelweit entfernt ist . . ."

Eine ähnliche Schilderung entwirft der „Reichsbote“: „Ganz Deutschland ist mit Zeitungsartikeln, sogenannten Wisblättern und Schmähschriften überschwemmt. In Wort und Bild wird das Heer, die festeste Säule des Reiches, in den Schmutz gezogen. Allerdings unter dem Vorwande, daß man das Übel bekämpfen will. Man möchte vielleicht an diese gute Absicht glauben, wenn diese Art von Literatur unter uns bliebe. Das ist jedoch nicht der Fall. Wir könnten in unseren Räumen eine Ausstellung veranstalten der Bilder und Schriften, welche im Auslande verbreitet werden, in denen das deutsche Heer und seine Führer in der unverantwortlichsten Art in den Dreck gezerrt und lächerlich und verächtlich gemacht werden. Auf einem Bilde sieht man die Kürassiere des Leibregiments in Kürass und Unterröcken aufmarschieren. Die Begleitbemerkung ist nicht wiederzugeben. Ein anderes Bild zeigt einen deutschen General in voller Uniform, auf einem Stuhl sitzend; daneben steht: 'Ich wage nicht aufzustehen.' Ein drittes Bild stellt eine Gruppe dar, darunter ein junger Soldat. Der Major sagt zu dem Leutnant: 'Daß Sie den Mann ja schonen; Erzellenz nennt ihn Lüttli'. Und das sind noch die 'maßvollsten' Bilder. Die Zeitungsartikel sind auch nicht andeutungsweise wiederzugeben. — 'Niedertracht des Auslandes! Sie sollten vor der eigenen Türe lehren!' — wird man da ausrufen. — Ach nein! Die meisten dieser Bilder, wir möchten sagen alle, sind in Deutschland hergestellt und von dort aus zum Vertrieb in das Ausland geschickt worden. In London, Brüssel, New York, Paris und jedenfalls auch in anderen Städten werden diese Erzeugnisse deutschen 'Kunstfleißes' ausgestellt; — weniger gekauft, was zur Ehre des Auslandes hinzugefügt werden muß. Die meisten dieser Bilder sind noch dazu mit deutschem Text versehen; der englische, französische usw. Text ist beigebruckt.

Der ‚Simplizissimus‘ legt seiner Nummer in Paris und London sogar regelmäßig einen französischen usw. Begleitertext bei, der den Inhalt der Nummer und die ‚Bedeutung‘ der Bilder nicht allein anzeigt, sondern erklärt. — In zahlreichen Fällen bedienen sich die ausländischen Schriften der Klischees, die ihnen von deutschen Herausgebern geschickt werden . . .“

Nach dem „Reichsboten“ nun wieder — der „März“. Dort schreibt Ludwig Thoma über den Skandal. Er will „den Topf“ nicht nochmals „ans Feuer stellen“; nur „ein paar allgemeine Betrachtungen anhängen: die Bescheidenheiten eines Mannes, der nie das Glück hatte, von aktiven oder abgefägten Größen Intimes aus olympischen Kreisen zu erfahren“.

„Ich muß in vorhinein um Entschuldigung bitten. Ich kann mich ganz und gar nicht interessant machen mit verhüllten Andeutungen . . . Ich lese das nur so in den Zeitungen; vom Zorn des Kaisers, vom Mut des Kronprinzen und von den sonstigen erschütternden Weltgeschichtlichkeiten.“

Dabei will es mir scheinen, als sei in diesen Tagen unser Deutschland wieder einmal ein einziges Bedientenzimmer gewesen. Angefüllt mit Neuigkeiten über die Herrschaft.

Ob man die betrüblichen Vorkommnisse bedauerte, ob man die Tapferkeit der Entlarvung pries, immer geschah es mit dem Augenaufschlag nach oben . . .

Je mehr wir das Privatleben des Herrschers zur öffentlichen Angelegenheit, zur Sache des Volkes machen, desto weiter entfernen wir uns von freiheitlicher Empfindung.

Nicht, daß ‚solche‘ Einflüsse beim Kaiser sich geltend machten, darf den Männerstolz aufregen.

Daß überhaupt persönliche Neigungen, daß Tafelrunden, Jagdbesuche, Soupergespräche das Schicksal eines Sechzigmillionenvolkes bestimmen können, das ist das Entwürdigende. Wer kommt nach den Liebenbergern? Darüber raunt euch Vermutungen in die Ohren, tuschelt und schwätzt, ihr Bedienten!

Freut euch, wenn die Wahl auf Würdige fiel, und haltet euer Heil für geborgen!

Mag der Engländer den persönlichen Verkehr Eduards VII. unter ‚Familiennachrichten‘ suchen, für uns Deutsche ist es eine Frage der hohen Politik, ob der Kaiser bei Philipp Eulenburg oder beim Fürstenberg den Auerhahn schießt.

In dem famosen Prozesse wurde gesagt, wir seien vor zwei Jahren dicht vor dem Kriege gestanden.

Wenn das wahr ist, so liegt darin für uns wirkliche Schande. Nicht in den Neigungen irgend welcher Günstlinge, nicht in den Geheimnissen der Adlervilla.

Aber daß ein Krieg, den wir alle für ein Verbrechen halten, ohne unser Zutun und Wissen hätte beschlossen werden dürfen, das beweist den femininen Charakter unseres öffentlichen Lebens . . .

Camille Pelletan fragt im ‚Matin‘, was wohl geschehen wäre, wenn sich der Skandal in Frankreich zugetragen hätte.

‚Glaubt man, daß das Urteil auch nur entfernt so zurückhaltend und gemäßigt gewesen wäre?‘

Die deutschen Nachbarn hätten wohl ihre gewohnten Seufzer über die Sittenlosigkeit der lateinischen Rasse im allgemeinen und der französischen im besonderen ausgestoßen.

Welche schönen Bibelsprüche hätte man angewandt, um wieder einmal vor Gott und der Welt die Ruchlosigkeit von Seinebabel darzutun!

Frau v. Bismarck schickte ja ihrem Gatten einmal die prophetischen Stellen, welche uns Franzosen ganz ausdrücklich verdammt. Darf man hoffen, daß man im kleinen Sodoma, welches sich an der Spree erhebt, etwas nachsichtiger gegen unser Babylon sein wird?‘

Der Spott trifft.

Dem Deutschen aber, der das landsmännische Pharisäertum noch gründlicher kennt als Camille Pelletan, ringt sich ein Seufzer der Erleichterung los.

Gott sei Dank, daß die Geschichte bei uns passiert ist!

Wir wären erstickt im schmierigen Öl der Selbstgerechtigkeit, wenn diese Dämpfe einem Pariser Gefäße entströmt wären . . . Das Kompott aus brandenburgischem Familiensinn und luthermäßiger Frömmigkeit hätte uns die Nägen auf ein Dezennium verborgen. — Nein, wirklich, Gott sei Dank, daß die Kürassierstiefel in schöner Nähe des Berliner Domes so verführend wirken.

Die schrecklichen Greuel und die traditionellen Rücksichten auf die hohen Sünder haben unsere Rufer im Streite zu Salzsäulen verwandelt.

Jetzt noch geschwind einen kleinen Wollenbruch, daß sie zerfleuhten!

Nicht diese Töne, ihr Freunde, würden wir vernehmen in der Kreuzzeitung, nicht dieses wehmütige Piepsen über die Öffentlichkeit des Prozesses, sondern donnernde Worte, starke Worte voll des heiligen Grimmes wider Babel und Amalek.

Und das schlimmste hätten nicht die Franzosen, das schlimmste hätten wir erfahren . . .

Ich habe einen festen Glauben daran, daß in den nächsten Jahren bedeutend weniger über Unmoral geredet wird.

Verschiedene altbewährte Sprichworte bestärken mich darin.

Zum Beispiel: ‚Wer im Glashause sitzt, soll nicht mit Steinen werfen‘, oder ‚Im Hause des Gehängten spricht man nicht vom Strick‘.

Ganze Moralpredigten werde heute zu Moosbachern, wenn sie in der besten Gesellschaft vorgetragen werden. Darum wird Nachsicht herrschen in den nächsten Jahren.

Und Nachsicht ist gut, und viele werden mit mir sagen: Dem Herrn sei es getrommelt und gepiffen, daß er all dieses zu Berlin und Potsdam zuließ . . .

Man hat den Halsbandprozeß zum Vergleiche herangezogen.

Ich kann in dem Berliner Marionettenspiel die tragische Wucht nicht sehen; obgleich jetzt viele gramvolle Papas der Nation mit den Fingern drohen.

Obgleich eine ungemaine Weinerlichkeit herrscht und aus hunderttausend Eintenfässern über das Land strömt. Gewiß, die Verbrechen im Garderegiment.

Verurteilt sie mit den stärksten Worten, führt die selbstverständlichsten Bravheiten ins Feld, aber kreidet die Geschehnisse nicht dem Modernismus auf! Denn es gab eine Zeit, da hieß man die Homosexuellen ‚los Potsdamistes‘.

Mich hindert Respektlosigkeit daran, die Hände über dem Kopfe zusammenzuschlagen, weil in diesen Kreisen dieses vorkam.

Warum nicht? — Das mögen die Leute beantworten, denen hier ein Ideal in Scherben ging.

Ich habe innerlich nie zugegeben, daß die Herren in glänzenden Uniformen auf einem höheren Podium stehen. Darum sind sie für mich nicht heruntergefallen.

Man liest jetzt viel von der vergifteten Volksmeinung. — Ist es die Meinung der vielen, welche die Mäuler spitzten, wenn sie von ‚feinsten‘ Regimentern sprachen, denen die Uniform noch als höherer Fettsch gall, weil ein paar Gardelitzen darauf genäht waren? Sollen wir es bedauern, wenn ihr dummer Glaube erschüttert wurde? Nein, denn er wird morgen wieder feststehen.

Die Herren, welche ‚die sozialdemokratische Auschlachtung der betrübenden Vorfälle‘ so stark beklemmt, daß sie um Hilfe gegen das öffentliche Verfahren rufen, sollen bedenken, daß in der Erregung des ‚niedereren Volkes‘ immer noch ein ungesunder Respekt liegt.

Das ruhig abgewogene Urteil, welches man verlangt, würde den Konservativen recht unwillkommen sein.

Denn es ist nur im demokratischen Staate möglich, wo alle auf gleichem Boden stehen.

Weil die Ehrfurcht vor dem Stande nicht überwunden ist, mag sich die bevorzugte Klasse das ‚Verallgemeinern‘ gefallen lassen.

Gibt sie Ehre ohne Verdienst, dann leidet sie auch Schimpf ohne Verschulden.

Solange es noch ein Piedestal gibt, von dem die Raste heruntersteigen kann, haben die Tories schöne Zeiten . . .“

Vergessen wir bei alledem nicht, daß es auch noch — ein „Berlin W.“ gibt, dessen Milieu nicht gerade vorwiegend von den „historischen Ständen“, dem Adel und der Armee, bestimmt wird. In Tagen, wo aller Blicke fasziniert auf die „Edelsten der Nation“ starren — bei welchem Worte man nicht umhin kann, sich von der eigenen unendlichen Überlegenheit behaglich durchwärmen zu lassen — da kann eine kleine „Ablenkung“ nur heilsam

wirken. Man täte auch „Berlin W.“ entschieden unrecht, wenn man es bei den gegenwärtigen Erörterungen mit Stillschweigen überginge. Auch der ungenannte Verfasser einer Broschüre über den Selbstmord des Dr. Joseph und der Frau Gotthelf (Berlin, Hermann Walthers Verlag) hält es einer kulturhistorischen Schilderung für durchaus würdig.

So um 1895 herum erwuchs Berlin W. eine neue, hoffnungsvolle Generation. Aber: „Ihr größter Fluch war: sie hatte nichts mehr zu tun. Geld war da, mehr als notwendig, und für die Erwerbung geistiger Güter waren die meisten noch nicht reif. Und damals kam noch die Ara Wilhelms II. so recht in Blüte: ein Prunk, ein Lugas kam auf, der bis dahin in Berlin unerhört war, und mit ihm eine fast wahnsinnige Uberschätzung alles Außerlichen. Diese Elemente kamen zusammen und zeitigten eine ganz eigenartige Gärung, wie sie, in solcher Rapidität entstanden, vielleicht einzig ist.

Damit fing's an, daß viele schlechte Juden noch viel schlechtere Christen wurden oder eben höchst indifferente Juden blieben. Dann ging's weiter. Natürlich war's, daß diese Herrschaften von Überzeugungen und ähnlichem nicht gerne reden hörten. Etwas anderes kam hinzu. Die wenigsten derer, die heute zwischen Potsdamer Platz und Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche wohnen, sind echte Berliner. Gewöhnlich waren ihre Väter aus Posen oder Schlesien eingewandert. Man hatte daher die verfluchte Pflicht und Schuldigkeit, sich dem Berliner Geiste so gut und schnell wie möglich zu assimilieren. Man akzeptierte also die Schnodderigkeit des Berliner's; und da sich das Blut nicht gut verleugnen läßt, vermählte sich diese Schnodderigkeit mit dem laugenscharfen altjüdischen Skeptizismus, den zu bekämpfen und im Saume zu halten nur den eisernen Glaubensvorschriften des Talmud durch Jahrhunderte hindurch gelungen war. Aus dieser Vermischung nun entstand jener Geist, den ich für einen Verderber aller derer halte, die er beherrscht: der Geist der Verachtung für jede Form von Idealität. Reich: das ist die Grundbedingung für die künftigen Eheleute. Doch auch die Nebenbedingungen sind nicht ganz einfach zu erfüllen. Beide müssen vor allem schick sein, das heißt, der Bräutigam darf zunächst mal keinen Bart tragen, muß Automobil fahren, fünf bis sechs größere Verhältnisse gehabt haben, die Namen der Kokotten Berlins einigermaßen beherrschen, nur beim ersten Schneider arbeiten lassen und kräftige Wiße kennen. Die Braut soll körperlich womöglich unberührt sein; aber darf um Himmels willen kein Gänschen sein, sondern muß möglichst genau Bescheid wissen (theoretisch natürlich), in allem, aber auch in allem! Sie darf zwei oder drei bessere Flirts gehabt haben, muß sehr gut erzogen sein, ein Auge zudrücken können und in der Wahl des künftigen ‚Freundes‘ so diskret wie möglich sein. Irgend welche hervorragendere geistige Eigenschaften könnten hier nur störend wirken; höchstens ein leichtes Kunstheucheln wäre angenehm. Irgend welche seelische Keuschheit verlangt der Bräutigam schon deshalb von der Braut nicht, weil er gar nicht wüßte, was er damit anfangen sollte.

Die jungen Männer erscheinen mir womöglich noch schlimmer. Denn ihnen ist der edelste Trieb des Mannes, der Schaffenstrieb, fast erloschen . . . Auf den Gedanken, auch mal hier und da ein Buch zu lesen, kommen die wenigsten. Ich hörte mal einen unserer bekannten Leibesjünglinge behaupten, sowie er ein Buch vors Gesicht halte, schlafe er ein, und das Buch falle ihm auf die Nase; diese habe schon einen Sattel davon bekommen. — Wenn der Jüngling das zwanzigste Jahr erreicht hat, sucht er ein Verhältnis mit einer verheirateten Frau anzufangen oder vorzutauschen. Hauptächlich letzteres; denn ihm selber ist bei der Kototte viel wohler, aber die anderen sollen denken, er sei ein starker Don Juan. Und zwar stark nicht etwa in der Kraft der Lenden — bauernhaft! Ganz andere Dinge sind es, die unter der jeunesse dorée als vornehm gelten . . .“

So braucht man nur den Scheinwerfer beliebig zu wenden, und immer neue Bilder tauchen auf, und man kann nicht sagen, daß das eine weniger interessant sei als das andere. „Greift nur hinein ins volle Menschenleben, und wo ihr's packt, da ist es interessant.“ Ich wünschte, unser „deutsches“ Kulturleben wäre etwas weniger „interessant“ . . .

„Harden“, schreibt Heinrich Driesmans in seiner „Deutschen Kultur“, „hat diesmal — gleichviel, welchen Ausgang sein Prozeß schließlich noch nehmen mag — seinen letzten und wohl eigentlichen Zweck erreicht: die Liebenberger Runde dem Kaiser zu entfremden. So oft bisher seitens der Presse, und insbesondere der ‚Zukunft‘, eine der vom Kaiser berufenen und hochgehaltenen Persönlichkeiten in ihren leitenden Stellungen beanstandet wurde, pflegte der Kaiser sie nur um so energischer darin zu halten und womöglich noch besonders auszuzeichnen. Das geschah in der Regel a tempo: Zug um Zug. Harden brauchte eine solche Persönlichkeit nur anzutippen, so konnte sie sicher sein, sich alsbald einer besonderen Gnadenhuld zu erfreuen. (? D. S.) So im Fall Bötticher und vielen anderen. Diesmal aber fand sich die kaiserliche Magime: sic volo, sic jubeo, lahmgelegt. Wilhelm II. konnte seinen Freunden nichts mehr sein — und dies will uns als die einzige Frucht der ganzen Aktion Hardens dünken, demgegenüber die Frage der Schuld oder Unschuld der Angegriffenen belanglos erscheint. Wenn man in der ganzen Regierung des Kaisers ein einziges Ringen mit Bismarck zu erkennen hat, auch mit dem abgesetzten, und noch mit dem toten Bismarck, hinter dem das deutsche Volk stand — und wenn Harden als dessen, ob nun berufener oder unberufener, Wortführer und Testamentsvollstrecker gelten kann: dann dürfte es wohl als Bismarcks Rache anzusprechen sein, was sich lezthin hier ereignete; wie denn auch Bismarcks Stimme aus dem Grabe bei der ersten Gerichtsverhandlung im Hardenprozeß mit den Ausschlag gegeben gegen die klägerische Partei. Jede unserer Handlungen untersteht der Naturgesetzlichkeit von Stoß und Gegenstoß; und wenn die ‚Erhaltung der Kraft‘ auch erst nach Jahrzehnten auf den mannigfachsten Umwegen zurückkommt, — sie trifft

unfehlbar den rückwirkend, von dem eine Gewaltfameit ausging. So traf Bismarck zuletzt doch noch die tiefverhaßten Liebenberger, die ihn von seinem Fürsten abgedrängt, und dem bestgehaßten Vollstrecker dieses Gerichts und Durchquerer seiner Politik gegenüber sah der Kaiser zum erstenmal seinen Willen durchkreuzt. Damit bleibt die beste Frucht des Prozesses die Reinigung der Umgebung der höchsten Person des Landes. Wilhelm II. hat auf die empfindlichste Art erfahren müssen, daß er von Anfang seiner Regierung an von falschen Freunden beraten war, und Menschen um sich versammelt, die seines hohen Vertrauens nicht würdig gewesen. Die erste Epoche seiner Regierungszeit kommt damit zu einem tragischen Abschluß. Wie ihm denn seine Minister Bötticher, Pod und Studt einer um den anderen vom Volkswillen wieder entwunden worden sind, so dürfte er nunmehr erkennen, daß er — wie in der äußeren, so in der inneren Politik — auf „seinem“ Wege mit dem deutschen Volke nicht weiterkommt: daß er endlich Wandel schaffen muß mit den Persönlichkeiten, die er seines Vertrauens würdigt. Und wir geben uns der Erwartung hin, daß er nach den bitteren und für ihn persönlich so peinlichen Erfahrungen seiner Politik, daß er nach den vielfachen Irrungen und Wirrungen seiner derzeitigen Regierungsweise sich endlich den Vertrauensmännern des Volkes zuwenden werde . . .“

Man sieht: es fehlt uns keineswegs an „historischem Sinn“. Daß aber die „Erwartung“ des Herrn Verfassers historisches Ereignis wird, möchte ich bis auf weiteres bezweifeln. Es kommt in solchen Fällen weniger auf die Dinge und Tatsachen an, als auf ihre Wertung durch die gegebene Persönlichkeit. Und da glaube ich: wir müssen bei der Persönlichkeit Kaiser Wilhelms II. sehr mit einer gegebenen Größe rechnen . . .

* * *

Ob der Herr Kriegsminister auch heute noch die vom Grafen Lynar „an seinen lieben Bollhardt“ gerichteten Briefe und Dedikationen so völlig harmlos findet? Ob er auch heute noch vor versammeltem Reichstagsvolke treuherzig erklären würde, er sehe in solchen Schreiben und Bildniswidmungen durchaus nichts Kompromittierendes, habe selbst mehr als einen seiner Untergebenen auf diese Weise ausgezeichnet? Wird er das heute noch behaupten wollen, nachdem er durch Paasche den Wortlaut jener Schriftstücke kennen gelernt hat? Der Herr Kriegsminister wird es ganz bestimmt nicht wieder tun. Waren da aber seine Inskuznahme des Angeschuldigten und sein Vorgehen gegen Paasche nicht etwas voreilig und unvorsichtig? Und wie erscheint die ganze hohle, zum Teil sogar persönlich unanständige Paasche-Sache im Lichte der inzwischen erfolgten Aufklärung? Wie die von Bülow aus Anlaß dieses Intermezzos gestellte Kabinettsfrage, sein Ultimatum an den Bloch? Auch — „Mißverständnisse“ können eine Gabe Gottes sein, man muß sie nur zu gebrauchen wissen. Auf einem glücklichen Mißverständnis beruht im Grunde auch der ganze „Bloch“, und ohne Mißverständnisse scheint bei uns eine Regierung kaum

noch möglich. Auf dem Mißverständnis baut sich von Fall zu Fall die Möglichkeit des Fortwurfstels auf. Ohne Mißverständnis keine Lösung der Konflikte. Es gewährt verlängerte Regierungsfähigkeit und überbrückt die Kluft beiderseits „gewahrter Grundsätze“.

Man kann Menschen und Dinge sehen, wie sie sind, man braucht sich selbst kein X für ein U zu machen, noch von andern machen zu lassen, und kann Menschen und Dingen doch gerecht werden. Auch wer an unserm ganzen gegenwärtigen System nichts weniger als Behagen empfindet, wird sich doch sehr besinnen müssen, ob er recht daran täte, die verantwortlichen Persönlichkeiten als solche zu bekämpfen. Bei aller grundsätzlichen Gegnerschaft gegen das System wird er sich doch sagen müssen, daß eine Beseitigung dieser Persönlichkeiten aus ihren Ämtern auf alle Fälle ein Sprung ins Dunkle wäre, mit sehr, sehr großer Wahrscheinlichkeit aber nur eine Verschlimmerung der Lage. An dem guten Willen des Kriegsministers ist nicht zu zweifeln. Und, wenn ich recht berichtet bin, wird er nach den letzten „Aufklärungen“ erst recht alles daran setzen, die Mißstände in der Armee mit Feuer und Eisen auszutilgen, ohne Ansehen der Person, wie er das dem Reichstage feierlich und höchst temperamentvoll versprochen hat. Daß er sich diesem gegenüber in einer recht peinlichen Lage befand, erklärt sich nicht zuletzt aus der eigenartigen Stellung, die der verantwortliche Kriegsminister neben oder vielmehr unter dem unverantwortlichen Militärkabinett des Kaisers einnimmt. Dieser Zustand entspricht dem Geiste der Verfassung nicht und sollte von dem jeweiligen Inhaber des Amtes nicht ohne weiteres als unabänderliches Fatum hingenommen werden. Aus ihm erklärt es sich im besondern, daß der Kriegsminister vor dem Reichstage Versäumnisse rechtfertigen und verfassungsgemäß verantworten mußte, die zu verhindern er nach seiner eigenen Erklärung nicht in der Lage war. War es aber an dem, so lag es immer noch in seiner Macht, die Verantwortung für Dinge, die er nicht ändern konnte, abzulehnen und äußersten Falles auch die äußersten Konsequenzen zu ziehen. Das muß immerhin festgestellt werden.

Und was wäre für den Bloc — wenn nicht geradezu ein Wunder geschieht — mit dem Rücktritte des Reichskanzlers gewonnen? Der erhoffte „Ruck nach links?“ Der würde ganz gewiß nicht eintreten. Den Faden weiter zu spinnen, und gar gröber zu spinnen, der dem Fürsten Bülow bei dem ersten leise tastenden Versuch in den diplomatisch geübten Fingern zerriß, würde wohl sein Nachfolger kaum noch Lust verspüren. Vestigia terront. Es ist auch keineswegs wahrscheinlich, daß die „maßgebende Stelle“ dann auch noch geneigt wäre, einen solchen Versuch noch einmal mitzumachen. Daß Bülow auch nur in der Theorie etwas dem Ähnliches unternehmen konnte, wäre ohne die vorhergegangenen besonderen Umstände und die dadurch erzeugte Stimmung kaum möglich gewesen. Da war der mit Hilfe des liberalen Bürgertums auf dem Boden des bestgehaßten „demokratischen“ Wahlrechts gewonnene Reichstagsieg, die verminderte Furcht

vor dem bisher immer nur siegreichen, in seinem Siegeszuge scheinbar unaufhaltsamen „roten Schreden“ und alle die daraus fließenden Imponderabilien. Glaubt jemand, daß sich eine solche Konstellation so leicht und so bald wieder einstellen würde?

Bälou persönlich ambiert sicher nicht den Ruf eines „Reaktionärs“. Wenn er sich einen „agrarischen Reichstanzler“ nannte, so braucht man einmal als „Agrarier“ wirklich noch nicht gleich „reaktionär“ zu sein, und dann liegt es doch auf der Hand, daß hier mit der Wurst nach der Speckseite geworfen wurde. Daß es ihm persönliches Vergnügen machte oder er ein persönliches Interesse hätte, notwendige Reformen hintanzuhalten, wird weiter auch kein Surechnungsfähiger behaupten wollen. Anzunehmen aber, daß er Reformen, wie die des preußischen Wahlrechts und ähnlicher offensichtlicher Rückstände in unserem Rechts- und Verfassungsleben nicht für notwendig oder gar für schädlich hielte, hieße denn doch, ihn grausam unterschätzen. Ich müßte mich in seiner Beurteilung sehr irren, wenn er persönlich nicht viel lieber ein fortschreitender als ein retardierender Reichstanzler wäre. Am Ende gehört doch Entsagung dazu, auf solchem Posten nicht schöpferisch tätig zu sein.

Im Wahrheit liegt die Sache klar genug: er kann den Pelz nicht waschen, ohne ihn naß zu machen. Und das möchte er nicht. Die Neigung zur linken Ehehälfte des Blocks darf nichts kosten. Kehrt er ihr wirklich seine Liebe zu und betätigt diese durch irgendwelche nennenswerten Beweise, so kommt ihm sofort die rechte Hälfte über den Hals, und dann wird die Sache schon brenzlich. Denn in diesem „Verhältnis“ hat der Mann noch „die Hosen an“, nicht, wie es meist in legitimen Ehen der Fall ist, die Frau. Und so bleibt der Ärmsten nur der gefühlvolle aber magere Trost: „Behüt' dich Gott, es wär' so schön gewesen, behüt' dich Gott, es hat nicht sollen sein.“ Aber darum kann man ja immer noch ein Weniges miteinander tokettieren. So ein kleiner Flirt hat auch seine angenehmen prickelnden Reize.

Viel mehr als das wird's wohl auch nicht werden. Hier und da eine galante Ruffhand, ein verstohlener Händedruck. Sie ist nicht verwöhnt, die brave linke Blockhälfte, und hat's eigentlich auch gar nicht nötig. Was kann auch so ein armes — „Verhältnis“ groß verlangen? —

Aber auch schon diese platonische Neigung, diese theoretische Anerkennung „liberaler“ Wünsche und Sehnsüchte bedeutet für sie eine gewisse offizielle Anerkennung wenigstens ihrer grundsätzlichen Berechtigung, während sie bisher schon im Prinzip offiziell verworfen wurden. Das ist verflucht wenig, aber mehr als gar nichts. Und es bedeutet vielleicht den Anfsatz zu einem Anfang. So mikroskopisch klein er heute auch erscheinen mag: — ist er überhaupt ein Anfang, so darf er als solcher für die Zukunft nicht unterschätzt werden.

* * *

Für die Zukunft! Vorläufig scheinen nur solche „Konzeffionen“ in Aussicht zu stehen, die sich länger überhaupt nicht mehr abweisen lassen

und keinesfalls als Konzessionen an die linke Blockhälfte gelten dürfen. Es sind bloße Zugeständnisse an den Zeitgeist, die gegebene allgemeine Kulturstufe.

Wie die Dinge einmal bei uns liegen, dürfen wir auch solche Gaben nicht verachten. So bescheiden sie an sich sein mögen: wir haben noch viel mehr Bescheidenheit gelernt. Und wenn der Reichskanzler mit den von ihm verheißenen Reformen in unserm Rechtswesen wirklich Ernst machen, ohne Rücksicht auf den Dünkel dem Gesetz der Trägheit Frönderer durchgreifen sollte, so würde er sich ein dauerndes Verdienst um das deutsche Volk erwerben, eine wahrhaft nationale Tat verrichten. Denn hier liegen schreiende Mißstände offen, die mehr „umstürzen“, als je ein Block wieder aufrichten könnte.

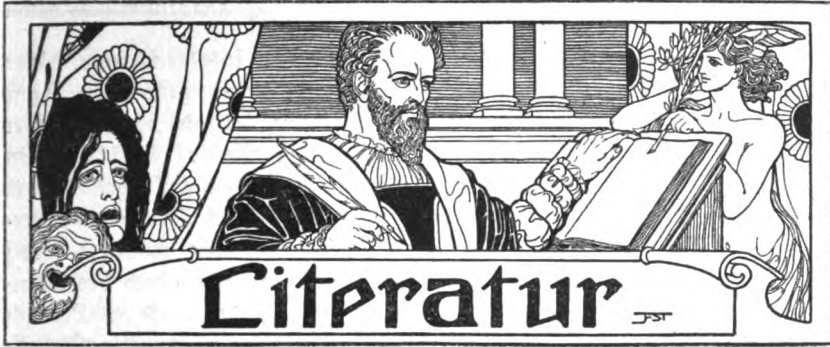
„Ganz offen will ich bekennen,“ so erklärte der Fürst mit erfreulicher Entschiedenheit im Reichstage, „daß ich Reformen auf diesem Gebiete nicht nur für wünschenswert, sondern für dringend notwendig halte. Ich bilde mir nicht ein, ein fertiger Jurist zu sein — als Jurist habe ich es nicht weiter gebracht als bis zum Referendar —, aber ich glaube, daß ich in dem, was ich jetzt sagen will, die große Mehrheit des gebildeten deutschen Bürgertums auf meiner Seite habe. Nicht erst eine Reihe von Prozessen, die mit ihren Begleiterscheinungen unliebsames Aufsehen erregt haben, haben mir die Überzeugung verschafft, daß in unserer Rechtspflege und in den Formen, in denen sie sich bewegt, vieles besserungsfähig und verbesserungsbedürftig ist. Schon vorher hatte mir die Lektüre der Rubrik ‚Gerichtshalle‘ in den Zeitungen zu denken gegeben. Ich fand da Verurteilungen, die zu hart waren. Da waren Vergehen armer Leute namentlich, aus Not begangen. Mir ist ein Fall im Gedächtnis, wo ein in einem Berliner Vorort wohnender Arzt, der in bitterster Not ein paar Scheite Holz von einem Bauplatz entwendet hatte, um sein Zimmer zu heizen —: der Unglückliche wurde, wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht, in erster Instanz zu einer Woche Gefängnis verurteilt. Die zweite Instanz gab eine dem Rechtsgefühl entsprechendere Entscheidung. Ich fand aber auch Fälle, wo ich ein weit strengerer Richter gewesen wäre, das waren Roheits- und Sittlichkeitsverbrechen, Rinder- und Frauenmißhandlungen, Tierquälereien, Mißbrauch der Gewalt über abhängige Personen, Verletzung und sonstige Frevel aus niedrigsten Motiven, wie Habsucht, Rachsucht oder gemeiner Bosheit.

In Übereinstimmung mit dem Volksgefühl betrachte ich es auch als in hohem Grade verderblich und anstößig, in wahren Sinne unsittlich, wenn im Gerichtssaal ohne Not Fragen vorgelegt werden, die tief in das Privatleben, in das Seelenleben des Angeklagten oder Zeugen eingreifen, wenn Fragen gestellt werden, deren Beantwortung für den Beteiligten schmerzlich oder peinlich sein muß. Das ist etwas Häßliches aus den Zeiten unfreier Rechtspflege. Der Gerichtssaal darf

nicht eine Folterkammer werden, nicht eine Tortur, die ärger sein kann als diejenige, die abgeschafft zu haben die Neuzeit mit Recht sich rühmt. Ich meine, daß namentlich bei öffentlicher Herabwürdigung von Personen wegen unglücklicher Umstände ihres Privatlebens der napoleonische Grundsatz Geltung haben muß: Um das Privatleben muß sich eine Mauer ziehen . . . Es fragt sich, ob nicht ein besserer gesetzlicher Schutz des Privatlebens und der persönlichen Ehre notwendig ist, ein Schutz, bei dem gerade diejenigen nicht versagen sollten, die wie der Herr Vorredner das Duell verwerfen. Und wenn oft rühmend hervorgehoben wird, daß es dem englischen Volke gelungen sei, das Duell aus seinen Sitten auszuschneiden, so möge dabei nicht übersehen werden, daß Verleumdungen und Ehrabschneidungen nirgends prompter und strenger bestraft werden als gerade in England. Das sind Betrachtungen eines einfachen Laien, Betrachtungen, von denen ich aber glaube, daß jeder billig und natürlich empfindende Mensch sie mit mir teilen wird. Als Reichskanzler habe ich dafür Sorge getragen, daß diese Gedanken von der Justizverwaltung gründlich geprüft werden und daß namentlich festgestellt wird, ob der Fehler nur an der Anwendung des Gesetzes liegt oder im Gesetz selbst. Ich habe auch dafür Sorge getragen, daß die von verschiedenen Herren Vorrednern gewünschte Beschleunigung der Vorarbeiten für die Reform des Strafrechts und des Strafprozesses eintreten wird. Es wird sich hieran anschließen müssen eine grundlegende Reform des Strafvollzuges in erster Linie, andererseits Festsetzung für die Vollziehung an jugendlichen Personen. Gerade hier wird vielleicht nach amerikanischem Vorbilde das Besserungssystem mehr ausgebildet werden müssen. Es erscheint mir dringend nötig, einen jugendlichen Verbrecher nicht durch unangemessene Strafe zum gewohnheitsmäßigen Verbrecher auszubilden, sondern zu versuchen, ihn auf den besseren Weg zu führen . . .“

Es ist dem Tagebuchschreiber eine Freude und Genugtuung, feststellen zu können, daß der Reichskanzler hier Gedanken und Forderungen vertritt, für die der Türmer viele Jahre lang — gekämpft hat. Denn damals war es noch nicht an dem, daß derartige Meinungen von offiziellen Vertretern der Regierung amtlich vorgetragen wurden. Damals warf eine „gutgesinnte“ Presse, warfen „gutgesinnte“ Leute mit Steinen nach dem Türmer, weil er öffentliche Mißstände, namentlich auch in unserem Rechtsleben, nicht anders beurteilte, als es hier geschieht. Wie nun, meine Capferen? Wollt ihr eure Geschosse nunmehr gegen den deutschen Reichskanzler richten? . . .





Universale Kultur

Von

Dr. Karl Storr

Das Ideal des Begriffes Kultur heißt Durchbildung des gesamten Menschen, harmonische Entwicklung aller seiner Kräfte und Fähigkeiten zu höchster Blüte. Des Terentius: „Nihil humani a me alienum puto“, das in ethischem Sinne von den menschlichen Schwächen gemeint war, wäre die schönste Ausdrucksformel auch der größten menschlichen Stärke. „Nichts Menschliches ist mir fremd.“ Was Menschen gedacht, erforscht, erstrebt, erarbeitet, weiß ich, verstehe ich.

Es hat in früheren Zeiten viele Polyhistoren gegeben und gibt ihrer heute auch noch viel mehr, als man wohl denkt. Aber solche menschlichen Sammelkästen von Wissensstoff brauchen nicht einmal hinsichtlich des geistigen menschlichen Lebens wirklich kultiviert zu sein. Diese Beherrschung der wissenschaftlichen Stoffgebiete ist noch lange nicht Wissen und noch weniger Erfassung des menschlich Dauernden in diesen Bestrebungen. Vielleicht ist es ein Glück, daß diese Masse an sachlichem Wissensstoff im Laufe der Zeiten so ungeheuer angehäuft worden ist, daß niemand mehr daran denken kann, sie sich zu eigen zu machen. Dadurch wird das Streben der universal veranlagten Menschen sich mehr auf eine zusammenfassende Tätigkeit richten, die aus den verschiedenen Entwicklungslinien nicht das Auseinanderführende, sondern das Verwandte erfasst und schließlich in steter Emporarbeit einen Überblick über die Gesamtentwicklung der Menschheit und ihre Gesamttätigkeit zu gewinnen vermag, wie wir ihn auf einem hochragenden Bergesgipfel über die Landschaft gewinnen.

Gerade wir Deutsche haben ein Recht dazu, an der Möglichkeit, auf solche Gipfel zu gelangen, nicht zu verzweifeln. Wir haben die meisten universalen Menschen hervorgebracht; uns wird mit jedem Tage lebendiger das wunderbarste Beispiel solcher Menschenentwicklung: Goethe.

Die Wissenschaft ist durch lange Jahre genau entgegengesetzte Wege gegangen. Das außerhalb aller Gefühlswelt, ja streng genommen sogar außerhalb des eigentlich geistigen Strebens liegende, lediglich von praktischer Verstandesüberlegung eingegebene System der Arbeitsteilung ist auch in der Wissenschaft durchgeführt worden, wie nur auf irgend einem technisch-industriellen Gebiete. Es sei fern von uns, dieses Streben zu unterschätzen. Zugegeben, daß es vielfach bis zur Lächerlichkeit ausartete, ganz ohne Nutzen ist auch hier nicht gearbeitet worden. Gibt es doch der Menschen genug, die sich infolge ihrer sozialen Herkunft den geistigen Lebensberufen zuwenden, aber aus der Natur des Handwerkers oder Fabrikarbeiters, in der sie nun einmal stecken, nicht heraus können. Sind sie fleißig, so finden sie in der durch die Arbeitsteilung ermöglichten mehr maschinellen Arbeitsweise Befriedigung ihres Daseins; sie haben aber auch den größeren Geistern eine Masse Arbeit abgenommen.

Immerhin, die Spezialisierung — das unschöne Wort deckt den ungeschönen Begriff gerade recht — im wissenschaftlichen Betriebe war doch zu einer sehr bedenklichen Erscheinung geworden. Vielleicht am meisten in Deutschland. Und gerade hier verband sich ihr ein stets wachsender Abschluß der ausgesprochenen Gelehrtenkreise vom Volke.

Die Schädigung, die das Gelehrtentum dadurch erfuhr, war Überschätzung, Standeshochmut, sowie die mit aller Einseitigkeit verbundene Kurzsichtigkeit, das Verlieren aller Maßstäbe für Wert und Ergebnisse der eigenen Tätigkeit. Dem Fabrikarbeiter muß immer das Gefühl bleiben, daß er nur einen Teil der notwendigen Arbeit leistet. Er kann sich vielleicht einreden, daß ohne ihn der Betrieb stockt, niemals aber kann er vergessen, daß er nur ein Rädchen im großen Betriebe in Bewegung setzt, daß durch ihn allein das Werk nimmermehr entstehen kann. Anders bei jenen vielen Fachgelehrten, die doch nur Fabrikarbeiter der Wissenschaft, ohne alle schöpferische Kraft sind. Dadurch, daß seine Tätigkeit die praktische Probe vor der Welt nicht zu bestehen hat, kann sich der Gelehrte leicht einreden, daß er den Königshau der Wissenschaft errichte, während er doch nur Sandkörnchen für den Mörtel zusammenträgt.

Noch schlimmer waren die Folgen für das Volk. Die große Spaltung, die mit der aus der Fremde übernommenen Bewegung des Humanismus und der Renaissance sich im geistigen Leben Deutschlands eröffnete, durch die Reformation sich aufs religiöse Gebiet ausdehnte und nachher in der traurigen Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege zu einer schier unüberbrückbaren Kluft wurde, war durch die Tätigkeit unserer künstlerischen Geisteshelden bis zu einem hohen Grade überwunden worden. Alle diese Künstler — es gilt für unsere Dichter wie für die Musiker Händel, Bach, Haydn, Mozart, Beethoven — waren universale Naturen. Sie drangen nicht zu den Quellen des eigenen Volkstums zurück, dachten nicht an ein reines Deutschtum, sondern suchten alle Bildungs- und Kunstkräfte zu sammeln, gleichgültig, ob sie aus der Antike, ob aus Frankreich, Italien oder

England sie kamen. Aus diesem chaotischen Mischmasch der verschiedenartigsten Kräfte ließen sie dann eine neue Bildungswelt entstehen, die gerade deshalb eigenartig deutsch wurde, weil sie universal war. Und es ist doch in hohem Maße gelungen, eine Bildung des deutschen Volkes so zu erreichen. Wenn man die gesellschaftlichen Unterhaltungen um 1800, die allgemeine Lektüre, wenn man vor allem auch die Briefe dieser Zeit kennen lernt; wenn man den großen Anteil der Frauen an dieser ernstesten geistigen Arbeit überdenkt und andererseits die sehr vornehme künstlerische Bildung der höheren Beamtentreise und des Adels hinzunimmt, so wird man gestehen müssen, daß in diesen Jahrzehnten um 1800 eine hohe geistige deutsche Kultur vorhanden war, bei der es des einzelnen Streben bildete, dem gesamten Leben, der gesamten Tätigkeit seines Volkes mit wirklicher Anteilnahme zu folgen.

Aber die künstlerischen Wegweiser gingen auch mit gutem Beispiele voran. Von unseren klassischen Dichtern war keiner, wenn auch nicht einer mehr an Goethes Allseitigkeit heranreichte, Nur-Künstler. Alle sahen in der Kunst Kulturausdruck und waren überzeugt, nur dadurch ihrer künstlerischen Aufgabe in hohem Maße gerecht werden zu können, wenn sie sich die gesamte Kultur ihres Volkes zu eigen machten und aus dieser heraus einen Ausdruck für diese gesamte Kultur schufen und nicht etwa bloß künstlerische Liebhabereien befriedigten. Der einzige, bei dem ein derartiges Artistentum zuweilen hervortritt, Wieland, war im wirklichen Leben und doch auch in der großen Zahl seiner Prosawerke ein durchaus nach allseitiger Wirkung strebender Geist. Umgekehrt weist auch die Geschichte deutscher Gelehrsamkeit für diese Jahrzehnte eine Reihe strahlender Namen auf, deren Träger auf Sondergebieten vollkommen Neuartiges leisteten und dabei doch über eine allumfassende Bildung verfügten. Man denke an die beiden Humboldt, an Johannes Müller und Savigny, Niebuhr und viele andere. Immer, wenn mir Gelehrtenwerke aus der Zeit um 1800 in die Hand kommen, staune ich über die allseitige geistige Bildung und über den vornehmen Geschmack ihrer Verfasser.

Die Romantik hätte nach ihren innersten Absichten nur die Fortsetzung dieser glücklichen harmonischen Kulturentwicklung bringen müssen. Denn gerade die Romantiker versuchten ein Erfassen des ganzen Alls, aller Lebensäußerung in der Kunst. Aber leider eben nur in der Kunst. Sie sahen dem von ihnen so hoch verehrten Goethe nicht ab, daß die Kunst nur eine Ausdrucksform für Leben ist, daß sie niemals dieses Leben selbst sein kann. Sie sahen nicht ein, daß dieses Leben viel umfassender, vielseitiger und pflichtenreicher ist, daß gerade die wirkliche Genialität für die verschiedenen Inhalte dieses Lebens verschiedenartige Ausdruckswerte suchen müsse; begriffen es nicht, daß wie für Goethe, so für den wirklich harmonischen Menschen die nicht künstlerische, das heißt außerhalb der Kunst liegende Tätigkeit ebenso notwendig sei für eine Gesamtentwicklung wie die Kunst selbst. So kam es, daß sie selbst ihrer Kunst Aufgaben

zumuteten, die diese nicht erfüllen konnte, daß sie umgekehrt sich selber für andere Lebensstätigkeit unbrauchbar machten.

Das Schlimmste war, daß jener weitaus größte Teil des Volkes, in dessen Leben die Kunst nur als Verschönerung, Erhöhung hereintritt, kein Verhältnis mehr zur romantischen Kunst finden konnte, da diese in eine lebensfremde Welt hineingeriet. Aber wir wollen über dieser Erkenntnis nicht vergessen, wie reich und vielseitig der Kulturgehalt der Werke vieler Romantiker ist, auch bedenken, daß die von der Romantik befruchtete Wissenschaft, die die Gebrüder Grimm in schönster Weise darstellen, in wundervollster Weise den Charakter kultureller Tätigkeit trägt. Denn so glänzend die Grimm als Erforscher des Einzelnen sind, ihre vorbildliche Bedeutung liegt darin, daß sie niemals den Maßstab verloren, daß sie das Kleine immer als Teilerscheinung eines Großen erkannten und diesem Großen dienten, wenn sie an einer Einzelheit ihre Kräfte erprobten.

Der eigentliche Riß kam in diese Entwicklung durch jene Geschehnisse, die unter günstigen Umständen uns geholfen hätten, die Krankheitskeime der Romantik zu überwinden. Die Jahre 1806 bis 1815 zwangen das Volk der Träumer und Denker, ein Volk der Tat zu werden. Daraus brauchte nicht zu folgen, daß ein Gegensatz zwischen dem Leben der Tat und dem des Denkens und Dichtens eintrat. Am allerwenigsten beim deutschen Volke, dessen tiefstes Wesen darin beruht, daß alles Fruchtbare, was es tut und schafft, durch Denken und Dichten hindurch muß, eigentlich hier seine Geburtsstätte hat. Hier ist die größte Sünde, die die deutschen Fürsten an ihrem Volke begangen haben, daß sie dieses Volk der Dichter und Denker, das sich in so herrlicher Weise als Volk der Tat erprobt hatte, wieder zurückzudrängen versuchten in den Zustand vor der Tat. Das war das Verhängnis. In politischer Hinsicht, in der unsere heutige Parteizerrissenheit eine Form dieser Erscheinung ist; in geistiger, wo wir erst heute anfangen, diesen Schaden zu überwinden.

Dadurch, daß man das eigentliche Leben in Formen zurückzwang, die nicht mehr lebensfähig waren, in Formen, die vom geistigen und künstlerischen Leben des Volkes schon im 18. Jahrhundert theoretisch und in der eben abgelaufenen Kampfzeit auch praktisch überwunden worden waren, machte man den starken geistigen und seelischen Kräften die Mitwirkung an diesem öffentlichen Leben unmöglich. Auf der anderen Seite wurde es aber dadurch dem Mann, der trotz allem in diesem öffentlichen Leben seine Tätigkeit suchte, schier unerreichbar, an jenem geistigen und künstlerischen Leben wirklich Anteil zu nehmen. So entwickelte sich jene merkwürdige Erscheinung des deutschen Lebens, daß die Männerwelt im gleichen Verhältnis, wie sie immer mehr teilnahm am öffentlichen Leben, für Kunst und allgemeine Wissensbildung unempfänglich wurde. Für die Kunst ihrerseits hatte das zur Folge, daß sie sich um dieses öffentliche Leben gar nicht mehr kümmerte und leicht einem Aristokratentum verfiel; oder selber eine Kraft des öffentlichen Lebens sein wollte, somit

in die Tendenz hineingeriet; oder endlich sich auf einen durch den allgemeinen Stand der Frauenbildung und das Bedürfnis bloßer Unterhaltung gegebenen niedrigen Durchschnitt einer Unterhaltungskunst herabließ. Ursache und Wirkung gehen hier vielfach durcheinander. Zugeben, daß man für Kunst und allgemeine Kulturbildung keinen Sinn habe, will niemand. Das offene Bekenntnis, daß man dazu keine Zeit habe, ist beschämend, erst recht, wenn man für andersartige Unterhaltung viel Zeit aufwendet. So halfen sich ernste Männer gern mit der Ausflucht, daß ihnen die zeitgenössische Kunst zu flach sei. Sie vergaßen, daß diese tatsächlich vorhandene Flachheit der zeitgenössischen Kunstmasse zumeist die Folge davon war, daß der höherstehende Leserkreis versagte. Die Wissenschaft litt gleicherweise auch in höchstem Maße unter dieser Kleinlichkeit des Lebens, da für sie die Verhältnisse gleich lagen wie für die Kunst.

Entscheidend war, daß die Zeit, in der künstlerische und geistige Bildung die eigentlich Leben gestaltende Kraft des deutschen Lebens bildete, vorbei war. Sie scheint mir gerade so um 1820 abgeschlossen. Zum Teil dadurch, daß diese Mächte in den Jahrzehnten zuvor so ungeheuer viel Leben gestaltet hatten; denn sie können ja für das wirkliche Leben doch immerhin nur das theoretische Ideal der gesamten Lebensbetätigung aufstellen. Diese wird danach trachten müssen, den Gesamtzustand dieses Lebens auf jene Höhe hinaufzubringen, die von der Kunst vor uns hingestellt worden ist. Wenigstens ist es für Deutschland so gegangen. Bei anderen Völkern, Italien, Frankreich und England zumal, war das politische und ökonomische Leben immer früher entwickelt, und Kunst und Wissenschaft hatten nachher ihre Aufgabe darin, das diesem hohen allgemeinen Kulturzustand entsprechende Geistig-Seelische zu schaffen. Für uns Deutsche dagegen war die geistig-seelische Welt immer in Riesenschritten der politischen und sozial-ökonomischen Entwicklung vorangeeilt.

Die Jahre 1806—1815 hatten nun mit aller Macht des ein ganzes Volk ergreifenden Geschehens *Ausnahmestände* für die politische und soziale Entwicklung herbeigeführt. Das deutsche Volk hat sich dem gewachsen gezeigt und in diesen Jahren einen größeren Fortschritt in seiner politischen und auch in seiner sozialen Entwicklung gemacht, als durch die zwei vorangehenden Jahrhunderte zusammengenommen. Aber wir dürfen uns nicht verhehlen, daß, wenn die Reise für das neue politische Dasein vielleicht vorhanden war, die sozialen Möglichkeiten zu diesem Dasein immer noch fehlten. Die Erkenntnis der Ansprüche dafür war vorhanden. Es ist kein Zufall, daß die Aufhebung der Leibeigenschaft in diese Jahre fällt. Es ist innere Notwendigkeit, daß in diesen folgenden Jahren die ganzen Rechtsverhältnisse im Handwerksleben sich verschieben, daß sich langsam die Entwicklung zum gewerblichen Großbetrieb anbahnt. Die Literatur, wie sie gleich nach den Freiheitskriegen einsetzt, bezeugt an tausend Stellen die Erkenntnis von der Bedeutung der ökonomischen Umwelt für die Höhe der sozialen Lebensbetätigung. Hätten diese sozialen Verhältnisse 1815 aus-

gereicht, so hätte sich das Volk auch nicht wieder in die alten politischen Zustände hineinzwingen lassen. Aber es dauerte noch ein volles Menschenalter, bis die sozial-ökonomische Grundlage für ein neues Staatsdasein geschaffen war.

Die Schaffung dieser neuen sozialen Verhältnisse hat eine ungeheure Arbeit, und vor allen Dingen Männerarbeit erfordert. Und wenn es jetzt nicht mehr wie einst nach dem Dreißigjährigen Kriege darauf angekommen war, die Möglichkeiten des nackten Daseins zu schaffen, so nahm die Sorge für die Besserung der sozialen Lage doch alle Kräfte in Anspruch. Man hatte keine Zeit für geistige und künstlerische Kultur. Gerade die Tüchtigen, die nach Lebensbetätigung Strebenden arbeiteten auf anderen Gebieten; die Untüchtigen schliefen, wie sie es immer getan haben.

Aus all diesen Ursachen erwuchs dann auch die Umwandlung der Weltanschauung, erwuchs der Materialismus. Aufs geistige Gebiet übertragen bedeutet dieser Materialismus Spezialistentum. Spezialistentum ist schon rein äußerlich die vollkommene Beherrschung einer Materie, und diese derartig eingestellte Gelehrsamkeit hat immer nur das Stoffliche innerhalb dieser Geisteswelt eingesehen. Die ganze Art der Philologie in Textbehandlung, Lebensbeschreibung usw. war — ich wähle dieses Gebiet absichtlich, weil es scheinbar rein geistig ist — nahezu ängstlich beflissen, alles das zu vermeiden, was sich nicht buchstabengetreu belegen ließ. Alles Psychologische war aus dieser Wissenschaft verschwunden.

Ich brauche diese Zustände nicht im einzelnen zu schildern. Seit dem Ende der achtziger Jahre ist im deutschen Volke die Erkenntnis da, daß ihm eine eigentlich deutsche Kultur abhanden gekommen ist. Das Auftreten des Rembrandt-Deutschen, der an hundert einzelnen Fällen diesen Widerspruch zwischen geistigem und sozialem, künstlerischem und nationalem Leben in Deutschland beleuchtete, fällt zusammen mit der sog. „Literaturrevolution“, mit den Auflehnungen der Künstlerschaft gegen den akademischen Zwang (Sezessionen), ja auch mit Bestrebungen der Wissenschaft, die engen Schranken der Universität zu durchbrechen und wieder einmal ans Volk heranzukommen. Es würde nicht schwer fallen, aus der Reihe der deutschen Hochschullehrer um 1890 eine ganze Zahl ziemlich gleichaltriger Männer auszusuchen, mit denen das Bestreben dieser Hochschulkreise nach breiterer Wirkung, nach Volkstümlichkeit einsetzte. Umgekehrt wäre von derselben Zeit an eine immer breiter werdende Schicht junger Gelehrter nachzuweisen, die auf alle akademisch lehrhafte Tätigkeit verzichteten und statt dessen den zuvor von den Wissenschaftlern über die Achsel angesehenen Beruf des Schriftstellers und Journalisten wählten.

Seit dieser Zeit haben wir die große Bewegung zur Volkstümmlichmachung unseres geistigen und künstlerischen Besitzes. Sie sind ja alle bekannt. Eine besonders charakteristische Erscheinung darunter — womit ich nicht sagen will, daß ich sie für sehr fruchtbar halte — ist die Veranstaltung volkstümlicher Lehrturse durch Hochschullehrer. Über all diese Be-

strebungen kam das Jahr 1900 herbei, der Abschluß eines Jahrhunderts, der Anfang einer neuen Zeit. Ein derartiges Jahr fordert geradezu heraus, die Summe dessen zu ziehen, was im Jahrhundert vorher geschaffen worden ist, zu sammeln und zu sichten, eine Übersicht zu gewinnen über den Gesamtbesitz, und diesen Besitz dann zur Grundlage zu machen für das neue Schaffen.

Unser Buchhandel steht noch heute im Zeichen von Sammelwerken, die so den Gesamtbesitz an geistiger, wissenschaftlicher und künstlerischer Kultur dem allgemein, nicht fachmännisch-spezialistisch, Gebildeten zugänglich zu machen suchen. Derartige Bestrebungen haben leicht den Zug des Alexandrinertums und bedeuten dann erst recht Erstarrung und Tod. Es wäre blind, wollte man verkennen, daß derartiges auch heute vielfach vorhanden ist. Aber andererseits kann auch nur blinde Voreingenommenheit das Bestreben leugnen, aus diesem Allgemeinbesitz heraus die Kräfte für Neues zu gewinnen. Wir Deutsche spüren, daß unsere ureigensten Volksträfte noch lange nicht alle zur Mitwirkung an der Kultur gekommen sind. Und man mag sagen, was man will, man mag spöttisch auf die Einfuhr, die Nachahmung alles Fremden hinweisen, — es war doch noch immer die Erkenntnis so verbreitet, daß unsere Kultur national sein müsse. Universalismus, also Welttum, ist für den Deutschen durchaus national zu erreichen. Daß wir alles uns sammeln, hindert uns nicht, das alles einzudeutschen. Universalismus ist nicht Internationalität. Diese ist Verwischung alles Charakteristischen, also Verflachung. Universalismus ist dagegen ein Emporwachsen aus dem eigenen Grunde zu Höhen, von denen sich die Welt überschauen und gewinnen läßt. Daß wir zum Besitz der geistigen Welt berufen sind, zeigen uns alle Großen unserer Geistes- und Kunstgeschichte. Schaffen wir diesen Führern, die wir haben, das Volk, das ihnen zu folgen imstande ist!



Konfessionelle Kritik

Im Sommer 1907 erschien bei J. C. Bachem in Köln ein „Musterkatalog für volkstümliche Bibliotheken“. Da sich das Unternehmen schon durch seinen Verlag als ein katholisches auswies, so hat es eine lebhaft erörterte Frage hervorgerufen, inwieweit konfessionelle Tendenzen auf das literarische und künstlerische Gebiet übertragen werden dürfen. Man sah in der Veröffentlichung zunächst nur einen neuen Versuch des Ultramontanismus, das katholische Volk von allem Nichtkatholischen abzusperrten. Demgegenüber erinnert nun Richard Weitbrecht im „Literarischen Echo“ an die Tatsache, daß es sich um eine Volksbibliothek handele und daß solche doch allgemein mit anderem Maßstab gemessen würden, als mit dem rein ästhetischen. Selbst da, wo man den rein ästhetischen anlegt, bei der Hamburger Lehrervereinigung (Wolgast), habe man diese Beurteilung mit einer ganz an-

deren vermischt, indem man ursprünglich alle Bücher patriotischen und religiösen Inhalts ausschloß, was dann später nicht mehr streng durchgeführt worden sei. „Und ich möchte die über diesen Katalog entrüsteten ‚rechtgläubigen‘ Evangelischen fragen, ob sie wohl in ihre Volksbibliotheken Bücher aufnehmen, die den nackten Atheismus oder das Evangelium Häckell predigen; und die entrüsteten Liberalen, ob sie in selbige Bibliotheken Bücher aus der sogenannten christlichen Literatur aufnehmen oder solche, die den römischen Katholizismus verherrlichen. Die Sozialdemokratie, wenn sie nicht ganz neuerdings sich andere Grundsätze angeeignet haben sollte, läßt längst in ihren Bibliotheken nichts zu, was die Weltanschauung der Sozialdemokratie bei den Lesern fördern könnte, wodurch sie sich freilich, wie durch einige andere Grundsätze, den Vorwurf zugezogen hat, eine Zwillingsschwester des Ultramontanismus zu sein. Man wird also, selbst wenn man das Recht zu einer Beurteilung nach konfessionellen, oder sagen wir religiösen, oder noch allgemeiner, Weltanschauungsgründen befreitet, zugeben, daß bei der Auswahl von Büchern für das Volk tatsächlich auch außeräthetische Gründe maßgebend sind. Denn wenn selbst die Sozialdemokratie die doch teilweise auf einer höheren Bildungsstufe stehenden Arbeiter nicht so einschüßt, daß sie ihnen alles zugänglich macht und ihrem eigenen Urteil die Folgerungen überläßt, wie kann man dann der römischen Kirche zumuten, die zum großen Teil auf einem sehr niedrigen Bildungsgrad befindlichen urteilslosen katholischen Volksmassen wahllos alles lesen zu lassen, selbst wenn man das in der katholischen Kirche beliebte Bevormundungssystem aller Gesellschaftsklassen durchaus verdammt? Und mit Recht könnten die Ultramontanen einwenden: gebt ihr Protestanten dem Volke erst einmal auch Katholisches, Neukatholisches, Jesuitisches zu lesen, und ihr Liberalen Frommchristliches aus der evangelischen christlichen Literatur, dann wollen auch wir uns besinnen, ob wir anderes als katholisch Approbiertes zulassen. . .“

Andererseits lasse man sich auf protestantischer Seite durch die Konfession der Dichter in seinem Urteil nicht beeinflussen. „Von den meisten lebenden Dichtern und von denen des vorigen Jahrhunderts wissen wir garnicht, welcher Konfession sie angehörten. Adalbert von Chamisso, Nikolaus Lenau, Franz Grillparzer, J. V. Scheffel, Robert Hamerling, Ludwig Anzengruber, Hermann Lingg, Martin Greif, M. Ebner-Eschenbach u. a. — kein Protestant hat je daran gedacht, daß sie katholisch sind, oder sich den Genuß ihrer Dichtungen dadurch verkümmern lassen! Die katholische Kritik aber fragt trotz der gegenteiligen Versicherung, die sich auch im Vorwort zu dem Kataloge findet, eben doch danach, sie kann und darf nicht davon absehen, will sie korrekt katholisch bleiben. Selbst in einem Katalog für Volksbibliotheken ist's doch merkwürdig, wenn sich Beanstandungen finden wie: ‚Eine oder zwei Bemerkungen betreffs der Muttergottesverehrung und kirchlichen Stiftungen könnte man am Ende nicht ganz korrekt finden‘, oder wenn der Herausgeber in einer anderen Erzählung ‚eine sehr schwüle Stelle‘ findet. Wobin eine solche Beaufsichtigung führt, das zeigt die Bemerkung: ‚Wem die zwei Ausdrücke auf S. 236 und 257 nicht behagen, kann sie leicht unkenntlich machen‘ — eine in ihrer pädagogischen Naivität herrliche Ausflucht, die Erinnerungen an das ganz vorintitutliche Zensurschwärzen wachruft. Und obwohl einzelne Urteile in diesem Katalog nicht unrichtig sind, auch wo sie von der landläufigen Beurteilung abweichen, und eine solche katholische Beurteilung dazu beitragen kann, die herkömmliche zu prüfen, so läuft der Zweck des Katalogs, wenn man ihn als Ganzes nimmt, doch darauf hinaus, nicht katholische oder nicht korrekt

katholische Schriftsteller, selbst wenn sie Ausgezeichnetes geleistet haben, zu verdrängen zugunsten minderwertiger katholischer Schriftsteller oder solcher nicht-katholischer, die in ihren Büchern nicht kirchlich unkorrekt sind. Darum kann man dem Katalog nicht mit Unrecht den Vorwurf machen, daß er die Kluft zwischen Katholiken und Protestanten erweitert und ein Hindernis dafür sei, daß man sich gegenseitig besser verstehen lerne. So schwer es sein mag, man müßte, soweit man überhaupt das Konfessionelle in Betracht zieht, einen Katalog aufstellen, der eine mittlere Linie einhielte und dem katholischen wie evangelischen Volke Werte böte, die von beiden gelesen werden können; dann würde man mit der Zeit erreichen, daß katholische wie evangelische Volksbibliotheken das gleiche enthielten. Aber ich glaube kaum, daß die katholische Kirche in absehbarer Zeit sich dazu bereit finden ließe. . . .

Aber die Frage ist schließlich auch hier die: kann es eine objektive Kritik überhaupt geben, ist nicht jeder Kritiker irgendwie beeinflusst, und ist es denn etwas so Schreckliches, wenn er konfessionell beeinflusst ist? Das Wort konfessionell ist durch den Klerikalismus und die Orthodoxie heutzutage so in Verruf gekommen, daß man mit ihm den modernen Bildungsphilister bis in den hintersten Winkel jagen kann, obgleich eben derselbe Bildungsphilister in seinen Anschauungen vielleicht noch viel enger ist als der konfessionellste Christenmensch, der wirkliche Bildung hat. . . .

Einem Kunstwerk gegenüber gibt es keinerlei andere als ästhetische Kritik, also keine konfessionelle, nicht einmal eine religiöse. Und doch kann kein Kritiker, auch der objektivste, ganz aus seiner Haut heraus — wir sollten uns doch darin nichts vormachen. Wir sind Menschen von einer bestimmten Weltanschauung, und ich möchte den Kritiker sehen, der imstande ist, jedem, aber auch jedem Buch gegenüber, und wenn es das höchste Kunstwerk wäre, ganz und gar objektiv zu bleiben. Ein jeder Kritiker gerät in Gefahr, ein Buch, sei's Gedicht oder Roman oder Novelle oder was es sei, das seiner ethischen und, wohlgemerkt, auch seiner ästhetischen Weltanschauung entspricht, wohlwollender zu beurteilen als ein solches, wo das nicht der Fall ist, oder wo ihm auf Schritt und Tritt der Gegensatz zu seiner Weltanschauung begegnet, ja, wo diese vielleicht verhöhnt und herabgezogen wird. Ich denke da nicht bloß an die katholische Kritik und ihre Ablehnung gegenüber allem, was protestantischen Geist verrät, oder umgekehrt, auch nicht an jüdische Kritik und ihr Wohlwollen gegenüber allem, was jüdischen Geist atmet, sondern an die großen allgemein sittlich-religiösen und ästhetischen Gegensätze der ganzen Weltanschauung, die es außerordentlich erschweren, ganz objektiv zu bleiben. Das wird jeder ehrliche Kritiker sich selbst bekennen; er wird gestehen, daß manchmal eine günstige oder ablehnende Kritik nicht ohne einen inneren Kampf so objektiv geworden ist, wie er sie haben wollte. Und er hat vielleicht in einem Fall, ohne es zu wollen oder zu merken, ein paar freundlichere Lichter aufgesetzt, im andern Fall ein bißchen anders retouchiert. Was Publikum wie Autor verlangen können, ist nur das, daß keinerlei Nebenrücksichten das eigentliche ästhetische Urteil trüben, verschleiern und auf Seitenwege drängen. — Etwas anderes ist's mit der Beurteilung des Autors selbst. Denn dieser ist eben auch als Künstler Mensch, Mensch mit einer bestimmten Weltanschauung, die in seinen Werken jutage tritt. Beurteilt der Kritiker nicht nur ein einzelnes Buch, sondern das ganze Schaffen, vergleicht er etwa ein neu erschienenes Buch eines Autors mit seinen früheren, dann muß oft die ganze Geistesrichtung des Autors erörtert werden,

und da ist es für die Kritik unter Umständen eben nicht gleichgültig, ob ein Autor Protestant oder Katholik ist, ob einer eine materialistische oder theistische usw. Weltanschauung hat. Und auch hier wird es dem objektivsten Kritiker manchmal nicht leicht sein, einem ganz anders gearteten Standpunkt des Autors gerecht zu werden und sich nicht durch Gegensatz oder Übereinstimmung beeinflussen zu lassen. Dazu freilich muß der Kritiker imstande sein, sich in die ganze Geistesrichtung des Autors hineinzuversetzen, und das erfordert Kenntnis, Wissen, gereifte Weltanschauung und die Fähigkeit, den eigenen Standpunkt, den konfessionellen oder religiösen oder welcher Art er sonst sei, vor dem objektiv-ästhetischen zurücktreten zu lassen.

Aber ich glaube an die objektive Kritik erst dann, wenn man mir den Kritiker leibhaftig vorführt, der aus seiner Haut herausgefahren und absolut objektiv ist. Ich kenne den Anflug, der heutzutage mit der subjektiven Kritik getrieben wird, wobei es sich gar nicht um Konfessionelles handelt, und diese subjektivsten der Subjektiven haben am wenigsten ein Recht, über konfessionelle Subjektivität zu zetern. Es gibt auch ein ästhetisches Pfaffen-tum und einen atheistischen Zelotismus so gut wie einen konfessionellen. Aber selbst wenn man mir einen solchen ‚absolut‘ objektiven Kritiker vorführte, so würde ich mir noch zu bezweifeln gestatten, ob er auch der beste ist, und ich würde hierbei nicht bloß eine Reihe von Kritikern, sondern sogar recht viele Autoren auf meiner Seite haben.“



Überkultur auf der Bühne

Die moderne Inszenierungskunst geht bekanntlich darauf aus, das Bühnenbild immer „naturtreuer“ zu gestalten, die Illusion des Zuschauers durch Echtheit zu erregen, seine nachschaffende Phantasie so wenig als möglich in Anspruch zu nehmen. Ist dieses Bestreben berechtigt? Die „Hamburger Nachrichten“ haben darüber eine Reihe unserer bekanntesten Bühnendichter befragt, deren Gutachten sie veröffentlichen.

Ernst v. Wildenbruch geht der Erscheinung auf den Grund: „Das überhandnehmende Bestreben, die Darbietungen der dramatischen Kunst durch dekorative Ausstattung zu unterstützen, ist nicht auf eine Willkür der Theater, sondern auf eine allgemeine Geistesrichtung unserer Zeit zurückzuführen, auf das Überwiegen der sinnlich wahrnehmbaren, der bildenden Künste gegenüber den gedanklichen, insbesondere der Literatur. Bezeichnend hierfür ist, daß derjenige hervorragende Bühnenleiter, von dem in Deutschland der Anstoß zur sogenannten ‚echten‘ Ausstattung der Szenen ausging, der Herzog von Meiningen, selbst bildnerisch tätig ist. Das, was ein Handinhandgehen der beiden verschiedenen Kunstarten erscheint, ist mitbin, wenn man der Sache auf den Grund sieht, in Wahrheit ein Kampf. Die bildende Kunst bestrebt sich, an Stelle des Bühnenvorgangs das Bühnenbild zu setzen. Und da die Mehrzahl der Menschen immer zugänglicher für das Sinnfällige als für das Gedankliche sein wird, so ist dem Bilde in seinem Kampfe mit dem Vorgang der Sieg so ziemlich gesichert. Nun aber ist Bühnenvorgang gleichbedeutend mit dramatischem Vorgang. Die notwendige Folge von dem allen ist daher die, daß die

äußere Erscheinung des dramatischen Gedichtes immer mehr auf Kosten seines inneren Wesens zur Geltung gelangt. Verloren geht dem Drama vor allem sein symbolischer Charakter, und damit die Seele der dramatischen Kunst. Verloren dem Zuschauer das Bewußtsein, daß dasjenige, was er auf der Bühne gesehen sieht, nicht die Wirklichkeit, sondern nur die Vorpiegelung der Wirklichkeit in einem höheren Zusammenhange der Dinge darstellt. Immer aufdringlicher wird aus dem Bilde eines Gedichts das Bild des tatsächlich Wirklichen; das geistige Spiel der Phantasie wird zur plumpen Beschäftigung der Sinne; Illusion wird Täuschung. In dem Gesagten ist mein Urteil schon enthalten. Wenn das Wort ‚Mittelweg der beste‘ irgendwo Geltung findet, so ist es hier der Fall. Zur dekorationslosen Bühne Shakespeares können und sollen wir nicht zurück. Hinweg aber müssen wir von dem gegenwärtigen, immer mehr überhandnehmenden Dekorations- und Ausstattungsprunk, hinweg von dem übertriebenen ‚Verismus‘. Stimmung soll sein, aber sie soll durch innerliche Mittel, Handlung des Stückes und Spiel der Schauspieler, nicht durch äußerliche erzielt werden. Mit einem Wort: Die Dekoration soll dienen, nicht für sich sein wollen, soll andeuten, nicht erklären.“

Fedor v. Sobeltis meint, der Schaulust der Menge, die sich nun einmal nicht unterdrücken lasse, wohne zweifellos ein gesunder Trieb zur Kunst inne. „Diese Schaufreude zu veredeln und somit vom reinen Ausstattungstheater abzulernen, gehört mit zu den Aufgaben der Bühnenleiter. Es ist schon besser, Müller und Schulze gehen wegen der ‚natürlichen Bäume‘ in den ‚Sommertraum‘, als sie gehen überhaupt nicht hin. Wenn man nur den Phylister erst im Theater hat: ein winziger Strahl der göttlichen Poesie bleibt doch auf ihm ruhen und verbunkelt die Genüsse der Eriktobühnen, die ihn sonst zu reizen pflegen. Aus diesem Grunde sehe ich auch keine allzugroße Gefahr in dem Übergewicht, das man hier und da auf die Ausstattung legt. Die Ausstattung ist ein starkes Lockmittel, das in der Hand eines künstlerisch empfindenden Regisseurs auch der Kunst gewaltige Dienste leisten kann. Störend wirkt sie nur am unrechten Platze. Auch das kommt vor, und dann entsteht naturgemäß ein ästhetisches Unbehagen. Im allgemeinen kann man aber wohl behaupten, daß die Inszenierungskunst auf den deutschen Bühnen eine erfreuliche Höhe erreicht hat: daß sie nicht nur an Außerlichkeiten haften bleibt, sondern nach Vertiefung und Verinnerlichung strebt, mit Mitteln, die vielen als äußerliche erscheinen mögen.“

Mag Halbe traut dem modernen, naturfremden Großstädter von heute gar keine eigene Illusionsfähigkeit mehr zu. Diese „ernücherten, verstaubten, papiernen Großstadtkinesen brauchen den Vermittler, den Ver sinnlicher, den Verbildlicher, den Regisseur. Aus Qualm und Brodem des Großstadthezenteffels stieg das Phantasiestoffillat der modernen Bühnendekoration. Und siehe da! Die überreizten, abgestumpften Gaumen beginnen wieder so etwas wie Leben zu fühlen. Aus den Kohlenflößen, darin sich Licht und Wärme vergangener Kulturen niederge schlagen, entzündet sich unter der Zauberhand des Tausendkünstlers, des Regisseurs, bleich und geisterhaft die Flamme der Dichtung, und tausend vereiste, gestorbene Herzen werden von ihrem warmen Atem zu kurzem Leben galvanisiert. Den Tausendkünstler, den Cagliostro der Bühne darum schelten? Vergangenes, unwiederbringlich Primitives wieder herbeiwünschen? Rein zurück! Nur ein Vorwärts! Vielleicht öffnet sich am Ende des Weges, der sich uns Kurzsichtigen im Dickicht zu verlieren scheint, der Aus-

blick auf eine überraschend neue Flur voll einfach schönen Linien und Farben, voll wiedergefundener, darum bewußter und dennoch wieder naiv gewordener Natürlichkeit und Simplizität.“

Den Nagel auf den Kopf zu treffen scheint mir Direktor Alfred Frhr. v. Berger: „Der Zweck der Dekoration (dies Wort im weitesten Sinne verstanden) ist überhaupt nicht, Illusion durch täuschende, sich in die Einzelheiten erstreckende Naturähnlichkeit zu bewirken, sondern: die Phantasie des Zuschauers im Sinne des Dichters anzuregen. An der Dekoration ist daher nur so viel künstlerisch berechtigt, als im einzelnen Fall zur Erreichung dieses Zweckes unerläßlich ist. Einen selbständigen, vom Dichterischen und Schauspielersischen abtrennbaren Kunstwert hat das Dekorative nicht. Es ist lediglich Mittel zur Verwirklichung dichterischer und schauspielerischer Absichten. Betonen der Naturdinge durch szenische Nachahmung ist künstlerisch nur dann zu rechtfertigen, wenn die betreffenden Naturvorgänge in der dargestellten Dichtung wie dramatische Personen mitspielen, wie z. B. das Gewitter in ‚Lear‘, die südliche Mondnacht in ‚Romeo und Julie‘ oder das Urwaldgrausen in ‚Geneveva‘. Um der Nachahmung selbst oder um nicht dramatischer, sondern rein malerischer Verkörperung verwerflich. Sie soll sich auch stets nur auf diejenigen Grundzüge der Naturszenen beschränken, deren szenische Hervorhebung oder Akzentuierung erforderlich ist, um die Phantasie in Tätigkeit zu versetzen. Wie der Schriftsteller, der eine Landschaft und dergleichen schildert, die entscheidenden Haupt- und Beiworte herausgreift, denen kräftig verfassende Kraft innewohnt, so muß es auch der Regisseur machen. Nicht das Detail imitieren wollen, sondern die Grundelemente stark anschlagen, welche das Charakteristische der Landschaft usw. bilden. Erreicht er diese, dann vollendet die Zuschauerphantasie von selbst das Bild. Kennzeichen einer guten Dekoration: Fülle der Wirkung bei verblüffender Einfachheit der Mittel, durch die sie erzielt wird.“

G.



Moralitäten

Das Moralische versteht sich immer von selbst . . .
Fr. Ch. Fischer

Man kann von einer künstlerischen Moral sprechen; sie besteht in der Ehrlichkeit der angewandten Mittel, in dem wie eine Goldwage zuverlässigen Sakt bei der Wahl des Tones, in dem etwas erzählt wird. Es kommt darauf an, für jedes Thema den ungewisselhaften Stil zu finden und ihn ohne Schielen und Schillern durchzuführen. Durch eine Prägung aus solcher gerade und richtig gewachsenen Gesinnung bekommt beinahe jeder Stoff eine Legitimität. Das Zweideutige, das Doppelzüngige aber ist das Anmoralische in der Kunst. Und man kann dazu als ein Leitwort den guten Satz Otto Erich Hartlebens anführen: Lerne zu lachen, ohne zu grinsen.

Zwei Stücke, die der Rahmen des Novembermonats vereinigte, regen zu solchen Betrachtungen an.

Besonders instruktiv dafür erweist sich eine Komödie von Paul Eger, eine Bearbeitung der „Mandragola“ des Niccolo Machiavelli, die im Kleinen Theater aufgeführt wurde.

Der Florentiner Staatsmann und Satiriker des Cinquecento behandelt in seiner Grotteske mit einer derben Offenheit, im Geschmack der Fajettienliteratur seiner Zeit eine Ehefarce. Die Figuranten sind die üblichen Typen: der alte, vertrottelte, lächerliche Mann, ein besonders klappriges Exemplar aus der literarischen Hahnrei-Galerie dieser Epoche; die junge, verlangende Frau in noch ungenoffener Sünden Maienblüte; im Hintergrund der zukünftige Dritte, der Liebesprätendent, ohne besondere Kennzeichen, ein junger Mann, nehmt alles nur in allem. Dazu der kulturell sehr wichtige Chor der kupplerischen Helfershelfer: die eigene, gewinnlüchtige Mutter der Frau; der bekannte, gern im Erüben fischende Hauschmaroger und die bestgehaßte und gehetzte bête noire des Pamphletismus jener Periode, der sophistische, buhlerische Mönch.

Das sind bekannte, oft variierte Typen. Originell und voll ironischer Teufelei ist aber die Führung der Handlung mit der Pointe, daß der Ehemann selbst den Liebhaber ins Haus läßt, und daß er, die Mutter und der Mönch die ängstliche Frau mit allen Überredungsmitteln zu dem Schritt vom Wege zwingen.

Natürlich geschieht das zu einem besonderen Zweck im Sinne einer „höheren Idee“, die das Mittel heiligt. Und diese Idee ist dem Alten durch eine raffinierte Intrige des verliebten Jünglings mittels der bestochenen kupplerischen Verbündeten beigebracht worden. Der sehnliche Wunsch des Alten nach einem Erben wird dabei ausgenutzt. Man redet ihm ein, daß ein Erant aus der Wurzel Mandragola seine Frau fruchtbar machen würde. Ein Bedenken sei freilich dabei: die erste Umarmung nach dem Genuß des Wundermittels wirke tödlich für den Mann; der Gatte müßte also das jus primae noctis in diesem neuen Stadium abtreten und irgend einen ahnungslosen Burfschen das Vergnügen mit dem Leben bezahlen lassen. Der Remplaçant und vermeintliche Todeslandidat ist natürlich der Regisseur der ganzen Intrige, jener Liebhaber, dem nunmehr alles nach Wunsch geht.

Das ist ein starkes Stück, es nimmt kein Blatt vor den Mund. Es will treffen und schlägt mit voller hahnebüchener Wucht zu. Es handelt sich jedoch bei diesen hohnvollen Bildern aus dem Familienleben nicht um eine lästerliche Schnüffelei in Alloverheimnissen und um pikante Effekte. Ganz deutlich ist vielmehr die Absicht einer bitteren Sittenspiegelung. Und eine der wichtigsten Szenen ist der „machhiavellistische“ Dialog zwischen der eingeschüchterten jungen Frau, die vor diesen Zumutungen bangt, mit dem rabulistischen, alle Dinge fingerfertig ins Gottgefällige wendenden Mönch.

Er macht ihr klar, sie würde rein bleiben, denn „der Wille sündigt, nicht der Körper“. „Überdies muß man in allen Dingen den Zweck im Auge haben, und Euer Zweck ist, einen Sitz im Paradiese auszufüllen und Euren Gemahl zufriedenzustellen.“

Und gefühlsvorwirrt und wehrlos sagt die Frau schließlich, als man ihr jenen Jüngling ins Gemach gebracht und er sich ihr erklärt: „Da deine Schlaueheit und die Dummheit meines Mannes, die Einfalt meiner Mutter und die Schlechtigkeit meines Beichtvaters mich zu etwas gebracht haben, was ich niemals freiwillig getan haben würde, so will ich glauben, daß es eine göttliche Schickung so gewollt hat, und ich bin nicht imstande zu verweigern, was der Himmel mir anzunehmen befiehlt.“

Der satirisch-geistige Horizont des Machhiavellischen Spiels gibt ihm das Ansehen einer Moralität, und in seiner Offenheit, die, auf daß kein Zweifel

bleibt, deutlich die Dinge beim Namen nennt, bekundet sich ein gutes künstlerisches Gewissen.

Solch gutes künstlerisches Gewissen fehlt nun dem Eger-Neuaufguß des alten Stoffes durchaus. Er ist viel zahmer als das Original, und dabei wirkt er als Ganzes doch heikeler, unsauberer als das in seinen Einzelheiten so gar nicht stubenreine Original. Das ist sehr interessant zu beobachten und zu analysieren. Mehrere zureichende Gründe finden sich.

Vor allem fehlt dem Schriftsteller von heut jener kulturell-satirische Horizont, der Machiavelli für seine Anekdote die weite Perspektive gab und seiner Spiegelung die kritisch-moralistische Bedeutung.

Eger hat auf den kulturell-historischen Einschlag — die Figur des Mönches fehlt z. B. — verzichtet und auch verzichten müssen, weil ihm, wohl mit Recht, die Rolle als satirischer Glossator einer uns fernem Vergangenheit verkehrt vorkam.

Statt des Machiavellischen Schauplatzes, der, wenn auch im kleinen Format, durch seine Aussicht eine Art Weltbühne darstellt, blieb ihm jetzt nur der Alkoven an sich übrig.

Eger schälte sich als Trumpf aus dem alten Stoff das Motiv aus, daß der Mann den Amant selbst der Frau zuführt. Es geschieht hier, vereinfachter gegen das Original, dergestalt, daß der Liebhaber verkappt als ein Wunderdoktor eingeführt wird, um die geheimnisvolle Mandragolatur mit der Patientin allein vorzunehmen.

Nun kam es auf den Ton der Behandlung an. Und hier ist Eger völlig entgleist, und sein Stück ist damit in ein häßliches Zwielicht gerückt. Er hatte nicht die Redheit, sich zu der drallen Unbefangenheit des Urbildes zu bekennen, und wohl auch nicht den grazios-frechen Übermut, für solche Ungezwungenheiten eine neue echte Form zu finden, die offenerzig ist und dabei doch für das sprachliche Klima unsrer Umgangssphäre stimmt. Machiavellis Sargon paßte nämlich in das Klima seiner Gesellschaftsepoke, ohne aufzufallen, für unsere wäre aber seine nackte Naturlaut-Konversation auf der Bühne nicht möglich. Es ist das eine Art Kostümunterschied.

In diesen Schwierigkeiten kam Eger auf einen fatalen Kompromiß. Er wurde pikant und zweideutig, und er mischte, jedenfalls um sich zu salvieren, seine augenzwinkernden Späßchen und die witzspielenden Ehebett-Stellen des Dialogs, die nicht auf befreiendes Lachen gemünzt sind, sondern auf das übelste, verständnisinnige Grinsen, mit Sentimentalität und Gefühlsduselei, Paprika mit Schlagfahne. Scheußlich!

Jener Liebhaber wird zu einem lyrischen Amoroso; Serenaden und Mondschein werden bemüht. Und statt des verwegenen Draufgängers sehen wir einen schmachtenden Zoggenburg, der eigentlich wider Willen auf die Intrige eingeht.

Dadurch wird zudem auch noch das Thema aus den Fugen gerentt, und seine einzige Komik ist schließlich eine unfreiwillige, die der Autor selbst gar nicht gemerkt hat. Er nimmt nämlich seinen Jüngling ernst in seiner reinen Liebe und seinem Edelsinn, die Frau zu schonen und, statt sie zu küssen, ihr etwas vorzugirren.

Das wirkt aber auf dem Niveau und unter der deutlichen Vorzeichnung dieser Handlung zu deplaciert, daß der gute Florio, der in der ersten Situation verzichtend davonläuft und in der zweiten nur mühsam durch die Frau selbst zurückgehalten wird — sie sehen dann zum Fenster hinaus in den Mondschein —, etwas Abgeschmacktes und Lächerliches bekommt.

Egers Stück, das literarisch bedeutungslos ist, verdient diese eingehende Diagnose, weil es einen in der künstlerischen Pathologie sehr instruktiven Fall darstellt, und ein Beispiel gibt, wie nicht durch den Stoff, sondern durch den Mangel an Stilgefühl und sicheren Takt der Behandlung eine Gefühlspeinlichkeit, eine Gêne hervorgerufen wird.

Ein Zufall will es, daß wir gleich ein nicht minder instruktives Gegenbild aufzeigen können, ein Beispiel dafür, wie ein Stoff, der, rein stofflich angesehen, sehr „unmoralische“ Vorgänge und Verhältnisse enthält, durch die Art seiner künstlerischen Einschmelzung, durch die überlegene menschliche Betrachtung, durch den sinnerlichen Humor der Lebensanschauung an Stelle zweideutiger Situationswiserei zu einem unbefangenen Spiegelbild kurioser Menschlichkeiten wird. Zu einer Moralität im Sinne jener alten Novellen des Cervantes z. B., die sich gern moralische Novellen nennen, nicht weil sie traktätchenhaft moralische Sätze und Gebote predigen, sondern weil sie durch lebendiges Begebnis die „sittliche Forderung“ und die Gebrechlichkeit der menschlichen Natur zusammenstoßen und ihren Prozeß ausleben lassen, ein Schauspiel, in vollkommener Unparteilichkeit, unbefochen, aufgeführt und der Nachdentlichkeit des Lesers empfohlen.

Ein neuer Dramatiker ist es, von dem wir reden, Otto Sinnerk, und sein Stück heißt „Närrische Welt“, und diese Aufschrift gibt nicht nur einen Titel, sondern ein Zeichen, wie das Spiel gemeint und wie es aufzufassen ist: „Nimm es als ein Leben an . . .“

Die Handlung, rein stofflich angesehen, liegt wie gesagt durchaus jenseits der bürgerlich-moralischen Grenze. Wir lernen hier ein Kapitel menschlichen Liebeslebens in der Natur kennen. Eine recht temperamentvolle Frau Lina, das Gespons des wackeren, aber pantoffeligen Baumeisters Hartmut, betrügt ihren lieben Mann skrupellos; der „Zimmerherr“ ist der „Jeweilige“, und der gute, abnungslöse Hartmut ist meist innig befreundet mit dem Dritten. Eine Variation dieser dreieckigen Ehegeometrie wird in ihren Krisen vorgeführt, mit Entdeckung, Konflikt, Selbstverbannung des Liebhabers aus dieser Belle-Alliance und der nur zu gern gewährten Verzeihung des Mannes, der die Frau nicht entbedren kann — es ist die Ehe des monogamischen Mannes mit einer polygamisch veranlagten Frau — und der jedenfalls noch öfter Gelegenheit finden wird, ihr zu verzeihen.

Das ist also, vom Gesichtspunkt des gesellschaftlichen Verkehrs aufgefaßt, eine recht „feine Familie“, und wohl so etwas wie ein kleines Babel.

Sinnerk trifft nun dafür einen Stil der Schilderung, der einen unbefangenen, mit den Herrschaften Hartmut nicht irgendwie peinlich verschwägerten oder verschwiferten Betrachter gar nicht erst zum sittlichen Zensur-Ertellen dieses Lebenswandels gegen den Moralkodez kommen läßt.

Vielmehr wird man in eine Distanz eingestellt, die zu einer vorurteilslosen Betrachtung einlädt, einer nicht grinsenden und auch nicht entrüsteten, einer lächelnd begreifenden Betrachtung der närrischen Welt.

Sinnerk ist vor allen Dingen ganz frei von der Lust an Pikanterie, sein Auge zwinkert nicht, sondern sieht sehr gerade, ruhevoll und hell, aber immer scharf durch den gefälligen Konventionesfirniß hindurch. Ebenso ist er frei von der Bravo-Geste des Lasterrenommisten, des Fanfaron de vice. Es liegt ihm ganz fern, die „Sitte“ damit herauszufordern, daß er seine liebe Lina als eine Vorkämpferin des Auslebe-Individualismus verherrlicht oder daß er die Frère

et Cochon-Gemüthlichkeit dieser Sinfonia domestica als eine Musterform der Zukunft, in der die Menschen reif zur Liebe werden, verkündigt. So beschränkt ist er gar nicht. Er sieht gelassen, mit dem Beobachtungsblick des Naturforschers — daß Sinnerk seinem Beruf nach Psychiater, ist in diesem Zusammenhang erwähnenswert — und mit dem ironischen Humor des weisen Narren, den vertrackten Bewicklungen und unbequemen Verstrickungen seiner sündigen Menschentinder zu.

Und die Charakteristik der Lina ist in ihrer Folgerichtigkeit psychologisch so erkenntnisvoll, daß man Sinnerk wegen dieses fabelhaft gelungenen Wesenspräparates einer weiblichen Spielart loben muß, statt ihn dafür verantwortlich zu machen, daß sie so schlechte mores hat. Er stellt sich ja nicht als Sinnerk der Erzähler vor, sondern als Sinnerk-Murner, der Narrenbeschwörer einer närrischen Welt.

Dies Linaweibchen hat — wie es die Wissenschaft nennt — keine „Gemungen“, und — wie der Volksmund spaßt — ein „großes Herz“. Man kann sie nicht lasterhaft nennen, sie „denkt sich nichts dabei“, und „das Denken macht es doch erst dazu“. Sie ist ganz unbewußt eine Spielart von moral insanity; sie kann nicht „nein“ sagen. Und da ihr jede Gedanken- und Erkenntnistätigkeit fehlt, so plagen sie weder Strupel noch Zweifel und sie leidet an ihrem Wesen keinen Schaden. Sie grübelt gar nicht über sich, sie hat keine Ahnung, daß sie ein „Problem“ und ein „Fall“ ist, und so, gegen Gedankengift immun, gelingt es ihr ganz selbstverständlich, neben ihren Liebhabereten, ihrem Mann gut zu sein und ihre Wirtschaft musterhaft zu führen.

Und das Witzige und auch psychologisch durchaus echt Wirkende an der Figur ist dann noch, daß sie in allen Angelegenheiten, die nicht ihre eigene Erlebensphäre berühren, durchaus bourgeoise ist. Sie wendet, ohne daß ihr der Widerspruch klar wird, die konventionellen Grundsätze streng und überzeugt auf alle andern an. Kein weiblicher Cartuff etwa, sondern durchaus augenblicksbehrlich, eine Art rein-unreine Ebrin. Es gelingt Sinnerk, diese Kreuzung überzeugend zu machen und er gewinnt komisch wahrhaftige Wirkungen daraus, wenn Lina z. B. ihrem Mann wegen seines vermeintlichen Seitensprungs mit echter sittlicher Entrüstung eine niederschmetternde Szene macht. Überhaupt wird hier die Komik, eine wirkliche Lebenskomik, aus dem Mangel an Logik und Überlegungsgabe dieser Frau geholt, die jede Debatte, jeden Versuch einer vernünftigen Auseinandersetzung mit ihrem Temperament glatt in die Luft sprengt und durch ihre elementare Art, die man beinahe harmlos nennen könnte, entwaffnend wirkt.

So ist der Eindruck: kein „Sumpf“, aber ein Lackkabinett schnurriger Menscheneremplare, „im Fleische schwach“, mit der tieferen Bedeutung eines Ausschnittes vom Cœur développé humain.

Und man denkt daran, wie Schiller sich, gefesselt von Rétif de la Brétonne, in solche Tiefen und Untiefen des enthüllten Menschenherzens führen ließ, und man denkt an das Klima von Goethes „Witschuidigen“, das die „seltsamen Irrgänge“ zeigt, mit welchen die „bürgerliche Sozietät unterminiert ist“, und daß, von einem „höheren Gesichtspunkt“ angesehen, „auf vorsichtige Wuldung deutet bei moralischer Zurechtweisung und in etwas herben und derben Zügen jenes höchst christliche Wort spielend ausspricht, wer sich ohne Sünde fühlt, der hebe den ersten Stein auf“.

Also auch eine Moralität.

Felix Poppenberg



Hesse-Ausgaben

In den letzten Tagen des Novembers ist der Leipziger Verlagsbuchhändler Max Hesse, kaum fünfzigjährig, gestorben. Es ist der schönste Nachruf, den man einem arbeitsreichen Leben widmen kann, wenn man von seinem Schaffen spricht. Dazu geben hier gute Gelegenheit einige im Hesseverlage soeben erschienene Werke, die die verdienstvollste Seite im Wirken dieses Mannes gut charakterisieren. Diese Werke gehören in die Sammlung der Hesseschen Klassikerausgaben. Hier liegt zweifellos des Leipziger Verlegers größtes Verdienst. Gewiß haben zahlreiche vor ihm und neben ihm sich gerade auf diesem Gebiet bemüht, billig und doch gut zu arbeiten. Aber Hesse war doch der erste, der mit einer bis dahin kaum erhörten Billigkeit seiner Ausgaben die höchsten Anforderungen zu erfüllen strebte, die an die kritische Behandlung des Textes und an die literaturgeschichtliche Einleitung — man möchte sagen, die pädagogische Aufmachung gestellt werden können. Dabei waren seine literarischen Berater von gutem Geschmack und dem Instinkt für das praktisch Notwendige erfüllt.

Ich halte bei solchen Ausgaben zum Beispiel den Lesartenapparat für völlig überflüssig. Man lasse diese Lesarten für die ausgesprochen akademischen Ausgaben zurück. Dem, der nicht gerade für Spezialstudien zu diesen Ausgaben greift, sind neunundneunzig vom Hundert aller Lesarten überflüssig. Wo der Wortlaut einer Dichtung eine innerlich bedeutsame Wandlung erlebt hat; wo sich in diesem Umarbeiten ein eigentlich künstlerisches Wollen des betreffenden Verfassers äußert, eine geistige Wandlung, die er durchgemacht hat oder dergleichen, da reicht auch die Aufzählung der Lesarten nicht aus. Hier kann dagegen der Herausgeber in Form einer Anmerkung weit mehr geben, überhaupt die Gelegenheit wahrnehmen, um uns in die dichterische Wertstatt einen Einblick zu gewähren. Auch hinsichtlich der Anmerkungen haben die Hesse-Ausgaben durchweg den rechten Weg getroffen. Es ist ja klar, daß, wo so viele Mitarbeiter schaffen, einzelne dem Ziele näher kommen; aber die eigentliche „Düngelei“, die alles und jedes erklären zu müssen glaubt, ist hier durchweg glücklich vermieden. Ein Vorzug ist es auch, daß man die Anmerkungen zumeist an das Ende der Bände gestellt hat, um nicht fortwährend den Leser, der sie nicht braucht, durch ihren Anblick zu stören. Druck und Papier sowie die ganze Aufmachung sind im Verhältnis zum Preise sehr gut.

Der Hesseverlag darf dann vor allen Dingen das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, den Rahmen der Klassikerausgaben bedeutend erweitert zu haben. Man findet bei ihm jetzt schon viele Schriftsteller, die in den anderen zum Teil viel älteren Klassikerbibliotheken noch immer fehlen. So haben wir soeben eine schöne Ausgabe der Werke von Matthias Claudius erhalten. Der Herausgeber, Dr. Georg Behrmann, schickt eine völlig ausreichende Darstellung des Lebens von Matthias Claudius seiner Ausgabe voraus, in der nur das ganz wertlos Gewordene fehlt, dafür aber manches bis jetzt überall beiseite Gelassene Aufnahme gefunden hat. Durchaus berechtigt finde ich die chronologische Anordnung der Werke, die in weit höherem Maße und vor allen Dingen in weit größerem Umfange auch heute noch gelesen zu werden verdienen, als man gewöhnlich annimmt.

Recht willkommen ist auch die vollständige Ausgabe der „Kinder- und

"Hausmärchen", gesammelt durch die Brüder Grimm. Sie kostet, mit acht farbigen Original-Vollbildern von Heinrich Vogeler Worpsswede geschmückt, M. 3.—. Die Bilder Vogelers, um das gleich vorwegzunehmen, gehören zu den besten Märchenbildern, die wir seit langem erhalten haben, und ich bedaure nur, daß es nicht ihrer mehr sind. Sie sind von hohem Farbenreiz, voll eines inneren, echt kindlichen Humors und frei von jeglicher Karikatur. Die Ausgabe ist besorgt von Heinrich Wolgast, der in der Einleitung das Schaffen der Brüder Grimm liebevoll schildert. Da aber in dieser Ausgabe der dritte Band der Originalausgabe, der die Anmerkungen der Brüder Grimm, ihre ungemein fleißige und vor allen Dingen auf jeder Seite anregende Gelehrtenarbeit an den Märchen enthält, hier weggelassen wurde, hätte die Einleitung nach dieser Richtung hin viel mehr geben müssen. Oder vielleicht besteht die Absicht, in einem besonderen Bande jene Anmerkungen noch hinzuzufügen. Ich würde eine solche Sonderausgabe des dritten Bandes hier für durchaus angebracht halten, weil die breitere Leserschaft dafür doch weniger Interesse hat. Dagegen wären hier einige Darlegungen über die Umwandlung von Märchenstoffen, ihr Wandern durch die Weltliteratur, in der Art wie sie Redlich gegeben hat, sehr willkommen gewesen. Mögen die Märchen der Brüder Grimm auch in dieser Ausgabe recht weite Verbreitung finden und in jenem Geiste wirksam sein, in dem es Wilhelm erhoffte, als er sagte: „Gedeihlich kann alles werden, was natürlich ist.“ Natürlich ist aber nichts in dem weiten Garten unserer Dichtungen gewachsen, als diese Märchen.

Ein besonderes Verdienst des Besseverlages war dann die Veranstaltung billiger Ausgaben von Werken, die noch nicht „frei“ sind. Auch auf diesem Gebiete liegt mir eine wertvolle Veröffentlichung vor im „Novellenbuch“ von Johannes Scherr. (Sehn Bände in fünf gebunden M. 10.—.) Scherr ist auch heute, zwanzig Jahre nach seinem Tode, noch immer eine unstrittene Persönlichkeit. Seine wissenschaftlichen Werke erfreuen sich allerdings wohl einer stets wachsenden Würdigung. Sicherlich haben sie weit mehr als die große Zahl der sogenannten streng wissenschaftlichen Bücher dem Veralten standgehalten. Denn sie sind dessen voll, was nicht veralten kann, voll scharfen Geistes und echten Persönlichkeitsgehaltes. Gelegentliche Irrtümer, die bei der Behandlung so umfangreicher Stoffe kaum vermeidbar sind, lassen sich ausmerzen. Der Geist aber, aus dem heraus Scherr seine großen Werke geschaffen hat, scheint mir berechtigt zu sein. Gewiß, sein Pessimismus kann oft verlesen, da er sicher manchmal nicht nur übers Ziel hinausschießt, sondern geradezu ungerecht ist. Aber dieser Pessimismus vermag nicht niederzudrücken, denn er ist doch nur die Folge einer im Grunde idealen Weltanschauung.

Nicht so gestiegen in der allgemeinen Wertschätzung wie der geistvolle Schriftsteller ist der Dichter Scherr. Soweit es den Erzähler angeht, nach meinem Gefühl doch auch zu unrecht. Es ist sicher, daß es bei Scherr fast nie zu einem ganz reinen dichterischen Schaffen gekommen ist, daß der Schriftsteller fast immer neben den Dichter tritt. Aber das stört doch gerade beim Novellisten am allerwenigsten. Wenn so manche Bemerkung nicht aus dem Charakter der Personen geflossen ist, denen sie in den Mund gelegt wird, wenn manche Betrachtung sich nicht ganz natürlich dem Geschehen eingliedert, mit dem sie nun verbunden ist, so ist das ein Fehler, den schier alle geistvollen Novellisten begangen haben. Und wenn dann die betreffenden Bemerkungen und Beobachtungen an sich wertvoll sind, möge man sie ruhig mitnehmen. Man wird

Otto Sagenmacher, dem Herausgeber des Novellenbuches, zustimmen, wenn er sagt: „Scherr war ein fesselnder, kraft- und gehaltvoller Erzähler, der das Leben aus weiten Gesichtspunkten anschaute, von einem tiefen Ethos getragen. Er entläßt den Leser nicht, ohne ihn zu ernstem Nachdenken, zu bedeutsamen Fragen über Welt und Leben angeregt zu haben.“ — So sei diese billige Ausgabe allen jenen empfohlen, die nach einer wirklich gehaltvollen Unterhaltungslektüre verlangen.

Zum Schlusse weise ich noch auf ein Bändchen hin, das in der sehr verdienstvollen „Hesseschen Volksbücherei“ erschienen ist. Gerade hier ist auch mancher noch lebende Dichter zu Wort gekommen und hat in diesen 20 Pfg.-Bändchen mit einzelnen seiner Werke oder einer guten Auswahl von Gedichten eine Verbreitung gefunden, die ihm auf den gewohnten Wegen unseres Verlagsbuchhandels niemals zuteil geworden wäre. Dabei bleibt doch immer die Hoffnung, daß durch solche kleinen Ausgaben die Leser veranlaßt werden, zu weiteren Werken der betreffenden Dichter zu greifen; denn auch hier ist meistens eine gute Würdigung des gesamten Schaffens des betreffenden Dichters vorausgeschickt. Ich freue mich recht sehr, daß in dieser Sammlung nun eine kleine Auswahl von Novellen des Österreichers Stephan Milow aufgenommen worden ist unter dem Titel: „Arnold Frank und andere Novellen“. (Geb. 80 Pf.)

Wir beabsichtigen in einem der nächsten Hefte des Türmers eine ausführliche Würdigung des Schaffens dieses lange nicht genug bekannten Dichters, der vor allem auch auf lyrischem Gebiet Wundervolles geschaffen hat, zu bringen. Es genüge also hier der Hinweis auf das Bändchen, zumal ihm der Herausgeber, Robert Reinhard, eine begeisterte Einleitung vorangeschickt hat. Die vier Novellen, die hier vereinigt sind, erweisen Milow als echten Erzähler, der die seltene Kunst der Einfachheit besitzt und in seinen einfachen Lebensberichten gerade durch die Schlichtheit des Vortrages auch schwierige seelische Probleme vollendet löst.



Neue Bücher

Gute Kinderbücher. Für reifere Kinder, Mädchen und Knaben von 12—16 Jahren, erscheint alljährlich zur Weihnachtszeit in R. Ehenemanns Verlag, Stuttgart, ein „Deutsches Mädchenbuch“ und „Deutsches Knabenbuch“, jenes bereits im 15., dieses gar im 21. Jahrgang. Zwei reichausgestattete Leinenbände von 410 Seiten mit zahlreichen farbigen und schwarzen Bildern, darunter je 5 farbenprächtigen Einschaltbildern, zum Preise von je 6.50 Mk. Dem Lesebedürfnis, das ja in diesem Alter besonders stark ist, tragen eine ganze Anzahl von guten Erzählungen Rechnung, die zum Teil bekannte Verfassernamen haben, wie Berta Clément, Frida Hornig, Hermine Möbius, Antonie Fleg, Elisabeth Halden (Agnes Freizmann). Auch die Illustrationen dazu haben namhafte Künstler geliefert, wie Johannes Geberts, Prof. Hans W. Schmidt, O. Herrfurth usw. Das wertvollste sind die Aufsätze aus Kultur-, Kunst- und Musikgeschichte, aus Naturwissenschaft und Technik. Den kleinen Damen wird von dem großen belgischen Bildhauer Constantin Meunier und von Joseph Haydn erzählt, in die Geheimnisse des Kalenders, der Herstellung des Meißner Porzellans und der Photographie in natürlichen Farben werden sie eingeführt, und die jugendliche Gattin des bekannten

Forschungsreisenden Filchner, die diesen auf seinen kühnen Fahrten durch China und Tibet begleitet hat — wohl die erste europäische Frau, die soweit ins Innere Asiens gedrungen ist —, schildert ihre Reise quer durch China, während Hauptmann Filchner selbst im „Knabenbuch“ über seine denkwürdige Tibet-Expedition berichtet. Hier im Knabenbuch sind naturgemäß noch weitere Reise-schilderungen, so von Prof. Dr. Woltereck Bilder von der Ersten Deutschen Tiefsee-Expedition, vom Grafen Bernstoff, dem bekannten Marineschriftsteller, eine Darstellung seiner Fahrt mit dem Kreuzergeschwader nach Ostafrika; ferner gibt's hier von dem Verfasser des großen Geschichtswerts über die Blütezeit der deutschen Hanse, Prof. Dr. Daenell, einen instruktiven Abriss aus der Geschichte der deutschen Hanse, und von W. v. Bremen eine Schilderung der Marienburg, der Perle des deutschen Ostens, des weiteren einen Aufsatz über die neuesten Erfolge des lenkbaren Luftschiffs, über Fallsperren, über die Solinger Stahlwarenindustrie, über die Entstehung der Steinkohle und über neue Elemente. Beiden Büchern gemeinsam sind der Aufsatz über das Meißner Porzellan und über die Farbenphotographie. Natürlich alles reich illustriert. Rätsel, Gedichte, Handfertigkeiten vervollständigen die schmucken Bände zu wahren Schatzkästen für die heranreifende männliche und weibliche Jugend, die ihren Wert, namentlich hinsichtlich der belehrenden Artikel, wohl auch für ein späteres Alter noch behalten.

P. G.

Friedrich Rückerts „Liebesfrühling“. Nebst „Vorfrühling“: Agnes' Totenfeier und Amaryllis. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. Cotta'sche Handbibliothek.

In gewissem Sinne gehört Friedrich Rückert unzweifelhaft zu den bedeutendsten deutschen Sprach- und Verköstlern. Die spröde deutsche Sprache ist tatsächlich ein bildsames, dem leisesten Druck gehorchendes Wachs in seinen Händen. Aber wahr ist und bleibt auch, daß Rückert im Bestreben sprachlicher Vollkommenheit und Kunstfertigkeit den Gedanken und die Stimmung nur selten bis zur Tiefe ausgeschöpft hat. Es ist kein Eindringen in die Tiefe der Dinge, sondern ein anmutiges Getändel und filigranartiges Spiel über sie hinweg. Für unser modernes Gefühl ist diese ungemaine und vielseitige Verköstung ästhetisch geradezu ein wenig verdächtig, da sie ihre Quelle weder in der Leidenschaft, noch im ethischen Enthusiasmus, noch auch in einem auf das Rhetorische und Dekorative gerichteten Sinn hat. Rückert ist weder Pathetiker, noch Rhetoriker. Aber er ist auch merkwürdigerweise frei von einer bloß äußerlichen Künstelei. Ihn beseelt wirklich und wahrhaftig die helle ehrliche Freude an den Wundergebilden, deren die deutsche Sprache unter seinen bildnernden Händen fähig wird. Die außerordentliche Verköstung, die seine Kraft so stark in Beschlag nimmt, hindert ihn, sein ganzes sonniges Gemüt in seine Dichtungen auszugießen, aber es strahlt durch sie doch so viel davon hindurch, daß man den Dichter nicht nur bewundern muß, sondern auch lieben kann. — Übrigens gehört der „Liebesfrühling“ noch mit zum Unmittelbarsten, was Rückert geschaffen hat. Diese vorliegende Ausgabe, die danach strebt, die Vollständigkeit mit der historischen Behandlung zu vereinigen, stützt sich in ihrer Anordnung auf die von Ludwig Laistner besorgte Gesamtausgabe der Werke Friedrich Rückerts. „Agnes' Totenfeier“ und „Amaryllis“ sind nicht ausgeschlossen, sondern nur an andere Stelle und damit in den richtigen organischen Zusammenhang gerückt.

Maurice von Stern





Sehen lernen

Von

Dr. Karl Storr

Die folgenden Betrachtungen sind angeregt durch die Bildermappe „Menschen im Leben und Treiben des Alltags“. 45 Tafeln Zeichnungen mit erläuterndem Text. Von Richard Bürdner und Joseph Fortwängler (R. Voigtländers Verlag, Leipzig, 9 Mk.). Der Untertitel lautet: „Anregung zum Sehen und Darstellen der menschlichen Gestalt“.

Dieses Werk kann sich um den einzelnen Menschen sehr große Verdienste erwerben. Es ist ein Irrtum, der durch seine weite Verbreitung noch eher verhängnisvoller wird, zu glauben, daß bereits der Besitz an Kunst uns künstlerische Kultur bringen könne. Die in dieser Hinsicht etwas plötzlich und dann mit gewohnter Hast eingetretene Kunsterziehungsbewegung der letzten Jahre hat die merkwürdigsten Widersprüche gezeitigt. Da überschwemmte man die Öffentlichkeit mit Büchern und Artikeln über Kunsterziehung, die Verleger folgten mit zahlreichen Bilderwerken; trotzdem wurde dann immer wieder als Grundsatz ausgesprochen, daß man nur ja nicht lehrhaft eingreifen solle. Die Kunst würde und müsse ganz von selber wirken, man solle sie nur dem Menschen nahebringen, so würde sich ganz von selbst bei diesen Menschen ein Verhältnis zur Kunst einstellen. Warum dann nur die Museumsdiener nicht wahre Musterstücke von künstlerischen Kulturmenschen sind! Überhaupt, wozu schrieb man dann so viel? Bloß um diejenigen, denen man von der Notwendigkeit der Kunsterziehung sprach, davon abzuhalten, lehrhaft zu wirken?

Es ist ja etwas Wahres bei alledem. Es ist hier mit dem Unterrichten, allem Lehren genau so wie bei der Kritik: man kann sehr leicht zerföhren, man kann eine naive Freudigkeit trüben, indem man durch das Aufzeigen von Mängeln unter Umständen die ganze Freude verdirbt. Es ist ferner selbstverständlich ein großer Irrtum, wenn man meint, kunstgeschichtliche und kunsttheoretische Kenntnisse könnten für sich allein zum Kunstgenusse hinföhren. Dagegen kann ich mir nicht gut denken, daß jemand

durch sein Wissen von der Kunst daran verhindert würde, Kunst zu genießen, wenn er anders dazu imstande ist. Die früheren Zeiten mögen da oft in einer bösen Notlage sich befunden haben. Die verschiedenen Verfahren zur Wiedergabe von Kunstwerken waren entweder so mangelhaft, daß sie halb als unfreiwilige Karikatur wirkten, oder so teuer, daß sie eine weite Verbreitung nicht zuließen. So war man allerdings vielfach darauf angewiesen, über Kunst nur zu reden, und es mochte dann manchem der Gedanke kommen, er besitze künstlerische Bildung, weil er von der Kunst wisse. Andererseits steht es für mich ebenso fest, daß eine dauernde Nachbarschaft neben Kunstwerken niemals imstande ist, einen nicht besonders glücklich veranlagten Menschen künstlerisch zu bilden, das heißt fähig zu machen, ein Kunstwerk in sich so auferstehen zu lassen, daß es für ihn zu einem fruchtbaren Genuße wird.

Wir müßten nach meinem Gefühl für bildende Kunst einen Ausdruck haben, der dem entspricht, was man als musikalisch bezeichnet. Das Verhältnis ist genau dasselbe. Man ist auch für bildende Kunst empfänglich, oder man ist es nicht. Im zweiten Falle ist überhaupt nichts zu machen. Im ersten bedarf die Empfänglichkeit einer steten Übung und Ausbildung, um wirklich weitzukommen. Bei der Musik finden die meisten die Ausbildung dadurch, daß sie selber reproduzierend Musik ausüben. Sie lernen spielen. Ich weiß, daß es sehr viel musikalisch außerordentlich fein empfindende Menschen gibt, die kein Instrument spielen. Meistens sind aber daran lediglich äußere Umstände schuld. Sie hatten in der Jugend weder Zeit noch Gelegenheit, ein Instrument zu lernen; das spätere Leben läßt ihnen dann erst recht keine Zeit. Aber es ist doch ebenso sicher, daß dann nur unter ganz hervorragend günstigen Umständen diese musikalische Anlage zu einem tieferen Verhältnis zur Musik führt, etwa wenn man in stand gesetzt ist, sehr viel gute Musik zu hören. Und auch hier pflegt sich dann meistens eine Art von Übersetzungsverhältnis einzustellen; der Hörer gewinnt gewöhnlich ein „poetisches“ Verständnis der Musik.

Aber davon abgesehen: die Musik ist zweifellos die eingänglichste aller Künste, weil sie die Gefühlswelt zum Inhalt hat, und zwar Gefühle in einer so typischen Gestaltung, daß von jedem die Voraussetzung der Empfangsmöglichkeit erfüllt wird. Dadurch, daß das in seiner Allgemeinheit von der Musik ausgedrückte Gefühl auf das ebenso allgemein im einzelnen vorhandene Gefühl auslösend wirkt, ist die Grundlage eines gemeinsamen Empfindens geschaffen. Die Durchführung der Musik ruft dann in diesem so eingestimmten Hörer ein breiteres, tieferes Ausleben dieser wachgerufenen Empfindung hervor. Darin liegt der Genuß. Es ist bei der Musik deshalb nicht nötig, daß zu dem Kunstwerk an sich ein noch weiteres, engeres Verhältnis zu den verschiedenen Einzelheiten hinzukomme; der einzelne Hörer erlebt innerlich etwas, wozu ihm die Musik Anstoß und Gelegenheit gibt. So erfolgt dann die Beglückung und damit die scheinbar vollkommene Aufnahme dieser Kunst.

Wir dürfen uns aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß damit noch lange nicht ein wirkliches Erfassen dieses betreffenden musikalischen Kunstwerkes gegeben ist. Wir dürfen auch nicht übersehen, daß in dieser rein gefühlsmäßigen Einstellung zur Musik eine Gefahr liegt, und zwar jene, die die griechischen Philosophen so sehr gegen die Melodie an sich einnahm und sie veranlaßte, die eigentlich gesunde Kraft der Musik im Rhythmus zu sehen. Ich will als Beispiel nur zwei Stellen aus Aristides Quintilianus anführen: „Das Melos ohne Rhythmus ist ohne Energie und Form; es verhält sich zum Rhythmus wie die ungeformte Materie zum formenden Geiste. Der Rhythmus ist das die Materie der Tonalität Gestaltende, er bringt die Masse in geordnete Bewegung; er ist das Tätige und Handelnde gegenüber dem zu behandelnden Gegenstande der Söne und Akkorde des Melos.“ Und dann wieder: „Ohne den Rhythmus bringen die Söne bei der platten Unterschiedslosigkeit in nachdrucklose Antennlichkeit und führen die Seele in die unbestimmte Irre. Dagegen kommt durch die Gliederung des Rhythmus die Materie zu ihrer klaren Geltung, die Seele zu geordneter Bewegung.“

Ich will dieser Auffassung hier keineswegs das Wort reden, sie widerspricht der Art, wie wir auch unsere größte Musik empfinden. Aber wir wollen bedenken, daß der Grieche durch seine Sprache, seine Dichtung, seine große Kunst der Bewegung (Tanz, Turnen) ein ungemein geschulter Rhythmiker war, daß in diesem rhythmischen Gefühl seine bewußte Kunstkultur beruhte, die ihn auch instand setzte, gegenüber der bildenden Kunst ein so bedeutendes Empfinden zu wahren; und zwar nicht bloß gegenüber der Plastik, für deren einzigartige Harmonie das letzte Geheimnis auch in dieser rhythmischen Ordnung aller Teile zu einem Ganzen liegt, sondern auch für die Architektur, deren ganzes Wesen bis in den Säulenschmuck und die ornamentale Ausstattungen rhythmisch ist. Begreiflich ist dann, daß die Pythagoräer selbst ihre Weltanschauung in den rhythmischen Satz „Alles ist Zahl“ zusammenfaßten.

Man verzeihe die Abschweifung. Des Quintilianus Wort, daß die Melodie an sich „die Seele in die Irre führe“, hat mich dazu veranlaßt. Was wir unter Melodie verstehen, ist etwas unendlich Höheres, als was die Griechen von solcher kannten. Aber das „in die Irre führen“ behält auch sein Recht. Rhythmus ist ja doch nicht bloß Takt, wie er vom Metronom geschlagen wird. Rhythmus ist innere Ordnung und bedeutet für den schöpferischen Musiker eine geistige Arbeit, mit der er das seiner Kunst ureigene melodische Element in seinen verschiedenen Teilen ordnet zu einem Ganzen, das einem höheren Gesamtzweck dient. Rhythmus als Selbstzweck erniedrigt die Musik. Sie pflegt dann ja auch nur zum „Dienen“ für Tanz oder Marsch brauchbar zu sein. Aber die Melodie als einziger Selbstzweck hat ebenfalls die Musik noch immer vernichtet, selbst dort, wo sie äußerlich mit künstlerischen Ansprüchen auftritt, wie etwa in der italienischen Oper, wo sie der flachen Kultur einer äußerlichen Virtu-

sität oder eines leicht-sinnlichen Schönheitsbehagens dient. Geradezu verhängnisvoll wird dann diese einseitige Pflege des Melos in der geringeren Musik. Die verderbliche Verbreitung der sogenannten Salonmusik, die geradezu beängstigende Beliebtheit sentimentaler Lieder, die der verderbenden Kraft einer Seuche gleichkommende Wirkung der Gassenhauer beruht auf dieser Macht der Melodie. Eine ins Gehör fallende Tonreihe ist immer imstande, auf die Seele zu wirken, aber sie führt diese Seele in die Irre, wenn sie nicht durch andere Kräfte zum Kunstwerte erhoben wird. Man steht immer wieder staunend vor der Tatsache, daß Männer, die zum Beispiel auf dem Gebiete der Literatur aller falschen Gefühlsduselei, allem inhaltlosen Reimgeklingel, und sei dieses auch noch so formgewandt, abhold sind, auf jeden sentimentalischen Liedschmarren hereinfallen, daß sie sogar diese leichte Liedlyrik jeder anderen Musik vorziehen. Darin offenbart sich eben der Mangel jeder wahrhaften musikalischen Kultur. Sie sind empfindungsfähig für Melodie und hätten bei der Schulung dieses Empfindens echt musikalisch werden können. Der Mangel an musikalischer Kultur hält sie in der Tiefe fest.

Ich hätte mich zu diesem Seitentwege nicht verleiten lassen, wenn er nicht zu einem Punkte führte, von dem aus ein ganz ähnliches Verhältnis zur bildenden Kunst sich gut überschauen läßt.

Für die bildende Kunst liegen die Vorbedingungen zu einem wahrhaft künstlerischen Empfinden nicht so günstig wie für die Musik. Die Stofflosigkeit der Musik bewirkt es, daß zu ihrer Empfängnis jene Kräfte des Menschentums aufgerufen werden, die an sich eine künstlerische Wirkung begünstigen, nämlich die Gefühlswelt. Die bildende Kunst dagegen hat ihr Stoffgebiet in der Welt der Erscheinungen. Hier liegt nun die Gefahr nahe, daß diese Kunst keine andere Wirkung ausübt, als daß sie Vorgänge oder Erscheinungen dieser Welt einfach uns nahebringt. Es erhellt von selbst, daß dabei durchaus keine künstlerische Wirkung ausgeübt zu werden braucht. Die große Beliebtheit des Anekdotenbildes, des Genres, der Historienmalerei beruht in weitem Maße auf dieser ganz unkünstlerischen Einstellung. Es ist die Begebenheit an sich, der die Teilnahme gilt. Ich bin weit davon entfernt, jenen verhängnisvollen Schritt der Ästhetik mitzumachen, der zur grundsätzlichen Verdammung dieser Kunstgattungen führt; es kann hier größte und reinste Kunst entstehen. Es muß allerdings zugegeben werden, daß auf diesem Gebiete auch wieder die schwersten Sünden der Malleute liegen. Aber ihrer Tausende haben auch in der Landschaft niemals etwas anderes gegeben als eine Ansicht; sie haben in der religiösen Malerei ebensooft nichts anderes gegeben als die Ausnutzung eines „heiligen“ Vorganges, und die derartige religiöse Malerei steht deshalb am tiefsten, weil hier der ärgste Mißbrauch mit einer starken Empfindungswelt des Menschen getrieben wird.

Diese weit verbreitete, rein „stoffliche“ Einstellung zur bildenden Kunst entspricht meinem Gefühl nach dem oben gekennzeichneten Verhältnisse zur

Musik, nur daß eben die künstlerische Wirkung bei der bildenden Kunst dann noch geringer ist, weil die erweckte Gefühlserregung nicht so aus dem persönlichen Empfindungsleben herauswächst, wie sie es bei der Musik muß. Denn man erhält eben die Anregung dazu von einem außerhalb der eigenen Persönlichkeit liegenden Vorgang. Es ist etwas ganz anderes, ob durch eine Melodie die in mir liegende Eigenschaft des Mitleids zum Erblühen gebracht wird, oder ob mir auf einem Bilde ein Vorgang gezeigt wird, der das Mitleid in mir weckt. Das durch die Musik geweckte Mitleid ist seelische Kraft, die erst nach Betätigung sucht; das durch das Bild geweckte Mitleid hat diese Betätigung eigentlich bereits dem auf dem Bilde dargestellten Vorgang gegenüber gegeben. Andererseits kann das unkünstlerische Verhältnis zur bildenden Kunst niemals so verhängnisvoll wirken wie bei der Musik, und zwar gerade dadurch, daß die geweckte Empfindung auf irgendwelche Zustände und Vorgänge der außer uns liegenden Welt abgeleitet wird. Es treten da Verstandeskkräfte in Wirkung, während die Musik — wir sehen es ja alle Tage — die Gefahr der Gefühlsduselei, der Verweichlichung des gesamten Menschen in sich trägt. —

Andererseits bewirken die Stärke des seelischen Lebens, die Übermacht der Gefühls- und Empfindungskräfte im deutschen Wesen, die uns zum musikalisch größten aller Völker gemacht haben, daß unser Verhältnis zu den anderen Künsten ein vorwiegend seelisches, man dürfte wohl manchmal sagen, ein musikalisches ist. Und das zeigt sich vor allen Dingen auch auf dem Gebiete der bildenden Kunst. Es sei fern von mir, diese Tatsache zu beklagen. Beruht doch letzterdings auf ihr die besondere Stellung, die das deutsche Volk auch in der bildenden Kunst innerhalb der Welt einnimmt. Aber diese Überzeugung darf uns nicht von der Erkenntnis abhalten, daß die bildende Kunst ihrer ganzen Natur nach eigentlich ein anderes Verhältnis fordert. Die bildende Kunst als Kunst der Sinnlichkeit, als künstlerische Gestaltung des sinnlichen Lebens braucht zu ihrer vollen Erfassung einer künstlerisch sinnlichen Aufnahme. Das braucht und darf kein Hindernis dafür sein, daß diese sinnlich gewonnenen Eindrücke sich für den Deutschen nachher in seelisches Empfinden umsetzen. Genau so, wie für den deutschen bildenden Künstler das Bestreben, seelische Werte in der bildenden Kunst auszudrücken, ihn nicht zu hindern braucht, zu diesem Ausdruck eine sinnlich kraftvolle Gestaltung der Erscheinungswelt zu benutzen.

Es braucht also, wo dieses seelische Empfindungsverhältnis zur bildenden Kunst vorhanden ist, das sinnliche Verhältnis nicht zu fehlen. So wir müssen weitergehen und sagen, daß erst, wenn dieses sinnliche Verhältnis vorhanden ist, wir bildende Kunst wirklich ganz in uns aufzunehmen vermögen; daß vor allen Dingen die bildende Kunst dann erst fruchtbar wird für unser Verhältnis zur Welt.

Nur der letztere Punkt bedarf einer näheren Ausführung, die anderen verstehen sich von selbst.

Es ist eigentlich eine Vermessenheit, eine Erziehung zur Kunst als Ziel hinzustellen. Wir sind nicht für die Kunst auf der Welt. Die Kunst ist nicht die Welt, und wir können unsere Weltaufgaben niemals in diesem Künstlertum, sei es als Schaffender oder Genießender, vollständig aufgeben lassen. Mensch sein ist das Wichtige. Und nur jene Kunst ist wirklich fruchtbar geworden, die uns in unserem Menschentum fördert. So ist die Kunst nicht Endzweck, sondern Mittel zu einem noch darüberstehenden Zweck, und wir sollen nicht sprechen von einer Erziehung zur Kunst, sondern von einer Erziehung durch die Kunst zum Menschentum. Dazu müssen wir freilich erst überhaupt zur Kunst gelangt sein.

Frage ich mich aber, wo nun das Gebiet liegt, auf dem die bildende Kunst diese Aufgabe der Erziehung des Menschen zur höchsten Vollkommenheit erfüllen kann, so zeigt sich als das ihr gehörende Sondergebiet die künstlerische Einstellung zur Welt der Erscheinungen. Auch wenn der Künstler durchaus seelisches Leben in bildender Kunst auszudrücken strebt, so vermag er das, da ihm lediglich die Mitteilungsmittel der sinnlichen Welt zu Gebote stehen, nur dann vollkommen zu tun, wenn er die Erscheinungen dieser sinnlichen Welt in denkbar höchstem Maße beherrscht; und diese Kunst kann auch nur dann vollkommen genossen werden, wenn wir ein so ausgebildetes Verhältnis zu diesen Erscheinungen der Welt gewonnen haben, daß wir sie in allem verstehen. So ist das Endziel aller Erziehung zu und mit bildender Kunst, nicht dem einzelnen ein Verhältnis zu schaffen zu einzelnen Künstlern, zu einzelnen Kunstwerken, also nicht ein Verhältnis des einzelnen zu geschaffener Kunst, sondern ihm ein künstlerisches Verhältnis zur Welt beizubringen. Er muß die Erscheinungen der Welt künstlerisch ansehen können und damit künstlerisch empfinden. Der letzte Erziehungszweck aller bildenden Kunst ist deshalb: uns sehen zu lehren. Der ist nicht wahrhaft künstlerisch gebildet, das heißt, sein Menschentum ist nicht von Kunst durchtränkt, der die Augen verschließt vor den Erscheinungen der Welt und ins Reich der Kunst flüchtet vor diesen Erscheinungen. Wer wirklich künstlerisch gebildet ist, der sieht in der Welt die Kunst, der sieht die Welt als Kunst, als Schönheit. Daraus folgt dann auch die höchste ethische und sittliche Einstellung zur Welt, daraus jenes soziale Mitleid, das die Erlösung bringt wie bei Parzifal; denn durch dieses Mitleid werden wir wirklich wissend. Aber es zieht nicht uns hinunter, sondern durch seine Kraft ziehen wir hinauf. Man denke an Goethe. Da hat man den derartig durch Kunst zum Leben erzeugten Menschen, für den der noch so weit gefaßte Begriff „Künstler“ viel zu eng bleibt.

Es ist nun ganz verkehrt, anzunehmen, daß uns Deutschen, da wir unserer innersten Veranlagung gemäß auch die bildende Kunst als Ausdrucksmittel für seelisches Leben gebrauchen, eine ganz eigenartige sinnliche Einstellung zur Kunst und damit zur Welt von Natur aus fehle. Unsere ganze ältere deutsche Kunst, die urdeutscheste Malerei, die es über-

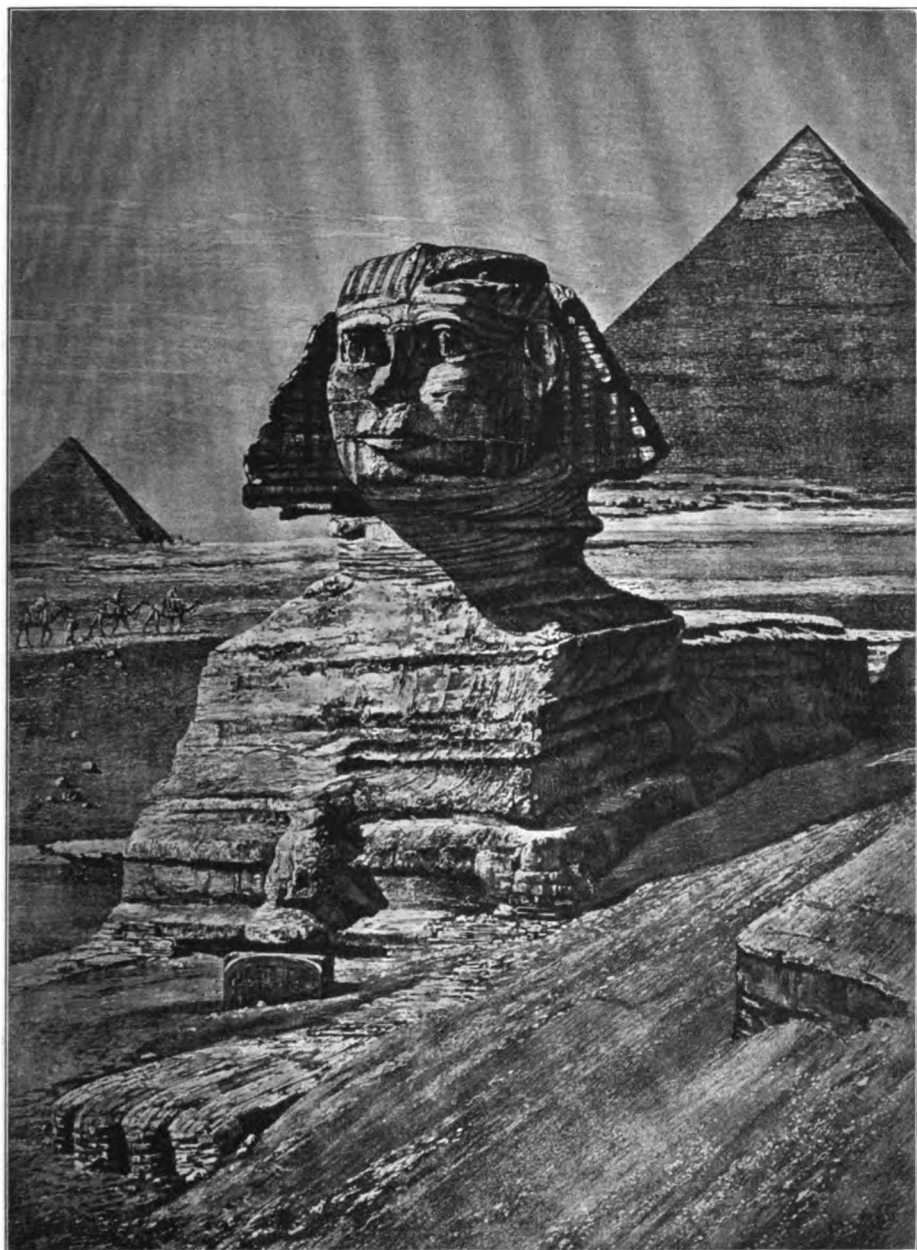
haupt gibt, widerspricht dem. Man mag in jedes Bild deutscher Malerei bis zu Dürer und zu seinen Zeitgenossen hineinsehen, man wird überall das großartigste Einfangen der gesamten sinnlichen Welt in diesen Bildern bewundern können. Und mögen sie in ihrem Gehalt noch so phantastisch, noch so weltfern sein! Ob Dürer in „Ritter, Tod und Teufel“ seinen Faust, das ist seine Auffassung von der Lebensaufgabe des Mannes darstellt, oder einen Hasen oder einen Krähenflügel: die sinnliche Erscheinung an sich ist immer mit aller Erfassung, mit der liebevollsten Versenkung und dem tiefsten Verständnis für die Erscheinung der Natur gestaltet. Man denke an die landschaftlichen Hintergründe, an die Blumen, die Vögel und Tiere, an die Gewandgestaltung und auch an die Gesichtstypen unserer alten deutschen Malerei. Höchstes Geistiges, jene Mystik, wie sie zu dieser Reinheit in Europa überhaupt nur im Übergang von Mittelalter zur Neuzeit gediehen ist, sie findet in diesen Gemälden ihren Ausdruck. Gleichzeitig sind aber diese Werke von höchster sinnlicher Wahrhaftigkeit und bezeugen ein wunderbares Schönheitsverhältnis zur Welt. Das gilt nicht nur von der Form, sondern auch von der Farbe. Ja dort, wo — wie zum Beispiel in der anatomischen Gestaltung des Menschen — die durch die Zeit bedingte Unzulänglichkeit herrscht, bringt die Beherrschung der Farbigeit uns diese Wahrheit des Lebens.

Aber es ist nicht zu leugnen, daß diese künstlerisch-sinnliche Kultur dem deutschen Volke verloren gegangen ist. Die Ursachen zu untersuchen ist hier nicht der Ort. Ich habe übrigens im Türmer schon oft auf diese Tatsache hingewiesen. Man kann aber ruhig sagen, daß, wo sich diese künstlerisch-sinnliche Entfremdung von der Welt zeigt, auch das Menschentum geschädigt ist. Der Akademismus ist das schlimmste Artistentum, das es gibt. Er ist nur möglich durch die völlige Zusammenhanglosigkeit zwischen Leben und Kunst. Deshalb konnte diese Kunst dann auch das Leben wieder nicht befruchten. Deshalb ist im deutschen Volke in steigendem Maße die künstlerische Sehweise gegenüber der Natur verloren gegangen. Man wirft mir hier unsere Naturliebhaberei entgegen. Aber unsere Naturstimmung hat viel mehr dichterische und musikalische Untergründe, als solche des künstlerischen Sehens. Unsere Vorliebe für gewaltige Natureffekte bestätigt das. Es ist die Auslösung der Empfindung, die wir hier suchen. Ich gebe zu, daß das etwas außerordentlich Wertvolles ist, aber es steht nicht in Verbindung mit einer der bildenden Kunst verwandten Sehweise. Darum haben wir auch in der künstlerischen Landschaft uns so lange an der Vorführung merkwürdiger, gewaltiger, bedeutsamer Naturansichten genügen lassen. Daneben haben wir in den letzten Jahrzehnten, wo zweifellos das Verlangen nach bildender Kunst im deutschen Volke stets gewachsen ist, die Stimmungslandschaft bekommen. Hier zeigt sich ein mehr musikalisches Verhältnis zur bildenden Kunst, das dieser allerdings schon weit näherliegt, weil es hier meist Farbwerte sind, die diese Empfindung in uns auslösen.

Über die künstlerische Kultur offenbart sich nicht darin, und vor allen Dingen ist es auch nicht ihr letztes Ziel, daß besondere Erscheinungen in uns Empfindungen auslösen, daß wir an allem übrigen dagegen vorübergehen, sondern daß alle Lebenserscheinungen für uns wertvoll werden, daß damit die Schönheit des Lebens uns überall entgegenleuchtet. Die Höhepunkte des Daseins brauchen uns darum nicht zu fehlen. Ein inniges Verhältnis zur Natur äußert sich nicht darin, daß man, um zum Beispiel auf ein verwandtes Gebiet überzugreifen, alljährlich vierzehn Tage lang in den Alpen von einer Entzückung und Begeisterung zur anderen taumelt und den Rest des Jahres stumpfsinnig gegenüber der gewohnten Umgebung verharrt; die echte Naturliebe wird vielmehr in dem scheinbar Reizlosesten noch Leben und Schönheit entdecken und darum ein Verhältnis der Liebe dazu finden. Es wird aber niemand daran zweifeln, daß ein solcher Mensch auch zu den gewaltigsten Erscheinungen der Natur ein tieferes Verhältnis finden muß als der „Naturdilettant“, von dem wir zuerst sprachen.

Man hat oft — und man kann das bei der bildenden Kunst am deutlichsten zeigen — im Verhältnis zur Kunst zwischen einem romanischen und germanischen unterschieden. Während das letztere mehr seelisch-geistiger Art ist, mündet das der Romanen in eine Formkultur der schönen Sinnlichkeit ein. Wenn man will, kann man da bei den Italienern die höhere Ausbildung im Sehen der Form, der Linie, beim Franzosen die stärkere Ausbildung des Sehens der Farbe, der Wirkung des Lichtes und der Luft auf die Erscheinungen der Natur feststellen. Es ist nicht zu leugnen, daß bei den romanischen Völkern dagegen die seelischen Kräfte der Kunst zurückgeblieben sind, daß hier, wie man es vielleicht auch gerechter ausdrücken könnte, weniger das Bedürfnis vorhanden und darum seltener der Versuch gemacht worden ist, Probleme des seelischen Lebens durch die Mittel sinnlicher Formgestaltung auszudrücken. Man wird allerdings auch hier zahlreiche Künstler nennen können, bei denen diese Kraft des seelischen Ausdruckes bedeutend ist, wie man umgekehrt in der Reihe deutscher Künstler viele findet, denen die sinnliche Ausdruckskraft in höchstem Maße zu Gebote stand. Die Einstellung zur Welt bleibt darum doch eine verschiedene, wenn auch die Ergebnisse einander näherrücken.

Es scheint mir aber nicht nur aus logischer Überlegung, sondern auch aus der Betrachtung des geschichtlich Tatsächlichen unwiderleglich hervorzugehen, daß das höhere Verhältnis im Germanischen liegt. Denn es entspricht mehr der Ganzheit des Menschen. Auch der Materialist kann innerhalb dieser Lebensumgrenzung das Vorhandensein seelischer Kräfte neben den geistigen und sinnlich-körperlichen nicht leugnen. Daß diese sinnlich-körperlichen Kräfte begrenzt und beschwert sind von allen Zufälligkeiten des Daseins, wissen wir. Daß die seelischen wenigstens im Verhältnis zu diesen sinnlichen und zu den geistigen frei sind, dauernd sind, fühlen wir. Es muß eine Erhöhung des Sinnlich-Körperlichen darin liegen,



Sphinx



Hugo Ulbrich

Nach der Originalradierung aus dem Kunstverlag von Alfred Langewort, Breslau

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

wenn es mit jenem Seelischen so durchtränkt ist, daß es über die Begrenztheit seiner Körperlichkeit hinausgehoben wird. Es muß das um so mehr der Fall sein, als diese Körperlichkeit dadurch keinerlei Einbuße zu erleiden braucht. Daß dieses letztere erreicht wird, darin liegt die Aufgabe germanischer Kunst. Es ist ein Wesentliches dieser Kunst, daß sie zum Universalismus emporwächst. Der hat mit Internationalität, mit der er oft verwechselt wird, nichts zu tun, sondern bedeutet Allumfassung und ist das Höchste, was die Kunst zu geben vermag. Bis heute ist er nur aus germanischem Geist heraus erreicht worden.

* * *

Rehren wir vom allgemeinen zum besonderen Falle zurück. Die Verhältnisse liegen heute so, daß jene Deutschen, die zur Kunst ein näheres Verhältnis gefunden haben, dieses einer seelischen Einstimmung verdanken. Weit zurück liegt ihr Verhältnis zur formalen Erscheinung. Wenig ausgebildet ist darum die Fähigkeit, die Schönheit des Lebens in allen Erscheinungen zu sehen; wenig ausgebildet aus gleichem Grunde die Fähigkeit, bildende Kunst auf formale Schönheit hin zu genießen. Das höchste Ziel ist nur zu erreichen, wenn sich der Fähigkeit seelischen Erfühlens diese Fähigkeit sinnlichen Sehens aufs innigste vereinigt. Hier gilt es vor allen Dingen, heute mit der Kunstziehung einzusetzen. Und als ein beachtenswerter Versuch in dieser Richtung erscheint mir das Werk, das zu diesen Betrachtungen den ersten Anstoß gegeben hat. Gerade weil es an Erscheinungen des Alltags anknüpft, weil es zeigt, wie „schön“ diese Erscheinungsformen sind. Wir werden dabei aber auch zu jener Zusammenfassung des Auseinanderstrebenden, zu jener Erkenntnis des Wichtigen, zu jener Auswahl des Entscheidenden erzogen, die Vorbedingungen sind zu künstlerischem Sehen.



Radierungen von Hugo Albrich

Mit allem Nachdruck weise ich auf einige prächtige Kunstblätter hin, die unter dem Titel „Ägyptens Hauptsehenswürdigkeiten“, sechs Originalradierungen altägyptischer Kulturdenkmäler von Hugo Albrich im Kunstverlag von Alfred Langewort zu Breslau erschienen sind. Jedes Blatt kostet 30 M., die Vorzugsdrucke und Künstlerdrucke je 120 bzw. 240 M.

Aus diesen meisterhaften Radierungen spricht der Geist der altägyptischen Monumentalität so wuchtig und groß, wie ich es sonst noch niemals vernommen habe. Alle Photographien dieser ungeheuren Baudenkmäler wirken geradezu als Karikatur. Aber auch alle bisherigen Versuche von Malern, uns diese erhabene Welt näherzubringen — so zahlreich und in so großem Format sie sein mögen —, können gar keinen Vergleich aushalten mit diesen Radierungen, die durch die Einfarbigkeit gezwungen sind, alles durch die Kraft der Linie, des

Tones im Tone zu wirken. So treten der Sphing — von diesem Blatte bringt unser Heft eine Nachbildung —, die Memnonsäulen, der Tempel zu Lugor, der Fellentempel zu Abu-Simbel in einer Geschlossenheit vor uns, die erst die ganze Gewalt dieser für die Ewigkeit gebauten, aus einer aufs Angeheure, Übermenschliche gerichteten Weltanschauung geschaffenen Bauwerke zum Ausdruck bringen. Daneben wirkt dann die „Insel Philae“ als bezauberndes Idyll, in dem sich die lieblichste Natur mit feinsinnigster Kultur vereinigt. Das „Tal der Königsgräber“ aber ist von so ergreifender Größe, so erschütternder Einsamkeit, daß es lähn neben Böcklins „Toteninsel“ gestellt werden darf. — So sind diese Blätter keineswegs bloß wundervolle Erinnerungen für den, der das Glück gehabt hat, Ägypten besuchen zu können, sondern rein als Kunstwerke an sich für jeden Kunstempfänglichen eine herrliche Gabe.

Will man dieser ägyptischen Architektur gegenüber das Wesen deutscher Bauweise erfassen, so vermag man das sehr leicht, wenn man desselben Künstlers Hugo Albrich große Radierung von der „Marienburg“ neben seine Bilder nach Sehenswürdigkeiten Ägyptens stellt. Auch dieses Blatt ist bei Alfred Langewort, Breslau, erschienen und kostet in den Schriftbrucken 30 M. (Bildgröße 76 × 49 cm, mit Rand 115 × 84 cm Breitformat).

Das Gewaltige der ägyptischen Monumentalität beruht in der Ausschaltung alles Kleinen, in der Zusammenbrängung des Ganzen auf wenige Flächen, die wiederum von wenigen scharf zu einer Figur zusammengezwungenen Linien umgrenzt werden. Diese Flächen werden nicht unterbrochen. Was an Ausschmückung hinzutritt, dient mehr zur Hervorhebung der Linie, ist selber wieder — alle ägyptische Architekturplastik zeigt das — zur Monumentalität stilisiert. Alles an diesen Bauwerken ist übermenschlich. Die Maße sind so gesteigert, daß der Mensch sich hier immer als Sklave, als Klein vorkommen soll. Wohnung der Götter, Behausung für Menschen, die göttergleich sind. Das Gegenteil bietet das Wesen deutscher Architektur. Selbst der riesigste deutsche Bau will noch ein Heim sein. Man denke an unsere gewaltigen Dome: riesengroß, himmeltragend, gewaltig zusammengefaßt im Grundriß, ungeheuer in der Ausdehnung, unbekümmert um menschliche Bedürfnisse. Aber das nur gegenüber dem Fernblick. Je näher man ihnen tritt, je genauer man sie beobachtet, um so mehr werden sie uns vertraut. Das ist das Wesen des Heims, daß man sich irgendwo heimlich fühlen kann. Darum bringen unsere Baumeister an ihren großen Werken so viel Schmuck an, Schmuck, der sich schier versteckt. Aber die Krabben klettern bis zur Turmspitze empor und tausend Heilige erhalten am gewaltigen Gotteshaufe ihre mit besonderem Dach geschützte Wohnstätte. Ja, allerlei Getier weiß sich einzuschmuggeln. Gerade die große deutsche Baukunst hat vielleicht am reinsten die Zweifelt deutschen Wesens zusammenzuschließen vermocht; jenes in die Höhe Schweifen, nach dem Unendlichen, dem Größten Trachten einerseits, und die Liebe zum Kleinen, das sich Einbauen in die Enge auf der anderen Seite.

Auch die „Marienburg“ ist dessen ein Zeugnis. Für den ersten Blick, zumal wenn er wie hier beim Radierer, vom oberen Stromlauf her genommen wird, wirkt die Gesamtheit dieser Bauten vom gewaltigen Hochschloß, über den Palast, das Brücktor, bis zu den Vorburgen als eine gewaltige Einheit. Von siegbewußter Herrscherkraft, von riesigstem Eroberungsstolz ist hier ein Bauwerk, das unwillkürlich an die Felsenburgen der Berge gemahnt, hineingestellt in flaches Land. Man fühlt es: die dieses bauten, waren ein Herren-

geschlecht gegenüber Unterjochten, und sie wollten Herren sein und vermieden Gemeinschaft mit denen, die sie sich untertan gemacht hatten. Aber je näher man zusieht, um so genauer erkennt man, daß, wenn sie dieses taten, es aus Not geschah. Sie mußten strenge Herren sein, weil sie von einer falschen, verräterisch-tückischen Masse umgeben waren. Wer ihnen vertraute, wer ihren Schutz anrief, dem wurden sie treu behütende, väterlich sorgende Bewahrer. Man sehe nur, wie sich die Häuschen der Stadt an das Mauerwerk anschniegen. Und dann sehe man, wie drinnen in dem Riesenbau hundert trauliche Winkel sein müssen, wie überhaupt dieses gewaltige Bauwerk nicht bloß Ausdruck ist eines Herrschaftsgedankens, sondern Heim, Behausung für hunderte gemüthlicher Menschen.

So ist es denn vom Künstler fein empfunden, daß er auch im Landschaftlichen das Ibyllische betont, daß er uns den Flußlauf friedlich belebt zeigt. Und es erwacht hier das Gefühl für die Verschiedenartigkeit zweier gewaltiger Kulturwerte, wobei der eine sich nur entfalten kann, wenn wenige herrschen, denen Millionen dienstpflichtig sind, während der andere zur höchsten Blüte gedeiht, wenn er von einem Geschlechte freier Menschen als bester Ausdruck ihrer ungehemmten persönlichen Entfaltung gehegt wird.

Ich wünsche den auch technisch meisterhaften Radierungen Hugo Urbichs weiteste Verbreitung. Sie werden als Wand schmuck dem vornehmsten Hause zur Zierde gereichen, wie sie ins bescheidene Heim einen höheren Klang hineinbringen können.

R. St.



Zu unseren Kunstbeilagen



Die Mehrzahl der Bilder unseres Heftes bringt Werke von Helmut Hiesegang, von dem bereits unser Novemberheft in farbiger Wiedergabe die „Aallee im Herbst“ zeigte. Der Künstler, der heute zu den geschätztesten Vertretern der Düsseldorfer Malerkolonie zählt, ist 1858 in Duisburg geboren, kam aber schon als Kind nach Cleve an den Niederrhein, wo sein Vater Gymnasialdirektor war. Der Niederrhein ist Hiesengangs künstlerische Heimat, der er bis heute treu geblieben, in der er sich nicht nur die dankbarsten Vorwürfe für seine Bilder und Radierungen, sondern auch in engem Zusammensein mit der Natur immer wieder die frische Kraft und die wahre Stimmung holt und sich so vor der Atellierkunst bewahrt. Eine solche bildet ja die Geseft jener in Linie, Farbe und Stimmungsgehalt so charakteristischen Landschaft, wie sie gerade der Niederrhein zeigt, und mancher von Hause aus trefflich begabte Düsseldorfer Landschaftler ist ihr schon erlegen. Gründliche Naturstudien haben sie alle getrieben, und es ist eine Ungerechtigkeit, die durch die häufige Wiederholung nur noch schlimmer wird, wenn man der Düsseldorfer Schule so oft die Vernachlässigung des Naturstudiums vorgeworfen hat.

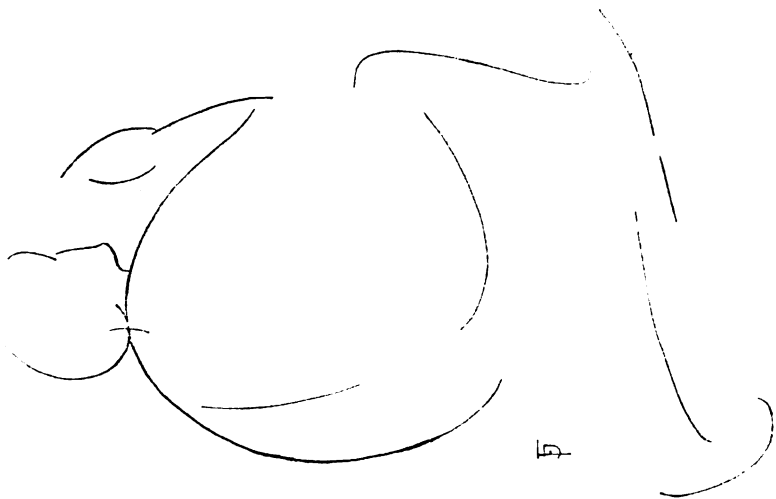
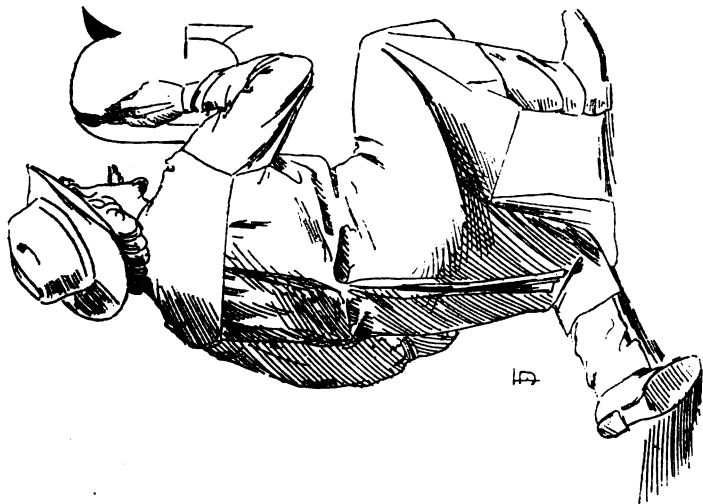
Wer selber am Niederrhein war, wird immer wieder als den unwiderstehlichen Zauber der Landschaft ihre Weite empfunden haben, die doch wieder durch die schwere, feuchte Luft etwas Zusammengehaltenes bekommt, so daß das Empfinden nicht in eine in die Ferne schweifende Sehnsucht mündet, sondern in stille Melancholie, bei der das Sehnen und Wünschen nach innen geht, also zum stillen Träumen wird. Dazu tragen auch die ruhigen Altwasser bei, die

scheinbar unbeweglichen Baumreihen, das in der schweren Luft sich gleichsam zusammendrückende Gebüsch, die große und gerade Liniensführung der gesamten Landschaft. Hebt schon diese das Ganze aus einer allzu intimen, wohl gar kleinlichen Stimmung heraus, so bringt die Wolkenbildung den Zug der Größe in die Landschaft. Nirgends habe ich den Walhallglauben unserer Ahnen sinnlicher begriffen, als an Frühlingsabenden am Niederrhein, wenn aus dunkelgrauem, dunkelblauem, ja fast schwarzem Gewölk wie aus Grundfundamenten in immer heller werdenden Massen die Wollenburgen sich aufbauten bis hinauf zur silberweißen Spitze. Vor allem, wenn dann die Sonne hinter den meist nach West gelagerten Wollenmauern niedersinkt, die nicht so dichten oberen Schichten zur wabernden Lohe durchglutet, während die unteren wuchtigeren Massen etwas Dräuendes bekommen, als könnte man durch das Gestein eines Vulkanes das ewige Blutmeer im Innern erschauen.

Diese Landschaft ist in Form und Farbe so charakteristisch, sie zwingt durch die Monumentalität der Stimmung und Farbe so unbedingt zur großzügigen Stilisierung, daß ich es begreiflich finde, wenn für viele Künstler sich ein Rezept der Behandlung dieser Vorwürfe ausgebildete, so daß wir hier tatsächlich oft Ateliertkunst erhalten. Kommt hinzu eine lange, sorgsam gehegte Überlieferung, der es die Düsseldorfser zu danken haben, wenn sie in handwerklich technischem Sinne doch die einzige deutsche Künstlergruppe bilden, bei der man von Schulung im besten Sinne des Wortes sprechen darf.

Raum einer von den Düsseldorfsern hat nach meinem Gefühl dieses Ateliertmäßige so glücklich vermieden, wie Liesegang, trotzdem sein Studiengang (von 1877 an) sich als regelmäßige Lehrzeit an der Akademie darstellt. Es wird wohl der Hauptgrund darin haben, daß er aus dieser Gegend stammt. Nur die Heimat wird dem Menschen so vertraut, daß sie für ihn immer neu ist. Die großen charakteristischen Eigenschaften, auch die besonders hervorspringenden Einzelheiten einer Landschaft empfindet jeder, dessen Auge für Natur eingestellt ist. Er gewahrt sie sogar in so starkem Maße, daß er alles daraufhin ansieht und einen besonderen Reiz, eine besondere Erhöhung des Genusses gerade dadurch erfährt, daß er überall wieder dieselbe Melodie hört. Die Heimat aber gibt ihren Söhnen viel mehr. Gerade das Besondere in Gleichartigem zu sehen, das immer Neue im scheinbar Wiederkehrenden zu vernehmen, die unendliche Mannigfaltigkeit innerhalb der großen Gleichartigkeit zu empfinden, das vermag man eigentlich nur seiner Heimat gegenüber. Man muß mit einer solchen Landschaft gelebt haben, in all den wechselnden Stimmungen eines langen Lebens immer wieder am Busen der Natur Zuflucht gefunden haben, um zu fühlen, um vor allen Dingen sehen und darstellen zu können, daß diese Natur an jedem Ort so reich und mannigfaltig ist, wie das gesamte Leben.

Was darüber hinaus Liesegang rein künstlerisch so vor dem Atelier geschützt hat, das war wohl seine früh erwachte Zuneigung zur Radierung, die ja im allgemeinen von den Düsseldorfsern nicht sehr gepflegt worden ist. Die Feinarbeit der Nadel setzt die eindringliche Beschäftigung mit der Einzelerrscheinung innerhalb des großen Gesamtbildes voraus, und wenn die Farbigkeit dieser Landschaft zu einem Gestalten in Massen hindrängt; wenn sie den Künstler geradezu unwiderstehlich dazu verlocken muß, das Große in diesen Stimmungen darzustellen, so führt die feine Radierarbeit in ihrer Einfarbigkeit von selbst dazu, daß man nun den Nachdruck auf den Reichtum der Einzel-

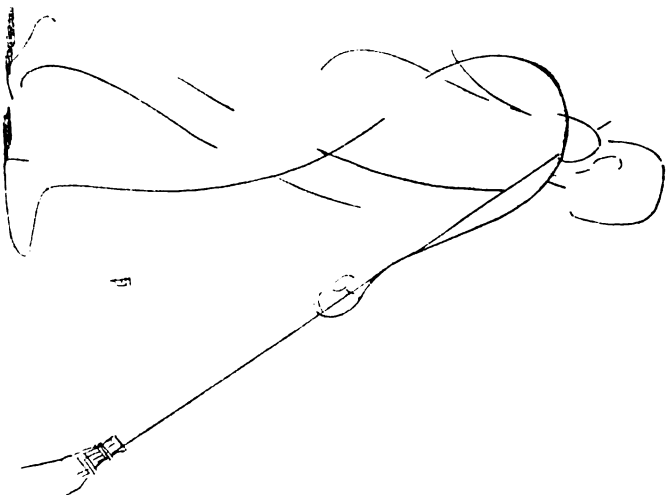
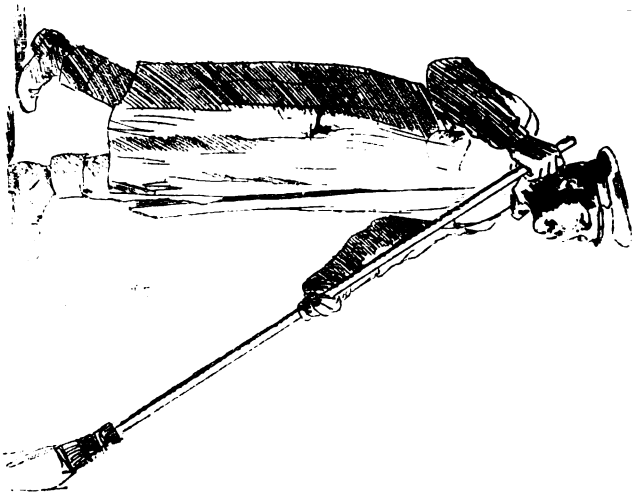


Der Schriftmaler

Des Schriftmalers Arbeit mag recht mühsam sein. Aber wäre sie nicht mühsam, der Mann erkreute uns nicht durch den Ausbruch gespanntester Aufmerksamkeit. Der Kopf ist noch über seine natürliche Haltung erhoben, wie uns die Stellung des Kinns und die Richtung der Wangenlinie erkennen läßt. Wir schauen dem Manne aufmerksam zu, wir tun ihm nach, und es ist uns, als sollten wir den Atem anhalten in der Besorgnis um das Gelingen von Bogen und Strich. Aber umtre Sorge mag der Freude an der Sicherheit weichen, mit der die geliebte Hand dem Willen ihres Centers folgt. Sie gleitet nicht aus, trotzdem seine Stellung so un bequem ist. Der Körper muß aufrecht gehalten werden, ohne daß seine natürlichen Stützen, die Füße, ihre volle Kraft einfallen

können. Wie die Hauptlast hinabgleitet ins Knie, wie das rechte Bein den Druck des Körpers erwidert, das läßt sogar die weite, in langem Gebrauche schwiegelm gewordene Materturte erkennen. Aber wie der linke Fuß mehr balancieren als stützen hilft, wie der linke Arm ebenfalls in der Sorge um das Gleichgewicht des Körpers tätig ist, das empfinden wir deutlich erst vor der unbestrittenen Figur. Der vielsache Wechsel in den Richtungslinien des Körpers und der Glieder, die Anruhe der ganzen Stellung kommt in der letzten Figur zu lebhaftem Ausdruck. Wenn wir ihr noch in einem Zuge den Weg der Luft aus der Mitte des Körpers am linken Oberschenkel hinab einfügen, dann haben wir die große geschwungene Trägerlinie der ganzen Figur.

Mit Erlaubnis des Vertegers R. Poligländer in Leipzig entnommen aus „Menschen im Leben und Treiben des Alltags“ von Richard Bährner und Prof. Fortmädinger.



Der Straßenfeger

Der Ströhmus bederrt unsrer Leben. Stehen wir Ströhmus nach, so feiget sich unsre Lebensempfindung, wir freuen uns. Solche Freude bietet uns täglich der Straßenfeger, der in rhythmischer Bewegung uns nach. Im weiten Bogen zieht er wieder und wieder seine dauernden Schritte. Wir sind gern bereit, sie ihm nicht zu führen, bleiben in der Entfernung und können uns so besser am Ströhmus der Bewegung erfreuen. — In einer feiner lebensvollsten Stellungen beharrt der Mann auf dem Stabe. Er schaut auf die noch vor ihm liegende Gasse. Der Kopf ist vorgehalten, als wolle er den Augen das Spähen, den Füßen das Vorwärts erleichtern. In gleichmäßigem Wechsel rücken sie vor, während die Arme den Gesellen treffen lassen. Der Oberkörper

wird zum kräftigen Helfer bei der Arbeit, denn er erleichtert den Gesellen das Vordrängenschieben und den Armen die Führung des Gesells. Das Tempo der bestehenden Bewegung ist so ruhig und gleichmäßig, daß ihr auch die lang herabsinkende Stute zu folgen vermag. Sie kann das um so besser, da sie weit genug ist. Über gerade verhält sie viel von der Stütze der Geselle. Erst ohne die Stute sehen wir deutlich, wie jedes Bein durch den Wechsel der Stützen vom Stute abwärts und aufwärts zum elastischen Schwinger des Körpers wird. In lebhaftem Schwünge steigt zuletzt die Linie aus dem rechten Geselle durch den Körper zu den Schultern hinauf und hinauf in die Hand und in den Gesellen. Von ihm wird die ganze Figur geholt, von ihm wird sie auch ein wenig gestützt.

Der Ströhmus des Gedächtnisses R. Bogdanov in Leipzig aufgenommen aus „Wörterbuch im Leben und Treiben des Völkchens“ von Richard Müller und Josef Gornung.

erscheinung legt. So ergänzt sich diese zwiefache Tätigkeit Tiefgangs zu schöner künstlerischer Einheit. Die Erweiterung des Stoffgebietes brachte ihm das benachbarte Holland, mit seinen alten Städtchen an den ruhigen Flüssen, mit den Grachten, den ruhig hingleitenden Boten, der farbigen Architektur und nicht zuletzt mit den malerischen Trachten der Bewohner. Die Wiedergabe einer Radierung aus dem alten Brügge steht an der Spitze unseres Heftes. Wie oft hat man vom Schläfe dieser alten Städtchen gesprochen. Das Brügge, das wir hier sehen, träumt. Es hebt ein stilles Leben unter dieser großen Ruhe. Man empfindet sogar die Schneedecke nicht als Ertötung des Lebens, sondern als schützende Umhüllung für ein künftiges Erwachen. Aber diese Bilder wollen überhaupt keine Erklärung; sie wollen auch vom Beschauer empfunden werden, wie sie vom Künstler empfunden sind.

In eine ganz andere Welt führt der „Sphinx“ nach der Radierung von Hugo Ulrich. Es ist in einem besonderen Aufsatz über seine Radierungen gesprochen. Was dort von der Monumentalität dieser Arbeiten gesagt ist, wird durch dieses Bild bekräftigt werden. Wie die phantastische Gestalt hier der in denkbar nüchternen arithmetischer Form hochragenden Pyramide vorgelagert ist, wirkt mit überwältigender Großartigkeit. Ein Hauch des Ewigen durchweht das Ganze, jenes Ewigen, das wir nicht begreifen, nicht erläutern können und doch so sicher und stark empfinden.

Endlich bringen wir noch als Ergänzung zu unserem Aufsatz „Sehen lernen“ mit Erlaubnis des Verlags R. Voigtländer in Leipzig die Wiedergabe etlicher Blätter des Mappenwerkes „Menschen des Alltags“ von Bürdner und Fortwängler. Wir haben die drei Zustände, in der jeder Vorwurf dargestellt ist, hier nebeneinandergestellt, während bei dem in Folioformat gehaltenen Original jedes Bild auf einem besonderen Blatt vorgeführt wird, wodurch der erzieherische Zweck natürlich noch mehr erreicht wird, indem nun der Beschauer für sich selbst aus der ersten bekleideten Gestalt sich die folgenden Stadien selber herstellen mag. Durch die Darbietung des Künstlers erhält er nachher die Verbesserung oder Ergänzung.

St.





Wider die Operette

Von

Dr. Karl Storck

Die Operette vom Stile Offenbachs sucht aufs neue Fuß zu fassen in Deutschland. In Berlin geht als „Neues Operetten-Theater“ ein großes Haus seiner Vollenbung entgegen. Einstweilen hat die dafür zusammengebrachte Künstlertruppe mit Offenbachs „Blaubart“ im „Berliner Theater“ ein Gastspiel begonnen.

Ach, das „Berliner Theater“ ist nicht mehr „sein“ Theater! Der „Baum des Idealismus“, den Ferdinand Bonn mit Hilfe von „Sherlock Holmes“ gepflanzt und den „Der Hund von Baskerville“ bewacht hatte, ist völlig entwurzelt. In die von Bonn so heilig aufgefaßten und so heillos ausgenutzten Hallen Italiens ist nun die leicht geschürzte Operette eingezogen, die wenigstens den einen Vorzug hat, daß sie nicht mehr sein will, als sie ist. Oder doch? Und vielleicht gerade zu allermeist im Falle Offenbach! Ich glaube, Offenbach selber war sich über seine Ziele und seine Fähigkeiten vollkommen klar. Wie mancher Künstler jüdischer Herkunft hat er wohl gerade dadurch viel erreicht, daß er sich über sein Können keinen Täuschungen hingab und niemals mehr wollte, als er wirklich konnte. Vor allen Dingen war er sich auch vollkommen klar darüber, daß sein Verhältnis zur Kunst durchaus jener Demimonde entsprach, für die er seine Werke schuf. Es ist da nichts von wahrer Liebe, nicht einmal von Leidenschaft. Das Ganze ist einerseits Geschäft, andererseits Unterhaltung, toller Zeitvertreib; im günstigsten Falle Taumel und Betäubung.

Es könnte aus echter Liebe zur Kunst auch in der Musik eine Satire großen Stils, eine mit eigenen Werten gestaltende Karikatur entstehen. Allerdings nirgendwo schwieriger als in der Musik. Da der Ton an sich ohne bestimmte Bedeutung ist, da Musik eigentlich nur aus Überschwang des Gefühls natürlich ersteht, kann sie eine von dieser echten Gefühlsmäßigkeit abweichende geistige Bedeutung nur durch eine besondere Art der Ver-

arbeitung oder durch den eigenartigen Vortrag des reproduzierenden Künstlers erreichen. Für das erste fehlt bei der Zuhörerschaft fast notwendigerweise das Verständnis, es sei denn, daß man vor einem Parlett von Musikern spielte. Aber selbst dann ist, soweit ich sehe, zum Beispiel in der „Feuersnot“, die innere Ironie und Karikatur, die rein geschichtlich genommen zweifellos den größten Fortschritt bedeutet, den Richard Strauß als Ausdrucksmusiker uns bisher gebracht hat, auch von Fachleuten vielfach nicht beachtet worden. Ein anderes ist natürlich das Ausnutzen der Musik für parodistische Zwecke. Auch die Parodie ist Satire, aber im Innersten doch eigentlich unfruchtbar. Wenn man zum Beispiel eine große Form mit gewaltigem Prunke auf einen nichtigen Inhalt anwendet; wenn man die Hochspannung aller Leidenschaften und Gefühle, wie wir sie an irgend einem künstlerischen Stoffe stilgerecht finden, auf eine Banalität anwendet, so wirkt das satirisch und karikierend. Gewiß, aber damit ist noch lange nichts gegen die innere Berechtigung jenes ersten Kunstwerkes bewiesen. Man braucht ja auch nur daran zu denken, daß alle großen Dichtungen der Weltliteratur parodiert worden sind. Im Grunde bleibt das doch nur eine Begeiferung eines großen reinen Kunstwerkes; denn eine gewisse Zerstörung oder doch Erübung des reinen Empfindens gegenüber jenen Werken bleibt zurück.

Ich verstehe diese Parodie als Ausdruck übermütigster Laune, als ein Sich-wegwerfen, das aber doch nur dann künstlerische oder doch menschliche Werte in sich tragen kann, wenn man wie Goethe das Bewußtsein in sich trägt, daß man nur deshalb sich wegwerfe, weil man sich jeden Augenblick wieder zurechtsetzen kann. Dann aber gibt es auch für derartige Kunst immer Formgesetze. Das Wesentlichste dieser scheint mir die Kürze zu sein. Es dürfen Gefühle, die nachher zerstört werden sollen, nur kurz angeregt werden, eben doch nur soweit, daß die Zerstörung nachher nicht Schmerz oder Ekel hervorruft.

Das ist mir zum Beispiel beim „Blaubart“ Offenbachs geschehen. Ich gebe zu, meine ganze Natur sträubt sich gegen eine derartige Kunst. Ich glaube, persönlich über eine ganze Dosis Humor zu verfügen, und habe, wie ich aus Erfahrung weiß, einen starken Sinn auch für die tollste Komik. Aufs innerste widerwärtig berührt mich aber alles, was mir wirkliche Werte verlest. Wenn zum Beispiel ein Feigling Ängste durchmachen muß ob seiner Feigheit; wenn er Gefahren in Dingen sieht, die ein männlicher Sinn von vornherein als lächerlich erkennt oder die dieser mit kurzem Wagemut überwindet, so kann die schlotternde Todesangst eines solchen Sammerkerls durchaus komisch wirken, zumal wenn ich nicht zu lange den Anblick dieser Kreatur ertragen muß. Wenn dagegen in Anknüpfung an einen bekannten furchtbaren Sagenstoff, zu dessen graufiger Gestaltung ein entsetzlicher Wahnglaube düsterer Zeiten geführt hat, ein Stoff, der in sich das Material zu einer gewaltigen Tragödie trägt, die vielleicht nur deshalb bis jetzt nicht hat geschaffen werden können, weil der Stoff zu graufig ist; ich sage, wenn

ein derartiger Stoff überhaupt nur deshalb aufgegriffen wird, um daraus komische Wirkungen zu gewinnen, so scheint mir das an sich bereits ein Mißgriff. Schlimmer ist, wenn dieser in sich das Material zu einer großen Tragödie tragende Stoff dazu mißbraucht wird, um zu beweisen, daß viele schauerliche Stoffe behandelnde Tragödien verlogene Kunstwerke sind.

Offenbach wollte mit diesem „Blaubart“ die große Oper Meyerbeers verspotten. Ich denke mir, er wird dabei hauptsächlich an „Robert den Teufel“ gedacht haben. Nach meinem Gefühl könnte das Ziel nur erreicht werden, indem man einen Stoff aufgriffe, der äußerlich zu den Formen der Tragödie aufgeblasen werden könnte, innerlich aber klein und nichtig wäre. Am schlimmsten aber wird es, wenn man nun jene großen tragischen Ausdrucksformen dort anwendet, wo sie nach der Gesamtlage des betreffenden Stoffes angebracht wären. In der zweiten Abteilung des zweiten Aktes des „Blaubarts“ ist das der Fall. So wie die ganze Lage ist, muß die sechste Frau Blaubarts glauben: einmal, daß fünf ihrer Vorgängerinnen getötet sind, zweitens, daß sie selber jetzt den Tod erleiden soll. Es wird nun eine Todesangst gemimt mit künstlerischen Ausdrucksmitteln, die für die Darstellung der wirklichen Todesangst oft genug verwendet und auch tatsächlich so empfunden worden sind.

Gewiß liegt hier schon durch die Lieberlichkeit und äußere Mache der Arbeit eine wahrscheinlich von Offenbach durchaus beabsichtigte Parodie etwa ähnlicher Szenen Meyerbeers vor; aber dieses rein musikalisch Technische zu empfinden, werden nur wenige imstande sein, und auch selbst diese Empfindung hilft nicht über die Widerwärtigkeit dieser langgedehnten Szene hinweg, die noch dadurch qualvoller wird, daß in der Regel Operettensänger zwar schreien, aber nicht singen können. Diese hochdramatische Schreierei wirkt aber keineswegs als echte Karikatur, sondern höchstens als unfreiwillige. Im Gegenteil! Wirklich bedeutende Sänger könnten hier eher dauernd merken lassen, daß es sich um eine Parodie handelt. Gewiß weiß ja jeder Zuhörer im Saal, daß er sich in einer Operette befindet, und daß die ganze Sache Humbug ist und irgendwie eine Auflösung finden wird. Aber jedenfalls ist dann das Maß überschritten. Und vor allen Dingen ist auch die eigentliche Karikatur dann verloren, wenn sie nur so erreicht wird, daß man gewissermaßen Zwischenbemerkungen komischer Art macht. Ich kenne eine derartige Parodie auf Schillers Teilung der Erde, wo der ganze Text des Schillerschen Gedichtes unverändert vorgetragen wird, wobei ein zweiter Vellamator nach jedem Schillerschen Verse einen parodistischen hinwirft. Man wird das niemals als eine wirkliche Karikatur des Schillerschen Gedichtes bezeichnen können, sondern als eine mit rein äußerlichen Mitteln arbeitende Komik. Auch das hat zu gewissen Stunden seine Werte. Nur verzichte man darauf, aus einem Verfertiger solcher Parodien einen großen Künstler machen zu wollen. Dagegen wende ich mich hauptsächlich.

Seit einigen Jahren ist das Bestreben stets gewachsen, aus dem „maître Jacques“, wie ihn seine Stammesgenossen in der ihnen eigenen

Vertraulichkeit nennen, eine Künstlergröße zu machen. Eine solche ist er nie gewesen. Auch die so erfolgreiche komische Oper „Hoffmanns Erzählungen“ darf uns in diesem Urteil nicht beirren. Offenbach konnte sehr viel, und in diesem Werke sind sehr liebenswürdige Nummern, freilich von recht zweifelhafter Originalität. Aber irgend ein tieferes Erfassen des Ganzen, eine wahrhafte Dramatik ist hier nirgends gegeben. Offenbach war auch kein großer Satiriker. Er war ein Witzler, ein sehr geistreicher meinetwegen; ein sehr gewandter Spötter. Sein Spott und Witz richteten sich sehr oft gegen Schäden und üben dann satirische Wirkungen. Aber wahllos und ohne alle innere Kraft bespöttelt dieser Mann auch das wirklich Wertvolle und erzielt die meisten Wirkungen durch Verzerrung. Dieses Wirken um jeden Preis ist ihm die Hauptsache, und zwar die Wirkung bei einer Zuhörerschaft, die äußerlich über den eben modischen Kunstbesitz verfügt, innerlich aber allen trüben Instinkten sehr zugänglich ist. Nun bedenke man, daß solch ein „Scherz“ drei Stunden dauert, und man wird begreifen, daß es schon einer besonderen Veranlagung bedarf, um da wirklich dauernd Gefallen finden zu können.

Ich habe diese Veranlagung nicht und habe mich, ganz offen gestanden, bei der Vorführung des „Blaubart“ teils gelangweilt, etliche Male abgestoßen gefühlt und nur wenige Male wirklich gelacht. Auch die rein artistische Verspottung der großen Form der Oper scheint mir nicht scharf genug. Sehr gut zweifellos beim ersten Auftreten Blaubarts, was auch bei der Inszenierung dieser Aufführung ausgezeichnet herausgeholt war, obwohl dann gleich die zweite Hälfte dieser Szene, in der die lyrisch-tragische Gebärde der ersten durch tollen Akt abgelöst wird, dadurch zu weit geht, daß nun dieser Blaubart gleich in den unvermeidlichen Cancan hineingeraten muß. Die Szenen bei Hofe, die den ganzen zweiten Akt füllen, sind uns heute allmählich übergetworden, doch hatten sie zu Offenbachs Zeiten, vor reichlich vierzig Jahren, als das Werk entstanden ist, ja gewiß eher den Reiz der Neuheit. Aber gerade da sollte man sich vor gewissen Clownwirkungen hüten, sie jedenfalls nicht zu häufig wiederholen. Es ist gerade genug, wenn man es einmal mitangesehen hat, wie der trottelhafte König einen sich nur langsam bückenden Höfling erst hinunter- und dann wieder hinaufpustet, zumal wenn dieses Pusten halb wie Spucken wirkt. Muß man das dreimal oder noch öfter ansehen, so wirkt wenigstens für meinen Geschmack etwas Derartiges ekelhaft. Ekelhaft desgleichen, wenn die traurigsten Erscheinungen des Moltke-Hardenprozesses immer wieder zu eindeutigen Wizen herhalten mußten. Tacitus rühmte von den Germanen: „Nemo enim illic vitia ridet.“ Ich glaube, die echten Deutschen können auch heute über „Laster“ nicht lachen; über „Schwächen“ gewiß. Nun, die Bewohner des Deutschen Reiches, die an diesem Abend das Berliner Theater füllten, wieherten förmlich bei jeder Anspielung.

Überhaupt hat der Berichterstatter sachgemäß von einem starken Erfolge der Aufführung zu berichten, der auch ohne die Handgreiflichkeiten

der Klaque erreicht worden wäre. Und die Tageskritik stimmt so begeistert zu, daß wahrscheinlich monatelang eine unserer Kulturstätten — als solche bezeichnet man ja wohl die Theater — lediglich diesem Werke dienen wird. Dabei laufen die schönsten Widersprüche mit unter. Man rühmt Offenbach als Musiker, vermag freilich in diesem Werke keine Stelle zu nennen, die musikalisch wirklich bedeutsam wäre. Aber warum lehnt man dann nicht alle diese Sänger ab, unter denen nicht einer ist, der nicht fortwährend falsch singt, der nicht immer detoniert, tremoliert, forciert usw.? Warum lehnt man nicht Personen ab, die sich als führende Sängerinnen aufspielen und von Gesangkunst und Stimme nicht so viel ihr eigen nennen, wie die letzte Choristin eines einigermaßen auf der Höhe stehenden Opernhauses?! Ja, wenn sie noch wenigstens bewußte Parodisten wären; aber es stand nur einer auf der Bühne, dem wenigstens zeitweilig eine bewußt und stark karikierende Wirkung gelang (Sulius Spielmann).

Eine wirklich fruchtbare Karikatur und Satire kann überhaupt nur von einer stark moralischen Kraft und hervorragendem ernstem Geiste geübt werden. Aber Offenbach sieht nie das Ganze, sondern immer nur Einzelheiten. Deshalb gibt er einer als Karikatur angelegten Persönlichkeit eine lyrisch ernstgemeinte Nummer, wo sich dazu die Gelegenheit bietet. Darum erstreckt sich seine Satire auch nicht auf die äußere Aufmachung. Gerade die Ausstattung der Opern fordert an tausend Stellen die Kritik heraus. Die bei Meyerbeer üblichen großen Aufzüge z. B., das durch und durch unkünstlerische Bestreben, durch diesen äußeren Prunk an den möglichst unpassendsten Stellen Wirkungen zu erzielen, kann meinem Gefühl nach nur dadurch wirksam karikiert werden, daß nun in der Operette dieser Prunk überall als Scheinprunk ersichtlich wird, daß z. B. die Wertlosigkeit der prozigen Kostüme der Ritter ganz offensichtlich wird. Umgekehrt müßte das in Opern übliche Untwesen, daß Darstellerinnen, die als „arm“ auftreten, ein Vermögen in Juwelen an sich tragen, durch Übertreibung bloßgestellt werden. Gerade die Berliner Königliche Oper gäbe schon durch die dort übliche Ausstattung „armer Gemäcker“ zur Verspottung reichen Anlaß. Aber die Operetten wenden sich im Gegenteil noch mehr an die Puggelüste der Besucherinnen, und das einzige „Sparen“ bei Garderobestücken wird von jenen weiblichen Darstellern geübt, die der Überzeugung sind, durch ihr Ausgezogensein gewisse Kreise am unwiderstehlichsten anzu ziehen.

Es ist ein großes Feld, auf dem die Operette als echte Karikatur und damit als wahrhafter Kunstwert auftreten könnte. Aber ich glaube nicht, daß in Deutschland ein günstiger Boden für diese echte Operette vorhanden ist; am ehesten noch am Rheine. Zu dieser echten Operette gehört eine hohe formale Kultur, die die Darlegung des Mangelhaften in Kunst und Lebensgestaltung sich lieber von einer bewußt spielenden, ja oft genug spielerigen Kunst zur Ergözung vorführen läßt, als daß von empörter Moral und scheltender Kritik ein ernsthafter Krieg geführt wird. Auf Künstlerfesten, etwa im „Malkasten“ in Düsseldorf, bei den Vereinigungen

in München gedeiht eine derartige wahrhaft karikierende Kunst auch in Deutschland. Im allgemeinen stehen wir Deutsche dazu der Kunst zu ernst gegenüber, zu allermeist der mit Musik verbundenen Kunst. Unsere Grundnatur ist eben durch und durch musikalisch. Darum empfangen wir mit dem Gefühl und dem Gemüt, weniger mit dem Geiste.

So fehlt die richtige Einstellung zur Aufnahme der Karikatur. Auch sie ist bei uns ernste, aus Pflichtgefühl geborene Satire. Im andern Falle gelangen wir dann zu Humor oder zu derber Komik.

Gerade deshalb bin ich aus kunstpolitischen und -sozialen Gründen gegen die Operette. Es fehlt bei uns in Deutschland die richtige Einstellung zu dieser Gattung. Deshalb ist in Deutschland die Operette auch immer aus dem ihr eigenen Gebiete herausgetreten: sie wird hier zum Singspiel, zur komischen Oper mit formal niedrig stehenden Einlagen und einem moralisch etwas leichtfertigen Untertone. Das trifft für Johann Strauß zu, das gilt auch von der „Lustigen Witwe“. Durch diesen leichtfertigen Untergrund wird dann das Ganze herabgezogen, während umgekehrt — etwa bei Lortzing — die moralische Gediegenheit auch das formal in tieferen Kunststilen Gestaltete in eine höhere Gesamtlage emporhebt.

Auch die Erscheinungen des Kunstlebens sind relativ zu würdigen. Natürlich nicht die der großen Kunst. Die ragt in Höhen, die außerhalb aller Beziehung zum Lebensdurchschnitt stehen. Um so mehr dagegen in der Unterhaltungskunst. Da kann in Frankreich eine Kunstgattung sogar vorteilhafte Wirkungen auslösen, die in Deutschland schaden muß. Das gilt nirgendwo mehr als von der Operette.



Ein neues Werk Mozarts

Die Kunde wird überraschen, erst recht, da es sich keineswegs bloß um eine „historische Ausgrabung“, sondern um eine wirklich wertvolle Schöpfung handelt, die einen künstlerischen Gewinn für uns bedeutet, um so mehr, als sie auf dem nicht allzu reich bestellten Felde der Violinliteratur liegt. Unter dem Titel „Siebentes Violinkonzert von Mozart“ hat der Verlag von Breitkopf & Härtel die Partitur und außerdem eine Ausgabe für Violine und Klavier (M. 4.—) vor wenigen Wochen veröffentlicht können. Der Verlag macht über die Geschichte des Werkes folgende Mitteilungen: „Das Autograph Mozarts war bis zum Jahre 1837 im Besitz von Sabeneck in Paris, seitdem ist es verschollen. Nach diesem Autograph ward ehemals eine Abschrift von Eugène Sauzay, dem Schwiegersohne Baillots, genommen, die noch seinem Sohne Julien Sauzay gehört. Dieser erachtete es als Pietätspflicht gegen seinen Vater, dessen Abschrift vor profanen Augen zu bewahren und war trotz unserer wiederholten Bitten durch nichts zu bewegen, uns diese Abschrift zugänglich zu machen. Zum Glück ist es nun Herrn Prof. Dr. Rospfermann, Vorsteher der Musikabteilung der Königlichen Bibliothek in Berlin, gelungen, eine zweite Abschrift aufzufinden, nach der unter seiner Redaktion die Herausgabe nunmehr erstmalig erfolgte. Inzwischen hat übrigens der

obenerwähnte Besitzer der bisher allein bekannten Handschrift mitgeteilt, daß bis auf einige ganz geringe Abweichungen, die entschieden auf Schreibfehlern beruhen, unsere Ausgabe mit der feinen, die sein Vater nach dem damals noch vorhandenen Autograph Mozarts anfertigte, übereinstimme, wodurch die Echtheit und Übereinstimmung mit dem Original bewiesen ist. Herr Sauzay besitzt ferner noch ein von seinem Vater genau nach Mozarts Handschrift angefertigtes Facsimile der Überschrift mit Mozarts Namenszug und des ersten Tactes des Konzertes, wodurch jeder Zweifel — es sind verschiedene laut geworden — gehoben ist, denn Mozarts Hand ist unverkennbar.

Das Konzert ist nach einer Notiz auf dem Autograph am 16. Juli 1777 in Salzburg vollendet worden, also zwei Jahre später als die ersten bekannten Violinkonzerte. Die Spuren der Zeit seiner Entstehung zeigt das Konzert am deutlichsten in der Besetzung und Behandlung des Orchesters, das neben dem Streichquintett (in welchem Violoncello und Kontrabaß ohne Ausnahme als eine einzige, häufig noch durch die Bratsche verstärkte oder unterstützte Stimme sich darstellen) nur noch zwei Oboen und zwei Hörner verwendet. In dieser Beziehung hat der Komponist unzweifelhaft die örtlichen, immerhin beschränkten Salzburger Verhältnisse berücksichtigt. Für den Part des Solisten muß er aber einen tüchtigen Künstler im Auge gehabt haben. Die Prinzipalfstimme ist — nach den Ansprüchen der Zeit beurteilt — als entschieden „virtuos“ zu bezeichnen und sie bietet insolgedessen auch noch dem heutigen Geiger eine ebenso dankbare, wie musikalisch wertvolle Aufgabe. Denn, obgleich in die Jugendperiode Mozarts fallend, gibt sich das Werk als ein so echtes und rechtes Kind seines Genius wie nur irgend ein anderes. Ein jeder der drei in der üblichen Form geschriebenen Sätze ist voll quellenden musikalischen Lebens, ein jeder ausgezeichnet durch jene untadelige Sicherheit und Selbstverständlichkeit in der Beherrschung des rein technischen Elements, die die Hand des Genies kennzeichnen.“ —

Die ersten Aufführungen des Werkes haben inzwischen stattgefunden und sind mit vollem Jubel begrüßt worden. Das neu aufgefundene Konzert bedeutet in der That eine Bereicherung unserer Violinliteratur. Mozarts Verhältnis zur Geige ist nicht so innig, wie man es wohl von dem Besitzer des unvergleichlichen Tongehörs gegenüber dem einzigartigen Gesangsinstrumente erwarten mag. Es überwog eben in Mozart, trotzdem in ihm das sinnliche Musikantentum eine unvergleichliche Höhe erreicht hat, doch noch der Komponist, der Schöpfer eines großen Baues, zu dessen Vollendung die Zusammenführung zahlreicher Einten gehört. So zog es ihn am meisten zu dem Instrumente, das dem einzelnen Musiker die ganze Welt der Töne in den Bereich seiner Hände rückt, zum Klavier. Eine Stelle aus einem Augsburger Briefe vom Jahre 1777 besagt allerdings, daß er in der Orgel das königlichste aller Instrumente sah. Hier kam eben gegenüber dem damals ja doch erst recht tonarmen Klavier der Reichtum der Farbigeit durch die Registrierung hinzu.

Immerhin hat Mozart neben dem Klavier und der Orgel sich mit keinem anderen Instrumente so beschäftigt, wie mit der Geige. Er war der Sohn des berühmtesten Geigenlehrers des damaligen Deutschlands. Der „Versuch einer gründlichen Violinschule“ Leopold Mozarts, der im Geburtsjahre des genialen Wolfgang erschien, erfüllt heute noch den Zweck und ist besonders dadurch ausgezeichnet, daß neben dem virtuoson das „cantabile“ Ausdruckspiel betont wird. Sein Söhnchen hat sehr früh mit der Geige sich abgegeben, und aus den Erinnerungen des trefflichen Schachtner wissen wir, daß Wolf-

gang bereits als Siebenjähriger im Quartettspiel eine Stelle zu vertreten mußte. Der Vater war natürlich der beste Lehrmeister.

Auf den ersten Konzertreisen ist dann Wolfgang häufiger als Geiger aufgetreten. Da es aber auch dem Vater meistens darauf ankam zu zeigen, daß sein Kind nicht nur ein außerordentlich geschickt gedrillter Virtuose, sondern ein Wunder der Musik sei, trat auch hier das Klavierspiel immer mehr in den Vordergrund. Später, in seiner amtlichen Stellung als Konzertmeister am Salzburger Hof, mußte Wolfgang natürlich auch Geige spielen; vielleicht hat gerade das ihm das Instrument etwas verleidet, da ihm die ganze Tätigkeit beim Erzbischof verhaßt war. Aber es will doch viel bedeuten, wenn ihm sein Vater am 18. Oktober 1777 schreibt: „Du weißt selbst nicht, wie gut du Violine spielst, wenn du nur dir Ehre geben, mit Feuer, Herzhaftigkeit und Geist spielen willst, ja, so wärest du der erste Violinspieler in ganz Europa.“ Das war zu der Zeit, als Wolfgang nicht von Mannheim fort nach Paris wollte. Das neu aufgefundene Konzert war, wie aus der oben erwähnten Aufschrift hervorgeht, damals bereits ein Vierteljahr alt. Es ist immerhin wahrscheinlich, daß Wolfgang auch dieses Konzert hauptsächlich für sich selbst als Material für die zahlreichen beabsichtigten Konzerte geschaffen hat. Aus Mozarts Briefen wissen wir, wie unbehaglich er sich in Paris fühlte. Es ist ihm hier auch mancherlei an Manuskripten verloren gegangen. Auch die Musik zu einem Ballett von Roverre ist noch nicht lange wieder bekannt geworden. Vielleicht hatte Wolfgang dieses Violinkonzert an Le Gros, den Direktor des Concert spirituel gegeben, der das Manuskript ebenso unachtsam behandelt hat wie andere Arbeiten, die ihm der immer zu vertrauensfellige Jüngling überließ.

Man hat das Konzert jetzt als das „siebente“ bezeichnet. Der Zeit der Entstehung nach ist es das sechste. Die ersten fünf hat er 1775 gleich hintereinander komponiert, wie es ja seine Art war, sich ein neues Gebiet immer gleich gründlich in ange strengtester Arbeit zu eigen zu machen. Das, was man gewöhnlich als sechstes Konzert bezeichnet, ist in der vorhandenen Gestalt sicher nicht von Mozart, sondern geht bestenfalls auf Entwürfe von ihm zurück.

Das neu aufgefundene Konzert zeigt denselben Charakter wie die übrigen. In der Formgebung ist es allerdings etwas breiter und reicher geworden. Es besteht aus drei Sätzen. Der erste, aus D-dur gehend, trägt zu Recht die Bezeichnung „Allegro maestoso“. Es ist etwas prunvoll Festliches in dem Ganzen. Die Violinstimme ist hier ganz virtuos behandelt und umkleidet das charakteristisch gestaltete Thema mit reichen Arabesken. Solo und Tutti spielen wechseln häufig, und das verschiedenartige Zusammengreifen von Solospiel und Orchester bringt mannigfache Abwechslung. Der zweite Satz, ein menuettartiges Andante, trägt wie so manche Stelle in den Jugendwerken Mozarts den Keim einer späteren wunderbaren Eingebung in sich, hier des Menuetts aus „Don Juan“. Als Ganzes ist dieser Satz ein Stück behaglichsten Musizieren, wie es etwa bei den damals üblichen Serenaden beliebt war. Der dritte Satz ist, wie bei all diesen Violinkonzerten, in Rondoform gehalten. Hier sprudelt der Quell melodischer Erfindung am üppigsten. Und auch hier steht jener gerade für Mozart so ungemein charakteristische Zug hervor, der in geistiger Hinsicht das Eigenartigste ist, was er in die musikalische Welt eingeführt hat: die Verbindung ausgelassensten Übermuts mit überströmender Empfindungseligkeit. Das erkennt man schon aus der Anführung des Haupt- und Seitenthemas:

a. Hauptthema: Tutti

Allegro. *tr.* *tr.*

b. Seitenthema: Solovioline

tr. *tr.* *tr.* *tr.*

In der Literatur war es ja ähnlich gekommen. Rousseaus Naturschwärmerei klang in das spielerischste Rokoko hinein. Goethes Straßburger Liebeslieder stehen schier unvermittelt neben den anatreontischen Spielereien der Leipziger Jahre. Werther, Singspiele, Satiren, der gewaltige Götz — dieses Nebeneinander offenbart eine wunderbare Vielseitigkeit des Erlebens und Auslebens. Der Musik Mozarts war es vorbehalten, diese scheinbaren Gegensätze zur Harmonie des schönen Lebens zu einen. R. St.



Zu unserer Notenbeilage

Die Notenbeilage bringt eines der schönsten Stücke aus Peter Cornelius' Musikdrama „Gunlöd“. Das edle Werk beginnt jetzt in der Bearbeitung von Woldemar v. Baußnern allmählich seinen Rundgang über die deutschen Bühnen, die diese Aufführung als eine Ehrenpflicht betrachten müßten. Der Zürmer wird einen zweiten Abschnitt aus dem Drama bringen, in dem dann der Vollender der von Cornelius nur in Skizzen hinterlassenen Komposition zu Worte kommen wird. Dabei soll dann um so lieber eingehend über „Gunlöd“ gesprochen werden, als sich dabei nicht nur wertvolle Aufschlüsse über Cornelius, sondern auch grundsätzliche Betrachtungen über unsere Beziehungen zur altgermanischen Mythologie ergeben.

Es ist an dieser Stelle auch noch ein Veräumnis gutzumachen. Wir brachten im Junihefte des abgelaufenen Jahrgangs zwei Stücke („Der König in Thule“ und „Sylphentanz“) aus der dramatischen Legende „Fausts Verdammung“ von Hector Berlioz. Versehentlich war damals die Bemerkung unterlassen worden, daß der Abdruck aus dem bei B. Schott's Söhne in Mainz erschienenen Klavierauszuge von Fris Wolbach erfolgt war. Das sei hiermit nachgeholt, nicht nur um die Rechte des Verlegers zu wahren, sondern auch um gleichzeitig auf diese Bearbeitung als die beste und spielbarste hinzuweisen. Der Klavierauszug empfiehlt sich übrigens auch durch seine Billigkeit; der stattliche Band kostet nur 5 Mark. St.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß, Bad Deynhausen l. W.
 Literatur, Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storr, Berlin W., Landshuterstraße 3.
 Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



X. Jahrg.

Januar 1908

Heft 4

Runengesang vom Dichtertranke

aus „Gunlöd“ von Peter Cornelius

Ruhige Achtel

GESANG

Hier starb Kwa - sir, hier faßt' in die

PIANO *pp*

Scha - le Sut-tung, sein Mörder, das gött-li-che Blut; — Hier sanger flüsternd in

p etwas hervorgehoben

Gun - löds Ohr Das Ge - heim - nis des gött - li-chen Trankes.

feierlich

Hört, ihr Ge-lieb-ten, des Mei-sters Wort,

pp

(zögernd)

Hö-ret die Ru-nen des hei - li-gen Mets.

pp

pp (zögernd)

Ad.

beschleunigen *sehr verlangsamen*

cresc. *cresc.* *ff* *dim.*

Ad.

Bewegt, aber nicht zu schnell

Strö - me, mein Blut, aus der To - des-wun - de,

p

Funk - le, du Wel - le, jauch - ze, mein Herz! Wei - ne nur,

Ca. Ca.

Mäd - chen, mi - sche nur Trä - nen, Bal - sam der Lie - be, dem

Ca. Ca. Ca. Ca. Ca.

Trank des Ge-sangs! Bal - - - sam der

8

Lie - - be, dem Trank des Ge-sangs!

Ca. Ca. Ca.

ritard.

Un - ver - sieg - bar schu - fen's Wa - nen, Schaf - fens - gewalt ver -

pp

ritard.

Ruhig, feierlich

lieh'n ihm die A - sen, E - wig hat es die Wa - la ge - nannt.

cresc.

p

ritard.

ritard.

ritard.

Bewegt (wie vorher)

Blut des San - ges ist

f

p

ritard.

ritard.

ritard.

Gott - - be - geist' - rung, Kuß der Lie - - be,

res.

crese.

Sieg in der Schlacht, Won - ne in Weh, er - lö - sen - de Schönheit,

p

Etwas ruhiger Bewegt

Len - zes - bli - te und Hei - mat - lust, Trau - mes - we - ben,

p weich

Rei - gen der Freu - de, Hel - den - eh - re, Frau - en - preis!

Nach und nach sehr steigern

Funk-le, du Wel - - - le! Jauchze, mein Herz!

cresc.

Rit.

Funk-le, du Wel - - - le! Jauchze, mein Herz!

ritard. Ruhiger

Wei - he mit Trä - nen, Mäd - chen, den Trank! O - din allein darfst die

p ritard. *pp*

Rit.

ritard.

Scha - le du rei - chen, O - din al - lein weiß die Ru - nen des Mets;

ritard.

Rauscht, ihr e - wi - gen San - ges - wel - len! Bricht, mein Herz, — vor

p *Rit.* *Rit.*

Allmählich sehr steigern

ah - nender Lust! Sie - gendes Blut! Froh - lockende Trä - nen!

8 *Rit.*

Tö - nen - des Ster - ben! Leuchtender Tod!

Rit. *Rit.* *Rit.*

Tö - - nendes Ster - - ben! Leuch - ten - der Tod!

ff *ritard.* *ritard.*

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS



X. Jahrg.

Februar 1908

Heft 5

Die Schule und das Leben

Von

Georg Kerner

Die Großstadt bringt keine schöpferischen Geister hervor, so hat man behauptet. Ich glaube, das stimmt. Es läßt sich auch sagen, warum es so ist. Es liegt in den verschiedenen Eindrücken und Erfahrungen der Kindheit. Das Kind aus der Großstadt verlernt zu sehr das Fragen vor der Fülle der wunderbaren Einrichtungen, mit denen es täglich zu tun hat, die es täglich benutzt, ohne es zu verstehen. Da ist die Wasserleitung in der Küche. Man dreht an dem Hahn und Wasser strömt, soviel man braucht, man dreht in der entgegengesetzten Richtung und der Strom hört auf. Wo kommt das Wasser her, wohin läuft es ab? Ich kann mich nicht erinnern, ob ich als Kind über diese Frage nachgedacht habe. Vielleicht habe ich's so hingenommen, wie man tausend andere Dinge auch hinnimmt. Aber wenn nun auch ein Kind fragt, wer gibt ihm Antwort? Und wenn ihm einer antwortet, was ist das für eine Antwort? Wie kommt es, daß der Wagen da fährt, ohne daß Pferde vor sind? Das kommt von der Elektrizität. Da haben wir eine Antwort, und wenn wir damit nicht zufrieden sind, dann bekommen wir noch so eine Antwort, und dann trauen wir uns nicht weiter zu fragen. Elektrizität ist schwer zu erklären. Aber es liegt mit andern Dingen für ein Großstadtkind nicht anders. Die Semmeln werden morgens früh ins Haus gebracht, meist während wir noch schlafen. Wer macht sie? Der Bäcker backt sie. Woraus? Aus Mehl. Das Mehl kriegen wir vielleicht

mal in der Küche zu sehen. Wo kommt das her? Da kommen wir dann schließlich bis aufs Land. Was für Vorstellungen hat ein Großstadtkind vom Lande? Ich bin als Kind fast jeden Sommer ein paar Wochen auf dem Lande gewesen, aber es ist mir doch fremd geblieben. Tauchten Fragen in mir auf und traute ich mich damit heraus, so wußten die Städter nichts Rechtes darauf zu sagen und die Leute vom Lande ließen deutlich merken, wie dumm die Frage war. Da schwieg ich lieber: Ich hatte einen allgemeinen Eindruck von frischer Luft und viel Licht und Feldern und Bergen und weiten Wasserflächen. Ich weiß, daß ich gern an Kornfeldern vorbeiging, wenn der Wind darüberwehte. Aber das Kornfeld mit meinem täglichen Brot in Verbindung zu bringen, den Weg zu verfolgen, den es vom Feld in die Scheune, von der Scheune in die Mühle, von der Mühle in die Küche, von der Küche in den Backofen und von da schließlich auf unsern Tisch macht; mir diesen Weg vorzustellen, das ist mir kaum in den Sinn gekommen. Von allen den einzelnen Stationen dieses Weges, die jedes Landkind kennt, hatte ich ja nur ganz unzureichende Vorstellungen. Aber im Lesebuch wird doch genug davon erzählt. Ach ja, das Lesebuch! Die Geschichten im Lesebuch bestehen für den Schüler aus lauter einzelnen Sätzen, bei denen er aufpassen muß, daß er kein Wort wegläßt und daß er richtig betont. Oder er muß aufpassen, daß er schnell Subjekt und Prädikat findet, sonst kommt er einen runter oder wird Schafstopf tituliert. Da bleibt keine Zeit, über die Sache nachzudenken und sich irgend welchen Vorstellungen hinzugeben. Die Art, wie das Lesebuch in der Schule gebraucht wird, lenkt systematisch von der Sache weg zu allerlei Formalien hin, und so ist's überall in der Schule. Zwischen die Sache und uns drängt sich ein Buch; und wer sich die Sache ansehen will, dem wird zugerufen: „Daß auf und sieh ins Buch!“ Es ist mit der Naturkunde in der Schule nicht anders. Wenn uns da die ausgerissenen, halbvertrockneten Pflanzen auf den Tisch gelegt wurden und wir Staubgefäße und Blütenblätter zählen mußten, dann ist es mir nie in den Sinn gekommen, daß diese Pflanzen ein Teil dieser großen, schönen Natur seien, in der ich mich in den Ferien ein paar Wochen tummeln durfte. Ich hatte ja nicht einmal auf dem Lande mitten in der Natur zu ihr ein Verhältnis gewinnen können, und diese zerrupften Pflanzen sollten nun Liebe und Verständnis für die Natur in mir wecken? Das Land bedeutete mir etwas, weil ich es in den Ferien erlebte, also zu einer Zeit, wo der Schulzwang nicht auf meinem Gemüt lastete. Es war nicht Naturgefühl, was mich aufs Land zog, sondern der Drang nach Freiheit. Ich kämpfte den ersten Schultag immer gegen die Tränen. Dazu kam dann übrigens eine Naturbeobachtung, wenn auch keine sehr angenehme. Es roch so häßlich in der Schulstube, die Luft kam mir widerlich vor. Ein paar Tage später war dann der Geruchssinn so abgestumpft, daß mir der schlechte Geruch nicht mehr auffiel. Es waren andere Lasten, die mich bedrückten, und es war weniger meine Nase als mein ganzes Empfinden, das unter der Schule litt, unter der Schule, die die Liebe zur Natur in uns

erwecken sollte, während man sie in Wirklichkeit totschlug. Ich erinnere mich noch, daß ich, der für einen guten und fleißigen Schüler galt, in Quinta in der Naturkunde „ungenügend“ bekommen sollte, weil ich die Namen und Unterschiede der verschiedenen Schmetterlingsarten nicht behalten konnte. Die Schmetterlinge waren uns einmal gezeigt worden, vielleicht auch zweimal, aber wenn sie uns auch zehnmal gezeigt worden wären, was sollte ich mit diesen toten Tieren anfangen, die ich nicht einmal anfassen durfte, warum sollte ich mir ihre Namen und ihre Unterschiede merken? Ich gab mir Mühe, weil der Lehrer es verlangte, aber an und für sich waren mir diese Tiere viel gleichgültiger als Chufu, Chafra und Mentera, die in den Pyramiden begraben liegen und deren Namen ich wohl wegen ihrer Seltsamkeit behalten habe. Ich erinnere mich noch deutlich der Qualen, wie ich zu Hause saß mit dem Buch in der Hand und mir die Unterschiede zwischen Männchen und Weibchen jener Schmetterlinge einzuprägen suchte. Selbst wenn ich diese Unterschiede bis zum nächsten Vormittag hätte behalten und sie auf-sagen können, wäre das eine Naturerkenntnis gewesen oder auch nur der Anfang dazu? Ich lernte, ohne irgendwie an die betreffende Wirklichkeit dabei zu denken, ich lernte Worte, nichts als Worte.

Später habe ich ohne große Mühe eine ganze Reihe von Schmetterlingen kennen gelernt. Ich war Hauslehrer auf dem Lande und ging mit meinen Schülern ins Freie. Die machten selbstverständlich Jagd auf Schmetterlinge und fragten mich nach ihren Namen. Wir suchten gemeinschaftlich zu Hause in einem Buche mit bunten Abbildungen nach. Es dauerte nicht lange, da wußten meine Schüler über die Schmetterlinge und die verschiedenen Arten, über Tag- und Nachtfalter und dergleichen besser Bescheid als ich, ich brauchte nur hin und wieder etwas für die Zusammenfassung ihrer Kenntnisse zu sorgen, die sie sich im Freien an lebenden Exemplaren erworben hatten. Das war da nicht schwierig, wo nicht eine, nein hunderte von Anschauungen vorhanden waren. Machten doch die Jungen auch Versuche mit Puppen und Raupen, um deren Entwicklung zu beobachten. Daß sie die Tiere sich selber erjagt hatten, kommt für ihren Lerneifer dabei besonders in Betracht.

Es handelt sich hier um den Naturtrieb im Menschen, die ihn umgebende Natur mit Körper und Geist zu beherrschen. Wer diesen Trieb im Kinde zu benutzen versteht, der braucht ihm nicht erst künstlich Interesse für die Dinge beizubringen. So wurde z. B. der Eifer jener Kinder, allerlei Getier einzufangen und in allerlei Behältern und Käfigen zu beobachten, von den Eltern stark eingebämmt, als eines Tages eine Ringelnatter aus dem Aquarium verschwunden war und erst nach langem Suchen in einem andern Zimmer unter einem Schrank aufgefunden wurde. Der Drang, die Wirklichkeit kennen zu lernen, war freilich in diesen Jungen auf keinen Fall zu unterdrücken. Wenige Tage nach diesem Vorfall suchte ich sie lange vergeblich, bis ich sie in einem großen Zimmer fand, in dem die Maurer damit beschäftigt waren, Zwischenwände aufzuführen. Hoch oben auf einem Gerüst

standen die Jungen, hatten den Maurern die Keilen weggenommen und arbeiteten mit einem Eifer, daß es mir leid tat, ihnen die Freude stören zu müssen, aber die Anzüge sahen doch zu schlimm aus. Es sind das nur wenige Beispiele für die Art, wie Kinder sich selbst in der Welt zurechtzufinden suchen. Nur daß es immer wieder Eltern und Lehrer gibt, die in ihrer Verblendung diese Versuche für töricht halten und hindern. Statt dessen sollte man von den Kindern lernen; die Kinder selber zeigen uns den Weg, wie man ihnen zu Kenntnissen und Erkenntnissen verhelfen kann. Nicht nur Naturkunde lernt man im Freien besser, das wird ja schwerlich heut noch jemand bestreiten, auch die Lehrer geben es zu. Sie tun äußerst beleidigt, wenn man sie daran erinnert, und gehen trotzdem hin, um in der Schulstube an ausgerissenen Pflanzen und ausgestopften Bälgen Natursinn zu wecken. Man lernt alle Dinge nur in dem Zusammenhang, in dem sie in der Wirklichkeit sind, richtig kennen; und das sei hier gleich hinzugefügt: zu dem Zusammenhange, in dem die Dinge sind, gehöre als wichtigstes Glied ich selber mit meinen Sinnen und mit meinem Sinn. Wenn ich keinen Sinn für eine Sache habe, das Wort Sinn in seiner doppelten Bedeutung genommen, so lerne ich sie nicht kennen, auch wenn ich sie alle Tage vor Augen habe und hundert Lehrsätze darüber auswendig weiß. Man lernt schwimmen nur im Wasser. Weder das Zusehen noch weise Lehren, die ich vorher zu hören bekomme, können mir dabei nützen. Im Wasser muß ich lernen, meinen Körper dem Wasser anzupassen und durch die richtige Bewegung das Wasser zu zwingen, mich zu tragen. Nachher, wenn ich schwimmen kann, dann ist es eine gute geistige Übung, mir über die Vorgänge beim Schwimmen klar zu werden; und es ist eine gute Sprachübung, die Sache so zu schildern, daß nichts Wesentliches dabei weggelassen wird. Erst muß ich mit den Dingen, die ich kennen lernen will, zusammengelebt haben. Lernen heißt, sich klar werden über das, was man erlebt hat. Das gilt für alles Lernen, auch fürs Lernen fremder Sprachen. Berthold Otto hat längst gezeigt, wie man auf diese Weise selbst die alten Sprachen dem Geistesleben des Kindes näher bringen kann. Aber wer gibt sich die Mühe, neue Wege zu gehen? Also Erkenntnisse erwachsen nur aus Erlebnissen; indem ich mir klar werde über das, was ich erlebt habe, und es mit andern Erlebnissen in Zusammenhang bringe, baue ich mir meine Welt auf und halte sie mit meinen Begriffen zusammen. Eine Weltanschauung bekommt der nicht, der die beste Zeit, sich die Welt anzuschauen, in der Schulstube festgehalten wird, und wenn er sie bekommt, bekommt er sie trotz der Schule, nicht durch die Schule. Es ist mit dem Idealismus nicht anders. Sittliche Kräfte erwirbt man nicht aus Lesebüchern, sondern aus Kämpfen mit Gewalten, die uns niederziehen wollen. Auch hier können uns Vorschriften und Regeln wenig nützen, die Probe davon ist längst gemacht. Von den Millionen Arbeitern, die von unserm Staat wie von unserer Kirche nichts wissen wollen, haben alle, alle vaterländischen Geschichtsunterricht gehabt, haben alle Luthers herrlichen Katechismus nach gründlicher Erklärung rückwärts und vorwärts

auswendig gelernt. Der Erfolg dieses gründlichen, allzu gründlichen Unterrichts liegt deutlich zutage. Wenn die heutige Schule behauptet, sie sei eine Vorbereitung fürs Leben, so kommt es mir vor, wie wenn man einem, der schwimmen lernen soll, erst Jahre lang fünf Stunden täglich theoretischen Unterricht erteilt, ehe man ihn ins Wasser läßt. Darum ist mir auch aller Streit über humanistisches Gymnasium und Real- und Reformschule so gleichgültig, denn überall gibt man Worte statt des Lebens, zeigt Bilder statt der Wirklichkeit, Einzelheiten statt Zusammenhänge. Man reißt, was zusammen gehört, in Fesseln auseinander und nennt das Fächer, und von diesen Fesseln behauptet man, man könne an ihnen das Leben kennen lernen. Man will auf diese Weise das Wesentliche besser zeigen und vergißt, daß das Wesentliche, das Leben, nicht mehr in diesen Fesseln ist, wenn man sie auch noch so schön zurecht schneidet und anmalt. Die Sinne des Kindes gehen nicht darauf ein und merken darum den Sinn dahinter nicht. Das ist nicht Dummheit des Kindes, sondern es ist der gesunde Sinn, der sich gegen das tote Zeug wehrt, das man ihm aufdrängen will. Es erlebt an diesen Dingen nichts, darum will es nichts davon wissen. Und in diesem Willen steckt sittliche Kraft, es ist der Wahrheitsinn, der sich nichts Fremdes aufdrängen lassen will. Diesen eigenen Willen des Kindes sieht die Schule als Eigenwillen an und brandmarkt als Eigensinn, was das Beste im Kinde ist, nämlich der eigene Sinn. Die Schule arbeitet so lange an dem Kinde, bis dieser Wille unterdrückt ist und der Schüler so weit ist, daß er nicht mehr über die Sache nachdenkt, sondern nur noch darüber, mit welchen Worten er antworten soll, damit er den Lehrer befriedigt. Das ist kein Unterricht, sondern Geisteszwang. Jemanden unterrichten heißt nicht, ihm den eigenen Willen und die eigene Weisheit aufdrängen, sondern ihm behutsam helfen, sich in seiner eigenen Welt zurechtzufinden und in ihr immer neue Entdeckungen zu machen. Was aber weiß die heutige Schule mit der Welt des Kindes anzufangen? Körper und Seele zwingt man in eine Schablone, sei's eine realistische, sei's eine humanistische oder sonst eine. Die Befreiung von dieser Schablone ist die Aufgabe aller Eltern, die ihre Kinder nicht verkrüppeln lassen wollen.



Am Abend

Von

Ernst Theodor Müller

Der Fenster Scheiben ruhn voll Abendlicht,
Wie stille Augen glühn und wissen's nicht.

Ein tiefes Rätsel lugt aus jedem Haus
Verträumt und stumm ins weite Land hinaus.

Und hinter mancher Scheibe stant zum Licht
Wie im Gebet ein Menschenangeficht.





Fließendes Wasser

Roman

von

Bernhardine Schulze-Smidt

(Fortsetzung)

Nunter den alten Parkbäumen hin, vorbei an den kahlen Gemüsestücken, folgte Setta den Lauten. Hoch oben in den mächtigen Eichen und Ahornen rauschte es noch gewaltig, und die Edelöhren und die beiden alten Nordmannien knarrten. Da und dort schon ein umgebrochenes Beet; auf den Rasenflächen standen die Krokus und Leberblümchen in großen Trupps, die kleinen Blüten frierend zusammengewickelt. — Und an den Flügelmauern des Hofes war der schottische Esu schon bis zum Dachstock geklettert. Schwer atmend stand die Müde mitten im Wege still, betrachtete sich's und hob die Hand gegen die Stirn:

„Wie lange bin ich denn nicht hier gewesen?“ —

Da wurden plötzlich die fernen Stimmen deutlicher und liefen in einen herzlos geplärzten Choral für die österliche Zeit zusammen:

„Christo, dem Osterlämmelein,
Welch's hat erlöst sein' Schäfelein,
Singt heut' die liebe Christenheit,
Lob, Ehr' sei Gott in Ewigkeit!
Halleluja!“

„O Gott, nein — nicht so!“ sagte Setta erschrocken vor sich hin, und dann erkannte sie die einzige vertraute Stimme unter den vielen, Schwester Martha's, die den Singeton immer ganz eigentümlich von unten herauf in die Höhe zog, wie aus der Tiefe ihres gottseligen Wesens empor. —

„Wie schön; das ist Schwester Martha, die kann ich um alles fragen“, dachte Setta, blieb stehen und ließ die singende Schar herankommen. An der Spitze Schwester Martha, hellblond, rotbäckig und breit lächelnd; dann die Aylfistinnen, alle in kaffeebraun mit greisen Schürzen zur Arbeit und Duffeljaden, Fäuslinge an den Händen und schwarze Wolltütcheln um die Köpfe. Die häßlichen, gemeinen Gesichter noch häßlicher und gemeiner in diesem Rahmen, und die wenigen hübschen ganz schmal und

rührend anzusehen. Es waren wohl dreißig Mädchen; rechts und links gingen zwei fremde Schwestern, und eine dritte beschloß den Zug. — Sie trugen alle ihre Haden geschultert und hielten Tritt. —

„Häfilinge — Suchthauskleider — und so viele — — sie haben die Rabatten behackt im Tannenweg — richtig — richtig —!“ Alles kam Setta zurück, und gerade, als sie weiterdachte — „arme Lisbeth —“ hielt Schwester Martha mit der Schar vor ihr still:

„Darf ich bitten, wer hat Ihnen erlaubt? — O, mein! seh' ich recht? Baroneß Uvedissen! Nein, was 'n Überraschung! Gott zum Gruß, Baroneß; — sogleich müssen Sie hinein bei unser liebe, gute Frau Oberin; hier darf das nich sein in der Rässe. So, Baroneß nimmt wohl meinen Arm; so, das geht mal schön, nich wahr?“ (Sie sprach in ihrem Schrecken wie zu einem unmündigen Kinde.) „Schwester Maria, Schwester Do'hea, bringen Sie die Mädchen hinein —“

„Erst will ich sie begrüßen; — ich kenne sie doch — —: ich gehöre hier doch dazu.“

Langsam schritt sie an Schwester Marthas Arm die paarweis gereichte Kolonne ab, zögerte bei der einen, sah der andren lange ins Gesicht und bewegte die Lippen, als ob sie sie anreden wollte; aber kein Wort kam. Einmal machte sie sich von ihrer Führerin los, ging schwerfällig zwischen den Paaren durch und spähte ängstlich.

„Sucht Baroneß wen?“ fragte Schwester Martha mitleidig. Der gequälte Ausdruck des blassen Gesichts tat ihr weh.

„Lisbeth Folkerts“, sagte Setta; „ist die denn wirklich tot? — Und wo ist meine — — wo ist Rose Diener?“

„O, lieber Herr Jesus, wie lange wissen wir nichts mehr von der! Darüber muß Baroneß sich männ ja nich aufregen. Wenn unser treuer Gott in seiner unaussprechlichen Gnade was mit ihr in' Sinne hat, wird er sie wohl noch mal in wirkliche Buß' und Reu' hierherlenken — vielleicht kann unser' liebe Frau Oberin doch 'n Auskunft —“

„Nicht zu Frau Oberin — es wird zuviel —“

„Oder Pastor Eddrecht —“

„Wer ist das?“

„Unfern lieben, seligen Pastor Wittling sein Nachfolger —“

Setta blickte sie hilflos an: „Es wird zuviel — adieu, Schwester Martha — adieu ihr alle — bis später, und werdet gut — und grüßen Sie Schwester Mine, bitte, nicht vergessen, liebe Schwester.“

„Ja — Mine, die haben wir seit lezten Herbst nich mehr; die is damals ins Mutterhaus zurück.“

Wortlos ging Setta quer übers Rondell wieder zur Allee. Als der ganze Schwarm im Haus und der Garten totenstill geworden war, lehnte sie ihr Gesicht an einen der alten Baumstämme, die trotzig gereiht standen, und weinte. So fand sie Heinrich. Er kam aus dem Bureau, und Schwester Martha hatte ihn benachrichtigt.

Sie hörte den nahenden Schritt, aber gebannt mußte sie da am be-
 eisten Stamme kleben, bis des Bruders Arm sie umfaßte und hinwegzog
 und seine andre Hand ihr trauriges Gesicht zu sich aufhob.

„Kind — Settken! wie darfst du mir dies antun? Hierhergehen ohne
 meine Erlaubnis, Settken —!“

Sie sah ihn mit unbeschreiblichem Ausdrucke in ihren trüben Augen an.

„Habt ihr mich denn nicht freigelassen? Habt ihr mir nicht meinen
 eignen Wagen geschenkt? — und jetzt willst du noch aufpassen, wie die
 im Irrenhaus? — Wenn ich noch irre bin, — warum bin ich denn schon
 losgelassen?“

Ihre Logik verwirrte die seine.

„Fahr mit mir hinauf, Settken,“ bat er ausweichend, „freue dich an
 Sophie und den Kindern und laß den Hoff vorerst noch links liegen.“

Willig ließ sie sich zum Wagen führen, aber um keinen Preis wollte
 sie heute nach Drünker. Unverrichteter Sache ritt Heinrich von dannen.

In tiefer Schwermut blieb sie allein in ihrer warmen Stille zurück.
 Stumm aß sie einen Teller Suppe, weiter nichts, ließ abtragen und drückte
 sich wieder in die dunkle Sofaccke, ihre gesunde Hand um die lahme ge-
 schlossen. So starrte sie auf die beiden Blutpünktchen in der Thür des alten
 Eisenofens. Draußen warf der Westwind den Schneeregen prickelnd gegen
 die Scheiben und winselte um den Erker. Von Zeit zu Zeit sprang eine
 große Bö auf, und das Winseln ward Heulen. Die Gedanken der Ein-
 samten schlichen und jagten pfadlos im Nebel und ließen sich nicht sammeln.
 Zuviel hatte sie seit der vergangenen Nacht denken müssen, und nun ver-
 sank sie in ihre eigene Unfähigkeit, wie in ein finsternes Grab.

Sie hatte sich alles Anklopfen und Fragen verboten; wenn sie See
 wünschte, würde sie klingeln. Marie hielt sich danach und störte nicht.
 Trotzdem tappte es plötzlich draußen von der Hausdielen her an Settas Wand
 hin; dann sparrten Füße über die Matte, und die Stubentür sprang auf.
 Beim Licht des Flurlämpchens sah Setta eine jugendliche Gestalt, die sie
 nicht kannte, auf ihrer Schwelle stehen und sich schütteln, daß die Regen-
 tropfen davonstoben. Dann knigte sie und rief mit heller Stimme:

„O Baroneß! ich wollte Sie besuchen und jetzt bin ich total durch-
 geregnet! Darf ich wohl 'n bißchen untertreten? und wo kann ich mein
 Cape lassen? Es trieft! es trieft!“

Marie kam eilends aus ihrer Küche herbei, schalt und lachte, wischte
 den kleinen Wassertümpel zu Füßen der jungen Dame auf und nahm das
 tröpfelnde Mäntelchen fort zum Trocknen am Herd. — Ehe Setta nur
 fragen und sich den Überfall klar machen konnte, war ihr Gast im Dämmer-
 grau schon bei ihr am Sofa, küßte ihr impulsiv die lahme Rechte mitten
 auf die schwarze Seidenbinde und stellte sich frank und frei vor:

„Ich bin Karoline Schlichtegrell von der Burg, und Joan Albe-
 dissen hat mir so schrecklich viel von Ihnen erzählt, gestern, als wir zusammen
 Ihre Girlande gebunden haben, daß ich dachte — —: weil ich nun doch

heute mit dem Pony zum Schmied mußte — da dachte ich, ich wollte so gern sehen, wie es Ihnen geht —“

„Bei dem fürchterlichen Wetter — wie lieb von Ihnen — Kind —“

„Ach, ach! gar nicht lieb — rasend unverschämt ist es doch eigentlich. Ja, so bin ich nun mal, und kein Mensch mag mich leiden. Höchstens Joan, und der darf nicht, und die italienischen Arbeiter. Die sind hinter mir her — — toll!“

„Kind, Kind; um Gottes willen! Haben Sie denn nicht Vater und Mutter?“

„Gott ja — natürlich; — aber sehn Sie — —“

„Sehen Sie sich doch erst in die Wärme — so — hier. Da kommt Licht; bring uns auch flink Tee, Gute.“

„Herrlich, Baroneß!“

„Willst du nicht Sant' Setta sagen? Ihr Kinder sagt ja alle so.“

„O gern, Sant' Setta, und ich heiße Cari. — Ich bin immer allein.“

„Gib mir einen Kuß, Cari.“

„O gern, Sant' Setta!“

Dann erst, als die Berührung der warmen, jungen Lippen sie aus ihren Schwermutsträumen ganz zur Wirklichkeit zurückgebracht hatten, hieß sie ihre neue Wahnichte die Lampe auf den Tisch stellen, strich ihr mit der Linken die lockeren Haare von den blühenden Wangen zurück, sah ihr tief in die schwarzgrauen Augen und küßte sie nochmals. Vier Worte aus diesem roten Kindermunde hatten ihr Herz getroffen:

„Ich bin immer allein! —“

Liebelose Jugend — trostige Jugend: sie dachte an die Wurzel ihrer Leiden, an ihre beweinte Verlorene; die hatte dieselben Augen gehabt. —

„Komm du immer zu mir, und wenn ich andren Besuch habe, so kommst du den nächsten Tag“, sagte sie, als nach dem gemüthlichen Tee draußen Pferdegetrappel und das Fragen des Reitknechts laut wurden.

„Da — nimm dir noch 'n Rüksen mit, lieb Kind.“

Rauend und lachend schwirrte die wilde Hummel ab und schlug zum Abo noch zweimal mit ihrer kleinen Reitgerte an Settas Luftscheibe. — —

„Nämlich: das 'n flimmes Wicht, Baroneß,“ bemerkte Marie, während sie das Teegeschirr abräumte, aber Setta überhörte es.

„Wenn die kleine Schlichtegrell zu mir will, sollst du sie ohne Not nicht abweisen, Gute“, sagte sie nur.

Ihr war's, als ob ihr jemand heute nach langer, schwerer Krankheit den ersten Gesundtrunk an die Lippen gehoben hätte; — einen schüchternen Berufsanzug sah sie vor sich und er knüpfte an das tragische Ende des einstigen an, wenn sie's recht bedachte. Jetzt aber wollte sie mit Gottes Hilfe ‚bewahren‘, wo sie damals nur ‚bellagen‘ gemußt. — — — —

Heinrich und Sophie äußerten sich bei aller Vorsicht sehr unzufrieden mit Settas neuester Errungenschaft, allein sie überdachten Doktor Reinboths Ausführungen über das Zukunftsprogramm ihrer Schwester nochmals mit ruhiger Vernunft. Besser doch diese Aufgabe im Kleinrahmen ihres stillen Heims und Wesens, als eine halbe Aushlätigkeit mit lahmen Gliedern. Die Nobisburger kümmerten sich so blutwenig um die wilde Hummel, daß Setta im Grunde ein unanfechtbares, gutes Werk begann. Es war Sophie, die Heinrich dies Argument plausibel machte: man durfte Settchen nicht verwehren, ihr gerettetes Gold nach eigenem Ermessen auszugeben. So legten sie ihr weiter keine Hindernisse in den Weg, hielten nur die Augen offen und freuten sich an ihren Genesungsfortschritten. Den Hoff schien sie mehr und mehr zu vergessen, und das war gut; denn jedesmal, daß sie durch die Allee ging und die alten Schlingelpfade zum Tannentweg und Belvedere hinunter, suchten ihre Augen hinter Busch und Biegung nach der Verlorenen, die nicht wieder erschien. „Das ist ihr trauriger Krankheitsrest,“ sagte Heinrich zur Oberin.

Vierzehntes Kapitel

Ende April kehrte Pastor Eckbrecht von seinem fünfwöchentlichen Urlaube heim, und sein erster Gang, nachdem der Stellvertreter ihm die Amtspflichten in seine Hände zurückgelegt hatte, sollte dem Besuche bei Baronesse Alvediffen gelten. Es war ein sonniger Frühlingstag, blau und blühend; der rechte Genesungstag für die Kranken und Verzagten.

Eckbrecht wandelte mit Muße, in sich zusammengesunken, wie es seine schlechte Angewohnheit war, und im langsamen Gehen las er den heute empfangenen Brief seines Berliner Doktorfreundes von der Ambulanz. Der Inhalt erfreute ihn nicht; er schob die dicken Brauen unter der Hutkrempe zusammen, und um seinen scharfen Mund grub sich ein bitterer Zug ein. Er fuhr zurück, als Cari Schlichtegrell ihm ganz unvermutet in den Weg lief, sie und Swift, ihr schottischer Windhund.

„'n Tag, Herr Pastor! Herrgott — ziehn Sie ihm doch eins über! Los, Swift!“

Er hielt dem schlanken Rüden, der ihn heftig ansprang, die Schnauze fest und sah ihm ruhig in die Augen, bis er sich von selbst auf seine vier Füße zurückwarf und kuschte. Dann gab er Cari die Hand.

„Guten Tag, gnädiges Fräulein; nur immer kalt Blut. Wohin geht's?“

„Es geht noch gar nicht — es kommt erst! Von Tant' Setta. Wollen Sie auch hin? Visite krasen? Darauf wartet sie schon.“

„Wenn ‚Sante Setta‘ Baronesse Alvediffen ist, dann stimmt Ihre Voraussetzung.“

„Natürlich, Sie peinlicher Herr! — Aber nach einer Baronesse von und zu sieht sie nicht im geringsten aus; ein verjudertes Biedertantchen ist sie; Fanchon um die Ohren, Häkeltuch um die Schultern, lahmt 'n bißchen, stottert 'n bißchen, und zwei Augen! Na, wappnen Sie sich: die Augen

kriegen den ärgsten Sünder 'rum! — — um Himmelswillen, pardon! pardon!"

„Daß doch die Pastorenwürde so wenig menschlich ist“, meinte er, leise lächelnd. „Die Zunge läuft mit Ihnen davon, und sowie Sie an mein Gebiet streifen, ziehen Sie die rote Aufrührflagge auf und verwahren sich gegen mich.“

„Fällt mir doch nicht ein; Mensch ist Mensch — Pastorenwürde imponiert mir schon lange nicht mehr“, wehrte sie sich, und das dunkle Rot verzog sich aus ihrem reizenden Gesichte. „Nein — was ich nur sagen wollte: Tant' Setta ist das Nettste und Rührendste, was einem irgendwo vorkommen kann! Ich liebe sie; — ganz verliebt bin ich, und wenn ich Zeit habe, guck' ich alle Tage mal zu ihr herein. Ach was, — Zeit hab' ich doch immer, so pflichtlos und losbändig wie ich bin. — Das nennt man ja wohl seine Jugend genießen, nicht? — Übrigens: Sie werden auch sofort als Nefte adoptiert, darauf wett' ich zehn Mark!“

„Tun Sie's nicht, denn die Adoption hängt von mir ab“, entgegnete er und mußte sich selbst zum Trost über die leichtfertige Schwägerin lachen. Sein häßliches, blatternarbiges Gesicht übersonnte und verzüngte sich flüchtig, und Cari dachte in kindischem Triumph: „Na, endlich hab' ich doch 'n richtigen Blick von ihm bekommen!“ — Im nächsten Moment war er wieder der ernste Unnahbare, gab ihr nochmals die Hand mit seinem festen Drucke und verabschiedete sie kurzweg:

„Nun kommen Sie gut heim, ich möchte allein gehen.“

Sie riß ihre prächtigen Augen vor Überraschung weit auf; das Blut schoß ihr zum zweitenmal in die bräunlichen Wangen. Dennoch lächelte sie ihr süßes Lächeln und legte den Kopf auf die Seite, als sie ihr ‚adieu‘ nickte. Swifts Leine kurz gefaßt lief sie um die Wette mit ihm querfeldein über ihres Stiefvaters Wiesen, die an die dörflichen grenzten. Schon nach wenig Minuten wirbelte ihre leichte, rotgekleidete Gestalt in der Ferne dahin wie ein verwehtes Mohnblumenblatt.

Eckbrecht stand still und sah ihr nach. Dies junge, dreiste Geschöpf, frisch und schön, gab ihm viel zu denken. Ein unwillkürlicher Vergleich mit Rose Diener lastete auf ihm. Auch aus diesen Rinderaugen funkelte die unbändige Lebenslust, die auf ihr Recht pocht und sich's lieber stiehlt als verzichtet. Ein positiver Berliner Amtsbruder hatte sie eingesegnet: kaum fünfzehnjährig war sie gewesen. „Komödiant!“ sagte sie, wenn sie von ihm sprach. Mit den Eltern hatte er keine Fühlung gewinnen können. — Auf welchem Grunde baute sich ihr Seelenleben auf? Wo begannen und wo endeten ihre Sittlichkeitsbegriffe? Sein Seelsorgerblick spähte in die Zukunft.

Plötzlich besann 'er sich wieder auf die Gegenwart und den Zweck seines Ganges; der Nachmittag schritt vor, und um halb acht hatte er Bibelfunde im Hoff.

Er setzte den Hut korrekt und schritt eilig die Dorfstraße hinunter. Unweit des Judenhauses sah er die Gestalt mit Fanchon und Häkeltuch,

die Cari ihm eben so lebendig geschildert hatte, im Vorgarten unter den hohen Eichen sitzen, und gerade kam Marie, um ihr wieder ins warme Haus zu helfen, weil die Sonne um die westliche Mauer hinwegwanderte für heute. Krampfhaft faßte die Herrin den stützenden Arm der Dienerin und schleifte mühselig den Fuß nach. —

Edbrecht wich ein wenig in den Baumschatten zurück, wartete und schritt dann noch zehn Minuten hinter Bickers Eichenkamp auf und nieder, ehe er am Haustor schellte und sich bei Baronesse Alvediffen anmelden ließ, „ob er seine Aufwartung machen dürfe? — Pastor Edbrecht.“

„Gern! gern! und gleich Tee und Honighißchen, Marie!“ hörte er die Stimme drinnen auf die Anmeldung erwidern, erfreut und sanft sprach sie und starb im Landesdialekt. Es streckte sich ihm auch sofort eine warme Hand entgegen, schmal und zittrig, aber sie drückte fast so fest wie seine. —

Troß Caris liebevoller Beschreibung der Dorfidealistin überraschte ihn die Zartheit ihrer Farben und der Blick ihrer Augen als etwas Außergewöhnliches. Er meinte noch nie so viel Güte und Reinheit in Frauenaugen gelesen zu haben; an seine stille, frühverstorbene Mutter mußte er denken, die so viel Kummer um ihn ertragen hatte, und sein Herz ging um dieser Erinnerung willen der Fremden voll ungewohnter Weichheit und Wärme entgegen.

Seinem Wesen gab das etwas Linkisches, und sie mußte sich auch erst an seine Persönlichkeit gewöhnen, ungeistlich bis auf den schwarzen Gehrock. Davon abgesehen stellte er ganz typisch den Mann mit der dunklen Vergangenheit dar. Das Vertrauen zu ihm brachten erst sein ehrlicher Händedruck, seine Stimme und der gerade, klare Blick seiner Augen, wenn er sie aufschlug und das Licht des Erbarmens und menschlichen Verständnisses sich hell darin entzündete. —

„Sie sind doch gar kein Pastor — nur ein Mensch“, sagte Setta in naivem Erstaunen.

„Nur ein Mensch: das ist es“, erwiderte er, führte sie zu ihrem Lehnstuhl im Blumenerker zurück und holte sich einen Stuhl neben sie.

Die Teestunde war vorüber und die beiden saßen noch immer im Blumenerker und sprachen von Cari Schlichtegrell.

„Alle Tage kommt das Kind zu mir, und wenn es auch bloß für'n Ruß, und wie geht's dir?“ ist. So treu, und dafür muß ich sie liebhaben; laß alle drüber angeben, wie sie wollen“, sagte Setta. „Meine Nichte darf nicht mit ihr umgeh'n und das sind' ich zu schroff. Wir wissen doch, daß sie von anständigen Leuten herkommt. Die Mutter hat vor Alard Schlichtegrell 'n östereichischen Adligen zum Manne gehabt; ganz was Simples, sagt Töne Leyen; fünf Perlen bloß und ‚Ritter von‘, aber sind denn sieben und neun Perlen so viel mehr? — Geschwister hat das arme Ding keine; ihre Schwester lange tot, und der einzige Bruder sitzt bei den Schwarzen in Afrika. Er, Schlichtegrell, hat dem Kinde 'n Pony geschenkt

und 'n Groom angestellt; Bildung braucht man auf dem Lande ja nicht mehr mit knapp sechzehn, meint er am Ende, und nächsten Winter sucht er ihr irgend 'n Münsterschen Ballflapps zum Mann. Ich weiß nicht — soll ich lachen oder weinen über solchen Zustand!“

Edbrecht saß vorgebückt im Stuhl, senkte den Kopf und presste zwischen den Knien seine Fingerspitzen gegeneinander in tiefen Gedanken.

„Mir geht es auch nahe —“ entgegnete er nach einer Pause und richtete sich energisch aus seiner Versunkenheit auf. — „Eingefegnet ist sie schon, und ihre Eltern haben mich, deutsch gesprochen, abgelehnt. Ich bin ihnen zu unpassend von außen. Das entscheidet ja so oft, und damit sind mir nun die Hände gebunden.“

„Ach, losbinden! — losbinden aus Menschenliebe, bester Mann!“ rief sie und stotterte vor Eifer. „Gott, mein Gott! sehn Sie mich an, Pastor, so 'n unfähiges, altes Postähr. Ich möchte alles und kann nichts, und jetzt fühle ich erst, wie bitternötig unsre Arbeit ist. Hier sit' ich, trumm und lahm und dämmerlich geworden! Ach —! Der Christ soll immer sagen: ‚wie Gott will!‘ — das hat Wittling immer und ewig im Mund geführt —, aber ich will anders wie Gott und gebe mich jeden Tag zehnmal ans Widerbellen. — Also bin ich 'n schlechter Christ.“

„So wollen wir es nicht auffassen“, meinte er und blickte sie mitleidig an. „Im Grunde ist Ihr Widerbellen nur ein dringender Bittschrei zu Gott um die alte Kraft, und Gottes Antwort hört mein geistiges Ohr: ‚Geduld, bis du meine Liebe neu erkannt hast.‘“

„Mein Kopf ist zur Erkenntnis zu schwach geworden“, flüsterte sie mit Tränen in der Stimme.

„Es braucht nur ein williges Herz dazu und weder starken Kopf noch gesunden Körper“, antwortete er und nahm ihre gelähmte Hand zart zwischen seine beiden. „Ihr Herz ist so willig zur Menschenliebe; keine Sorge, daß es nach seinem ersten, neuen Belingen trotz des schwachen Kopfes auch die Gottliebe wiederfinden wird. Liebe wirkt Liebe, wissen Sie das nicht? — — und nun wollen wir einen Pakt machen, Baroneß: meine gesunde Rechte hier soll Ihnen Ihre lahme ersetzen, solange es nötig ist. Darf ich Ihr Werkführer sein?“

Sie bewegte die zitternden Lippen auf und ab und konnte keine Worte formen. Ihr gequälter Blick schnitt ihm in die Seele; er fuhr fort, die Hand zu streicheln, die kühl und schwer in seiner lag, und vollendete seinen Satz.

„Ich will auch gern für Sie denken und Ihnen das Ergebnis mitteilen und zurechtlegen helfen.“

„Denken — —“ wiederholte sie langsam und wiegte den Kopf. „Die Gedanken flüchtern wie lahme Vögel in mir herum und stoßen an und fallen in — — in den Busch. — Und so sauer wird es mir, wenn ich einen greifen will — einen Gedanken. — Sie sind geduldig; — ich möchte Ihnen so gern noch etwas sagen — für die Seelsorge, — aber ich bringe es ja nicht zusammen.“

„Sie sind müde; das kommt in Ihren Jahren oft um die Dämmerzeit“, sagte er und erhob sich. „Nein, ich gehe nicht fort; ich kann bis gegen halb acht bei Ihnen bleiben und tue es mit Freuden; gewiß, Baroneß. Nun aber sollten Sie sich eine Viertelstunde ruhig hinlegen und innerlich gelassen durchnehmen, was wir noch miteinander zu besprechen haben. — Ich sehe da die neueste Zeitung; hier am Fenster ist's noch hell, — darf ich?“

„Guter — lieber Mensch — —!“ Gehorsam, seit anderthalb Jahren gewöhnt, sich dem stärkeren Willen unterzuordnen, hatte sie sich auch aus ihrem tiefen Sessel erhoben, stand ein paar Augenblicke hinter ihrem Gaste und strich liebevoll an seiner kantigen Schulter, seinem sehnigen Arme hin. Dann litt sie's wie ein krankes Kind, daß er sie auf ihr härliches, altes Sofa bettete und zudeckte.

„Wahrhaftig, die Kleine hat recht; fühle ich mich nicht schon halb als Tante Settas Nefte?“ dachte er und begann das eigen Bezwingende in dieser schlichten Frauennatur zu verstehen, von dem Heinrich Albedissen ihm einmal voll Wehmut erzählt hatte.

Sie lag unbeweglich auf ihrem Sofa, nicht ausgestreckt, sondern ängstlich gekrümmt, drückte die Augen zu und schlief doch nicht. So hatte sie in Soltbrink alle die letzten Wochen um die Dämmerstunde gelegen und der Wärterin Schlummer vorgetäuscht. — Anfangs hatten gaukelnde Bilder sie bergestalt beschäftigt und wispernde Stimmen, daß sie versteinert lag, schauend — angestrengt lauschend. Dann waren die Zerrbilder allmählich verblaßt, und die Stimmen kamen immer undeutlicher, abgerissener und wurden stumm. Dann hatte sie sich wieder an die Wirklichkeit und Stille gewöhnt und war entlassen worden. — — Und wenn sie jetzt abermals so ängstlich lag, waren es keine Gesichte und Gehörstäuschungen, die alles in ihr zusammentrampften. Sie rang nur gegen ihre brennende Sehnsucht nach dem alten Können. Angestrengt quälte sie sich, damit ihre lahmen Vögel zu haschen und zu geordnetem Fluge zu sammeln. Als sie's endlich nicht mehr ertrug, die Augen öffnete und sich schwerfällig zum Sitzen aufrichtete, war das Licht im Zimmer schon unsicher, aber Eckbrecht sah noch tief über seine Zeitung gebückt.

„Pastor!“ rief sie ihn an, daß er zusammenschrak und aufsprang, „wir müssen noch fertig sprechen, und es ist dunkel. Bitte, klingeln Sie nach der Lampe! — Wenn es dunkel ist, sind meine Worte auch nicht deutlich,“ erklärte sie, während er selbst das Schirmlämpchen anzündete und auf den Sofatisch setzte. „Wo war ich denn geblieben? — Ja — Cari! Jetzt ist das tolle Wesen noch Kinderei, aber später, wenn sich die Kinderei auswächst und wird reif und verwegen? — Wie soll es dann werden? Wenn sie auf die Münsterischen Bälle kommt und erzählt im Damenklub den Drossten-Söhnen und dem jungen Nesselrode von den italienischen Arbeitern, so wie sie mir davon erzählt hat, schrecklich! Ich kann es gar nicht wieder vergessen, wie das zu dem Kindergezicht gelassen hat, Pastor! — Da hab'

ich sie gescholten, und statt daß sie den Kopf hängen läßt, kommt sie an mich herantrotzen, just wie'n klein Räschen so spielerisch, und gnittert vor Lachen und sagt: „Lant' Setta, Lant' Setta! ich hätte ja viel mehr Schelte kriegen müssen und feste Prügel auch! — ' Ach Gott, mein Gott, was tut man dazu? und gegen die Augen? — So 'n unartig' Ding und frech, und doch muß man so 'n Ding liebhaben — ach, gerade wie die eine — mein Sorgenkind — —; das hat meine beste Liebe gehabt und tausendummertränen — —!“

Ruhig ließ er sie zu Ende sprechen und sah ihr aufmerksam ins Gesicht. Ihre Wangenmuskeln zuckten, und die Lippen zog sie bebend nach innen; ihre Augen standen in Wasser, und ihr trüber Blick schien seine innerste Seele zu fragen.

„Baroneß,“ sagte er gedämpft, „ich kenne Ihr Sorgenkind — Rose Diener, — ich fühle tief mit Ihnen!“

Sie neigte sich vornüber, umtrampfte seinen Arm und zog ihn gegen sich; ihre Stirn sank an seine Schulter, und sie stöhnte angstvoll auf.

Er hielt sie schützend an sich gedrückt, und seine warme Hand legte ihr Gesicht fester: „— kann Sie's ein wenig trösten,“ fuhr er flüsternd fort, „daß ich ihr das letzte Geleitswort mitgegeben habe, damals, als sie den Hoff zum zweitenmal verließ?“

„Ja —!“ flüsterte sie zurück, und ihre Finger lösten den krampfhaften Griff um seinen Arm, glitten daran hin und suchten seine Hand. Dann hob sie den Kopf und blickte ihn verwirrt an: „— zum zweitenmal? — wann damals? — wie denn?“

„Vor fünf Vierteljahren im Januar, am Dreikönigstag, hat sie im Winterschnee an der Tür gelauert, verkommen und versunken in Not und Schande, und im Frühling ist sie von neuem fortgewandert ins dunkle Ungewisse zurück, aber doch mit dem Anfange eines Vorsatzes. Ich habe sie an meinen Berliner Freund, Doktor Rettwig, empfohlen, einen Rathgeber von wenig Worten. Sie hat sich auch an seiner Arbeit versucht, in der Ambulanz bei zusammengetragenen Verunglückten. Gestern schreibt er mir auf meine Anfrage, daß sie seit drei Wochen wieder davongegangen und untergetaucht ist. Trotzdem — mir geht's wie Ihnen: meine Hoffnung läßt sie nicht los. ‚Mache dich auf, werde Licht!‘ ist ein besserer Ruf als: ‚wehe! wehe!‘ In ihr ist noch eine gesunde Ader, und auf die traue ich. So hat mein Vater auch auf meine gesunde Ader getraut einst, als ich jahrelang sein verlорener Sohn gewesen bin — ja Baroneß, äußerst verloren bei den Träbern, — und hier sitze ich bei Ihnen und stehe im Amt.“

Sie machte eine ehrfürchtige Bewegung, als müsse sie die Hände falten und konnte es doch nicht. Da ließ er ihrer Linken seine Rechte, und ihre Finger verflochten sich zu einer Bitte um Hilfe.

„Amen —“ sagte sie leise, preßte seine Finger und löste die ihren. „O, ich möchte, daß ich mich wieder hochreißen könnte aus meinem Tappen

und Stümpfern und die Hände überm Kopf zusammenschlagen und rufen: „her zu mir, mein verirrtes Schaf! — her durch die Dornen!“

Erschrocken sah er, wie sie sich erregte, und sprach ihr nach bestem Wissen zu. — Da schien sie plötzlich selbst den Schlüssel zum Frieden gefunden zu haben. Die scharfe Wangenröthe verblaßte, das harte Blitzen der hellen Augen wich der sanften Milde, und die verzogenen Lippen schoben sich in die schöne, sanfte Linie zurück. Sie nickte und lächelte schwermütig.

„Dreimal ist Köllisches Recht, Pastor; zweimal ist sie zu uns gekommen, und jetzt wollen wir auf das drittemal warten, nicht? — und das weiß ich, Pastor; der Kanal geht bis hierher, und hier ist die Schluße, hier muß sie ins fließende Wasser hinein, — oder es ist doch umsonst. Das habe ich ihr früher mal gesagt, und nun kann ich es nicht mehr zusammenbringen. — Um meinen Verstand hat mich das gebracht! —“

Ihre Worte klangen ihm rätselhaft und es erleichterte seine Besorgnisse ihretwegen, als er draußen Räderrollen und Anhalten vor dem Torweg vernahm und dann Heinrichs und Sophiens Stimmen. Er verabschiedete sich rasch und ging durch die Hintertür und die Werkstatt über den Ramp heim. Settas Bitte: „Bald wiederkommen!“ klang ihm im Ohre nach, und ihr Beschluß bewegte ihm die Seele: „Jetzt wollen wir auf das drittemal warten.“

Seine Bibelstunde im Asyl pochte mit hartem Finger an die verrohten Herzen.

Fünfzehntes Kapitel

Aus dem Frühlinge ward der Sommer; die Dorfkinde hockten am Felbrain, wanden sich tiefblaue und feuerfarbene Kränze und spazierten abends geschmückt Hand in Hand dem Sonnenuntergange entgegen. Dann fiel das goldne Korn unter der Sichel und Sense, und auf den Gütern puffte und zischelte die Maschine auf den gesegneten Breiten. An den Chausseebäumen lachten die rotbäckigen Äpfel, und durch die blaue Luft segelte weißes Muttergottesgarn. Die Wandervögel scharten sich und berieten schreiend und krächzend ihren Reisetweg gen Süden, und in den frühen Morgenstunden lagen bereits herbstüble Nebel über die tauigen Wiesen gebreitet.

Am die Zeit gingen die ersten Nachrichten von den Burenunruhen tief brunten in Südafrika durch die Welt, und weil jene Buren auch Ackerbauer und Herdenzüchter waren, die einsam und stolz auf ihrer Scholle saßen, fanden sie Mitgefühl bei den westfälischen Bauern. Zudem war diesen das holländische Mißchblut der Angefochtenen kein Sympathiehindernis. Man lebte ja selbst unfern der holländischen Grenze, und so mancher Brauch hatte sich von dort herübergesät und in der Heimat Wurzel geschlagen.

Das Werlingshovener Blättchen brachte treulich jede Burendepesche in gesperrtem Druck, und im letzten Sonntagsblatte des September war ein zündender und sehr sachlicher Artikel zu lesen, der zu tätiger Teilnahme



Der fliegende Holländer



Hermann Hendrich

und Hilfe für die bedrängten Stammverwandten jenseits des Äquators anfeuerte. So Leverenz, der Zeitungsschreiber im muffigen Bureau, konnte so schöne Sätze unmöglich gemacht haben: „Das ist Alard Schlichtegrell sein — kosmopolitischer Stil, verlaß dich drauf, Sophie,“ sagte Heinrich zu seiner Frau; „aber Hand und Fuß hat die Sache diesmal.“

Nach und nach kam es denn auch an den Tag. Die Werlingshovener Dickhädel auf den Höfen lasen den Artikel zwischen Kirche und sonntäglichem Schweinebraten, und dieser oder jener stieg mit der Faust bedächtig in die Tiefe der Hosentasche hinab und betrachtete unschlüssig das Silberstück, das er hervorgegraben hatte: „Soll ich, oder lohnt es nicht?“ Schließlich brachte er's am Montag oder Dienstag doch zu So Leverenz und empfing seine gedruckte Quittung: „Mit verbindlichem Danke Baron Alard Schlichtegrell, Vorsitzender des Burenkomitees für den Kreis Wersebe.“

Also natürlich! Der Baron von der Burg schrieb für So Leverenz in seine Zeitung; die Abonnenten aus Neugier mehrten sich.

„Mar' So' ich sag' eins: wir woll'n unsern eignen Kommitteer ins Dorp haben,“ schlug Bauer Wertshagen vor, weil er aus Versehen fünf Mark statt drei bei Leverenz abgegeben hatte, aber Nachbar Brühlschulte bedeutete ihm: „Ohne staatliche Konzession kannst du gar nichts machen; das 's genau so als wie mit Schankgerechtigkeit.“

Mithin saß der Baron als thronender Vorsitzender auf seiner Burg. Die Bauern nannten sie forthin schlichtweg „den Vorsiß“ und der ganze Kreis nahm einmütig den neuen Namen an. Doch genug blickte die Burg über das Niederland hinweg, und der Baron wirkte einschüchternd, wenn er Audienz erteilte, an seinem Diplomatentische stehend, möglichst im Profil, wegen der edlen Nase, und die Hand mit dem Krallennagel am kleinen Finger lang aufs grüne Tuch gelegt. Über dem Schreibtische hing das lebensgroße Bild der jetzigen Baronin, die den Werlingshovenern fremd war: schwarze Spitzen, schneeiger Busen und bohrende, dunkle Augen von goldbigem Grunde abgehoben.

Die Bauern gingen ungern mit ihren Sammlungsergebnissen zum Vorsiß hinauf, denn der Baron strich Silber und Nickel stets mit einer gewissen nicht mißzuverstehenden Bewegung in seine Raffette: „mehr nicht?“ Erst als der Pastor ihnen Mitte Oktober im Männerabend erzählte, daß des Barons Stieffohn drunten in Afrika lebe und jetzt eine deutsche Freischar fürs Burenheer anwerbe, da trat ihnen der Vorsißende menschlich näher und die Spenden flossen reichlicher. Dann, als das Jahr sich weiß für den Winterschlaf deckte, war der Anteil am südafrikanischen Kampfe so in den Vordergrund getreten, daß er sogar die Sonderfeindschaften der Gemeinde zurückdrängte.

Auch Setta erlöste der Burenkrieg allgemach von der eigenen Not. Eine stille, feste Freundschaft verband sie mit Eckbrecht; er ward ihr Seelenarzt im wahren Sinne. Fast täglich kam er ein halbes Stündchen um Abendzeit, las ihr die Kriegsberichte und die Debatten darüber aus feiter

Berliner Zeitung vor und ward nicht müde, ihr knapp und sachlich zu erklären und sie wieder an geordnetes Denken zu gewöhnen. Er tat ein Samariterwerk an ihr und nannte es seine Lebensfreude nach der Asylarbeit, die auf einen Erfolg neunundneunzig Enttäuschungen brachte. —

Körperlich war Setta seit April überraschend weitergekommen. Bis auf ein leichtes Hinten und etwas Ungeschick in der rechten Hand waren die Lähmungen zurückgegangen, und auch die Züge hatten ihr früheres Gepräge wieder. Nur das weiße Haar und die gebeugte Haltung mahnten an die tragische Episode im Irrenhause, und ebenso ein banger Rückhalt im Ausdruck der hellen Augen bei jeder ungewöhnlichen Frage und geforderten Entscheidung auch in geringfügigen Alltagsdingen.

Eckbrecht wußte diesen Ausdruck besser zu lesen als Doktor Frederichs, der wenig psychiatrische Praxis hatte, und besser auch als Heinrich.

Heinrich ward bei solch kritischen Anlässen stumm, verwendete seinen besorgten Blick nicht von Setta und verwirrte sie; Sophies überströmende Frische gab zuviel. Wenn ihr warmes Herz in Mitleid zerschmolz und sie die Gebeugte, Scheue in ihre ungestümen Arme preßte, folgte nur allzuleicht bittere Traurigkeit. Den Drinker Kindern verwandelte sich die Tante immer mehr in eine Art Großmütterchen, das man nicht so recht ernst nahm und dem man abbetteln konnte, was man wollte. Man war außerdem unverhohlen neidisch auf Cari Schlichtegrell, den verbotenen Umgang. Täglich fast ritt die Drinker Kindertavallade unter des alten englischen Bereiters Führung an Tant' Settkens vorbei, wenn sie in ihrem Wiener Wägelchen spazieren fuhr. Sie saß drinnen und Cari auf dem Bock neben Bennas und kutschierte. — Red und wunderhübsch im knappen Jäckchen und steifen Filzhütchen, naschte Woppen und Fruchtbonbons aus ihrer Tasche und brachte Bennas, den Düssel, zum Lachen, daß er sich bog. — Übermütig grüßte sie Ivan und Dolly mit der Fahrpeitsche und warf Ivan einen Bonbon zu.

„Frechheit!“ sagte Junker Ivan wutschnaubend, weil er verliebt in Cari war; Baroneschen Dolly aber fühlte sich derart erhaben über Schönheit und Frechheit auf Tant' Settkens Rutscherbock, daß sie gar nichts sagte, das runde Kinn hochmütig gegen die Kehle drückte und die Zügel energisch herannahm. Eine echte Albediffen von der stolzen Sorte war sie schon jetzt.

Allein niemand vermochte Tant' Settkens Vorzug aus dem Sattel zu heben, also ließ man sie gewähren. —

Mehr und mehr zog der verengte Kreis ihrer Interessen sich um Caris Erziehung zusammen. Sie erzog altmodisch und einseitig, aber den Lohn erntete sie, daß Cari leidenschaftlicher denn je an ihr hing. Vom Hoff sprach sie kaum mehr, und der strenge Winter setzte auch ihrem vorübergehenden Verlangen nach Außenarbeit ein Ziel. Ihr Wägelchen stand verhangen in Bennas' Remise und Ujag tat Mietsfahren, damit er nicht zu feist wurde. Bennas wäre gern Hilfspostillon geworden; aber seit der neuen Haltestelle des Kleinbähnchens, einen Steinwurf vom Hoff, blies das trauliche Post-

horn sein Lied vom Schächlichen nicht mehr durch die dürflische Abendstille. So blieb ihm nichts übrig als Frachtfuhren anzunehmen und sich zwischen- durch an der kleinen Bahnstation zum Verladen und Gepäcktragen verwenden zu lassen.

Die Zeitungsberichte kamen jetzt spaltenlang und ergänzten die Depeschen. — Vom Gefecht bei Dundee am Salanahügel in Natal, von dem herab die Burenhelden Granaten auf das schlafende englische Heer regnen ließen: trotzdem schwer erkaufter Engländer Sieg. Ein paar Tage darauf wieder ein englischer Sieg im mörderischen Treffen bei Elandslaagte. Zwei Burenführer schwer verwundet und gefangen; General Rood und Oberst Schiel, der die deutsche Freischar befehligt hatte. Die Freischar sollte schon halb aufgerieben sein; ihre Besten gefallen. Die Verlustliste der deutschen Brüder stand noch nicht genau fest.

„Mar' Jo' — da hat Slichtegrell sein' Stieffsohn bei; ich will männ sogleich nach Vorfis, da muß ich nödig Geld abliefern,“ sagte Bauer Werkshagen, die Dorfneugier, zu Jo Leveren. — Er wollte eine güste Ruh verkaufen, und während Jo ihm die Anzeige aufsetzte, stöberte er die frisch angelangten Zeitungen nach Burenberichten durch. Obenan in der Kreuzzeitung für die Burg stand die Schilderung vom Elandslaagter Treffen und ein langer Absatz über die braven deutschen Freischärler. „Gib mir die Zeitung männ gleich mit, und wenn da noch anner Depesken für Vorfis sind, denn so nehm' ich die auch —“

Es gab jedoch keine, und Bauer Werkshagen schob die Kreuzzeitung zu seinen Mart 3.60 Burengeldern in die Rocktasche und trollte durch Tauen und Schlackern gemächlich zum Vorfis hinauf. Es juckte sein dickes Fell, zu sehen, ob der große Herr dort oben noch immer so hochfabrig tun könnte, wenn etwa sein Junter bei Elandslaagte 'n Priem englisch Blei geschluckt hätte.

„Ich glaube, die neue Zeitung geht Här'r B'ron was an,“ bemerkte er, indem er seine Nickelgroschen in vier egalen Reihen auf die grüne Tuchplatte zählte.

Der Baron tat, als hätte er's auf den Ohren, strich das Geld zusammen und schloß die Raffette wieder fort.

Indem kam die Baronin rasch herein und fragte mit scharfer Stimme:

„Die Zeitung noch nicht da, Alard? — Gib doch, bitte!“

Dann blieb sie mitten im Zimmer stehen, ihre Schleppe um sich herum auf dem Teppich, riß den Streifband von der Zeitung und las. Sie hatte nichts gesagt, bloß „gebewert wie 'n Appeldieb vor 'n Landschandarm“, erzählte der Augenzeuge abends in der Schenkstube, und kreideweiß war ihr Gesicht gewesen — als wenn sie die Großmutter von ihrem staatschen Bild über 'm Schreibtisch wäre, so alt und gräsig.

„Was steht Er noch? Geh' Er; — ich danke verbindlichst,“ hatte der Baron gesagt und seine Frau beim Arm genommen und durch den seidnen Vorhang weggeführt.

„Da is 'n boden Mann ins Spill,“ meinte Bauer Werkshagen, als er sich wieder auf die Socken gemacht hatte.

— — — — —
 Andern Tags wehte die Flagge halbstock von der Nobisburg, und dann brachte das Blättchen die schwarzumrandete Anzeige, daß Hans-Ferdinand, Ritter von Diermer, am 21. Oktober seinen Heldentod im Gefecht zu Elandslaagte gefunden habe als Leutnant im deutschen Freikorps bei der Burenarmee unter General Koek. —

Sein Name und noch zwei fernere waren als einzig sicher erwiesen im Artikel der Kreuzzeitung erwähnt worden. — — —

(Schluß folgt)



Urweltwille

Von

Walther Stiele

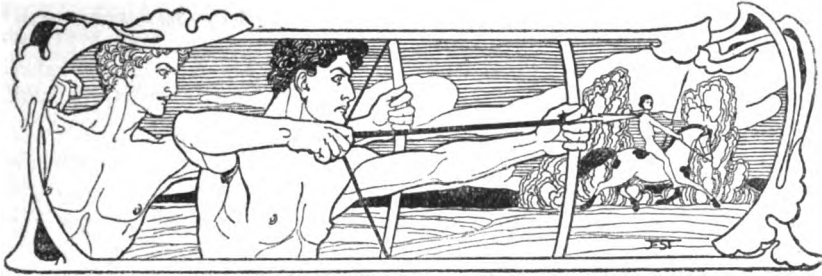
Der Wille, der die Menschheit treibt und führt,
 Durch den die Sonnen gärender Nacht entstiegen,
 Und der die Flamme aller Schöpfung schürt,
 Läßt auch des Lebens Quellen nicht versiegen.

Urgrund des Seins! Waltender Schaffensgeist,
 Der du Jahrtausenden dein Licht gegeben,
 Du Puls, durch den die Welt der Sterne kreist,
 Kraft du, durch den des Lebens Adern beben!

Das Wirrsal riß zum Lichte deine Macht,
 Im Sturz der Zeit ihr Ewiges entfallend;
 Aus glühndem Schoße einer Urweltnacht
 Gewaltigen Wurfs dein eignes Selbst gestaltend.

Wohl ahnt die Menschheit dich, du große Kraft.
 Erlauchte aber, die wie lauschend gehen,
 In denen Geist von deinem Geiste schafft,
 Sie schufft du, tief im All dich selbst zu sehen.





Der preußische Soldat — der deutsche Soldat!

Eine volkswirtschaftliche Betrachtung

Von

Dr. P. R.

Die preußisch-deutschen Militärverhältnisse nehmen in den öffentlichen Besprechungen einen von Jahr zu Jahr wachsenden Raum ein. Zugleich bemerkt man, wie in ihnen mit dem Aufschwung freiheitlicher Kultur die tadelnde Kritik zunimmt, die nur in jenen Zeiten verstummte, wo das Heer seine vornehmste Aufgabe, das Vaterland mit den Waffen zu schützen, so gut erfüllte. Dieser wachsende Tadel, der immer lauter seine Stimme erhebt, je mehr die langen Friedenszeiten das Bewußtsein großer Kriegisleistungen schwächen, bedeutet gewiß, daß man eine mit der sonstigen Kultur gleichen Schritt haltende Entwicklung der Militärverhältnisse vermißt, also die Regelung der Militärverhältnisse angesichts der heutigen Kultur als rückständig betrachtet.

Diese Kritik wird besonders von den Sozialdemokraten und Friedensfreunden geführt. Aber selbst aus militärischen Kreisen erheben sich eindringliche Warnungen, von politischen Kreisen werden immer mehr finanzielle Bedenken geäußert, und so kommt es, daß kaum ein Stand so viel Angriffen ausgesetzt ist wie unser Militär.

Diesen Kritiken eine neue ähnliche hinzuzufügen, möchte ich vermeiden, dagegen unser Heerwesen nach einer Richtung einer Betrachtung unterziehen, die meines Wissens in der Öffentlichkeit noch nicht zur grundlegenden geworden ist und doch zur grundlegenden werden muß, das ist die volkswirtschaftliche.

Diese moderne Wissenschaft hat sich bisher vorwiegend mit finanziellen, handelspolitischen, Mittelstandsfragen zc. befaßt, also besonders die Frage des Volkswohlstandes erörtert. Das liegt in der historischen Entwicklung der Nationalökonomie. Je mehr aber die Erkenntnis durchbricht, daß an Stelle diplomatischer Theoremen voll veralteter Vormeinungen, an Stelle politischer Einseitigkeiten auch in der Volkswirtschaft wie in allen Kulturgebieten der sachliche, wissenschaftliche Geist einziehen muß, der sich nur auf Tatsachen, Statistiken und sachliche Beobachtungen stützt, je mehr

wird die Volkswirtschaftslehre das Fundament aller inner- und außerpolitischen Anschauungen abgeben, und es ist gewiß an der Zeit, daß sie alle Gebiete des Volkslebens in den Kreis ihrer wissenschaftlichen Beobachtungen zieht und frei von Vorurteil jedem Wirkungskreis das kulturelle Prädikat gibt, ihm vielleicht sein Mißverhältnis zur Allgemeinkultur vorhält und die Bahn volkswirtschaftlicher Entwicklung weist, die das Allgemeinwohl von ihm erheischt.

Ich möchte darum mit diesem bescheidenen Versuch dazu anregen, die volkswirtschaftliche Stellung des Militärs abseits vom Parteihader eingehender zu würdigen und damit sachliches Material zu sammeln, das besser als die glühendste Begeisterung oder die vernichtendste Kritik den Weg zur Höhe weist.

Die fundamentale Volkswirtschaftslehre der Zukunft, in deren Geist ich diese Abhandlung zu halten mich bemühe, wird nicht nur wie die bisherige den finanziellen und Kraftfragen den Vorrang geben, sondern in die Volkswirtschaft alles, was das Volkswohl fördert, einbeziehen, also auch ethische und moralische Betrachtungen. Ich werde darum unser militärisches System einer Betrachtung nach finanziellen (Kraft-), ethischen und moralischen Fragen unterziehen.

Von freisinnigen und sozialdemokratischen Politikern wird immer geklagt, daß der Militäretat zu sehr das Budget belastet und daß dadurch die Kulturaufgaben leiden. Ich kann unmöglich die Fragen genau erörtern, denn dazu braucht man ein umfangreiches Zahlenmaterial, wenn man einwandfreie Zahlen ermitteln will. Ich möchte nur durch einige Zahlen die Verhältnisse im großen und ganzen skizzieren. Ich benutze Zahlen aus den Etats von 1897/98 bzw. 1896/97 und 1898/99, da sie mehr den normalen Verhältnissen entsprechen als die letzten Jahre mit der Chinaexpedition und dem Hereroaufstande. Im Etatsjahr 1897/98 hat das Deutsche Reich bei einer Gesamtausgabe von 1328 Millionen Mark 676 Millionen, also etwa 51 % für Heer und Marine verausgabt. Auf Preußen, das auf Grund der Überweisungen seitens des Reichsschatzamtens etwa 60 % trägt, würden davon etwa 405 Millionen entfallen. Vergleiche man mit dieser Zahl die Summen, die von Preußen für Kulturaufgaben verwandt wurden. Bei einem Gesamtetat von 2190 Millionen Ausgaben im Etatsjahr 1898/99 findet man unter den Titeln

1. Ministerium der öffentlichen Arbeiten	30 Mill.
2. " des Handels	10 "
3. Justizministerium	106 "
4. Ministerium des Innern	65 "
5. " für Landwirtschaft, Domänen und Forsten	21 "
6. Ministerium für geistliche, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten	137 "
Summa	368 Mill.,

darunter 81 Millionen für den elementaren Volksschulunterricht. Diese 81 Millionen bedeuten etwa 28 % der Aufwendungen für den Volksschulunterricht, die überhaupt in Preußen gemacht wurden, da den größten Teil dieser Aufwendungen Land- und Stadtgemeinden tragen. So betrug 1896 der Gesamtaufwand für das Volksschulwesen 132 Mill. Mark. Die Staatsaufwendungen für Volksschulwesen betragen demnach 3,7 % des Gesamtausgabebetats. Diesen 3,7 % für Volksschulwesen und den 368 Millionen oder 17 % der als gesamte Kulturausgaben zu betrachtenden Aufwendungen der angeführten Etats-titel stehen 51 % Aufwendungen für Heer und Marine gegenüber, und das wird von vielen Politikern als ein unberechtigtes Verhältnis betrachtet. Da die finanzwirtschaftlichen Regelungen in den einzelnen Staaten verschieden sind, lassen sich nur durch umfangreiche Rechnungen zutreffende Vergleichszahlen ermitteln. Jedenfalls geben die anderen Kulturstaaten außerhalb des Deutschen Reiches, die, dem Beispiel Preußens folgend, das allgemeine Wehrsystem einführen, prozentualer mehr oder ungefähr das gleiche für Heer und Marine aus wie das Deutsche Reich. Sieht man nun die Kulturstaaten hinzu, welche nicht die allgemeine Wehrpflicht eingeführt haben, so findet man auch dort keineswegs bedeutend günstigere Verhältnisse in bezug auf die Kosten der Landesverteidigung. England mit seinem Wehrsystem verwandte nach seinem Etat 1896/97 bei einer Gesamtausgabe von 101 Millionen Pfd. St. (ca. 2 Milliarden Mark) für Armee und Flotte 40,5 Millionen Pfd. St. (ca. 810 Millionen Mark) = 40 % der Gesamtausgabe. Die Schweiz, welche das von den Sozialdemokraten so hochgepriesene Milizsystem eingeführt hat, verwandte nach ihrem Etat von 1896 bei 79 Millionen Fr. Gesamtausgaben 23 Millionen Fr. = 29 % für das Heer. Da man die Schweiz und ähnliche Staaten wegen der eigenartigen Verhältnisse neutraler Staaten einstweilen aus dergleichen Betrachtungen ausschalten muß, so findet man, daß bei allen bedeutenden Kulturstaaten ungeheure Summen der Landesverteidigung gewidmet werden. Über die Frage, ob für eine durch die politischen Verhältnisse gebotene Landesverteidigung das heute in Kraft befindliche kostspielige System der allgemeinen Wehrpflicht unumgänglich ist oder ob man mit dem billigeren Milizsystem die gleichen militärischen Effekte erzielen kann, darüber mögen die Fachleute entscheiden; auch Erörterungen, wie man durch Verbesserung der Organisation die Kosten herabmindern kann, ohne die Verantwortung für einen erfolgreichen Schutz des Vaterlandes von sich abzuwälzen, sind Sache der Fachleute und mögen von Politikern diskutiert werden. Der Volkswirtschaftler hat sich nur zu fragen, ob die internationalen politischen Verhältnisse eine derartige finanzielle Kraftanstrengung, die sich an sich nicht kulturschöpfend, sondern nur in Zeiten der Not durch Verteidigung des Vaterlandes kulturel erhalten betätigt, befürworten. Ohne sich auf weiterschweifende politische Erwägungen einzulassen, kann man sagen, daß, solange die äußere Politik durch Macht- und Interessenfragen diktiert wird, wie dies heute von unseren leitenden Politikern als ein so selbstverständ-

liches Axiom hingestellt wird, ein militärischer Kraftaufwand in dem Maße, wie ihn militärische Sachverständige als durchaus notwendig für des Vaterlandes Wohl erachten, unbedingt berechtigt ist. Über das zur aussichtsvollen Verteidigung Allernotwendigste mögen sich die Vertreter der Regierung und des Reichstags, welche die Verantwortung tragen, verständigen, für den Volkswirtschaftler gibt der finanzielle Kraftaufwand an sich keinen Anlaß zur Kritik, solange die Interessenpolitik in den Beziehungen zwischen den Staaten vorherrscht. Wenn man sich nur annähernd vorstellt, welche ungeheuren volkswirtschaftlichen Verluste bei einem Kriegesunglück hereinbrechen würden, Schäden, welche die militärischen Aufwendungen von Jahrzehnten um das Zehnfache überragen würden, so vermag man sich nicht dieser Erkenntnis zu verschließen.

Wesentlich anders gestaltet sich das Urteil, wenn man fragt, ob heute noch tatsächlich die Interessenpolitik so allein gebietend in den großen politischen Strömungen auftritt, und ob man diese Regelung der internationalen Verhältnisse volkswirtschaftlich anerkennen kann, weil sie sich kulturentwickelnd betätigt. Wesentlich anders gestaltet sich das Urteil, wenn man berücksichtigt, ob die Losung „si vis pacem para bellum“, nach welcher die Weltkriege stattfinden, sich im Einklang mit dem heutigen Stande der Allgemeinkultur befinden.

Alleingebietend ist heute die Interessenpolitik in den politischen Strömungen nicht, kulturentwickelnd ist sie durchaus nicht, sondern kulturvernichtend, und zu der heutigen Tendenz der Allgemeinkultur steht sie in vollem Gegensatz.

Das sei im einzelnen kurz berührt.

Eine Unterströmung, die lawinenartig anschwillt und gerade viele der Edelsten unserer Nation begeistert, ist entschieden die Friedensbewegung. Möge man auch über den kläglichen Ausgang der vom Kaiser von Rußland angeregten Friedenskonferenz noch so sehr spotten, von Jahr zu Jahr mehren sich die Fälle, wo Streitfragen zwischen Staaten dem ständigen Schiedsgericht im Haag oder besonderen Schiedsgerichten unterbreitet werden. Von Jahr zu Jahr mehren sich die Agitationsmittel der Friedensfreunde, und sowohl der durch ein Schiedsgericht erledigte jüngste Nordseezwischenfall wie der entsetzliche Jammer des russisch-japanischen Krieges dienen dazu, immer mehr Gemüter für die Friedensbewegung zu erwecken. Von den Übertreibungen so mancher Friedensapostel abgesehen, mehren sich die Stimmen solcher Männer, deren Anschauungen wissenschaftlich gehalten sind, die von hoher volkswirtschaftlicher Warte in das Getriebe der Politik schauen. So äußerte sich jüngst D. Umfrid in der „Friedens-Warte“:

„Wenn etwas Deutschland hindert, sich in dem Maße, wie es andere große Kulturvölker tun, an der internationalen Friedensorganisation zu beteiligen, wenn seine Regierung aus einer kalten Reserve nicht herauskommt, ein großer Teil seiner Politiker und Gelehrten über längst überwundene Phrasen, mit denen sie eine Weltbewegung aufzuhalten vermeinen, nicht

hinauskommen, wenn die große Masse des Volkes den Glauben an den Frieden noch nicht gewinnen und den Glauben an den alleinseligmachenden Gewehrkolben noch nicht zu lassen vermag, so ist es lediglich der Bismarcksche Geist, der dem Volke, von seinen Spitzen bis in seine Niederungen, noch tief im Blute sitzt, und der es unfähig macht, das Neugewordene unbefangen ins Auge zu fassen. Die Friedensbewegung und ihr rapider Aufschwung sind an und für sich schon eine große weltgeschichtliche Auseinandersetzung mit den Ideen Bismarcks, die heute schon veraltet sind, weil sie, als sie zur Tat gelangten, bereits unmodern waren. Bismarcks Geist war zur Zeit seiner Machthöhe schon der Geist von gestern, der sich aber nur deshalb bis heute erhalten konnte, weil er die stets landgültige Legitimation des Erfolges aufzuweisen vermochte.“

Treffend resümiert Umfrid: „Der ganze Gegensatz zwischen der Friedensbewegung und der Bismarckschen Anschauung spitzt sich zu der Frage zu: ob Moral bei politischen Entschlüssen zu Rate gezogen werden müsse oder nicht. Wir bejahen diese Frage.“

Einstweilen belieben die Verfechter Bismarckscher Interessenpolitik diese und ähnliche Anschauungen als Phantastereien zu belächeln. Es wird nur wenig rabiate Raufbolde geben, die nicht im Herzen sagen: „Ewiger Friede oder wenigstens keine Antastung der Selbständigkeit von Völkern und Staaten, — das wäre ja ganz schön, geht nun aber 'mal nicht, denn Macht regiert die Welt.“ Die heutigen Verhältnisse geben einstweilen diesen Wortführern recht. Die Volkswirtschaftslehre verschmäht es aber, die zeitweiligen Oberströmungen als maßgebend zu betrachten, sondern sie legt den Finger auf den obersten Grundfals der Volkswirtschaftswissenschaft: „Die Besserung des allgemeinen Volkswohls ist gleichbedeutend mit der Entfaltung höherer Kultur, die mit der Besserung der Rechtsverhältnisse zunimmt.“

So wenig sich auch die Volkswirtschaftslehre vom Boden der Tatsachen entfernen kann und die einstweilige Oberströmung der Machtregelung in den internationalen Verhältnissen zugeben muß, so hat sie doch ständig den Höhenweg rechtlicher Ideale dem Volke als Ziel vorzubalten, hat alle Unterströmungen der Rechtsanschauung begeistert zu begrüßen und jeder derartigen Bestrebung durch das gewaltige Wort der sachlichen Wissenschaft den Weg zu öffnen, den versteinerte Vorurteile verschließen. Die Ideale des Kulturfortschritts, also des Rechtsfortschritts, überall zu stärken, ist die Ehrenaufgabe der Volkswirtschaftslehre, und je mehr ihr Hinweis auf herrliche Ziele im Wirtschaftsleben wirkt, desto mehr Realien werden sich bilden, die man nun als Bausteine benutzen kann, um den Bau zu errichten, der einst über der Kulturwelt ragen wird als Symbol der Freiheit, Menschlichkeit und Wissenschaftlichkeit.

Kulturentwickelnd kann nimmer ein Heeresystem sein, das ein Werkzeug kräftiger Interessenpolitik ist. So phantastisch auch jetzt noch der Ge-

dante erscheint, daß das Rechtsprinzip, ein juristischer Austrag, internationale Beziehungen in allen Fällen regeln kann, je mehr die Kultur fortschreitet, desto mehr nähern wir uns Realien, die es gestatten, ein Stück nach dem anderen von den Hindernissen fortzuräumen.

Daß die Losung „si vis pacem para bellum“ sich nicht mit der Allgemeinkultur im Einklang befindet, mag von vielen bestritten werden, ist aber nicht in Abrede zu stellen, wenn man die zunehmende Internationalität der Volkswirtschaft erkannt und beobachtet hat, wie friedliebend die Überzahl aller Kulturindividuen ist.

Ob das allgemein anerkannt wird, ist auch ziemlich gleichgültig, da andere Betrachtungen schon übergenuß abfällige Kritik enthalten.

Was aber die finanzwirtschaftliche Seite des militärischen Systems anbetrifft, so ist sie einstweilen eine fatale Notwendigkeit, die bedauerlicherweise der Kultur unendliche Summen entzieht, um sie dem Moloch Unkultur zu opfern. Es ist zu beklagen, daß die Kulturentwicklung so schmerzlich darunter leidet, aber diese Summen zu verweigern, vermögen nur Leute, denen die Sachlichkeit in der wirtschaftlichen Beurteilung ein verlorenes Paradies ist, zu dem der Engel des Parteidoktrinarismus den Eintritt verwehrt.

*

Nun kommt die gewaltige Heeresmacht nicht oft dazu, durch einen siegreichen Krieg die Zinsen der angelegten Kapitalien doppelt und dreifach zu zahlen. Siebenunddreißig Friedensjahre liegen nun hinter uns, und man hat sich daran gewöhnt, die Armee als „Landesverteidigungsapparat im Notfall“, im übrigen aber mehr als Erziehungsinstitut zu betrachten. Aber wenn das auch nicht der Fall wäre, so fordert doch die Volkswirtschaftslehre wie von jeder Staatsinstitution so besonders von der Armee, daß sie ihr Ziel, die Verteidigung des Vaterlandes, mit Mitteln erreicht, welche mit der durchschnittlichen Kulturhöhe in Einklang stehen. Je mehr die Volkswirtschaftslehre dies zweite Gebiet erörtert, desto mehr erhebt sich eine ernste Kritik und schleudert Klage über Klage jener gleißenden Einrichtung entgegen, die in den Augen vieler unserer Mitbürger den vollen Glanz wahren Deutschtums ausstrahlt.

Bedenken wir gleich, was uns das Bellagenstwerte erklärt.

Das preussisch-deutsche Heer leitet seinen Ursprung auf Friedrich Wilhelm I. zurück, der 1733 durch das Rantonssystem in der ganzen Monarchie ein einheitliches Werbesystem einführte. Was von diesem Heere nicht durch abscheuliche Lockmittel, freien Trunk und Ausnutzung des Rausches zc. auf unanständige Weise gewonnen war, was man nicht durch verbrecherische, brutale Gewaltmittel gepreßt hatte oder von befreundeten Potentaten als Präsent (!!) erhielt, war leichtfertiges, verkommenes Gefindel, das sich zum ehrlichen Bürgerhandwerk nicht aufraffen konnte. Durch eine eiserne Disziplin und unmenschliche Befehlshaber, die ihre Untergebenen mit Stockschlägen, Fauststößen und Fußtritten reichlich bedachten, wurden diese heterogenen

Elemente so gedrillt, daß sie eine maschinenmäßige Exaktheit bekamen, und ein preußisches Bataillon dreimal geschwinder feuerte als ein anderes. Das war der moralische Geist der glorreichen Armee von Fridericus rex!

Als die Katastrophe von 1806 die friderizianische Herrlichkeit begrub, führten in der Zeit der tiefsten Erniedrigung Preußens Scharnhorst und Boyen 1814 die allgemeine Wehrpflicht ein, die Preußens moderne Großmachtsstellung errungen hat.

In der Zeit der Not wie in der aufflammenden Begeisterung der Freiheitskriege veranlaßten die außergewöhnlichen Verhältnisse, daß von dem früheren Drillsystem die unmensliche Seite möglichst vermieden wurde, auch der jenseits des Rheins erwachte Freiheitssturm, der die ganze Welt durchbrannte und alles nach dem lähmenden Drucke des Absolutismus aufatmen ließ, veranlaßte eine Gegenströmung, die auf die Disziplinmethode der Armee einwirkte. In der Zeit der Reaktion kam dann der „Samaschendienst“ wieder hoch, teils infolge des durch Napoleons Sturz und die heilige Allianz veränderten Zeitgeistes, teils wegen der Unkultur eines Teils des Rekrutenmaterials, und die militärische Disziplin nahm wieder eine Form an, die in manchem an die alte Werbezeit erinnerte.

Die Siege des „spezifischen Preußentums mit dem Soldatendrill“ von 1866 und 1870 haben dann bewirkt, daß die Form der preußischen Militärzucht zum alleinseligmachenden Glaubensartikel wurde.

Diese geschichtliche Entwicklung muß man sich vor Augen halten, um die nachfolgend berührten Verhältnisse in ihrem Ursprung zu erklären.

Nun ist im letzten Jahrhundert die Allgemeinkultur mit Riesenschritten vorgerückt. Fragt man sich, ob der Geist der militärischen Institution mit diesen Fortschritten gleichen Schritt gehalten hat, so muß man dies leider entschieden verneinen. Drei Dinge muß die Volkswirtschaftslehre als unvereinbar mit dem Standpunkt moderner Kulturauffassung feststellen:

1. den absolutistischen Geist,
2. die Roheit der Disziplin und Moral,
3. den volksfremden Geist.

Die absolutistische Stellung des obersten Kriegsherrn offenbart sich in allen offiziellen militärischen Auslassungen, Auffassungen und Vorschriften. Ich erwähne nur den Fahneneid und Bezeichnungen wie „Seiner Majestät Panzer Preußen“, „Königliches Grenadierregiment“, „des Königs Rod“. Bei seinem Eintritt in die Armee schwört der Rekrut nicht, mit hingebender Erfüllung der militärischen Pflichten ein tüchtiges Mitglied der heiligen Schar zu werden, die auf der Wacht steht für des Vaterlandes Wohl, Ehre und Freiheit, und sein Leben einzusetzen für Heimat und Herd, Weib und Kind, deutsche Freiheit und deutsche Ehre, sondern er schwört vor allem „Seiner Majestät dem Deutschen Kaiser treu und gewärtig zu sein zu Wasser und zu Lande“. Das ist bezeichnend für den Geist der Armee. Die militärische Pflichterfüllung wird zwar auch geschworen und

selbstverständlich damit auch die Pflicht der Landesverteidigung. Die absolutistische Prävalenz der Person des Kaisers steht aber im Vordergrund, und wie der Soldat nicht den deutschen Rock, den Rock des Vaterlandsverteidigers, sondern „des Königs Rock“ trägt, so ist er auch nicht vor allem Volkssoldat, sondern „des Königs Soldat“. Der Geist der Armee ist nicht „völkisch“, sondern absolutistisch. Das muß die Volkswirtschaftslehre als unvereinbar mit dem heutigen Begriff von Volk und Person, von Freiheit und Würde jedes einzelnen Volksindividuums auffassen. Der oberste Kriegsherr halte in seinen Händen die Zügel der notwendigen Disziplin, sei der achtungsgebietende Repräsentant eines freien Volkes, das sich selbst Verwaltung und Befehle gibt, dagegen nicht der subjektive huldvolle Verleiher geringerer oder größerer Menschenwürde. Millionen Arme zum Schutz und zur Verherrlichung einer Person zu beanspruchen, widerspricht dem Geist der modernen Kultur. In der Tat nehmen ja auch nur wenige Romantiker diese Verhältnisse ernst. Wenn wir aber beklagen müssen, daß soviel Byzantinismus in unserer Zeit auftaucht, daß der freiheit- und eigenstolz-bare Feldwebelgeist heilige Menschenbegriffe zerklüftet, wenn die Subordination das militärische Fachgebiet verläßt und das öffentliche Leben und jede Betätigung des Menschentums durchseucht, so hat das absolutistische Regime des Militärs, das so viele Begriffe verwirrt, gewiß seinen Anteil daran. Von vielen Resten der absolutistischen Zeit in unserem Heer sei auch erwähnt, daß sehr jugendliche Leutnants mit dem Vollgepräge der Unreife, ausgekleidet mit Halbgottsvollmacht, über viel reifere Männer befehlen.

Über die Rohheit und Anmoral, die mit Anbeginn militärischer Verhältnisse durch alle Jahrhunderte die charakteristischen Begleiterscheinungen jedes Militärs waren, sind heute alle Zeitungen voll. Das Kapitel Soldatenmißhandlungen findet kein Ende. Die uralte militärische Tradition in puncto Moral, die Überlastung der Unteroffiziere, der niedere Bildungsgrad mancher Rekruten und die heute in allen Ständen zu findende allgemeine Anmoralität mögen das erklären. Wenn man aber die Erfolge eines allgemeinen Schulzwanges während eines Jahrhunderts ins Auge faßt und den allgemeinen Bildungsgrad betrachtet, so zeigt der militärische Ton entschieden mehr Reste der früheren brutalen Zeiten, als billig ist.

Die Volkswirtschaftslehre muß jede körperliche Mißhandlung als unvereinbar mit dem Begriff der Menschenwürde hinstellen, und kein noch so niedriger Bildungsgrad kann zur körperlichen Mißhandlung berechtigen. Ein allgemeines, wenn auch offiziell nicht zugestandenes Disziplinmittel im Heere ist, wenn man den einmütigen Erzählungen aller gewesenen Soldaten vertrauen darf, die „körperliche Aufmunterung“, sei es direkt durch Unteroffiziere, sei es indirekt, indem man eine Art Lynchjustiz gegenüber ungelikten oder störrischen Rekruten zuläßt oder nicht empfindlich bestraft.

Die Allgemeinheit der Soldaten empfindet eine derartige „Aufmunterung“ nicht als menschenunwürdig oder entehrend. Diese Tatsache schließt schon für sich eine niederschmetternde Kritik ein.

Die Moral der Soldaten und Offiziere ist schon oft genug von der öffentlichen Meinung gegeißelt. Die Zahl der unehelichen „Soldatentinder“ spricht Bände, und in den Kreisen der Halbwittdamen herrscht ein sonderbarer Begriff über Offiziersmoral, ein Begriff, den unsere Wiszblätter nur zu oft zum Gegenstand ihrer äzenden Lauge machen. Ich halte nicht viel von sensationellen Übertreibungen. Die Volkswirtschaftslehre rechnet den Offizierstand nicht allein zum Wehrstande, sondern auch zum Lehrstande, wie Lehrer und Pfarrer, und verlangt von ihm eine vorbildliche Moral, oder sie muß ihm die Qualifikation zum Lehrberuf absprechen. Wie verderblich jedes Beispiel einer „Liaison“ von Offizieren ist — und die Soldatenerzählungen enthalten leider oft derartige Episoden aus dem Leben ihrer Vorgesetzten, die ja auch oft ganz ungeniert vor den Soldaten ihre „Weibersachen“ betreiben —, kann man jederzeit beobachten.

In immer stärkerem Maße betont die moderne Kultur den Wert des Jugendunterrichtes. Einen elementaren Kinderunterricht haben wir, dagegen mangelt es überall am Jugendunterricht, der allein in den Begriffen der Allgemeinheit ernste Kulturwerte einpflanzen kann. Wie beschämend! Welch herrliche Gelegenheit hat die Armee bisher versäumt! Die strenge Disziplin gab ihr prachsvolle Handhaben, um durch wahrhaften Jugendunterricht Menschenwürde, Selbstzucht und Bildung, kurz alle der modernen Zeit entsprechenden Kulturwerte wenigstens in bescheidener Form allgemein einzuführen! Wie wenig hat die Armee bisher diese Gelegenheit benutzt. Höchstens auf den Abschäum der Bevölkerung und auf die Landbewohner zurückgebliebener Landesteile vermag unser Heer erzieherisch zu wirken, viel mehr hört man über Verrohung nach Absolvierung der Dienstjahre klagen.

Schließlich ist der verderbliche, volksfeindliche, militärische Standesgeist zu beklagen, der sich in tausend bizarren Begriffen gefällt, sich in der bekannten Verspöttelung der „Zivilisten“ geltend macht und dem minderwertigen Zivilstand den höherwertigen Militärstand gegenüberstellt. Daß dies das allgemeine Volk bisher in solchem Umfange hat dulden lassen, beweist zur Genüge, wie wenig wahre Menschenwürde und Eigenstolz Gemeingut aller ist.

Die eben berührten Verhältnisse finden ihre Erklärung und teilweise Entschuldigung, wenn man den Mangel an Bildung in weiten Volkskreisen und andere tatsächliche Schwierigkeiten der militärischen Ausbildung berücksichtigt. Sie treten aber so grell hervor, weil durch diese kulturfeindlichen Mittel Preußen große politische Erfolge errungen hat und sie darum als notwendiges Übel zur Erlangung politischer Erfolge und zum Aufbau von Deutschlands Macht und Wohlfahrt erachtet wurden. Darum ist unsere Armee durch und durch eine preußische Armee, der deutsche Soldat lediglich preußischer Soldat, preußisch in der großartigen militärischen Fachausbildung, preußisch in der Auffassung wahrer menschlicher Kulturwerte.

Die Volkswirtschaftslehre bekämpft das preußische Evangelium, daß nur durch diese unwürdige Disziplin solche Fachtätigkeit erworben werden

kann. Wenn auch zehnmal größere Taten dadurch erreicht worden wären, so bleibt das Menschenunwürdige der Mittel dennoch bestehen. Frühere Unkultur mag diese zum Teil entschuldigen. Aber die Kultur schreitet fort, immer mehr breitet sich höhere Kultur aus, und je mehr das der Fall ist, desto mehr muß und kann das Militär seine nicht mehr zeitgemäße Disziplin menschenwürdiger gestalten. Die Volkswirtschaftslehre hat an die maßgebenden Führer der deutschen Armee die Forderung zu richten, daß der Gang dieser Entwicklung mehr als bisher beschleunigt werde, daß eine allmähliche vollkommene Reorganisation der Armee in dem Sinne stattfinde.

Je mehr die Kriegswahrscheinlichkeit schwindet, je mehr also die Friedensbewegung, die Allgemeinkultur zunimmt und Anstand, Freiheitsliebe und Wahrhaftigkeit Gemeingut aller werden, je mehr hat sich die preußische Armee mit dem absolutistischen Geist, der preußischen Disziplin zur deutschen Volksarmee umzuformen, die erfüllt ist von den hohen Idealen, für Heimat und Herd, deutsche Ehre und deutsche Art auf der Wacht zu stehen, die zugleich aber zur Schule eines vortrefflichen Jugendunterrichtes auswächst, wo die Begriffe von Menschenwürde, Rechtsbewußtsein, Liebe zum Guten und Tüchtigen gepflegt werden, welche unsere heutige Schule den Kindern mit ihrer kindlichen Auffassung nicht mit vollem Ernst zu geben vermag.

Deutsche Soldaten, voll deutschen Sinnes, voll inbrünstiger Liebe zu deutscher Freiheit, deutscher Ehre und deutscher Art, wahre Volkssoldaten, die sich mit dem ganzen Volke innig verwachsen fühlen, deutsche Soldaten, die von reifen Offizieren mit tüchtiger Allgemeinbildung neben der militärischen Fachanweisung Unterricht wahren Kulturinhaltes empfangen und ihre Dienstzeit voll der besten Anregungen zum wahren, würdigen Menschentum beendigen, die nicht geprügelt und beschimpft, sondern mit Achtung behandelt werden, solche deutsche Soldaten zu schaffen fordert die Wissenschaft der Volkswirtschaft von den maßgebenden Personen des militärischen Instituts.

Ehrenhafte Kameraden, nicht „Kerls“, lerneifrige Schüler, nicht eingebilbete Uniformträger, aus den preußischen Maschinensoldaten voll rüstständiger Begriffe zu machen, wird des deutschen Wehrstandes ehrenvolle Zukunftsaufgabe sein. Das Preußische, das zwar Deutschlands politische Größe und Macht mit geschaffen, mag als veraltet verschwinden und dem Deutschen Platz machen, das nun die hohle Macht durch den Inhalt wahrer Kultur zeitgemäß ausgestaltet.

Der preußische Soldat — der deutsche Soldat! — das ist der Kernpunkt der Militärfrage, nicht die Streitfrage über Erhöhung oder Erniedrigung der finanziellen Militärlasten.





Von Gottes Gnaden

Von

Ottokar Stauf v. d. March (Wien)

I.

Souvre. Im Antichambre zu den Gemächern Sr. Majestät des Königs von Frankreich weisen die Seiger der edelsteinflimmernden Boule-Uhr drei Viertel auf Sehn vormittags. Zahlreiche Würdenträger des imposantesten Hofstaates in dieser Welt stehen gruppenweise beisammen. Chevaleresk neigt sich einer zum Ohre des andern, und sie flüpfeln so lind und flüpfeln so fein, als gelte es Geheimnisse der schrecklichsten Art, mit so tiefem Gesichtsausdruck, als handle sich's um Gott weiß was für welterschütternde Begebenheiten. In der Tat, welterschütternde Dinge —: sie sprechen von Cire und dessen unermesslicher, göttlicher Schuld . . .

Der königliche Obersthofallmeister (Monseigneur le Grand-Ecuyer de la cour royale) verbeugt sich, aber nur so tief, als es die Etiquette erheißt, vor dem Großkanzler des Reiches (Monseigneur le Grand-Chancelier du royaume): „Votre Altesse, dürfte es mir gestattet sein, die untertänige Frage zu stellen: Haben heute wohl zu schlafen geruht?“

Und der Herr Großkanzler verbeugt sich genau nach Vorschrift: „Milles grâces, Votre Excellence! insoweit es die Sorgen en service unseres glorreichen Herrn und Königs“ — und der Kanzler verneigt sich sehr tief, diesmal jedoch in der Richtung der königlichen Zimmer — „insoweit es die Sorgen um des Reiches Salut zulassen, habe ich gut geschlafen. Und Euer Erzellenz — wenn ich mir permittieren darf —?!“

Der Herr Grand-Ecuyer schließt schmachkend die Augen, neigt das verückenumlockte Haupt zur Seite wie ein tolettes Ding von vierzehn Jahren und lächelt süß: „Dank für die debonnaire Nachfrage! Euer Durchlaucht ergebener Diener hat exquis geschlummert.“ Im gleichen Augenblick sieht sich der Herr Großkanzler um und flüpfelt: „Seine Hoheit Monsieur l'Ambassadeur der spanischen Majestäten nähert sich.“

Und beide, Großkanzler wie Obersthofallmeister, verbeugen sich, doch so, wie es für einen jeden vorgeschrieben ist, gegen den herannahenden

Marques Don Inigo Pacheco Ruiz Henriquez Hernando de Baldeverde al Gomara y Quevedo-Montalto de los Campos Riaños, Sr. Katholischen Majestät Don Carlos III. von Spanien umfichtigen Gesandten, Ritter von fast ebensoviel Orden und Ehrenzeichen, als seine achtungsgebietenden Vor- und Sunamen Silben enthalten.

Der Herr Marquis dankt mit einer der Vorschrift gemäßen Verbeugung und Phrase, und der Herr Grand-Chancellier gestattet sich die devote Frage: „Pardonnez-moi — darf ich fragen, wie sich die gloriwürdige Majestät von Hispanien und Hochbero Gemahlin befinden?“

„Gracia á Dios, Sennor!“ entgegnet mit Grandezza der Spanier. „Seine Erhabene Majestät, mein Allergnädigster König und Herr und dessen hocherlauchte Gemahlin geruhen vollkommener Gesundheit sich zu erfreuen. — Und der große Gebieter des schönen Frankreich, der ruhmgekrönte, von seinem Volke vergötterte Entel des heiligen Ludwig?“

„Grâces de Dieu! Ich erdreiste mich, es zu hoffen — der nächste Moment wird die getreuen Untertanen darüber vollkommen beruhigen!“

Hier öffnet sich die hohe Flügelthür des Antichambre, so daß man die draußen schildernden Schweizergarden sehen kann, und ein blutjunger Prälat von hohem, ebenmäßigem Wuchs tritt in violenfarbener Soutane rauschend herein. Drei reichgallonierte Pagen tragen seine lange, in künstlerische Falten gelegte Schleppe. Der hochwürdige Herr verneigt sich ein klein wenig nach allen Seiten hin und tritt leichten Schrittes zu einer der Gruppen, deren Mitglieder — größtenteils dem geistlichen Stande angehörig — ihn lebhaft begrüßen.

„Mit Permission, Durchlaucht — wer ist dieser junge Prälat?“ fragt der Hispanier lispelnden Tones den Großkanzler.

Dieser zieht unmerklich die Nase in die Höhe und säufelt ziemlich wegwerfend: „Baton Mauricourt Gérard la Haye de Luque — irgendein reicher Chevalier aus der Picardie. Er hat sich in Rom (ich weiß nicht für welche Verdienste) den Titel eines Prälaten erworben und kehrt jetzt mit seiner violetten Schleppe alle Antichambres aus, um eine fette Präbende zu ergattern!“

„Er besitzt eine magnifique Gestalt und ein espritvolles Aussehen!“ erlaubt sich der Herr Obersthoffstallmeister respektvoll zu bemerken.

„Eja — er ist ein superbes, aber leeres Gefäß. Un roturier prédestiné. Was tun wir damit? Wir werden das Gefäß anfüllen und geben ihm irgendein Bistum, damit er uns nicht länger belästige.“

Die Boule-Uhr schlägt just zehn. Das Geseum im Antichambre verstummt wie auf Kommando und man vernimmt von draußen lange, schlürfende Schritte. Wieder öffnet sich die Flügelthür, und eine ältliche, ziemlich korpulente Frau tritt in Begleitung zweier Diener herein. Die Höflinge knigen, was die Angekommene mit freundlichem Kopfnicken und schwerfälligen Versuchen, die Krastfüße zu erwidern, beantwortet, indem sie gegen die Thür geht, die in die königlichen Appartements führt. Hier fassen die



Hermann Hendrich



Die schlafende Brünnhilde

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

beiden Lalaien Posto, während ihre Herrin in das nächste Zimmer tritt, wo der Königliche Obersthofriseur (Monsieur le Grand-Coiffeur de la cour royale) und der Königliche Oberhofriseur (Monsieur le Coiffeur du Roi) warten und bei ihrem Eintreten Krassfüße machen.

Aus diesem Zimmer geht sie in das nächstgelegene, woselbst die beiden Königlichen Leib- sowie vier Hofärzte (Messieurs les médecins ordinaires du roi et de la cour royale) versammelt sind, sodann in ein drittes, wo die diensthabenden Leibkammerer Seiner Majestät (Messieurs les Chambellans du roi du jour) in Gesellschaft ihrer Kammerdiener (Valets-de-chambre du Chambellan) weilen, und aus diesem Gemach allendlich in ein viertes, wo Seine Majestät zu ruhen geruht.

Dort ist es stockfinster, weil man die kostbaren Damastvorhänge der Fenster ganz heruntergelassen und die buntfarbige goldene Umpel zu Häupten des Himmelbettes herabgeschraubt hat. Es fehlt nur ein wenig Modergeruch, und man glaubt sich in eine fürstliche Totengruft versetzt. Die alte Dame, die gewesene Uja Sr. Majestät — eine biedere Schweizerin —, hat laut Hofvorschrift das Recht, beziehungsweise die Pflicht, den König mit einem Ruß auf die Stirn zu wecken. Sie zieht ein wenig die Vorhänge auseinander und schleicht dann auf Spitzzehen zu dem ungeheuren Paradebett, worin der Herr von Frankreich schläft.

Hier schlägt sie die Samtportieren zurück, küßt den einstigen Pflegling auf die Stirn und flüstert mit süßer Stimme, als ob sie das Kind wecken würde, das sie vorzeiten an ihren Brüsten gesäugt: „Schläft mein Goldvögelnchen, schläft mein herziges Knöspchen noch immer? — Aufstehn! Aufstehn! Es ist schon Zeit, mein gutes Kindchen!“

Se. Majestät erwacht und wischt sich unter mehrmaligem Gähnen die Augen aus: „Ist's schon zehn Uhr?“

„Schon drei Minuten darüber, mein Söhnchen! Auf! auf! Wie hat mein Herzchen geschlafen?“

„Magnifique“, erwidert, sich redend, der König.

„Gottlob!“ ruft die Amme. „Ich will nur schnell die Dienerschens rufen — ja?!“

Der König nickt wie im Halbschlaf, und die Uja öffnet die Tür ins nächste Zimmer. Die beiden Kammerherrn treten behutsam ein, und nachdem sie sich vor Sr. Majestät bis fast auf den Boden verbeugt haben, lassen sie sich rechts und links vor dem Bette auf ein Knie nieder. Die Amme empfängt aus der Hand eines Kammerdieners eine silberne Schüssel mit Weihwasser und bietet sie Sr. Majestät. Diese setzt sich murrend im Bette auf, läßt die Füße herabbaumeln, und die Rechte ins Wasser tauchend besprengt sie sich unter mehrmaligem Gähnen und Räkeln. Dann ziehen die Kammerherrn ihrem Gebieter weißleinene Strümpfe an und rufen die Ärzte herbei. Die gelehrten Herrn stellen der Reihe nach die üblichen Fragen und finden schließlich: Seine Majestät Louis XV. geruhe vollkommen gesund zu sein. Dann erst erlauben sie ihm alleruntertänigst, das

Lager zu verlassen. Seine Majestät steht auf und geht ein paar Schritte zu einem großen Lehnseffel, in welchem sie sich niederläßt. Indes fliegen die Herren Leib- und Hofärzte geräuschlos in das Antichambre und verkünden den dort versammelten großen, mittleren und kleinen Würdenträgern und Schranzen die freudige, herzerhebende Nachricht, daß das Auge Frankreichs, der Allerhuldvollste Herr und König sich ausgezeichneten Wohlseins erfreue, und daß er insbesondere heute wie ein taufisches Röslein blühe, was von den Herren mit tiefer Bewegung und großer Begeisterung aufgenommen wird.

Nachdem Se. Majestät Platz genommen, knien die Kammerherrn abermals zu seinen Füßen nieder und ziehen ihm über die Leinenstrümpfe solche aus zartester Wolle und darüber noch seidene an. Von letzteren haben sie fast eine Wagenladung herbeigeschleppt, eine Kollektion von allen erdenklichen Farben und Farbennuancen. Seine Majestät prüft und wählt bedächtig, nicht anders, als hinge des Reiches Wohl davon ab, und entscheidet sich nach sichtlichem Seelenkampfe zwischen azurblau und rosarot schließlich doch fürs letztere. Hier lehren die Messieurs les médecins mit noch ein paar Hofchergen zurück.

Einem von diesen ist die Gnade zuteil geworden, das ehrenvolle und vielbeneidete Amt eines Königlichen Obersthofmundschenken (Monsieur le Grand-Échanson du roi) zu bekleiden. Der winkt seinem Ablatus, dem Obersthofmundschenken (Monsieur l'Échanson), welcher auf einer Silbertasse eine Flasche Burgunder, eine Karaffe Wasser und einen Glasbecher herbeibringt. Auf ein weiteres Zeichen gießt der Herr Obersthofmundschenken ein wenig Wein ins Glas, mischt es mit Wasser und reicht dies dem Obersthofmundschenken. Dieser trinkt das Gemisch vor den Augen des aufmerksam zusehenden Königs und der übrigen Herren aus, um so Se. Majestät vor etwaiger Vergiftung sicherzustellen. Dann erst gießt er (der Herr Obersthofmundschenken) eigenhändig den Frühtrunk in einen besonderen, kostbaren Goldbecher und kredenzt ihn dem Könige.

Se. Majestät kostet und gibt das Gefäß zurück, darauf bekleiden die Kammerherrn den Herrscher mit den rosafarbenen Beinkleidern und einige Valets-de-chambre rennen nach allen Seiten fort, um bekanntzumachen: Se. Majestät habe die rote Farbe, die Farbe der Liebe, auszuzeichnen geruht, daß also für heute rosarot die Farbe des Königs sei.

Jetzt winkt der erste Kammerer dem Königlichen Obersthoftbarbier (Monsieur le Grand-Barbier du roi) und dem Königlichen Obersthoftbarbier (Monsieur le Barbier du roi); letzterer läßt Sr. Majestät einen purpurverbrämten Mantel aus feinstem Leinen umbinden, schiebt dann vorsichtig ein silbernes Barbierbecken unter das königliche Kinn und seift mit äußerster Akkuratessa das allergnädigste Antlitz ein, zu welchem Zweck er sechserlei wohlriechender Seifen bedarf. Danach tritt der Herr Obersthoftbarbier hinzu, legt die Linke grazios auf Sr. Majestät Stirn und beginnt mit der Rechten das königliche Antlitz zu rasieren. Während der Arbeit erzählt er nach dem

uralten Rechte aller tüchtigen Barbieri die neuesten Geschichtchen aus der Chronique scandaleuse.

So bald die letzten, übrigens sehr schwachen Anzeichen von Bartwuchs aus Sr. Majestät Gesicht verschwunden sind, wäscht der Oberhofbarbier den Seifenschaum mit frischem, wohlduftendem Wasser ab und trocknet dieses mit einem weichen Leinenhandtuch auf. — Und nun kommt ein erhabener Augenblick —: Se. Majestät soll das Hemd wechseln.

Die Kämmerer nehmen eine hiezu eigens bestimmte Tapete, rollen diese auf und stellen sich mit dem improvisierten Vorhang zwischen den König und die im Zimmer befindlichen Hofchargen, damit kein Unberufener mit seinen neugierigen Blicken sich dahin verirre, wohin es ihm nicht erlaubt ist . . .

Ein speziell hiezu dekretierter Kammerherr — also eine Art von Königlichem Hemdenanzieher, der mindestens zehn Ahnen von Geblüt haben muß, nimmt das Meisterstück von Hemd aus der erwärmten Silberschüssel und hilft es Sr. Majestät anziehen. Dann kommt der Herr Oberhoffriseur und bringt ein Schoß verschiedenartig gelodter und gepudertes Perücken. Der König wählt nach längerem Kopfzerbrechen la perruque à la l'Empereur Auguste, und der Herr Obersthoffriseur fest sie ihm auf das gesalbte Haupt. Jetzt belleiden die Herren Kämmerer den wie eine Holzpuppe dastehenden König mit Weste und Rock, knüpfen ihm die Masche um den Hals, umgürten ihn mit dem haardünnen Paradebogen. — Se. Majestät beaugapfelt sich in dem herbeigeschobenen großen Trumeau — und nun geht jedem waschechten Höfling die Sonne auf. — Die Herren vom Hofstaat haben Zutritt.

Bevor er aber mit irdischen Dingen sich zu beschäftigen beginnt, gibt er die nötige Ehre dem, der gewissermaßen denn doch ein größerer Herr ist als der König von Frankreich. Der Valet-de-chambre rückt ein rot-samtenes Betpult herzu, und Se. Majestät von Gottes Gnaden geruht sich darauf niederzulassen. Der blutjunge Prälat in der rauschenden violetten Soutane hat sich — man weiß nicht wie — urplötzlich eingefunden und sagt nun ein sehr kurzes Morgengebetchen vor. Se. Majestät geruht schweigend zuzuhören, um sich nicht allzusehr zu erniedrigen —: der dort oben kann sich's ohnehin zu einer großen Ehre anrechnen, wenn der allerchristlichste König seine erhabenen Knie vor ihm beugt — freilich nur aus Höflichkeit, aus Etiquette, damit es nicht am Ende hieße: Frankreichs Herr ist unter die Alttheisten gegangen.

Und nun atme auf, la France, und hör auf zu sorgen, denn jetzt (von halb zwölf vormittags ab) sorgt dein König für dich! Und wie sorgt der Fürst von Gottes Gnaden!! Vor allem empfängt er unter großem Zeremoniell Hof- und Reichswürdenträger, Schmeichler und Tellerleder und laufcht wohlgefällig ihren bombastisch-schwungvollen Lobsprüchen. Dann (so gegen zwölf) nimmt er das Frühstück ein, um sein teures, ach! so „teures“ — Leben zu erhalten, hierauf (ein Uhr) . . . arbeitet er, d. h. unter-

schreibt im Galopp Listen, Papiere und Dokumente, die ihm der Herr Grand-Chancellier vorlegt, unterfertigt, ohne von ihnen auch nur einen Buchstaben zu lesen, — ach! Se. Majestät hat ja so unsäglich viel zu arbeiten, übrigens: „L'état c'est moi et mon droit est divin droit!“ Inzwischen ist es halb zwei, zwei geworden; die Arbeitszeit Sr. Majestät (eine halbe oder eine Stunde) ist laut Stundenplan der Hofvorschrift zu Ende; was nicht absolviert worden, kommt morgen daran, und der Herr Großkanzler packt seine Mappe eiligst zusammen.

Eine halbe Stunde darauf fährt Se. Majestät mit großer Suite auf die Jagd, um halb fünf kehrt sie zurück zum auserlesenen Diner, das eine Stunde in Anspruch nimmt. Danach wird P'hombre gespielt, mit Hofdamen und Hofherren geplaudert und ein pilantes Geschichtchen um's andere kolportiert. Um halb sechs Uhr abends geht es nach Versailles, wo man sich an Pastorellen, Balletten und Vaudevilles ergötzt. Dann folgt ein köstliches Souper und anschließend daran nicht minder köstliche Orgien in den netten Pavillons des Parc aux cerfs, einem im großen Stile angelegten Harem, dessen Regie jährlich sechs Millionen und während des einundzwanzigjährigen Bestehens die Kleinigkeit von 150 Millionen Livres beträgt. Dort, im Kreise von „gefälligen“ Damen niederster Kategorie und Roués schamloster Observanz, verjubelt Se. Majestät von Gottes Gnaden die Stunden bis in die späte Nacht oder eigentlich frühen Morgen hinein.

Dort tanzt Se. Majestät im Angesichte der Hoffstranzen mit seiner Mätresse, der gegrasten Gassenläuferin Baubernier, den wildesten und ausgelassensten Cancan, und als Sr. Majestät der Atem ausgeht, schleppt ihn Madame la Vicomtesse de Dubarry in einen Schaukelstuhl, setzt sich ihm auf die Knie, hüpft darauf herum, und als er leucht „Genug! genug!“ ruft sie mit frechem Lachen: „Arme La France, wie wenig verträgst du!“ was die Höflinge, darunter Prinzen des königlichen Hauses, mit einem nicht endenwollenden Beifallsgetratsch aufzunehmen.

Schon graut der Morgen über dem glücklichen Lande, das eines so lustigen Herrschers sich erfreut, da bringen die Sauf- und Bordellbrüder den von Wein und Wollust berauschten Gottes-Gnaden-König in sein Schlafzimmer im Louvre, und um zehn Uhr vormittags geht das Satyrspiel wieder von vorne an —

So sorgt Se. Majestät, der allerchristlichste Monarch von Gottes Gnaden, Louis der XV., um sein Reich und Volk lange, lange Jahre, bis sich endlich das Blatt wendet.

II.

Den hoffärtigen, leichtsinnigen, ausschweifenden König sucht eine Krankheit heim, jene Krankheit, an welcher der grausame Judenherrscher Herodes vor alters gestorben sein soll. Um nämlich Se. Majestät, bei der sich infolge der unausgesetzten Bacchanalien stumpfsinniges Hinbrüten eingestellt, durch irgendeine neue, ganz „exquisite“ Orgie zu „stärken“, brachte ihn Madame la Vicomtesse de Dubarry und deren treuer Helfershelfer,

Monsieur le Grand-Chancellier Meaupau, nach dem Lustschloßchen Trianon, wo gelegentlich der alltäglichen Vergnügungen Sr. Majestät erster Kammerdiener, Monsieur Lébel, seinem Herrn ein vierzehn Jahre zählendes Mädchen zuführt, dessen Pflicht es ist, den allergnädigsten König „aufzubeitern“.

Aber jene unglückselige Müllerstochter trägt den Keim der Blattern in sich, und kurz nach dem Tête-à-tête bricht bei dem 64jährigen Fürsten von Gottes Gnaden die Krankheit in entsetzlicher Weise aus, wozu sich noch ein „Lebemänner-Gebrest“ einstellt.

Schwäre an Schwäre, Beule an Beule besät Sr. Majestät Leib, zehn Tage nach der ersten Krankheitserscheinung beginnt Hochdero Fleisch zu faulen. Unerträglicher Gestank, sich von Stunde zu Stunde steigend, erfüllt die Atmosphäre der königlichen Zimmer, daß die Höslinge in wilder Flucht auseinanderstieben, dieselben Höslinge, die ihn durch ihr Schweifgewedel verderbt haben. Drei Tage darauf platzt das faulende Fleisch, so daß die Knochen bloß liegen. Was etwa noch vom Hofstaat übriggeblieben, entfernt sich eiligst, von der seltsamen Erscheinung entsetzt und in der gegründeten Furcht, von Sr. Majestät angesteckt zu werden.

Übermals das Schlafzimmer Sr. Majestät. Der König von Gottes Gnaden, der vergötterte Louis XV. liegt in eben demselben Bette mit den kostbaren Samportieren, aber er schläft nicht mehr so ruhig wie vordem, und doch wird ihn trotz der zehnten Stunde keine Aja erwecken. Er windet sich in rastlosen Schmerzen und brüllt und heult, was seine Kehle nur immer vermag.

„Wo seid ihr? Seht ihr die Flammen nicht — wie sie nach mir züngeln und lecken! — Hilfe! — Hilfe!! — Immer näher kommen sie, immer näher! — Zurück! Zurück! Ich bin der König von Frankreich! — Ha, ha, wie sie sich winden und bäumen — seht ihr? sie haben Angst! — Ha, was kommt dort von jener Seite? — Mit feurigen Augen! — Ein graues Ungetüm! Hilfe! Hilfe!! Schon — schon ist es nah, ganz nah — jetzt springt es auf! — mir an die Brust! — O Gott, erbarme dich meiner! — Hilfe! Hilfe!! — Und die Schlangen . . . aus allen Ecken kriecht es heran! — Feuer! Feuer!! — die Flammen schlagen über mir zusammen! Hilfe! ich ersticke! — ich verbrenne!! — Diener! Diener! — hieher, hieher!! schlägt sie tot — lösch! — helft!! — — Holt Ärzte — Ärzte! — Sieher! hieher! — rettet, rettet mich! — heilt! —“ Doch niemand hört den unglücklichsten der Kronenträger, und wieder brüllt der halb Wahnsinnige, daß die Fenster zittern und die Gardisten sich entsetzt bekreuzen.

Da kommt jemand — ein Arzt — der alte Lamartinière, den man aus Furcht, er werde den noch immer hoffenden König den aussichtslosen Stand seiner Krankheit erkennen lassen, sorglich ferngehalten —: „Euer Majestät befehlen?“

Der König stiert ihn ein paar Minuten verständnislos an, dann schreit er: „Mach mich gesund — auf der Stelle!“

„Das liegt leider nicht in meiner Macht, Sire!“

„Hund, Sklave, Schurke!“ brüllt der König zornrot und mit überschlagender Stimme, doch sofort fährt er beruhigter fort: „Nein, nein — vergebt dem Schwerkranken, guter Lamartinière — — ich weiß nicht, was ich rede — du bist ein kluger Arzt. — Ich bitte dich um alles in der Welt —: wenn du mich nicht heilen kannst, so gib mir — Gift, Gift! — Gift!! — Gib mir das Gift, vor dem ich mich zeitlebens so sehr gefürchtet habe! Ich belohne dich königlich — gib mir . . . Gift!!“

„Ich darf nicht, Euer Majestät!“ entgegnet der eisgraue Arzt, „es wäre Mord, eine Todsünde —!“

„Sünde? — Todsünde?“ bellt der König blöb vor sich hin und ein nervöses Zittern rinnt durch seinen Körper, „ja — Sünde! — Aber was ist . . . Sünde?! — — Ruf mir den Beichtvater, guter Alter!“

„Der Beichtvater Eurer Majestät wartet draußen des Befehls!“

„Den — den will ich nicht — nein! den nicht! der hat mir stets vom . . . ewigen Gericht gesprochen!“

„Euer Majestät!“ spricht der Arzt entschieden, „ich glaube, es ist an der Zeit, an Gottes Gericht zu denken! — — Wenn meine Herrn Kollegen, Sire, nicht gesagt haben, daß Eure Krankheit bedenklich — — sehr bedenklich ist, so sind sie entweder Lügner oder Esel!“

Wie ein Keulenschlag trifft es den König, halb ohnmächtig sinkt er ins Rissen zurück und seine blutleeren Lippen murmeln mechanisch: „Keine Hilfe — rettungslos — —“

„Ich will Euer Majestät den einzigen Arzt rufen, der hier noch von Nutzen sein könnte!“ und der greise Arzt geht . . .

Der König hört nichts mehr, wie tot liegt er da, und nur das fieberhafte Zucken in seinen Gliedern verrät, daß er noch lebt. Da plötzlich — fährt er jählings auf — die Augen treten aus ihren Höhlen, starr ins Leere glözend, — das Antlitz verzerrt sich zu einer fürchterlichen Frage — die Haare sträuben sich — die Lippen zucken konvulsivisch, und die Zähne klappern aufeinander. — Er will den Arm heben — er kann es nicht. Er will schreien — er bringt es nicht zustande. Nur ein unartikuliertes Stöhnen entringt sich seinem blaßblauen Munde. Und wieder — . . . da, wie aus der Erde gewachsen steht ein graues, entsetzenerregendes Etwas vor seinem Schmerzenslager, ein riesiges Phantom, das von Sekunde zu Sekunde noch wächst und wächst, bis es schier den ganzen Raum erfüllt. Ein langwallender Habit umschließt den hünenhaften Leib des seltsamen, abenteuerlichen Gastes, weder Antlitz noch Gliedmaßen erkennen lassend, nur zwei durchbohrende, faszinierende Augen glühen aus den Löchern der aufgestülpten Gugel hervor und haften auf dem zusammengerollten Königsleib kalt, streng, erbarmungslos, und in dumpfen Tönen hallt es durchs Gemach: „Unselige Kreatur!“

Als wär's ein Zauberspruch, der den Bann löst, und der König gewinnt die Sprache wieder. Der alte Stolz reckt sich in seinem Herzen hoch auf, die alte Hoffart: „Was? — Kreatur?! — — Ich bin der König!“

Und abermals grollt es: „Unseliger Mensch!“

Se. Majestät richtet sich halb auf: „Ärgere mich nicht, Pfaff, noch gehorcht mir ganz Frankreich!“

„Besser wär's, wenn es dir nie und nimmer gehorcht hätte —!!“

„Sund von einem Pfaffen! du sollst es entgelten — — ich lasse dich auspeitschen, Verräter!“

„Deitsche dich selbst, Ärmster der Menschen!“

Ärmster — warum?“

„Weil dir dein Land den Gehorsam aufgekündet hat und jedermann sich vor dir fürchtet wie vor einem ekelhaften Nase! — Der Geruch deines faulenden Fleisches hat alle vertrieben, und draußen singen sie Spottlieder auf dich — auf den König von Gottes Gnaden, auf den Erbärmlichsten aller Sterblichen!“

König Ludwig blickt mit weitgeöffneten Augen den furchtlosen Sprecher an. Noch niemals hat ein Mensch ihm gegenüber also geredet. — „Wer bist du, Entsetzlicher!“ lallt er.

„Dein Gewissen!“ donnert die Antwort. — „Wohlan, gib Rechenschaft: warst du ein guter Hirt deinem Volke? — Warst du ein gerechter Richter? Hast du die Offenheit geliebt? die Lüge gehaßt? Warst du ein guter Vater, ein treuer Gatte in deinem eigenen Hause?! — Sprich!“

„Erbarmen, Erbarmen!“ wimmert der König und windet sich in verdoppelten Schmerzen; doch der Erbarmungslose fährt fort:

„Nicht Weibesliebe war dir heilig noch Vaterliebe! Betrogen hast du Wittwen und Waisen! Dein Ohr war offen nur Schmeichlern und Lügenmäulern, die Wahrheit liehest du mit Ketten beladen. Du bist ein gekrönter Dieb, denn du hast deinem Volke Ehre und Lebensmut gestohlen! — Du bist ein gekrönter Mörder, denn du meucheltest in den Herzen der Bürger Menschlichkeit, Edelfinn und Rechtsgefühl! Du hast das dir anvertraute Pfund verjubelt in Fraß und Völlerei, vergeudet die Kräfte deines Körpers, verpraßt die Gaben deines Geistes — mit Nichtigkeiten verzettelt die Zeit, verzettelt die Ewigkeit! — — Leb' wohl, du armer reicher König von Gottes Gnaden und Menschenlangmut — vor dem Richterstuhle des Königs der Könige sehen wir uns wieder!!“

Der Kranke schließt schauernd die Augen und sinkt leise wimmernd in die Rissen zurück. — —

Und abermals schreckt ihn eine Stimme auf. — Mühsam öffnet der Erschrockene die bleischweren Lider — — vor ihm steht der Beichtiger — von jenem überirdischen Wesen nirgends eine Spur . . .

„Wo — wo ist der Entsetzliche?“ fragt der König, mit seinen Blicken umherirrend, dann aber brüllt er wieder:

„Die Flammen! — die Flammen! rettet, helft!! ich verbrenne! — Verdammt, ewig verdammt! Das Kreuz! haltet das Kreuz in die schreckliche Blut — — Vater unser — Vater unser, der ich bin in dem Himmel —

Erbarmen! Erbarmen! — Gehelligt werde mein Name — — ha! da ist er wieder, der Schreckliche — wie seine Augen glühen! — ins Herz! mitten ins Herz! — Feuer! — Wie es rauscht aus meinem Körper! — rettet, helfst! — — haha! ich bin aus Asbest — es brennt, aber verbrennt mich nicht!“

Und der Gepeinigte, vor Schmerz Sinnlose, greift nach dem Weibwassererschüffelchen auf dem Nachttische und schüttet das geweihte Maß über seine schwärenden Glieder. Dann entreißt er dem fassungslos dastehenden Priester das Kreuzfig, drückt es inbrünstig an seine Lippen und schluchzt unter Tränen: „O Gott, mein Gott! stehe mir bei!“

Und nachdem er sich einigermaßen gefaßt, spricht er zu dem Geistlichen: „Nehmt mir die Beichte ab, mein Vater —“

Abbé Mandaug kniet nieder und neigt sein Ohr zum Mund des Königs. Stoßweise kommt es von den sahlblauen Lippen des Zerknirschten: „Ich — armer — sündiger — Mensch — beichte — und — bekenne — vor Gott, dem Allmächtigen . . .“ — Einige Augenblicke darauf tritt der Geistliche bleich und verstört aus dem fürstlichen Gemach und verkündet dem draußen harrenden Häuflein mit halblauter, tränenerstickter Stimme: „Der König hat ausgelitten!“

Und da niemand sich herbeiläßt, den Toten zu berühren, werden Leute von Versailles herbeigerufen, die gegen hohe Entlohnung den unbalsamierten Leichnam in die Leintücher wickeln, auf denen er gestorben, und in einen schmucklosen Bleisarg legen. Am dritten Tage wird der tote Selbstherrscher mit würdeloser Hast dorthin geführt, wohin er eigentlich längst schon gehört —: in die Totengruft.

Und während sie ihn ohne Gepränge, wie einen armen Schluder begraben, wird in den Pariser Schenken fleißig pokuliert und unter allgemeinem Jubel das eben entstandene „Trauerlied“ gesungen:

Remplissant ses honteux destins
Louis a fini sa carrière;
Pleurez coquins! pleurez putins!
Vous avez perdu votre père!
(Louis, vollendend sein Geschick,
Liegt im Sarge endlich drin —
Weinet, Dirn' und Galgenstrick,
Euer Vater ist dahin!)

Der Vorhang fiel. Das Satyrspiel „Von Gottes Gnaden“ war zu Ende.





Aus der deutschen Bodenreformbewegung

In diesen Tagen werden in Hunderten von Orten Unterschriften gesammelt werden für eine merkwürdige Eingabe. Der preussische Staat, ebenso entsprechend der sächsische usw., sollen gebeten werden, eine neue Steuer einzuführen.

Eine solche Bitte auszusprechen bedeutet für den modernen Steuerzahler eine eigenartige Zumutung. Jedermann, welcher politischen und religiösen Richtung er auch angehören mag, ist davon überzeugt, daß er eigentlich gerade genugsam Auswahl in allerlei Steuerlasten besitzt, und männiglich ist zufrieden, wenn er von dem Kapitel des Steuerzahlens möglichst wenig zu hören braucht. Wenn der Bund Deutscher Bodenreformer trotzdem mit guter Zuversicht eine Masseneingabe um Einführung einer neuen Steuer ins Werk setzt, so muß es damit eine ganz eigene Bewandnis haben. Und die hat es auch. Zunächst hat die Not den Gedanken geboren. Unsere Beamten bedürfen einer gründlichen Aufbesserung ihrer Gehälter. Darüber kann unter Verständigen keine Meinungsverschiedenheit bestehen. Die Verteuerung aller notwendigen Lebensmittel, der Wohnungsmieten voran, wird von den festbesoldeten Schichten am schwersten empfunden. Wenn einzelne große Beamtenstufen seit 17 Jahren keine durchgreifende Gehaltserhöhung erfahren haben, so bedeutet das nicht etwa, daß diese Schichten heute auf derselben Stufe stehen wie vor einem halben Menschenalter, sondern es bedeutet, daß sie heute wesentlich schlechter daran sind als früher. Daß die Ansprüche an die Vorbildung und die Arbeitsleistung überall gestiegen sind, bedarf keiner weiteren Ausführung, ebenso, daß die Freudigkeit, mit der die Beamten aller Art ihre verantwortungsvolle Arbeit im Dienste des Ganzen verrichten, für unser Staats- und Gesellschaftsleben von höchster Bedeutung ist.

Aus diesen Erwägungen heraus sind den Beamten nun überall auch von maßgebender Seite bestimmte Zusagen für eine durchgreifende Regelung ihrer Gehälter gemacht worden. Die Erfüllung dieser Zusagen scheiterte aber bisher stets an der Frage, die im Staatsleben dieselbe Rolle spielt, wie so oft in der Privatwirtschaft: Woher können wir die Mittel nehmen, um das als notwendig Erkannte durchzuführen?

In Preußen hat der Finanzminister im Abgeordnetenhaus bereits erklärt, daß eine Erfüllung der Beamtenwünsche auch in bescheidenen Grenzen „eine Erhöhung der Einkommensteuer um etwa 50% bedeuten

würde". In Sachsen hat man einen 25%igen Zuschlag zur Einkommensteuer vor einiger Zeit als „vorübergehende“ Maßnahme eingeführt. Es verlautet aber nichts davon, daß diese Maßnahme „vorübergehen“ soll, im Gegenteil, schon wird von einer neuen notwendigen Erhöhung gesprochen.

Eine weitere Erhöhung der Einkommensteuer hat aber ihre großen Bedenken, und das gerade jetzt, wo alle Anzeichen darauf hinweisen, daß unser Wirtschaftsleben wieder für eine Epoche seine Höhe überschritten hat und sich in absteigenden Linien bewegt. Eine weitere Folge des Niedergangs wird sich auch im Eisenbahnverkehr fühlbar machen und hier zu Mindereinnahmen führen, die namentlich jetzt schwer empfunden werden müssen.

Wird nicht eine neue reiche Einnahmequelle gefunden, so sind die Aussichten für eine ausreichende Regelung der Beamtengehälter, für eine Hebung des Volksschulwesens in Preußen (etwa 4000 Stellen sind zurzeit „undefest“) und für die Erfüllung aller Kulturaufgaben sehr trübe.

Es hilft nichts: wer eine gesunde Entwicklung will, wer sich mitverantwortlich fühlt für unser Staatswesen, der muß dem unwillkommenen und langweiligen Kapitel von den Steuern sehr ernste Aufmerksamkeit zuwenden!

Sier glaubt nun die Lehre der deutschen Bodenreform den Weg zur Gesundung weisen zu können. Sie zeigt, daß aller Kulturfortschritt unfehlbar verbunden ist mit einer Steigerung des Bodenwertes. Und zwar zeigt sich hier ein durchaus harmonisches Bild: Je größer irgendwo die Menschenmenge wird, die in einer Volksgemeinschaft zusammenleben und arbeiten will, je größer deshalb auch die Bedürfnisse sind in dieser Volksgemeinschaft für Erziehung, Gesundheitspflege, Recht und Schutz, desto höher sind auch die Werte, die der Boden erhält ohne Zutun des einzelnen. Wo irgendwie die Bevölkerung zurückgeht, also auch die Ansprüche an die Kulturaufgaben, da sinkt auch der Bodenwert. Hier bereitet gleichsam automatisch die Gesamtheit die Werte selbst, deren sie bedarf.

Nehmen wir ein Beispiel. Der Boden von Berlin war vor tausend Jahren, als an den Ufern der Spree einige wendische Fischer und Bauern arbeiteten, so gut wie nichts wert. Heute gilt er etwa 6 000 000 000 Mark — wohlverstanden, wenn der Wert aller Gebäude, Maschinen, Werkzeuge, alles dessen, was durch Menschenarbeit hervorgebracht ist, abgezogen ist — der Wert der Quadratmeile nackten Sandbodens repräsentiert heute diesen ungeheuren Wert. Die Eigentümer des Bodens (nicht etwa der Gebäude), also im wesentlichen die Aktionäre einiger Hypothekendarlehen- und Terraingesellschaften, haben natürlich diesen Wert nicht erzeugt. Man würde sie auslachen, wenn sie diesen oder auch nur den tausendsten Teil dieses Preises fordern würden, wenn einmal die 2 Millionen Bewohner Berlins aus irgendeinem Grunde die Ufer der Spree verlassen würden. Wo aber immer diese 2 Millionen Menschen sich zu gemeinsamer Arbeit niederließen, und wäre es in der Lüneburger Heide oder wo immer, so würde der Boden durch diese eine Tatsache eine ganz außerordentliche Preissteigerung erfahren.

Das ist nun Bodenreformlehre: der unverdiente Wertzuwachs des Bodens, d. h. der von einzelnen unverdienten Wertzuwachs des Bodens, ist seiner Natur nach auch Eigentum der Gesamtheit. Aus ihm sollen in erster Reihe die Mittel gewonnen werden, die die Gesamtheit zur Erfüllung ihrer Aufgaben braucht.

Nun ist es aber klar, daß eine Reformbewegung, und die deutsche Boden-

reformbewegung legt allen Wert darauf, als solche zu erscheinen, mit den gegebenen Verhältnissen zu rechnen hat. Die Bodenreform hat deshalb die Grundrente in zwei Teile geteilt: die Grundrente von gestern und die Grundrente von morgen. Die bisher entstandene Grundrente, die im Laufe der historischen Entwicklung in den Besitz einzelner gekommen ist, soll im wesentlichen unangetastet bleiben. Aber die Grundrente von morgen, die heute niemand gehört, weil sie noch gar nicht da ist, die aber morgen da sein wird, so sicher, wie unser Volk sich vermehrt und unsere Kultur sich erhöht, die wollen wir Bodenreformer der Gesamtheit bewahren!

Wir nennen sie die *Zuwachsrrente*, und die Steuer, die sie, oder vielmehr einen Teil von ihr, für die Gesamtheit nutzbar macht, die *Zuwachsteuer*. Lange Jahre haben wir mit diesen Gedanken tauben Ohren gepredigt. Es ist das große Verdienst der deutschen Marine, hier eine Wendung herbeigeführt zu haben. Die einzige Kolonie, die unter der Verwaltung unseres Reichsmarineamts steht, ist bekanntlich unsere ostasiatische Kolonie Kiautschou.

Dort ist der Grundsatz durchgeführt, bei allen Verkäufen von Grund und Boden für das Reich einen Anteil von $33\frac{1}{8}\%$ zu erheben von der Wertsteigerung, die nicht durch die Arbeit des Besitzers erzeugt ist. Die amtliche Denkschrift führte dazu trefflich aus, daß es dem alten deutschen Rechtsgrundsatz: Jedem das Seine! entspräche, wenn dem einzelnen möglichst unbeschränkt der volle Ertrag seiner Arbeit zufließe; daß aber nach demselben Grundsatz der Gesamtheit gewahrt werden müsse, was die Gesamtheit durch den Bau von Straßen, Kirchen, Kasernen, Hafenanlagen usw. ihrerseits an Werten hervorrufe. Als Admiral Tirpitz im Reichstag diese bodenreformersische Maßnahme klar und scharf vertrat, erlebten wir das seltene Schauspiel, daß alle Parteien diesem Gedanken zustimmten.

Die sittliche Seite der Zuwachsteuer beleuchtet treffend das Wort eines bekannten katholischen Theologen, des Jesuitenpaters Prof. Pesch. Ostern 1904 hielt Pesch einen sozialen Kursus im Bahnhofshotel zu Zürich. Ich wohnte zufällig im gleichen Hause und erhielt auf meine Bitte die Erlaubnis, zuzuhören. Pesch setzte in geistreicher Weise auseinander, wie der Christ für die Beurteilung des wirtschaftlichen Lebens zwei Maßstäbe zur Verfügung habe: den der Gerechtigkeit und den der Liebe. In der freien Aussprache führte ich dazu folgendes aus: In Heidelberg hätte ich eine Baustelle gesehen, die vor etwa 4 Jahren ein Frankfurter Terrainspekulant für 8000 Mk. erworben habe. Durch den Neubau des Bahnhofs nach der Richtung dieser Baustelle hin, der auf Kosten der Stadt und des Staates erfolgt sei, wäre der Wert dieses Bauplazes so gestiegen, daß ihn der Frankfurter Spekulant für 130 000 Mk. habe verkaufen können, ohne daß er seinerseits irgend etwas zu der Werterhöhung beigetragen hätte. Wem gehöre nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit und der Liebe die Werterhöhung von 122 000 Mark?

Prof. Pesch antwortete: Es unterliege keinem Zweifel, daß Staat und Gemeinde ein Recht hätten, einen Teil dieser Werterhöhung durch geeignete Steuern für sich zu nehmen.

Ich antwortete: Das Recht dazu könne niemand bestreiten. Von dem Theologen aber möchte ich eine Auskunft darüber erbitten, ob es eine sittliche Pflicht der Gesamtheit sei, sich diesen Mehrwert zu sichern?

Prof. Pesch antwortete: Wenn in der Stadt oder im Großherzogtum irgendwelche Aufgaben in der Schule, in Krankenhäusern, in der Kirche usw.

nicht erfüllt werden aus Mangel an Mitteln, dann mache sich die Gesamtheit, die diesen von ihr erzeugten Wertzuwachs nicht erfasse, derselben Sünde schuldig, der sich der Verschwender schuldig mache, der sein Geld auf die Straße wirft und die Seinen darben läßt.

Mich dünkt, mit dieser Antwort kann man auch vom evangelischen Standpunkte aus vollkommen einverstanden sein. Die Folgen liegen auf der Hand: Wir brauchen Geld für die dringendsten Aufgaben, folglich ist es unsere Pflicht, es zu nehmen, wo wir es erzeugen.

Durch das Gesetz ist es in Preußen und Sachsen bereits den Gemeinden gestattet, Zuwachsteuern zu erheben. 102 Gemeinden haben bisher davon Gebrauch gemacht. Überall hat es sich gezeigt, daß hier eine Quelle von überraschender Stärke erschlossen wird.

In Köln z. B. wurde die Vorlage des Oberbürgermeisters von den Stadtverordneten so abgeschwächt, daß dieser erklärte, nun habe die Steuer überhaupt keine finanzielle Bedeutung mehr. Man setzte ihren Ertrag mit 20 000 Mk. ein; in Wirklichkeit aber betrug im Jahre 1906 die Einnahme 541 660 Mk.

In Pankow, einem der kleinsten Vororte im Norden Berlins, betrug der Ertrag trotz niedriger Sätze in 13 Monaten über 84 000 Mk.

Die Bodenreformer fordern nun eine staatliche Zuwachsteuer, von der ein Teil, etwa die Hälfte, den Gemeinden überwiesen werden könnte. Unsere Gemeinden hätten dadurch den großen Vorzug, daß die erbitterten Kämpfe mit der kleinen aber mächtigen Partei der Terrainpekulanten ihnen erspart blieben, Kämpfe, die in vielen Fällen heute den Gemeinden diese Steuerquelle verschließen.

Welchen Wiederhall dieser Gedanke im Volke findet, zeigt die Tatsache, daß in fünf Wochen trotz der für Werbearbeit ungünstigen Weihnachtszeit aus über 800 Orten über 34 000 Unterschriften für die bodenreformertische Eingabe eingelaufen sind.

Auch an die Leser des „Fürmer“, an Männer und Frauen, ergeht die dringende Bitte, an dieser Masseneingabe zu helfen. Auf eine Karte an die Geschäftsstelle der „Bodenreform“, Berlin NW., Lessingstr. 11, hin werden sofort kostenfrei Eingabebogen und Flugblätter zu dieser Frage versandt.

Man darf nicht über ungerechten Steuerdruck klagen, man darf nicht über Zurückstellung notwendiger Kulturaufgaben jammern, wenn man nicht seine Schuldigkeit tut, um zu helfen, daß das Finanzwesen unseres Volkes auf eine gesunde und gerechte Grundlage gestellt wird. Es geht nicht mehr, die Verantwortung einzelnen Ministern oder Abgeordneten zuzuschieben. Ist unsere Verfassung keine Phrase, so hat jeder einzelne, aber auch jeder, ein Stück Mitverantwortung zu tragen und damit auch die Pflicht, sein Wort in die Waagschale zu werfen.

Der Bund Deutscher Bodenreformer, der zum ersten, aber, wie ich hoffe, nicht zum letzten Male zu den Lesern des „Fürmer“ spricht, ist eine große Organisation, die, politisch und religiös durchaus neutral, alle Männer und Frauen zu umfassen sucht, die die gemeinsamen Interessen aller ehrlichen Arbeit in Stadt und Land, in Amtsstube und Kaufmannsladen, im Bureau und Fabrikssaal vereinigen will, gegenüber dem arbeitslosen Spekulantentum, das den Boden unter unsern Füßen zu einem Gegenstand des Wuchers erniedrigt. Insgesamt zählt der Bund heute in Deutschland etwa 560 000 organisierte Anhänger.

In den anglo-sächsischen Ländern ist die Bodenreformbewegung bekanntlich die mächtigste soziale Strömung der Gegenwart. Wer diese Lehre selbständig prüfen will, den darf ich wohl in erster Reihe auf die vor kurzem erschienene vierte Auflage meines Buches hinweisen: „Die Bodenreform, Grundsätzliches und Geschichtliches zur Erkenntnis und Überwindung der sozialen Not“. (1. Weder Kapitalismus noch Kommunismus! — 2. Die Bodenreform in den Städten. — 3. Die Bodenreform und das Agrarproblem. — 4. Die Bodenreform und Israel. — 5. Die Bodenreform in Griechenland. — 6. Bodenreformkämpfe in Rom und ihre Lehren. — 7. Henry George. — 8. Die Hohenzollern und die Bodenreform. Preis gebd. 3 Mk. Zu beziehen durch die Buchhandlung Bodenreform, Berlin NW., Lessingstraße 11).

Adolf Damaschke



Zur Erinnerung an David Friedrich Strauß

Zu denjenigen Männern, welche auf die geistige Entwicklung Deutschlands im vorigen Jahrhundert den bedeutendsten Einfluß ausübten, gehörte David Friedrich Strauß, ein Mann, dessen Name trotz seiner zerstörenden Tendenzen und radikalen Angriffe auf Religion und Christentum noch heute in der wissenschaftlichen Welt nicht vergessen ist, so daß auch der Türrmer seinen hundertjährigen Geburtstag nicht stillschweigend übergehen darf. Strauß' „Leben Jesu“, seine „Christliche Glaubenslehre“ und zumal das berühmteste Buch „Der alte und der neue Glaube“, drei Werke, die in unserer dem Materialismus zugewandten Zeit noch immer die Evangelienbücher für viele geblieben sind, schnitten aufs tiefste in unser gesamtes Geistesleben ein und zwangen sowohl die Philosophen als auch die Theologen, eine neue und sicherere Grundlage für die Religion und eine idealistische Lebensanschauung zu suchen. Strauß' „Leben Jesu“ zerriß die große Hegelsche Schule, welche bisher die Wissenschaft beherrscht hatte, und spaltete sie in die Hegelsche Rechte oder die sogenannten Althegelianer, die Hegelsche Philosophie und Christentum miteinander zu verbinden suchten, und die Hegelsche Linke, oder die Junghegelianer, welche von jener Versöhnung nichts wissen wollten und mit jedem Jahre an Radikalismus wuchsen, so daß der Niedergang der Philosophie in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zum großen Teile ihnen schuldbzugeben war.

David Friedrich Strauß wurde am 27. Januar 1808 zu Ludwigsburg geboren. Er studierte im Eübinger Stift Theologie und Philosophie, wurde in ihm 1832 Repetent für Theologie und hielt zugleich an der Universität Vorlesungen über Philosophie. Infolge seines „Lebens Jesu“ 1835 seiner Stellung enthoben und an das Ludwigsburger Lyzeum versetzt, trat er 1836 in Stuttgart in den Privatstand. 1839 wurde er als Professor der Theologie nach Zürich berufen, aber bereits vor Antritt seines neuen Amtes pensioniert, da seine Berufung die größte Beunruhigung in Zürich hervorgerufen hatte. Er verheiratete sich 1841 mit einer Schauspielerin, von der er sich freilich nach wenigen Jahren wieder scheiden ließ, und lebte, nachdem er kurze Zeit die Rolle eines Abgeordneten im württembergischen Landtage gespielt hatte, an verschiedenen Orten, wie Heidelberg, München, Darmstadt, seinen schriftstellerischen Arbeiten, zuletzt in Ludwigsburg. Hier starb er am 8. Februar 1874. Da Strauß be-

sonders durch seine radikalen Gedanken wirkte und diese auch heute noch ihre Wirkung haben, seine Bedeutung also vor allem eine religiös-philosophische ist, so führen wir seine Philosophie mit einer kurzen Kritik hier kurz vor.

Strauß war von Haus aus Hegelianer. Ein Denker wie Hegel mußte einen Geist wie Strauß unweigerlich in seinen Bannkreis ziehen. Die scheinbar auf das Gratteste durchgeführte logische Geschlossenheit des Hegelschen Systems konnte auf Strauß nicht ohne Eindruck bleiben. Aber bald sah doch Strauß, wie lückenhaft der vielgefeierte Hegel war, und ging weit über ihn hinaus, so weit, daß er und Feuerbach als Väter des vulgären Materialismus der Neuzeit bezeichnet werden dürfen.

Strauß sah in Wissen und Glauben zwei ganz verschiedene Dinge. Die Einheit des Göttlichen und Menschlichen war für ihn nicht in Christus, sondern in der Menschheit und ihrer Geschichte realisiert. Die Persönlichkeit Gottes ist pantheistisch als Allpersönlichkeit, d. h. als ein sich im Bewußtsein der Menschen Personalifizierendes zu begreifen. Gottes Verhältnis zur Menschheit ist also nicht transzendent, sondern immanent. Infolgedes kann die Religion uns heute das nicht mehr sein, was sie uns früher war; wir wissen jetzt, daß das Persönliche, das die Menschen im Universum erblickten, von ihnen selbst erst in dasselbe hineingetragen wurde. Strauß nannte diesen Standpunkt, dem das gesetzmäßige, lebens- und vernunftvolle All die höchste Idee ist, weder direkt religiös noch direkt irreligiös; er ist nicht religiös, weil die religiöse Grundidee eines persönlichen Gottes hier hinfällt, er ist nicht irreligiös, weil „dasjenige, wovon wir uns schlechthin abhängig fühlen, mitnichten bloß eine rohe Übermacht ist, der wir mit stummer Resignation uns beugen, sondern zugleich Ordnung und Gesetz, Vernunft und Güte, der wir uns mit liebendem Vertrauen ergeben.“

Die Welt- und Lebensentfaltung ist darwinistisch zu begreifen. Wenn wir von den einzelnen Erscheinungskreisen rings um uns her vorwärtschreiten, von den elementaren Kräften zu den Pflanzen und Tieren, von diesen zu dem allgemeinen Leben der Erde, von hier zu dem Leben des Sonnensystems usw., gelangen wir schließlich zu der Vorstellung des Alls. Das All ist der Inbegriff aller Erscheinungen, Gesetze und Kräfte, ein ins Unendliche bewegter Stoff, der sich durch Scheidung und Mischung zu immer höheren Formen und Funktionen steigert, während er durch Ausbildung, Rückbildung und Neubildung einen ewigen Kreis beschreibt. Was bei der Weltentwicklung herauskommt, ist im allgemeinen eine moralisch wie physisch sich entwickelnde Bewegung, ist ein sich aus- und emporringendes und selbst im Niedergange des einzelnen nur ein neues Aufsteigen vorbereitendes Leben. Die Erde wird als Planet vergehen und mit ihr alles, was sie erzeugt und geboren hat. Die Aufgabe der irdischen Wesen ist darum die möglichst reiche Lebensentfaltung und Lebensbewegung. Da sich der Mensch wie alle übrigen Geschöpfe langsam und allmählich aus kleinsten Anfängen erhoben und mit jedem Jahrhundert an Vollkommenheit gewonnen hat, darf seine Entwicklung nicht stillestehen; er hat sich zu bemühen, die erreichte Vollkommenheit für sein Geschlecht zu mehren. Der Inbegriff seiner Pflichten ist der, daß sich der einzelne nach der Idee der Gattung bestimmt. „Vergiß keinen Augenblick, daß du Mensch und kein bloßes Naturwesen bist, in keinem Augenblick, daß alle anderen gleichfalls Menschen, d. h. bei aller individuellen Verschiedenheit dasselbe was du, mit den gleichen Bedürfnissen und Ansprüchen wie du, sind — das ist der Inbegriff aller Moral;

vergiß in keinem Augenblick, daß du und alles, was du in dir und um dich her wahrnimmst, was dir und anderen widerfährt, kein zusammenhangloses Bruchstück, kein wildes Chaos von Atomen oder Zufällen ist, sondern daß es alles nach ewigen Gesetzen aus der Urquelle alles Lebens, aller Vernunft und alles Guten hervorgeht, das ist der Inbegriff der Religion. Strauß erklärt das Bewußtsein des unablässigen, ernstesten Strebens für einen besseren Trost als den Gedanken eines Fortlebens der Seele nach dem Tode, ganz abgesehen davon, daß „es eine unsterbliche Seele überhaupt nicht gibt“; die Unsterblichkeit ist nichts Jenseitiges, sie ist die Fähigkeit des Geistes, sich über die Endlichkeit hinaus zur Idee zu erheben.

Wir fügen diesen Gedanken noch ein paar Worte hinzu. Strauß' Bewegung gegen die Religion hatte ihre Stärke im Angriff. Sobald sie ihr eigenes Vermögen zeigen und von sich aus das Leben gestalten soll, erscheinen Verwicklungen über Verwicklungen. Erschreckend dürftig ist, was als Ersatz der Religion geboten wird — an die Stelle des religiösen Kultus trat ihm der Kultus des Genies —, und Strauß' moralische Forderungen waren zum guten Teil auf fremdem Boden gewachsen. „Vergiß in keinem Augenblick, daß du ein Mensch und kein bloßes Naturwesen bist!“ — ging Strauß damit nicht selbst über die natürliche Ordnung der Dinge hinaus, die ihrerseits konsequenterweise zum striktesten Determinismus führen mußte? Die hohen menschlichen Tugenden, die Strauß auszeichneten, seine hingebende Treue gegen seine Freunde, die Aufrichtigkeit seiner Gesinnung, die Ehrlichkeit seines Wesens, die Wärme seines Empfindens, sie waren wahrhaft idealer Natur. In einer Welt, in der zwar die Verkettung der Ursachen die Vernunft selber ist, aber eine bewußtlose Vernunft, so daß ein gesetzmäßiges, lebens- und vernunftvolles All ein offener Widerspruch in sich selbst wird, in einem Universum, das nichts als ein „ins Unendliche bewegter Stoff“ ist, bleiben jene Tugenden ganz unerklärlich. Strauß' Pantheismus, der schließlich sachlich zum Atheismus wurde, vergaß die unbestreitbare Tatsache — das haben wir heute aus seinen Angriffen gelernt —, daß alle Wendung zur Religion aus einem Gegensatz zur unmittelbaren Welt entspringt, daß der Gedanke einer Überwelt nur deswegen notwendig wird und eine Macht gewinnt, weil die nächste Welt Aufgaben nicht erfüllt, auf deren Lösung sich unmöglich verzichten läßt.

Otto Siebert



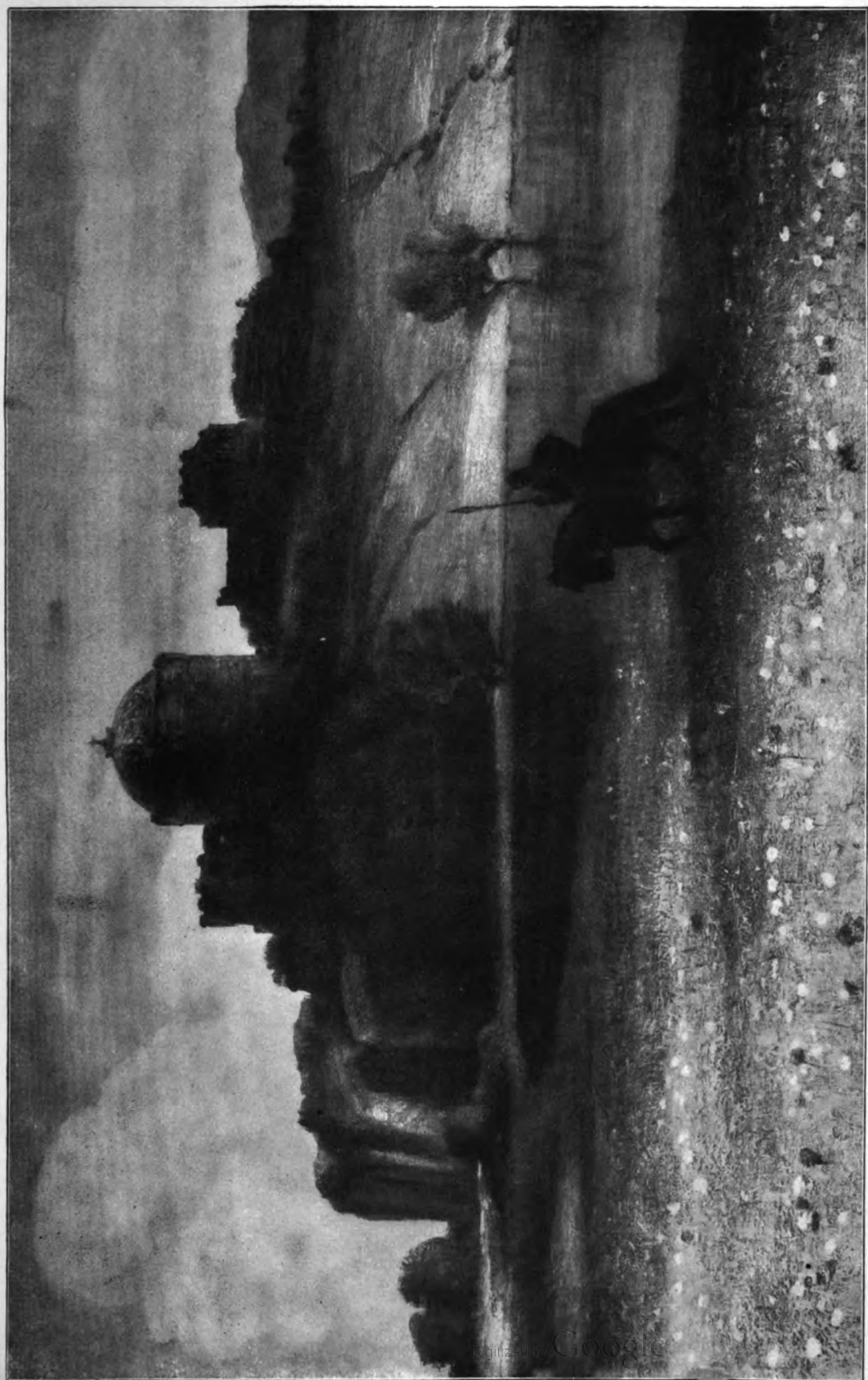
Nachtmission

Gin erschütterndes Bild aus dem dunkelsten Berlin zeichnet Pastor W. Benfischen im christlich-sozialen „Reich“. Er erzählt, wie er, Blätter an junge Männer verteilend, nachts die Friedrichstraße hinaufkommt: „Plötzlich sehe ich ein liebes, bekanntes Gesicht vor mir. Es ist der 22jährige N. N., der von seinem jungen Leben schon drei Jahre hinter Gefängnisgittern verbracht hat und auf dem geraden Wege zum tiefsten Verderben war, als ihn im Dezember vorigen Jahres ein Blättlein von unserer Hand erreichte. Fast dreiviertel Jahr hindurch hat der Herr durch uns unter steten Demütigungen für uns an diesem verlorenen Sohne gearbeitet. Jetzt endlich scheint es bergauf mit ihm zu gehen. Bei Beginn jener Nacht war

er, von einem Geschäftsgang kommend, auf dem Heimwege. Fröhlich und guten Gewissens sah er mich an. Wir trennten uns, herzlich uns grüßend.

Da sehe ich links, an ein Haus gelehnt, das Haupt auf die Brust gesenkt, einen Jüngling. Er schläft fest im Stehen. Ich wecke ihn. Die ärmliche, zerrissene Kluft (Kleidung), das trübselig blickende und doch wieder Hilfe heischende Auge erregt unser herzlichstes Mitleid. Das wenige, was er erzählt, gewährt einen tiefen Einblick in den namenlosen Jammer eines solchen unglücklichen Enterbten, eines jungen, wohl arbeitsfähigen, aber heimat-, obdach- und arbeitslosen, vielleicht arbeitscheuen Menschen. Welch eine furchtbare Lebensgeschichte spricht aus dem einen hoffnungslosen, mißtrauischen Blick. Wir reden ihm freundlich zu, und der Bruder B. bringt ihn ins Asyl des Stadtmissionshauses.

Weitergehend treffe ich einen jungen, bildhübschen Menschen in bestem Anzug. Er ist in Gefahr, auf meine Warnung hin wird er dunkelrot, wir reden ernst miteinander, dann geht er mit dem Versprechen, mich besuchen zu wollen, nach Hause. An einer belebten Straßenecke erheben junge, anscheinend aus angesehenen Häusern stammende Männer ein Hohngelächter, als sie die Blätter erhalten. Der Herr gab mir die rechten Worte, so daß ich mit ihnen ernst sprechen konnte. Auch hier wurde ein Besuch in der Sprechstunde versprochen. Einige Schritte weitergehend, stieß ich auf drei junge Leute. Einer von ihnen war schon durch das furchtbarste Gewerbe, die männliche Prostitution, ruiniert an Leib und Seele. Und er war kaum 20 Jahre alt. Während ich in einer Seitenstraße mit dem Unglücklichen spreche, bittet ein junger, 18jähriger Jude mich um einige Blätter. Eine Frau denunziert ihn als männlichen Prostituierten. In seiner Begleitung befinden sich zwei erst kürzlich konfirmierte Knaben, wie ich fürchten mußte, Verführungsobjekte für den jungen Israeliten. Die drei begleiten mich auf meine Bitte bis zum Kreuzungspunkt der Friedrichstraße und den 'Linden' und bleiben dort an einer Bank stehen. Während wir weiterarbeiten, frage ich die reduziert Aussehenden unter den vorübergehenden jungen Leuten, ob sie Obdach haben. Fast jedesmal ist die Antwort: Nein. Ich schicke sie zu den an der Bank wartenden Freunden. Bald sind etwa 12 junge, unglückliche Obdachlose beisammen! Welch eine erschreckende Fülle von Elend spricht aus diesen abgekehrten, blassen, todmüden Gesichtern. 'Die Knaben werden müde und matt, und die Jünglinge fallen.' Dies Wort kam mir in den Sinn, und ich sprach zu ihnen von dem herrlichen Manne, der dem Mädchen Kraft und Stärke genug dem Unvermögenden gibt. Aber wo sind die Eltern dieser Bellagenswerten, wer sorgt sich daheim bangen, betenden Herzens um diese geliebten verlorenen Söhne? Muß uns nicht das Herz brechen über diesen entsetzlichen Jammer? Wie viele junge Männer müssen obdachlos in den Straßen der Stadt, dem Laster preisgegeben, umherirren, wenn ich allein in einer Stunde schon zwölf aufgreife. Man nennt die grauenregende Zahl von 2000 männlichen Prostituierten in unserer Stadt. Und wir stehen fast machtlos dem Jammer gegenüber, weil wir keine Arbeitsstätte und in unseren kleinen Nachtasylen nur fünf Betten zur Verfügung haben. Nur sechs von den armen Jünglingen konnten wir, so gut es ging, in jener Nacht in den Asylen unterbringen. Wer reicht uns Mittel dar zur Vergrößerung unserer Asylräume? Wir wollen gern auch eine Arbeitsstätte in den allerbescheidensten Grenzen für die Arbeitslosen einrichten. Auch die weibliche Nachtmission hoffen wir jetzt beginnen zu können. Ein Inspektor und Schwestern voll missionarischen



Demise! behind den heiligen Speer zur Gralsburg



LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Geistes sollen für diese wichtige Arbeit berufen werden. Wer hilft uns dazu? Endlich brauchen wir Uniform-Winter-Mäntel für die 14 Nachtmisionare.

Kürzlich war ein junger Obdachloser in meiner Sprechstunde. Ich halte ihm vors Auge das kostbare Wort: Er ist unser Friede (Eph. 2, 14) und erkläre es ihm. Ich frage ihn, ob er wüßte, was Gewissensbisse und Verzweiflung wären. Er zieht sein Messer aus der Tasche, nickt und sagt mit einer sprechenden Gebärde: ‚Heute morgen wollte ich mir die Pulsadern öffnen. Da faß ich in die Tasche und habe das Blättchen in der Hand. Da steht Ihre Adresse drauf. Jetzt bin ich hierher zu Ihnen gelaufen.‘ Ich sagte ihm von Jesus, der auch seine Schulden bezahlt, seine Rechnung durchgestrichen habe. Nun könne er sich freuen. Ich fragte dann, ob er jetzt das Wort verstände: Er ist unser Friede. Und seine Augen leuchteten, als er sein ‚Ja‘ zur Antwort gab. Wir beteten zusammen. Ich brachte ihn dann in unserem Asyl unter, übergab ihn Bruder S., damit er ihn nach Hoffnungstal bringe. Am nächsten Morgen bittet der junge Freund um eine Bibel. Bruder S. findet, von einem Gange zurückkehrend, ihn auf den Knien liegend. Er steht auf und bekennt fröhlich, er hätte den Glauben gefunden. Nachher versichert er mir ungefragt — und ich mußte diesen leuchtenden Augen glauben — er hätte nun Frieden. Dann ist er glücklich nach Hoffnungstal gefahren . . .“

Pastor M. Genfichens Adresse ist Berlin, Blücherstraße 15.



Was das Volk liest

Im Jahresbericht der Ortsgruppe Berlin der deutschen Vereine zur Förderung der Sittlichkeit erzählt Lic. Bohn aus seinen reichen praktischen Erfahrungen: „Als ich eines Tages wieder durch die Straßen (Berlins) ging, und aus allen Schaufenstern mir ‚Kleines Witzblatt‘, ‚Sekt‘, ‚Satyr‘, ‚Intime Geschichten‘ usw. entgegen sah, faßte ich den Entschluß, selber die Gegenarbeit anzugreifen und einmal Füße und Hände in diesen Dienst zu stellen. Wir können nicht nur vom Schreibtisch aus die Welt besser machen, sondern Haupt, Füße und Hände müssen sich zugleich an die Arbeit begeben. Auf den langen ermüdenden Vortragsreisen im Winter kommt der Leib schon zu seinem Dienst und zu seiner Ermüdung, aber in den stilleren Sommerwochen ist wohl noch etwas Kraft für andere Arbeit übrig. So machte ich mich denn in den Mittagsstunden, in denen man mit geistiger Arbeit doch nicht recht voran kommt, auf den Weg. Mein Plan war, in den besseren Papiergeschäften vorzufragen, ob sie vielleicht eine Niederlage guter Schriften übernehmen würden. Zu diesem Zwecke hatte ich mich mit dem Verlag der ‚Wiesbadener Volksbücher‘ in Verbindung gesetzt und mir eine Probefendung Bücher von dort kommen lassen. Wenn ich die Fracht und die Unkosten der Sendung trug, konnte ich dem Zwischenhändler die mir von Wiesbaden aus gewährten 25 Prozent und später, bei größerem Umsatz, entsprechend höhere Prozente gewähren. Ich ging bei meinem Plan von der Beobachtung aus, daß das Volk sein Lesebedürfnis nicht in den Buchhandlungen, sondern mehr in den kleinen Papierläden befriedigt, ein Entwicklungsprozeß, der nicht aufzuhalten ist und der in Dänemark, Schweden und Norwegen schon weiter fort-

geschritten ist. Nicht uninteressant sind die Erfahrungen, die ich bei meinen Bemühungen machte. Zunächst mußten nach dem Adreßbuch die Geschäfte eines Stadtteils straßenweise zusammengestellt werden. Ich warf einen Blick in das Schaufenster und, indem ich eine Kleinigkeit kaufte, in das Innere des Ladens. Geschäfte mit völlig verfeuchtem Schaufenster konnten nicht in Betracht kommen. Auch in den ausgewählten besseren Geschäften machte ich zum Teil nicht gerade angenehme Erfahrungen. In einer Reihe von Geschäften wurde ich sehr wenig freundlich aufgenommen und moralisch schleunigst wieder hinausgeworfen. Eine Ladeninhaberin ließ mich, als ich ihr die geringen Prozente nannte, stehen mit den Worten: Da könnte ich mich ja lieber auf die Straße setzen und Strümpfe stricken. Andere wiesen auf die Stöße von 'Nick Carter', 'Buffalo Bill' und anderen Detektiv- und Indianergeschichten: Nur damit wäre noch ein Geschäft zu machen, die neuen Bücher würden dort doch nicht gehen.

In der Tat hält es außerordentlich schwer, im Norden und Osten der Stadt mit den Niederlagen festen Fuß zu fassen. Dort geht das geistige Interesse des Volkes völlig in Sensationsliteratur auf. Auch, sowie man die Hauptstraßen verläßt, in den Nebenstraßen ist es nicht mehr möglich, mit besserer Unterhaltungsliteratur an die breiteren Volksschichten heranzukommen. Man nennt zwar die Bücher 'Volksbücher', aber in die breiteren Kreise gelangen diese Bücher nicht. Sie werden in der Hauptsache von Gebildeten gelesen. Bezeichnend für diese Tatsache ist folgende Beobachtung: An einigen Stellen, wo ich vorsprach, hatte man schon aus eigenem Interesse oder durch Kunden veranlaßt Versuche mit dem Vertrieb der 'Wiesbadener Volksbücher' gemacht. Das Urteil über ihre Gangbarkeit lautete: Zuerst gingen sie sehr gut, dann mit einemmal nicht mehr. Dieser auffallende Umstand ist nur so zu erklären, daß die besseren für die Bücher interessierten Kreise die erschienenen Nummern kauften, und als diese Kreise sich gleichsam mit den Büchern gesättigt hatten, stockte der weitere Absatz, da weitere Leserkreise für die Bücher sich nicht fanden. Einige weitere Beobachtungen sind vielleicht noch wert, mitgeteilt zu werden. Der Normalpreis für ein Buch, das ins Volk bringen soll, ist 10 Pfennig. Diese 10 Pfennig gibt jedermann gerne aus. Bei 15 und 20 Pfennig und darüber besinnt er sich schon. Der Absatz der Wiesbadener Bücher mit 10 Pfennig-Preis ist der beste. Dem 10 Pfennig-Preis verdanken die 'Kleinen Wigblätter' zum Teil ihre weite Verbreitung, und es hält nicht schwer für den Verkäufer, einem jungen Mann oder Mädchen, das für 10 Pfennig das 'Kleine Wigblatt' fordert, für denselben Preis ein gutes Buch in die Hand zu geben. Ferner beurteilt das breite Publikum ein Buch zunächst nach seiner Dicke. Mit Daumen und Zeigefinger wird geprüft, wieviel man für sein Geld bekommt. Mit diesem Umstand rechnen die 'Kaufmann'schen' wöchentlich erscheinenden Bücher, die für 10 Pfennig ein Buch von ungefähr 1 Zentimeter Stärke liefern.

Ein weiterer wichtiger Gesichtspunkt zur Beurteilung eines Buches ist der 'Titel'. Eine ganze Reihe von Titeln der Wiesbadener Volksbücher, und immer dieselben, erweisen sich dauernd als nicht zugkräftig, z. B. solche, bei denen der einfache Mann sich nichts denken kann, oder namentlich solche, welche irgendwie nach Frömmigkeit klingen. In letzterer Beziehung ist das Publikum außerordentlich empfindlich. Sie urteilen: 'Das Buch ist zu fromm', womit sie nicht nur eine religiöse Tendenz, sondern überhaupt die Harmlosigkeit des Inhalts des Buches bezeichnen. Bezeichnend für diese Empfindlichkeit ist folgendes:

Eine andere vorzügliche, etwas teure und auf geistig höher stehende Schichten rechnende Volksbücherausgabe ist die ‚Deutsche Bücherei‘. Die ungebundenen Bände haben auf dem Titelblatt ein Bild von Willibald Pirtheimer. Dieser sieht auf dem Bilde Luther ähnlich. Beim Kauf wehren die Leute diese Bücher häufig mit den Worten ab: ‚Nein, das mit dem Luther nicht.‘ — Von Wichtigkeit für die Gangbarkeit eines Buches ist auch der Umstand, ob es mit Bildern geschmückt ist. Die Leute haben gerne Bilder im Text, wenn sie auch noch so nichtsagend sind. Oft hört man beim Verkauf die Äußerung: ‚Ist ja nicht einmal ein Bild darin.‘ Diesem Umstand tragen in kluger Weise die meisten der verbreiteten Volksunterhaltungsbücher Rechnung. — Der Erfolg zweijähriger zäher Arbeit ist, daß jetzt die ‚Wiesbadener Volksbücher‘ in ungefähr 20 Niederlagen ständig eingeführt sind und dort, wenn auch nur in bescheidenem Umfang, dauernd abgesetzt werden. So ist eine positive Arbeit geschaffen, die die Sympathien aller Wohlgefinnten finden wird.“



Katholisches

inen Bericht über das religiöse Leben unserer Tage zu geben, ist keine erfreuliche Aufgabe. Was man jetzt literarisch Religion nennt, ist Naturenthusiasmus, „persönliches Leben“ ohne klare Ideen, der „Zehgott“ und andere konfuse Dinge, die nur die innere Armut markieren. „Nur keine kirchlichen Dogmen!“ ist die Parole, und in Konsequenz ergibt man sich den absurdesten antikirchlichen Dogmen wie Ewigkeit der Welt, also Unendlichkeit der Endlichkeit, spontane Entwicklung des Lebens aus der toten Materie, der höheren Arten aus den niederen, des vernunftbegabten Menschen aus dem Tier, des Christentums aus dem Buddhismus oder den hellenistischen Sekten usw. Trotz der siegreichen Apologetik seiner Grundlagen ist das Christentum in der protestantischen Kirche durch die auflösende Kritik der liberalen Theologie stark unterminiert und als höhere Offenbarung diskreditiert.

In der katholischen Kirche ist der Bekenntnisgrund zwar noch fester; aber hier wird autoritativ meist eine längst abgestorbene Scholastik — von Ehrhard sehr drastisch als „Geheimwissenschaft“ gekennzeichnet — künstlich am Leben erhalten und jeder Versuch, die Errungenschaften der Neuzeit dem religiösen Bewußtsein anzupassen, erbarmungslos niedergeschlagen. In der Angst, dem Unglauben Tür und Tor zu öffnen, wenn man den neueren Forschungen Zugeständnisse macht, drücken die römischen Kongregationen gerade den besten Kräften des Katholizismus das Brandmal der Heterodoxie auf und leihen so den antikirchlichen Strömungen willkommene Beihilfe. Man vergißt wie bei der Umwälzung der Astronomie, daß wissenschaftliche Probleme auf wissenschaftlichem Boden gelöst werden müssen, daß sie den Regulator gegen radikale Lösungsversuche in sich selbst tragen und daß jeder gewaltsame Eingriff die Kirche nur kompromittiert. Die besonnene Forschung hat keineswegs z. B. die Bibel- und Babelfrage zugunsten Delischiens entschieden; sie hat die Selbstständigkeit und Eigenart des hebräischen Monotheismus trotz mannigfacher Übereinstimmung mit altassyrischen Urkunden ins Licht gestellt und der Bibel gerade durch die Bezeugung profaner Quellen ein glänzenderes Relief verliehen;

auch der Streit um die Entstehung der neutestamentlichen Religionsurkunden ist keineswegs zugunsten der auflösenden Kritik verlaufen; es zeigt sich hier wie in der Naturwissenschaft eine rückläufige Bewegung zu einem geläuterten und eingeschränkten Konservatismus. Doch müssen wir uns auch vor falschen Kompromissen hüten, wie sie der Jesuitismus mit großem Aplomb in Szene zu setzen sucht. Solche Kompromißtheologie ist meist ein lebensunfähiger Zwitter. Wenn Wasman die Evolutionstheorie annimmt, aber beim Menschen halt macht, so ist dies eine Halbwelt, die natürlich den Häckelianern Spott erregt; nach dem Stand der Forschung brauchte Wasman auch die spontane Entwicklung der Arten nicht zuzugestehen. Ebenso widersprüchsvoll ist die Haltung seines Ordensbruders Humelauer auf dem Gebiet der Bibelkritik. Jedem andern als einem Jesuiten hätte seine Mythenhypothese bezüglich der Genesis die Zensur des Index eingetragen; eine kritische Leistung ist sie aber erst recht nicht; denn der Jesuit will mit ihr die wörtliche Inspiration vereinen! Der heilige Geist diktiert Lügen — das kommt heraus, wenn slavisches Autoritätsgefühl mit Kompromißpolitik sich gatten. Jede andere Theorie ist akzeptabler. Man gewöhne sich doch, die Bibel wie jedes andere Buch anzuschauen, nicht mit atheïstischen, aber auch nicht mit dogmatischen Vorurteilen. Die Bibel hat ihre Bedeutung als Bollwerk des Monotheismus, wann immer und wie immer sie auch entstand. Im übrigen muß das Christentum heute wie vormals seine Kraft in seinen Früchten erweisen: in der Belebung aller Gesellschaftskreise, in der kulturellen Macht, die es ausübt, in der höheren Moralität und Geistes-tiefe, die es seinen Bekennern verleiht.

Und hier fehlt es freilich. Ein larger Trost ist der höhnische Einwurf: Wie steht es mit den Gegnern, den Männern der ethischen Kultur, des Monismus, der freien Liebe? Denn das Christentum sollte eben mehr leisten als seine ungläubigen Feinde. Was aber an den Trägern der Orthodoxie, besonders an den Theologen, so unangenehm auffällt, ist erstens ihre mangelhafte Technik in Predigt und Literatur, zweitens ihre Gehässigkeit, ihr bitterer Ton in der Polemik. Die Theologie hat ausgezeichnete Werke auch heute noch aufzuweisen, welche die Kraft des christlichen Prinzips auch für das 20. Jahrhundert klar darlegen. Nicht nur die historische und archäologische, auch die religionsphilosophische Literatur beweist das. Ich nenne nur katholischerseits die Namen Deutinger, Staudenmaier, Hirscher, Einsenmeier, Schell, Ehrhard, Funk, deren Arbeiten auch auf protestantischer Seite mehr bekannt sein sollten. Der Katholizismus ist auch heute noch fähig, eigenartiges Leben zu erzeugen, einen selbständigen Faktor der Kulturentwicklung namentlich im deutschen Geistesleben zu bilden. Sarnack hat dies in seiner Friedensrede für die historischen, leider nicht für die philosophischen und dogmatischen Leistungen anerkannt — letzteres nicht, weil ihm vielleicht der Glaube an positives Christentum fehlt. Aber von Geschichte allein kann der Mensch nicht leben. „Die historische Krankheit“ hat Nietzsche mit Recht als ein Symptom unserer hyperkritischen gemüßlosen Zeit gezeichnet, die einen Kulturfaktor erst würdigt, wenn sie ihn gestorben wähnt und sezieren kann. Was wir vor allem brauchen, ist persönliche Kraft, die aus dem Herzen sprechend auf den Leser und Hörer überquillt und gleiches inneres und äußeres Leben schafft. Heutzutage schreibt alles nach Individualität, nach starken vorbildlichen Persönlichkeiten, die mehr wirken als abstrakte Ideen. Ich empfehle in dieser Beziehung den Münchner Philosophen, Ästhetiker und Religionsforscher Martin Deutinger, dessen Nach-

laß ich noch in meiner „Renaissance“ (Verlag bei Th. Grieben, Leipzig) veröffentlicht habe. Seine längst erschienenen „Bilder des Geistes in Kunst und Natur“, seine Betrachtungen zum Johannisevangelium, die bei Coppentrath unter dem Titel „Ethik“ erschienen, weisen einen inneren Reichtum auf, auf den die Wassersuppen eines Johannes Müller, Artur Bonus, Meyer-Benfey schal schmecken. Aber von der eignen Kirche, die er scharf kritisierte, wurde Deutinger diskreditiert, und von den Liberalen wurde er seines Lehramts an der Münchner Universität entsetzt. Man schreit nach Selbständigkeit, Originalität, Eigenart — und wo sie sich zeigt, wird sie gekreuzigt. Das machen die angeblich Freiheitlichen nicht anders als die Frommen. Man will in beiden Lagern nur blinde Folgsamkeit, man duldet keine Kritik. Es gab vielleicht nie eine Zeit, die so unduldsam bei aller Heuchelei für Freiheit war. Man duldet keine Katholiken auf Universitätskathedern, und man wirft gleichzeitig den Katholiken Intoleranz vor. Man schwärmt für die Buren und wehrt den Polen das Erlernen ihrer Sprache, ja den Besitz ihres Landes. Man entrüstet sich gegen den Syllabus, und in Mecklenburg, Braunschweig, Sachsen darf kein katholischer Priester ohne die schmächtigsten Ehrentitel sein Amt ausüben. Man schafft umfassende Organisationen, um das katholische Bekenntnis möglichst zu vernichten, dessen Glieder zum Abfall zu bringen. Auf katholischer Seite geht man praktisch nicht so weit, weil hier die Macht fehlt, aber an Unduldsamkeit ist der Ultramontanismus dem Evangelischen Bund ebenbürtig. Ein großes Unglück ist im Katholizismus das Überwuchern des politischen Elements. Als Kampforganisation in den Zeiten des Kulturkampfes geschaffen, hat sich das Zentrum als eine Art politischen Papsttums im deutschen Katholizismus festgesetzt und hat die gesamte Presse und alle Vereine von sich abhängig gemacht. Selbst die wissenschaftlichen und charitativen Organisationen sind in das Netz der Politik einbezogen und können nur in Anlehnung an die politische Leitung Propaganda ausüben. Man sieht dies an den sogenannten Katholikentagen, die ganz unter Leitung des Zentrums stehen. Das führt dazu, daß jeder liberale oder nur politisch selbständige Katholik sofort religiös verdächtig erscheint, und hat das noch schwerere Verhängnis mit sich gebracht, daß dank der engen Beziehungen der katholischen Politiker zu den Regierungen höhere kirchliche Würden und namentlich Lehrstühle nur durch Vermittlung oder Protektion der einflußreichen Zentrumsführer zu erhalten sind.

Wie ein erlösender Ruf wirkte daher im Frühling 1907 die Kunde, daß ein katholischer Pfarrer, Grandinger von Nordhalben in Oberfranken, als Kandidat der Liberalen aufträte. Die Zentrumsparthei richtete sofort ihre schärfsten Waffen gegen den kühnen Theologen, der ihr oberstes Dogma: ein gläubiger Katholik könne nur zum Zentrum gehören, und liberal sei gleichbedeutend mit unchristlich, zu erschüttern drohte. Mit den unwürdigsten Intrigen, selbst mit Aufhebung der protestantischen Engherzigkeit, wühlte man gegen den Mann — doch umsonst. Grandinger, ein vorzüglicher Kopf und schlagfertiger Redner, zahlte den Gegnern heim und zog sich gewandt aus der Schlinge, welche man ihm vom Domberg, wo Schädler residiert, werfen wollte. Der beste Gewinn dieser Affäre ist vielleicht die Überspannung der bedauerlichen Kluft, die sich zwischen den beiden christlichen Hauptkonfessionen immer noch breitet. Es war ein erhebendes Bild, als man den katholischen Kandidaten mehreren protestantischen Kollegen die Hände reichen sah. Grandinger hat noch viele Gesinnungsgenossen im katholischen Alerus, nämlich alles, was unter

der Fahne der Reform auftritt und selbstverständlich liberal ist, was sich aber mit der politischen Partei dieses Namens nicht deckt.

Würden die Reformkatholiken protestantischerseits mehr beachtet, dann könnte es nicht passieren, daß selbst in gemeinsamen Dingen wie konfessioneller Pädagogik bei jeder Gelegenheit die Protestanten schroff ihre Gegensätzlichkeit gegenüber den Katholiken betonen und das, was sie evangelisches Christentum nennen, hervorheben; es könnte nicht den Katholiken individuelle Religiosität abgesprochen werden, wie es Caspari in Ansbach tat, der die seltsame Behauptung aufstellte, im Katholizismus leide die Kirche das gesamte Leben und jede Regung des Gewissens. Schon die Opposition, welche das Zentrum und die italienische christliche Lega der päpstlichen Leitung entgegensetzte, hätte Caspari eines andern belehren sollen, und ein Blick in die Schriften der großen katholischen Geistesmänner, ja der Heiligen, hätte ihn überzeugen müssen, daß es an mächtigen und eigenartigen Individualitäten in der Kirche nie fehlte. Heute freilich hat das Jesuitenregiment die Individualitäten aufs Kerbholz geschrieben; aber unterdrücken kann es sie noch lange nicht. Index und Proskription sind zu stumpfe Waffen gegen den Geist. Die Reform wird schließlich doch durchbringen und dann der Zeit bringen, was sie braucht: das alte unvergängliche Christentum, über das selbst nach Goethe die Kulturentwicklung nie hinauskommen kann, in einer dem Reichtum der Neuzeit angemessenen Form. Vielleicht werden sich bis dahin die isolierten gläubigen Elemente der Nebenkirchen von der unhaltbaren Union mit den Christungläubigen losgelöst und die Vorurteile aufgegeben haben, die sie von der stets einen, von Christus auf den Felsen Petrus gegründeten Kirche fernhielt. Was uns christlichen Priestern und Laien aller Bekenntnisse bis dahin obliegt, ist gegenseitiges Verständnis und etwas Wohlwollen und Liebe statt der bis an die Zähne bewaffneten Streitmacht, die nicht evangelisch und nicht paulinisch ist. Man kann seinen Charakter behaupten ohne beständiges Reifen und unehrliche Verleumdung, und die Wirksamkeit muß in erster Linie positiv, Erhaltung des Guten, sein, der Kampf ist das Sekundäre. Aber Kampforganisationen à tout prix, mögen sie sich als „Abwehr gegen X und Y“ verschleiern, sind krankhafte Auswüchse, eine Art geistiger Gallsucht, mit der nichts Gutes geschaffen wird. Wir haben in Deutschland, wo die Mischung der Konfessionen die innigste ist, schon aus nationalen Erwägungen die Pflicht, die Gegensätze nicht auf die Spitze zu treiben und zu einer gemeinsam nationalen Kultur nicht die Wege zu verammeln. Wir Katholiken erbauen uns an dem Geisteschatz eines Herder, Klopstock, Goethe, Schiller, Jean Paul, Fichte, Schelling, Tieck, Novalis, Claudius ebenso wie die Protestanten; wir können es, weil jene Heroen, die wir auch unsere Erzieher nennen, eine über kleinliche Geistespfähle erhabene Seele besaßen, weil wir den deutschen Volksgenius in edelster Weise in ihnen sich regen fühlen und weil sie von der Essenz des Christentums durchweht sind, mögen sie auch dem Bekenntnischristentum nicht slavisch folgen. Wären sie aber statt vom Geist der Humanität, der doch nur erweitertes Christentum ist, von den Tendenzen des heutigen Rassen- und Konfessionshasses inspiriert gewesen, dann wären sie uns statt ein Band ein Hemmnis zur deutschen Kultur. Ein Glück, daß wir alle unsere großen Genies zu uns rechnen können, daß sie nicht den politischen und sektiererischen Fraktionen, weder den Absolutisten noch den Jakobinern, angehörten, weder pietistisch noch reaktionär angehaucht waren. Sie waren Männer aus eigenem Korn, sie waren im christlichen Geist erzogen

und erbauten sich ihre innere Welt auf dieser Basis unter meist schweren Kämpfen und Erfahrungen in durchaus imponierender, musterhafter Weise. Slavische Imitation und Kopie ist mit ihrem Studium nicht gegeben; es wäre sogar ein Fehler. Jeder muß sich seine Lebensanschauung selbst gestalten, wozu solche Vorbilder die kräftigste Beihilfe leisten. Sei jeder ehrlich in seinem Streben, vertrete seine Überzeugung mutig und unerschrocken, sei aber duldsam gegen jedes gleich ehrliche und tüchtige Streben seines Mitbürgers und halte sich fern von jeder Art Verhöhnung und Verleumdung, wie sie heute in so erschreckender Art unser Volksleben verseucht!

Dr. Josef Müller



Die Vorzüge und Mängel der Motorluftschiffahrt

Seit der letzten Hälfte des Juli v. J. haben sich auch in Berlin einige Erfahrungen über die Ungeheuer in der Luft angesammelt, welche man Motorluftschiffe nennt. Der Militärballon ist etwa 20mal und der Paravalsche Motorluftballon so ziemlich ein halbes Duzendmal aufgestiegen. Der Militärballon ist an mehreren Tagen dreimal hintereinander in die Luft gegangen, um immer neuen Offizieren Gelegenheit zu ihrer Ausbildung zu geben. Einen erheblichen Teil sämtlicher Aufstiege habe ich persönlich zu beobachten Gelegenheit gehabt. Jetzt erst begreife ich vollkommen, warum die Luftschiffahrt durch mehr als hundert Jahre so gut wie keine Fortschritte gemacht hat. Der Lenkbarkeit des Luftschiffs stellen sich eben Schwierigkeiten über Schwierigkeiten entgegen. Es gibt alte Praktiker unter den Aeronauten, die auch heute noch angesichts der zielbewußt vorwärtstrebenden Motorluftschiffe bestimmt behaupten, daß die „Leichter als die Luft“ keineswegs das Luftfahrzeug der Zukunft seien, sondern der nicht von Gas getragenen Flugmaschine weichen müßten.

Am Montag den 13. Januar haben die „Schwerer als die Luft“, die ohne Gas die Luft durchqueren, zum erstenmal öffentlich vor einem Preisrichter-Kollegium die Feuerprobe bestanden. An diesem Tage hat der englische Ingenieur Henry Farman auf seinem Drachensflieger zu Issy les Mouligneux bei Paris eine Strecke von tausend Meter im Kreise zurückgelegt und dadurch den Deutsch-Archdeacon-Preis von 50 000 Francs gewonnen. Seit dem Oktober 1907 hatte Farman vielleicht mehr als hundert glückliche Aufstiege mit seiner Flugmaschine unternommen. Mehr als zwanzigmal hatte er im November und Dezember Strecken von 800 bis 1000 Meter auf dem Paradesfeld zu Issy zurückgelegt. Aber erst in den ersten Tagen des Januar 1908 glückte es ihm, zum Aufstiegsort zurückzukehren und eine richtige Kurve zu beschreiben. Farman hat kürzlich erklärt, daß er noch im Jahre 1908 eine Strecke von 25 km zurücklegen werde. Man darf dieser Versicherung Glauben schenken. Der Farman'sche Aeroplan hat große Ähnlichkeit mit dem der Gebrüder Wright zu Dayton in Ohio, der bisher den kritischen Augen der Öffentlichkeit noch verborgen gehalten wurde. Diese amerikanischen Fahrradfabrikanten sollen ihre Flugmaschine jetzt in Paris untergebracht haben, wo sie sich zurzeit aufhalten. Der 17. Dezember 1903 ist der Tag, an welchem sie zum ersten Male auf dem Motor die Luft durchkreuzt haben. Nachdem Mr. Wilbur Wright am 5. Oktober 1905 auf

seiner Flugmaschine in 38 Min. und 3 Sek. 24½ englische Meilen, also 37 km zurückgelegt hatte, haben die Gebrüder Wright bis zum heutigen Tage ihre Flugversuche nicht wieder aufgenommen. Diesen Rekordflug ohne Gas aber mit Motor durch die Luft bezeugt durch einen Brief an den Aero-Klub von Amerika der „Assistant City Auditor“ der Stadt Dayton in Ohio, in der die Gebrüder Wright das Licht der Welt erblickt, und diese denkwürdigen Luftfahrten angeblich gemacht haben. Die genannte öffentliche Urkundsperson der Stadt Dayton führt den Namen E. W. Ellis.

Vorläufig können wir aber nur mit den von Gas getragenen „Leichter als die Luft“ rechnen. Daher werden wir gut tun, uns über ihre gegenwärtigen Fähigkeiten nicht zu täuschen, sondern ihre Unvollkommenheit unumwunden anzuerkennen. Es gibt keine Maschine und kein Fahrzeug, von dem man mit größerem Rechte sagen könnte, daß es verbesserungsbedürftig ist. An der Vervollkommnung der Motorluftschiffe wird von jetzt ab unablässig gearbeitet werden. In diesem Fahrzeug schlummern wunderbare Eigenschaften, die es nur zu entfalten gilt. Wer den Übungen der Motorluftschiffe in der Jungfernhöhe zusieht, fühlt, daß diese Luftfahrzeuge allen anderen Fahrzeugen überlegen sind. Man sieht, wie für den Motor in der Luft jeder Punkt sowohl auf dem Lande als auf dem Wasser als in der Luft erreichbar ist. Bald fliegen sie über dem Tegeler See, bald über dem Tegeler Forst. Sie steigen bald kerzengerade in die Höhe, um auf Wunsch schnell wieder herunterzukommen. Es scheint, daß man ihnen auf dem ganzen, weithin übersehbaren Terrain keine Aufgabe stellen kann, die sie nicht zu lösen vermögen. Sie können nicht nur jeden Punkt auf der Erde oder in der Luft erreichen, sondern sie können ihn auch auf dem kürzesten Wege, mit der größten Geschwindigkeit und anscheinend mit der größten Sicherheit erreichen.

Die Luftschiffahrt bietet manche Gefahren, und die Motorluftschiffahrt ist noch besonderen Gefährdungen ausgesetzt. Ein Explosionsmotor ist immer mit Vorsicht zu behandeln. Manches Automobil ist besonders in der ersten Zeit durch ihn in Brand geraten. Das erste Motorluftschiff, welches in Berlin am 12. Juli 1897 aufstieg, explodierte infolge eines Fehlers am Benzinmotor, und sein Erbauer, Dr. Wölfert, und sein Begleiter verloren das Leben. Der mutige Brasilianer Santos-Dumont hat bei seinen zahlreichen Fahrten mit dem Motorluftschiff in den Jahren 1898—1904 viele Unglücksfälle gehabt. In Paris ist am 13. Oktober 1902 der Baron v. Bradsky mit seinem Begleiter, einem Ingenieur Morin, bei einer Motorluftschiffahrt dadurch ums Leben gekommen, daß die schwere eiserne Gondel sich von der Ballonhülle trennte. Die beiden deutschen Motorluftschiffe in Tegel sind mit großer Sorgfalt gebaut. Allerdings ist die eiserne Gondel, die den Motor enthält, auch nur durch Seue und Stahlseile mit der Ballonhülle verbunden, aber eine Lostrennung erscheint ausgeschlossen. Bei dem Parseval'schen Motorballon beträgt das Gewicht der eisernen Gondel 1200 kg und einschließlich einer Besatzung von zuweilen vier Personen 1500 kg. Zum Glück ist dieses Gewicht vielfach und mit großer Sorgfalt mit der Ballonhülle verkettet. Bei dem Wellmann'schen Motorluftschiff „Amerika“, welches ihn nach dem Nordpol bringen soll, befindet sich in der Gashülle direkt über der Gondel und dem Motor eine Öffnung, durch die das überflüssige Gas entweichen soll. Die Gefahr einer Explosion dieses von dem Ballonfabrikanten Godard in Paris gebauten unstarren Motorluftschiffes ist dadurch eine erhebliche. Bei den deutschen Motorluftschiffen befinden sich

ebenso wie bei den französischen Kriegsluftschiffen die Ventile oben. Eine Öffnung an der unteren Fläche wie bei dem Kugelballon ist nicht vorhanden.

Wie in Frankreich, so sind aber auch in Deutschland die Motorluftschiffe bisher nur bei bestem Wetter gefahren. Die deutschen Motorballons werden ebenso wie die französischen Kriegsluftschiffe einem starken Winde oder Regenwetter nicht ausgesetzt. Man wartet so lang, bis der Wind sich gelegt hat, bevor man einen Aufstieg wagt. Einen Wind von 8—10 Metern in der Sekunde kann man nicht unter allen Umständen vermeiden. In den oberen Höhen ist es regelmäßig windiger als unten. Gegen einen Wind von 15 Meter Stärke, also 54 km in der Stunde, ist noch kein Motorluftschiff angefahren. Allerdings ist ein Wind von solcher Stärke sehr selten. Ein Motorluftschiff mit einer Eigenbewegung von 10 Meter pro Sekunde oder 36 km pro Stunde wird an etwa 200 Tagen im Jahre dem Winde in 500—1000 Meter Höhe noch überlegen sein. Verlangt man, daß es an den meisten Tagen des Jahres, einige Sturmstage ausgenommen, eine dem Winde überlegene Eigenbewegung besitzen soll, so muß diese 20 Meter pro Sekunde, also 72 km pro Stunde betragen. Es dürfte noch lange dauern, bis ein Motorluftschiff von solcher Eigenbewegung hergestellt werden kann, und unter Eigenbewegung ist die Geschwindigkeit bei vollkommener Windstille zu verstehen. Das Zeppelinsche Motorluftschiff, welches an Schnelligkeit alle anderen übertrifft, hat eine Eigenbewegung von 50—54 km in der Stunde als Höchstleistung bisher dargetan. Bis zu einer Eigenbewegung von 72 km jedoch pro Stunde ist also noch ein weiter Schritt. Aber man muß ja nicht immer gegen so starken Wind anfahren, sofern er überhaupt vorhanden ist. Bei starkem Winde werden eben nur die Luftschiffe aufsteigen, die ganz oder teilweise mit dem Winde zu fliegen beabsichtigen. Beträgt die Eigenbewegung eines Motorluftschiffes 50 km in der Stunde und die Windgeschwindigkeit ebenfalls 50 km in der Stunde, so legt das Motorluftschiff mit dem Winde 100 km in der Stunde zurück.

Die verhältnismäßig geringe Eigenbewegung der gegenwärtigen Motorluftschiffe beweist keineswegs, daß Motorluftschiffe dieser Art noch nicht zu Verkehrslinien verwandt werden können. Die Fahrt durch die Luft auf dem kürzesten Wege und mit der größten Geschwindigkeit hat so viel Vorteile und Annehmlichkeiten, daß sich Verkehrslinien einbürgern können, auch wenn sie nicht zu jeder Zeit nach jeder Richtung funktionieren. In Deutschland ist regelmäßig Westwind, der das Luftschiff nach Osten führt. Besteht also zwischen dem Westen und dem Osten eine Anzahl von Verkehrslinien durch die Luft, so kann man mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß sie auf der Hinreise funktionieren, während die Rückreise durch die Luft bei dem gegenwärtigen Stande der Technik in Frage gestellt ist. Eine seitliche Abweichung aus der Luftströmung fällt dem Motorluftschiff nicht schwer. Von Köln nach Berlin oder Dresden wird man meist glatt mit dem Luftschiff gelangen können. Die umgekehrte Fahrt aber läßt sich nicht an jedem Tage mit Sicherheit bewerkstelligen. Die Fahrt von Berlin nach Köln wird wegen des regelmäßig wehenden Westwindes meistens weit länger dauern als die Fahrt von Köln nach Berlin. Eine Ausnahme machen nur die wenigen Tage mit Ostwind.

Was die deutschen Motorluftschiffe mit dem Winde zu leisten vermögen, ist bis jetzt noch nicht ausprobiert. Bei allen Fahrten hat man Wert darauf gelegt, daß das Motorluftschiff in gefülltem Zustande durch die Luft nach der Ballonhalle zurückkehrt. Das starre Aluminiumluftschiff des Grafen Zeppelin

von 128 Meter Länge und 12 Meter Durchmesser kann in ungefülltem Zustand weder auf der Eisenbahn noch auf der Straße transportiert werden. Für dieses Riesenschiff gibt es nur einen Weg, nämlich den durch die Luft, wo es an keinen harten Gegenstand anrennt und keinen Erschütterungen ausgesetzt ist. Auch der halbstarre Militärballon kann in ungefülltem Zustande nur mit Schwierigkeit zurücktransportiert werden. Das Auseinandernehmen und später das Zusammensetzen der verschiedenen Teile erfordert je mindestens einen Tag. Da bei diesem halbstarren System die aus gummiertem Baumwollstoff bestehende Ballonhülle fest auf eine Grundfläche von Stahlrohren aufgeschraubt ist, so erfordert das Auseinandernehmen und der Transport dieser Teile viel Sorgfalt. Am leichtesten könnte das vollkommen unstarre Motorluftschiff des bayerischen Majors v. Parseval seine Leistungsfähigkeit bei einer großen Fahrt mit dem Winde feststellen. Wenn das Entweichen des Gases oder der Verbrauch des Benzins zu einer Landung zwingt, so könnte im Notfall der Rücktransport in ungefülltem Zustande auf zwei Landfuhrwerken oder in einem Eisenbahnwaggon ohne Schwierigkeit erfolgen. Auch die Füllung dieses unstarren Ballons mit Gas läßt sich auf freiem Felde bewirken, sofern Stahlflaschen mit Wasserstoffgas zur Stelle gebracht werden können. Da die Motorluftschiffe durch die eiserne Gondel und den eisernen Motor eine so große Last zu tragen haben, kann eine Füllung mit dem weniger leistungsfähigen Leuchtgas bei längeren Fahrten keine Verwendung finden. Bisher hat man Motorluftschiffe nur mit Wasserstoffgas gefüllt.

Alle drei Motorluftschiffe Deutschlands, die verschiedenen Systemen angehören, werden ihre Leistungsfähigkeit mit dem Winde wie gegen den Wind erst im Laufe der Zeit allmählich ausprobieren können. Sobald man an die Grenze der Leistungsfähigkeit kommt, setzt man mehr oder weniger das kostbare Material aufs Spiel. Es ist nur richtig gehandelt, wenn die Erfinder ihre neu erbauten Motorluftschiffe möglichst lange unversehrt erhalten wollen und mit ihnen erst die leichteren Experimente anstellen, bevor sie zu den schwierigeren übergehen. Die Ballonhalle ist für das Motorluftschiff noch nötiger als der Bahnhof für die Eisenbahn. Nur in der Ballonhalle kann der Ballon in gefülltem Zustande aufbewahrt werden. Auch das Füllen und Entleeren kann bei den starren und halbstarren Systemen eigentlich nur in einer Ballonhalle besorgt werden. Dieselbe Füllung kann mehrere Wochen in dem Motorballon bleiben. Nur muß ab und zu eine Nachfüllung erfolgen. Die Wasserstoffgasfüllung des Parsevalschen Motorballons, zu der 600 Stahlflaschen mit Wasserstoffgas benutzt werden, kostet 1200 Mark. Die Füllung des Zeppelinschen Riesenschiffes kostet fast das Vierfache, also mehr als 4000 Mark. Die hohen Kosten der Füllung lassen eine möglichst lange Ausnützung wünschenswert erscheinen. Auch der unstarre und halbstarre Motorballon kann in gefülltem Zustande nur in einer hohen Halle aufbewahrt werden. Bei dem riesenhaften Aluminium-Luftschiffe des Grafen Zeppelin ist die Halle auf jeden Fall erforderlich, einerlei, ob das Luftschiff gefüllt oder nicht gefüllt ist.

Bei den bisherigen Fahrten in Tegel erregte das Landen im besonderen Maße die Bewunderung der Zuschauer. Unmittelbar vor dem Landen muß sich das Motorluftschiff gegen den Wind drehen, um im Moment des Landens gegen den Wind anzufahren. Weder der Parsevalsche Ballon noch der Militärballon hat bisher bei starkem Winde gelandet. Die Landung erfolgte durchweg bei schwachem Winde und verlief so glatt, wie ein Freiballon fast nie

landet. Im Gegensatz zum Freiballon kommt das Motorluftschiff ganz langsam zur Erde. Das langsame Herabgehen wird durch die zigarrenartige Form und durch die horizontale Steuerfläche ermöglicht. Bei den Landungen in Zegel stand bisher regelmäßig das unübertrefflich geschulte Personal des Luftschiffbataillons zur Verfügung. 20—30 Soldaten sind im Augenblick der Landung zur Stelle, um das Schleppseil und später die Handtaue zu ergreifen. Unter diesen Umständen vollzog sich die Landung der eisernen Gondel im Gewicht von 1500 kg, einschließlich der Insassen, noch leichter als eine sogenannte Damenlandung des Freiballons. Solange der Ballon noch reichlich mit Gas gefüllt ist, läßt sich eine ruhige Landung bei dem Motorballon auch verhältnismäßig leicht bewerkstelligen. Wenn aber nach anstrengender Fahrt die Gasverluste groß sind, kann die eiserne Gondel sehr unsanft zu Boden kommen. Das Haushalten mit dem Gasinhalt ist also bei dem Motorluftschiff noch viel wichtiger als bei dem Freiballon. Wenn ein Versagen des Motors oder plötzlich auftauchende Überlegenheit des Windes ein Motorluftschiff zum Spielball eines starken Windes oder Sturmes macht, so können sich böse Zwischenfälle ereignen. Mancher Fabrikshornstein und mancher Dachgiebel wird noch von der eisernen Gondel eingeschlagen werden. Die Gefahr eines Versagens des Motors macht das Aufstellen von zwei Motoren eigentlich zur Pflicht. Es ist bekannt, daß das Zeppelin'sche Aluminium-Luftschiff bis jetzt überhaupt nur auf dem Wasser zu landen vermag. Aber auch auf dem Wasser dürfte eine Landung bei starkem Winde gefährlich werden. Da das Zeppelin'sche Luftschiff eine halbe Million Mark gekostet hat, wird bei jedem Experiment dieser Betrag riskiert. Aber auch für die Insassen in den beiden Gondeln unter der riesigen Alumintumhülle kann eine stürmische Landung gefährliche Folgen haben.

Bei allen bisherigen Motorluftschiffen wird die Leistungsfähigkeit durch das Entweichen des Gases in erster Linie begrenzt. Der Gasverlust verändert die pralle zigarrenartige Form der Ballonhülle und erschwert dadurch den Kampf mit dem Winde. Auf diese Grenze der Leistungsfähigkeit habe ich in meinem Buch „Die Eroberung der Luft“ (Berlin, Georg Siemens) bereits hingewiesen, um die in Frankreich aufgestellte Behauptung zu widerlegen, daß die „Patrie“ in einer Fahrt von 10 Stunden 450 km zurücklegen könne. Die nach Dauer und Entfernung längste Fahrt, welche bisher ein Motorluftschiff zurückgelegt hat, machte die „Patrie“ ohne Besatzung, als sie am Abend des 30. November 1907 bei Verdun vom Sturme den sie haltenden französischen Soldaten auf Nimmerwiedersehen entführt wurde. Am folgenden Tage, gegen 1 Uhr nachmittags, schlug sie mehrmals bei Belfast in Irland auf den Boden auf, um dann für immer in den Lüften zu verschwinden. Wenige Tage zuvor, am 23. November, war die „Patrie“ unter Führung des Hauptmanns Boyer in 6¼ Stunden von Chalais-Neudon bei Paris nach dem 240 km entfernten Verdun gefahren. Die an Dauer längste Fahrt hat bisher der deutsche Militärballon am 28. Oktober 1907 von Zegel bis über Brandenburg hinaus und zurück in 8 Stunden und 10 Minuten zurückgelegt. Große Leistungen nach Entfernung und Dauer darf man sich von dem im Bau begriffenen neuen deutschen Militärballon versprechen, der mehr als 4000 kbm Gasinhalt besitzen und zwei sehr leichte, aber außerordentlich leistungsfähige Motore tragen wird.

Die französischen Kriegsluftschiffe haben ebenso wie der deutsche Militärballon nur ein Ballonet (Luftfack). Der vollkommen unstarre Parzeval'sche Motorballon hat am vorderen wie am hinteren Ende je einen Luftfack, und

wird dadurch wohl leichter in der Lage sein, beim Entweichen des Gases die pralle Form durch Aufpumpen beider Ballonets mit Luft aufrechtzuerhalten. Die längste Luftreise hat bisher das Zeppelinische Aluminium-Luftschiff am 30. September 1907 gemacht, indem es über dem Bodensee eine Entfernung von 350 km zurücklegte. Die Aluminiumhülle wird durch das Entweichen des Gases nicht in ihrer Form berührt. Daher wird wahrscheinlich dieses starre Aluminiumsystem den unstarren und halbstarren Motorluftschiffen an Leistungsfähigkeit in Bezug auf die Länge und Dauer der Fahrt weit überlegen sein.

Das neue Aluminium-Luftschiff, dessen Bau der Graf Zeppelin in Friedrichshafen soeben beginnt, wird an Gasinhalt das Aluminium-Luftschiff Nr. 3 des Jahres 1906 noch wesentlich übertreffen. An Tragfähigkeit wird also das kommende Aluminiumschiff dem gegenwärtigen, das am 10. Oktober 1907 bereits 11 Personen getragen hat, noch weit über sein. Die Tragfähigkeit hängt in erster Linie von dem Gasinhalt ab. Es erscheint fraglich, ob das halbstarre und unstarre System sich schon in nächster Zeit wesentlich vergrößern läßt. Die „Patrie“ hatte zuletzt einem Umfang von 3600 kbm Gasinhalt. Bei dieser Größe konnte es noch vollständig manövrierfähig sein. Das unstarre Wellmannsche Polarluftschiff hat 7349 kbm Gasinhalt, aber bis jetzt hat es seine Leistungsfähigkeit noch durch keine Fahrt bewiesen. Die 11300 kbm Gasinhalt des Zeppelinischen Luftschiffes Nr. 3 bezeichnen das Minimum der für das starre System erforderlichen Größe. Das neue Aluminium-Luftschiff, welches nach Fertigstellung der neuen drehbaren Ballonhalle in der alten festen Ballonhalle bei Mangell am Bodensee erbaut wird, dürfte statt 12 etwa 13 Meter Durchmesser haben und infolgedessen befähigt sein, in den beiden vergrößerten Gondeln bequem 40 und mehr Personen zu tragen. Aber Schritt für Schritt muß bei jeder Vergrößerung der Nachweis erbracht werden, daß die Steuer- und Manövrierfähigkeit des Luftschiffes nicht leidet und sich nicht neue Mängel einstellen. Die deutsche Heeresverwaltung hat sehr recht daran getan, daß sie dem ersten Motorballon nur einen Gasinhalt von 1800 kbm gab. Nachdem die Konstruktion des Majors Groß sich bewährt hat, kann man sie in doppelter und dreifacher Größe neu bauen.

In meinem Buche „Die Eroberung der Luft“ habe ich den Motorluftschiffen auch die Eigenschaft zugesprochen, daß man auf ihnen künftig mit der größten Annehmlichkeit reisen wird. Bei den gegenwärtigen Motorluftschiffen trifft dieser Vorzug nur in sehr beschränktem Maße zu. Das Vergnügen des Luftfahrens wird nämlich wesentlich beeinträchtigt durch das Geräusch der Schraubenflügel, das Arbeiten des Explosionsmotors und die dadurch bewirkte Erschütterung der Gondel. Die Erschütterung ist wesentlich geringer, wenn der Passagier sich in einer zweiten Gondel befindet, in welcher der Motor nicht untergebracht ist. Bisher hat aber nur das Zeppelinische Luftschiff zwei Gondeln. Alle übrigen Luftschiffe haben nur eine Gondel, in welcher der Aufenthaltsraum der Fahrgäste nur durch eine Schranke von dem Motor getrennt ist. Das Klappern der Schraubenflügel hört man auch von der Erde aus bis auf eine Entfernung von 300–500 Metern.

Alle Verkehrsmittel, insonderheit das Dampfschiff und die Eisenbahn, haben sich seit ihrem Aufkommen beständig vervollkommenet. Die Mängel sind geringer und die Vorzüge größer geworden. Auch die heutigen Motorluftschiffe werden in wenig Jahren als sehr unvollkommene Fahrzeuge erscheinen.

Regierungsrat Rudolf Martin





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Ein Unmoderner über die moderne Bewegung

Die Erziehungs- und Frauenfrage sind miteinander verwandt wie Grund und Folge, Ursache und Wirkung. Der Rotschrei der „Frau“ in unsrer Zeit ist weiter nichts als ein kräftiges Erwachen des Tätigkeitstriebes. Die Frau fordert politische und bürgerliche Rechte und Berufe. Sollen wir's tabeln? Nicht den Drang zur Betätigung, wohl aber seine Äußerung. Warum fordert die Frau nicht den natürlichsten, heiligsten Frauenberuf zurück, der ihr gebührt: die Erziehung ihrer eignen Kinder! Warum jammert sie nicht: Gebt mir sie wieder, meine Lieblinge, die ich mit Schmerzen und Freude geboren! Der Moloch Schule hat sie ihr geraubt, oder besser, dem hat sie sie geopfert! Die Sorge ums tägliche Brot und die Bequemlichkeit treiben heute die Kinder in den frühesten Tagen des Lebenslages schon in die Bewahrschulen, Kindergärten und ähnliche Einrichtungen, daß es über sie kommt wie Nachtfrost im Mai. Und dann geht's in die eigentliche Schule, wo sie abseits vom eigentlichen Leben fürs „Leben“ herangezogen werden sollen. Aber seht euch um nach den Früchten! — Unsere Schulen sind voll Geschwäg geworden, seitdem man so eifrig auf die Suche gegangen ist nach Methoden; seitdem man alles interessant machen will und bestrebt ist, alle möglichen Fächer in die Schule hineinzupfuschen. Fragt mal die Lehrer, was sie heute alles den kleinen Köpfchen einpauken müssen! Vergleicht mal die Anzahl der Turn- und Spielstunden mit der der andern theoretischen Fächer! Und das beginnt schon in den untersten Klassen. — Zwei bis drei Stunden Lernzeit wäre reichlich bemessen für sechs- bis zehnjährige Kinder, wenn es wirkliche Arbeitszeit ist. Den Rest des Tages gehören sie der Mutter, die sich ihnen voll und ganz widmet; mit ihnen spielt und sich vergnügt; ihnen geeignete Beschäftigung gibt; mit ihnen Spaziergänge macht usw. Fordert eure Kinder zurück, ihr Mütter! Helft mit, daß wir nicht mehr keimende, sondern kräftig wachsende Pflanzen in unsern Schulen pflegen können. Leider haben wir die Sache verdreht; wenn die Schule aufhört, müßte sie gerade mit voller Kraft einsetzen. — Der Ursachen von diesen Mißzuständen gibt es mancherlei. Am meisten hat dazu die eigentümliche Entwicklung des Schulzwanges mitgewirkt. Die Not, das durch langjährige Kriege entstandene Elend hat in der ersten Zeit Fürsten veranlaßt, allen eine Erziehung durch die Schule zu ermöglichen. Besonders Luther hat manche dazu angeregt. Aber wenn man den Reformator wohl ver-

steht, merkt man sein ideales Ziel wohl: Schulen haben wir nötig, um sie später entbehren zu können! m. a. W.: bildet die jetzt lebende Generation, besonders die zukünftigen Mütter zu tüchtigen Erziehern, macht ihnen die Erziehung zu Pflicht und Ehre! — und uns allen ist geholfen. — Mütter! ruft eure Schwestern aus den Fabriken, Kontoren usw. heraus! Erzieht eure Knaben so, daß sie als Männer nicht dulden, wenn ähnliches Unrecht an späteren Geschlechtern geschehe! Zwingt mit Liebe die Männer und den Staat, daß sie sorgen für arme Mitschwestern; aber sorgt selbst dafür durch euren edlen Beruf, daß es deren so wenig wie möglich gibt. Laßt eure Kinder euch zum Segen werden, wie die Natur es will.

W. S. in A.



Zu dem Artikel „Zum Moltke-Garden-Prozeß“

in der offenen Halle von No. 3 des „Kürmers“ sei mir erlaubt, folgendes zu bemerken:

Ich verstehe vollkommen die Empörung jener Badenerin und ihrer Landsleute darüber, daß die Preußen, die sich rühmten, die Zustände der Armee reformieren zu wollen, ihnen dafür noch etwas viel Schlimmeres brachten, und ich stimme auch ihren nachherigen Ausführungen über das Verderben, welches dadurch über unser ganzes Volk gebracht wird, völlig bei; aber die Art, wie sie die damaligen Zustände im badischen Heer charakterisiert, hat denn doch meinen lebhaften Widerspruch hervorgerufen. Es ist mir unbegreiflich, wie man einen Artikel zur Bekämpfung der Unsitlichkeit schreiben und darin zum Teil eine so lage Moral vertreten, jene Verhältnisse so darstellen kann, als ob es sich dabei um etwas ganz Harmloses, Natürliches, ja etwas Reines und Gutes handle, daran eigentlich niemand einen Anstoß nehmen könne. Gewiß wird niemand bestreiten, daß der spätere Zustand leiblich und seelisch der größere Schade ist, aber ein sittlicher Schade ist das andre doch auch, und wenn in einem Volk derartige Verhältnisse so allgemein bekannt und anerkannt sind, wie es in jenem Aufsatz geschildert ist, wenn man sich so an sie gewöhnt hat, daß jeder sie als selbstverständlich hinnimmt und niemand mehr etwas Anstößiges dabei findet (so daß selbst eine junge Dame sie ihrem Eisherrn in den rosigsten Farben malt), so bedeutet das doch auch schon eine bedenkliche Abstumpfung des Volksgewissens, ein Gesunkensein der Volksittlichkeit. Die Anschauung, daß man von einem Mann auch völlige Reinheit verlangen könne, scheint gar nicht mehr zu existieren. Volkstot sagt aber einmal: solange wir von unsern Söhnen nicht dieselbe Reinheit verlangen wie von unsern Töchtern, ist uns nicht zu helfen. Das gilt auch von unserm deutschen Volk, und wenn man unlautere Verhältnisse derartig idealisiert, wie es in jenem Aufsatz geschieht, so klingt das doch auch sehr nach der „falschen Sittlichkeit, an welcher die halbe Welt krankt“!

Eine Preussin





Gardens Presse — Vanitas! — Blutige Saat

Go ist denn der Staat wieder einmal gerettet. „Warte nur, balde, und es hat überhaupt keine Kamarilla gegeben“ —: schrieb ich erst im Dezember-Tagebuch, und schon ist's Wahrheit geworden. Und dabei bilde ich mir auf diese Prophezeiung wirklich nichts ein! Wer unsere „öffentliche Meinung“ aus jahrzehntelanger persönlicher Beobachtung kennt, der wird auch ihre nächsten Entwicklungsstadien von Fall zu Fall mit ziemlicher Sicherheit einstellen können, ohne darum notwendig dem Größenwahn zu verfallen. Er kennt die Weise, er kennt den Text. Weiß man erst, von welcher Seite der Wind weht, dann braucht man auf die Wetterfahne kaum noch hinzusehen.

Garden hat seine vier Monate Gefängnis bekommen, und damit ist für das anständige und gebildete Deutschland erwiesen, daß alles, aber auch alles, was er behauptet hat, eitel Lug und Trug, Blendwerk der Hölle war. Diese beweiskräftigen, überzeugenden vier Monate haben zwar objektiv mit der Politik nur sehr äußerlich zu tun. Er hat sie vor allem bekommen, weil er — wie das Urteil ausführt — es unterlassen hat, medizinische Gutachten über den Geisteszustand jener Frau einzufordern, auf deren Mitteilungen er sich wesentlich stützte.

Garden war, wie die „Frankfurter Zeitung“ vom 4. und 6. Januar mit wohlthuender Ruhe und Sachlichkeit den Fall relapituliert, durch Schwening und dessen Gattin mit der Frau v. Elbe bekannt geworden. „Sie haben ihn erfucht, sich der Dame anzunehmen, und Schwening hat ihm dabei versichert, daß er sie für geistig klar und normal und für glaubwürdig halte. Es ist also Tatsache, daß der Herrn Garden befreundete Arzt Schwening Frau v. Elbe günstig beurteilte. Dasselbe haben, wie aus den Verhandlungen hervorging, auch andere getan, und im ersten Prozeß selbst hat die Ruhe und Sicherheit, mit der Frau v. Elbe ihre Aussagen machte, den Glauben an ihre Zuverlässigkeit befestigt. Nun hat sich aber das Bild

geändert. Aus den Angaben verschiedener Zeugen des zweiten Prozesses ergab sich, daß Frau v. Elbe eine kranke Frau ist, die an schwerer Hysterie leidet, und deren Aussagen daher nicht glaubwürdig sind. Und es ergab sich ferner, daß sie die Schuld an dem Unglück ihrer Ehe mit dem Grafen Moltke trägt — sofern man bei einer Kranken von Schuld sprechen kann. Demgemäß ist die Meinung, die man sich nach dem ersten Prozeß über den Grafen Moltke gebildet hat, zu rektifizieren. Man könnte sagen, daß er einen Fehler gemacht hat, eine Frau zu nehmen, deren Eigentümlichkeiten er schon in der Brautzeit einigermaßen kennen gelernt hatte. Aber das geht die Öffentlichkeit nichts an, die sich ja mit diesem Eheleben nur deshalb beschäftigte, weil es zur Begründung der Homosexualität des Grafen in Verbindung mit den politischen Punkten herangezogen worden war. Da die Begründung der Homosexualität des Grafen im zweiten Verfahren mißlungen, hat die Öffentlichkeit keinen Anlaß mehr, auf diese Seite der Sache weiter einzugehen. Graf Moltke als Mensch ist rehabilitiert. Aber Harden hatte Grund, der Frau v. Elbe zu glauben, und darf daher die *hona fides* für sich in Anspruch nehmen.

Das kann er auch aus anderen Gründen. Die Art und Weise, wie die Angegriffenen auf seine Artikel reagierten, bleibt nach wie vor recht merkwürdig. Nur Graf Moltke klagte; auch er erst dann, als ihm nichts anderes mehr übrigblieb. Fürst Eulenburg aber, gegen den Hardens Artikel hauptsächlich gerichtet waren, begnügte sich mit einer Selbstanzeige, bei der gar nichts herauskommen konnte, da ja Harden niemandem Verfehlungen gegen das Strafgesetzbuch vorgeworfen hatte. Und noch mehr: Freiherr v. Berger hat im Interesse Eulenburgs mit Harden verhandelt. Freiherr v. Berger hat nun allerdings bekundet, daß er dies aus eigener Initiative getan habe. Aber das kann nicht genügen. Denn offenbar wurde dann Fürst Eulenburg von dieser Aktion unterrichtet, und da gab es für ihn nur eines, das in Ordnung gewesen wäre: er hätte Baron Berger ersuchen müssen, diese Interventionen zu unterlassen und Harden zu benachrichtigen, daß er damit nicht einverstanden sei. Nur so hätte Harden den Eindruck gewinnen können, daß Eulenburg keine Angriffe zu scheuen habe. Tat aber Eulenburg das nicht, so mußte Harden in seiner Meinung bestärkt werden. Und was noch ganz besonders dazu beitrug, das war der Umstand, daß die Angegriffenen plötzlich beim Kaiser in Ungnade fielen. All dies konnte recht wohl, auch abgesehen von den Informationen der Frau v. Elbe, die Meinung über den Liebenberger Kreis festigen, die bis auf Bismarck zurückgeht. Und soweit die politische Seite der Sache in Betracht kommt, können nur politische Rinder annehmen, daß sie durch das neue Verfahren als Fabel erwiesen sei. Ob man die um Eulenburg eine Kamarilla nennen will oder nicht, darauf kommt wirklich wenig an. Aber daß Eulenburg neben den Reichskanzlern und Ministern großen Einfluß ausgeübt hat, das ist gar manchen eine so bekannte Tatsache, daß



Isoldes Liebestod



Franz Stassen

Aus dem bei Fischer & Franke in Berlin erschienenen Mappenwerke (12 Bilder) „Tristan und Isolde“ von Franz Stassen

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

kein Prozeß sie beseitigen kann. Dieser Einfluß ging nicht auf Fragen der Gesetzgebung und Verwaltung im einzelnen, wohl aber auf die Besetzung hoher Posten, und das ist mehr als jenes. Warum sind denn alle Reichskanzler zornig geworden, wenn ihnen der Name Eulenburg genannt wurde? Sie wußten warum. Sie wußten auch, daß der Kaiser durch die übermäßige Verehrung, die der Liebenberger Kreis ihm entgegenbrachte, in seiner Neigung, nach eigenem Gutdünken zu handeln, bestärkt wurde, was ja die Tätigkeit seiner verantwortlichen Ratgeber schon oft erschwert hat.

So waren also manche Momente vorhanden, die Harden zu seinem Vorgehen veranlassen konnten. Wenn wir dies sagen, so sind wir uns bewußt, diesem Publizisten gegenüber die größte Objektivität zu betätigen. Wir haben seit Jahr und Tag kein Hehl daraus gemacht, daß uns Harden nichts weniger als sympathisch ist. Wir goutieren weder seine Richtung noch seinen Stil und seine ganze Art und Weise. Aber wir lassen uns von diesen Gefühlen nicht in der Weise gefangennehmen, wie es andere, die sie teilen, leider getan haben. Man muß erstaunt, eigentlich bestürzt sein über die Beurteilung, die Harden während dieser ganzen Sache im größten Teil der Presse gefunden hat. Kein Verständiger konnte annehmen, daß man Harden Triumphbogen bauen werde. Dazu müßte er in der Tat ein anderer Mann mit anderem Vorgehen sein. Aber das, was ihm diesmal angetan wurde, das hat er nicht verdient. Aus Ärger über den Erfolg, den Harden im ersten Prozeß davongetragen hatte, ging ein liberales Blatt so weit, die Öffentlichkeit des Verfahrens und die Institution der Schöffengerichte überhaupt anzugreifen. Wohin soll es führen, wenn Grundforderungen eines Falles wegen preisgegeben werden? Auch Harden hat Anspruch darauf, recht und billig beurteilt zu werden. Und wenn man dies tut, so muß man sagen, daß auch nach dem neuen Verfahren kein Grund vorliegt, ihn zu schmähen. Mag sein, daß seine ganze Aktion nicht bloß von reinen politischen Motiven geleitet gewesen sei; wer kann das wissen? Aber der Effekt nach dem ersten Prozesse war politisch erfreulich, und wenn sich beim zweiten Verfahren herausstellte, daß er teilweise geirrt habe, so hat er doch die bona fides für sich. Man mag über Harden denken, wie man will. Aber ihn gerade in diesem Falle bei den Ohren zu nehmen, das ist nicht gerechtfertigt.

Auch der Oberstaatsanwalt hat dem Angeklagten die bona fides wiederholt zugesprochen. Die Urteilsbegründung sagt nichts davon, sie ist also schärfer, als es der öffentliche Ankläger sein wollte. Im Urteil selbst stimmen allerdings Staatsanwalt und Gericht überein: dem Antrage gemäß wurde Harden zu vier Monaten Gefängnis und in die Kosten beider Prozesse verurteilt. Das natürliche Empfinden wird dieses Urteil seiner Härte wegen nicht verstehen. Man begreift es, daß Harden verurteilt wird, wenn das Gericht annimmt, daß er Moltke beleidigt habe und der Wahrheitsbeweis nicht geglückt sei. Harden hat zwar wieder betont, daß er Moltke gar nicht

habe beleidigen wollen und in seinen Artikeln tatsächlich keine Beleidigung liege. Aber dem stimmte schon das Schöffengericht nicht bei und die Strafkammer nahm überdies Beleidigung in höherem Grade als das Schöffengericht an. Da nun der Wahrheitsbeweis diesmal negativ ausfiel, mußte allerdings eine Verurteilung Hardens erwartet werden. Aber nicht diese Härte! Merkwürdig wie sie ist auch das Vorgehen des Oberstaatsanwalts. Während jedem Schutzmann öffentliche Klage zugestanden wird, ist sie ursprünglich dem General Moltke verweigert worden, und erst nachdem das Schöffengericht gesprochen hatte, griff der Oberstaatsanwalt ein, so daß ein ganz neues Verfahren entstand. Außerdem hat er im Verlaufe des Prozesses in einer Weise für den Zeugen Eulenburg sich ins Zeug gelegt, wie sie nie erhört worden ist... Welch eine Wendung! Im ersten Prozeß der in Unnade gefallene Kläger öffentlicher Hilfe bar, der Angeklagte, man möchte fast sagen: favorisiert; im zweiten Prozeß nicht nur der Nebenkörper, sondern auch Eulenburg überschüttet mit Ehrenerklärungen von der Seite der öffentlichen Gewalt, und Harden in Grund und Boden verdonnert. Unwillkürlich sucht man Motive in den Imponderabilien, denen Menschen ausgesetzt sind, auch wenn sie meinen, nach bestem Wissen und Gewissen zu urteilen. Es wird interessant sein, zu sehen, ob Moltke und Eulenburg wieder in Gnaden aufgenommen werden.

Der erste Prozeß Moltke-Harden, der vor dem Schöffengericht verhandelt wurde, nahm einen für deutsche Verhältnisse ganz ungewöhnlichen Verlauf. Hier verhielt sich einmal der vorsitzende Richter genau so, wie es in den letzten Jahren von den Freunden einer fortschrittlichen Reform des Strafprozesses mit immer stärkerer Einmütigkeit verlangt worden ist: er betrachtete es nicht als seine Aufgabe, den Ankläger in seinen Bemühungen zu unterstützen, sondern ließ dem Angeklagten volle Freiheit der Verteidigung; er ließ den Prozeß als einen Streit zweier gleichberechtigter Parteien vor seinen Augen sich abspielen und gab dann auf Grund des so vorgeführten Prozeßstoffes gemeinsam mit den beiden beisitzenden Schöffengerichtern seinen Spruch. Vielleicht war eine solche Leitung der Verhandlung nur möglich, weil es sich um eine Privatklage handelte, in der ein Privatmann und sein Rechtsanwalt als Ankläger fungierten, nicht aber der Staatsanwalt, dem eine Reihe von Vorrechten vor der Verteidigung von Gesetzes wegen eingeräumt sind. Wie dem auch sei, es lag hier der seltene Fall vor, daß ein Angeklagter, der einer schweren Beleidigung eines sehr hochstehenden Mannes beschuldigt war, vor Gericht uneingeschränkte Bewegungsfreiheit hatte und durch keinerlei richterliche Zurechtweisung in seiner Verteidigung behindert wurde. Das war ein erfreuliches Schauspiel, und wenn jetzt nach der zweiten Verhandlung verschiedene Blätter mit einem mißbilligenden Seitenblick auf den Amtsrichter Kern die Feststellung für nötig halten, daß es noch Richter in Berlin gebe, so meinen wir, daß ein Vergleich der in den beiden Verhandlungen vom Gericht bekundeten mora-

lischen Qualitäten nicht zuungunsten des ersten Richters auszufallen braucht. Auch der erste Richter — und vielleicht gerade er — hat eine durchaus unabhängige Gefinnung erkennen lassen, und das Verdienst dieses Mannes wird dadurch nicht aufgehoben, und die Vorzüge seiner Methode werden dadurch nicht widerlegt, daß sich das erste Urteil aus besonderen Gründen nachträglich als Fehlspruch erwiesen hat. Es ist richtig, die erste Verhandlung hat kein richtiges Bild von der Sachlage gegeben, und es ist jetzt klar, daß der Amtsrichter Kern einen Fehler begangen hat, als er die Beweisaufnahme schloß, ohne alle von den Parteien benannten Zeugen gehört zu haben . . . Wenn aber jetzt vielfach der erste Richter wie ein dummer Junge behandelt wird, der in seinem Unverstande gerade den wichtigsten Teil der Beweisaufnahme abgeschnitten habe, so muß doch gefragt werden: Wer ist denn in erster Linie schuld daran, daß der Amtsrichter die Beweisaufnahme für erschöpft hielt? Es wäre gewiß falsch, dem Grafen Moltke wegen seines Verhaltens in der ersten Verhandlung jetzt Vorwürfe zu machen, aber objektiv war die Sache doch so, daß seine unsichere Haltung, seine unentschlossene Verteidigung den Glauben an die Zuverlässigkeit der Frau v. Elbe außerordentlich nahelegen mußte. Es scheint, daß dies Schwanken aus einer Vornehmheit der Gefinnung hervorging, die ihm wirklich, wie er es einmal ausdrückte, gegenüber den Anklagen seiner früheren Frau das Wort im Munde ersterben ließ, des weiteren aus einer sehr weitgehenden Hilflosigkeit im prozessualen Parteikampf, mit dessen Bedingungen er vermutlich völlig unvertraut war. Daraus und nicht aus irgendwelcher Leichtfertigkeit des Richters erklärt sich der vorzeitige Schluß der damaligen Verhandlung. Ein Makel kann den ersten Richter deswegen nicht treffen.

Immerhin, die erste Verhandlung hat, wie man jetzt weiß, keine genügende Aufklärung gebracht, und es war notwendig, das Veräumte nachzuholen. Aber hätte es nicht ebensogut in der Berufungsverhandlung des Privatklageverfahrens nachgeholt werden können? Tausend- und aber tausendmal ist das Verlangen nach der Berufung damit gerechtfertigt worden, daß durch sie dem Angellagten, der erst aus der Verhandlung oder dem Urteil der untern Instanz Klarheit über die gegen ihn aufgetürmten Verdachtsmomente bekommt, Gelegenheit gegeben werde, diejenigen Entlastungsbeweise herbeizuschaffen, die er in der ersten Instanz nicht benutzt hat, weil er nicht wußte, was auf dem Spiel stand. Das gilt natürlich entsprechend auch für den Privatkläger in Beleidigungsprozessen, und der Prozeß Moltke-Harden ist ein Musterbeispiel dafür, wie völlig ein Privatkläger, der sich reinigen will, vor der Wucht eines unerwartet gegen ihn aufgefahrenen Beweisgeschützes die Kraft der Abwehr verlieren kann, und wie notwendig es auch für ihn ist, die Möglichkeit einer zweiten Verhandlung zu geben, auf die er sich rüsten kann. Graf Moltke mußte, um das Urteil des Schöffengerichts zu entkräften, die Glaubwürdigkeit der Frau v. Elbe erschüttern. Sein Eid konnte dazu nach dem Verlauf der ersten Verhandlung nicht ge-

nügen, und das sonstige Material konnte er mit Hilfe eines seiner Aufgabegewachsenen Rechtsbeistandes in der Berufungsverhandlung des Privatklageverfahrens ebensogut verwerten, wie es im Wege der öffentlichen Klage verwertet worden ist. Es war nicht nötig, dazu nach dem Staatsanwalt zu rufen, wie es nach dem ersten Urteil ein großer Teil der Presse getan hat. Was hat denn der Staatsanwalt in diesem zweiten Prozeß geleistet, was nicht geradefogut Graf Moltke mit dem Justizrat Sello hätte leisten können? Der Entlastungsbeweis für den Grafen Moltke ist kein Produkt staatsanwaltshaftlichen Überscharffinns, sondern er ist das Werk der Zeugen, die den Zustand der Frau v. Elbe genau kannten und deren Benennung naturgemäß Sache des Nebentägers war. Trotzdem hat das Eingreifen des Staatsanwalts in den Prozeß einen Teil auch der liberalen Blätter in eine schwer begreifliche Begeisterung versetzt, und sicherlich hat die Staatsanwaltschaft seit langem keine so gute Presse mehr gehabt wie in den letzten Wochen. Eine wahre Sehnsucht nach der starken Hand eines energisch die Zügel führenden Staatsanwalts tauchte in diesen Blättern auf, und so kam es denn, daß man die zweite Verhandlung, die den Angeklagten streng ‚in seinen Schranken‘ hielt und ihn von vornherein fühlen ließ, daß er einen scharfen Richter und einen seiner Macht bewußten Staatsanwalt vor sich habe, daß man diese zweite Verhandlung bedingungslos über die erste stellte und alles, was in ihr vom richterlichen und staatsanwaltshaftlichen Tische aus geschah, für wohl und gut befand.

In Wahrheit ist das zweite Verfahren durchaus nicht so unanfechtbar, wie es jetzt vielfach dargestellt wird. Die Beurteilung des Prozesses wird dadurch erschwert, daß er zum größten Teil hinter verschlossenen Türen geführt worden ist. Wir halten diesen weitgehenden Ausschluß der Öffentlichkeit für einen Fehler, der deshalb besonders unangenehm wirken mußte, weil in der ersten Verhandlung alle erheblichen Zeugen in voller Öffentlichkeit vernommen worden waren. Soweit man unter diesen Umständen ein Urteil fällen kann, darf man zunächst anerkennen, daß die Verhandlung, wenn auch scharf, so doch im großen und ganzen sachlich und erschöpfend gewesen ist. Auf den Gesundheitszustand des Angeklagten wurde eine gewisse Rücksicht genommen, und der Staatsanwalt hat sogar — wohl in der Absicht, sich als modernen Menschen zu geben — in sein Plaidoyer einige Elogen auf den Angeklagten einfließen lassen, die nicht nach jedermanns Geschmack sind. Aber das waren äußerliche Freundlichkeiten; das, worauf es ankommt, der Strafantrag und das Urteil, waren streng und ließen keine entsprechende Würdigung der dem Angeklagten günstigen Momente erkennen. Wichtiger noch ist, daß das zweite Verfahren — und namentlich das Verhalten des Staatsanwalts in ihm — in prozessualer Hinsicht zu mancherlei Einwänden nötigt. Die Bedenken beginnen schon mit der Übernahme des Verfahrens durch den Staatsanwalt. Es würde niemanden gewundert haben und hätte nach der Lage unserer Gesetzgebung auch nicht weiter befremden können, wenn der Staatsanwalt im vergangenen Sommer,

als Graf Moltke seinen ersten Strafantrag stellte, die öffentliche Anklage gegen Harden eingeleitet hätte. Der Staatsanwalt lehnte seine Beteiligung ab, und das ist damals allgemein so aufgefaßt worden, daß man an maßgebender Stelle eine Gerichtsverhandlung wünsche, die dem Angeklagten volle Freiheit der Beweisführung lasse und den Kläger ganz auf sich selbst und seine Entlastungsgründe stelle. Dieser Glaube mußte entstehen, und deshalb mußte es einen sehr schlechten Eindruck machen, daß nun plötzlich nach der ersten Verhandlung, als ein gewisser Stimmungswechsel eingetreten war, der Staatsanwalt sich eines anderen besann. Herr Isenbiel hat diesen Sinneswechsel wiederholt damit zu begründen versucht, daß das „öffentliche Interesse“, das die Voraussetzung der öffentlichen Klage ist, erst im Laufe der schöffengerichtlichen Verhandlung zutage getreten sei; aus den ausführlichen Prozeßberichten ist uns aber nichts entgegengetreten, was diese Behauptung irgendwie plausibel machen könnte. Nach dem ganzen Verlauf der Sache ist es auch völlig unmöglich, das verspätete Eingreifen sachlich und überzeugend zu rechtfertigen; denn das war doch von vornherein klar, daß in diesem Prozeß nicht nur über die privaten Beziehungen des Grafen zum § 175, sondern über vieles mehr verhandelt würde, über sein Verhältnis zum Fürsten Eulenburg, über Kamarilla und Tafelrunde. Diese Dinge sind es, die dem Fall seine hervorragende allgemeine Bedeutung verliehen haben, nicht die Ehescheidungsakten, die erst indirekt durch jene Umstände ein Interesse für die Öffentlichkeit erhielten. Herr Isenbiel hat ja übrigens durch die Art, wie er sein Eingreifen des näheren gerechtfertigt hat, sehr klar erkennen lassen, welches die wirklichen Gründe seines Vorgehens waren. Er hat gesagt, nach der ersten Verhandlung habe er den Eindruck gehabt, daß dem Grafen Moltke sein Recht nicht geworden sei; diese Verhandlung habe auf ihn einen so schlechten Eindruck gemacht, daß er die Übernahme des Verfahrens für notwendig gehalten habe. Der Staatsanwalt mag es bestreiten oder nicht, mit solchen Wendungen maßt er sich eine Oberzensur über die Urteile der Gerichte an, zu der ihm kein Gesetz irgendwelche Handhabe bietet. Bei solcher Auffassung kann es nicht wundernehmen, daß der Staatsanwalt die in der Presse und von zahlreichen Rechtsgelehrten erhobenen Bedenken gegen die von ihm gewählte Form des Eingreifens nicht teilt. Er hat das Verfahren nicht in dem Stadium übernommen, in dem es sich zur Zeit seines Eingreifens befand, sondern er hat es einstellen lassen und ein ganz neues Verfahren eingeleitet. Das entspricht allerdings der Rechtsprechung des Reichsgerichts; es bleibt aber bestehen, daß diese Art des Eingreifens der Staatsanwaltschaft die Möglichkeit der einfachen Kassierung von Gerichtsurteilen gibt, und das entspricht keinesfalls der Stellung dieser Behörde gegenüber den Gerichten . . .“

Auch die „Rölnische Zeitung“ meint, es sei ein gar zu billiger Treppentwisch, heute, nach den Vorgängen des Prozesses, Harden zu verhöhnern, weil er geglaubt hat, was Bismarck ihm mehr als einmal sagte, was ihm

dessen Vertrauensmann Schweningner, was ihm die Richte des Grafen Moltke und schließlich die Gattin des besten Freundes des Fürsten Eulenburg bestätigte. Bei alledem sollte doch auch berücksichtigt werden, daß der Publizist in Deutschland nicht auf Rosen gebettet ist und daß es an einer Würdigung der wahren Bedeutung der Presse auch in diesem Prozeß gefehlt habe und nach Lage unserer Gesetzgebung fehlen mußte.

„So konnte das Gericht es sich mit der Prüfung der Frage, ob Harden der § 193 zuzubilligen sei, ob er in Wahrnehmung berechtigter Interessen gehandelt habe, leicht machen, weil in Deutschland der Gesetzgeber die Presse nicht als eine öffentliche Einrichtung anerkennt. An der Tatsache, daß es das Wesen der Presse und somit die Berufspflicht des Redakteurs ist, öffentliche Interessen zu vertreten, geht das Gesetz unbekümmert vorüber; es zwingt den Journalisten, vor Gericht die Wahrheit, daß er öffentliche Interessen vertritt, zu verleugnen und verlangt von ihm den Nachweis, daß ihn die Sache des A. oder B., die er im Interesse der Öffentlichkeit in seinem Blatte behandelt, persönlich nahe angeht. Er muß sich also egoistische, vielleicht aus Anmoralische streifende Beweggründe von Gesetzes wegen konstruieren, wo er tatsächlich aus moralischen und idealen Motiven gehandelt hat.“

„Der öffentliche Ankläger, der Vertreter des Nebenklägers hatten ein leichtes Spiel“, schreibt der „Vorwärts“. „Denn der Gegner leistete keinen Widerstand mehr — die Verteidiger Hardens hatten auf eiligem Rückzug die Waffen von sich geschleudert, und ihr einziges Ziel war nur noch eine halbwegs erträgliche Kapitulation. Wie so ganz anders denn vor dem Schöffengericht klang die Rede des streitbaren Justizrats Bernstein diesmal. Alles, was im ersten Prozeß behauptet wurde, ward preisgegeben. Der Justizrat Kleinholz zerstörte am Schlusse sogar die Grundlage des Hardenschen Feldzuges, erkannte an, daß es keine Gruppe Eulenburg, keine Kamarilla der Rynäden gegeben hat (? D. E.). Nichts blieb, als der gute Glaube Hardens und sein edler Drang, das Vaterland zu retten aus freilich nur eingebildeter, nur in seiner und einiger anderer Leute Phantasie bestehender Gefahr. Das und die Verdienste Hardens um die Aufdeckung der Taten der Hohenau und Lynar und die Enthüllung der Orgien in der Adler-Villa waren die letzten Deckungen der Verteidigung.“

An großen Worten hat es freilich trotzdem nicht gefehlt. Von einer Pyramide des Ruhms sprach Justizrat Kleinholz, die Herrn Harden errichtet worden sei, — den glühenden Patrioten, den selbstlosen Vaterlandsfreund, den wahrhaftigen Menschen, der vor Gericht nie die Unwahrheit gesagt, der um höherer Rücksichten willen, aus den edelsten Motiven auch jetzt noch nicht alles sage, was er wisse, pries Herr Bernstein. Auch die patriotische Pauke ward wieder geschlagen, wenn auch gedämpfter denn damals vor dem Schöffengericht. Der Versuch, Deckung im Schatten der Majestät zu finden, fehlte nicht, war aber doch nur ein sehr abgeblaßtes Abbild der drastischen Beschwörungen, womit Herr Bernstein im ersten

Prozeß den Schöffen zugefetzt hat. Sein Partner Kleinholz war etwas unvorsichtig, als er die begeisterten Scharen der Hardenverehrer, die im Oktober das Kriminalgericht umlagerten, als Vertreter der Volksstimme und als Schwurzeugen für die Reinheit seines Klienten aufrief. Denn damit wurde der Zuhörer daran erinnert, wie schnell dieser Chorus, der den ‚Retter des Vaterlandes‘ hochleben ließ, zerstoßen ist. Es ist ein gewagtes Stück, Massen sensationshungriger Gaffer als Volk drapieren zu lassen. Der Dank, den das Vaterland nach Herrn Kleinholz dem Herausgeber der ‚Zukunft‘ schuldig ist, ist bei diesen Leuten einzutassieren. Es ist freilich anzunehmen, daß nicht mehr viel herauskommen wird. Den Herren Verteidigern muß zugute gehalten werden, daß die Gegenseite mit ähnlichen Schaumschlägereien nicht gespart hat. Der Herr Oberstaatsanwalt sah die Legende von der Ramarilla restlos zerstört und auch den Fürsten Eulenburg von allem Verdacht, jemals des Deutschen Reiches Politik unverantwortlich beeinflusst zu haben, gereinigt.“

Die „Düsseldorfer Zeitung“ bemerkt mit Recht, daß eine Reihe von Berliner Blättern das Urteil in schlecht verhehlter Schadenfreude schon seit Tagen im voraus verkündet und dem Urteilspruch gierig vorausgegriffen hatte; niemals sei die alte gute Regel, das schwebende Verfahren nicht mit vorelliger Beurteilung zu beeinflussen, so rückhalt- und schamlos beiseite geschoben worden. Das Düsseldorfer Blatt fragt auch, ob denn Frau v. Elbe, wenn ihre Hysterie ihre Glaubwürdigkeit beeinträchtigt, gerade im ersten Prozeß die Unwahrheit und im zweiten die Wahrheit gesagt haben müsse, und ob es nicht auch umgekehrt sein könne: „Und erfindet eine hysterische Frau, der die Politik im allgemeinen recht fern lag, Dinge, wie den vielberufenen Rosenamen ‚Liebchen‘ für einen hohen Herrn, Dinge, wie die tägliche Berichterstattung vom Hofe nach Liebenberg, kennzeichnende Äußerungen wie die: ‚Wir haben einen Ring um S. M. gebildet‘? Und zum Schluß: — die Taschentuchszene hat sie nicht erfunden. Aber wir sollen glauben, das sei eine letzte Prüfung gewesen, mit der der Gatte ihren Seelenzustand habe ergründen wollen?“

Die „Berliner Morgenpost“ glaubt feststellen zu dürfen, daß fast die gesamte deutsche Presse sich an der Niederlage Hardens, noch ehe sie komplett war, wie an einem Freudenbecher gelabt habe: „Wenn das die reaktionäre Presse tat, so kann man das verstehen, denn sie hat zwei Gründe dazu, die in Richtung ihrer Bestrebungen lagen. Erstens einmal ist sie der Pressefreiheit schlechthin sehr wenig hold und freut sich, aus wirklichen oder vermeintlichen Übergriffen die Berechtigung reaktionärer Gesetze ableiten zu können. Zweitens aber griff die ganze Sache, wiewohl Harden die Absicht dazu verneinte, tatsächlich in die Substanz der konservativen Staatsanschauung, die sich auf die ‚Autorität‘ stützt. Trotz aller Heimlichkeiten des zweiten Prozesses ist durch diese Affäre ein gutes Stück Autoritätsglauben in die Brüche gegangen. Das ist ein empfindlicher Verlust für die Gesamtheit des konservativen Gefühlslebens.“

Daß aber die liberale, demokratische und selbst die sozialdemokratische Presse, anstatt die gewichtigen politisch-ethischen Erziehungsmittel dieser Affäre zu würdigen, sich schlanke auf den Angeklagten Harden verbiß und dessen Motive verdächtigte, das beweist aufs neue jenen Mangel an politischem Positionsgesühl, der die deutsche Opposition nie zu etwas Rechtem kommen läßt. Rein journalistisch genommen, ist Herrn Harden etwas widerfahren, was vielen oppositionellen Journalisten schon passiert ist und noch jedem passieren kann. Harden hat von einer Seite, die ihm als glaubwürdig erschien, gehört, daß unter den Männern, an deren Kamarillazugehörigkeit damals niemand zweifelte, allerlei geschlechtlich-perverse Neigungen obwalteten. Leute dieser Art erschienen ihm nicht als geeignet, Einflüsse auf die Geschicke des Vaterlandes auszuüben; diese Meinung würden viele geteilt haben. Vergeblich haben sich Politiker verschiedener Richtung abgemüht, den ihnen als unheilvoll erscheinenden Einfluß der ‚Kamarilla‘, an die sie fest glaubten, zu brechen. Herr Harden meinte nun, in der vermeintlichen Homosexualität der Beteiligten die Handhabe zu besitzen, um sie aus dem Sattel zu heben. Unter den Beteiligten befand sich der Graf Runo Moltke. Gegen diesen ist Hardens Hauptzeugin, die Frau v. Elbe; aber es stellt sich heraus, daß sie nervös krank, hysterisch ist. Ihre Angaben erscheinen unzuverlässig, schließlich fällt sie selbst um, und damit der ganze Beweis gegen Moltke. Glaubwürdig mußte Frau v. Elbe schon deshalb dem Angeklagten erscheinen, weil die Mitteilungen, die sie machte, sich ganz in den Richtungen der Bekundungen bewegten, die ihm von anderer Seite über den Liebenberger Kreis gemacht worden waren. Bismarck, unter dessen suggestivem Einflusse Harden wie tausend andere stand, hatte die Liebenberger in gleichem Sinne charakterisiert. Herr Dr. Paul Eiman erklärt sich bereit, das zu bestätigen; aber als es zum Eide kommt, fällt er um! Ist das nicht am Ende die alte Journalistentragödie, die sich täglich vollzieht, hier aber einmal auf dem breitesten politischen Hintergrunde sich abspielte? Leichtfertig ist Harden gewiß nicht vorgegangen, aber schließlich kann ein Journalist doch nicht auf eigene Faust seine Gewährsmänner eidlich vernehmen, noch kann er an ihnen ärztliche Diagnosen stellen, ob sie nicht gar hysterisch seien, wozu im Falle der Frau v. Elbe um so weniger Anlaß geboten war, als diese Dame dem Angeklagten durch einen Arzt, den Professor Schweningen, zugeführt worden war.

Es ist beschämend für jene liberale Presse, daß der Staatsanwalt die Dienste, die sie ihm zu leisten sich täglich abquälte, mit der Beste vornehmen Widerwillens zurückwies, und dem Angeklagten, für dessen Bestrafung er rücksichtslos eintrat, eine gerechte Würdigung zuteil werden ließ. Vielleicht kommt einmal ein anderer Staatsanwalt, der die freiwilligen Frontnechte der Anklage an dem Strick aufhängt, den sie sich selber gedreht haben . . .“

Nach dem Vorgehen des nationalliberalen Abgeordneten Geheimrat Professor Dr. Paasche im Reichstage und den sich daran schließenden Be-

gebenheiten darf die Stellung des offiziellen Parteiblattes, der „National-liberalen Korrespondenz“, besonderes Interesse beanspruchen:

„Herr Harden steht uns politisch fern. Wir wüßten nicht viele Punkte aufzuzählen, in denen wir mit ihm übereingestimmt hätten! weit mehr, wo wir ihm je und je widersprochen haben; noch andere, wie seine Vorstellungen von der ungebrochenen russischen Macht, die uns schlechthin gefährlich erschienen sind. Aber derlei Meinungsverschiedenheiten haben doch nichts mit dem Kampf zu tun, den Herr Harden geführt hat und in dem er — wenigstens zu einem Teil — jetzt unterlegen ist. Ob Herr Harden (das Strafkammerurteil in allen Ehren) schon in den Zukunftsartikeln den Grafen Runo Moltke beleidigt hat, möchte zweifelhaft sein. Daß es durch den vor dem Schöffengericht geführten Beweis und durch manche Rede, die damals vor den Urjassen gehalten wurde, geschehen ist, darf als sicher gelten. Man kann also dem Grafen Runo Moltke, dessen Name im Sommer von den unterschiedlichsten Kommentatoren der Zukunftsaufsätze (von denen der eine sich immer eingeweihter gab als der andere) durch die Blätter gezerrt worden ist, Genugthuung und Rechtfertigung von ganzem Herzen gönnen. Man kann meinetwegen sogar so weit gehen, das Strafmaß — diese vier Monate Gefängnis für einen seit Jahren schwer leidenden Menschen — für angemessen zu erklären. Aber man hat unseres Erachtens kein Recht, im selben Atemzug Herrn Harden zu beschimpfen. Der ist in einem Falle getäuscht worden; hat geglaubt, wo er vielleicht nicht hätte glauben sollen. Aber ist Irrren eine Schmach? Und ist Herr Harden ein Spezialist für Nervenkrankheiten, dem eine falsche medizinische Diagnose zur Unehre gereichen müßte?

Alle andern Dinge aber — das wolle man freundlichst nicht übersehen — sind doch überhaupt nicht klargestellt worden. Der Prozeß ist von der Strafkammer als Bagatelprozeß geführt worden, als die gewöhnliche Beleidigung eines Mannes, der zufällig so hochgestellt oder so beamtet ist, daß die Kgl. Staatsanwaltschaft sich für die Restituierung seiner Ehre interessiert. Nur einmal ist der Herr Oberstaatsanwalt aus der Rolle gefallen: an den beiden letzten Tagen des Prozesses, da er seine immerhin merkwürdige Rede auf den Zeugen Fürst Eulenburg hielt. Aber bei dieser Taktik des öffentlichen Anklägers wird man es uns nicht verübeln dürfen, wenn wir vermeinen: der politische Hintergrund, auf dem die inkriminierten Aufsätze sich aufbauten, sei noch immer nicht gelichtet. Dabei legen wir wenig oder gar kein Gewicht auf die Drohungen, die in den letzten Tagen laut geworden sind. Das ist wirklich nur noch eine Frage, die nur die Kgl. Staatsanwaltschaft und — den Fürsten Eulenburg interessiert. Hat Herr Harden weiteres, gravierendes und unzweideutiges Material, so soll er sich unverzüglich an den öffentlichen Ankläger wenden. Im andern Fall wird er's dem Fürsten Eulenburg nicht verdienen können, wenn der nun sein Haupt so kühnlich trägt, als sein Gesundheitszustand ihm das nur irgend gestattet.

Aber daß Fürst Eulenburg der politische Lichtalbe gewesen ist, als den ihn nun hundert besederte Säger in der Presse preisen (erheiternderweise auch solche, die ihn ehedem nicht oft genug schmähen konnten), ist vor der Strafkammer nicht erwiesen worden. Und es ist vor allem nicht erwiesen worden, daß Herr Harden seine im tiefsten Grunde doch politischen Angriffe aus Standsucht oder Erwerbzigier oder aus irgendwelchen unlauteren Motiven erhoben hat. Wir stehen nach wie vor auf dem Standpunkt: wenn Herr Harden zu dem Glauben gebracht war, daß in der Nähe der Kaiserlichen und Königlichen Majestät sich Männer tummelten, die nicht dahin gehörten, dann war es seine Pflicht, zu sprechen. Irrte er dabei, ward er getäuscht und täuschte er so sich und uns, so hatte er Strafe verwirkt und wird sie zu tragen haben. Ehrenrührigen Schimpf aber verdient er nimmer . . .“

Sehr nüchtern beurteilt Herr von Gerlach in der „Silse“ die Persönlichkeit Hardens. Der sei alles andre eher als ein Held. Er sei es allerdings noch von seiner Vergangenheit als Schauspieler her gewöhnt, als Held zu posieren: „Und die Geste scheint manchmal so echt, daß selbst kluge Leute darauf hereinfallen. Als ihn vor wenigen Monaten das Schöffengericht nach seiner Schlußrede, einem Meisterstück der Rhetorik, mit allen Ehren von der Anklage der Moltkebeleidigung freisprach, da jauchzten ihm nicht nur die müßigen Gaffer vor dem Moabiter Kriminalgericht zu, da hob ihn eine Welle der Popularität so hoch, wie er noch nie in der öffentlichen Meinung gestanden hatte. Da dankte man es ihm bis in die Dachkammern und Tagelöhnerwohnungen hinein, daß er den Mut gehabt habe, eine fressende Wunde bloßzulegen. Da sagte mancher der Besten: der Harden ist doch ein ganzer Kerl. Da zwang der Druck der Volksstimmung selbst den größten Teil der widerstrebenden Presse zur Anerkennung. Hosianna!

Kreuziget ihn! So schallt es jetzt von allen Seiten. Auf den Wellenberg ist das Tal unglaublich rasch gefolgt. Ein Wellental, so tief, daß selbst einem tapfereren Manne als Harden ein Grausen überkommen könnte. Nie stand er niedriger in der allgemeinen Gunst. Der Ärger darüber, daß man ihn noch vor wenigen Monaten so hoch gehoben hat, treibt gerade die, die ihn damals priesen, dazu, ihn jetzt um so tiefer herabzusetzen. Und die Presse ist es, die den Reigen der um den Marterpfahl Tanzenden anführt.

Harden hat eine miserable Presse. Alle Lager sind ihm feindlich gesinnt. In der Sozialdemokratie vergißt man es ihm nicht, daß er mit seiner ‚Zukunft‘ den äußeren Anlaß zu den trübsten Vorgängen auf dem verhängnisvollen Dresdener Parteitage gab. Und gerade die Revisionisten, zu denen er vordem freundschaftliche Beziehungen unterhielt, stieß er durch den auf den Parteitag folgenden Presskampf am meisten vor den Kopf. Der Liberalismus hat in ihm, dem Unbeter Bismarcks und Todfeind Caprivis, dem Schüler der Agrarier und Begünstiger des Antisemitismus,

dem Freunde Rußlands und dem Verspotter des Freisinns, immer nur ein politisch schädliches Element sehen können. Die Agrarier (Konservative, Antisemiten usw.) haben ihm viel zu verdanken, so viel, daß, als 1893 die ‚Deutsche Tageszeitung‘ als Zentralorgan des Bundes der Landwirte ins Leben gerufen wurde, man Harden als Leitartikler zu gewinnen versuchte. Aber wenn sie sich auch noch so gern seine intelligenten Dienste gefallen ließen, instinktiv fühlten sie sich gerade von dem Besten in ihm zurückgestoßen. Sein kritischer Sinn, der außer sich selbst und allenfalls noch Bismarck keine Autorität anerkennt, widerstrebt ihrem Autoritätsgefühl. Jetzt, wo es ihm schlecht geht, ist alles vergessen, was er für sie getan hat. Er, der gerade dem Judentum so viel Leid zugefügt hat, ist für sie nur noch ‚der Jude Isidor Wittkowski‘. — Damit ist ihm in ihren Kreisen das Todesurteil gesprochen.

Allein auch außerhalb der Parteilager hat Harden wenig Freunde. Sein Geist mußte ihm von vornherein die Sympathie der Intellektuellen sichern. Allein seine journalistischen Manieren haben einen nach dem andern von seiner Seite getrieben und den Kreis seiner Mitarbeiter aufs äußerste eingengt. Klingende Namen fanden sich in seiner ‚Zukunft‘, doch es sind ihrer immer weniger geworden. Ein Talent, doch kein Charakter! Das ist von Jahr zu Jahr deutlicher jutage getreten. Darum zogen sich die geistigen Führer der Nation fast sämtlich von ihm zurück. Immer einsamer wurde es um ihn. Nur wenige Getreue sind ihm geblieben, darunter immer noch einzelne bedeutende Figuren. Der Charme seiner Persönlichkeit ist eben so groß, daß er auf seine Umgebung einen geradezu bezwingenden Einfluß ausübt. Aber die wenigen begeisterten Anhänger sind nicht in der Lage, den Eindruck des vernichtenden Urteils fast der gesamten Presse abzuschwächen.

Die Presse hat recht, insoweit sie Harden moralisch sehr niedrig einschätzt. Echt an ihm ist, außer seiner Bismarckbegeisterung, nur die Anbetung seines eigenen Ichs. Alles dreht sich für ihn um die Frage: Wie kann ich mich in Szene setzen, Aufsehen erregen, die Menschen verblüffen, es dahin bringen, daß ich als der Kritiker Deutschlands in der nachbismarckschen Epoche, als Aristophanes und Lucian, Chamfort und Swift zu gleicher Zeit erscheine? Niemand hat je ergründen können, was sein politisches Glaubensbekenntnis eigentlich sei. Sein Haupttrick ist, immer anderer Meinung zu sein als die andern. Was er sagt, darauf kommt ihm wenig an. Wenn er nur den Eindruck erwecken kann, er sei der Klügste! Und wehe dem, der seinen Groll auf sich zieht! Da scheut er nicht vor den schmähslichsten anonymen Denunziationen zurück, wie er es bei dem wackeren Otto Erich Hartleben machte. Da rempelt er einen Mann wie Hans Delbrück in der häßlichsten Weise an, den er zuvor in den schmeichelhaftesten Ausdrücken — allerdings vergeblich! — um Mitarbeit in der ‚Zukunft‘ gebeten hatte. Da läßt er die vertraulichsten Privatäußerungen aus, um an den besten Männern des deutschen Revisionismus sein Mütchen zu kühlen! Jede Postkarte wird aufgehoben, jedes Wort notiert. Jeder ‚Freund‘ Hardens

vergrößert seine Materialsammlung, die viele Leute bedroht, und die am meisten, die ihm einmal nahegestanden haben.

Aber wenn Harden tausendmal unrecht gehandelt hat, gerade im Fall Moltke hat er recht. Nicht im formal juristischen Sinne. Graf Runo Moltke verdiente es am wenigsten, an den Pranger gestellt zu werden. Er ist augenscheinlich ein zwar etwas sonderbarer, aber durchaus anständiger Mensch, der höchstens unbewußt Intriganten dienstbar geworden ist. Aber ein Verdienst Hardens bleibt es, der Rache die Schelle angehängt zu haben. Wenn jetzt gegen die Grafen Hohenau und Hynar vorgegangen worden ist, wenn jetzt der Kriegsminister den Kampf gegen die homosexuell sich betätigenden Elemente in der Armee mit aller Energie aufgenommen hat, so ist das lediglich ein Erfolg der Hardenschen Artikel. Und wenn die 'Liebenberger Tafelrunde' zerstört ist, wenn Herr Botschaftsrat Comte nicht mehr mit dem Kaiser zusammentrifft, wenn der unheimlich einflußreiche Fürst Eulenburg dauernd kaltgestellt ist, so kann sich auch das Maximilian Harden auf die Kreditseite seines Lebens verbuchen. Für diese Wirkungen seiner Schriftstellerei ist das deutsche Volk Herrn Harden zu Dank verpflichtet, wenn es auch die Mittel, mit denen die Wirkungen erzielt wurden, noch so widerlich findet.

Das sollte die deutsche Presse nicht vergessen. Sie sollte es um so weniger, als Harden formell in dem zweiten Prozeß in eine recht ungünstige Lage versetzt worden ist. Ungünstig ist für ihn, daß er nicht, wie beim Schöffengericht, von einer Mehrheit von Laien, sondern nur von Berufsjuristen abgeurteilt wird, die in Preußen bei politischen Prozessen sich in erster Linie als Beamte, d. h. als Vertreter der Staatsautorität zu fühlen pflegen. Ungünstig ist für ihn, daß es gegen das Urteil der Strafkammer keine Berufung gibt. Ungünstig ist weiter die überragende Stellung des Staatsanwalts gegenüber den Verteidigern, während im Privatklageverfahren vor dem Schöffengericht die Waffen beider Parteien gleich waren. Ungünstig vor allem ist der weitgehende Ausschluß der Öffentlichkeit, der die Öffentlichkeit hindert, an den Aussagen des Fürsten Eulenburg und anderer Belastungszeugen ausreichende Kritik zu üben.

Mag sein, daß das Gericht bei dem ersten Prozeß in der Zulassung der Öffentlichkeit ein wenig zu weit gegangen ist. Aber die allzu schmutzigen Partien, über die ganz intimen Szenen aus dem gräßlich Moltkeschen Schlafgemach wäre besser der Schleier des Geheimnisses gebreitet geblieben. Aber das zweite Gericht ist in den entgegengesetzten Fehler verfallen, und der ist schlimmer als der erste. Denn er schädigt direkt die Interessen des Angeklagten. Nicht nur der homosexuelle und sonstige Teil der Zeugenaussagen wurde der Öffentlichkeit vorenthalten. Auch das, was für und wider das Bestehen einer Kamarilla bekundet wurde, blieb dem Publikum verborgen. Hier aber klarzusehen, erheischte gebieterisch das öffentliche Interesse. Die bloße Aussage Fürst Eulenburgs, weder er noch irgendein 'Grüppchen' habe den Kaiser in unverantwortlicher Weise zu beeinflussen

gesucht, genügt natürlich nicht, um den Glauben an die Existenz einer Kamarilla zu beseitigen. Es liegen nun einmal allerlei Tatsachen vor, die sich durch keine Zeugenaussagen, d. h. durch keine subjektive Meinungsäußerung, aus der Welt schaffen lassen. Es steht nun einmal fest, daß Caprioi in Liebenberg gestürzt wurde, daß Hohenlohe sich bitter über die unverantwortlichen Ratgeber beklagt, daß Bismarck mit Bezug auf Eulenburg und seine Leute von der 'Kamarilla der Rynäden' gesprochen hat. Mindestens liegen also außerordentlich starke Verdachtsmomente vor. Nach welcher Richtung hin Fürst Eulenburg geschlechtlich veranlagt ist, ist für das deutsche Volk ungemein gleichgültig. Aber eine Frage von brennendem Interesse ist es, ob unverantwortliche Ratgeber den Kaiser in bedenklicher Weise zu umgeben vermocht haben.

Hier mußte Klarheit geschafft werden. Und hier gerade läßt uns das neue Verfahren durch den zu weit getriebenen Ausschluß der Öffentlichkeit völlig im Dunkeln. Hier gerade mußte die ganze liberale Presse mit ihrer Kritik einsetzen. Nicht um Hardens Motive handelte es sich. Man mag sie noch so niedrig bewerten. Nicht um Hardens Kampfmittel handelte es sich. Man mag sie noch so sehr verabscheuen. Darum vielmehr dreht sich alles, ob eine Grundforderung des Liberalismus durch das Vorgehen von Staatsanwalt und Gericht verletzt und damit gegen die Interessen der Öffentlichkeit verstoßen worden ist.

Diese Frage muß unbedingt bejaht werden. Aber für die Mehrheit der liberalen Organe scheint hinter der Schadenfreude über den Zusammenbruch von Hardens Verteidigung jedes weitere Interesse zurückzutreten. Um des Triumphs über den verhassten Harden willen schluckt man die anfechtbarsten Äußerungen des Oberstaatsanwalts, heißt man die bedenklichsten Gerichtsbeschlüsse gut, versteigt man sich bis zur förmlichen Verhimmelung des Fürsten Eulenburg . . ."

Bitter ist, was Professor Hans Delbrück, allerdings einer seiner intimsten Feinde, über Harden sagt:

„Herr Harden hat gleichzeitig seinerzeit an verschiedenen Stellen für und gegen den Fürsten Bismarck geschrieben; er hat in Tönen tiefster Trauer in einem bismarckfreundlichen Blatt seinen Abgang bedauert und in einem bismarckfeindlichen Blatt geklagt über ‚das System der Korruption, das sich in beinahe dreißigjähriger Gewaltherrschaft in Deutschland ausgebildet‘ habe. (Das braucht aber doch noch kein Widerspruch zu sein! D. E.) Er hat dann gleichzeitig dem Fürsten Bismarck und dem ‚Vorwärts‘ seine Dienste angeboten. Er hat in Briefen, die er veröffentlichte, um Gegner zu bekämpfen, den Text geändert und ein unrichtiges Datum angegeben. Er hat in den Tönen höchster sittlicher Entrüstung einen Mann, der gegen ihn aufgetreten war, einen Verleumder genannt, und nachher stellte sich heraus, daß die abgeleugnete Tatsache doch wahr gewesen war. Er verdient daher auch jetzt keinen Glauben, wenn er behauptet, daß er bei seinem Vorgehen gegen den Fürsten Eulenburg und

den Grafen Moltke einen politischen Zweck verfolgt habe. Es ist schon deshalb ausgeschlossen, weil Herr Harden eine politische Überzeugung überhaupt nicht hat und in seiner Wochenschrift in all den Jahren seiner Tätigkeit irgendein positives politisches Ziel niemals angestrebt oder auch nur gezeigt hat. Es ist unwahr, daß er um einer sittlichen Reinigung willen seine angeblichen Enthüllungen gemacht hat, denn er selbst hat zugestanden, daß ihm diese angeblichen Tatsachen bereits seit fünf Jahren bekannt gewesen wären. Es ist auch unwahr, daß er die angegriffenen Herren als angeblich anormal empfindende Menschen für ungeeignet gehalten habe, an einflußreichen Stellen zu stehen, denn er selbst hat noch vor einigen Jahren in seiner Zeitschrift (Bd. 41, S. 334) erklärt, angeborene oder erworbene Homosexualität mindere den persönlichen Wert nicht. Er verdient keinen Glauben, wenn er angibt, daß er den Aussagen der Frau v. Elbe getraut habe, denn er selbst hat in seiner Zeitschrift wiederholt (Bd. 42, S. 524; Bd. 44, S. 344) in der schärfsten Weise die Unzuverlässigkeit solcher weiblicher Aussagen hervorgehoben, und er ist kein harmloser Schöffengericht, sondern wenn er will, ein recht scharfsinniger Psycholog. Er hat auch ganz genau gewußt, was er tat, wenn er die beiden Herren mit seinen Anschuldigungen angriff, denn er hat, als der 'Vorwärts' in dieser Weise Krupp anklagte, das für eine Gemeinheit erklärt. 'Ein Feiertagsfressen für Radikalismus und Standalismus. Das Gefindel entblödete sich nicht, Krupp als Verwüster laprinscher Sittsamkeit hinzustellen. Das mußte wirken. Den deutschen Namen im Auslande geschändet zu haben, konnte der Günstling des mächtigsten Potentaten nicht auf sich sitzen lassen.'

Weshalb also hat Herr Harden den ganzen Feldzug gegen den Fürsten Eulenburg und den Grafen Moltke gemacht? Irgendein politisches, irgendein höheres Motiv gibt es für ihn nicht; was ihn erfüllt und treibt, ist die Sensation, durch die er groß geworden ist und von der er lebt. Seit die Welt weiß, was schmutzige Ware an ihm für einen guten Abnehmer hat, tragen ihm die gekränkten Existenzen, die geschiedenen Frauen, die Bollhardt und Genossen das Material massenhaft ins Haus. Von Zeit zu Zeit wird daraus etwas herausgesucht und dem Publikum ein Gericht serviert. Ist es sehr pikant, so werden die Wendungen so genommen, daß man den eigentlichen Sinn ableugnen kann, die Doppelsinnigkeiten aber so oft wiederholt, daß auch der Unaufmerksamste sie schließlich versteht. Juristisch dergleichen zu fassen, bleibt ja immer schwer, wie wir es jetzt gesehen haben. Unter allen Umständen ist, wie wir ebenfalls gesehen haben, ein Prozeß auch für den Kläger eine furchtbare Prüfung, eine wahre Folterqual. Die Gefahr, der sich diese Art Journalistik aussetzt, ist also keineswegs sehr groß. Frechheit ist noch lange nicht Mut. Daß gerade jetzt Fürst Eulenburg an die Reihe kam, mag damit zusammenhängen, daß Herr Harden eben eine neue, höchst wertvolle Freundschaft geschlossen, die sich an dem Fürsten Eulenburg zu rächen wünschte. Schwertränke zu verböhnen, ist dazu auch eine seiner Liebhabereien, und das letzte Ziel seiner

Pfeile werden wir nur noch höher zu suchen haben; er weiß ganz genau, wen er im tiefsten Herzen kränkte, wenn er seine Freunde vor aller Welt in den Schmutz stieß.“

Aus mehr als einem Munde spricht das Gefühl heftigster Enttäuschung. Harden habe „einen ehrlichen Kampf, der ganz andere Aussichten erhoffen ließ, für immer verschimpfert“. So die „Weser-Zeitung“. Ob aus Sensationslust oder fahrlässiger Täuschung, bleibe gleichgültig: „Nicht auf die Motive kommt es hier an, sondern auf die Tat. Und hier hat er die Hoffnung vieler in unverzeihlicher Leichtfertigkeit eines billigen Effekts halber vertan und verschandelt. Ein politischer Kampf sollte es sein, eine laute, mahnende Kriegserklärung an den Fürsten Eulenburg und seine Freunde. Die mit ihren spiritistischen und mystischen Neigungen den Weihrauch ihrer Lobhymnen an den Stufen des Thrones so dicht entzündeten, um in der schwülen parfümierten Wolke eines unverständlichen Böhdienstes den Herrscher von seinem Lande zu trennen. Wenn es ihnen nie gelang, wie sie es wünschten, so lag der letzte Grund ihres Mißerfolges allein in dem kraftvollen, männlich stolzen Selbständigkeitsgefühl und Selbstbewußtsein des Monarchen. Aber es mußte dennoch, wo es nur anging, auf die Gefahr hingewiesen werden, die diese Männer tatsächlich nicht nur dem Fürsten Bismarck, dem Grafen Caprivi und dem Fürsten Hohenlohe, sondern auch manchen Staatsmännern unserer Zeit geworden sind. All diese Aussichten einer ehrlichen, unzweideutigen Fehde sind heute verschüttet. Der Fürst Eulenburg durfte vor dem Gericht den mehr als seltsamen Eid schwören, daß es keine Kamarilla gebe. Und der Staatsanwalt, der im Anfang des Prozesses jedes politische Moment ausscheiden wollte, setzte sich nachher selbst auf das hohe Ross seiner staatsmännischen Weisheit und suchte die Kamarillagerüchte durch die Wucht seines Redestroms wegzuschwemmen. Und dieses Mal hatte er die Hörer auf seiner Seite. So kommt der verurteilte Maximilian Harden noch einmal auf die Anklagebank. Aber dieses Forum ist unerbittlicher und grausamer als jenes weltliche Gericht, das ihm die Freiheit auf vier Monate nahm. Es ist die Menge aller derer, die Harden um das erhaltene und gegebene Vertrauen gebracht, als er den Kampf gegen die Eulenburg aufnahm. Aus einem ehrlichen, offenen Gange, in dem die politischen Gegner ohne Visier sich nahen, wurde ein Klatsch; statt zu dem blanken Schwert wurde zu dem häßlichen Gift der Verleumdung gegriffen. Das aber äzte alles tot, auch das, was gerecht und berechtigt war. Diejenigen, die hinter Harden standen und ihn nun mit Schrecken verließen, werden das am bittersten erfahren müssen.“

Wahr ist jedenfalls, darin wird man der „Neuen Freien Presse“ zustimmen müssen, daß es wenige Diplomaten, Minister und Staatsmänner in Deutschland gegeben hat, die nicht daran geglaubt hätten, daß Fürst Eulenburg einen mit dem Geiste der Verfassung wenig übereinstimmenden Einfluß auf die Politik und die politischen Stellen besäße. „Niemand wird bestreiten, daß Maximilian Harden dazu beigetragen

hat, diese politische Normwidrigkeit zu beseitigen. Das bleibt sein Verdienst, auch wenn es ihm nicht gelungen ist, gültige Zeugnisse für den Beweis sinnlicher Normwidrigkeiten zu finden. Deutschland hat in diesem Prozesse noch einmal die Stimme des Fürsten Bismarck gehört, der, wie der Himmlischen einer, donnernd und krachend seine Wahrheiten verkündigt. Er warnt vor einer Politik bloß individueller Zufälligkeiten und persönlicher Stimmungen, die, in der Heimlichkeit bössischer Beziehungen versteckt, das ganze Reich in die Gefahr der stoßweisen Führung bringen und fortwährende Unruhe hervorrufen. Die politische Legende um den Fürsten Eulenburg, an die zwei Reichskanzler wie Fürst Bismarck und Fürst Hohenlohe geglaubt haben, ist durch diesen Prozeß nicht umgestoßen worden. . . .“

In immer weiteren Kreisen verdichtet sich diese Überzeugung. Mit einem nicht unerheblichen Teile bürgerlicher Blätter, erachtet auch der „Vorwärts“ das Ergebnis der Verhandlung, soweit sie der Kontrolle der Öffentlichkeit unterstand, für sehr winzig. Es genüge gerade, um festzustellen, daß Graf Moltke nicht homosexuell, die Frau v. Moltke dagegen hysterisch ist. Weiter aber reiche es nicht. Die politischen, die sozialen Streiflichter, die der erste Prozeß warf, würden davon nicht verdunkelt.

„Nein, nur noch greller sind sie geworden, seit der Oberstaatsanwalt Sfenbiel das öffentliche Interesse an der Sache nachträglich entdeckte. Ist es nicht ein laut redendes Zeichen von der Mittelalterlichkeit, von der Feudalität unserer Zustände, daß Graf Moltke und sein Rechtsbeistand nichts gegen den Ausschluß der Öffentlichkeit bei den wichtigsten Bekundungen einzuwenden hatten, nachdem die bösesten Beschuldigungen, die nun entkräftet werden sollten, in öffentlicher Verhandlung erhoben worden waren! Es drückt sich in diesem Schweigen die tiefe Verachtung aus, die unsere Herrschenden gegen alles empfinden, was öffentliche Meinung heißt. Für den Grafen Moltke ist die öffentliche Meinung über seine Person sehr gleichgültig — nur eines Mannes Meinung ist für ihn von Wichtigkeit, die des Monarchen. Das ist ebenso bezeichnend für die Rückständigkeit der deutschen Zustände wie der andere Umstand, daß Maximilian Harden den Hinweis auf sexuelle Normwidrigkeiten seiner Gegner als die beste, als die den sichersten Erfolg versprechende Waffe im Kampfe der Hofcliquen um die Meinung des Kaisers anwenden konnte.

Dieselbe Sprache redet die ganze Geschichte des Verfahrens wider Harden. Eine der Plöblichkeiten, die unser Staatsleben charakterisieren, setzt die Eulenburg und Moltke aus den Ämtern. Die Aktion Hardens und seiner Hintermänner ist geglückt. Die Bestürzten sehen sich von aller Welt verlassen. Die amtlichen Gewalten weigern dem Grafen Moltke die Mitwirkung bei seinem Vorgehen gegen den erfolgreichen Angreifer. Die Staatsanwaltschaft vermag kein öffentliches Interesse zu entdecken an der Klage eines Mannes, dem — so hieß es jetzt — der Kaiser das Amt



Gurnemanz schreitet mit Parsifal zur Gralsburg



Digitized by Google

Franz Stassen

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

abgenommen hat, damit er frei von allen Rücksichten sich reinigen, damit er ‚das Otterngesücht zertreten‘ kann. Dann aber, nachdem der Schöffengerichtsprozeß einen Skandal werden ließ, der nicht nur die gestürzte Kamarilla unheilbar kompromittierte, sondern die monarchische Staatsordnung selbst mit bloßstellte, dann kommt die Erleuchtung von oben, daß die Sache öffentliches Interesse hat.

Harden hatte zuviel bewiesen, zu sehr gesiegt. (Er selbst hat es im Schlußwort der Freitagsoverhandlung melancholisch konstatiert.) Die anpassungsfähige, regierende Bureaucratie nahm einen schnellen Frontwechsel vor. Bülow hatte vergnüglich zuschauen können, wie jene Leute, die ihm das Ohr des Kaisers streitig machten, die seine Politik stürzten, ins Verderben gerieten. Er durfte im eigenen Interesse diese Rolle nicht mehr fortsetzen, als das Ansehen der Krone durch die Affäre selbst geschädigt erschien und als die herrschende Junkerklasse in den Enthüllungen des Schöffengerichtsprozesses sich insgesamt getroffen sah. Und so mußte Harden denn als Opfer der Staatskränze fallen.

Mit regem Eifer nimmt sich nun plötzlich die Staatsanwaltschaft der anfänglich im Stich Gelassenen an, stößt den Schöffengerichtsprozeß als völlig bedeutungslos beiseite und lehrt alle Mittel ihres Amtes gegen den Angeklagten. Hinter verschlossenen Türen wird das Hauptstück des Prozesses geführt und zum Schluß die Öffentlichkeit vor die Erklärung gestellt, daß alles widerlegt ist, was die erste Verhandlung ergeben hatte, daß Eulenburg niemals unverantwortliche Politik gemacht hat, daß eine Kamarilla derer von Liebenberg nur in der Phantasie jener existiert hat, die von ihr sprachen.

Der ‚Retter des Vaterlandes‘ ist jetzt der zu vier Monaten Gefängnis Verurteilte. Es ist so gekommen, wie er selbst es im Schöffengerichtsprozeß, als er die amtlichen Gewalten für sich zu haben glaubte, stolz auf die Ausnahmestellung, die er damals einnahm, als den üblichen Verlauf solcher Affären in Deutschland hingestellt hat. Der Zeitungsschreiber, der einen preussischen General anzugreifen wagte, wurde vom Staatsanwalt gepackt und soll auf Monate ins Gefängnis wandern. An sich wäre ein solcher Fall wohl geeignet, zum Protest gegen Anebelung der Presse aufzurufen. Selbst wenn Person und Sache einem so wenig gefallen wie hier. Über die Person Hardens wollen wir jetzt nicht reden, seine Sache war nimmer eine Volkssache, soviel Wesens auch seine Verteidiger um seinen glühenden Patriotismus gemacht haben. Die einzigen Interessenten an dem Feldzuge der ‚Zukunft‘ wider die Liebenberger waren Leute, die nichts Sehnlischeres wünschten, als an die Stelle der Stürzenden zu treten. Und Hardens Ziel ging nicht weiter, als es dem Interesse dieser Leute entsprach. Nicht die Kamarilla an sich, die Kamarilla Eulenburg bekämpfte er. Die praktische Politik besteht für ihn geradezu in der Kunst, des Kaisers Ohr zu gewinnen, und die konstitutionellen Garantien sind ihm so gleichgültig, daß er sich ausdrücklich dagegen verwahrt, dem

Monarchen das Befragen privater, unverantwortlicher Ratgeber zu vermeiden. Nur um die Personen dieser Ratgeber handelt es sich. Das ist eine Anschauung, die für den Mann, der seine fragwürdige Politik auf Grund der Zuträgereien von aktiven und inaktiven Höflingen und Diplomaten und anderen Leuten von guten Verbindungen macht, ganz folgerichtig ist, die aber mit einer Politik, für die das deutsche Volk, für die gar das deutsche Proletariat zu engagieren wäre, so viel zu tun hat, wie das Blasen einer Rindertrompete mit Beethovenschen Sinfonien. Die Sache, die Harden vertrat — oder richtiger hätte vertreten müssen —, konnte keinen Widerhall bei ernsthaften Leuten finden. Dennoch hätte, wie gesagt, öffentliches Interesse ein Eintreten gegen Preßnebelung auch in seinem Falle fordern können, wenn dieser Held eines Sensationsprozesses nicht sofort zusammengeknickt wäre, als die Sache brenzlich wurde. Es ist natürlich nichts dagegen einzuwenden, wenn ein Angeklagter beim Unfall eines Hauptzeugen, bei der Erschütterung der Glaubwürdigkeit seiner Aussagen dem Kläger Genugtuung gibt. Aber kläglich ist und bleibt die Ausrede, daß in den kleinen pikanten, den Eingeweihten erkennlichen Spitzen der intrinierten „Zukunft“-Artikel keine Spitzen stecken sollten. Um so kläglicher, nachdem sich Harden in der Schöffengerichtsverhandlung seines Suttenschen Wagemutes tecklich gerühmt hatte, den er durch das Schleifen eben dieser Spitzen bewiesen habe. Kläglich war die völlige Aufgabe seiner Behauptungen über die Eulenburg-Kamarilla. Nur in einem Punkte sind er und seine Verteidiger festgeblieben. Und das ist der wenigst bedeutsame. Zu einer Anerkennung, daß Fürst Phil Eulenburg sich von der Anschulldigung homosexueller Veranlagung gereinigt habe, ließen sie sich nicht herbei. Die Rücksicht auf die angekündigte Klage Eulenburgs dürfte sie dazu bestimmt haben. Die Öffentlichkeit hat an dem Austrag dieser Sache sehr wenig Interesse, mit Vaterlandsrettung hat sie schon gar nichts zu tun.

So bleiben als Fazit des langwierigen Prozesses nur neue Kompromittierungen neben den alten. Die große Reinigung sollte er bringen. Aber er hat nur das, was wirklich wichtig war an den Ergebnissen des ersten Prozesses, was über die gewürzte Sensation hinaustragte, noch einmal nachdrücklich unterstrichen. Es bleibt dabei, daß in der Herrenklasse Preußens der Verfall grassiert, daß die hervorragendsten Glieder dieser Kaste von Privilegierten in blödem Uberglauben Zuflucht vor dem Geiste der Zeit suchen, daß die Krone Rat empfing von Menschen, die unter Umständen im Falle eines Buches die Manifestation überfinnlicher Gewalten sehen, daß die „vornehmsten“ Regimenter als Herrenreiterregimenter mißbraucht werden, daß in Hofreisen der Klatsch üppiger wütet als in den Kaffeekränzchen von Kleinstadtdamen . . .“

Die „Königsberger Hartungsche Zeitung“ wirft Harden „nicht zu den Toten“. Seine Talente seien „groß genug, um ihn wieder emporarbeiten zu können“. Es genüge, „daß seine verwirrende und politische Falschrolle ausgespielt“ sei. „Er würde sich und uns wohl noch manches Gute schenken

Winnen, wenn er sich wieder mehr der ästhetischen Kritik zuwenden wollte. Ein Führer wird er auch dort nicht sein, dazu fehlt ihm das männliche Rückgrat, dazu ist er durch seine feminine Vereiztheit, seine krankhafte Launenhaftigkeit und seine Empfindsamkeit nicht geeignet. Aber man wird ihn auf dem ungefährlichen schöngeistigen Gebiet mit Vergnügen lesen, wenn — er seinen manierten Stil aufgibt. Er kann schreiben, das weiß Gott! Aber er hat sich (und auch hier zeigt sich das Unehre seines Charakters) einen pseudotiefen, zuweilen psalmierenden Stil zurechtgelegt, durch den sich hindurchzuarbeiten Mühe und den zu goutieren ein ganz besonderer Geschmack gehört. Eine innere Reinigung wird wohl auch seinen Stil reinigen.“

Für die, denen Harden irgendeinmal auf die Bühnenaugen getreten, ist jetzt „eine böse Zeit“. Man wundert sich nur, warum sie solange mit ihren Gefühlen zurückgehalten haben? Scheint's nicht so, als habe sie erst „Einigkeit stark“ gemacht? Man nehme nur ein paar Kostproben von den ausgesuchten Liebenswürdigkeiten, mit denen sich Alfred Kerr noch nach Jahren im „Tag“ — revanchiert:

„Ich bedauere, daß Herr Harden vier Monate sitzen muß. Widerlegen ist netter als Einsperren. Zweitens: Das Helden-Dulbertum, das er davon hermachen wird, untergräbt meine Seefestigkeit. Echtere Menschen, wertvollere, haben länger gefessen: doch keiner wird das Faktum der vier Monate so kochen, quetschen, einfetten und anbieten (mit einer Handbewegung, worin er Huldigungen bescheiden ablehnt, als schlechter Privatmann, der seine ‚Pflichtleistung‘ einfach vollführen mußte . . .). Mir liegt nichts daran, ihn sitzen zu sehen: aber ich finde den Trauermarsch zum Rugeln. Was Herr Harden am Vorgehen wider Krupp als schofel hinstellte, hat er wider Eulenburg und Molke getan; nur, daß die Sozialisten hinterher nicht leugneten . . . Die Besorgtheit um die deutschen Menschen tritt verhältnismäßig spät, der arglose Sinn für Klatsch verhältnismäßig früh auf. Was Harden in einem vertraulichen Briefe über die ‚Knotigkeit, Erbärmlichkeit und Kellnerhaftigkeit der deutschen Nation‘ sagt . . . desgleichen ist in der ‚Zukunft‘ nirgends ausgedrückt. Merkwürdig. Ich glaube trotzdem, daß der Patriotismus eine Überzeugung des Herrn Harden ist. Nicht, weil er sie hätte. Doch weil er sich auf sie festgelegt hat. Ecco. Sie liegt ihm nicht im Blut! Im Blut liegen ihm nicht die deutschen Menschen, sondern die Reklame. Nur kommt folgendes hinzu. Der Mann hat niemals einen Standpunkt gehabt, doch er wählt jedesmal einen. Und den vertritt er dann wie ein ausgezeichnete Rechtsanwält. (Wenn er mal aus dem Schlaf geweckt würde, könnte er das Gegenteil dessen murmeln, was er ein halbes Dasein lang verfochten hat.) Er hat aber nun den Standpunkt gewählt, die deutschen Menschen zu ‚lieben‘ . . . Ein ziemlich unverwickelter Charakter. Der Harden im Brunwald klebt sich gern den Begriff der Leidenschaft an. Er hat sie nicht. Doch er kann sich aufdrehen und hat eine; sie ‚schäumt‘ dann, nein, wie ‚schäumt‘ sie; er kann sie abstellen. Was ihm organisch einwohnt, ist das Rechnen; er kann es nicht abstellen. Rechnen

ist es, wenn er, beim Rückzug ausgelacht, sich sagt: ich muß einen besonders starken Trumpf einlegen, ich ernenne mich zum Jesaias. Rechnen. Man betrachte die ganze Laufbahn. Er nimmt — von der Schabelska bis zur Elbe — Material von Frauen, um es gegen Männer zu verwerfen . . . Er verzinst sich alles zu einem gerissenen Kurs. Eine Magdalene, eine Lili stecken jemand intimen Klatsch. Irgendein Erpreßerjournalist alter Schule häute das einfach fruchtbringend veröffentlicht. Herr Harden rettet damit Deutschland . . .“

Wenn längst das Interesse an den Personen geschwunden sein wird, werden diese documents humains noch als höchst interessante und wertvolle Beiträge zur Kulturgeschichte des beginnenden zwanzigsten Jahrhunderts geschätzt werden.

„Fürst Eulenburg, der wieder von seinen beiden Söhnen in den Saal geleitet worden war, saß während der ganzen Verhandlungen auf einem breiten Stuhl vor den Bänken der Presse. Er hatte eine kleine braune Mappe und ein Notizbuch vor sich, in das er mit seiner reich mit Ringen geschmückten Hand fleißig Aufzeichnungen machte. Manchmal setzte er sich eine Brille auf, manchmal holte er auch aus der Brusttasche ein goldgerändertes Monokel hervor. Von Zeit zu Zeit entnahm er Pastillen einer Schachtel, die gleichfalls vor ihm stand. Auch während er sprach, blieb er sitzen. Seine Rede zur Beantwortung von Dr. Limans Zeugenaussage, die er mit vollendeter Sicherheit des Ausdrucks und mit einer schönen, warmen, leicht vibrierenden Stimme vortrug, mit einer Stimme, die den Ton der Überzeugung hat, übte eine starke Wirkung aus. Man kann begreifen, wie dieser Mann, der noch nach seinem Sturze allein durch seine Persönlichkeit so zu wirken weiß, faszinieren mußte, als er auf der Höhe seiner Macht stand. Das Genie der Selbstbeherrschung ist erstaunlich, und man versteht es, daß diejenigen, die ihn näher kennen, von seiner Undurchdringlichkeit sprechen. Sein Gesichtsausdruck bleibt stets der gleiche und verrät nie, was in der Seele vorgeht. Die Empfindungen, die er gegen Harden hat, konnte man nur daraus entnehmen, daß er niemals eine von Hardens Fragen direkt beantwortete, sondern immer erst, obwohl er Hardens Worte deutlich gehört haben mußte, den Vorsitzenden veranlaßte, sie ihm zu wiederholen. Fürst Eulenburg sprach mit niemandem im Gerichtssaal, kümmerte sich auch um niemanden, wechselte selbst mit seinem Freunde Grafen Molke, der nur durch den Justizrat Sello getrennt neben ihm saß, kein Wort und kaum hier und da einen Blick. Als aber einem der hinter ihm sitzenden Journalisten ein Blatt herunterfiel, bückte sich Fürst Eulenburg, um es aufzuheben.“

Diese kleine persönliche Beobachtung eines Vertreters der „Neuen Freien Presse“ gestattet tiefere Blicke in das Wesen der Dinge und Persönlichkeiten als mancher spaltenlange Leitartikel. Darnach begreift man, — wenn auch nicht alles, so doch vieles. Aber es ist verkehrt, sich auf Namen

zu versteifen, wo es doch auf die einzelnen Personen gar nicht ankommt — diese werden allemal wieder von anderen abgelöst —, sondern auf Zustände, die mit Notwendigkeit aus dem einmal herrschenden System herauswachsen. Ist es nicht albern, sich monatelang darüber zu streiten, ob es ausgerechnet eine „Ramarilla“ gibt, unter welchem Wort sich dann jeder denken kann, was ihm gerade für seine polemischen Zwecke paßt. Gewinnt aber die Sache nicht gleich ein ganz anderes Ansehen, wenn wir — ohne uns auf irgendwelche Worte festzulegen — einfach fragen: Wird der Kaiser von unverantwortlichen Ratgebern, von Vertretern kleiner, ja winziger Minderheiten im deutschen Volke beeinflusst oder nicht? Alles andere ist Wortklauberei, Spiegelfechtere.

Stände nicht eine dünne, aber festgefügte Mauer zwischen der Nation und ihrem obersten Vertrauensmanne, — wie wäre es dann wohl zu erklären, daß der Wahlrechtsantrag im preussischen Abgeordnetenhaus gerade so beantwortet werden konnte, wie es geschehen? Ist diese Antwort nicht auch eine schallende Widerlegung all der oberstaatsanwältlichen und sonstigen gutgemeinten Bemühungen um den heißersehnten Nachweis, daß es irgendwelche nichtverantwortliche Beeinflussung der Krone nicht gäbe? Und diese Beeinflussung braucht noch nicht einmal von heute oder gestern zu sein.

Ich muß ehrlich bekennen: so schwer es mir auch wurde, so habe ich doch den Fürsten Bülow ebenso überschätzt, wie das Maß des bei uns Möglichen unterschätzt. Daß die Regierung sofort das allgemeine gleiche geheime, direkte Wahlrecht — und gerade den „Freisinn“-Mannen!! — apportieren würde —: das hat wohl im Deutschen Reiche niemand und ganz zulezt ein „Liberaler“ auch nur im Traume erwartet. Wohl aber konnte ohne die geringste Verschiebung der politischen Machtverhältnisse die öffentliche in die geheime Wahl umgewandelt, und die Wahlkreiseinteilung von einigen ihrer tollsten Monstrositäten befreit werden. Das wäre ja darum noch lange nichts spezifisch „Liberales“ gewesen, hätte aber von den „Liberalen“ als solches mit Pauken und Trompeten ausposaunt und im Triumphzuge vorgeführt werden können. Es ist mir völlig unbegreiflich — und auch erst recht vom Standpunkte der Regierung —, warum sie der linken Blockhälfte nicht einmal diese kostenlose, rein formelle, sozusagen gesellschaftliche Aufmerksamkeit erweisen wollte. Denn daß es gewollter und bewußter Hohn, der Hohn der Verachtung ist, möchte ich heute noch nicht annehmen, so groß auch die Versuchung ist.

Die Berliner „Volkzeitung“ erinnert an eine Anekdote, wonach ein Theaterdirektor, dem ein Schauspieler eine Ohrfeige gegeben hatte, gefragt haben soll: Galt das mir? Diese Rolle übernehme jetzt ein ungenannter, freisinniger Parlamentarier, der die schallenden Ohrfeigen, die Fürst Bülow am 10. Januar dem „Liberalismus“ rechts und links verabfolgt hat, in der „Vossischen Zeitung“ mit der Versicherung quittiert, Fürst Bülow habe dem Liberalismus kein Leid zufügen wollen. Wörtlich sagt dieser Parlamen-

tarier: „Fürst Bülow hat bei Beginn seines neuen Weges mit aller Deutlichkeit und Bestimmtheit zum Ausdruck gebracht, daß sich die Blockpolitik auf Preußen nicht übertragen lasse und die Regierung in Preußen nur so geführt werden könne, daß sie die Blockpolitik nicht gerade gefährde. Gewiß wird die Stellungnahme des Ministerpräsidenten zu dem freisinnigen Wahlrechtsantrag die Unterstützung der Reichspolitik durch die linksliberale Fraktionsgemeinschaft erheblich erschweren; aber sie bedeutet darum nicht gleich eine Zertrümmerung des Blocks. Von einer Absicht des Fürsten Bülow, den Freisinn vor den Kopf zu stoßen, kann wohl keine Rede sein.“

„Niemals“, bemerkt die „Volkszeitung“ hierzu, „hat eine Parteileitung würdeloser das Ansehen der Partei geschädigt, als wenn sie diesen Standpunkt gutheißt; als wenn sie, brüskiert und verprügelt in der schroffsten Weise, sich immer wieder zur Empfangnahme neuer Demütigungen und Schläge bereit stellt! — Freilich, man sagt uns: einflussreiche freisinnige Großkapitalisten seien an der Arbeit, den Block noch zusammenzuhalten, bis — das Börsengesetz unter Dach und Fach gebracht ist. Solange noch sei es zweckmäßig, bei jeder Ohrfeige, die man von der Reaktion einheimst, mit komödiantischer Naivität zu fragen: Galt das mir? . . .“

Warum rief man in Frankfurt im Oktober Bülow-ergeben aus: Hoch der Block, sonst fällt Bülow? Weil man törichterweise hoffte, er werde den Konservativen Zugeständnisse an den Liberalismus abringen wollen oder können! Jetzt aber, da er als eine Stütze der Konservativen ohne jede Maske dasteht: hat man jetzt noch irgendeinen Grund, in liberalen Kreisen den Fürsten Bülow zu halten? . . .“

„ . . . Wie indes schon jetzt erklärt werden muß, steht es für die Königliche Staatsregierung nach wie vor fest, daß die Übertragung des Reichstagswahlrechts auf Preußen dem Staatswohl nicht entsprechen würde und deshalb abzulehnen ist. Auch kann die Königliche Staatsregierung die Ersetzung der öffentlichen Stimmenabgabe durch die geheime nicht in Aussicht stellen.“ „So steinern“, schreibt Naumann in der „Hilfe“, „ist diese letzte politische Handschrift eines Mannes, der mehr hätte sein und bieten können. Wir haben ihm bisher stets mehr zugetraut, als es viele unserer politischen Freunde taten, haben ihn verteidigt, die guten und hoffnungsvollen Züge hervorgehoben, und auch nachträglich, jetzt, wo alle Hoffnung auf ihn oder für ihn zu Ende ist, können wir nicht leugnen, daß in seinem vielgewandten Kopfe Ansätze vorhanden waren, die ihn zu einem Minister der Erneuerung unsres Staatswesens hätten können werden lassen. Es war und ist ein Mann von allgemeiner Bildung und kein bloßer armer Bureaukrat, ein Talent für Überwindung von großen Schwierigkeiten, eine Kraft, wie sie nicht alle Tage wächst. Wer sagte uns, daß er nicht in Deutschland die Rolle spielen würde, die einst Robert Peel in England gespielt hat, der als konservativer Kabinettsminister die Liberalisierung des englischen Staates begann? Es war möglich, und wir zweifeln nicht, daß er selbst sich zu Zeiten in eine solche Rolle hineingedacht hat. Man darf nicht alles

als unehrlich ansehen, was er bisher gesagt hat. Gewiß, er sprach manches Wort als Schauspieler, aber es kam auch vor (es kam auch vor' —! ist gut! D. E.), daß er an sein eigenes Schauspiel glaubte. Er hat über die Notwendigkeit des Liberalismus im Staatsleben philosophiert und über die Geistesengigkeit der Konservativen seine Ironie fließen lassen; er selbst stand jenseits von konservativ und liberal, dort, wo alle bestimmten Farben sich verflüchtigen; aber sicher, es gab in ihm Stücke, die ihn zum Erneuerer des Vaterlandes hätten machen können, wenn er noch bei dem allen ein politisches Ideal behalten hätte, für das es sich lohnt, ein Leben, und sei es ein Fürstenleben, in die Schanze zu schlagen. Um mit dem Talente etwas anfangen zu können, muß man etwas glauben. Er glaubt nicht an die Freiheit, so wenig wie er an den Zwang glaubt, er kann demokratisch denken, aber auch kalt aristokratisch, ihm gehorchen alle Tonarten, aber er selbst hat keinen Ton, keine Überzeugung. Alles fließt! Im Reichstag ist er ein moderner Mensch, der zum Schein für den König von Preußen die Sozialdemokraten erlegt, ohne ihnen etwas Böses zu tun, und im Landtag — da haben wir ihn jetzt gesehen!

Es gibt natürlich Leute, die immer schon alles vorher gewußt haben. Diese haben schon lange gewußt, daß mit Bülow nichts ist. Zu diesen haben wir nicht gehört, weil wir nicht von vornherein jeden Minister als verdächtig ansehen. Es kann auch nach Bismarck noch Staatsmänner geben, die erst im Laufe der schweren Arbeit ihren eigentlichen Beruf finden und groß werden, indem sie lernen und lehren. Und wer ist denn sonst da, auf den wir warten sollen? Das Feld um Bülow herum ist leer, teilweise leer geblasen durch ihn selbst. Es wäre leicht, auf ihn verzichten, wenn der Ersakmann hinter ihm stände. Das aber ist nicht der Fall. Deshalb wird uns das Erlebnis vom 10. Januar so schwer. Nicht weil wir zu lange etwas gehofft haben (das schadet wenig!), sondern weil wir im Buche Deutschlands einen Namen verschwinden sehen, ohne daß ein besserer dafür in die Höhe kommt. . . . Wir haben keinen deutschen Staatsmann mehr, der jetzt unser Volk vorwärts bringt. Möge Bülow glücklich weiter leben in der Wilhelmstraße! Einen direkten Schaden tut er vermutlich nicht, denn wer kommt sonst? Wir gönnen ihm alle äußeren Befriedigungen, glauben nicht, daß man ihn wie einen Feind ansehen soll, nur — der Abschied ist schon genommen für alle Fälle. . . . Wir zweifeln zwar nicht, daß Fürst Bülow viel mehr hätte bieten können, als er bot, aber er hätte bereit sein müssen, es auf Landtagsauflösung mit Wahlrechtsparole ankommen zu lassen. Schon wenn man wußte, daß er dazu bereit sei, würden die harten Willen auf der konservativen Seite gefügiger gewesen sein. Auch die Minister mußten wissen, daß er preußischer Ministerpräsident sein wolle. Wenn er auf diese Weise angefahren gekommen wäre, dann würde er sich entweder geopfert oder dem preußischen Staate einen Dienst getan haben. Dabei ist noch gar nicht vorausgesetzt, daß er das Reichstagswahlrecht in der Tasche haben sollte.

Das kann ohne starke vorhergehende Volksbewegung kein Ministerpräsident durchführen, selbst wenn er persönlich will. Aber das direkte Wahlrecht, das geheime Wahlrecht, die Neueinteilung der Kreise, — der Reichskanzler weiß selbst ganz genau, was er bringen konnte, wenn er sich und seine politische Existenz dafür einsetzte. Wenn es dem Fürsten Bülow Ernst war mit den Reden, die er vom Februar vorigen Jahres an im Reichstage gehalten hat, dann mußte er so handeln. . . .

Aber, so hören wir, Preußen und das Deutsche Reich sind zweierlei. Im Reich ist Bülow liberal-konservativ, in Preußen aber ist er nur Preuße! Das läßt sich bei äußerlichen Dingen durchführen. Man kann im Reich für andre Geschäftsgebräuche sein als in Preußen usw., aber man kann nicht Vertrauen zu einer Gesinnung verlangen, die man nur in amtlicher Eigenschaft und nur an einem Orte betätigt. Ein Reichskanzler kann nicht zweierlei geistige Uniformen tragen, je nachdem er sich in den Reichstag oder in den Landtag fahren läßt. Das versteht das Volk nicht, und das verstehen die Volksvertreter auch nicht. Deshalb, nicht wegen irgend eines formellen Versprechens haben wir darauf gerechnet, daß der Reichskanzler auch jetzt im Landtage konservativ-liberal auftreten würde. Wie schwer das war, hat niemand von uns verkannt, aber er ist es ja selber gewesen, der den Maßstab aufgerichtet hat, an dem er gemessen sein will: die Paarung konservativen und liberalen Geistes! Ist es nicht ein Spott, von diesem Worte jetzt noch zu reden?

Was ist der Bülow'sche Bloß? Entweder er ist ein geschichtlicher Versuch, eine zentrumsfrei-deutsche Politik für längere Zeit zu machen, oder er ist nur ein Hilfsmittel zur Amtserhaltung des gegenwärtigen Reichskanzlers. Im ersteren Sinne ist er ein sehr schwerer, aber ernsthafter und wichtiger Versuch, dem wir uns selbst unter Opfern nicht entziehen dürften. . . . An uns sollte es nicht liegen und hat es nicht gelegen, wenn dieser Versuch mißlang. Heute aber muß er leider als sachlich mißlungen angesehen werden, weil die Hauptperson dieses geschichtlichen Versuches versagt hat.

Von jetzt ab können wir also den Bloß nicht mehr als den geschichtlichen Versuch einer zentrumsfreien Regierung auf liberal-konservativer Grundlage ansehen. . . . Er ist von heute an für uns nichts als ein auf gegenseitiges Mißtrauen aufgebautes System der Amtserhaltung des Reichskanzlers. Darin bestärkt uns die Art, wie die Konservativen im preussischen Landtag sich zur Wahlrechtsfrage gestellt haben. Es ist nicht nötig, des längeren auf Herrn Malkewitz einzugehen; er ist ein Durchschnittsvertreter konservativer Rücksichtslosigkeit. So rücksichtslos wie diese Sorte von Bloßpolitikern müssen wir unsrerseits auch werden. Fürst Bülow tut nichts gegen diese Malkewize, dann muß er aber auch tragen, was aus ihrem Auftreten folgt. Daß der Freisinn von Natur dazu da ist, von den Konservativen verachtet und geschlagen zu werden, mag ein Stück des konservativen Katechismus sein, aber Bloßpolitik läßt sich auf Grund eines derartigen

Katechismus nicht machen. Bis jetzt konnte man annehmen, Bülow werde als Erzieher der Konservativen auftreten. Einige Ansätze dazu waren vorhanden. Aber nun, wo er sie in ihrer Macht befestigt hat, nun soll er einmal versuchen, diese Herren erziehen zu wollen! Jetzt lachen sie, denn der Reichskanzler hat die einzige Waffe aus der Hand gelegt, die er gegen rechts besaß. . . .

Der Reichskanzler hat genau gewußt, was vom 10. Januar abhing, und er hat mit vollem Bewußtsein dem Liberalismus einen Schlag versetzt. Das ergibt sich auch aus der Form seines Auftretens im Landtag. Warum hält er keine Rede? Weil er über Wahlrecht nicht reden will. Der moderne Bildungsmensch, der in ihm lebt, kann einfach die Mallewizrede nicht fertig bringen, die zu seiner Erklärung gehört. Er weiß, daß er sich selbst beerdigt. Hier ruht der agrarische Reichskanzler! Er hat gesagt: Preußen in Deutschland voran! Und nun liest er eine Erklärung vor, die selbst bei der wohlwollendsten Auslegung hinter allem zurückbleibt, was im übrigen Deutschland Recht ist. Selbst Sachsen erhebt sich und blickt mit gehobenem Selbstbewußtsein auf diese Erklärung. Man nehme die Erklärung unter das Vergrößerungsglas, sie wird nicht größer! Das ist Bülows Testament für die preußische Monarchie! So klein denkt er vom preußischen Volke. Dieser Mann ist es nicht, von dem die preußischen Staatsbürgerrechte hergestellt werden.

Und nun, wo wir das alles wissen, was tun wir da? Wir organisieren die Volksbewegung, die das bessere Wahlrecht bringt. Das ist eine patriotische Pflicht. Ganz Deutschland leidet unter der preußischen Rückständigkeit. Ein gutes Werk tut jeder, der sich an der Organisation der Wahlrechtsbewegung beteiligt. Die vereinigten Fraktionen der Freisinnigen im Landtag haben als Antwort auf Bülows Erklärung einen Wahlrechtsausschuß gegründet. Das ganze Volk wird und muß in die Bewegung hineingezogen werden, und wir Liberale dürfen es den Sozialdemokraten nicht überlassen, sich als die einzigen Träger des Wahlrechtsgedankens hinzustellen."

Wir sind jetzt wieder einmal glücklich so weit, von der Sozialdemokratie gute Lehren annehmen zu müssen. Sei schon, doziert der "Vorwärts", die Macht der Regierung in Zeiten, wo die Kämpfe der Klassen einen gewissen Gleichgewichtszustand erzeugen, überall groß, so werde ihre Stellung direkt entscheidend gegenüber einem Privilegienparlament, dem jedes moralische Ansehen völlig fehle, das die immer stärker anwachsende Volksbewegung des letzten Restes von Widerstandskraft beraube. "Da findet ein solches Privilegienparlament nur mehr einen Halt, die Stütze der Regierung, die über die Polizeisäbel und Soldatenflinten verfügt. An die Regierung sucht es sich anzulehnen, um seine veralteten, unerträglich gewordenen Privilegien noch länger zu behaupten. Aber diese Situation legt darum auch das Schwergewicht der Entscheidung in die Hand der Regierung. Begreift sie den unaufhaltsamen Gang der Entwicklung, der

überall in der Welt die politische Rechtsgleichheit verwirklicht, so stellt sie sich selbst auf die Seite der Reform, nicht aus Liebe zum Volke, nicht aus Begeisterung für die Demokratie, sondern aus Einsicht, aus dem Pflichtbewußtsein, das ihr sagen muß, es wäre ein Verbrechen, das ruhige und gesetzmäßige Fortschreiten gewaltsam aufhalten zu wollen, um die Lebensfrist unhaltbarer Privilegien zu verlängern. Denn ihre Stellungnahme raubt dem Privilegienparlament die Kraft des Widerstandes, zwingt die Abgeordneten, sich dem Notwendigen zu beugen und dem Volke das so lange vorenthaltene Recht zu geben.

Das war die Haltung der Regierungen und der Dynastien außerhalb Preußens. Auch in Österreich stand die Regierung des Freiherrn v. Gautsch vor der gleichen Entscheidung, die jetzt für den Fürsten Bülow dringend geworden ist. Auch in Österreich ein Privilegienparlament, dessen einzelne Parteien von Zeit zu Zeit platonische Erklärungen zugunsten einer Reform abgaben, die aber in Wirklichkeit jede ernstliche und gründliche Reform für utopisch hielten, in dem sicheren Bewußtsein, sie stets vereiteln zu wollen. Und dem Privilegienparlament gegenüber eine starke, anhaltende, immer von neuem einsetzende, beständig sich steigende Volksbewegung. Die Regierung erkannte rechtzeitig deren Unwiderstehlichkeit. Und mit eiserner Konsequenz hat die Regierung Gautsch und ihre Nachfolger an der Reform festgehalten, bis das Privilegienparlament kapituliert und das, was bis vor kurzem als Utopie galt, segensreiche Wirklichkeit wurde!

Und wie die Regierung, so die Dynastie. Nicht leicht haben die Habsburger, dieses konservative Herrschergeschlecht, sich zum allgemeinen, gleichen und geheimen Wahlrecht bekehrt. Noch im Jahre 1893 ließ Franz Joseph gegenüber dem Widerstand des Privilegiertenparlamentes die Regierung fallen, die eine der Demokratie entgegenkommende Wahlreform eingebracht hatte. Aber die Unermüdblichkeit der Wahlrechtsagitation belehrte auch die Dynastie eines Besseren, und schließlich wurde der greise Habsburger zu einem entschiedenen Förderer der Einführung des gleichen Wahlrechts. Daß Österreich ein demokratischer Staat geworden ist, der die komplizierten und schwierigen Probleme der Nationalitätenfrage zu lösen im Begriffe steht, der mit raschen Schritten die Versäumnisse seiner sozialen Gesetzgebung nachzuholen gewillt scheint, in dem der alte Polizeigeist gründlich ausgetrieben ist, das verdankt er dem gleichen Wahlrecht, das seine Arbeiter ihm aufotrojiert haben. Daß in diesem Wahlrechtskampfe keine unnützen Opfer gefallen, daß das Notwendige rechtzeitig getan wurde, das ist das Verdienst der Einsicht und Ausdauer seiner Regierung.

Und wie in Österreich, so in Süddeutschland. Auch dort haben die Regierungen wenigstens die nötigste Einsicht in den großen Verfassungsfragen bewiesen und sind mit der Entwicklung gegangen, statt es darauf ankommen zu lassen, unter die Räder der Geschichte zu geraten. Und wie die Habsburger, so haben auch die Wittelsbacher sich auf die Seite des

gleichen Wahlrechts gestellt; erklärte doch Prinz Ludwig von Bayern, der künftige König, man dürfe sich glücklich schätzen, daß wenigstens für den deutschen Reichstag ein Wahlsystem bestehe, mit dem der größte Teil der Bevölkerung zufrieden sei. Man solle nur das Ausland (er hat wohl auch das Inland gemeint) ansehen und insbesondere diejenigen Staaten, in denen verkünstelte Wahlsysteme beständen, die dem Gerechtigkeitsgefühl der großen Masse der Bevölkerung widersprechen. Ob diese Wahlsysteme noch lange fortbestehen, müsse er bezweifeln. Und dies sagte der Prinz nicht etwa bloß in bezug auf das Reichstagswahlrecht, sondern gerade in bezug auf das Landtagswahlrecht. Die zweite Kammer ging ihm in der Reform nicht weit genug. Prinz Ludwig forderte die Berücksichtigung jeder neuen Volkszählung für die Landtagswahl und vor allem das geheime Wahlrecht, diesen ‚Schutz der Schwachen gegen die Starken‘, denn es gäbe gewissenlose Menschen genug, die ihre Untergebenen zwingen, ganz anders zu wählen, als diese wählen möchten...

Die preußische Krone hat eine andere Auffassung von den Notwendigkeiten der geschichtlichen Entwicklung, als das Wittelsbacher und Habsburger Haus. Noch immer gilt für die Hohenzollernndynastie, was im November 1848 Marx in der ‚Rhein. Stg.‘ geschrieben hat: ‚Die Krone erblickt in den Elementen der alten feudalen Gesellschaft, deren höchster Auswuchs sie ist, ihren wahren einheimischen gesellschaftlichen Boden, während sie in der Bourgeoisie eine fremde künstliche Erde erblickt, von der sie nur getragen wird unter der Bedingung, zu verkümmern. Die berauschende Gnade Gottes verwandelt die Bourgeoisie in einen ernüchternden Rechtstitel, die Herrschaft des Blutes in die Herrschaft des Papiers (der Verfassungsurkunde), die königliche Sonne in eine bürgerliche Lampe.‘

Anstatt aber aus diesem Widerstande die Konsequenz zu ziehen und seinen Abschied zu nehmen, hat Bülow sich bequemt, Ansichten parlamentarisch zu vertreten, die nicht die seinen sind — und sogar diese Ansichten in eine brüstierende Form zu fassen. Mancher Minister hat, wie er, sich in ruhigen Zeiten in Kleinigkeiten verloren, aber wenn für die fernere Zukunft entscheidende große Stunden kamen, wuchs er über sich selbst hinaus. Fürst Bülow ist nicht von dieser Art. Er hat nicht verstanden, seinen Willen durchzusetzen, oder wenn ihm dies nicht möglich war, in Anstand zu sterben; er hat die Stunde verpaßt, die ihm Gelegenheit bot, sich als einen über die ‚mittlere Linie‘ der künftigen preußischen Ministerbefähigung hinausreichenden Staatsmann zu erweisen. Die Geschichte würde ihm einst, wenn er die Einführung einer wirklichen Wahlreform durchgesetzt hätte, vielleicht manche bisherigen Mißerfolge verzeihen haben — nun bleibt als Erfolg seiner Tätigkeit nur übrig, daß er Deutschland politisch isoliert und die stenographischen Berichte des Reichs- und Landtages um einige feuilletonistische Plaudereien bereichert hat, die ihn zum Feuilletonredakteur einer mittleren nationalliberalen Zeitung qualifiziert erscheinen lassen.

Seit dem 10. Januar 1908 hat das preußische Abgeordnetenhaus sein Leben verwirkt. Niemand anders als Fürst Bülow selbst hat bewiesen, daß die Vollziehung des Todesurteils notwendig ist; denn indem er erklärte, daß die Regierung keine Änderung des Wahlrechts zulasse, und das Abgeordnetenhaus begeistert zustimmte, hat es gesagt, daß es für die Notwendigkeit der deutschen Entwicklung abgestorben ist.

Woran erkennt man denn, daß ein Parlament lebendig ist? Daran, daß es der Ausdruck der lebendigen Kräfte des Volkes ist, das Organ, in dem die wirksamen Interessen und Willensrichtungen der einzelnen Klassen und Schichten des Volksganzen zum Ausdruck kommen und sich umsetzen in einen Gesamtwillen. Das preußische Abgeordnetenhaus aber bedeutet eine groteske Fälschung des Volkswillens, ein Trug- und Wahnbild, das nur in elender Verzerrung das Volksganze widerspiegelt. Es ist eine lächerliche Lüge, daß in diesem Hause auch nur die bürgerlichen Interessen wirksam vertreten sind. Vor sechzig Jahren ist dieses Haus aus dem Verfassungsbruch geboren worden und schon vor sechzig Jahren sollte es ein Mittel der feudalen Restauration werden. Die Krone, die allein in dem ostelbischen Grundbesitz ihren Schutz und Schirm sah, hatte es für ihre Bedürfnisse geschaffen. Um nicht vor den verhassten und gefürchteten Städten zurückweichen zu müssen, hat sie vor dem Junkertum kapituliert. Der Absolutismus der Krone wurde zum Absolutismus der Junker, und das preußische Abgeordnetenhaus ist nichts anderes als die Aufrichtung der Gutsherrschaft über das preußische und zuletzt über das deutsche Volk. Nur kurze Zeit gab der plutokratische Wahlmechanismus dem Bürgertum einige Chancen. Die Schwachheit und Mattheit des Liberalismus, der schon damals aus Angst vor den Anfängen der Arbeiterbewegung den entscheidenden Moment verstreichen und die entscheidenden Mittel unangewandt ließ, gab bald dem Junkertum und seiner Bureaucratie das Szepter in die Hand. Die öffentliche Wahl wurde zum gewaltigen Kampfmittel in den Händen einer krupellosten machtgierigen Bureaucratie, und dieses Parlament, das der Rechtsbruch der preußischen Krone geboren hat, ist heute in seiner Zusammensetzung bestimmt durch den offenen, gesetzlich sanktionierten Wahlterrorismus der öffentlichen Wahl, durch die fortgesetzte Verletzung von Treu und Glauben. Könnten politische Angelegenheiten vor einem Zivilgericht entschieden werden, das preußische Abgeordnetenhaus müßte für null und nichtig erklärt werden, da es nur zustande kommt contra bonos mores, durch den Verstoß gegen die guten Sitten.

Aber der Wahlterrorismus ist nur möglich durch die Wahlkreiseinteilung, die eine jede Aussicht auf entscheidende Änderungen im Abgeordnetenhause unter dem gegenwärtigen Wahlrecht unmöglich macht. Fast zwei Drittel der Abgeordneten dieses famosen Parlaments werden von den Gutsherrn ernannt, die in der ersten Klasse die

Wahlmänner ernennen, während in der zweiten ihre Gutsinspektoren und Wirtschaftsbeamten dieses Geschäft besorgen. Rechtlos, zu einer lächerlichen Minorität verurteilt, sind alle städtischen Schichten, und selbst für die Großbourgeoisie ist dieses agrarische, verkehrsfeindliche, kulturhemmende Parlament nur erträglich, weil das Großkapital auch gewisse Opfer nicht scheut, um in den Junkern und ihrer Bureaucratie sich eine Gewaltgarde zur Niederhaltung der Arbeiter zu schaffen.

Rechtlos aber wie die Arbeiter ist auch der kleine städtische Mittelstand, dem die Agrarier nur hier und da einige Schaubrote zukommen lassen, um sie in ihrem Unverstand, in ihrer Verblendung gegen die Arbeiter auszuspielen zu können. Einflußlos ist die Intelligenz. Von den Lehrern der Volksschule bis zu den Professoren der Universitäten müssen alle Intellektuellen das Joch der Geistesknechtschaft tragen. Mit aller Wucht und Macht aber ist dieses Haus zum Feind der Arbeiterklasse, ihres kulturellen, ökonomischen und politischen Aufstiegs geworden. Unberührt von dem Leben da draußen, unbekümmert um die Notwendigkeit der Entwicklung, erstarrt und versteinert stellt sich dieses Bollwerk allem entgegen, was zum Leben drängt. Eine ungeheure Umwälzung hat sich vollzogen, Preußen ist ein erstes Industrieland geworden, seine Arbeiterschaft kämpft in der vordersten Reihe des gewaltigen Heeres der Internationale, aber dieses abgestorbene Haus verharrt auf einem Standpunkt, der schon 1848 überwunden war.

Fragt man aber, wie war es möglich, daß dieses Monstrum noch immer da ist, daß es das schlimmste Hindernis der deutschen Entwicklung bleibt, dann ist nur eine Antwort möglich: Dieses Haus lebte von des Volkes Gnaden. Das preußische Volk hat es ertragen, weil es seine dringendsten Aufgaben in der Arbeit des Reichstages erblickte. Dort kam es zum Wort, dort hat es die deutsche Einheit gegründet, das eine Reich geschaffen, das große Wirtschaftsgebiet hergestellt. Aber andere Zeiten, andere Aufgaben und andere Kämpfe. Die Arbeit im Reich stößt an das Hindernis in Preußen. Das preußische Abgeordnetenhaus, das ist der schlimmste Feind des deutschen Reichstags. Der Wille, der aus dem gleichen Wahlrecht geboren wird, wird gehemmt durch den Willen des Dreiklassenwahlrechts. Die, ach, so langsamen und geringen Fortschritte im Reichstag scheitern immer wieder an dem Widerstand der preußischen Regierung, die den Bundesrat beherrscht, scheitern an dem Widerstand einer Bureaucratie, die aus den Junkern hervorgegangen, nichts ist als die Vollstreckerin des Willens des Junkerparlamentes. Kein entscheidender Fortschritt im Reich, ehe nicht dieser Widerstand überwunden ist. Deshalb muß das Dreiklassenwahlrecht fallen. . .

Die Erklärung Bülow's hat gezeigt, daß dieses Haus nicht mehr die Kraft und Einsicht besitzt, das Notwendige selbst zu tun. Das ist das Wertvolle dieser Erklärung: Sie sagt nichts anderes, als daß in diesem Hause keine Fähigkeit mehr lebt, mit der Entwick-

lung fortzuschreiten. Die Entwicklung muß daher über dieses Parlament hinweg. Die Wahlreform ist nur möglich, wenn sie diesem Haus von außen aufgezwungen wird. . . .“

Raum geringere Kampfbereitschaft scheint in bürgerlichen Kreisen, namentlich Süddeutschlands, zu herrschen. So wird der „Vollzeitung“ von dort geschrieben:

„Nun, die Würfel sind gefallen. Die freisinnigen ‚Führer‘ sind gründlich düpiert worden. Nun die große Ernüchterung nach dem Badenstreich, den die Linke im preußischen Abgeordnetenhaus unter dem Gewieher der Rechten erhalten hat! Ja, ein Badenstreich, der Politiker wie den heftigen Pfarrer Korell zu dem Ausruf zwang, wenn der Liberalismus nun daraus nicht die Konsequenzen ziehe, könne er als ehrlicher Politiker nicht mehr mittun.“

In krassem Gegensatz dazu steht der Beschluß der freisinnigen Fraktionen, trotzdem im Block weiter zu verharren! Das verstehe, wer kann! . . . Die jahrzehntelangen Mißerfolge haben hier ein ‚kleines Geschlecht‘ erzeugt, das sich nicht zu einer mutigen Tat aufzuraffen vermag. Vielfach fragt man, was käme dann nach? Nun, kann es denn schlimmer werden, als es schon ist, und sind die erwähnten Konzessionen wirklich wert, daß man sich darum politisch prostituiert? Was ist denn der Unterschied gegen früher? In den letzten Jahren wurde wirtschaftlich wie politisch eine junkerliche, reaktionäre Politik getrieben, nun soll es in gleichem Geiste weiter gehen, aber diesmal statt mit dem Zentrum mit der — bürgerlichen Linken!! Das ist der ganze Unterschied. Ja, empfindet man denn nicht brennende Scham darüber, daß der bürgerlichen Linken eine solche Lakaienrolle zugemutet wird?

Die süddeutschen Verfassungskämpfe sind für Bayern, Württemberg und Baden vorüber, und in Hessen wird die Einführung eines Wahlrechts nach dem Vorbild des Reichstagswahlrechts ebenfalls nicht mehr lange auf sich warten lassen. Die Vorarbeiten dazu sind längst im Gange. Die Folge der Wahlrechtsreformen war, daß die Sozialdemokratie einige Mandate mehr als vorher erhalten hat — im übrigen ist so ziemlich alles beim alten geblieben, wobei freilich bemerkt sei, daß auch die alten Wahlrechte immer noch mehr von demokratischem Geiste erfüllt waren als etwa das traurige, oktroyierte Dreiklassenwahlrecht in Preußen. Es ist also kein Umsturz erfolgt, keiner dieser Staaten ist untergegangen, nirgends ist eine Republik entstanden. . . Man sieht, im Süden geht es mit den neuen, modernen Verfassungen nicht im geringsten anarchistisch zu, und das Volk ratet und tatet mit, wie das im 20. Jahrhundert ganz selbstverständlich sein sollte. Es war vor einigen Jahren, als der Abgeordnete Konrad Haufmann in einer Versammlung bei irgendeinem Vergleich zwischen dem Norden und Süden ausrief: Gott sei Dank, daß wir keine Preußen sind! Das wurde im Norden, in reaktionären Kreisen mißverstanden und wieder einmal, was ja so bequem ist, als ‚Partikularismus‘ gedeutet. Haufmann

wollte damit sagen, wie weit doch der Süden gegen den Junker- und Polizeistaat Preußen vorgeschritten und besser daran sei. Das konservative, reaktionäre Preußen sollte damit getroffen werden. Nun, nachdem wir unsere Verfassungskämpfe hinter uns und demokratische Wahlrechte errungen haben, läge Anlaß vor, das Wort Hausmanns mit noch schärferem Akzent zu wiederholen. Das heißt, wir im Süden freuen uns, daß wir als Volk nicht so miserabel behandelt werden, . . . und das Bürgertum im Süden den Kopf doch etwas höher tragen darf als in dem borussifischen Bundesstaat.

Bleibt nur noch Elsaß-Lothringen übrig, wo im Süden ein neues Verfassungsleben nicht durchbringen will, freilich nicht durch die Schuld der reichsländischen Parteien, die alle schon seit Jahren um ein zeitgemäßes Parlament, um Gleichstellung mit den übrigen Bundesstaaten ringen, sondern nur infolge des ‚Wir wollen nicht!‘ in — Berlin, wo man mit preussischem Staatsgeist auch in Elsaß-Lothringen auskommen zu können glaubt. Die Reichsländer sind sogar noch schlimmer daran als Preußen; denn der Landesauschuß ist ein wahrer Hohn auf eine Volksvertretung und nur in den Augen Röllers das ‚Ideal eines Parlaments‘. Die Elsaß-Lothringer wollen das freilich starrköpfigerweise nicht einsehen und fordern nach wie vor eine zeitgemäße Landesvertretung. Aber an der Spree will man nicht. Die Reichsländer werden ganz wie eine preussische Provinz behandelt. Die Erfolge sind freilich auch danach. . . .

Die einzig richtige Konsequenz aus der Erklärung Bülow's hat die bürgerliche Linke, soweit sie in den liberalen Fraktionen vertreten ist, leider nicht gezogen. . . . Die Demokratie kann keine konservative Politik mitmachen! Eventuell wäre es dann schon besser, die freisinnigen Fraktionen ließen sich in die konservative Partei aufnehmen und gingen in ihr gänzlich unter. . . .“

Und auch dann wär's immer noch fraglich, ob die Konservativen so tane „Fraktionen“ auch wirklich — aufnehmen würden. Überschätzen täten sie den Wert dieses Zuwachses schwerlich. Ist doch der „Liberalismus“ von Bülow schon so gründlich geneppt worden, daß für andre kaum noch viel übrig geblieben sein wird.

Unterweilen haben wir ja Polizei und Militär. Und so können wir über unsere politische Zukunft völlig beruhigt sein: viel „Roh und Reifige sichern die steile Höh'!“ Zwar ist schon unmittelbar nach der Wahlrechtserklärung vom 10. Januar Blut geflossen. Aber — wir haben's ja dazu. Für König und Vaterland läßt sich auch der gänzlich ahnungslos seines Weges daherziehende loyale Bürgersmann gern ein Paar mit dem Schutzmannsäbel überziehen. Das bißchen Räsonnieren nachher am Stammtisch —: nun, man weiß ja, wie's gemeint ist.

Wenn die Berichte zahlreicher Augenzeugen auf Wahrheit beruhen, so hat sich die Polizei bei den Wahlrechtsdemonstrationen in Berlin denn doch nicht an allen Orten so völlig ihrer Aufgabe gewachsen gezeigt, wie

es ihr zuerst, allerdings von mehr oder minder interessierter Seite nachgerühmt wurde. So erzählt ein Student der Tierarzneikunde im „Berliner Tageblatt“: „Als ich in der fünften Nachmittagsstunde die Behrenstraße in der Richtung nach der Hedwigskirche passierte, hörte ich verworrenen Lärm von der Friedrichstraße her. Plötzlich brach aus einer rechten Seitenstraße ein Trupp Schutzleute hervor, der mich und andere Passanten mit gezückten Säbeln und Faustschlägen zurückdrängte, die Straße sperrte und uns nach der entgegengesetzten Richtung zu gehen anwies. Bestürzt wandte ich mich um und gewahrte, daß auch von hier Schutzleute, zahlreiche Flüchtlinge vor sich treibend, herbeiströmten. In demselben Augenblick von allen Seiten mit Faustschlägen traktiert, erhielt ich mehrere Säbelhiebe über den Kopf. Ich verlor das Bewußtsein und sank blutüberströmt zu Boden. Noch am Boden liegend wurde ich weiter mit Säbelhieben bearbeitet. Als ich wieder zu mir kam, hörte ich die Entsetzensschreie der von zwei Seiten Umzingelten, auf die erbarmungslos eingehauen wurde. Trotz meiner blutenden Kopfwunde wurde ich mit Faustschlägen und Rückenstößen weiter bearbeitet, bis mich teilnehmende Passanten nach der Unfallstation in der Brüderstraße schleppten.“

An der Gertraudenbrücke kam es zu einem Zusammenstoße mit der Polizei, der von zahlreichen Augenzeugen in den krasssten Farben geschildert wird. Ein Zug von etwa 3000 Männern und Frauen kam durch die Fischerstraße auf den Mühlendamm zu. Hier gebot eine starke Schutzmanskette Halt und Umkehr. Die Demonstranten brachten Hochrufe auf das Wahlrecht aus und zogen sich ruhig durch die Fischerstraße zurück. Sie bewegten sich darauf die Friedrichsgracht entlang zur Gertraudenstraße. Hier stießen sie wieder auf eine 40—50 Mann starke Schutzmanskette, und abermals ertönte der Polizeibefehl: „Zurück!“ Ohne jedes Widerstreben wurde unter Hochrufen aufs Wahlrecht und dem Gesang der Marseillaise Folge geleistet und die Sache hätte hier denselben friedlichen Verlauf nehmen können wie an anderen Orten. Auf die bei der Enge der Friedrichsgracht naturgemäß nur langsam zurückgehende Masse schrie ein Polizeioffizier: „Ich fordere Sie auf Grund des Gesetzes auf, auseinanderzugehen!“ Und fast im selben Moment erfolgte auch schon die Schutzmanssattacke auf die sich ruhig zurückziehende Menge, — die der bewaffneten Macht den Rücken zukehrte. Auf die Fliehenden wurde eingehauen. In wenigen Augenblicken hatten zahlreiche Personen tiefe Hieb- und Stichwunden davongetragen. Unter dem Ansturm der Schutzleute fielen ganze Reihen von Männern und Frauen zu Boden und auf die am Boden Liegenden hieben Wächter der Ordnung weiter ein! Andere, die sich in anliegende Häuser geflüchtet hatten, wurden von Schutzleuten herausgeholt und auf der Straße verprügelt. Alles dies geschah, wie betont wird, ohne daß der Polizei auch nur durch die leiseste Kundgebung, die auf eine Absicht zur Widerstandsleistung schließen lassen konnte, Unlaß zu ihrer Attacke gegeben worden wäre. Die Zahl der Verwundeten wird auf mindestens



Prügelszene aus den
„Meistersingern“



G. Barlösius

Aus der im Verlage von Fischer & Franke in Berlin erschienenen, von G. Barlösius illustrierten
Prachtausgabe von Richard Wagners „Die Meistersinger von Nürnberg“

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

40 geschätzt. Vier Verletzte wurden zur Unfallstation geführt. Alle hatten nach Aussage des Arztes 2—3 cm lange Stich- und Hiebwunden am Kopf davongetragen.

Von anderer Seite wird derselbe Vorgang keineswegs freundlicher geschildert. Danach schien es anfangs noch, als ob die Polizei nur eine passive Rolle spielen wolle. Die Offiziere zeigten zwar Festigkeit, hatten aber wohl nicht die Absicht, die Waffe blank zu ziehen. Das Bild änderte sich jedoch in dem Augenblicke, als Hauptmann Stephan im Lauffschritt erschien. Er gab sofort Befehl zum Vorrücken und die Menschenmauer am Wasser entlang zurückzudrängen. Plötzlich sprang Hauptmann Stephan vor und rief: Ich fordere Sie auf, sofort auseinanderzugehen. Nach einer Minute wiederholte er die Aufforderung zum zweiten Male und kurz darauf zum dritten Male. Zu gleicher Zeit gab er das Kommando: Säbel heraus! Einhauen! Nun entwickelte sich eine wilde Szene. Wohl fünfzig Schutzmännersäbel hieben auf die vorderen Reihen ein. Es half nichts, daß Schwerverletzte stöhnend riefen: „Wir sind unschuldig!“ Die Säbelhiebe hagelten weiter. Ein tausendstimmiger Wutschrei pflanzte sich bis in die hinteren Reihen fort und empörte Verwünschungen hallten durch die Luft.

Während des Tumultes fiel auf der gegenüberliegenden Wasserseite ein Schuß, der aber anscheinend in die Luft abgegeben war. Ein Hilferuf lenkte die Augen nach der Spree. Dort rang ein Mann mit den Fluten. Am Ufer lagen etwa zehn Personen blutbefleckt und stöhnend auf dem Fahrdamm. Das Straßenpflaster war von Hüten, Gummischuhen und Spazierstöcken dicht besät.

Nicht unerwähnt möge aber auch bleiben, daß an einer anderen Stelle ein übereifriger Polizeileutnant, der ohne weiteres einzuhauen befohl, von seinen eigenen Leuten mit dem Zuruf besänftigt wurde: „Herr Leutnant, es geht auch in Ruhe“. Worauf er den Befehl nicht mehr wiederholte. Kommt es einmal zu einer solchen Kampfstellung, so lassen sich ja Ausschreitungen auf der einen und auf der anderen Seite nicht immer vermeiden. Aber warum muß es dazu kommen?

„In Preußen“, so beurteilt die „B. Z. am Mittag“ die ganzen Vorgänge, „erblickt man in einer Straßendemonstration den ersten Schritt zur offenen Rebellion. In anderen Ländern denkt man anders. Nicht nur in Republiken, sondern auch in Monarchien. In London und Wien durchziehen Zehntausende die Straßen, ohne daß die Polizei sich einmischet. Der Engländer betrachtet das Recht auf solche Umzüge als einen integrierenden Bestandteil der bürgerlichen Freiheit. Wenn bei uns der Ruf ‚Nieder mit Büllo‘ ausgestoßen wurde, so verwahren wir uns natürlich gegen die Importierung französischer Unsitten, glauben aber andererseits hervorheben zu können, daß dem Fürsten Büllo kein Haar gekrümmt worden wäre, wenn er etwa das Bedürfnis empfunden hätte, am Sonntag vormittag einen Spaziergang Unter den Linden zu unternehmen. Natürlich besitzt Berlin wie jede Weltstadt recht zweifelhafte Elemente, aber die Typen der

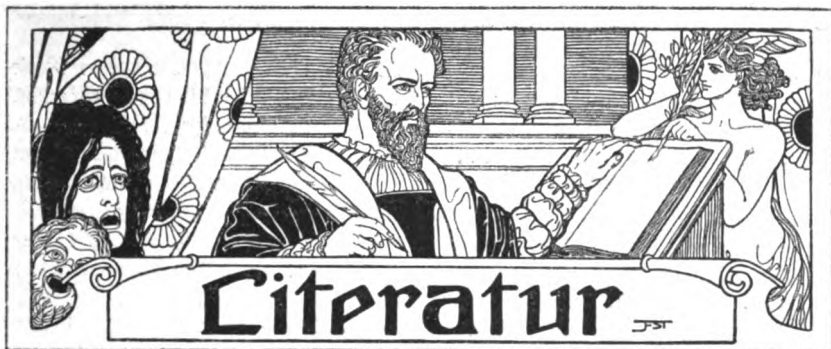
Vitenmänner und der Damen der Halle mit revolutionärem Einschlag ge-
deihen bei uns nicht, und so sollte man derartige Ausschreitungen auch
nicht allzu ernst nehmen.

Vor allen Dingen aber muß dagegen protestiert werden, daß Herr
v. Moltke als der Mann der straffen Tonart die ganze Schale seines
Zornes über die Sozialdemokratie schüttete, während die Regierung
und an ihrer Spitze der preußische Ministerpräsident doch
allen Anlaß hatte, reuig an die Brust zu schlagen... Das
Wahlrecht, das Fürst Bismarck für alle Zeiten gebrandmarkt
hat, erfreut uns nun seit über einem halben Jahrhundert mit seinen Seg-
gnungen. Daß es sich so lange erhalten konnte, ist ein Beweis dafür, daß
die preußische Regierung auf jede Initiative verzichtet, wenn sie fürchten
muß, sich mit der herrschenden Kaste in Widerspruch zu setzen. Die rauhe
Ablehnung einer so durchaus berechtigten Forderung hätte
in jedem anderen Lande weit ernstere Folgen gezeitigt, als
wir sie erlebt haben, aber, so unmäßig artig wir auch von Natur und
durch Erziehung sind, darüber sollte sich die Regierung doch keiner Illusion
hingeben, daß nicht nur in der Arbeiterklasse, sondern auch in den
breitesten Schichten des kleinen und mittleren Bürgertums
eine tiefe Erbitterung herrscht."

Es bleibt dabei: die schroffe und grundsätzliche Ablehnung jeder auch
nur wesentlichen Reform des preußischen sogenannten Wahlrechts ist eine
Herausforderung, die nicht mißverstanden werden wird. Und eine histo-
rische Schuld, die sich einmal bitter rächen muß. Wer Wind sät, wird
Sturm ernten. Und schon ist Blut geflossen.

Eine jener unbegreiflichen Verblendungen, die sich nur durch den
höheren Zweck der Vorsehung erklären lassen: die so mit Blindheit Ge-
schlagenen — abzulösen...





Robert v. Hornsteins Lebensreise und denkwürdige Begegnungen

Von

Dr. Karl Stord

Lon Robert v. Hornstein, dem Komponisten zahlreicher, noch heute vielgesungener Lieder und verschiedener Ballette, ist jetzt, siebenzehn Jahre nach seinem Tode, ein Werk erschienen, das zu den unterhaltfamsten Erinnerungsbüchern unserer Literatur gehört, überdies aber durch wichtige Mitteilungen über Rich. Wagner und Schopenhauer dokumentarischen Wert erlangt. (Memoiren von Robert v. Hornstein. Mit einer Hellogravüre nach einem noch nicht reproduzierten Gemälde Franz v. Lenbachs. Herausgegeben von Ferdinand v. Hornstein. München, Süddeutsche Monatshefte, geh. Mk. 5.—, geb. Mk. 6.50.)

Es wäre vielleicht die Anwendung der Fremdwörter angebracht gewesen: Eines der amüsantersten Memoirenwerke. Denn dieses Buch hat in hohem Maße jene Eigenschaften, die uns die französischen Memoiren zu einem so willkommenen Lesestoffe machen. Es ist unliterarisch und anspruchslos; dabei aber sehr geschickt, und birgt wirklich viel Stoff. Wir sind in Deutschland bei Erinnerungswerken allzusehr daran gewöhnt, allerlei tieffinnige Betrachtungen des Verfassers zu bekommen, Untersuchungen über Fragen, die selbst, wenn sie an sich wertvoll sind, nicht eigentlich in ein Erinnerungswerk hineingehören. Es sei denn, daß der Verfasser durch seine Gesamtstellung ein hervorragender Menschheitsführer ist, oder aber er aus Dichtung und Wahrheit uns ein Kunstwerk gestaltet. Wir haben ferner sehr viele Erinnerungen, die als Zeugnis der persönlichen Entwicklung eines Menschen wertvoll sind. In dieser Hinsicht sind mir allerdings die Briefe der Betreffenden als unmittelbare Lebenszeugen viel wertvoller als Erinnerungen, die gerade in solchen Fällen mit starker Überlegung geschrieben werden.

Dagegen haben wir nur wenige Bücher, die geschrieben worden sind, weil ihr Verfasser tatsächlich so oft dabei war und so vielerlei allgemein Fesselndes erlebt hat, daß seine Erzählungen uns rein stofflich zu fesseln vermögen. Das aber ist bei Hornstein der Fall. Er sagt zum Schlusse seines Buches: „Fünfundzwanzig Jahre sind vergangen. Wie eine Wandeldekoration ließ

ich mein Leben an mir vorüberziehen. Wie man einem Freunde eine Reise erzählt, wollte ich mein Leben erzählen. Hilfsmittel habe ich keine gebraucht. Nicht einmal in Briefen habe ich nachgeschlagen. Chronologisch werden manche Unrichtigkeiten vorgekommen sein . . . Manches habe ich erzählt, was vergessen oder nicht beachtet wurde. Die Leiden und Freuden, die zerstörten Hoffnungen, die Demütigungen — und die Genugtuungen eines Künstlers glaubte ich, würden bei vielen einen Wiederklang finden. Auch bin ich ein Mensch, dem es immer Ernst war mit der Erforschung des Menschenrätsels. Viele Wandlungen habe ich erlebt. Es irrt der Mensch, solange er strebt. Einen Kreislauf habe ich hinter mir, vom Knaben, der bei einem Marienbild in einer nahen Dorfkirche Linderung seines Heimwehs suchte, bis zum Manne, der hart an der Grenze des extremen Materialismus angekommen war, vor den letzten Konsequenzen aber durch seine gute Natur zurückgeschreckt wurde und nun wieder dabei angekommen ist, daß das Rätsel nicht so einfach zu lösen ist, und daß unsere groben Sinne und unsere schwachen Erkenntniskräfte haltmachen müssen — vor der Größe des Weltalls.“

Das letztere klingt eigentlich schon zu ernst. So wie das Buch vor uns liegt, müßte man an die Stelle des Wortes Erforschung „Beobachtung“ setzen. Ich habe mir während des Lesens immer wieder das meisterliche Bild Lenbachs, das an der Spitze des Buches steht, betrachtet. Man sieht diesem Gesicht auf den ersten Blick den klugen Beobachter an. Er hat an Schopenhauer seine Weltanschauung geschult, aber mit dem Pessimismus ist es ihm sicher niemals Ernst gewesen. Höchstens theoretisch. In der Wirklichkeit war, wie das ja auch aus den Erinnerungen hervorgeht, dieser Mann von höchster Genußfähigkeit und Freudigkeit. Er trug eine Fülle köstlichen Humors in sich, der sich ja seiner Umgebung gegenüber oft genug als bullerige Verbheit oder als kräftige Satire gegeben haben mag. Fremd muß ihm vor allen Dingen alles Pathetische gewesen sein. Die oben angeführten Schlußworte seines Buches sind die feierlichsten aus dem ganzen Werke. Dennoch spürt man während der heiteren oder ruhig sachlichen Erzählung an hundert Stellen, daß das alles nicht so leicht gelebt und erfahren wurde, wie es nun hier erzählt ist. Aber er war ein Mann, der offenbar immer rasch mit sich selber fertig war, sich schnell zusammennehmen konnte, vor allen Dingen frei war von jener bei Künstlern so häufigen Vorstellung, als ob sie besondere Rechte ans Leben und an die Menschheit hätten. Derartige Menschen nehmen die Prügel, die das Leben für jeden übrig hat, als etwas Selbstverständliches hin. Die Enttäuschungen, die für keinen ausbleiben, werden mit einer gewissen Selbstverständlichkeit gebucht, die Freuden dankbar, aber ohne Überschwang als eine Art von gerechtem Ausgleich für das andere entgegengenommen.

Man wird sagen: Aus der Mischung entsteht der nüchterne Philister. Gewiß, aber auch der Humorist.

Hornstein gehört zu den letzteren und erhält die charakteristische Färbung durch einen ausgesprochen alemannischen Zug der Unfeierlichkeit, die selbst bei tiefstem Empfinden und stärkstem Denken eine möglichst unscheinbare Ausdrucksform liebt. Diese Leute haben innerlich immer viel mehr, als sie nach außen zeigen, fühlen sich aber sehr leicht abgestoßen oder doch befremdet durch Menschen, die stark nach außen leben. Das wirkt auf sie dann leicht als Getue, als Vertiegenheit oder als Geschmacklosigkeit. Es liegt ein großes Stück altererbter Volkskultur in diesem Verhalten. Ich möchte es als seelische

Kultur des Bauerntums bezeichnen. Viele schweizerische Künstler sind geradezu Typen für diese Art. Aber es ist nicht zu leugnen, daß darunter häufig nicht nur die äußere Lebensform im Sinne von Etikette leidet, sondern auch leicht ein schiefes Verhältnis für die Beurteilung anders gearteter Menschen entsteht. Ich hebe das gleich hervor, weil mir aus dieser Charakterverschiedenheit sich viele Urteile Hornsteins über Richard Wagner, diese für einen Deutschen unerhört „exklamative“ Natur, erklären.

Damit habe ich nun schon einen der gerade für die Allgemeinheit wertvollsten Inhalte des Buches berührt, und es ist an der Zeit, daß wir von der Beurteilung des Schreibers zum fröhlichen Genießen des Geschriebenen übergehen. Wir wollen das Buch nur rasch durchblättern, denn ich möchte durch das Folgende keineswegs dazu beitragen, daß sich jemand vom Lesen des Ganzen abhalten ließe; er würde sich dadurch selber um einen fröhlichen Genuß bringen.

Robert v. Hornstein wurde am 5. Dezember 1833 in Donaueschingen geboren, wo sein Vater Hofkavaller bei dem Fürsten Karl Egon von Fürstenberg war. Es war ein sehr kunstsinziger Fürst, und er ließ sich seine Kunst auch etwas kosten. Kulturgeschichtlich nicht ohne Reiz ist es aber, wie diese Kunstsinzigkeit sich mit der Kochkunst vertraut, und wie dabei diese Art zu rechnen im Laufe der Zeit verschoben wird. Es ist bekannt, vor allen Dingen auch aus dem Leben Haydn's, daß früher (bis um 1830 herum) die adeligen Schloßbesitzer sich ihre Hausorchester ganz einfach dadurch zusammenstellten, daß sie nur musikalische Diener annahmen. Die Dienerschaft war dann gleichzeitig Musikkapelle. Man kann sich danach auch nicht wundern, wenn umgekehrt bis in die Zeit Beethovens hinein die Musiker als Lakaien behandelt wurden.

Das war nun nicht mehr zeitgemäß. Aber der Fürstenberger wählte sich nun seine Beamten unter Leuten aus, die mit künstlerischen oder geselligen Talenten begabt waren. Und so hatte er einen Beamtenstand, mit dem er nach Hornsteins Schilderung kleine Opern und Konversationsstücke in einer Weise aufführen lassen konnte, die der Hoftheater in Stuttgart und Karlsruhe ebenbürtig war. Hornsteins Vater glänzte als Baritonist, bis er zu Ende der dreißiger Jahre den Hofdienst aufgab.

Seine Knabenzeit hat unser Erzähler in Konstanz verlebt. Immer wieder erfährt man, wie unendlich reicher doch für Kinder das Leben an solchen kleineren Orten oder auf dem Lande ist als in den Großstädten. Man lernt eben die Leute, denen man begegnet, viel genauer kennen, als es großstädtischen Kindern möglich ist, und darauf beruht der Glaube, daß an diesen kleinen Orten viel mehr originelle Menschen seien. Allerdings können sie ja in kleinerem Rahmen auch nach außen hin ihre Originalität eber wahren. Was von den Menschen gilt, stimmt auch für die Geschehnisse. Weil nicht so viel Wertwürdiges vorkommt, erlebt man alles viel stärker mit, ist schier immer daran irgendwie beteiligt. So ist, was Hornstein über den Napoleonkultus, zumal das Auftreten des auf Arenenberg am Bodensee hausenden späteren Kaisers Louis oder vom Revolutionsjahr erzählt, nicht nur sehr unterhaltend, sondern für die Erkenntnis der Volksseele und die Beurteilung der geschichtlichen Kulturzustände außerordentlich wertvoll.

Bei Hornstein hatte sich früh eine starke musikalische Begabung gezeigt, und so kam er als Sechzehnjähriger aufs Leipziger Konservatorium. Die lustige

Studienzeit wird fröhlich erzählt. Man fühlt ordentlich, wie dem Alten das Herz bei der Erinnerung lacht. Die mancherlei inneren Kämpfe, die Leiden und Freuden junger Liebe werden mit wohlthuender Einfachheit berichtet. Verliebt scheint übrigens auch dieser Musikus immer gewesen zu sein. Und ein bißchen scheint auch von ihm zu gelten, was er an einer Stelle von anderen Musiklehrern sagt: sie hätten einen Passepartout zu den Frauenherzen.

Jetzt aber beginnt auch die lange Reihe der bedeutenden oder merkwürdigen Menschen an uns vorüberzuziehen, mit denen das Leben Hornstein in Berührung gebracht hat. Wichtig ist hier eine kurze Begegnung mit Schumann, sie ist ein trauriges Beispiel für jene Gedächtnisförmung, die schon jahrelang vorher die traurige Katastrophe ankündigte, die später in Düsseldorf über den edlen Komponisten hereingebrochen ist. Über Schumanns äußeres Auftreten heißt es an anderer Stelle: „Als er einmal vom Dirigieren in einer Probe auf seinen Platz zurückgekommen war, hatte er in der Tat einen vergeistigten Ausdruck. Sonst sah er ungemein blöde aus. Einstens begegnete ich ihm auf der Grimmaschen Straße. Er ging sehr rasch und summtte vor sich her. Nie war mir mehr aufgefallen, wie wenig interessant der Mann aussah. Besonders die Augen waren matt und nichts sagend.“

Übrigens hatte damals, um 1850, der Mendelssohnkultus bereits nachgelassen, und zwar gerade durch das Vetreiben der Schumannianer, die die größeren Fanatiker gewesen seien, so daß Aussprüche wie: „Schumann ist größer als Beethoven“ nicht selten gewesen seien.

Neben dem schöpferischen, damals bereits dem Verfall nahen Romantiker steht dann der romantische Narr Louis Böchner, das Urbild von Hoffmanns Kreisler. Halb kindisch, halb gröbentwahnfinnig, frei von allen Bedürfnissen, so daß er von den beiden Talern, die ihm Liszt bei seinen Besuchen zu schenken pflegte, jedesmal einen davon dem Bedienten zurückgab mit der Bemerkung, er brauche bloß einen, — so zog er in Deutschland herum, überall bekannt und unfähig, seine Fantastik künstlerisch loszuwerden, bis er endlich verdarb. Solche Wandervögel sind nicht so selten, wie man denken möchte. Hornstein erzählt noch von zwei weiteren.

Weimar mit Liszt an der Spitze, Joachim Raff, „der geistreichste Musiker, der ihm je vorgekommen“, Robert Franz in Halle, dann der Riese Spohr — „der ganze Mann war wie von Bronze“ — ziehen vorüber; kleine Anekdoten, die zum Beispiel die Sorge Klara Schumanns um ihren Gatten kennzeichnen; daneben viel von jungem Künstlervolk, aus dem mancher Hornstein den Eindruck der Genialität machte, der heute völlig verschollen ist.

In eine andere Welt kommen wir dann mit Hornstein nach Lausanne, wo er nach Vollendung der Studien sich als Musiklehrer niederließ. Die innere Hohlheit, die halbe Verdorbenheit eines verrosteten Patriziertums werden uns hier offenbar.

Von allgemeinerer Wichtigkeit wird dieser Schweizer Aufenthalt durch die Bekanntschaft Hornsteins mit Richard Wagner, der damals in der Züricher Verbannung lebte. Hornstein war in Dresden mit Karl Ritter, dem einen Sohn jener trefflichen Frau, die dem verbannten Wagner ein Jahresgehalt ausgeworfen hatte, bekannt geworden, und Ritter führte ihn jetzt mit Wagner zusammen. Ich brauche nach dem Vorangehenden kaum zu sagen, daß Hornstein nicht die Natur hatte, um ein Wagnerianer zu werden. Es geht aus jeder Zeile hervor, daß ihm das rechte Gefühl für die Ausnahme-

stellung dieser Künstlerpersönlichkeit fehlte. Er sah in ihm doch wohl mehr den älteren Kollegen; jedenfalls war Hornstein überhaupt nicht der Mann zu schwärmerischer Hingabe. Andererseits mochte auf seine alemannische Art die „exklamative“ Persönlichkeit Wagners leicht den Eindruck des Theaterhaften machen. Indessen ist hier, etwa gegenüber den Erinnerungen von Wendelin Weißheimer, wertvoll, daß Hornstein nirgendwo versucht, sich selber in Szene zu setzen, daß er für seine Person von Wagner nichts wollte, deshalb auch nirgendwo den Getrübten spielt und nach seiner ganzen Art gerecht urteilt. Freilich ist zu bedenken, daß diese Erinnerungen erst 1883 niedergeschrieben worden sind, also nach dem vollkommenen Triumph Richard Wagners, und daß damals dem Verfasser manches in anderem Lichte erscheinen mochte als ursprünglich beim Geschehnisse selbst. Doch glaube ich, daß Hornstein sich kaum viel verändert hat, und gerade darin liegt nun für den Historiker die Wichtigkeit dieser Erinnerungen. Sie zeigen, wie manches in dem Leben und Tun des nach jeder Richtung hin in Sonderstellung stehenden Richard Wagner auf kluge, von Hause aus zum wenigsten nicht übelwollende Naturen wirken konnte, und bieten damit doch auch ein gutes Stück Erklärung für die gesamten Schicksale des Meisters.

Es ist ein heute um seiner Wohlfeilheit halber sehr oft geübtes Verfahren, allen jenen, die sich der Erscheinung Wagners gegenüber abwartend verhielten, zum mindesten Philistertum vorzuwerfen. Es ist aber für einen Menschen, der selber schafft, der selber ein beträchtliches Wissen und gehörige Lebenserfahrung besitzt, die ganz enthustastische Hingabe an eine Neuerscheinung viel schwieriger, als für Gemüther, die nach jeder Richtung hin „unbeschrieben“ sind. Es ist doch sehr bezeichnend, wenn Richard Wagner selber oft aussprach, daß die Frauen ihn viel besser verstünden und er eigentlich nur bei Frauen auf jene Hingabe rechnen könne, die seine Kunst brauche. In diesem Fall hat sich ja der Instinkt dieser Frauen als richtig erwiesen. Aber wir wollen darum jetzt nachträglich nicht so tun, als ob alle männliche Besonnenheit und Zurückhaltung nun immer vom Übel sein müßte. Ich kann mir für meine Person sehr leicht vorstellen, daß gerade der reife Mann, der für die neuartige Kunst Wagners sehr viel Teilnahme gefunden hatte, durch die persönliche Berührung mit dem Künstler unter Umständen viel zurückhaltender wird, weil er seiner ganzen Natur nach gegenüber Hemmnissen des Lebens strenger denkt. Das bedeutet hier gleichgültiger sein, als selbstverständlich hinnehmen, was den Künstler oder begeisterte Frauen, die alles rein gefühlsmäßig einschätzen, entsetzt oder über alles Maß erregt.

Das mußte ich hier vorausschicken. Ich habe persönlich nie ein Seh! daraus gemacht, daß mir Richard Wagners ganzes Leben als wunderbares Beispiel der Erfüllung genialer Notwendigkeit erscheint. Ich sehe in Richard Wagner eine der wunderbarsten „Heldennaturen“, von denen die Kunstgeschichte zu erzählen hat, und finde in der oft merkwürdigen Art, wie sich diese Natur gab, lediglich die ganz natürliche Form für den ungewöhnlichen Inhalt, den dieser Mann darstellt. Aber man darf darüber nicht verkennen, daß den Zeitgenossen doch vielfach das Material fehlte zu dieser Art der Beurteilung, die wir dem Vollendeten gegenüber haben. Daß Richard Wagner sehr viel vollkommen verbohrt und wohl auch sehr viel unehrliche Belämpfung erfahren hat, soll nicht bestritten werden. Daß manche seiner schroffsten Gegner durchaus ehrliche Naturen waren, bleibt aber auch bestehen. Vor allen Dingen

aber scheint mir manches in seiner Art, sich zu geben, es zu erklären, daß er vielfach nicht jene Unterstützung fand, die er verdiente. Gerade diese Leute pflegen sich nun in der Praxis einfach zurückzuhalten und mit ihren Stimmungen nicht an die Öffentlichkeit zu treten. Um so wichtiger werden dann die wenigen derartigen literarischen Zeugnisse. Und ein solches gibt Hornstein.

Die erste Begegnung mit Wagner brachte das große Musikfest in Zürich (1854) mit sich. „Ich war in den Nachmittagsstunden in Zürich angekommen. In einem Lokalblatt fiel mir folgende Annonce auf: Heute wird im Saale des Kasino Herr Richard Wagner den ‚Lohengrin‘ vorlesen. Eintritt frei. Natürlich gehörte das zum Programm, und ich ging hin. Der kleine lebhaft dahinschreitende Mann setzte sich an einen Tisch und las von vorn bis hinten den Text des ‚Lohengrin‘ vor. Er las sehr erregt. Ich konnte mich vor Erstaunen über dieses seltsame Unterfangen gar nicht fassen. Welch ein Agitator! Nicht nur, daß er seine Opern bruchstückweise dem Publikum in Konzerten vorführt, nein, er liest ihnen auch den Text vor. So von allen Seiten gepackt, kann es doch dem Reformator unmöglich entgehen.“ Uns Heutigen erscheint dieses Vorgehen Wagners als Notwehr. Man vergleiche damit, wie es dieser Einundzwanzigjährige empfand. Was die meisten an Wagner fürte, war wohl, daß sie ihn für eitel und hochmütig hielten. Nach allem nahm Hornstein doch einen großen Eindruck mit. „Wagner hatte mir den Eindruck eines hochbedeutenden Menschen gemacht, und geradezu frappiert war ich einmal über den geistvollen Ausdruck seines Gesichts, besonders der strahlenden Augen, wie er das Dirigentenpult in einer Probe verlassen hatte.“

Im nächsten Jahre traf er wieder mit Wagner auf der Fahrt zum schweizerischen Musikfest in Sitten zusammen, wo Wagner mit seinen beiden Reisegeoffen auf der ganzen Fahrt nur vom Bau des Theaters sprach, in dem die Trilogie aufgeführt werden sollte, und also seinen Festspielplan bereits vollkommen in sich trug. „Wenn ein Unbeteiligter zugehört hätte, er würde den Mann für einen Barnum, für einen Stroussberg, aber nicht für den Autor des Sannhäuser und Lohengrin gehalten haben. Daß dieses Mannes Agitationstalent womöglich noch größer war als seine übrigen Talente, mußte schon auf dieser Fahrt jedem klar werden.“

Wertvoll ist nach anderer Richtung hin, daß Hornstein stets den Eindruck hatte, daß das Verhältnis zwischen Wagner und Frau von Wesendonk ein reines geblieben war. Auch daß er seine Frau Minna gut und rücksichtsvoll behandelte, bestätigt Hornstein, wenn dieser natürlich auch keine Ahnung haben konnte, welche entsetzliche Seelenqualen Richard Wagner damals durchmachte. Uns sind sie heute durch die Briefe und Tagebuchblätter an Mathilde Wesendonk zum Nachfühlen nahegerückt, und so wirkt auf uns erschütternd, wovor Hornstein kopfschüttelnd stand, wenn er den im allgemeinen heiteren Wagner in Tränen aufgelöst im Garten fand, oder wenn der Künstler von plötzlichen Erregtheiten übermannt wurde.

Der leidigste Punkt für alle, die mit Wagner zu tun hatten, war die Geldfrage. Auch mit Hornstein ist er dadurch auseinandergelommen, daß er von ihm Geld zu gewinnen suchte, das dieser übrigens erst nach dem Tode seines Vaters erben konnte. Nach Hornsteins Eindruck kam immer so viel Geld ins Haus, daß ihm unbegreiflich blieb, wie er immer wieder zu Schulden kam. „Es ist wahr, er lebte gut. Seine Tafel war vortrefflich bestellt, von Spitzigkeit konnte man aber kaum reden. Selbst bei seinen größeren Einladungen

ging es verhältnismäßig einfach zu . . . Er gab was auf Eleganz. Aber von ‚Katalogen der Schlafröcke‘, von ‚Mohren und Heiducken‘ war keine Rede. Er hatte zeitlebens Anfälle von Großmut, von Mitleiden, wo er einen Ealer statt eines Großens hinwarf . . . Auch später in München gehörte die Schilderung seines Haushalts meistens ins Reich der Fabel.“ Überhaupt rühmt ihm Hornstein eine große Gutmütigkeit nach. „Wenn sein Mitleiden erregt war, fand er sich waffenlos.“

Ich hebe noch einige kleine Züge heraus. „Sein musikalischer Held war Beethoven, und zwar der letzte Beethoven . . . Trotzdem hatte er eine große und wahre Verehrung für Mozart, was mir immer wohlthat . . . Obwohl er empfindlich sein konnte wie eine Hofdame, durfte man sich manches erlauben. (Er nahm auch kräftige Entgegnungen nicht übel) . . . Einen laßziven Wisz zu machen, war er nicht abgeneigt. Als er aber einmal in Gegenwart seiner Frau und seiner Schwägerin einen gemacht hatte, wurde er rot wie ein junges Mädchen. Es stand ihm gut, dieses Erröten.“

Wie schon erwähnt, kam es mit Hornstein später zur Entfremdung. „Wagners Saftlosigkeit in Geldsachen hingte sich wie ein Dämon an seine Fersen, verbitterte ihm manche Stunde und nagte an seinem Ruhm. Gerade jetzt, wo seit Jahresfrist der unruhige Geist Ruhe gefunden, sind mir diese Erinnerungen schmerzlicher als je, und ich rufe mir oft den Mann zurück ins Gedächtnis, den ich am Venfer See und auf Seelisberg kennen lernte, den geistreichen, gewandten, vielseitigen, bezaubernd lebenswürdigen und dabei gutmütigen, ja kindisch veranlagten genialen Mann. Wir werden ihm noch einige Male flüchtig begegnen.“

Trotzdem ist Wagner bei späteren Begegnungen Hornstein immer recht freundlich entgegeng gekommen, und ich meine, daraus hätte Hornstein den Schluß ziehen müssen, daß auch in diesen Geldangelegenheiten Wagner eine Absage leicht vertrug; daß, wie er selber den Wert des Geldes nicht anders einschätzte, als daß es großen Zwecken dienen könne, er schließlich das auch bei anderen voraussetzte, er es aber doch weiter den Menschen nicht übelnahm, wenn er sich getäuscht hatte. Für mein Gefühl stimmt dieses Verhältnis zum Gelde zu dem ganzen Wesen Wagners sehr gut zusammen. Hornstein sagt: „Vielleicht wenn er früher eine Costma zur Seite gehabt hätte. Er meinte damit, daß dann so vieles, was weitere Kreise abstieß, nicht geschehen wäre und Wagner so leichter an sein künstlerisches Ziel gelangt wäre. Da wird man wohl gern beistimmen. Freilich, jene berühmte Rede nach Schluß der Auf-führung der Trilogie in Bayreuth hat auch sie nicht verhindert. Ich muß diese Stelle hier ganz wiedergeben.“

„Der letzte Ton am vierten Abend war verhallt. Wagner hatte einen Triumph zu verzeichnen, der beispiellos in der Kunstgeschichte dasteht. Soll man die Mentalität oder die Energie, den eisernen Willen dieses Mannes mehr bewundern, der ein Vierteljahrhundert lang unentwegt auf dieses Ziel lossteuerte. Jubelnd wurde er vom Publikum herausverlangt. Er kam — und sprach. Als wenn ihn ein böser Dämon dazu getrieben hätte, machte er nun einen seiner Wodsprünge, der wie ein kalter Wasserstrahl wirkte. Der Enthusiasmus war jäh zerstört, und verstimmt ging die Versammlung auseinander. In schnodderigem, herausforderndem Ton, mit einer gelben Nanglinghose bekleidet, schleuderte er die verächtlichsten Worte in diese Menge: ‚Nun gilt es nur gemeinschaftlich weiter zu wollen, dann haben wir eine Kunst.‘ Den andern

Tag war eine merkwürdige Stimmung in Bayreuth vorherrschend. Selbst die enragertersten Jünger ließen die Köpfe hängen. Es war, wie wenn der Mann seine eigene Hinrichtung dekretiert hätte, um seine Apostel zu entmutigen. Aber auch aus dieser Sackgasse schlängelte sich der gewandte Mann in einigen Tagen wieder glücklich heraus. Den Tag nach dem Schluß der ersten Serie sah ich ihn durch die Straßen fahren. Es machte den Eindruck, als wäre ihm die begangene Dummheit zum Bewußtsein gekommen. Flott, als wäre nichts vorgefallen, trat er aber beim Bankett in den Saal herein, ging strahlend auf Mathilde Maier zu, die neben mir saß, begrüßte den Professor Brochhaus mit den Worten: „Nun, wie geht's, Professorchen?“ und benahm sich den ganzen Abend wie ein losgebranntes Feuerwerk. Sein Triumph gipfelte in einer meisterhaften Rede, in der er sich vollständig rehabilitierte. Ein ungarischer Graf toastete auf den Mann, der das Fürchten nicht gelernt hat. Liszt sprach küßend zu ihm: „Du bist ein Goethe, ein Dante, ein Beethoven.“

Man muß allerdings bei dieser Schilderung sich gegenwärtig halten, daß Hornstein diese Tage zumelst in der Gesellschaft der wagnerfeindlichen Wiener Kritiker zubrachte. Allerdings hat ihm das die Unbefangenheit nicht geraubt, wie der folgende kleine Zug zeigt, den ich als letzten hier aufzählen möchte: „Nach der Vorstellung traf ich mit einigen Wiener Freunden zusammen, mit Ludwig Speidel, Wittmann, Spizer. Diese Herren waren alle prinzipielle Gegner Wagners. Der Kontrast zwischen den Enthusiasten im Hause und diesen frontierenden Kritikern war ein großer. ‚Wer nur je eine Zeile Goethe gelesen hat, kann doch dieses Zeug nicht goutieren‘, schrie Speidel auf und schlug unglücklicherweise eine der besten Stellen aus dem Nibelungenring auf. ‚Das wäre nun gerade so übel nicht‘, meinte er und suchte nach einem andern Exempel, fand aber keines und gab es dann auf, Belege zu suchen.“

Der zweite der ganz Großen, mit denen Hornstein in nähere Berührung gekommen ist, war Artur Schopenhauer. Auf diesen wurde er durch Wagner hingewiesen. Beim Zusammensein auf Seelisberg hatte Wagner ihn in das Schopenhauersche System eingeführt. „Ich war kein Ausdruck stark genug, um die Großartigkeit der Schopenhauerschen Weltanschauung zu charakterisieren. Ich habe ihn nie mit solchem Enthusiasmus einen Künstler oder Autor rühmen hören.“ In den Jahren 1855–1860 hat Hornstein dann jährlich etwa zwei Monate in Frankfurt zugebracht und ist dort mit dem großen Manne in stetem Verkehr gewesen. Trotzdem hat er uns nicht gerade Neuartiges zu sagen, was vielleicht auch daher kommt, daß Hornsteins Material schon früher von Biographen verarbeitet worden ist. Gleich am ersten Abend fing er an, auf Wagners Musik zu schimpfen. „Der Kerl ist ein Dichter und kein Musiker.“ Das ist nun freilich nicht verwunderlich, da Schopenhauers musikalisches Ideal Rossini war. „Ich bewundere und liebe Mozart und besuche alle Konzerte, in denen Beethovensche Symphonien gespielt werden, aber — wenn man viel Rossini gehört hat, kommt einem alles andere dagegen schwerfällig vor.“ „Er besaß sämtliche Opern Rossinis in der Bearbeitung für eine Flöte. Das spielte er alles von Jahr zu Jahr einmal durch, mittags von 12—1 Uhr. Nie erlaubte er mir, ihm zuzuhören, sooft ich ihn darum bat.“ Über die auffällige Lebensweise Schopenhauers sagt Hornstein: „Alle solche Dinge tat er nur zum Zwecke der Erholung, der Erfrischung, immer das Ziel vor Augen, seinen Kopf möglichst frei zu halten und möglichst viel aus seiner Denkraft herauszuschlagen. Selbst der Geiz, der ihm vielfach nachgesagt

wurde, bestand eigentlich in der Furcht, abhängig zu werden und nicht alles das leisten zu können, was er bei vollkommener Freiheit zu leisten imstande wäre.“

Wenn man von diesem Größten gehört hat, erscheint einem alles andere im Duche doch nicht mehr so recht wichtig. Jedenfalls muß man es dann an Ort und Stelle selber nachlesen, weil hier die Art der Erzählung den großen Reiz gibt. Köstlich sind die Berichte über das Münchener „Krotobil“, in dem sich alles zusammenfand, was von der herrschenden Literaturrichtung als Dichter anerkannt wurde. Wohl tat mir dabei die hohe Verehrung, die Hornstein für Hermann Lingg hatte. „Bei diesem Menschen gab es keinen Zwiespalt zwischen dem Menschen und dem Dichter. Nicht daß er durch eine besondere geistige Kraftentwicklung imponiert hätte. Dazu war sein Auftreten von vornherein zu schlicht, zu anspruchslos. Aber aus dem ganzen Wesen sprach ein mythisches Etwas: Das ist keiner von den Gewöhnlichen. Er brauchte kein Wort zu reden, man fühlte sich glücklich in seiner Nähe. Tat er aber den Mund auf, so kam etwas Geistreiches, oft Einziges heraus. Manchmal auch was Tolles, kaum Verständliches. Doch nach einigem Nachdenken war die Quelle schon zu finden, der diese Ideenassoziationen entströmten.“

Noch viele andere allgemein bekannte Menschen begegnen uns auf dieser Reise: Ida Halm-Halm, Rosenthal, Bodenstedt, der unftete Heinrich Noë, Moritz von Hartmann u. a. Einfach werden die köstlichen und lehrreichen Erlebnisse beim Theater erzählt. Nur ungern scheidet man von diesem prächtigen Wander-Genossen, dem man gern eine längere Lebensreise gegönnt hätte. So hat er schon am 19. Juli 1890 die letzte Wanderung angetreten, von der keiner berichten kann.

Carl Stord



Weimars neues Hoftheater



elten hat Weimar einen so festlichen Tag gesehen wie den 11. Jan. 1908. Zur Eröffnung des Hoftheaters kamen als Gäste des Großherzogs Wilhelm Ernst aus allen Teilen Deutschlands und darüber hinaus Berühmtheiten, Theaterleiter, Kunstfreunde in die verschneite thüringische Residenz. Es hatte einen eigenen Reiz, den Goethepark nun auch einmal als eine weiße Zauberlandschaft zu durchwandern. Die Sonne durchbrach oft am Tage das ziehende Gewölk, und nachts standen die kalten, klaren Sterne über dem freudig bewegten Städtchen. Alles drängte sich um das große, helle Theater; Droschken und Schlitten belebten den sonst so stillen Ort; der Kaiser selbst erschien — und im Innern des Theaters wimmelten Uniformen, Festkleider, Hoftrachten aller Art.

Man muß das neue Theater, das an der Stätte des alten errichtet worden ist, etwa in einer feinen Abenddämmerung umwandern haben, wenn es von innen bereits beleuchtet und von außen noch von einem letzten Spätrot angestrahlt ist. Dann ist der weiße, sehr stattliche, burgähnlich in der Mitte sich ineinandertürmende Bau besetzt; und dann besonders wird es dem Betrachter bewußt, daß hier der Erbauer (Professor Littmann-München) schlichte Vornehmheit und imponierende Masse glücklich miteinander vereinigt hat. Der Bau bildet recht eigentlich in dieser ganzen Häusergruppe der Stadtmitte den isolierten und überragenden Mittelpunkt. Und das gehört sich so; denn ein

gut Stück weimarischen Ruhmes ist mit dieser Stätte verknüpft. Das bekannte Denkmal der beiden Großen ist mehr nach hinten gerückt und hebt sich mit seinem bronzenen Ernst vorteilhaft von der Säulenhalle der lichten Fassade ab.

Und der Geist des festlichen Abends? Wird von diesem neuen Theater eine neue Wirkung ausgehen?

Die Frage ist nicht im Ernst aufzuwerfen; sie ist höchstens ein stiller Wunsch. Denn nie geht von solchen äußeren Dingen an sich irgendwelche wahrhaft geistige und seelische Wirkung aus. Wo der bedeutende Geist erscheint, da ist er zuerst da: dann erst sucht er sich seine irdische Behausung. Bayreuth ist das klassische Beispiel. Aber andererseits kann ein kunstsinziger Fürst das Bedeutende instinktiv um sich sammeln und dessen Wirkungskraft vermehren. Und ein Neubau ist immerhin auch eine Mahnung zu einer inneren Erneuerung.

Wir sahen am Eröffnungabend ein melodramatisches Festspiel von Richard Voß, der auch den Epilog zum Schluß des alten Theaters geschrieben hat. Voß ist kein programmatischer Name; man hat den Dichter aus persönlichen Gründen gewählt, um der Beziehungen willen, die ihn mit dem früheren Großherzog verbunden hatten. Ein Festspiel von Wildenbruch ist, gleichfalls wohl wesentlich aus Gründen persönlicher Verhältnisse, nicht angenommen worden, so daß sich der verdiente Dramatiker fernhielt, was auch Richard Voß veranlaßte, dem Festabend nicht persönlich beizuwohnen. Beide Spiele sind inzwischen im Druck erschienen: „Das Frühlings-Märchenpiel“ von Richard Voß im Verlag von A. Huschke, Weimar; Wildenbruchs Festspiel „Das Hohenlied von Weimar“ in der Groteaschen Verlagsbuchhandlung, Berlin.

Das Spiel von Voß ist leider nicht eben geistig oder dichterisch bedeutend zu nennen; aber er hat in seiner Art die heikle Aufgabe taktvoll und zurückhaltend gelöst. Weingartners (nach Motiven von Liszt) untermalende Musik und die entzückende Bühnenlandschaft, die einen Maienitag am Ettersberg darstellte, gaben im Verein mit der empfänglichen Feststimmung eine schöne, warme Wirkung. Die alte und die neue Kunst, jene priesterlich und trauernd, diese bräutlich und jugend-froh, begegnen sich am Ettersberg; jene will, nach dem Zusammenbruch des alten Hauses, Weimar grollend verlassen; doch Apollo kommt, veröhnt beide und führt beide hinab nach Weimar. Das Spiel, besonders durch Herrn Grube, Frau Raibel-Schiffel, Frau Erland dargestellt, und von zahllosen Elfen, Musen und andrem Geistervolk umschwirrt und durchtanzt, wirkte anmutig. Nichts Tiefes, nichts Schweres, auch sprachlich nichts Hervorragendes (leise sogar streift es hier und da an das Banale): aber diese schlichte Zurücktreten jeder starken Eigenart konnte in diesem Falle fast als künstlerische Absicht gedeutet werden.

Denn nun kam Goethe zu Worte: „Vorspiel auf dem Theater“, gesprochen von Weiser (der auch die Oberregie führte), nebst Helzig und Goehns. Wie anders wirkten diese Meisterverse! Und nach Goethe sein großer Freund mit „Wallensteins Lager“, in der hier bereits bekannten, stark bewegten, vielleicht etwas zu gleichmäßig lauten Aufführung, wobei die Bassistenwucht Wilhelmis (Wachtmeister) auffiel. Und nach der großen Pause schloß Meister Richard Wagner den festlichen Tag: seine „Meistersinger“-Musik — Festwiesenszene — belebte gewaltig die etwa ermatteten Geister. Diese Szene, verstärkt durch Damen aus der Gesellschaft, wirkte wunderbar farbig und freudig.

Der Generalintendant v. Bignau (an diesem Festabend Erzellenz geworden) hat damit glücklich die Verbindungslinie, die von Weimar nach Bay-

reuth führt, zum Ausdruck gebracht. Zu Schiller und Goethe gehört Richard Wagner; zu Weimar gehört Bayreuth.

Und dies kann uns vielleicht eine Art Richtschnur sein, in welchem Sinne dort deutsche Kunst gepflegt werden muß. Für die Darstellung besteht die Aufgabe darin, den getragenen, feierlichen, edlen Ton glücklich zu vereinigen mit der natürlich-modernen Rede. Hier harren noch Aufgaben, die einstweilen allenthalben in Deutschland noch unlösbar sind, solange greller Naturalismus und edelster Klassizismus in unsrem Kunstleben nebeneinanderstehen. Erst nach innerer Überwindung des Naturalismus wird sich ein edler Realismus, ein besonnener Idealismus zur Herrschaft durchringen.

Und die Dichtung? Sie hat die entsprechend schwere Aufgabe, wiederum den edleren Stil zu finden. Den kann sie aber nur finden, wenn eine innere Erneuerung des Menschentums aller Klassen und Stände — auch der Schauspieler- und Schriftstellervelt — die nötige Herzenswärme schafft und unsren ganzen Lebensston veredelt.

Und so schließe ich mit meinem eignen kurzen Festgruß, der zum Eröffnungstage dort erschienen ist:

Über die Erde wandeln die guten Götter.
Über die Erde wandeln die Dämonen.
Wielgestaltig haufen sie im Herzen,
Wielgestaltig in der Menschen Welt:
Aus den reinen Augen Gutes wirkend,
Oder Pfeile scharfend im bösen Blick.

Hier, in Weimar, walteten die Guten.
Durch den alten Park weht noch ein Hauch
Vom Gespräch der beiden großen Guten;
Am die Wasser der umbüschten Jim
Geistert noch manch heitres Herrenwort,
Flüstert noch manch liebes Damentied;
Und vom Rennstieghochwald rinnt zur Stadt
Mancher Nachhall aus der Wartburgzeit,
Da der Thüringer Wald voll Sänger war.

Weimar ist die Seele der deutschen Welt —
So sei dieser Bau die Seele Weimars!
Wie sich Waldgewässer im Teiche sammeln,
Sammle sich in diesem Bau das Hohe,
Alles Adlige der deutschen Kunst!
Und die fast verflozene muntre Laune
Flattere her von Ettersburg und Tiefurt,
Niste sich in diese neuen Balken —
Wirke weiter in die deutsche Welt!

Vom Lebendigen ist ausgeschlossen
Kein Lebendiger der freien Erde,
Überall ist Raum für Licht und Kraft.
Doch die Stätten, da die Guten weilten,
Sind geweiht wie von Frau Suldas Fuß.
Und die Pilger kommen, Segen suchend,
Und die Pilger gehen, geistgestärkt:
Denn sie wissen, daß die Sonne Weimars,
Dem Empfänglichen im Herzen glühend,
Seur' wie eh'dem unverlöschlich ist.

F. Lienhard



Pessimismus und Humor

Zum Tode von Wilhelm Busch

Am 9. Januar ist Wilhelm Busch gestorben. Er hat also recht behalten in den Abschiedsworten, die er an seine „Fromme Helene“ richtete, als sie ihm zum 75. Geburtstag in einem nagelneuen Gewande aufwartete:

„Mir selbst ist so, als müßt' ich bald verreisen,
— Die Backenzähne schenkt ich schon den Mäusen —
Als müßt' ich endlich mal den Ort verändern
Und weiterzieh'n nach unbekannt'n Ländern.“

Es ist schon über zwanzig Jahre her, seitdem Busch von dieser Reise gesprochen hat. Damals, als er in zwei viel besprochenen Aufsätzen in der „Frankfurter Zeitung“ der Welt von sich selber erzählte, er, der in seinen Werken die eigene Person immer so völlig hatte verschwinden lassen. Damals meinte er, als man ihn über seine Beziehungen zu den Philosophen, vor allem zu Schopenhauer, ausfragte: „Die Begeisterung für dieselben hat etwas nachgelassen. Ihr Schlüssel scheint mir wohl zu mancherlei Türen zu passen in dem verwünschten Schloß dieser Welt. Nur nicht zur Ausgangstür.“ Seit vielen Jahren hat der Dichter in der Einsamkeit seines Geburtsortes Wieden- sahl und in seinem weltabgeschiedenen Wohnorte Rechtshausen wohl viel über diese Ausgangstür nachgedacht, und da ja eine noch so eindringliche Betrachtung kaum das Schlüßelloch finden läßt, hat er in der ihm eigenen ruhigen Überlegenheit die Lage seines Alters der Beobachtung des Kleinlebens in der Natur gewidmet, wie sein von aller Satire und Karikatur freies letztes Büchlein, die Gedichtsammlung „Zu guter Letzt“, dargetan hat. Wenn er drum in dem erwähnten Abschiedsliede an Helene sagen kann: „Mein Bündel ist geschnürt. Ich geh zur See, und somit, Lenchen, sag ich dir Ade!“, so paßt diese ruhige Bereitschaft sehr wohl zum Gesamtwirten des Mannes, der keineswegs in seinen alten Tagen ein Griesgram geworden war und die übermütigen und scharfen Streiche seiner Mannesjahre ungeschehen wünschte. Das würde auch nicht zu dieser ganzen Kunst stimmen, die in Wirklichkeit ein tiefes Lebensbekenntnis bedeutet.

Es ist heute etwas müßig geworden, darüber zu sprechen, seitdem beim 75. und beim 70. Geburtstage des Dichters mit einer schier unerhörten Einmütigkeit in tausend Zeitungen der staunenden Welt erzählt wurde, daß dieser Mann, der die Welt hatte lachen machen wie kaum ein anderer, im tiefsten Grunde Pessimist und Weltverächter sei. Es gibt eben ganz verschiedene Humore. Ich glaube, Humor ist die einzige Möglichkeit auf dieser Welt, wenn nicht glücklich, so doch glücklicher zu werden. Und dazu, also auch zum Humor, führen nach Jean Pauls Ausspruch zwei Wege. „Der erste Weg, der in die Höhe geht, ist: so weit über das Gewölke des Lebens hinauszubringen, daß man die ganze äußere Welt mit ihren Wolfsgruben, Beinhäusern und Gewitterableitern von weitem unter seinen Füßen nur wie ein eingeschrumpftes Rindergärtchen liegen sieht. Der zweite ist: gerade herabzufallen ins Gärtchen und da sich so einheimisch in eine Furche einzunisten, daß, wenn man aus seinem warmen Lerchennest herausfliehet, man ebenfalls keine Wolfsgruben, Beinhäuser und Stangen, sondern nur Ähren erblickt, deren jede für den Nestvogel ein Baum und ein Sonnen- und Regenschirm ist.“

Diese beiden Arten von Humor sind wohl die häufigsten: Idylle auf der einen Seite, Phantastik auf der anderen. Sie sind beide herzlich willkommen. Aber ich halte sie nicht für die fruchtbarsten Gattungen des Humors. Beide haben im Grunde etwas Selbstlüchtiges. Sie haben für den, der solche Werke liest, ein ähnliches Verhältnis zur Menschheit im Gefolge, wie es für den Dichter die Möglichkeit zu seiner Art gebildet hatte. Beides bedeutet Abschluß von den Menschen, beides Welt- und Menschenflucht. Ich kann mir nicht helfen — ich habe dieser viel gepriesenen Art des Weltverhältnisses gegenüber immer die Empfindung einer gewissen Feigheit oder, wenn das zu stark ist, eines Mangels an Mannhaftigkeit. Man läßt die vielen, die unzähligen Leidenden ohne Hilfe im Kampf zurück. So sind es eigentlich auch nur kampflöse Zeiten, allzu geruhige und auf Tat wenig bedachte Geschlechter, die zu derartigen Schriftstellern ein engeres Verhältnis finden. Wer den ungeheuren Reichtum Jean Pauls kennt, muß aufs tiefste die Gleichgültigkeit unserer Zeit ihm gegenüber bedauern. Aber wer offen zusieht, muß zugeben, daß ein anderes Verhältnis ihm gegenüber heute kaum möglich ist.

Unendlich fruchtbar für die Menschheit ist der Humor der Liebe und Güte, so wie ihn heute am schönsten Wilhelm Raabe verkörpert. Wie die Liebe nie ohne Leid bleibt, eigentlich erst durch das Leid wahrhaft geläutert und stark wird, im Grunde sogar in der Mitleidensfähigkeit ihren Urgrund und dauernde Nahrung findet, so erwächst auch dieser Humor nicht aus einem leichtfertigen Optimismus, der mit Leibniz die vorhandene als die beste der Welten ansieht, sondern aus Mitleidensgefühl zur Menschheit. Daraus erwacht jene tiefe Liebe, die die Augen weit öffnet für alles Gute und Schöne, mag es noch so verkümmert erscheinen, mag es noch so tief versteckt sein unter allerlei Schutt. Diese Liebe macht andererseits die Augen scharf für die Schwächen und Nichtigkeiten alles dessen, worum die Menschen sich plagen und mühen. So erblüht ein heiteres Lachen von befreiender Kraft, fruchtbar dadurch, daß auch andere auf diese Weise lachen und lieben lernen.

Eine andere Art von Humor erwächst aus dem Pessimismus. Dieser Humor scheint mir als rein menschliche Erziehungskraft nicht so wertvoll. Aber er ist künstlerisch der eingänglichsste, der am leichtesten zu genießende. Die Werte, die jeglicher künstlerische Genuß in sich birgt, kommen ihm also in hohem Maße zu. Wilhelm Busch ist der charakteristischste Vertreter dieser Gattung Humor in der deutschen Literatur. Selbst in der Weltliteratur wird man ihm in der Hinsicht nur wenig an die Seite stellen können. Der „Don Quixote“ des Cervantes ist in mancher Hinsicht gerade als Kulturbild unendlich weiter und größer, aber doch eben durch die enge Verknüpfung mit einer ganz bestimmten Kulturerscheinung auch wieder in seiner allgemein menschlichen Gültigkeit begrenzt.

Am nächsten steht ihm von allen Jonathan Swift, so weit auseinander die Art ihrer Formgebung liegt. Mir scheint sogar die Art Busch' noch charakteristischer, indem er das Theater, auf dem seine Gestalten sich herumtummeln, noch viel mehr verhüllt, als der Engländer, weil er viel seltener als jener den Kopf aus der Kullisse heraussteckt, um mit grimmigem Gesichte zu sagen, daß alle diese lustigen Streiche, über die wir lachen, nur die groteske Einkleidung für eine bittere Verspottung und Verzerrung des Weltlaufes sind, daß das alles im Grunde eingegeben ist vom grimmigen Hohn auf der Menschen Treiben.

Im Grunde bedeuten diese lustigen Geschichten von Busch eine fast ohne Seitenstück dastehende Anhäufung von menschlicher Bosheit, Lüge, Rachsucht, Eier, Heuchelei, Gemeinheit, ja Verbrechen. Freilich, das alles ist ja zuletzt Notwehr dieser armen geschundenen und geplagten Menschen gegenüber der ganzen Weltordnung. Dieses ärmste aller Erdentiere, der Mensch, wehrt sich mit verzweifelter Anstrengung gegen das Geschick, das ihn an festgeknüpften Fäden unbarmherzig dahin zieht, wohin es will. So ist diese ganze Welt wie ein Puppentheater; nur die auserlesensten Menschen sehen die Strippen, an denen die Puppen gezogen werden, keiner noch hat den Direktor gesehen, der dieses Spiel leitet. Aber die Regel ist es doch, daß die Fäden des Geschickes einem den Knüppel zwischen die Beine wirft, gerade wenn man sich stolz am sichersten wähnt. Da faßt sich dann die Weltphilosophie eines Busch in das wenig schöne Bild zusammen, daß der Kreislauf der Dinge ein ewiges Verschlingen ist, bei dem das Verschlungene hinten wieder herauschlüpft.

Daß einer bei einer solchen Weltanschauung nicht seinem Dasein einfach ein Ende macht oder, falls er es aushält, wenn er nicht bloß zum fanatischen Buschprediger oder zum hohnvollen Synker oder im günstigsten Falle ein furchtbarer, grausamer Satiriker in der Art Juvenals wird, so hat er es der Gesundheit und unverbrauchten Blutskraft zu danken. In Busch lebte die unverwüßliche Kraft des niederdeutschen Bauerntums.

Gesundheit läßt vollkommene Freudlosigkeit nicht zu. Irgendwie muß sie sich austoben. Jeder kennt wohl jene theoretisch unentwegten Pessimisten, die in der Praxis des Lebens tüchtige Genießer sind, und sei es schließlich auch nur am Tische. Das ist freilich alles noch kein fruchtbarer Wert. Der kommt in diese Satire hinein durch künstlerische Veranlagung. Alles angeborene Künstlertum bedeutet schöpferische Kraft, ist also Leben zeugend, Leben schaffend. Darin liegt ein Widerspruch gegen den Pessimismus. Er wird sich für den betreffenden Menschen als Widerspruch des Gemüts gegen den Verstand darstellen. Der Ausgleich beider ist Humor. So ist es zu verstehen, wenn Busch sagte, er habe seine Werke sich selbst zum Pläster geschrieben.

Was beim Verstande als scharfe Beobachtung auftritt, das ist beim Künstler hochgesteigerte Kraft zur Erfassung alles Sinnfälligen. Was bei der rein verstandesmäßigen Tätigkeit als kalte Aufzählung von Fällen erscheint, wird dieser sinnlichen Weltbetrachtung zu einer unübersehbaren Fülle von lebendigen Erscheinungen. In dieser Fülle des Lebens liegt eine Kraft, die mit Naturnotwendigkeit zur Freudigkeit werden muß, weil sie in dem betreffenden Menschen das Gefühl des Schöpferischen, des Gestaltenden erwecken muß. Ich glaube nicht, daß ein wirklich schöpferisch veranlagter Künstler bei der bloßen Satire stehen bleibt, bei jener Satire, wie sie am charakteristischsten Juvenal zeigt. Er muß weitergehen. Er muß irgendeinen Weg finden, auf dem er die dionysische Lust, die Wonne des Schaffens auslösen kann. Natürlich ohne daß er darum seiner pessimistischen Gesamteinstellung zur Welt Gewalt anzutun braucht. Der Weg liegt nahe: Die Satire wird zur Karikatur. Die Karikatur ist bewußte Übertreibung, also eine Steigerung zur Unrealität. Dadurch aber, daß das jetzt Geschilderte aus dem Bereich der Wirklichkeit herausgehoben wird, wird der Humor frei für den Schöpfer und für den Genießer. Die gesamte Linie der Richtung, in der sich ein solches Werk bewegt, mag dabei ruhig pessimistische Weltverachtung bleiben. Das Einzelbild ist so über die Begrenztheit der wirklichen Weltbeobachtung hinaus ge-



Hugo L. Braune



Hurtig jagt mir von
Dannen,
Sonst erhartt Jammer
erch hier!



Walküren

Hugo L. Braune



Verkleinerte Abbildung aus dem in C. F. W. Siegels Verlag in Leipzig erschienenen Werke „Richard Wagners Bühnenwerke in Bildern dargestellt von Hugo L. Braune“

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

steigert, daß es beim Künstler die Bitterkeit der Erfahrung beseitigt, beim Empfangenden aber jene Gefühle der Entrüstung oder Scham nicht aufkommen läßt, die eigentlich solche Aufdeckungen von Schändlichkeit und Bosheit mit sich bringen müssen. Schöpfer und Empfangender sind aus der Welt der Wirklichkeit in eine Welt des Scheins hinübergetragen und können hier dem Genusse sich hingeben.

So kommt es dann auch, daß diese aus schärfster Beobachtung der Wirklichkeit gewonnene Kunst im höchsten Maße stilisiert ist. Man braucht sie ja nicht mehr näher zu kennzeichnen; dürfte es doch kaum einen Deutschen geben, der nicht irgendeinen Berg, eine Zeichnung von Busch kennt. Viele seiner Sprüche sind Volksgut geworden; manche der Gestalten, die er geschaffen, haben eine typische Bedeutung gewonnen. Das alles klingt einem etwas feierlich gegenüber dieser so ganz anspruchslos sich gebenden Kunst; aber man sollte dabei nicht vergessen, welche großartige Zusammenfassungskraft dazu gehört, bis eine derartig aufs Notwendige beschränkte Formgebung sich entwickelt, wie sie Busch als Dichter und Zeichner zeigt. Er selbst hat ja einmal gesagt: „Was das Kunstwerk betrifft, so meine ich, es sei damit ungefähr so wie mit dem Sauertraut. Ein Kunstwerk, möchte ich sagen, müßte gelocht sein am Feuer der Natur, dann hingestellt in den Vorratsschrank der Erinnerung, dann dreimal aufgewärmt im goldenen Topfe der Phantasie, dann serviert von wohlgeformten Händen, und schließlich müßte es dantbar genossen werden mit gutem Appetit.“

In dieser Fähigkeit der Zusammendrängung und damit gleichzeitig der Erhöhung des Charakteristischen steht Busch weit über allen Vorläufern (Kortum oder Poggi). Er ist auch keineswegs ohne schwere Arbeit zu dieser hohen Fähigkeit gelangt.

Am 15. April 1832 als Sohn eines Krämers zu Wiedensahl geboren, hat er erst die polytechnische Hochschule besucht und da seinen Mann gestellt, wie die Note „Ausgezeichnet“ beweist, die er in der reinen Mathematik davontrug. Dann aber wurde er Maler, oder wollte es werden. Von Düsseldorf aus, dessen Akademie er aufgesucht hatte, kam er nach Antwerpen. „In Antwerpen sah ich zum erstenmal im Leben die Werke alter Meister; Rubens, Brouwer, Teniers; später Frans Hals. Ihre göttliche Leichtigkeit der Darstellung, die nicht paßt und nicht kratzt und schabt, diese Unbefangenheit eines guten Gewissens, das nichts zu vertuschen braucht, dabei der stoffliche Reiz eines schimmernden Juwels, haben für immer meine Liebe und Bewunderung gewonnen; und gern verzeih ich's ihnen, daß sie mich zu sehr geduckt haben, als daß ich's je recht gewagt hätte, mein Brot mit Malen zu verdienen, wie manch anderer auch.“

Glücklicherweise war er doch nicht so „geduckt“ worden, daß er es nicht danach wieder mit der Kunst versucht hätte. In München hat er das ihm eigene Gebiet gefunden. 1859 ist sein erster Beitrag in den „Fliegenden Blättern“ erschienen. Die „Bilderbogen“ und „Bubengeschichten“ machten ihn rasch bekannt. „Max und Moritz“ marschierten zu Anfang der sechziger Jahre in die Welt hinaus. Die höchste Geschlossenheit der Form und des Bildes erreichte er dann im „Heiligen Antonius“, der „Frommen Helene“ und „Pater Filucius“ (1870—73), deren Satire gegen Rom der Zeitstimmung noch direkt entgegenkam. Seither hat sich die Zahl seiner Werke noch beträchtlich vermehrt.

Es ist erst nach Busch' Tode bekannt geworden, daß das Kapitel des

Magimiliansordens ihn als nicht würdig einer solchen Auszeichnung erklärt hat. Wie würde wohl Busch darüber gelacht haben! Und auch uns verhilft er als echter Humorist noch im Grabe zu einem guten Spaß. Er konnte wahrhaftig diese Auszeichnung entbehren. Denn was Lessing sich im Verhältnis zu Klopstock wünschte, weniger gerühmt und dafür um so mehr gelesen zu sein, das ist Busch in reichstem Maße zuteil geworden. Was aber den Nachruhm betrifft, so hat er sich von vornherein selber gewappnet gegen den Wandel in der Einschätzung, der alle menschliche Tätigkeit unterworfen ist. Das zeigt eine Stelle aus der zu Eingang erwähnten Neuausgabe der „Frommen Selene“:

Sobald nur hundert Jahre erst verlossen,
Wo, unter andern, sind denn unsre Poffen?
Die Lampe fällt. Was bleibt noch auf der Szene?
Ein Häufchen Asche, wie von dir, Selene.
Drauf kommt die Zeit mit ihrem Reiserbesen
Und fegt es weg, als wär' es nie gewesen.

Karl Stord



Literatur-Schacher



In einem so betitelten Aufsatze der „Welt am Montag“ kommt der Verfasser Johannes Gaulke auch auf gewisse Zustände in unserem Zeitschriftenwesen zu sprechen:

„Das Elend der modernen Literatur offenbart sich uns jedoch erst in seinem ganzen Umfang, wenn wir einen Blick auf die Zeitschriften werfen. Von Literatur kann ja hier eigentlich nicht mehr die Rede sein, sondern nur von geistigen Massenabfütterungsanstalten. Der Mitarbeiter, voran der Romanschreiber, der für ein Familienblatt arbeitet, ist nur noch der Bediente eines vieltausendköpfigen Publikums, das durch eine langjährige Bevormundung jede Eigenempfindung eingebüßt hat. Die selige Marliit hatte immerhin noch einen leichten Stand gegenüber dem Literaturfabrikanten von heute. Er soll es allen recht machen, der Ober- wie der Unterschicht, der Behörde (wie der Krapüle; der Stoff, den er behandelt, soll harmlos, aber auch spannend sein; jede eigene Note muß vermieden und die herkömmliche Moral respektiert werden. In einem ‚modernen‘ Roman hat selbstverständlich auch die Liebe einen breiten Raum einzunehmen. Es muß viel, aber durchaus sittlich geliebt werden, ärgerniserregende Liebesepisoden sind verpönt, prickelnde Effekte dagegen erwünscht. Natürlich darf der Autor auch die religiösen Gefühle seines verehrten Leserkreises nicht verletzen, ja er muß sogar den konfessionellen Anschauungen Rechnung tragen und weiterhin die patriotische Gefühlssphäre respektieren. Wenn außerdem das Walten der göttlichen Vorsehung an den Schicksalen der Romanfiguren demonstriert wird, kann die Arbeit als ‚druckreif‘ gelten.

Die Entwicklung tendiert immer stärker dahin: das freie Schriftstellertum auszuschalten und die Literaten zu Angestellten eines Verlages zu machen, das heißt zu Stribenten, denen von ihrem Auftraggeber die Marschroute mitgegeben wird, die, wie Schmock, für Geld bald nach links, bald nach rechts schreiben. Das geistige Akrobatentum hat bereits wunderbare Leistungen aufzuweisen. August Scherl, dem das zweifelhafte Verdienst zufällt, den Literatur-Schacher organisiert zu haben, hat auch in dieser Beziehung bahnbrechend gewirkt. Er

hat alle um sein Banner geschart, die edelsten und besten der ‚freien‘ Literatur und der schreibenden Professorenschaft, das jüngste und allerjüngste Deutschland, das einst gegen eine Welt der Korruption und Vorurteile Sturm gelaufen war, das in Sozialismus, Edelanarchismus und Volkserleuchtung gearbeitet und sogar den Scherlismus in seinen Anfangsstadien bekämpft hatte. Vorurteilsfrei, wie er ist, mußte sie Scherl nur um so höher zu schätzen — jene stürmerprobten Kämpen, die im Laufe ihres wechselvollen Lebens sich alle Ausdrucksmittel angeeignet hatten, die da wehklagen konnten mit den Trübseligen und sich freuen konnten mit den Freudigen, die trotz aller Nackenschläge stets voller Hoffnung waren . . . Mit einem so beweglichen Menschenmaterial läßt sich immer etwas anfangen. Das mußte Scherl. Heute arbeiten die Weltbeglückter mit dem Universalgenie Holzbock zusammen einmütig an dem großen Werk der Volksverdummung. Sic transit . . .“

Wenn Tagesberühmtheiten und Autoritäten ihre Feder in den Dienst eines beliebigen Unternehmers stellen, kann man den kleinen Banausen, die ihre nach der Schablone hergestellten Elaborate wie alte Hosen um jeden Preis verschachern, nicht ernstlich zürnen. Sie sind die ärgsten Missetäter nicht; die größeren Literaturverderber sind diejenigen, die sich prostituierten, ohne es gerade nötig zu haben, die Sensationsblättern Relief geben und sich hinterher in Wort und Bild als die Helden des Tages feiern lassen. Früher prostituierten sich nur die Primaballerinen und berühmten Courtisane in dieser Form. Seitdem aber die Bilderbücher für große Kinder salonfähig geworden sind, gehört eine öffentliche Schaustellung der ‚Berühmtheiten‘ aller Art, auch der der Feder, zum guten Ton . . . Selbst die Interna berühmter Wohn- und Schlafräume werden den neugierigen Blicken preisgegeben. Die Prostitution wird kaum noch als eine Entwürdigung empfunden. Ich glaube, wenn ein findiger Unternehmer nach Art der Varietés ein Preis-, Wett- und Schnelldichten veranstaltete, würde die soeben charakterisierte Geisteselite ihm auch ins Haus laufen. Der Anfang ist bereits gemacht. Man beachte nur die famosen Konkurrenzanschreiben der Klatsch- und Sensationspresse. Was gehen schließlich die Großverleger die Literaten an! Sie brauchen gangbare Artikel, d. h. solche, die sich profitabel verschachern lassen . . .

Was wird weiter folgen? Wird die Zentralisation des Buch- und Zeitungsverlages, die Monopolisierung des Literatur- und Meinungssehchers sich fortentwickeln? oder werden, bevor noch der letzte Mahner zum Schweigen gebracht ist, neue Verhältnisse Platz greifen? — Hoffen wir, lieber Leser, aber verschließen wir uns nicht den Tatsachen. Der Kampf gegen das Großunternehmertum jeder Art ist ein Kampf mit ungleichen Waffen. Die nach dem Prinzip des Literatur-Schachers organisierte Presse ist ausgezeichnet fundiert und sie verfügt über einen ausgedehnten, gut funktionierenden Reklameapparat und eine so vorzüglich eingepreiste journalistische Domestikenschar, daß sie jeder unliebsamen Konkurrenz einstweilen gewachsen ist. Denn leider entscheidet in allen Kämpfen unserer Zeit — seien sie wirtschaftlicher oder ideeller Art — nicht die Intelligenz, sondern das Kapital.“



Neue Bücher

Emil Kaiser „Karneval“ (Köln, Paul Neubner, Mt. 3.—).

In den letzten Jahren mehren sich die Klagen gegen das altkölnische Karnevalsfest. Es scheint wirklich heute schwer zu sein, Volksfeste gesund und rein zu erhalten. Nicht als ob in der guten alten Zeit bei solchen Gelegenheiten nichts vorgekommen wäre. Aber zweifellos war früher die ganze Lustigkeit gesunder, weniger zersetzt durch prozige Geldausgeberei, niedrig spekulierende Geldmacherei und ohne die wüste, alle Schranken zertretende geschlechtliche Ausschweifung. Von da bis zur freigewordenen Betätigung einer im Kern gefunden und auch in ihren letzten Absichten anständigen Sinnlichkeit ist ein weiter Weg. Es ist klar, daß alle Volksfeste dem Verderben anheimfallen müssen, wenn nun durch die immer häufigeren Ausschreitungen, die mit dem ganzen materialistischen Zeitgeiste aufs engste zusammenhängen, die guten Elemente sich von der Teilnahme abschrecken lassen. In Köln ist diese Umwandlung des alten Karnevalsfestes, das früher tatsächlich alle Stände zu gemeinsamer Fröhlichkeit vereinigte, schlimm im Gange. Wenn durch die allgemeine Beteiligung des feilsten Dirnentums an den großen Volksbällen für jede anständige Frau die Teilnahme an ihnen verfänglich wird, so ist es nur natürlich, daß offiziell eine solche Teilnahme bald nicht mehr möglich sein wird. Wird sie aber zu einer heimlich und verboten genossenen Frucht, die ja bekanntlich gerade durch dieses Verbotensein eine besonders starke Versuchung darstellt, so wird ein solcher Zustand eigentlich schlimmer, als wenn derartige Veranstaltungen von vornherein den Stempel der Gemeinheit aufgeprägt haben. Wir haben also hier dieselbe Erscheinung wie bei den Silvesterbällen der Großstädte. Es wird sich da auch von außen her kaum etwas bessern lassen. Eine Besserung könnte nur erfolgen, wenn die zumeist betroffenen Kreise, also die anständigen Elemente des Volkes, sich zur Selbstverteidigung entschließen. Wenn die Erkenntnis eines kranken Zustandes der erste Schritt zu seiner Heilung ist, so kann das genannte Buch Kaisers Gutes wirken; denn es ist ganz sicher, daß es überhaupt mit diesen Festlichkeiten nur so weit hat kommen können, weil die anständigeren Kreise es einfach nicht wahr haben wollen, daß es damit so schlimm steht, weil sie sich selber täuschen. Die vorliegende Karnevalsschilderung Kaisers trägt aber so unvertennbar den Stempel der Wahrheit, daß jeder ernste Mensch sich sagen muß: so darf es mit diesem Feste nicht weitergehen, oder wir müssen mit allen Kräften nach seiner Unterdrückung streben. Das Buch ist kein Kunstwerk und will ein solches auch nicht sein; aber der Verfasser zeigt eine gute Kraft in der scharfen Charakteristik der den verschiedensten Kreisen entstammenden Menschen und beträchtliches Geschick, diese Leute, die sich sonst aus dem Wege gehen, nun natürlich zusammenzuführen. Sein Buch hat nach dieser Richtung geradezu kulturgeschichtlichen Wert. Kaiser selbst ist durchaus Pessimist und glaubt offenbar nicht an die Möglichkeit einer Gesundung. Vielleicht ist es in der Tat unmöglich, in den Großstädten den Begriff Volksfest zur Tatsache zu machen und nicht einem Pöbelfeste zu verfallen. Dann wäre freilich eine beschleunigte Unterdrückung der ganzen Veranstaltung das Beste und eine soziale Aufgabe, in der man sich durch das Gezeier der sentimentalen Verteidiger alles dessen, was aus der Vergangenheit überkommen ist, oder gar durch den Jammer jener, die dadurch um einen leichten Geldgewinn betrogen werden, nicht irremachen lassen dürfte.

St.





Decorative Variationen

(Fortunyschleier; Florence Jessie Hoefels Nadelkünste; Krefelder Seidenstoffe)

Von

Felix Poppenberg

Festbetitete Phantasien besonderer Art stellen die Schleiershawls des spanischen Malers Fortuny dar.

Ein sehr feiner kultureller Sinn spricht sich in ihnen aus. Das Schema gehört zum Kapitel der individuellen Frauentracht; der Gedanke ist, Linien- und Rhythmenreize in weich fließenden Stoffen ganz unabhängig von Schnitt- und Fassontechnik des Schneiders durch die Körperfiguration und durch die Bewegung sich ausdrücken zu lassen.

Zusammenhänge mit alten Kulturen zeigen sich dabei. Man denkt an die in die Gewandfalten gewickelten Tanagrafiguren, an die Kimonos Ostasiens, deren Reiz auch darin liegt, daß Schulter- und Armeinsatz nicht scharf und präzise durch Ausschnitt und Nahtkontur betont werden, sondern daß entsprechend dem runden, weichen Übergang des natürlichen Körpers das Gewand sich schmiegt und legt. Man denkt auch an die schönen Crêpe de Chine- und indischen Cachemirshawls der Urgroßmütter, die gleitend den Nacken umrahmten und in der Armbiegung so grazios gehalten wurden mit ihrem langmähnigen Fransenehang.

Die Fortunyschleier sind aus zartestem Seiden-Chiffon, in sich gemustert und fädig schattiert, in der Struktur und dem Creponschmelz der Fläche an sehr feine japanische Seidenpapiere erinnernd. Vorwiegend weiß, aber auch bastfarben und mattorange.

Aber die Flächen ist ein Dekor verstreut, dessen Urbilder Ornamente von Ausgrabungsfunden auf Knossos in Kreta sind. Fortuny hat sie in Holzformen geschnitten, sie in abgetönten koloristischen Nuancen eingefärbt und druckt damit die Schleier. Die Knossos-Ornamente zeigen in weichem Graulila, in verschwimmenden Pfirsichtönen, in mattem Gelbrosa, in verglühendem Rostrot und verblühendem Saphirblau palmettenartige Gebilde, Vasenmotive, fächerförmig gebundene Pfauenfedern, Spiralmotive und Rankengeäweige.

Eine Tänzerin, Ruth St. Denis, eine vollendete Rhythmuskünstlerin, spielte im Kunstsalon von Friedmann und Weber Variationen dieser Schleier vor.

Über einem skulpturalen Unterkleid drapierte sie mit wenig Griffen die hauchigen Stoffe. Ein großer Shawl wurde zum Rock geknüpft von einer unendlichen Melodie der Linie. Die Büste umhüllte, gewickelt und gefaltet, ein anderer Schleier, bald jackenförmig vom Gürtel gehalten und durch ihn durchgezogen, daß sich zwanglos natürliche Schoßteile bilden, oder auch in der Art der Marie-Antoinette-Fichus mit dem tiefen, herzförmigen Ausschnitt über der Brust, die langwallenden Enden dann unter dem Arm wieder hindurchgezogen und zwischen den Schulterblättern mit einer Kameenspange verbunden, so daß es sittighaft herabwallt.

Etuden in einem an bildnerischen Möglichkeiten sehr reichen Material waren das, und sie lehrten, wie phantasievolle Grazienkunst begabter Frauen in diesen Schleiersuiten unbegrenzten Spieltrieb betätigen kann.

Für den Chronisten ist noch eins hier wichtig. Nämlich auch in diesem *Objet de luxe*, das scheinbar eine raffinierte Aftbetenblüte, läßt sich ganz deutlich der charakteristische Stilzug unserer Zeit erkennen.

Wir haben ihn hier oft betont und in den aller verschiedensten Bereichen der angewandten Kunst nachgewiesen. Im Gegensatz zu den Zeiten und den Stilen, die von festgelegten Ideen- und Gedankenformen ausgehen und sie der Natur aufototropieren in einem großartigen Absolutismus, die, wie in der Renaissance, Feuer und Wasser, Blumen und Bäume zwingen, Ornamente zu werden, denaturierte Embleme, strebt der Zug unseres naturwissenschaftlich-technischen Zeitalters in allem nach der offenen und entschiedenen Darstellung des Wesentlichen und Natürlich-Charakteristischen. Und statt den Dingen eine feste, starre, ihre Art verkappende Maske aufzuzwingen, lauscht man ihnen ab, welche Einkleidung dem Material und dem Zweck am meisten gemäß sei. Durch die Betätigung, durch die Anwendung sollen sie, ohne Hilfsanleihen, legitim, aus sich selbst heraus, eine Schönheit erweisen.

Man merkt nun wohl, wie diese Schleier- und Shawlstoffkume, die erst im Gebrauch, durch das Tragen und Anwenden ihren Reiz entwickeln, in diesem Reize unaufhörlich wechseln, und dabei immer ein logisch-dekorativer Ausdruck des bewegten natürlichen Körpers sind, in unseren Kulturzusammenhang und in die „konstruktive Ästhetik“ hineingehören.

* * *

Die gleiche Gesinnung künstlerischer Hingebung, die ganz fern von jedem doktrinären Absolutismus, sich beim Wirken in die Eigenart eines Materials und seiner Ausdrucksmöglichkeiten versenkt und sich von ihm selbst lenken und inspirieren läßt, erkennt man in den bewundernswerten Nadelarbeiten von Florence Jessie Hoefel.

Aus einem sensitiv-empfindlichen Naturgefühl, aus lyrischer Gefühls-schwingung und Einklang mit den farbigen Wellen geblühter Wiesenflächen, den rhythmischen Linien von Hügel-Hebungen und -Senkungen, den weichen, schmiegsamen Verästelungen des Baumgezweigs und seinen verlangenden Gebärden, dem zitternden, gelösten, windverwehten Haarbehang der Trauerweiden und Trauerbirken ging diese Kunst hervor. Doch — und das ist hier das Wesentliche — sie tobt sich nicht in zuchtloser Willkür aus, sie rivalisiert nicht illegitim mit der Malerei und Pinselführung, sondern sie betätigt sich streng und sachlich nur im gegebenen Umkreis der ihr eigentümlichen Mittel.

Die Mittel sind die Nadel, der farbige Seidenfaden und die Fläche des Grundstoffes aus Leinen oder Seide, die häufig noch durch Applikation nuanciert

wird. Man merkt deutlich, diese Künstlerin schweift nicht irrlichterierend einher, sondern sie denkt in ihrem Material und in ihrem Handwerkszeug, aus ihm empfangt sie die Anregungen, die Befehle ihrer Ausdrucksprache und auch die Warnungen vor ungemäßen Grenzüberschreitungen.

Immer wird der Nadelstich und die Faderverflechtung unzweideutig betont. Das zeigt sich deutlich z. B. daran, wie der Faden triffelig gestickt nadeliges Gezweig darstellt, wie da in Stützastfachelung gleichsam prasselnd starrendes Geäst aus der hin und her und kreuz und quer fahrenden Nadel erwächst. Deutlich zeigt sich auch die Faden- und Nadeltechnik bei dem flatternden Wehen des Saargezweigs der Birkenfransen.

Man fühlt lebendig, wie aus der natürlichen Führung der Nadel, die gleichsam in einer märchenhaften Eigenexistenz sich ihrer Bewegung überläßt und ihren Faden spinnt, das Spriehige, Fädige, Stachelhafte des Zweigwerks in organischem Prozeß entsteht, und wie das dichte, enge, schraffierungs-trifflige Fadenziehen die sprengliche Maserungsstruktur des Rindenstammes natürlich und zwanglos nachschafft.

Man beobachtet weiter, wie bei der Wiedergabe des von Wolken halb verhüllten Mondes die Mondscheibe, meist in Applikation dargestellt, fädig übersponnen wird, und wie jener von den Dichtern gern gebrauchte Begriff, daß die Wiese mit Blumen gestickt ist, hier wörtliche Erfüllung findet.

Der Wiesen- und Waldboden, weichschwellig, moosig, grünfasrig, gelb und lila durchsprengelt, tritt in dieser Technik suggestiv in die Erscheinung. Nicht naturalistisch, als ein vorkäusendes Erugbild der Natur, sondern gleichnißhaft mit den Mitteln einer andern künstlerischen Welt, die sich zu höchstem Spieltrieb steigert, aber dabei niemals gefühlsvirrt das eigene Wesen verleugnet.

Ich möchte es vermeiden, hier das abgegriffene Wort vom Stilisieren der Natur zu brauchen. Stilisieren bedeutet eben nichts anderes, als die Übersetzung aus der Naturform in eine Kunstform, und diese Kunstform muß von einer Persönlichkeit — die Persönlichkeit bleibt dabei natürlich immer Hauptvoraussetzung — logisch-konstruktiv aus Material und Technik gewonnen werden.

Wie Florence Jesffe Hoefel aus dem Material heraus denkt, das erkennt man aus ihren Kompositionen. Oft bleiben z. B. Strecken der Grundfläche frei und sie erhöhen, von einem Rand umsäumt, die Wirkung der stichereierfüllten Flächen. Es ist dies verwandt der bewunderungswürdigen Kunst des Auslassens und Aussparens auf japanischen Holzschnitten.

Diese freigelassenen Grundflächen — oft sind es auch aufapplizierte Stoffstücke — bilden manchmal, bläugrau, mattgelb, lila-schimmerig, Wasser- und Weibermotive, und sie werden zu Spiegel und Auge dieser paysages artificiels. Oder ein ovaler Wiesenplan wird von Bäumen durchsichtig umschlossen, oder schwarzzipflige Stämme wachsen aus dunklem moosflechtigen Grund über einem hellweiß-glatten Horizont in violette Wolkenzüge hinein.

In der Komposition wird weiter gern das Gegeneinander von senkrechten Linien zu wagerechten Flächen benutzt, das dichte Rammgarn-Fadengefüge langgebreiteter, wechselfarbiger Bodenfelderungen, umgrenzter Wiesenstrichmusterungen oder sanft geschwelliger Hügelketten zu den aufstrebenden, schlank auf-flatternden Birken mit ihren Capriccios des Schleier- und Fadengezweigs.

Die Anordnung der Naturmotive ist bewußt ornamental. Die Landschaftsstimmungen sind oft in den Rahmen eines zärtlichen Ovals eingeschrieben.

Ober der Vordergrund zeigt in Hügelkurvenlinien einen herzförmig ausgebuchteten Auschnitt, und hinter diesem Küstenrand wächst abgestuft eine Gitterreihe schlanker Stämme auf. Und bestickend sind die farbigen Harmonien: Schattierungen von Lila, Silbergrau und mattem Grün; flammig flackerndes Orange mit Rot darüber als Sonnenuntergangs-Melodie; Gelb mit Silberstrahlung als Hintergrund für weiß, rot und erlaviolett punktierte Blütenwipfel.

Werke aus solchem organischen Empfinden brüsten sich natürlich nicht in unfruchtbarer Schönheit, sie sind vielmehr durchaus auf Anwendung und dekoratives Dienen im Raum angelegt. Als Wandgehänge kann man sie brauchen, als Schmuckfrieße eingelassen in die Paneelleiste oder in die Stirnwand einer Ramin-Ummantelung aus weißlackiertem Holz. Sehr geeignet erscheinen sie auch als Füllung für die Felder eines Paravents.

Auch in industriellen Erzeugnissen findet man jetzt oft den Zug zum Materialstil und zur Materialästhetik betont.

Und auch hier läßt sich ein Beispiel aus dem Textilbereich anführen, neue Krefelder Seidenwebereien.

Gerade in Krefeld findet sich eine glückliche Allianz von Gewerbe und Kunst zusammen. Zu den großen Fabrikationswerkstätten gesellt sich hier lebendig anregend das Kaiser-Wilhelm-Museum. Sein verdienstvoller Direktor Deneken hat sich nie damit begnügt, nur ein Sammler und Aufspeicherer zu sein. Er strebte immer nach lebendig fruchtbarem Zusammenhang. Und alle die Ausstellungen, die er veranstaltete, waren nicht nur dekorative Schauspiele, sondern stets Anschauungsdemonstrationen, die durch lebhaftes Beispiel, durch aus undoktrinär die ästhetische Erkenntnis schärften und erweiterten.

Einmal gab es eine Farbenschau. Umfassende Berücksichtigung aller technischen Utensilien, der Farbstoffe und ihrer Verwendung gab die Grundlage, dazu kam, an Beispielen dargestellt, eine Übersicht über Farbenharmonien in der Natur von Fülle und uner schöpflicher Inspiration. Schmetterlingsflügel, Blumenangierungen, Mineraliengeäder, vor allem Marmor, Onyx, Malachit, Almetyste, Opale, Muschelemailen, Perlmutter spielten ihre Farbenreigen. Und zu dieser Koloristik der Natur fügten sich nachbarlich erlesene Beispiele der Kunst: Optische Stoffe aus Gräberfunden von symphonischer Ebnung, altperische Teppiche in Schmelzfarben, japanische Stoffe und Holzsnitte in matter, delikater Koloristik.

Die Farbenschau ward dann später durch eine zweite Ausstellung ergänzt, und deren Thema war „Linie und Form“. Auch wieder durchaus demonstrierend und instruktiv, ein Gegenstück zum Sackelwerke von den „Kunstformen der Natur“.

Klar erwies sich hier in einer Revue, die von der Architektur und Körperstruktur tierischer Gebilde bis zu den technischen Konstruktionsformen der Schiffe und Maschinen führte, wie ausdrucksstark die Führung der Linie sein kann, wie sich in ihr Lebensfunktion und Energie auszudrücken vermag, und wie sie fähig ist, Lust- und Unlustempfindungen zu vermitteln.

Die Industrien haben von dieser Schule profitiert und durch sie ist der Sinn für das Wesentliche, für die sachliche und organische Schönheit geweckt und entwickelt worden.

Gerade an den Produkten der Seidenwebereien läßt sich das beobachten. Man sah neulich bei Keller und Reiner neue Proben solcher Künste ausgestellt.

Sie waren durchaus Erzeugnisse einer Geschmacksperiode, die ihre Objekte aus den Voraussetzungen und Bedingungen des Materials und der Herstellungsart ausdrucksvoll ausgestaltet, und die nicht, wie es in schlechten Zeiten üblich ist, erst ein Stück technisch herstellen läßt und ihm nachträglich einen äußeren Schmuck anhängt.

So spielt bei diesen Seidenstoffen nicht das Stilmuster des Vorlagebuches eine Rolle, vielmehr geht man darauf aus — ähnlich wie in der Keramik bei dem dekorativen Benutzen der chemischen Prozesse —, aus dem eigentümlichen Prozeß des Webens, aus dem farbigen Sineinanderstehen und in mannigfacher Bindung sich vermischenden Seidenfäden eine dekorative Wirkung aus natürlichem Ergebnis zu erhalten.

Diese Decken und Kissen stellen leuchtende Farbenflächen-Symphonien dar, in einem freien, unfigürlichen und unbildlichen Schwebespiel von Nuancen und Tönen.

Verwandt ist das den gaulenden Farbenphantasien der Emailen, der Keramik, der transluziden Gläser. Und man erkennt die Inspirationen der Farbenschau, und in lebendigem Beispiele sieht man, wie der Schmelz der Falterflügel, die Schattierungen des Vogelgefieders, die Irisierungen der Muscheln, die Abtönungen des herbstlichen Laubes für dekorative Zwecke umgewertet werden können.

Niemals jedoch ist das naturalistische Nachahmung der Wirklichkeit, sondern ein Thema wird angegeben und die Künste des Webstuhls phantastieren frei darüber, immer aber in den Grenzen des Materials, das keinesfalls zu Wirkungen fremder, widerstrebender Art vergewaltigt wird.



Richard Wagner in der Karikatur

Unter diesem Titel hat der bekannte Verfasser der großen „Geschichte der Karikatur“, Eduard Fuchs, in 223 Textillustrationen und sieben großen Beilagen wohl ziemlich alles zusammengestellt, was an Karikaturen über Richard Wagner erschienen ist. Ernst Kreowski hat dazu einen Begleitertext geschrieben. Das Buch ist in schöner Ausstattung zu dem verhältnismäßig sehr geringen Preise von 10 Mk. in B. Behrs Verlag in Berlin erschienen. Es ist zum mindesten vom Standpunkte des Sammlers, aber dann auch unbedingt von dem des Kulturhistorikers eine sehr dankenswerte Arbeit, die hier Fuchs geleistet hat, indem er das an hundert Stellen zerstreute und durch die Art seiner Erscheinung so leicht dem Untergang geweihte Material in so sorgfältiger Weise gesammelt hat.

Weniger erfreulich ist der Text, den Kreowski beigegeben hat. Zunächst gehört er eigentlich nicht zu den Karikaturen. Er bringt keine Erläuterungen, keine Würdigung oder Kritik des Illustrationsmaterials, sondern ist so etwas wie eine Biographie Richard Wagners, eine Gesamtwürdigung seiner Persönlichkeit. Gegen diese Würdigung habe ich sehr viel einzumenden. Schon die Auffassung Richard Wagners als Revolutionär ist schief. Wagner ist Revolutionär in dem Sinne, wie alle großen deutschen Künstler es waren: Kämpfer,

Stürmer und Dränger. Unsere ganze große Kunst ist aus einer Art Gegensatz der Einzelpersönlichkeit zum Volke herausgewachsen, wenigstens das, was wir als neue deutsche Kunst vom Auftreten Klopstocks an, ja sogar eigentlich von Bach und Händel her bezeichnen. Es ist aber Fälschung dieser Tatsache, wenn man für diese Gesinnung auch nur ein einziges Wort hineinbringt, das an Sozialdemokratie erinnert. Der Empfindungsaristokrat, der Vorkämpfer der Einzelpersönlichkeit, der Richard Wagner war, würde sich gegen eine solche Unterstellung schön gewehrt haben. Genau so wie etwa der Dichter der „Räuber“.

Aus dieser feindlichen Grundstimmung gegen das deutsche Bürgertum kommt der Verfasser dann bei einer gewissen äußeren Richtigkeit zu innerlich schiefen, unbedingt verwirrenden Anschauungen, wie folgender: „Der Realismus der Wagnerschen Musik in seiner innigen Verschmelzung mit dem deutschen Idealismus hat seine Befruchtung vom Realismus des französischen Kunsttums empfangen. Wir dürfen sagen: Der unsterbliche Schöpfer des deutschen Musikdramas ist für uns an der Seine erstanden. Von dorther hat er seinen Eroberungskrieg nach Deutschland unternommen und hinwiederum von hier aus deutscher Tonsprache zum ersten Male alle Kulturländer Europas erschlossen.“ Spricht etwa Beethoven keine deutsche Tonsprache? Und hatte Beethovens Musik nicht 1850 längst die ganze Welt erobert?!

Zu dieser Schiefheit der inneren Stellungnahme kommen eine lange Reihe von Ungenauigkeiten im einzelnen und eine vielfach in geradezu unwürdiger Weise mit Fremdwörtern arbeitende Sprache.

Aber als psychologische Erscheinung unseres Verhältnisses zu Richard Wagner ist mir dieser Text sehr wertvoll. Ich kannte Ernst Kreowski, der auf literarischem Gebiete ziemlich viel geschrieben hat, als Musikkritiker bislang nicht und bin dem Buch gegenüber das Gefühl nicht losgeworden, als habe sich der Verfasser erst für diesen Zweck in eindringlicher Weise mit Wagner beschäftigt. Und da ergeht es ihm, wie es jedem zum ersten Male geschieht: Es erfaßt ihn eine grenzenlose Wut gegen die Art der Bekämpfung dieses Mannes. Diese Sammlung von Karikaturen, die ihm da vorlag, war etwa ein Seitenstück zu jener Sammlung von Schmähworten, die Wilhelm Tabbert in seinem Buche „Richard Wagner im Spiegel der Kritik“ zusammengetragen hat. Beiden gegenüber stellt sich das Gefühl ein, einer Anhäufung von Gehässigkeit, Bosheit, Dummheit, Gemeinheit, Anmaßung und Flegelei gegenüberzustehen, die einen in Empörung versetzen muß. Es ist sehr schwer, sich solchen Büchern gegenüber zum Humor hindurchzurufen; um so schwerer, weil man nicht ernstlich zu hoffen wagt, daß unsere Kritik und Karikatur durch diese entsetzlichen Blamagen, die sie sich geholt hat, endlich wenigstens anständiger wird. Man darf nicht sagen: einsichtiger, noch nicht einmal klüger. Denn ich will ja immer gern annehmen, daß diese Urteile aus einem tüchtigen Wissensgrunde heraus und aus ehrlicher Überzeugung gefällt werden. Aber Anständigkeit müßte man von den Leuten verlangen können, die Fähigkeit, sich einigermaßen gebildet zu benehmen. Der Kritiker darf doch nicht die einfachsten Anstandsregeln des Umganges mit Menschen mit Füßen treten. Wenn jeder Kritiker oder Zeichner statt sich mit spitziger Feder auf einem geduldigen Blatt Papier auszutoben, sich gegenwärtig hielte, er stände Auge in Auge mit dem Menschen, dessen Schaffen er zu beurteilen hat, und habe dem das Schroffste und Stärkste zu sagen, so würde wenigstens diese unflätige, gassenbubenhafte Tonart verschwinden. Es kann kein beschämenderes Zeugnis für

den Kulturstand eines Volkes geben, als wenn man nicht einmal diesen Grad von Lebensart zu wahren weiß.

Ich sage: ich begreife aus diesen Tatsachen heraus, daß auch der heutige Mensch einer solchen Sammlung von Bekämpfung, aber vor allen Dingen von Beschmutzung und Begeisterung eines großen Mannes gegenüber von Zorn und Ingrimme hingerrissen wird. Aber das Ganze wird schließlich nicht besser, wenn man nun hingehet und diesen Bekämpfern, dem gesamten „Philisterpack“, mit der gleichen Münze heimzahlt. Die Leute sind ja eigentlich gestraft genug, daß sie heute anbeten müssen, was sie vor zwanzig Jahren verdammt haben. Ich wünschte einen derartigen „Spiegel der Kritik“ als Morgengabe für jeden angehenden Kritiker, damit er aus dem Hineinblicken für sich den Vorsatz faßt: „Ich weiß, ich bin nicht gewaffnet gegen Irrtum; so redlich ich mich mühe, bin ich aus der Natur des empfangenden Menschen heraus begrenzt gegenüber aller schöpferischen Kunst. Andererseits bin ich verpflichtet, zu bekämpfen und zu verurteilen, was ich als unkünstlerisch und schädlich empfinde. Es kann sein, daß ich mich darin irre und meine Waffe gegen Wertvolles erhebe. Dagegen kann ich mich nicht schützen. Aber aus der Gesinnung des anständigen Menschen heraus, der nicht verleumden, nicht schädigen will, sondern als Kämpfer dasteht für das ihm gut Erscheinende, bin ich geschützt gegen jede niedrige Art von Kampf. Und aus der Geschichte der Kritik, die mir eine viel dichtere Kette von Verkennung des Wertvollen zeigt als von Vorkämpfertum für das große Neue, lerne ich des weiteren Bescheidenheit. Anmaßung des Urteils ist im wirklichen Leben das Kennzeichen der Unreife. Sie ist es auch in der Kritik.“

Also ich begreife sehr gut und kann wohl nachfühlen, wie es Ernst Kreowski bei der Abfassung seines Buches ergangen ist. Aber er durfte sich dadurch nicht so ganz von seiner eigentlichen Aufgabe wegziehen lassen. Seine Aufgabe wäre es vielmehr gewesen, zu zeigen, wieso es zu dieser Art der Bekämpfung kommen mußte, und doch auch, was an Richard Wagner so breite Angriffsflächen bot. Nur der einführende Abschnitt des Buches gibt nach dieser Richtung hin manche wertvollen Gedanken. Später wird die Gelegenheit einer musikalischen Kulturgeschichte der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und einer Darstellung, wie sich das Menschentum Wagners seinen Zeitgenossen darstellen mußte, versäumt. Gerade die letztere Arbeit wäre einmal zu leisten und müßte von einem Menschen geschaffen werden, der sich der höchsten Wertschätzung der Persönlichkeit Wagners sicher ist. Männer wie Richard Wagner oder Bismarck sind nicht umsonst in so fürchtbarer Weise bekämpft worden. Es ist nachher immer sehr leicht zu sagen, daß ohne die und die Eigenschaften diese betreffenden Männer das niemals hätten erreichen können, was sie erreicht haben. Der Geschichtsschreiber muß die Fähigkeit besitzen zur psychologischen Erkenntnis nicht nur des Ausnahmemenschen, sondern auch der Volkspsyche; ja dieses Sich-einfühlen-Können in die Masse ist allein imstande, ein wirklich getreues Bild der Gesamtentwicklung großer Verhältnisse zu vermitteln.

Gerade nach dieser Richtung hin bietet die Karikatur wertvolles Material. Ich ver spare es mir für eine andere Gelegenheit, Kräfte und Grenzen der Karikatur — vor allem auf dem Gebiete der Kunst — näher aufzuweisen. Jedenfalls hat die Karikatur nirgendwo eine schwerere Stellung als gegenüber der Musik. Hier kommt es fast notwendig dazu, daß man den Künstler trifft

und nicht seine Kunst, selbst wenn man sich gegen diese wendet. Allerdings ist allmählich die Karikatur gegen Wagner in einzelnen Fällen dahin gelangt. Im allgemeinen aber war es die Gesamterscheinung der Persönlichkeit Wagners, die die Karikatur ins Feld rief, weniger seine Kunst.

Da ist es doch ein sehr beredtes Zeichen für den großen Kulturabstand der beiden Völker, vor allen Dingen auf diesem Gebiete der Satire, daß die deutsche Karikatur mit Vorliebe im Privatleben Wagners herumstöberte, während die französische Karikatur die Kulturerscheinung dieses Menschen zur Zielscheibe nahm. Und hier ist es wiederum besonders bemerkenswert, wie früh die Franzosen das ausgesprochen Deutsche, das als Kampfkraft hier auftretende Deutschtum Richard Wagners fühlten. Beschämend für den Stand unserer Karikatur ist es, daß kein einziger bedeutender Karikaturist an der Seite Richard Wagners stand. Wenn man sich vorstellt, daß die Begabung Bülow's und Peter Cornelius' neben der für Musik nicht auf literarischem, sondern auf bildnerischem Gebiete gelegen hätte, so kann man sich die beiden Karikaturkünstler denken, die dann den idealen Stand der Karikatur für eine große Kunst dargestellt hätten: die mehr humoristische, aus der Überzeugung des unbedingten Sieges lachende Fröhlichkeit von Peter Cornelius und der mit Verachtung des verständnislosen Pöbels gefüllte, vom Haß gegen jede Gegnerschaft gefättigte Ingrimms Bülow's.

In der großen Masse der Karikaturisten, die in diesem Wagnerwerke aufmarschieren, fehlt diese starke Persönlichkeit, und daran liegt wohl auch der lesterdings unbefriedigte und nirgendwo die gesunde Auslösung findende Eindruck, den das hier vorgeführte Kulturschauspiel uns hinterläßt.

Karl Storr



Wagnerbilder

G es fiel nicht schwer, zum Gedenken an Wagners Todestag dieses Heft mit Wagnerbildern zu schmücken. Wohl kein anderer Dichter oder Musiker, unsere Klassiker einbegriffen, hat die Vertreter der Schwesterkunst Malerei so stark angeregt, wie gerade Richard Wagner. Das ist um so bemerkenswerter, als der häufigste Anlaß zur bildenden Gestaltung eines dichterischen Inhalts, wie ihn sonst die Klassikerillustration bietet, hier wegfällt. Die Gründe dieser Bedeutung der Werke Richard Wagners für die bildende Kunst sind: erstens die außerordentliche Bildhaftigkeit der Szenengestaltung Wagners; zweitens der Stoff dieser Dichtungen. Wagner besaß in ganz einzigem Maße die Schaukraft der Szene. Seine szenischen Anordnungen sind von einer kaum gekannten Klarheit, wie sie nur möglich ist, wenn der Künstler ein ganz scharf ausgeführtes Bild der dargestellten Vorgänge in sich trägt. Die Universalität der künstlerischen Schöpfernatur Wagners offenbart sich nach der Seite der bildenden Kunst hier in überzeugendstem Maße. Deshalb ist auch bei gewissenhafter Regie im Bühnenbilde Wagners kaum eine wesentliche Abweichung möglich. Und soweit meine Erfahrungen, die sich doch auf Aufführungen an allen bedeutenden Bühnen erstrecken, reichen, hat die willkürliche oder selbstherrliche Abweichung von diesen Vorschriften Wagners

mit ganz seltenen Ausnahmefällen zu einer Schädigung des Gesamteindrucks geführt.

In dieser hohen Bildhaftigkeit der Szene Richard Wagners liegt für die bildenden Künstler eine Gefahr, der sehr viele erlegen sind. Ich erinnere nur an die zahlreichen und weit verbreiteten Bilder von Leese, die alle im Theaterhaften stecken geblieben sind. Es liegt in der Natur des Bühnenbildes eine gewisse Unfreiheit, auch ein Überbetonen in der Haltung, die bei der Auf-führung durch die Bewegtheit des Ganzen überwunden werden können, beim so gestalteten Bilde aber unerträglich sind. Maler und Zeichner aber sind frei von den Fesseln, denen das Arbeiten mit lebendem Material unterworfen ist, frei von der Gebundenheit an einen bestimmten Raum, von den Hemmungen, die sich dem in handelnder Bewegung arbeitenden Sänger entgegenstellen. Die Theaterhaftigkeit der Vorschriften Wagners ist ein nicht hoch genug zu schätzen-der Vorzug für die Aufführung der Dramen, an die Wagner doch dabei allein denken mußte. Man vergleiche mit der Art, wie alle Vorschriften Wagners ausführbar sind, z. B. die einfach nicht zu verwirklichenden Bilder in Goethes „Faust“. Aber der bildende Künstler muß frei gestalten, unbekümmert um die Bühnenmöglichkeiten oder vielmehr sie verlachend.

Dazu bieten aber das beste Mittel das Richard Wagners Werke selbst durch eine innige Versenkung in ihren dichterischen und musikalischen Gehalt. Der Mythos will immer aufs neue geschaut sein. Aller Mythos selber ist ja nicht Nachbildung eines sinnlich Erfassten, sondern Neubildung, das ist Gestaltung eines inneren Erlebens. Dieses innere Erleben ist beim germanischen Mythos fast immer verdankt Naturerscheinungen. Und so findet sich auch der bildende Künstler über den Mythos dorthin geführt, wo seine ewige Heimat ist: in die Natur. Er wird hier jene Stimmungen erleben, für die die mythischen Gestalten der überzeugende Ausdruck sind. Ob er dann bis zu dieser Gestaltung vorgeht, ob er durch das Naturbild unser eigenes Schauen in diese Richtung hinlenkt, ist dann einerlei: jedenfalls gestaltet er frei in und aus der Welt, die ihm und uns durch Richard Wagner wieder in die Erlebensmöglichkeit gerückt worden ist.

Ein solcher Künstler ist Hermann Hendrich. Er erlebt Mythos und Sage in und durch die Natur. Er erzählt selbst, wie auf Reisen in Norwegen und auf Bornholm die nordischen Mythen Leben gewannen und nach Gestaltung drängten. „Über die verfallene Warte der Schloßruine Hammershus gelehnt, blickte ich über das beschattete weite Meer, hörte die sehnsüchtige, klagende Melodie des Hirten aus Trifan und Solbe, und so entstand die ‚Traurige Weise‘. Ober wir fuhren im Lotsenboot ins stürmische Meer, wo oft eine einzige große Welle den ganzen Horizont überschneidet und in unheimlicher Stimmung Schiffe gespenstisch vorüberhuschten, und so entstand der ‚Fliegende Holländer‘.“ Oder die Nebel umbrauen weitgestreckte Berggruppen. Da fließt zusammen, was im klaren Licht getrennt erscheint, und langhingestreckt dämmert die „Schlafende Walküre“ dahin. Friedvoller Abend, wie geweiht ist die Natur voll feierlicher Stimmung. Als ob langer Sehnsucht glückliche Erfüllung werde, so weit und selig ist unser Herz. Ein solcher Abend muß es gewesen sein, als Parsifal nach weiten Irrgängen endlich sich heimfindend zum Gral. —

Der andere Weg, der den bildenden Künstler mit Wagner ins tiefste der eigenen Kunst führen kann, ist die innige Versenkung in Wagners Musik.

Es sind Musikdramen, das heißt Seelendramen, in denen alles äußere Geschehen nur die Ausdrucksform inneren Erlebens ist. So sind auch die Menschen, die hier erscheinen, in ihrer Erscheinung durch ihre Seelen gebildet. Keiner ist hier tiefer gedrungen als Franz Stassen in seinen beiden Bilderzyklen „Eristan und Isolde“ und „Parsifal“, in denen der Künstler eine staunenswerte Fähigkeit der psychologischen Einfühlung bewährt. Der große Einfluß seiner Zeichnung aber ist ausgesprochen musikalisch, und wenn man verfolgt, wie ein reich verästeltes Linienspiel sich zur einheitlichen Harmonie zusammenflügt, so haben wir das sinnliche Bild jener eigenartigen Polyphonie, die das große Neue in Wagners Sprache darstellt.

Daß Georg Carlösius in der gemütreichen Art des deutschen Bürger-tums heimisch ist, zeigt sein ganzes Schaffen. So war er der Rechte, nicht nur die Umwelt der „Meisterfinger von Nürnberg“ zu schildern, sondern auch jene Gefühlswelt uns nahe zu bringen, die sich oft klein gibt, die aber in ihrer Echtheit und Empfänglichkeit auch der günstigste Boden für Volksgröße ist.

Nicht so durchsichtig, wie die der Genannten, ist die künstlerische Persönlichkeit Hugo L. Braunes, der es unternommen hat, „Richard Wagners Bühnenwerte“ in Bildern darzustellen. Bis jetzt sind sechs Hefte zu je 10 Bildern erschienen, die „Lannhäuser“, „Eristan und Isolde“ und den „Ring“ enthalten (Leipzig, C. F. W. Siegels Verlag. Je 3 Mt.). Man mag sich die Bilder am besten als Einschaltblätter einer großen Prachtausgabe der Dichtungen Wagners denken, wo der Text in entsprechenden Umrahmungen gegeben wäre. Braune arbeitet aus dem Geiste des Buchschmucks; es ist die aufgeschlagene Buchseite, die er gestaltet. Dafür eignet ihm ein großartiges Raumgefühl und eine scharf hervorspringende Vorliebe für den Reichtum der Schönheit im Kleinen. Hier wirkt dann auch die Lebhaftigkeit der Bewegung als durchaus am Platze, während sie bei der Einzelbetrachtung des Bildes zuweilen die monumentale Wirkung der Größe zerflört. Allerdings finden sich auch ganz großzügige Blätter von hinreißender Wirkung, wobei man zuweilen an alte Gobelins denken mag. Jedenfalls verdient die Ausgabe weiteste Verbreitung, die durch den sehr geringen Preis erleichtert wird.

In der Form der Prachtausgabe treten die Bilder vor uns, die Wilhelm Weimar zum „Rheingold“ geschaffen hat (Leipzig, Georg Wigand). Hans v. Wolzogen hat eine sprachschöne und gedantentiefe Umschreibung der Rheingolddichtung gegeben. Wenn einige Bilder Weimars etwas im Theaterbilde stecken bleiben, so bringen die meisten eine echt künstlerische Steigerung zu einer Größe und Schönheit, die die Bühne nur in einem nicht zu verwirklichenden Idealverhältnis geben könnte, wo alle Darsteller den höchsten Ansprüchen an körperliche Erfüllung ihrer Aufgabe genügen würden. Besonders die farbigen Blätter sind durch echte Stimmung ausgezeichnet.

R. St.



Neue Bücher

Kataloge. Der weltbekannte Münchener Kunstverlag von Franz Hanffstaengl veröffentlichte die neue Auflage seines mit 143 Abbildungen geschmückten Kataloges von Galerie-Publikationen nach Werken Alter Meister. Der Katalog enthält eine Sammlung von rund 8000 Bildern. Gegen früher neu hinzugekommen sind vor allem die weltberühmten Sammlungen des Prado in Madrid, des Louvre und Luxembourg zu Paris, des Museums der Schönen Künste in Budapest, verschiedene kleinere Museen und eine ganze Anzahl bedeutender Bilder in Privatbesitz. Von den großen Museen Deutschlands, Belgiens, Englands, Frankreichs, Hollands, Italiens, Österreich-Ungarns, Rußlands und Spaniens fehlt keines mehr, und keine andere Kollektion kann einen derartig umfassenden und reichhaltigen Inhalt aufweisen. So sei denn der Katalog nicht nur denen empfohlen, die erlesenen Wanderschmuck für ihr Heim suchen, sondern vor allem auch Sammlern, Kunsthistorikern und Forschern als wertvolles Nachschlagebuch und wissenschaftliches Hilfsmittel. Er wird gegen Voreinsendung von Mk. 2.— (Ausland Mk. 2.50) von Franz Hanffstaengl, Kunstverlag in München, franko verschickt. Des weiteren veröffentlicht derselbe Verlag einen Katalog über Landschaften, Seestücke, Jagd-, Sport- und Tierbilder. Der 170 Seiten starke Katalog enthält 330 Abbildungen, ist also an sich schon ein hübsches Bilderbuch. Sein Hauptzweck aber ist der des Ratgebers für alle, die künstlerischen Wanderschmuck für ihr Heim suchen. Gute Dienste wird er namentlich auch demjenigen Bilderliebhaber leisten, der nicht Gelegenheit hat, sich die herrlichen Bilder selbst in einer größeren Stadt vorlegen zu lassen. An Hand des Kataloges kann er seine Bestellung leicht der nächsten Kunsthandlung aufgeben. (Preis Mk. 1.—)

*

Hessen-Kunst. Kalender für alte und neue Kunst 1908. (Marburg, Adolf Ebel.) — Aus Alt-Marburg. Federzeichnungen von Otto Abbelohde. (Marburg, Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. Je 1 Mark.)

Die beiden Büchlein können zusammen besprochen werden, nicht nur, weil in beiden Abbelohdes meisterhafte Feder die Zeichnungen geliefert hat, sondern auch, weil sie aus demselben Geiste hervorgegangen sind. Das ist echte Heimatliebe, mit offenen Augen für die Schönheiten der Natur und des Lebens im Lande, mit offenem Blick für altüberkommene Kunst und Kultur, aber auch mit scharfen Augen für die Schwächen und Fehler unserer ganzen Kulturmasse. Im Kalender stehen eine ganze Anzahl von Aufsätzen über heftige Kunstfragen. Der Text des Büchleins über Alt-Marburg kommt nach meinem Gefühl dem Ideal eines Städtetführers sehr nahe. Das ist wirklich eine Führung durch einen genauen Kenner des Besitzes der Stadt, durch einen glücklichen Beurteiler aller Kunst- und Lebensfragen. Man sollte einem solchen Büchlein ganz ruhig das ausgesprochen Praktische verbinden, das heißt einen Plan der Stadt mit Straßenverzeichnis, Gasthofsnachweis und dergleichen beigegeben. Nur auf diese Weise werden die durchweg so geschmacklosen, ja geradezu geschmackverbildenden Führer, wie man sie jetzt notgedrungen kaufen muß, völlig überflüssig.





Nach fünfundzwanzig Jahren

An Wagners Todestage

von

Dr. Karl Storck

Fünfundzwanzig Jahre sind jetzt verfloßen seit Richard Wagners Tode.

Nach einem Leben, das man als Verkörperung des deutschen Künstlerkampfes bezeichnen kann, sah sich Richard Wagner am Ende seines Daseins in einer schier unerhörten Weise siegreich. Gewiß, mit der Goethes, der die letzten Jahrzehnte seines Lebens als unbestrittener Olympier über der Welt thronte, kann man Wagners Stellung nicht vergleichen. Wagner war bis zum Tode schier ebenso stark Bekämpfer wie Kämpfer. Darum auch Bekämpfter! Das liegt in der Natur der Kunst, die er vertrat. Stillstand darf es nirgendwo geben. Trotzdem gibt es einige Künstler, denen gegenüber wir das Gefühl haben, daß ihre herrschende Stellung in ihrer Kunst dauernd unverrückbar ist. Schwankungen der Beurteilung sind alle unterworfen. Aber auch eine noch so starke Verschiebung der Gesichtspunkte ändert nichts an der Tatsache, daß ihre Kunst einen Gipfel bedeutet, über den hinaus man nicht schreiten kann. Wie es beim Gipfel im Gebirge ist: je nach dem Standorte wird der ferner gerückte Gipfel niedriger erscheinen als der nähere, selbst wenn er absolut genommen höher ist. Aber es bleiben eben Gipfel. So ist es in der Musik mit Palestrina, Joh. Seb. Bach, Mozart, Beethoven.

Daß Richard Wagner einen Gipfel darstellt, wagt heute wohl niemand mehr im Ernst zu bestreiten. Aber ebenso unzweifelhaft scheint es mir, daß seine Stellung innerhalb der Kunstgeschichte eine ganz andere ist als die der genannten Männer. Wollen wir in dem einmal gewählten Bilde des Gebirges bleiben, so möchte ich Wagner jenen außerhalb der großen Gebirgskette ganz für sich stehenden, für sich aus der Ebene aufsteigenden



HALTET
DEN
RAUBER

RETTET
DAS
GOLD

Rheingold

Wilh. Weimar



Digitized by Google

Verkleinerte Wiedergabe aus dem bei Georg Wigand in Leipzig erschienenen Werke „Das Rheingold“

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Bergstöden vergleichen, die eigentlich ohne Zusammenhang in ihrem Umlande stehen und meistens vulkanischen Ausbrüchen der Erde — also eigenartigen und unberechenbaren Erlebnissen dieser Erde — ihr Dasein verdanken. Allerdings der Geologe versteht auch da Verbindungslinien zu ziehen, findet auch für diese scheinbar ganz einsamen Gefellen die zugehörige Verwandtschaft; trotzdem bleiben diese Erscheinungen nicht weniger wunderbar und für sich stehend.

Im gleichen Verhältnisse befindet sich der Historiker mit Richard Wagner. Nur daß hier die Geschichtsschreiber zu wenig das Für-sich-Stehen, den Ausnahme- und Sondercharakter der Erscheinung Wagners berücksichtigen. Darauf beruht dann einerseits die fast immer schiefe Beurteilung der künstlerischen Bedeutung dieses Mannes, die mit Notwendigkeit schief wird, sobald man ihn als Teil einer großen Gebirgskette betrachten will. Darauf beruhen aber auch die falschen Erwartungen über seine Wirkungen. — Ich möchte mich hier hauptsächlich mit dem letzteren Punkt befassen.

Wäre Richard Wagner, wie das von den meisten Musikgeschichtlern angenommen wird, der Gipfelpunkt in der Entwicklungsgeschichte der Oper, so wäre es bei der allgemeinen Anerkennung und unvergleichlichen Beliebtheit der Werke Wagners unbegreiflich, daß die Weiterentwicklung dieser Gattung sich nicht ganz in den von ihm gewiesenen Bahnen bewegt. Es ist doch unsinnig, anzunehmen, daß, wenn endlich einmal einer nach jahrhundertelangem Suchen den richtigen Weg gefunden und gewiesen hat, die Nachfolgenden doch wieder andere Wege gehen würden. Das aber ist im Falle Wagner die Regel. Gewiß, viele der seitherigen Opernkomponisten — wir wollen dieses Wort ruhig beibehalten — heißen mit Recht Wagnerianer, d. h. sie versuchen genau den Weg des Vorbildes zu gehen. Aber daneben gibt es sehr viele, die gar nicht daran denken, diesen Weg zu gehen. Und darüber hinaus müssen wir aus einer ruhigen Anerkennung der tatsächlichen Verhältnisse bei den Schaffenden wie der Bedürfnisse der Genießenden (wofür man auch Bedürfnisse der Bühne sagen kann) feststellen, daß der von Wagner gewiesene Weg durchaus nicht immer gegangen werden darf, daß es eine ganze Reihe erstrebenswerter Ziele auf diesem Kunstgebiete gibt, zu denen der Weg Richard Wagners gar nicht hinführt.

Es ist auch ganz sicher, daß Richard Wagners Musikdrama nicht nur musikalisch, sondern auch geistig der Symphonie Beethovens viel näher steht, als irgendeiner Form der Oper vor ihm, so sehr sich seine theoretischen Forderungen den Worten nach mit den Theorien der alten Florentiner oder Glucks decken. Daher denn auch jene Form des nachwagnerischen Musikdramas, die man wenigstens musikalisch als ein Weiterschreiten auf dem von Wagner gewiesenen Wege bezeichnen kann, im Grunde zur Symphonie mit szenischer Darstellung und Gesang geführt hat. So wie Richard Wagner in der Ausmündung der neunten Symphonie Beethovens im Gesang eine äußere Vorbereitung seines Kunstwerkes erblickte,

so zeigen umgekehrt Musikdramen wie Strauß' „Salome“, Kloses „Isebill“, Pfitzners „Rose vom Liebesgarten“ ein Wiedereinmünden in die Symphonie. Es liegt an der Anzulänglichkeit der dichterischen Kraft in diesen Werken, daß sie keine Musikdramen im Sinne Wagners werden konnten, weil die hier dargestellten Vorgänge nicht so musikalisch sind wie die von Wagner aufgegriffenen, d. h. nicht so ganz im Geschehen von seelischen Kräften bedingt. Rein musikalisch genommen stehen diese Werke durchaus auf dem von Wagner geschrittenen Wege, aber sie sind nicht eigentlich musikdramatisch. Das Dramatische in diesen Werken liegt mehr im äußeren Geschehen, nicht im inneren Erleben; darum klagt ein Widerspruch zwischen Dichtung und Musik. Diese Musik ist mehr episch-psychologisch in der Art der Beethovenschen Symphonie.

Die urdramatische, man sagt vielleicht noch besser die urtheatralische — das Wort ohne jeden bösen Beigeschmack — Natur Richard Wagners hat es bewirkt, daß seine Musikdramen ein so lebendiges Geschehen auf der Bühne zeigen, daß man darüber verweisen kann, daß all dieses Geschehen nur die sinnlich wahrnehmbare Form seelischer Vorgänge ist. Nur in „Tristan und Isolde“, bei jenem großen Zwiegespräch des zweiten Aktes, wo sich die ungeheure Wandlung des Liebespaares vollzieht, daß ihm die höchste Lebensbejahung Todessehnsucht werden muß, wird wohl jedem klar, daß er hier im buchstäblichen Sinne des Wortes einem Seelendrama gegenübersteht.

Alle Nachfolger Wagners haben diesen Kernpunkt im Wesen seiner Dichtung nicht erfaßt; sie alle, auch wenn sie mythische und Märchenstoffe wählten, haben Abbilder des Geschehens in der Welt gegeben, nicht Urbilder, nicht Ideen des Geschehens. Darin aber liegt Wagners Wesensverwandtschaft mit dem Mythos. Was die Völker zu Mythen gestaltet haben, ist der Versuch einer sinnlich faßbaren Einkleidung seelischen Erlebens und Wollens. Bei Wagner ist das so rein nachgebildet, daß er auf alles verzichtet hat, was im germanischen Mythos Niederschlag von Naturvorgängen ist, also gewissermaßen Personifikation sinnlich wahrnehmbarer Vorgänge, Erhöhung dieser sinnlich wahrnehmbaren Vorgänge ins Geistige. Wagner hat das ursprünglich Seelische dieser Mythen so stark herausgeföhlt und so von allem befreit, daß er ohne jeden Zwang in diese Mythen seine Weltanschauung einkleiden konnte, so daß diese Dramen geradezu als sinnliche Formgebung des seelischen und geistigen Glaubens Richard Wagners dastehen.

Goethes „Torquato Tasso“ und „Iphigenie“ stehen in ihrem dichterischen Wesen der Dramatik Richard Wagners viel näher als alle seither zu Musikdramen verarbeiteten Textbücher. Darin beruht auch die Sonderstellung der „Meisterfinger“ in Richard Wagners Dramen. Die Meisterfinger sind das Werk, an das unter den gewöhnlichen Umständen die Weiterentwicklung des Musikdramas knüpfen kann, obwohl auch hier Wagner aus seiner urmusikalischen Natur heraus das rein geistige Problem

des Künstlertums so stark als treibendes Element eingesetzt hat, daß dagegen die Vorgänge in der körperlichen Welt zurücktreten müssen, umgekehrt wie in so vielen seitherigen Künstlerdramen, wo bei allem Betonen dieses geistigen Problems das äußere Geschehen für unser Empfinden die überwiegende Bedeutung hat. Darauf beruht es auch, daß Wagner an den meisten Dichtungen, die ihm von den Musikern seiner Gefolgschaft unterbreitet wurden, kein richtiges Gefallen fand. In Cornelius' „Gunlöd“ wie in den Dramen Alexander Ritters ist die seelische Bedeutung der Vorgänge nachher hineingedeutet. Bei Wagner sind die Vorgänge erst die nachfolgende Formgebung des eigentlich schöpferisch gestaltenden Seelischen.

So stehen in der That Richard Wagners Musikdramen bis auf den heutigen Tag als eine Kunstgattung für sich da. Und wir dürfen hinzufügen: nur unter Umständen, wie sie die Weltgeschichte der Kunst vor Wagner und nach ihm niemals gezeigt hat, ist die Erscheinung Wagners möglich. E. L. U. Hoffmann hat in der theoretischen Erkenntnis das Kunstwert Wagners eigentlich ganz deutlich erfaßt. Aber trotzdem Hoffmann eine musikalisch hochbegabte Natur war; trotzdem er in das tiefste Wesen Beethovenscher Musik eingedrungen war, erkannte er nicht, daß aus dieser Symphonie heraus das eigentliche Musikdrama zu erwachsen habe. Hier blieb er im Bannkreis der Oper und da konnte er die musikalische Entwicklung nicht überspringen.

Wie Hoffmann, ergeht es seither allen sogenannten Wagnerianern. Sie sehen trotz allem nur die Musik Wagners und von dieser Musik haben sie sehr viel gelernt. Vielleicht daß man hier sogar von Fortschritten sprechen kann. Dagegen haben wir irgendein Werk, das auf den Namen eines Musikdramas im Sinne Wagners Anspruch machen könnte, seither nicht erhalten. Und zwar trägt daran die Schuld in allen Fällen die Wahl der Dichtung, weil diese niemals Gestaltung eines rein Seelischen ist. Am nächsten kommt zweifellos Pfizners „Rose vom Liebesgarten“; aber hier war der Dichter zu schwach, so daß die Dichtung schemenhaft, allegorisch geblieben ist.

Auf dieser Tatsache des Alleinstehens Richard Wagners beruht die unleugbare andere Tatsache, daß die seitherige Entwicklung alles dessen, was wir unter die Gattung Oper fassen können, daß die gesamten Zustände unseres heutigen Opernlebens vom Besten, vom Eigentümlichsten, was in Wagner ist, nicht berührt worden sind und nicht berührt werden können.

Was unsere gesamten Bühnenverhältnisse betrifft, so hat Richard Wagner diese Unmöglichkeit, in sie reformatorisch einzugreifen, selbst eingesehen. Die Idee Bayreuth ist nicht nur der Gipfelpunkt seines eigenen Kunstwollens, sondern gleichzeitig eine Resignation. Richard Wagner war ein viel zu kluger Kunstpolitiker; er verstand das menschliche Bedürfen in künstlerischen Dingen viel zu tief und war im Grunde ge-

nommen auch viel zu weitherzig, als daß er wirklich hätte glauben können, unser Theater könnte heute nochmals auf die Rolle beschränkt werden, die es etwa bei den Griechen gespielt hat. Ich sage hier absichtlich beschränkt. Darin liegt die ungeheure Bedeutung der Tat Bayreuth, daß es in uns die Hoffnung wach erhält, daß das Theater für uns Heutige jene Stellung, die es bei den Griechen gehabt hat, auch erfüllen könnte. Aber so wenig man bestreiten mag, daß dies das Höchste ist, was das Theater leisten kann, so wenig kann der Vernünftige bestreiten, daß es heute trotzdem nicht ausreicht. Das Theater ist nicht nur geschichtlich zu einer der wichtigsten Unterhaltungsstätten der Menschheit geworden, sondern ist als solche bei unseren sozialen, ja sogar bei unseren klimatischen Verhältnissen einfach unentbehrlich. Die höchsten Fähigkeiten des Theaters als sittliche Schaubühne, als nationale Festgelegenheit herauszuholen, scheint mir, so bedeutsam es ist, nicht wichtiger als eine vernünftige Theaterpolitik, wie es möglich ist, das Theater als Unterhaltungsstätte zu heben: künstlerisch, geistig, moralisch.

Ich glaube allerdings nicht, daß wir so bald in Deutschland Festspiele bekommen können, die jene gleichzeitig nationale, ethische und soziale Bedeutung für unser Volk (in seiner Gesamtheit) besitzen können, wie sie das griechische Festspieldrama für das Griechentum besessen hat. Die beiden Werte, die man am ehesten in Parallele stellen könnte, sind Wagners „Parsifal“ und das Oberammergauer „Passionspiel“. Streng genommen muß man sogar die umgekehrte Reihenfolge wählen. Denn was Wagners „Parsifal“ in dieser Hinsicht „vollständig“ macht, im besten Sinne des Wortes, das ist die Tatsache, daß man ihn als eine Art symbolischer Neueinkleidung des Problems Christi fassen kann. Nur beim Passionspiel haben wir dasselbe Verhältnis wie bei den Griechen, daß ein ganzes Volk, ohne Unterschied der Stände, ja sogar ohne Unterschied der Konfession, obwohl diese hier in ihrem Wesentlichsten vielfach berührt werden, durch ein Werk aufs tiefste erschüttert wird, dessen Inhalt genau so allgemeines Volksgut ist, wie für den Griechen der Inhalt seiner großen Tragödie.

Für deutsche Geschichte haben wir nach meinem Gefühl bisher einen solchen allgemeinen nationalen Stoff nicht. Vielleicht fehlen nicht die Stoffe; aber die Gesinnungseinstellung des Volkes ist durch den geschichtlichen Werdegang entweder gleichgültig geworden gegenüber den betreffenden Geschehnissen, oder es herrscht immer ein Parteistandpunkt, hauptsächlich infolge der konfessionellen Zerrissenheit. Ich hege die Hoffnung, daß in einigen Jahrzehnten Bismarck dieser nationale Stoff sein wird. Denn was wir hier erleben, daß die Riesengröße eines Mannes seine — im wesentlichen aus konfessionellen Gründen — Feinde niederzwingt, wie seine politischen Gegner das überragende Genie — genial im Goethischen Sinne des dauernd Geltenden — anerkennen müssen, berechtigt zu dieser Hoffnung. Das würde dann auch zur Tatsache stimmen, daß ein Volk erst

dann nationale Kunststoffe besitzen kann, wenn es wirklich eine Nation geworden ist.

Die germanische Mythologie dagegen wird niemals in diesem Sinne nationaler Stoff sein können, weil sie es niemals war. Und so bleibt auch die gewaltige Gestaltung germanischer Mythen, wie sie Wagner gegeben hat, ein persönliches Kunstwerk. Als persönliches Kunstwerk, als persönliche Künstleroffenbarung genießen wir diese Werke am reinsten in Bayreuth, dessen Bedeutung als Sammelort von Persönlichkeiten höher ist, denn als nationale Kunststätte. Die ganze Welt findet in Bayreuth alles, was ihr sonst durch die heutigen Verhältnisse fehlt. Man frage aber die Schweizer, die heute allein so etwas wie ein Volksschauspiel besitzen; sie werden bestätigen, daß sie zwischen ihren Volksschauspielen und der künstlerischen Persönlichkeitsoffenbarung Bayreuth die Parallele nicht finden.

Die künstlerische Persönlichkeit Wagners wird durch diese Erkenntnis nicht verkleinert, sondern erwächst eher noch gewaltiger, aber eben noch vereinzelter empor.

Aber andererseits liegen hier auch die Grenzen seiner Wirkungsfähigkeit auf das Volk als Gesamtheit. Das Oberammergauer Passionspiel ist kein Kunstwerk. Manche der vielen griechischen Dramen, von denen wir heute gar nichts mehr wissen, waren sicher auch keine großen persönlichen Kunststoffbarungen. Geht man auf dies rein persönliche Künstlertum, so wird man auch unter den großen griechischen Tragikern Euripides vor Sophokles und Aeschylus die Palme reichen müssen. Niemals aber im Sinne der nationalen Dichtung. Da begreife ich es, wenn man in Euripides bereits den Verfall sah, und zwar gerade wegen des erhöhten Persönlichkeitsgehaltes seiner Werke.

Wir haben in unserem Kunstschrifttum überhaupt nichts, was in seiner nationalen Bedeutung mit diesem Drama der Griechen verglichen werden könnte. Auch die nationale Bedeutung unseres Nibelungenliedes ist nicht in Vergleich zu setzen mit derjenigen, die Homer für sein Volk besessen hat. Nur das Volkslied war — diesmal ohne Seitenstück im Griechischen — ein derartiges Volksgut. Gerne wird man zugestehen, daß in dieser Hinsicht Wagner tiefer geschürft hat als ein anderer deutscher Künstler. Er hat jene Mythen und jene Sagen gewählt, die so tief menschlichen Gehalt, und zwar in der ausgesprochen germanischen Färbung besitzen, daß sie immer lebendiger werden können, so daß für sie auch die dunkelsten Sagenvorstellungen, die in uns leben, bereits ein günstiger Boden sind, in dem sie Wurzel fassen können.

Die Problematik der Menschen, die uns Richard Wagner vorstellt, ist immer allgemein menschlich und nicht speziell persönlich. So ist seine Gestaltungsart der Gestaltungsweise des Volkes aufs innigste verwandt. Und das ist sicher: wenn heute im deutschen Volke viel mehr von Mythologie und von großen Sagenstoffen lebendig ist als je zuvor, so ist das in

erster Linie das Verdienst Wagners. Auch die Tätigkeit der Brüder Grimm, Simrock und vieler anderer kann damit nicht in Vergleich gestellt werden. Darum erhalten auch in steigendem Maße die mythischen Vorstellungen in unserem Volke jene Gestalt, die ihnen Wagner gegeben hat, obwohl das sicher nicht immer die monumentalste ist, die möglich gewesen wäre. So ließe sich, um nur ein Beispiel zu nennen, aus dem altgermanischen, altnordischen Odin doch ein viel gigantischeres Gebilde schaffen, als der Wagner'sche Wotan ist. Aber wenn ich in der gesamten deutschen dramatischen Literatur Umschau halte, so finde ich kein Werk, das so viel Volkstum in sich trägt, wie die Musikdramen Wagners. Höchstens Schillers „Tell“ wäre zu nennen, aber doch weniger für Deutschland als für die Schweiz, wo es zum Drama des Volkes geworden ist, zur wirklichen Nationaldichtung.

Erkennen wir so bei Wagner die einzigartigen Eigenschaften, durch die seine Werke trotz der unter unseren nationalen Zuständen ungünstigen Vorbedingungen in so hohem Maße zu Festspielen geeignet werden, so muß man dann auch zugeben, daß Richard Wagner eigentlich doch alles Stoffliche ergriffen hat, was für solche Werke in Betracht kommt. Es liegt bei einer so genialen Natur, wie Richard Wagner es war, bei einem Künstler von einem so geradezu hellseherisch klaren Entwicklungsgange eine ungeheure Notwendigkeit nicht nur in dem, was er schafft, sondern auch in dem, was er nicht schafft. Es ist gerade für den Erforscher dieser Probleme von höchster Bedeutung, daß Richard Wagner so ungemein fesselnde Probleme wie „Wieland der Schmied“ oder den buddhistischen „Singer“ nicht vollendet hat, trotzdem sie so weit vorgeschritten waren. Es gibt überhaupt nur eine ganz eng umschriebene Anzahl von Stoffen, die die Möglichkeit der Nationalität in sich tragen. Deshalb haben die griechischen Tragiker immer wieder dieselben Stoffe aufgegriffen, und wir können uns ebenso leicht denken, daß das Passionsdrama immer von neuem dichterisch behandelt würde. Möchte einer ein Gleiches bejahren gegenüber den mythologischen und Sagenstoffen, die uns Richard Wagner musikedramatisch bearbeitet hat? Ich glaube nicht, und darin offenbart sich die nationale Begrenztheit dieser Stoffe, die nicht ausgereift genug waren, um bereits Nationalgut zu sein. So bleiben sie eben trotz allem genau wie Goethes „Faust“ vor allem Persönlichkeitsdichtung.

Hier liegt aber auch der Grund, weshalb diese Werke sich in den gewöhnlichen Spielplan unserer Bühnen einfügen. Es gibt viele Leute — und sie halten sich für die getreuesten Nachfolger Wagners, — die an dieser Tatsache Anstoß nehmen. Nur die äußeren Verhältnisse haben es mit sich gebracht, daß in der Regel sich diese Auffassung nur dem „Parsifal“ gegenüber bekennt. Wäre es nach Wagners eigenem Willen gegangen, so wäre „Der Ring der Nibelungen“ genau so auf Bayreuth beschränkt geblieben.

Ich persönlich fasse hier Wagners Stellung anders auf, als es ge-

wöhnlich geschieht. Für mich ist die Festspielidee bei Wagner weniger aus rein künstlerischer als aus kunstpolitischer Überzeugung herangereift. Das ist ein wesentlicher Unterschied. Er hat bei der Schöpfung seiner Werke nicht an Ausnahmezustände für die Aufnahme dieser Werke gedacht, sondern erst die Überzeugung, daß unter den gewohnten Verhältnissen seine Werke nicht verkörpert werden könnten, hat in ihm den Gedanken heranreifen lassen, für sie die Möglichkeit der Verwirklichung durch Schöpfung ganz anderer Vorbedingungen zu schaffen. Mit „Parsifal“ ist es nur äußerlich anders. Da war Bayreuth da. Und diesem vorhandenen Bayreuth ein Eigenes zu schaffen, mag nun doch ebensosehr von kunstsozialen und kunstpolitischen Erwägungen eingegeben sein wie von rein künstlerischen.

An sich ist für Richard Wagner der „Parsifal“ nichts Heiligeres als der Nibelungenring, ganz abgesehen von der aufgewendeten künstlerischen Potenz. Richard Wagners Weltanschauung spricht sich im „Parsifal“ nicht tiefer, nicht reifer aus als im Ring des Nibelungen. Und will man gar an den Begriff deutscher Religion denken, so hätte die Neubelebung des germanischen Mythos eher eine Sonderstellung beansprucht, als eine noch so eigenartige Einkleidung der christlichen Heilslehre. So war es denn auch vor allem die Überzeugung, daß der „Parsifal“ unter den gewohnten Bühnenvorhältnissen die würdige Aufführung nicht finden könne, die Wagner hier ebenso zu seinem Entschlusse trieb, wie früher beim Nibelungenring. Die äußeren Verhältnisse haben ihn hier nicht gezwungen, seinen Willen aufzugeben, und so möge man diesen Willen achten in den Schranken des Volksgesetzes. Nicht weiter, denn wenn der große Einzelne Rechte hat an die Gesamtheit — die Gesamtheit hat sie gerade an den Großen in viel höherem Maße.

Bayreuth steht nicht und fällt nicht mit dem Alleinbesitze eines Wertes. Bayreuth steht, so lange Wagners Kunst die Kraft in sich trägt, für künstlerisch tief empfindende Menschen festlich zu wirken. Auf diese Macht der Werke Wagners hat ihre Stellung im gewohnten Bühnenspielplan keinen Einfluß. Das beweisen die 30 Jahre, seitdem der Nibelungenring in diesem Bühnenspielplan Fuß gefaßt hat, die 40 Jahre, seitdem „Tristan und Isolde“ dafelbst heimisch ist.

So sehe ich in der Tatsache, daß Richard Wagners Werke in unserem Opernspielplan sich den breitesten Platz erobert haben, das willkommenste Zeichen und den größten Segen unseres gesamten Theaterlebens. Und ich freue mich des Augenblickes, wo der „Parsifal“ Einkehr hält in unsere Opernhäuser, wo in jedem unserer Theater an zehn Abenden mehr eine heilige Stimmung diese Hallen belebt, wo diese Hallen an zehn Abenden mehr dem Höchsten dienen, wozu sie berufen sind. Man redet über Unheiligkeit des Ortes. Die Stätte, die ein edler Mensch betrat, ist geweiht für alle Zeiten. Die Stätte, in der ein großes Kunstwerk lebendig werden kann, ist geweiht. Daß sie entweiht werden kann, schadet nichts. Daß am nächsten Abend an derselben Stelle, wo heute der Parsifal erklungen ist,

unter Umständen eine Operette ihre Darstellung erlebt, ist traurig, gewiß; aber traurig nur für diejenigen, die an diesem Abend an dieser Stätte sich versammeln, nicht für jene, die tags zuvor Heiliges erlebt haben.


Gewiß, ich kann mir einen leeren Musentempel denken, der schon durch seine künstlerische Architektur Tempel ist, Heiligtum der Kunst. Aber jämmerlich jener, der nicht in einer Bretterbude höchste Kunstschöpfungen empfangen kann. Nein, auch die notwendige Unzulänglichkeit der Ausführung darf uns nicht beirren. Vor solchen Unzulänglichkeiten sind wir nirgendwo geschützt, auch in Bayreuth nicht. Denn diese Unzulänglichkeiten können in Hunderten Fällen auch auf Zufällen beruhen, gegen die wir ohnmächtig sind. Außerdem ist der Begriff der Unzulänglichkeit der Reproduktion immer etwas Relatives, das gegenüber dem absoluten Wert des Kunstwerks nicht aufzukommen vermag, wo nicht Frivolität im Spiele ist.

Die einzige Unzulänglichkeit, die einen starken Wertmesser bildet, wäre die der Empfangenden. Hier liegt der einzigartige Wert des Festspielortes, an dem feierlich gestimmte Menschen an Festtagen Festspiele genießen. Aber wer in Bayreuth gewesen ist, weiß, daß ein großer Bruchteil der dortigen Besucher in der Hinsicht unzugänglich bleibt. Und jeder, der im Laufe des Jahres soundso oft ein Fest künstlerischen Genusses feiert, weiß, daß Tausenden die Kraft beschieden ist, in der Hitze des Tages sich zur Festesfreude zu erheben.

Ein übriges tun dann die Werke. Es hieße an der Kraft hoher Kunst verzweifeln, wenn sie nicht imstande wäre, auch dann emporzutragen, wenn die äußeren Umstände nicht so günstig sind. Ich leugne nicht, wie jeder aus dem Vorangehenden erkannt hat, daß der Sonderwert der Festspiele bestehen bleibt. Ich leugne, daß dieser gemindert würde durch eine weitere allgemeine Verbreitung der Werke, durch ihre Aufnahme in den gewohnten Bühnenspielfplan. Es heißt sogar die heutigen sozialen und ökonomischen Verhältnisse verkennen, wenn man leugnen will, daß die Bedeutung der künstlerischen Wirkung für die Allgemeinheit des Volkes größer ist, wenn diese Werke an hundert Stellen an häufigen Tagen aufgeführt werden, als wenn sie auf wenige Festtage des Jahres an einen Wallfahrtsort gebunden sind. Die höchste erzieherische Wirkung des Festspielortes ist, daß die immer im Verhältnis zum Gesamtwirken nur verschwindend wenigen, die diese Feste miterleben können, ihr Erlebnis hinaustragen nach allen Seiten und von sich aus dann erhebend weiterwirken in den gewohnten Bahnen des Lebens.



Wagner in seinen Briefen


um 25. Todestage wird in der Sammlung der „Bücher der Weisheit und Schönheit“ unter dem Titel „Wagner in seinen Briefen“ ein Band erscheinen, der sicherlich zu den wertvollsten Vorkämpfern für die Gedanken Richard Wagners gehören wird. Erich Kloss hat aus Richard Wagners Briefen mehrere Hunderte von kleinen und größeren Ausschnitten zusammengestellt und diese in der Reihenfolge ihrer geschichtlichen Entstehung in geistig zusammenhängende Gruppen geordnet: Dichter und Dichtung; Über Musik, Musiker und Theater; Politik; Über eigene Werke; Über Zeitgenossen; Familie; Über die Frauen; Natur- und Tierwelt; Festspielgedanken und Bayreuth; Leben und Welt; Kunst und Künstlerberuf; Humor.

Ich bin im allgemeinen kein Freund von sogenannten Brevieren und empfehle nun das vorliegende Buch nicht deshalb, weil durch die Verlagsverhältnisse eine andere Art der Darbietung vor dem „Freiwerden“ der Werke Richard Wagners nicht möglich ist. Denn dieses Büchlein hat auch neben jeder Gesamtausgabe oder einer noch so trefflichen Auswahl der Briefe Richard Wagners einen berechtigten Platz. Es will nicht Richard Wagner als Briefschreiber zeigen, sondern es will die Briefe nutzbar machen für das Verständnis der Kunst und des Menschentums Richard Wagners. Wer jemals sich durch die theoretischen und ästhetischen Schriften Richard Wagners hindurchgelesen hat, wird bei noch so hoher Anerkennung ihres Gedankengehaltes dieses Studium immer als eine Arbeit bezeichnen müssen. Wagners Prosaстил ist nicht leicht verständlich. Die Fülle der Gedanken, die sich ihm aufdrängt, bedingt eine gewisse Massigkeit des Ausdrucks, endlich aber bedeutete die Abfassung dieser Werke für den nach künstlerischem Schaffen lechzenden Mann eine unter schweren Kämpfen getane Arbeit.

Anderes die Briefe. Seiner nach Liebe und Verständnis dürftenden Natur war die Mitteilung an verständnisvolle Freunde innerstes Bedürfnis, und je mehr er auf Verständnis rechnen kann, um so klarer und anschaulicher treten seine Pläne hervor. Ein Zweites noch bringen uns diese Briefe deutlich zum Bewußtsein. Nämlich, daß Wagner durchdrungen war von der Erkenntnis und dem Empfinden, daß sein Leben im Dienst einer Sache stand, daß alles, was er tat und erstrebte, nur der Verwirklichung dieser Sache dienen sollte. Stärker als in irgendwelchen theoretischen und ästhetischen Schriften empfinden wir hier, daß eine solche Persönlichkeit auch in all ihren Handlungen für sich recht hat. Wir empfinden hier deutlich die Notwendigkeit nicht nur seiner Kunst, sondern auch seiner Natur, seines Handelns. Das aber ist der sicherste Weg, uns die gesamte Persönlichkeit und das Menschentum dieser einzigartigen Erscheinung zu eigen zu machen. — So hat dieses Buch in der Masse der Wagnerliteratur eine sehr bedeutsame Aufgabe zu erfüllen. Es ist dazu wohl geeignet, denn Kloss hat sehr sorgsame und geschmackvolle Arbeit geliefert. Es sei aufs wärmste empfohlen. R. St.



Neue Wagner-Literatur


 Von Karl Friedrich Glasenapp's großer Wagner-Biographie ist jetzt in 3. und zugleich 4. Auflage der fünfte Band (Leipzig 1907, Breitkopf & Härtel) erschienen. Er behandelt die Zeit von 1872–77, also die Bayreuther Epoche. Die 1. Auflage erschien 1876/77 in zwei Bänden, die 2., bis auf die damals neueste Zeit fortgeführt, 1882. Die jetzt erscheinende 3. bzw. zugleich 4. Auflage ist eine völlige Umarbeitung und Erweiterung der vergriffenen ersten und zweiten. Natürlich ist das Material über Wagner's Leben und Schaffen in den letzten Jahren ins Außerordentliche gestiegen. Glasenapp's große Kunst liegt nun darin, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu scheiden, den ungeheuren Stoff geschickt zu sichten und uns so ein Bild zu geben, das mit einer gewissen Kongenialität erschaut ist. Das ist bei einer so eigenartigen Erscheinung, wie Wagner war, um so notwendiger, als für manche, die früher über den Meister und sein Werk schrieben, die Froschperspektive die maßgebende war. Daß Glasenapp's Standpunkt natürlich ein streng bayreuthischer, durch und durch von Wagner's persönlichen Anschauungen durchdrungener ist, kann niemand wundern. Indessen wird man gerade bei diesem die Epoche „Bayreuth“ behandelnden Bande das Bemühen des sonst stark impulsiven Autors nicht verkennen, durchaus sachlich zu bleiben und uns die hochbedeutende und überaus fesselnde Geschichte des werdenden Bayreuths und seiner ersten Festspiele in einer historisch korrekten und authentischen, dabei von warmem persönlichen Mitempfinden getragenen Darstellung zu geben.

Wie so viele Vorgänge im persönlichen Leben Wagner's falsch gesehen und aufgefaßt und später darum entstellt wiedergegeben wurden, so war auch über die ersten Bayreuther Festspiele, meist auf Grund recht flacher und angreifbarer Zeitungsbereichte, sehr viel Falsches und Irrthümliches verbreitet. Inzwischen ist aber viel wertvolles und entscheidendes Material von solchen erschienen, die am Werke persönlich stark beteiligt waren. Diese Schriften kamen Glasenapp neben seinen lebendig nachwirkenden persönlichen Erlebnissen bei der Ausgestaltung dieser bedeutungsvollen deutschen Kunstperiode sehr zu statten, und alles wirklich Wertvolle ist mit Geschick verwendet worden. Dahin gehören die zuerst in den „Bayreuther Blättern“ erschienenen Briefe Wagner's an seine Freunde und Helfer: den Bankier Friedrich Feustel, den Bayreuther Bürgermeister Munder, an den Gelehrer August Wilhelmj, an die Sängler Niemann und Weg; ferner die kleinen Schriften des Bildhauers Riez, des außerordentlich verständnis- und verdienstvollen Ballettmeisters Richard Fricke, die Erinnerungen der Adelheid von Schorn und endlich viele Riezschefriefe. Besonders vornehm und taktvoll erscheint mir die Behandlung der etwas schwierigen Riezschefrage und der an zahlreichen Stellen diskret unternommene Versuch, das eigenthümliche Verhältnis zu erklären, in welches der unglückliche Philosoph zu Wagner allmählich geriet. Sagen wir kurz: geraten mußte nach seiner ganzen Anlage und Art, deren physiologisches Moment doch schon für die früheste und mittlere Epoche seiner Beziehungen zu Bayreuth neben dem psychologischen ernstlich in Betracht zu ziehen ist. Manche eigenartige Episode aus dem Verkehr Riez'sches im Hause Wagner's zieht an uns vorüber. Ebenso empfangen wir lebendige Eindrücke von dem wunderbaren, heiterfreundschaftlichen und doch durch höchsten künstlerischen Ernst verklärten Ver-

hältnisse, in welchem Wagner mit den bedeutenderen unter seinen Künstlern stand. Die sprechende Schilderung der ersten Festspielprobenzeit (1875) und die überaus lebensvolle Darstellung der ersten Festspiele und ihrer unmittelbaren Vorproben gehört zweifellos zu dem Trefflichsten, was je über Bayreuth geschrieben worden ist. Hieraus kann man sich das beste Wissen und die edelste Anregung holen. Die Ereignisse selbst sind ja vielen Mitlebenden noch in Erinnerung; auch gehört diese Epoche für die weitere Öffentlichkeit verhältnismäßig zu dem Bekanntesten, was man von Wagner weiß. Daher dürfen wir uns bei der Besprechung jüst dieses Bandes von Glasenapps Werk die Erwähnung von Einzelheiten, wie z. B. der Besuche des alten Kaisers Wilhelm, des Königs Ludwig von Bayern u. a. m., sparen. Viel Interessantes und weniger Bekanntes bietet Glasenapp aber bei der Schilderung des zweiten und dritten Festspieljahres von 1876 und der folgenden Halbjahre, welche die Wiener Reisen Wagners und die großen Londoner Konzerte brachten.

Damit aber sind wir bei den unerfreulichen und tiefbedauerlichen Erscheinungen der in diesem Bande behandelten Epoche deutschen Kunstlebens angelangt. Wenn diese immerhin in gewissem Sinne die langerhoffte, endliche Erfüllung des Lebens- und Kunstideals Richard Wagners bedeutete, so blieben doch die erhofften großen Konsequenzen aus; die nachfolgenden Erscheinungen waren vielmehr von der allertraurigsten Art. Diese Zeit bildet kein Ruhmesblatt in der Geschichte deutschen Kunstlebens, und nur mit tiefer Beschämung kann das deutsche Volk auf diesen Zeitraum mangelnden Verständnisses für die Fortführung einer großen Kunst- und Kulturtat zurückblicken. Anstatt alles daranzusetzen, um dem Schöpfer Bayreuths die Fortführung der Festspiele zu ermöglichen, kümmerte man sich nach dem „Erfolg“ der ersten Spiele nicht mehr um Bayreuth, sondern ließ den sechzigjährigen Meister wieder zum Saitstock greifen und in die Welt hinausziehen, um — Konzerte zu dirigieren und dadurch die Mittel zur Deckung des materiellen Defizits zu gewinnen. Teilnahmslos stand der „Staat“ beiseite, ebenso die Masse der Gebildeten. Bayreuth schien verloren, und nicht ohne tiefste Erschütterung wird man bei Glasenapp die Schilderung aller Hemmnisse lesen, welche sich dem ringenden Künstler und seiner damals noch so begrenzten Anhängerschaft in erschreckender Fülle entgegenstellten. Da war es wieder Richard Wagner allein, der nicht verzagte, der die sinkenden Hoffnungen immer von neuem belebte, und der sich nicht scheute, die ihm sonst in tiefster Seele verhaßte Ausübung des Dirigentenberufs zum Zwecke der Herbeischaffung von Geld, wenn auch mit äußerstem Widerwillen, wieder auf sich zu nehmen. Die Kräfte des Sechzigjährigen, der wahrlich ein aufreibendes Leben voller Sorge und Not hinter sich hatte, wurden dadurch in ungeheurer Weise in Anspruch genommen. Außerdem litt darunter, wie Glasenapp immer wieder ernstlich betont, Wagners Aufgabe als schaffender Künstler in tiefbellagenswerter Weise.

Es ist erstaunlich, daß der Meister nicht verzagte, daß es ihm gelang, auch hier wieder alle Schwierigkeiten zu überwinden. Das heilige Feuer künstlerischer Überzeugung, die beispiellose Energie des Willens, der unbeugsame Mut, der ideal- und glaubenelosen Welt zu zeigen, was das Vorbild eines einzelnen Mutigen vermag, — das waren die Momente, welche schließlich zum Siege führten, wenn auch nicht alle Blühträume in dem eigentlich gewünschten Maße gereift waren. Daß dabei die erst spät in des Meisters Leben getretene aufopferungsvolle Liebe und Hingebung, daß ihn das endlich gewonnene, lang-

ersehnte Glück eines edlen Familienlebens, der schöne Abendfrieden von Heimat, Haus und eigenem Herd voll entschädigten für die Glaubens- und Verständnislosigkeit der „Welt“, — darauf weist Glasenapp mit feinem Herzenstakte und stets in charakteristischen und bedeutsamen Worten hin.

Viele bemerkenswerte Einzelzüge werden uns aus diesem internen Bayreuther Leben mitgeteilt. Wir erleben die Hebefeiер des Festspielhauses und den Einzug in Wahnfried; fast alle Persönlichkeiten, deren Namen mit der Geschichte des Wagnertums in Beziehung stehen, tauchen auf. Auch die sich immer fester knüpfenden Beziehungen zu der Bayreuther Bevölkerung werden uns lebendig geschildert. Bei allem ist Glasenapp darauf bedacht, uns in den Äußerungen und Rundgebungen Wagners das echte Wesen des Genies erkennen zu lassen; so erscheint das Verhältnis zu der Außenwelt, wo hart im Raume sich die Sachen stoßen, in einer dem Leser faßbareren und verklärten Beleuchtung. Wie weit war doch Wagner seiner Zeit vorausgeeilt! Und wie wenig konnte ihn die Mitwelt verstehen! Daher die vielen Mißverständnisse, deren Schuld man mehr dem weitblickenden Genie als den kurzfristigen Zeitgenossen aufbürdete. Aber auch in dieser Welt materieller und geistiger Not und Enttäuschung blieb dem Meister der Mut des Glaubens an sich und seine Kunst, und trotz aller Bedrängnisse arbeitet er in dieser Zeit an seinem letzten Werke, dem „Parsifal“, der nun als heiliges Vermächtnis an das deutsche Volk der Vollendung entgegenreift. Diese Schlußepoche in Wagners Leben wird der sechste und letzte Band des Glasenapp-Werkes behandeln.

Wer nicht zu dieser umfangreichen Biographie (es sind nach Vollendung sechs Bände von durchschnittlich 450—500 Seiten!) greifen will, der hat jetzt Gelegenheit, sich auch in zwei empfehlenswerten Werken kleineren Umfangs über Richard Wagners Kunst und Leben zu unterrichten.

In der Biographiensammlung „Geisteshelden“ (Verlag Ernst Hofmann & Ko., Berlin 1907) ist als Band 55—56 der erste Teil einer Wagner-Biographie von Max Koch, Professor an der Universität Breslau, erschienen. Dieser erste Teil gibt uns auf 349 Seiten zuverlässige und ausführliche Kunde über Richard Wagners Kindheits-, Lehr- und Wanderjahre und die ersten Opern bis Rienzi (1842). Der zweite Band wird die Etappe Dresden, Zürich, Neumeimar, der letzte München, Eribischen, Bayreuth behandeln. Man sieht, auch hier ist ein immerhin umfangreiches Werk geplant.

Man kann nun die Frage aufwerfen: War das Erscheinen einer neuen Biographie notwendig in der Zeit, wo Glasenapps grundlegendes Werk noch nicht gänzlich vollendet ist? Darauf wäre zu sagen, daß in der Sammlung „Geisteshelden“ eine Wagner-Biographie doch einmal erscheinen mußte. Nun ist es erfreulich, daß gerade Professor Max Koch, dessen Name auch unsern Lesern nicht fremd ist und der in der Wagnerforschung einen guten Klang hat, die Arbeit übernahm. Überdies ist die Biographie trotz gewisser Ähnlichkeiten mit der Glasenappschen in der Anlage doch wieder erheblich verschieden von dieser.

Das Hauptcharakteristikum des Kochschen Bandes ist die rein wissenschaftliche Methode, nach der er vorgeht. Mit der echten Gründlichkeit des deutschen Gelehrten zieht er alles heran, was zur Beurteilung des werdenen Wagner und seiner Zeit irgendwie wesentlich ist. Dabei erfahren wir mancherlei Neues, was wir selbst bei Glasenapp noch nicht fanden, noch nicht

finden konnten, weil inzwischen immer wieder neue Dokumente aus Wagners frühestem Leben auftauchen. So z. B. erfahren wir zum ersten Male den Titel und genaueren Inhalt des ersten Trauerspiels („Leubald“), welches Wagner als Dreizehnjähriger schrieb, und von dem wir auch Proben zu lesen bekommen. Diese Kenntnis verdankt Koch dem großen englischen, nur in wenigen Exemplaren gedruckten Wagner-Werke der Miss Burrell. Auch ist zu erwähnen, daß in dem Kochschen Werke zum ersten Male der Versuch einer rein wissenschaftlich angelegten, umfassenden Wagner-Bibliographie mit Glück unternommen wurde. Daß darin erst allmählich eine gewisse Vollständigkeit erreicht werden kann, ist klar. Hier wird das Wagner-Jahrbuch stets ergänzend eingreifen. Recht zu empfehlen aber wäre für eine zweite Auflage eine gründliche Redaktion nach Seite vieler äußerer Irrtümer, Druckfehler zc.; auch sonst sind allerlei Kleinigkeiten in Daten zc. zu berichtigen. Im ganzen ist in dem Kochschen Werk das literarische Moment besonders betont, und daher scheint es mir zunächst geeignet als vorbereitende Lektüre zur Kenntnis Wagners für junge Akademiker aller Art. Man freut sich, in den „Biographischen Grundlinien“ Kochs den leitenden Hauptgedanken bei der Abfassung in dem bedeutungsvollen Satz zu finden: „Wagner ist der größte deutsche Dramatiker neben Schiller und beherrscht trotz alles Widerstandes als Künstler die ganze zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts, über deren gesamte Kunstleistung er in fast einfacher Höhe emporragt. Aber er ist nicht bloß eine der gewaltigsten Erscheinungen in der Kunstgeschichte aller Zeiten, sondern von ihm gilt auch, was Goethe von Thomas Carlyle rühmte: ‚Er ist eine moralische Macht von großer Bedeutung. Es ist in ihm viel Zukunft vorhanden, und es ist gar nicht abzusehen, welche Wirkungen noch von ihm und seinen Werken ausgehen werden.‘“ — In den folgenden Bänden wird Max Koch ja Gelegenheit haben, diese leitenden Grundsätze bei der späteren Entwicklungsperiode Wagners noch deutlicher zu beweisen, als es in der Jugendperiode, die dieser erste Band behandelt, möglich war.

Eine zweite Biographie kleineren Umfanges liegt vor unter dem Titel: „Richard Wagner, sein Leben und seine Werke.“ Von Richard Bürtner. (Zena 1906. Hermann Costenoble.)

Das nur 317 Seiten umfassende Werk ist seiner ganzen Anlage nach dazu bestimmt, ein echtes Volksbuch über Wagner zu werden, und ein solches können wir immer brauchen. Mit aufrichtiger Freude habe ich das überaus lebensvoll geschriebene Werk gelesen. Es ist natürlich, daß die Schilderung des Lebens und die Analyse der Werke nicht so eingehend sein kann wie bei den genannten umfangreicheren Büchern. Was aber hier gegeben ist, das ist bei aller Knappheit erstaunlich erschöpfend. Überdies verfügt der Verfasser über einen außerordentlich klaren, gewinnenden und reizvollen Stil. Mit bewundernswerter Einfachheit des Ausdrucks wird er den schwierigsten Punkten vollkommen gerecht. Es ist eine wirklich stilistische Begabung, die nicht genug gerühmt werden kann. Man wird warm bei der Lektüre. Das kommt vielleicht auch daher, weil Schlichtheit und Anspruchslosigkeit Hauptmerkmale des Buches sind. Die Liebe hat dem Autor, der übrigens Theologe ist, die Feder geführt. Die einfache Vorrede schließt mit dem Satz: „Und so gehe dieses Buch hinaus ohne einen andern Anspruch als den einen: an seinem bescheidenen Teile um wahre Liebe für Richard Wagner werden zu wollen.“ Nun, so wollte ja Wagner erschaut sein; seine „letzte Bitte“ an seine Künstler 1876

lautete bekanntlich: „Bleibt mir gut, ihr Lieben!“ Es ist höchst erfreulich, daß sich hier eine Stimme erhebt, die nicht direkt zu dem Bayreuther Kreise gehört, die uns aber auf ihre eigne Weise auch sagt, wie man an den Meister und sein Werk herantreten soll. Ich empfehle das Buch allen Eltern, die ihre Kinder in das Wesen Wagnerischer Kunst einführen wollen; sie können selbst dabei unendlich viel lernen. Und wer dann noch sich wissenschaftlich, biographisch, künstlerisch in Wagner vertiefen will, der hat ja in andern Werken Gelegenheit dazu. Es ist jetzt für alles gesorgt. Neben der warmen Liebe die das Hauptmerkmal des Bürtnerschen Buches bildet, mag aber auch die genaue Kenntnis der gesamten Wagner-Literatur an dem Autor gerühmt sein. Diese Kenntnis erstreckt sich auch auf deren kleinste Ausläufer. Bürtner versteht es, an passender Stelle stets das rechte Wort zu zitieren; gegnerische und falsche Anschauungen führt er mit des Meisters eignen Worten ab, und gerade hierbei kommt ihm die Kenntnis der neueren Wagner-Literatur, besonders der wertvollen und aufklärenden Briefwechsel zustatten. Mit feinem Takte sind die Lebensperioden in Zürich und Tribschen behandelt. Zum Schlusse will ich noch hervorheben, daß das Fehlen jeglichen pastoralen Tones und jeder theologischen Einseitigkeit auf das angenehmste überrascht. So können auch die Theologen, die bisher noch nicht viel mit Wagner anzufangen wußten, von ihrem Amtsbruder viel lernen.

* * *

Und nun Angelo Neumanns, des Prager Theaterdirektors und einstigen Leiters des sogenannten „Wandernden Wagnertheaters“ „Erinnerungen an Richard Wagner“. (Leipzig 1907. Verlag von L. Staackmann.)

Der Wert dieses 341 Seiten umfassenden Buches ist ein sehr bedingter. Wertvoll sind die zahlreich abgedruckten Briefe Wagners als Zeitdokumente, die zugleich für Schauspieler, Sänger, Regisseure und alles, was zur Bühne gehört, wieder viel schätzenswertes Material enthalten. Über oder vielmehr gegen den sonstigen Inhalt läßt sich sehr viel sagen.

Zweifellos hat es der Verfasser gut gemeint. Er glaubt sicher, einen bedeutenden Beitrag zur Wagner-Literatur geliefert zu haben, ebenso wie er sich selbst für einen wesentlichen Faktor in der Geschichte der Wagnerischen Kunst hält. Der Fall liegt nicht ganz einfach. Zur Erklärung diene folgendes: Bei der Besprechung der Glaserapp-Biographie ist vorhin gesagt, daß eine Fortführung der Bayreuther Festspiele in rein Wagnerischem Sinne, also in Bayreuth, wegen des 1876er Defizits unmöglich war. Immer dringender trat nun die Forderung der Außenwelt zur Entscheidung an Wagner heran. Sollte er den „Nibelungenring“ freigeben, den er in jahrzehntelangem, konsequentem Ringen einzig für Bayreuth bestimmt hatte? Diese Frage bewegte den Meister tief. Man weiß, wie er an dem schließlichen Durchbrechen seiner ursprünglichen Absicht gelitten hat. Nur die harte Not zwang dazu. Angelo Neumann führte zuerst nach Bayreuth 1878 in Leipzig „Reingold“ und „Walfüre“, später „Siegfried“ und „Götterdämmerung“ auf. Der Mut und die „opferungsvolle Energie“ des Theaterdirektors imponierten Wagner. Schließlich entstand die Idee des sogenannten „Wandernden Wagnertheaters“, das heißt: der „Ring des Nibelungen“ trat unter Neumanns Leitung mit einer außerordentlichen Künstlertruppe und einem vorzüglichem Orchester, das Anton Seidl leitete, 1881 seine Fahrt durch Europa an. Der äußere Erfolg war allenthalben kolossal. Neben Berlin und Deutschland hauptsächlich in London, Holland und Belgien,

Italien, Österreich und Rußland. Aber dem Meister war trotz alledem bei der ganzen Affäre nicht wohl; ihm ging diese Abweichung von seinem eigentlichen Ideal gegen sein Empfinden, und wenn er auch an Neumann stets aufmunternde und anerkennende, scheinbar auch „glückliche“ Briefe schrieb, so ließ er doch das „Theater“ in der lauten Welt umherwandern und bereitete in der Bayreuther Stille als Krönung seines Lebens das Weibefestspiel „Parsifal“ vor; ein halbes Jahr nach dessen erster Aufführung schied er von dieser Erde. Man muß sich dies alles kurz vergegenwärtigen und nun Neumanns gutgemeinte, aber den Kern des Wagnerischen Wesens nicht treffende und verstehende Darstellung jener Zeit lesen! Gewiß hat Neumann durch die energische Leitung des Unternehmens, durch seine Anehmlichkeit und sein stetes persönliches Einsetzen in gewissem Sinne zur Popularisierung des damals unerhört neuen Kunstwerks beigetragen. Diesem Streben des wagemutigen Direktors, auch den rechten Stil für das neue Soudrama zu gewinnen, hat der Meister rückhaltlos Lob gespendet. Das hinderte ihn aber nicht, im letzten Grunde die damaligen, überdies durchaus nicht strichlosen Aufführungen für nicht vollendet zu halten. Denn zu der Gewinnung des echten Stiles fehlte damals noch unendlich viel. Das wußte niemand besser als Wagner, der nach 1876 selbst seine Festspiele als „noch nicht fertig“ bezeichnet hatte. Hierzu kamen noch die erwähnten moralischen Bedenken Wagners. Neumann konstruiert aus dem verschiedenen Tone einzelner Briefe eine „Inkonsequenz“ in des Meisters Urteil. Er möge sich doch recht genau den Brief vom 10. Mai 1881 durchlesen, wo Wagner schrieb:

„Fahren Sie fort, den Geist der von Ihnen geschlossenen künstlerischen Vereinigung auf die Erreichung (!) und Festhaltung des erforderlichen reinsten Stils für die Wiedergebung meines vom Gewohnten so merklich abweichenden Bühnenfestspiels gerichtet zu erhalten, so darf ich annehmen, daß Sie nicht nur mir, sondern der Kunst überhaupt einen großen Dienst erweisen!“

Ich denke, das ist klar und deutlich, und man kann annehmen, wie weit Wagner äußerlich mit den Aufführungen Neumanns zufrieden war. — Dies Beispiel möge genügen; es ließen sich deren noch sehr viele geben.

Ähnlichen Mißverständnissen begegnet man auch sonst noch in Neumanns Darstellung. Ja wir stoßen sogar auf ganz eigenartige Entgleisungen im Ausdruck bei Äußerungen über Wagners künstlerische Persönlichkeit! Heute darf man sich über eine solche hebre Erscheinung in so salopper Weise nicht mehr ausdrücken; ich habe hierbei auch den Stil im Auge, der manchmal an böses „Zeitungsdeutsch“ erinnert (S. 336: „Bei ihm angemeldet, empfing er mich“ und ähnliches). Eine sorgfältige innerliche und äußerliche Rektion wäre dem Buche sehr dienlich gewesen. Hat es doch der Verfasser gleich nach dem Erscheinen seines Werkes erleben müssen, energisch berichtigt zu werden, so u. a. von einem Augenzeugen betreffs des Vorfalles im Berliner Bitterttheater, als Wagner beim Beginn einer Rede Neumanns die Bühne verließ. Was Neumann hierüber schreibt, ist wie so manches andere sehr vorsichtig aufzunehmen. Ich zweifle durchaus nicht an dem guten Glauben des Autors; aber es ist offenbar, daß ein stark ausgeprägter — nun, sagen wir Subjektivismus ihm die Dinge manchmal in eigenartiger Beleuchtung erscheinen läßt. Manches Anekdotische und hauptsächlich die ganze äußere Geschichte des „Wandernden Wagnertheaters“ ist recht lebendig dargestellt. Und Angelo Neumanns Ver-

dienste um Wagner und die deutsche Kunst in allen Ehren; aber ich kann nicht umhin, vielem Wesentlichen in dem Buche ziemlich skeptisch gegenüberzustehen; auch glaube ich, daß wir von Bayreuth aus bzw. in Blasenapps biographischem Schlußbände manche Berichtigung zu erwarten haben.

Erich Kloff



Zu unserer Notenbeilage

Dem freundlichen Entgegenkommen des Verlages B. Schott's Söhne in Mainz verdanken wir die Möglichkeit, diesem Hefte den Trauermarsch aus der „Götterdämmerung“ als Musikbeilage beigegeben zu dürfen. Seine majestätischen und tiefergreifenden Klänge schienen mir um so passender bei diesem Anlasse, als dieser Trauermarsch dank der künstlerischen Möglichkeiten des Leitmotivs gleichzeitig zu einem epischen Bilde eines tatenreichen Lebens wird. So mag man ihn jener Sisua, der Totenlage, vergleichen, wie sie nach alter Schriftsteller Zeugnis die Germanen zu singen pflegten, wenn sie ihre großen Toten begruben.

Bei aller Verehrung für die Verdienste des gerade um die Wagnersache verdienten Albert Heins habe ich doch bedauert, die Klavierstimme nicht in der Bearbeitung von Karl Klindworth bringen zu können. Es ist von ihm keine abgeschlossene Bearbeitung dieses Abschnittes vorhanden; und aus dem Zusammenhange des Klavierauszuges mochte ich nichts herausreißen. Dafür will ich hier die Gelegenheit benutzen, auf die meisterhaften Klavierauszüge des Nibelungenringes, der Meistersinger und des Parsifal zu verweisen, die wir Karl Klindworth verdanken. Sie sind in schönem Quartformat in biegsame Leinwand gebunden, auf starkem Papier in sehr sauberem Stich in dem genannten Verlag von Schott's Söhne in Mainz erschienen. Gegenüber den früheren Ausgaben ist diese als „erleichtert“ bezeichnete Ausgabe von prächtigster Spielbarkeit. Die Erleichterung bedeutet aber keineswegs eine Verwässerung. Bülow hätte hier kein so böses Wortspiel anwenden können, wie dem früheren Auszuge der Meistersinger gegenüber, für den er das böse Wort „verkleinmichelt“ fand. (R. Kleinmichel hatte die Arbeit geleitet.)

Ferner beginnt, diesmal mit dem Auszuge der Meistersinger, eine neue Ausgabe der Klavierauszüge dieser großen Werke, die vor allem für Studienzwecke die nachhaltigste Empfehlung verdient. Denn hier wird ein leicht verständliches Mittel geboten, in das Studium der motivischen Arbeit Wagners einzubringen. Vorn, hinter dem Personenverzeichnis, ist eine Motivtafel, die hier in den Meistersingern 46 Motive in der Benennung Julius Burgholds aufzählt. Im Notentext ist dann überall am Rande das verarbeitete Motiv benannt, im Text selber durch ein besonderes Zeichen das Eintreten desselben angegeben. Vielen wird es angenehm sein, daß bei diesen Ausgaben der Deutlichkeit halber jede Übersetzung weggeblieben ist. — Der Band ist in biegsame blaue Leinwand gebunden und ist für 15 Mark sehr preiswert. Hoffentlich läßt die ebenso bearbeitete Ausgabe der anderen Werke nicht lange auf sich warten.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotzfuß, Bad Deynhausen 1. W.
Literatur, Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storz, Berlin W., Landshuterstraße 3.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



X. Jahrg.

Februar 1908

Heft 5

Trauermarsch
 beim Tode Siegfrieds
 aus dem Musik-Drama

GÖTTERDÄMMERUNG

von
RICHARD WAGNER

Eingerichtet von
A. HEINTZ

Sehr langsam

(Mit den Worten: „Süßes Vergehen, seliges Grauen! – Brünnhild' bietet mir Gruß!“

PIANO

una corda pp

pp (dolce) immer

Lw. * Lw. * Lw. * Lw. *

sinkt Siegfried hin und stirbt.)

schwächer und zurückhaltend

Lw. * Lw. * Lw. * Lw. *

(Regungslose Trauer der Umstehen-
 [den])

pp

ppp

Lw. *

(Die Nacht

pp *p* *ausdrucksvoll*

2 3 4 1 5

3

3

4 3 2 1 3

ist hereingebrochen. Auf die stumme Ermahnung Gunthers erheben Mannen Siegfrieds Leiche

ppp *pp* *pp* *ausdrucksvoll*

3

3

und geleiten sie in feierlichem Zuge über die Felsenhöhe langsam von dannen.)

più p *zurückhaltend* - - - - -

cresc. - - - - -

tre corde

Feierlich

ff *dim.*

1 3 5

3

3

5 4 3 1 4 3 2

3

♩. *

♩. *

p

3

First system of musical notation. The bass clef staff contains a series of chords and triplets, with the instruction *cresc.* written above. The treble clef staff contains a melodic line with a slur. Below the bass staff, there are markings: *La.* * *La.* * *La.* *

Second system of musical notation. The treble clef staff has a melodic line with fingerings 3 2 3 1, 4 1, and 5. The bass clef staff has a rhythmic accompaniment. The instruction *molto cresc.* is written above the bass staff, and *ff* is written above the treble staff. Below the bass staff, there are markings: *La.* * *La.* *

Third system of musical notation. The bass clef staff contains a melodic line with a slur and a triplet. The instruction *dim.* is written above the staff. Below the bass staff, there is a marking: *La.* *

(Der Mond bricht durch die Wolken und beleuchtet immer heller den die Berghöhe erreichenden

Fourth system of musical notation. The treble clef staff has a melodic line with dynamics *pp ausdrucksvoll*, *cresc.*, *dim.*, *p*, and *più p*. The bass clef staff has a rhythmic accompaniment. Below the bass staff, there are markings: *La.* * *La.* * *La.* * *La.* * *La.* * *La.* *

Trauerzug)

Fifth system of musical notation. The treble clef staff has a melodic line with dynamics *pp sehr ausdrucksvoll und gebunden* and *cresc.*. The bass clef staff has a rhythmic accompaniment. Below the bass staff, there is a marking: *La.* *

poco f *dim.* *piu p*

Ra. * Ra. * Ra. * Ra. *

sind Nebel aufgestiegen und erfüllen allmählich die ganze Bühne, auf welcher der Trauerzug

pp *ausdrucksvoll*

Ra. * Ra. *

bereits unsichtbar geworden ist.)

poco cresc. *piu cresc.*

Ra. * Ra. *

f *molto cresc.*

Ra. * Ra. * Ra. *

sempre piu f *molto cresc.*

Ra. * Ra. *

fff

♩. * ♩. * ♩. * ♩. * ♩. * ♩. *

dim. - - - - - *marc.* *p* - - - - - *cresc.* - - - - -

♩. * ♩. * ♩. * ♩. *

f - - - - - *p* - - - - - *cresc.* - - - - -

♩. * ♩. * ♩. *

ff

♩. * ♩. * ♩. *

marc. *dim.*

♩. * ♩. * ♩. * ♩. *

First system of musical notation. Treble clef, bass clef. Dynamics: *p*, *cresc.*, *f*. Fingerings: 4, 5, 3, 2. Rehearsal marks: *Re.*, *, *Re.*, *, *Re.*, *.

Second system of musical notation. Treble clef, bass clef. Dynamics: *p*, *cresc.*. Fingerings: 3, 7. Rehearsal marks: *Re.*, *, *Re.*, *, *Re.*, *.

Third system of musical notation. Treble clef, bass clef. Dynamics: *fff*. Fingerings: 3, 1, 1, 3, 5. Rehearsal marks: *Re.*, *, *Re.*, *, *Re.*, *.

Fourth system of musical notation. Treble clef, bass clef. Dynamics: *fff*. Fingerings: 4, 1, 4, 3, 5. Rehearsal marks: *Re.*, *, *Re.*, *.

Fifth system of musical notation. Treble clef, bass clef. Dynamics: *ff*. Fingerings: 3, 1, 1, 1, 3. Rehearsal marks: *Re.*, *, *Re.*, *.

First system of a piano score. The right hand features a melodic line with a trill and a sixteenth-note run. The left hand provides a rhythmic accompaniment with chords and single notes. Fingerings are indicated with numbers 1-4. A 'Ped.' (pedal) marking is present, along with an asterisk.

Second system of the piano score. The right hand continues the melodic development. The left hand has a more active role with chords and moving lines. Dynamics include *ff* (fortissimo) and *dim.* (diminuendo). A 'Ped.' marking and an asterisk are also present.

(hier verteilen sich die Nebel wieder, bis endlich die *espr.*

Third system of the piano score. The right hand has a more active melodic line. The left hand accompaniment is more rhythmic. Dynamics include *p* (piano). A 'Ped.' marking and an asterisk are present.

Halle der Gibichungen immer erkennbarer hervortritt)

Fourth system of the piano score. The right hand features a melodic line with a trill. The left hand accompaniment is rhythmic. Dynamics include *p* (piano). A 'Ped.' marking and an asterisk are present.

Fifth system of the piano score. The right hand has a melodic line with a trill. The left hand accompaniment is rhythmic. Dynamics include *cresc.* (crescendo) and *dim.* (diminuendo). A 'Ped.' marking and an asterisk are present.

System 1: Treble and Bass clefs. Treble clef contains a melodic line with a slur and a fermata. Bass clef contains a bass line with a slur and a fermata. Dynamics include *pp* and *p*. Fingerings are indicated as 2 1 4 and 1 3 2 3 1. Pedal markings include *ped.* and *ped. **.

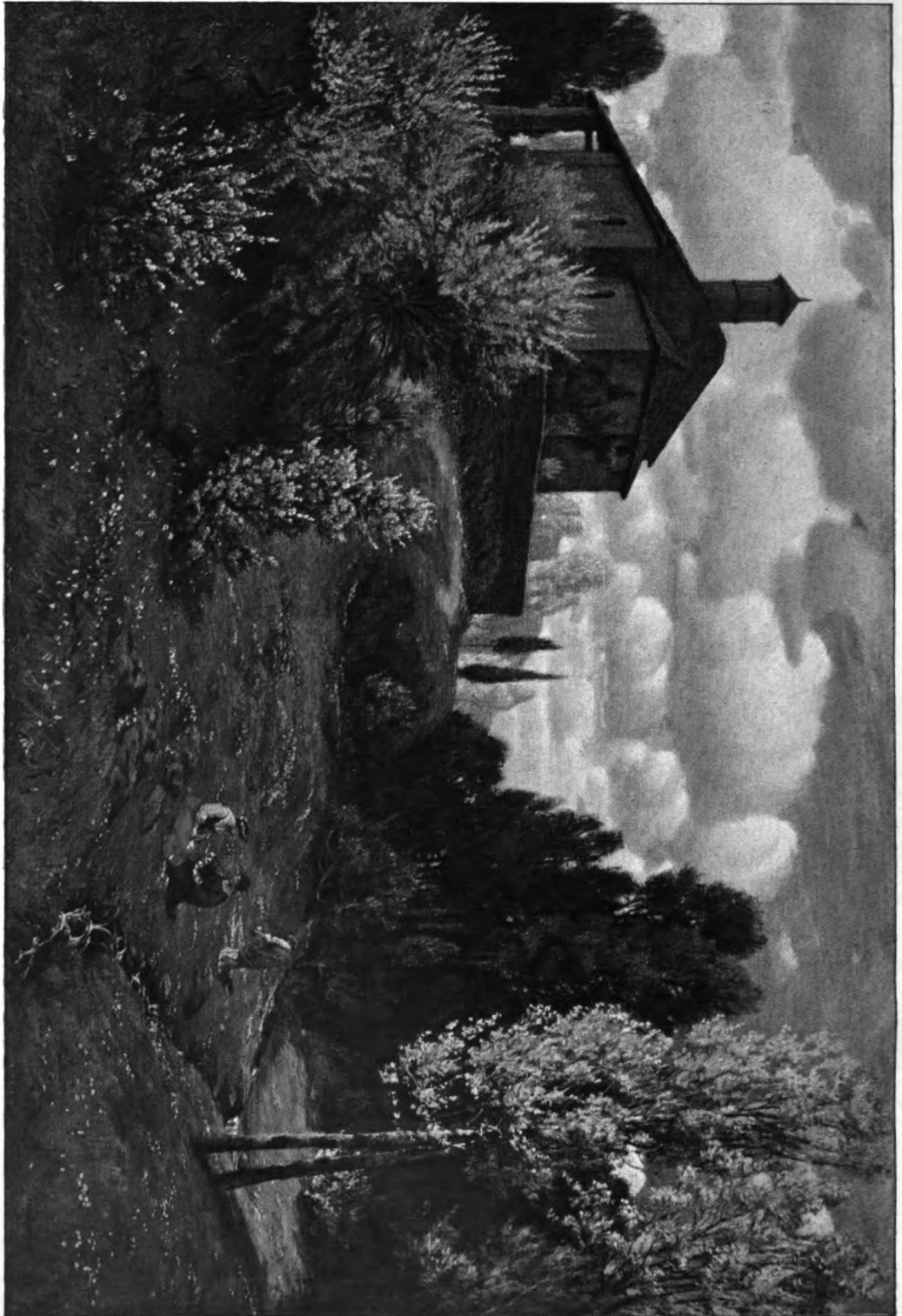
System 2: Treble and Bass clefs. Treble clef contains a melodic line with a slur and a fermata. Bass clef contains a bass line with a slur and a fermata. Dynamics include *pp* and *più p*. Performance instruction *marcato* is present. Pedal markings include *ped.* and *ped. **.

System 3: Treble and Bass clefs. Treble clef contains a melodic line with a slur and a fermata. Bass clef contains a bass line with a slur and a fermata. Dynamics include *p (w/ sich)* and *dim.*. Pedal markings include *ped.* and *ped. **.

System 4: Treble and Bass clefs. Treble clef contains a melodic line with a slur and a fermata. Bass clef contains a bass line with a slur and a fermata. Dynamics include *più p*. Pedal markings include *ped.* and *ped. **.

System 5: Treble and Bass clefs. Treble clef contains a melodic line with a slur and a fermata. Bass clef contains a bass line with a slur and a fermata. Dynamics include *pp* and *mp*. Performance instruction *una corda* is present. Pedal markings include *ped.* and *ped. **.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS





X. Jahrg.

März 1908

5. H. V.

Das preußische Wahlrecht

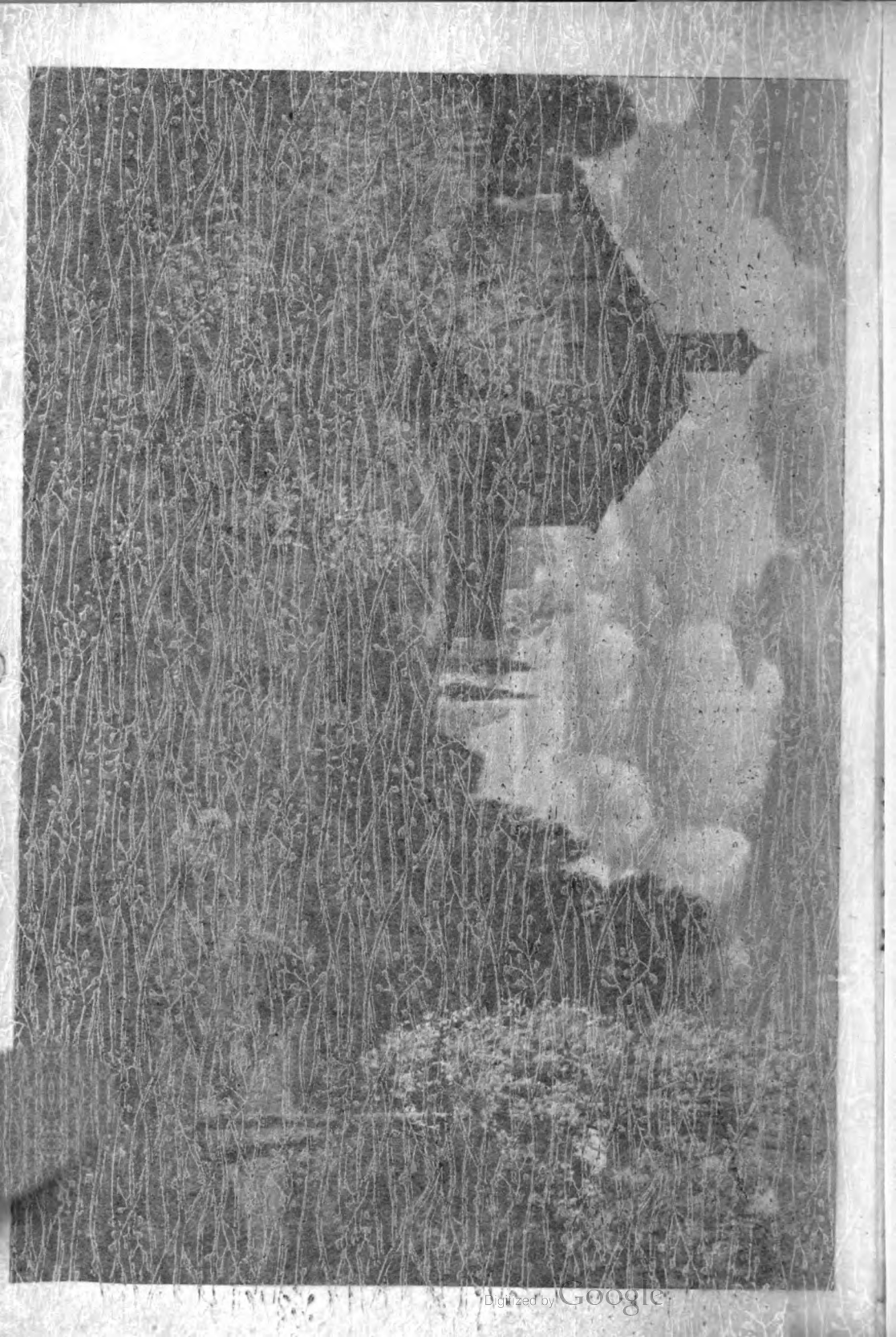
Von

S. v. Gerlach

Bei einer der unzähligen Verhandlungen über die Reform des preußischen Wahlrechts sagte ein Redner im preußischen Abgeordnetenhaus, dies Wahlrecht erinnere ihn an ein Bild, das er in vielen Bauernstuben aufgehängt gefunden habe. Er meine das Bild jenes Pferdes, das als sprechendes Demonstrationsobjekt die Merkmale aller überhaupt existierenden Pferdekrantheiten an sich trage. Denn es gebe keinen überhaupt denkbaren Mangel, den das preußische Wahlrecht nicht aufweise.

Das stimmt.

Seine Grundlage ist der Verfassungsbruch. Preußen hätte im Sturmjahre 1848 auf durchaus gesetzlichem Wege (Vorlage der Regierung mit Zustimmung des Königs, Beschluß des vereinigten Landtags) ein allgemeines, gleiches und geheimes, allerdings dabei indirektes, Wahlrecht erhalten. Dies Wahlrecht wurde durch einseitigen Willensakt des Königs wieder beseitigt. An seine Stelle trat auf Grund der noch heute geltenden Verordnung vom 30. Mai 1849 das Dreiklassenwahlrecht. Ein so rechtsichtiger Mann wie der frühere preußische Minister des Innern, Sachse, sagt von dieser Verordnung (Maiheft 1893 der deutschen Revue) „auf Grund des hierfür allerdings eine genügende Rechtsbasis am gewährenden Art. 105 der oktroyierten Verfassungsurkunde erlassen worden.“





X. Jahrg.

März 1908

Heft 6

Das preußische Wahlrecht

Von

H. v. Gerlach

Bei einer der unzähligen Verhandlungen über die Reform des preußischen Wahlrechts sagte ein Redner im preußischen Abgeordnetenhaus, dies Wahlrecht erinnere ihn an ein Bild, das er in vielen Bauernstuben aufgehängt gefunden habe. Er meine das Bild jenes Pferdes, das als sprechendes Demonstrationsobjekt die Merkmale aller überhaupt existierenden Pferdekrankheiten an sich trage. Denn es gebe keinen überhaupt denkbaren Mangel, den das preußische Wahlrecht nicht aufweise.

Das stimmt.

Seine Grundlage ist der Verfassungsbruch. Preußen hatte im Sturmjahre 1848 auf durchaus gesetzlichem Wege (Vorlage der Regierung mit Zustimmung des Königs, Beschluß des vereinigten Landtags) ein allgemeines, gleiches und geheimes, allerdings dabei indirektes, Wahlrecht erhalten. Dies Wahlrecht wurde durch einseitigen Willensakt des Königs wieder beseitigt. An seine Stelle trat auf Grund der noch heute geltenden Verordnung vom 30. Mai 1849 das Dreiklassenwahlrecht. Ein so vorsichtiger Mann wie der frühere preußische Minister des Innern, Herrfurth, sagt von dieser Verordnung (Maiheft 1893 der deutschen Revue), sie sei „auf Grund des hierfür allerdings eine genügende Rechtsbasis nicht gewährenden Art. 105 der oktroyierten Verfassungsurkunde erlassen worden.“

Wer diese zarte Ausdrucksweise eines konservativen Bureaukraten in deutliches Deutsch überträgt, wird schlechtweg und — mit vollem Rechte! — sagen: die Schaffung des Dreiklassenwahlrechts war ein Akt des Rechtsbruchs. Womit freilich wenig geholfen ist, solange die, die die Macht haben, den Rechtsbruch als geltendes Recht behandeln.

Die preußische Wahl ist indirekt. Das heißt, der Wähler wählt nicht den Abgeordneten, sondern einen Wahlmann. Und die Wahlmänner des Wahlkreises treten 8 Tage nach den Urwahlen zusammen, um ihrerseits erst den Abgeordneten auf den Schild zu erheben. Als Hauptgrund für die indirekte Wahl führt die Kommission der ersten Kammer, die auf Grund dieses aufgezwungenen Wahlrechts gewählt worden war, in ihrem Bericht vom 13. Oktober 1849 an: „daß nach der politischen Bildungsstufe einer ehrenwerten, von dem Wahlrecht nicht füglich auszuschließenden Schicht unseres Volkes die aus derselben hervorgehenden Wahlberechtigten zwar den Mann ihres Vertrauens, der statt ihrer den Abgeordneten wählt, mit richtigem Takte zu bezeichnen imstande sein würden, daß aber ihr politisches Urteil noch nicht so ausgebildet sei, um sie in der Wahl des Abgeordneten selbst richtig zu leiten.“

Die begrenzte politische Urteilsfähigkeit eines großen Teils der Bevölkerung Preußens war also der Grund, daß man 1849 glaubte, ihr das direkte Wahlrecht nicht anvertrauen zu dürfen. Schon diese Begründung zeigt, wie unhaltbar das indirekte Wahlrecht geworden ist. Denn seit 1867 wählen alle Preußen direkt zum Reichstag. Ist ihr politisches Urteil so ausgebildet, um sie in der Wahl des Reichstagsabgeordneten richtig zu leiten, so gehört eine eigenartige Fiktion dazu, um anzunehmen, daß sie in dem Augenblick, wo sie zur Wahl eines Landtagsabgeordneten schreiten, wieder in den Zustand der mangelnden Urteilsfähigkeit von 1849 zurückfallen, der sie zwingt, sich des Mediums eines Wahlmannes zu bedienen. Übrigens erklärte sich Bismarck schon am 28. März 1867 im Reichstag grundsätzlich gegen das indirekte System, weil es „eine Fälschung der Wahlen, der Meinung der Nation bilde“.

Die preußische Wahl ist öffentlich. Preußen befindet sich mit dieser Einrichtung in einer Isolierung, den als glänzend schwerlich wird bezeichnet werden können. Meines Wissens gibt es keinen Kulturstaat, der das öffentliche Wahlrecht kennt. Ja in Preußen selbst werden alle anderen Wahlen außer den Landtagswahlen und den nach ihrem Muster eingerichteten Gemeindewahlen geheim vollzogen. Weder vor 1848 noch nachher ist man in Preußen auf den Gedanken gekommen, etwa für Kirchen-, Kreistags-, Provinziallandtags-, Universitäts- oder sonstige Wahlen die öffentliche Abstimmung einzuführen. Maßgebend war eben sonst immer der Gedanke, dem Friedrich Wilhelm III. Ausdruck gab, als er 1836 bei Erlass der Rheinisch-Westfälischen Kirchenordnung zur Begründung der geheimen Wahl schrieb:

„Bei dieser geheimen Abstimmung kann keine Influenzie-

rung auf die Wähler eintreten, die Wahlen werden vielmehr der wahre Ausdruck der Herzensmeinung der Wähler sein."

Nur gerade bei der wichtigsten, der Landtagswahl, ging man anders vor. Hier wollte man eben die „Influenzierung der Wähler“, natürlich im Sinne der Regierung. Wer die Geschichte des preussischen Wahlrechts kennt, wird wissen, daß von allem Unrecht, das es im Gefolge gehabt hat, weitaus das schwerste auf die Öffentlichkeit der Abstimmung zurückzuführen ist. Alle irgendwie abhängigen Menschen sind seit Bestehen des öffentlichen Wahlrechts verhindert worden, nach ihrer Überzeugung abzustimmen, falls diese Überzeugung nicht zufällig mit den politischen Meinungen derer zusammenfiel, die Gewalt über sie hatten. Oder wenn sie trotz ihrer Abhängigkeit ihrer Überzeugung gemäß stimmten, so hatten sie eben die Konsequenzen zu tragen. Allein in der Konfliktzeit von 1861—65 sind in Preußen gegen 1000 Beamte aus dem Dienst entlassen, strafversetzt oder sonst geregelt worden, weil sie offen für liberale Kandidaten gestimmt hatten. Ebenso groß wie der Druck der Regierung ist zu allen Zeiten der sozial einflußreicher Privatleute gegenüber ihren Arbeitern, ihren Lieferanten, ihren Pächtern usw. gewesen. Unzählige Beispiele könnten dafür angeführt werden. Aber es genügt zur Charakterisierung der unsittlichen Wirkung der Öffentlichkeit ein Altenstück, das geradezu das Schema dafür darstellt, nach welchem Grundfäden die Öffentlichkeit immer — wenn auch nicht immer ausgesprochenemmaßen! — mißbraucht wird. Es handelt sich um den Wahlerlaß, den ein Herr v. Saldern 1863 an die „Königlich Preussischen Urwähler der Herrschaft Messersdorf, Schwerta und Volkersdorf“ richtete. Er lautet:

„Se. Majestät unser allergnädigster König und Herr hat befohlen, daß am 20. d. M. die Wahlen stattfinden, und ausgesprochen, daß nur in dem Falle frei gewählt wird, wenn die Wahl auf solche Personen fällt, welche im Sinne und Willen Sr. Majestät und Sr. Minister stimmen. Die bisherigen Abgeordneten unseres Wahlkreises haben gegen Sr. Majestät Willen und Sr. Minister gestimmt, eine Wiederwahl derselben ist also gegen den Willen Sr. Majestät des Königs und Sr. Minister. Da ich nicht will, daß diejenigen Königlich Preussischen Urwähler, welche ihre Stimmen einem Wahlmanne geben, der am 28. d. M. in Görlitz einen Abgeordneten wählt, der gegen den Willen Sr. Majestät und Sr. Minister handelt, mit mir in irgend einer geschäftlichen Beziehung fernerhin stehn, so habe ich befohlen, daß diejenigen Urwähler, welche dem entgegen handeln, wenn sie Arbeiter in der Forst oder in den Ökonomien sind, entlassen werden, und daß dasselbe auf die Ziegelei, die Torfstiche und die Ofen- und Tonwarenfabrik Anwendung findet; den Beamten der Forst, der Ökonomie, des Gartens, der Mühle, der Bäckerei, der Schneidemühle gekündigt wird; mit Handwerkern, welche für die Güter oder die übrigen Verwaltungszweige gearbeitet haben, sowie mit den Kaufleuten, welche an dieselben etwas verkaufen, Schlussrechnung gemacht wird. Ferner, daß denjenigen, welche eine Wohnung gemietet,

oder Acker oder Forstland gepachtet, sofort gekündigt wird, sobald die kontraktliche Verbindlichkeit aufhört. Von allen vorstehend genannten Urwählern, welche mit mir in irgend einer Beziehung stehen, verlange ich, daß sie am 20. d. M. sich an der Wahl beteiligen. Wer mir persönlich wegen seines Ausbleibens keine genügende Entschuldigung angebracht hat, für denjenigen gilt dasselbe, was für diejenigen Urwähler gilt, welche am 20. d. M. solchen Wahlmännern ihre Stimme geben, die am 28. d. M. in Görlitz die bisherigen Abgeordneten wiedewählen, oder solche, die in dem neuen Abgeordnetenhaufe gegen den Willen Sr. Majestät und Sr. Minister stimmen. Mein Generalbevollmächtigter, der Oberinspektor Demniz, erhält den Auftrag, aus den Wahllisten die erforderlichen Zusammenstellungen extraktiv nach den einzelnen Kategorien für Wigandsthal, Messersdorf, Grenzdorf, Neugersdorf, Straßberg, Bergstraß, Seide, Sella, Ober- und Nieder-Schwerta und Volkersdorf, den vorstehenden Anordnungen gemäß, anzufertigen und mir zur weiteren Verfügung vorzulegen. Da die Kürze der Zeit die Einsicht der Wahllisten hier nicht gestattet, so wolle der Oberinspektor Demniz zu diesem Behufe nach Görlitz nachreisen und vom Herrn Wahlkommissarius, Landrat v. Seydewitz sich dieselben vorlegen lassen und zwar gleich nach dem 28. d. M., der Abgeordnetenwahl, um gleichzeitig Kenntniß von der Stimmabgabe der Wahlmänner zu nehmen.“

Die preußische Wahl ist eine Klassenwahl. Für jeden Urwahlbezirk, der zwischen 750 und 1750 Seelen umfaßt, werden alle in dem Bezirk gezahlten oder auch nur veranlagten direkten Staats- und Kommunalsteuern zusammengezählt. Die Gesamtsumme wird durch drei dividiert. Dann wird die Wählerliste aufgestellt. Der Höchstbesteuerte kommt an die Spitze der Liste, die Steuerfreien, alphabetisch geordnet, zuletzt. Die Wähler, von oben gerechnet, die das erste Drittel aufbringen, bilden die erste Abteilung, die das zweite Drittel aufbringen, die zweite, der Rest einschließlich der Steuerfreien die dritte. Geht der Strich bei der Teilung durch drei durch eine Anzahl von Wählern hindurch, die denselben Steuerbetrag entrichten, so entscheidet die alphabetische Reihenfolge. Wessen Name mit A oder B anfängt, der hat immer noch eher die Aussicht, in eine höhere Wählerklasse zu kommen, als der Unglückliche, der Sobel oder Sundel heißt. So will es das sinnvolle preußische Wahlrecht.

Ziemlich weit verbreitet ist die Meinung, die Reichen wählen in der ersten Klasse, der Mittelstand in der zweiten, die Armen in der dritten. Aber das ist ein Irrtum. Nicht einmal soviel „Sinn“ ist in der Dreiklassenwahl enthalten. Zu welcher Klasse man gehört, das hängt viel weniger von der Steuerleistung als von dem Bezirke ab, in dem man wohnt. Mit 300 Mark Steuerleistung kann man z. B. in Berlin nur in der dritten Klasse wählen, wenn man Brüderstraße 13 wohnt, dagegen in der zweiten, wenn man sich Brüderstraße 12 zur Behausung erkoren hat, und gar in der ersten, wenn man an den Kölnischen Fischmarkt gezogen ist. Im 58. Ber-

liner Urwahlbezirk gehört eine Steuerleistung von 180 000 Mark dazu, um Wähler erster Klasse, und eine solche von mindestens 27 000 dazu, um Wähler zweiter Klasse zu sein. In diesem Wahlbezirk, der den größten Teil der Boßstraße, einen kleinen Teil der Wilhelm- und Königrätherstraße umfaßt, verlief die Wahl von 1893 folgendermaßen: Der Bezirk hatte 189 Wahlberechtigte. Davon wählten 2 Finanzgrößen in der ersten Klasse, 4 Finanzgrößen und ein Rittergutsbesitzer in der zweiten. Der „schäbige Rest“ der übrigen 182 Wähler, die sämtlich zur dritten Klasse verdammt waren, bestand aus folgenden Personen: einem Reichskanzler und 3 Ministern, 4 Reitknechten und Stallgehilfen, 2 Majoratsherren, 56 Kutschern, Lakaien und Kammerdienern, 6 Kommerzienräten, Geheimen Kommerzienräten und Bankiers, 9 Gärtnern, Köchen, Kellnern und Arbeitern, 11 Geheimräten, Räten und anderen Studierten, 46 Bureau- und Kanzleidienern, Portiers und Heizern, außerdem aus 40 anderen Wählern, deren Berufsstellung weniger interessiert.

Mit der schlimmste Auswuchs der Dreiklassenwahl ist der, daß in einer großen Zahl von Bezirken das Wahlrecht einfach zum Ernennungsrecht wird. In nicht weniger als 2159 Bezirken bestand 1903 die ganze erste Wählerklasse aus je einem Wähler! Ein Mann hatte also je nachdem einen oder zwei Wahlmänner zu „wählen“.

Die Folge der Klassenwahl ist die völlige Entrechtung der ärmeren Schichten des Volkes. Denn da jede Klasse gleichviel Wahlmänner zu wählen hat, alle Wahlmänner zusammen aber den Abgeordneten, so werden die Wahlmänner der dritten Klasse regelmäßig von denen der ersten und zweiten majorisiert. Es waren aber 1903 in der ersten Klasse nur 239 000 Mann wahlberechtigt, in der zweiten 857 000, in der dritten dagegen etwas über 6 Millionen. Mit anderen Worten: die 6 Millionen ärmeren Wähler waren nichts gegenüber der knapp einen Million in der ersten und zweiten Klasse!

Zum schreienden Unrecht des Wahlrechts tritt das ebenso krasse Unrecht der Wahlkreiseinteilung. Die Wahlkreiseinteilung beruht auf einem Gesetz von 1860 und stützt sich auf das Ergebnis der Volkszählung von 1858. In den 50 Jahren, die dazwischen liegen, hat Preußen nicht nur eine gewaltige Volksvermehrung, sondern vor allem eine gewaltige Volksverschiebung erfahren. Die agrarischen Bezirke sind stehen geblieben, in den industriellen hat sich die Bevölkerung verfünffacht oder verzehnfacht. Die Mandatsverteilung, die 1860 fast genau dem Ideal der Gerechtigkeit entsprach, ist dieselbe geblieben und damit zur höchsten Ungerechtigkeit geworden. Zwar ist durch ein kleines Reformgesetz von 1906 die Zahl der Mandate von 433 auf 443 vermehrt worden, indem einzelnen besonders entwickelten Bezirken (Groß-Berlin, Westfalen, Oberschlesien) einige Abgeordnete mehr verliehen wurden. Aber das geschah eingeständenermaßen nicht um der Gerechtigkeit willen, sondern einfach deshalb, weil einzelne Wahlkreise so groß geworden waren, daß die ordnungsmäßige Abwicklung

des Wahlgeschäfts beinahe eine technische Unmöglichkeit darstellte. Sedenfalls sind auch nach dieser „Reform“ die Unterschiede in den Wählerziffern noch geradezu ungeheuerlich. Noch immer umfassen die vier größten Wahlkreise 3 Millionen Einwohner und stellen nur 9 Abgeordnete, während die 40 kleinsten Wahlkreise mit gleichfalls 3 Millionen Einwohnern 66 Abgeordnete zu wählen haben. In Hohenpollern entfällt auf 33 000, in Rammin auf 40 000, in Rattowitz dagegen auf 323 000 Seelen ein Abgeordneter! Das platte Land unterdrückt die Städte und die Industriegegenden, genau wie einst in England die „rotten boroughs“ Orte wie Birmingham und Manchester beherrschten.

Die Folge des ungerechten Wahlrechts und der ungerechten Wahlkreiseinteilung ist, daß das preußische Abgeordnetenhaus nicht eine preußische Volksvertretung, sondern das Zerrbild einer solchen ist. Das eigentliche Wesen eines Parlaments ist, daß es sämtliche im Volke vorhandenen Stimmungen und Interessen mit photographischer Treue widerspiegelt. Im preußischen Landtage kann aber die stärkste Volksschicht, die Arbeiterklasse, und die zahlreichste Partei, die Sozialdemokratie, überhaupt nicht aus eigener Kraft zu einer Vertretung gelangen. Bei der letzten Landtagswahl wurden für die Konservativen 324 000 Stimmen, d. i. 19,39 % der Gesamtzahl, abgegeben. Sie erlangten damit 143 Mandate. Die Sozialdemokraten hatten beinahe ebensoviel Stimmen, nämlich 314 000, d. i. 18,79 % der Gesamtzahl. Aber ihre Mandatsziffer ist = 0! Warum? Weil die konservativen Stimmen in der ersten und zweiten Klasse zehn- und hundertfach zählen, während die sozialdemokratischen Stimmen in der dritten Klasse ewig zum Überstimmtwerden verdammt sind.

Doch nicht bloß die Sozialdemokratie leidet unter diesem Wahlrecht. Auch der Liberalismus kommt dabei zu kurz. Die Freikonservativen erlangten bei 2,87 % der abgegebenen Stimmen 59 Mandate, die freisinnige Volkspartei bei 4,38 %, also fast der doppelten Zahl, nur 25 Mandate, also noch nicht die Hälfte! Die agrarisch-konservative Richtung ist die einzige, die von dem bestehenden Wahlrecht profitiert.

Die Vergewaltigung, die mit der öffentlichen Abstimmung verbunden ist, und die Einflußlosigkeit der dritten Klasse haben dazu geführt, daß das Gros der preußischen Wähler überhaupt nicht zur Wahl geht. Im Jahre 1903 fanden Reichstags- und Landtagswahlen statt. An der Reichstagswahl nahmen 75,5 %, an der Landtagswahl 23,62 % teil. Nicht der Indifferentismus der Bevölkerung ist also daran schuld, daß von vier wahlberechtigten Preußen kaum einer zur Abgeordnetenwahl schreitet. Denn von diesen selben vier Preußen nahmen ja mindestens drei an der Reichstagswahl teil.

Daß das preußische Wahlrecht die Bevölkerung künstlich von der Wahl fern hält, das ist vielleicht das stärkste Verdammungsurteil, das ihm gesprochen werden kann.

Natürlich haben die, die unter diesem Wahlunrecht leiden, es nicht

an Versuchen fehlen lassen, das Wahlrecht zu verbessern. Eine Masse von Initiativanträgen ist im Laufe der Jahre zum Zwecke der Wahlreform eingebracht worden. Aber die herrschenden Parteien haben sie ausnahmslos zu Fall gebracht. Die Verbesserungsversuche von unten her sind an dem Widerstande von oben gescheitert. Und oben hat man es bei einigen Scheinreformen bewenden lassen. Dieselbe preußische Regierung, deren hervorragendstes Mitglied, Bismarck, das preußische Wahlrecht als das „elendeste und widersinnigste“ bezeichnet hat, hat niemals es ernstlich unternommen, ein besseres an seine Stelle zu setzen.

So steht die Sache auch heute noch. Aus der Erklärung, die Fürst Bülow am 10. Januar im preußischen Abgeordnetenhaus abgegeben hat, muß man entnehmen, daß in Preußen alles beim alten bleiben wird, wenn es auf den Willen der Regierung ankommt. Die Frage der direkten Wahl und die der Neueinteilung der Wahlkreise erwähnt die schriftlich fixierte, also sorgfältig überlegte, Erklärung überhaupt nicht. Beides erscheint der Regierung wohl einfach indiskutabel. Die Einführung der geheimen Wahl wird glatt abgelehnt. Ob und wann irgend eine Modifizierung der Klassenwahl eintreten soll, läßt Fürst Bülow offen. Er verspricht überhaupt keine Reform. Sicher ist, daß in dieser Session keine Vorlage mehr kommen wird. Ob irgendwann später einmal eine Reformvorlage gemacht werden und wie sie aussehen wird, das steht dahin.

Die verletzende Absage des Fürsten Bülow an die Reformwünsche des preußischen Volkes hat eine gewaltige Empörung hervorgerufen. In Süddeutschland tritt sie fast noch stärker zutage als in Preußen selbst. Sehr begreiflich. Die Frage der Reform des preußischen Wahlrechts ist keine bloß preußische, es ist eine allgemein deutsche Angelegenheit. Denn Preußen ist kraft seiner Größe der führende deutsche Staat. Seine Politik wird immer der deutschen Politik den Stempel aufdrücken. Der deutsche Reichskanzler Bülow wird niemals eine fortschrittliche Politik treiben können, solange der preußische Ministerpräsident Bülow an eine reaktionäre Landtagsmehrheit gebunden ist. Darum fordert mit Recht nicht bloß das preußische, sondern das ganze deutsche Volk ein freies und gerechtes Wahlrecht für Preußen.

Die Regierung hat am 10. Januar gezeigt, daß sie freiwillig etwas zu geben nicht bereit ist. Jetzt ist es Sache einer großen Volksbewegung, sie moralisch dazu zu zwingen.





Fließendes Wasser

Roman

von

Bernhardine Schulze-Smidt

(Schluß)

Sechzehntes Kapitel

Wie gegen Mitte Dezember die Nachricht vom glänzenden Siege der Buren über General Gatacres Truppen bei Stromberg kam, stand der norddeutsche Winter in herrlicher Adventspracht. Himmel und Erde verkündeten die nahe Ankunft des Glanzes aus der Höhe. Solch ein wunderbarer Himmel mit zuckenden Nordlichtern und funkelnden Sternbildern; solch eine erwartungsstille, reine Erde. Weiße Felder, silberne Bäume; Demantglimmer im kalten Sonnenglanz, und flirrender Frostnebel Nacht für Nacht. — Die Raben und Krähen waren das einzig Schwarze in dieser schönen Welt, und die dunklen Weihnachtstannen tief in der Drücker Forst konnten ihre Nadeläste kaum unter der gefrorenen Schneelast strecken. Auf der Landstraße sangen die Fahrgleise unter den Rädern, und überall plusterten sich die hungrigen Späßen und Ammern vor den menschlichen Wohnungen.

Am Nachmittage des fünfzehnten war es so grimmig kalt, daß die ärgsten Rannegießer lieber daheim hocken blieben und schales Flaschenbier tranken. Im Gasthof zum westfälischen Ochsen schlief der Wirt einen Abzug hinterm Ofen, und die beiden kleinen Kellner spielten Schafstopp um eine Handvoll Nüsse. — Drücksten hatte auch keine Gäste zu bedienen und nähte an ihrem ersten Kleinkinderzeug, während Bennas im Packeraum der Haltestelle auf den Fünfuhrzug wartete. Die Knopf- und Bandreisenden machten die Dörfer wieder unsicher und wollten wie Grafen bedient und behandelt sein. Draußen war die Luft schneidend, und am Horizont über dem Hoff glühte und wallte ein so feuriges Nordlicht am Himmel, daß man meinte, drüben müsse ganz Brodhorst in Flammen stehen. —

Endlich dampfte der kurze Zug heran und spie nur drei Passagiere aus der vierten Klasse: die beiden Pferdejuden Gebrüder Feigelstock und eine Dame. Wenigstens tarierte Bennas sie darauf, weil sie ein Sammet-

kleid und eine helle Jacke trug und dazu einen großmächtigen, runden Hut mit Hahnenfedern. Sie fror jämmerlich in ihren dünnen Handschuhen und gab Bennas einen Groschen, damit er ihr die Reisetasche trüge.

„In't Hotel, Fräulein?“

Die Dame stand auf dem eisigen Bahnsteig, wischte sich das Wasser aus den Augen, weil der Frost biß wie Zwiebeln, und sah um sich her.

„Nicht gern ins Hotel — ich will nur einen Besuch machen — vielleicht nur auf dem Kirchhof. — Wissen Sie nicht, wo ich diese Nacht billig unterkommen könnte und einen warmen Schluck trinken? Grog oder Steinhäger?“

„Denn so kommen Sie männ sogleich mit mir, Fräulein. Meine Frau hat'n Stübken in' Giebel mit'n gut' Bett ein, un auf Steinhäger da haben wir die Berechtigung zum Schenken. Unser' Wust und Schinken sind auch gut.“

„Und wo ist das? weit von hier?“

„Mein Gott, 'n sieben — acht Minüttes; is das denn schlimm? Wenn Sie hier bekannt sind, so wohnen wir gleich an Bickers — —“

„Bickers? — hat da nicht Baronesse Alwedissen gewohnt — vor zwei Jahren?“

„Wohnt'r noch; — is ganz nettkes wieder zu Schick gekommen. Ja ja — nu wunnern Sie sich, Fräulein! Na, wegent unse Broneß da brauchen Sie Gott Dank nich bei'n Totengräber. — Dunderslag is das 'n Kälte! Nu woll'n wir männ fix gehn, Fräulein.“

„Nehmen Sie meine Tasche mit; jetzt weiß ich Bescheid, ich komme Ihnen in ein paar Augenblicken nach,“ sagte die Dame, und mußte ihrer Stimme Gewalt antun, so heiser war sie plötzlich. „Noch eins: wer ist hier Pastor?“

„Edbrecht heißt der Mann —“

„Dante. — Wohnt er noch im alten Hof?“

„Jawoll, Fräulein. Da — schwischen die breiten Bäume, das' Pastorenhoff. Der anner Hoff is unse Rettungsbaus — gehn Sie männ ja nich miß, Fräulein.“

„Ich bin gleich bei Ihnen zurück, nicht wahr, im Ausspann, Bickers schräg gegenüber?“

Sitternd stand sie mitten auf dem Wege in der klingenden Kälte und sah ihrem Packträger nach, bis das Kreischen seiner trabenden Füße nicht mehr zu hören und seine breite Gestalt in den Frostnebel hineingezogen und verschwunden war. Dann wendete sie um, ging am Gittertor des Asyls vorbei und rechts hinan zum Pastorenhoff. Ihr Herz klopfte so, daß es ihr den Atem versetzte; ein paarmal blieb sie wieder stehen und biß die aufgesprungenen Lippen. Das Blut drang in Tropfen durch die Risse; als sie's abtupfen wollte, waren ihre Finger stocksteif. Sie fand weder Tasche noch Tuch.

Mühsam riegelte sie sich das Deckpörtchen auf und schlich durch den weißen Garten zum Pfarrhaus hin. Lange Eiszapfen hingen vom Stroh-

dach auf die Fensterrahmen; alle Scheiben zugefroren und von innen mit Läden verwahrt. Überall Dunkelheit, nur durch die Herzöffnung im Laden vor dem Arbeitsstubenfenster fiel Licht. Der Pastor war daheim.

Die Fremde hob ihre starre Hand und pochte mit dem Knöchel leise gegen die zugefrorene Scheibe. Als aber drinnen sofort ein Stuhl gerückt ward, packte sie rasende Furcht. Sie jagte durch den Garten zurück, ließ die Pforte klaffen und war schon wieder zwischen den hohen Dornhecken des Landweges, als die Stimme des Pastors ihr nachrief: „Wer ist da?“

Sie hörte seinen starken Schritt bis zur Pforte laufen; da hielt er an und rief noch einmal in die Nacht hinaus: „Wer ist da?“ Als keine Antwort kam, schloß er die Klinte; knirschend gingen seine Tritte wieder dem Hause zu, und nun blieb tiefe Stille um die Wandernde. Sie strich ganz nahe an der Aylmauer hin und stand und betrachtete das verzuckerte Allianz-wappen am Gittertor. In der Portierloge sang jemand einen Advents-choral überlaut mit grober Bassstimme:

„Wie soll ich dich empfangen,
Und wie begeg' ich dir? —“

Sie zog unter ihrem dünnen Jäckchen die Schultern ein, schauerte zusammen, bohrte die Daumen in ihre Ohren und lehrte sich ab. —

Auf versagenden Füßen ging sie langsam die Dorfstraße hinunter, und hinter ihr flammte das große Nordlicht immer höher zum Zenit empor. Violett und bläulich glitzerten die ungezählten Sterne im roten Schein. Die alten Baumriesen rechts und links von der Straße reiheten sich blendend-weiß, wie geheiligt von heiliger Zeit, und leuchteten aus sich selber. — In solchen Nächten brannten die Dorflaternen nicht.

Im Ausspann stand sie zwischen Bennaß und Drücksten am bullernden Kanonenofen und konnte nicht auftauen. Nicht einmal das Gläschen Steinhäger brachte sie an die Lippen. —

Sie wollte auch keinen Schnaps — lieber — ja, was denn? was? „'n Täßlen Kamillentee mit braunen Zucker ein?“ schlug Drücksten vor; „den hab' ich noch von diesen Morgen zu stehn, als ich's ins Leib hätte. — — Kamillentee auch nich — lieber gar nichts und gleich hinüber zu Baroneß — nur erst die Hände waschen und kämmen.“

Bennaß mußte ihr die Reisetasche holen und einen Kump Wasser auf den Abguß stellen. Dann legte sie den Hut ab und fing an sich zu waschen und heifer vor sich hinzusprechen. Bennaß tauschte einen Blick mit seiner Frau; es ließ ihr so im bloßen Kopf just so, wie der Zigeunerschen aus dem Karren, 'n richtiges Eaternensch mit den biesteren Augen und schwarzen Krullhaaren, stramm hinter die Ohren weggestriegelt.

Die Fremde warf das nasse Handtuch über den Stuhl, nahm den Kamm aus der Tasche, kämte die Scheitel noch straffer und setzte den Hut auf.

„Bis nachher denn“, sagte sie und ging hinaus, schräg hinüber zu Videns. — Bennas blieb unter der Haustür und spähte ihr nach, ob sie auch nicht gelogen hätte wegen ihrem Besuch bei Baroneß. Drüben am Tor stand sie und horchte und nun zog sie die Schelle. Marie öffnete, leuchtete sie mit dem Handtrüffel an, sprach dies und das und ließ sie ein. Das Tor fiel wieder zu.

Beruhigt kehrte Bennas in die heiße Stube zurück und trank seinen eingeschenkten Steinhäger selbst aus. Bezahlt hatte das Laternmensch, Gott Dank, und ihr Groschen war nicht von Blei gewesen.

*
*
*

Die Barmherzigen und die Reumütigen haben Gnade. —

Setta rief harmlos herein, als es an ihre Türe klopfte, und dann erkannte sie jählings die Gestalt, die, verändert und abgemagert, in der alten, trostigen Haltung auf ihrer Schwelle zögerte:

„Baroneß — — guten Abend — —; ich bin es.“

Der Schlag rührte Setta nicht zum zweitenmal, sie sank nur zurück und hob machtlos die Hände, und die Stimme war tot und erdrückt in ihr, bis Rose beisprang, ihr aus dem Polsterfessel in die Höhe half und die schlaffen Hände mit ihren blaugefrorenen rieb. — Da konnte sie weinen und stottern:

„O — du! — d — — u — o — — du!“

Rose schluchzte auch aus tiefer Brust heraus und bebte am ganzen Leibe. Ihre Augen verschlangen das Gesicht der Totgeglaubten; als aber die schwache Stimme sie ansprach und fragte: „Bist du denn anders geworden?“, da wischte sie sich mit rascher Bewegung die Tränen aus den Wimpern, schob die Brauen zusammen und sah zur Seite: —

„Nein, Baroneß — anders nicht —“

„Hast doch gearbeitet und Kranke gepflegt in Berlin —?“

„Hab' ich auch; — ja, Baroneß — aber überall sind die verdammten Kerls und treten uns zusammen! Berlin ist — —“

„Niemand wird getreten, er werfe sich denn zuvor nieder.“

„Wer im Schlamm drin steckt, was braucht der sich noch groß hinzuwerfen, Baroneß? Natur ist Natur, und Trieb ist Trieb, und Wasser kann nicht bergan laufen. Aber jetzt ist's genug; ich mag nicht mehr, und ich will nicht mehr! — Baroneß —: wissen Sie noch, wie Sie damals oft und oft zu mir gesprochen haben? Von der Gasse und vom Kanal, und daß der ins fließende Wasser gehen muß, und daß Sie bei mir sein wollen und mir helfen? Hundertmal hab' ich dran gedacht und immer gesagt: nein! Nun bin ich soweit. Ich elle mich — — 'raus will ich aus dem Kanal! Hier steh' ich; — allein kann ich nicht ins Wasser springen. Baroneß — helfen Sie mir —!“

„O, Gott Dank! o, mein liebes Kind, wie hab' ich dich so lieb für diesen Entschluß! Ach, ich bin schwach im Kopf geworden, Kind; aber das

Rechte finden wir doch mit Geduld. Wir wollen es alles langsam überlegen.“

„Nicht überlegen; entscheiden, Baroneß! O, — lassen Sie mich nicht stecken! — Pflegen kann ich und Blut sehn, — das wissen Sie auch schon von damals, und nun ist mein Leßter mit dem Fahrstuhl verunglückt; — vor drei Wochen auf dem Venusball in der Friedrichstraße — — hu! schauderhaft! Alles hab' ich mitgemacht: verbunden und aufgeladen und weggebracht und dageblieben, bis es aus war — o, schauderhaft! Aber es rührt mich gar nicht weiter. — Gott, — was werden Sie denn so weiß, Baroneß?“

Sie lief an die Kommode nach einem Glase Wasser, und Setta hielt ihre freie Hand krampfhaft fest, während sie trank und sich erholte. Dann, als Rose Säckchen und himmelftürmenden Hut abwarf und ganz gewöhnlich und nüchtern vor ihr stand, lächelte sie glücklich, und ein rührendes Licht dämmerte in ihren verblaßten Augen auf:

„So ist's schön — setz dich nahe zu mir; hieher auf die Fußbant; da will die Kleine auch immer sitzen. Rüd den Tisch nur ab. So kann ich dich ansehen, und sag du mir doch nur ganz kurz, wie ich dir helfen soll. Am Ende begreife ich auch kurze Worte am besten.“

Ihrer Helferin zu Füßen, mit der weichen Hand, die immer ein wenig zitterte, auf ihrem Scheitel und der traulichen Wärme um sie her, so beichtete die Enterbte, heiser vor Aufregung, was sie von ihrem verdorbenen Erdbendasein noch wünschte und hoffte:

„Mein Leben ist aus — —. 'n Strick oder 'n Schuß — das wäre mein Glück, aber ich bin zu feige — alle sind wir feige von unserm Gewerbe —! Und dann kommen mir manchmal meine verlorenen Jahre wieder in Gedanken, und daß ich noch jung bin, und bin nichts gewesen und nichts geworden, als der schmutzige Groschen auf der Straße. — Ja, Baroneß; und nun hab' ich nur noch einen einzigen Gedanken, daß ich die ganze Sucht — die Männer — einmal unter mir haben könnte, abhängig von meinem Erbarmen und meiner Großmut, so wie der, den sie aus dem List gesagt hatten, und der mich angewimmert hat: ‚Verlaß mich nicht!‘ — Was ich da gefühlt habe — o, Baroneß! Baroneß — —! Da ist der Eitel vor mir selbst gekommen, und jetzt möcht' ich nur noch irgendwo sein, wo die Versuchung keine Zeit hat — verstehn Sie, Baroneß? — wo nichts als Arbeit und Tumult und Gefahr ist, und dann zugreifen und was Rechtes tun gegen Tod und Teufel! — Verwundete pflegen will ich; — in den Burenkrieg will ich, Baroneß —!“

Entsetzt hob Setta beide Hände in die Luft und ließ sie auf Roses Schultern sinken; legte ihr Gesicht gegen den dunklen, straffgekämmten Scheitel und preßte den geneigten Kopf an ihre Brust. — —

So fand Eckbrecht die beiden, als er, von Unruhe und Ahnung getrieben, außergewöhnlich spät noch zu seiner Freundin eintrat.

Marie wurde angewiesen, erst um acht Uhr und für drei den Abendbrotstisch zu decken, und dann hörte sie in ihrer Küche von fern die Stimmen aus der Wohnstube durcheinanderwirren, wohl eine halbe Stunde lang.

„Sie tut recht; Sünde ist heimatlos, und Reue weiß selbst am besten, wo ihre Heimat ist. Das habe ich einst am eignen Leibe erfahren“, sagte Edbrecht zum Schluß, als Setta sich durchaus nicht damit abfinden konnte, daß ihr Sorgenkind in Afrika Kranke pflegen wollte und nicht im Vaterlande:

„— wieder so gottverlassen von mir weg —!“

Edbrecht hob den Zeigefinger und lächelte ernst. „Nein; Gott bleibt bei ihr und unser Bedenken auch. Das weiß sie, und das hilft ihr. Morgen früh bringe ich Sie auf die Burg, Fräulein Diener, und Baroneß besorgt das Einkleiden. So eine Art Schwestertracht wäre am richtigsten und ist der sicherste Schutz.“ Fest schüttelte er Rosés Hand, und dann, nachdem er ihre Reisetasche herübergeholt hatte und nun all ihre Papiere für sie prüfte und sichtetete, ging Setta zu Marie in die Küche.

Da saßen sie um den Tisch bei der Mehlsuppe, Eltern und Kinder, und erhoben sich und standen alle fünf wie die Orgelpfeifen, als Baroneß eintrat.

„O, geht doch wieder sitzen, ihr Guten!“ sagte Setta; „ich wollte dich bloß bitten, Marie, daß du nachher die Fremdenkammer zurechtmachst und 'n Warmtrute ins Bett. Fräulein Diener bleibt 'n drei, vier Tage bei uns; wir müssen auch morgen gleich die Borgmann mit der Nähmaschine haben: Fräulein Diener soll eingekleidet werden, in Grau und Schwarz, wie 'n Barmherzige, Gute. Nämlich sie geht als Krankenschwester in den Burenkrieg.“

„Gott, mein Gott —! hör' eins, Willem! Gegen die Engelländer?“

„— Das' die erste von hier; das gibt 'n Stolz auf Vorfis bei Här'r B'ron! Is denn wahrhaftig an dem? Nu denkt männ bloß, ihr Blaagen!“

„Ja, Wilhelm, ja, Marie. Oben in Mutter ihrem Mottenschrank finden wir noch Grau und Schwarz genug, Marie, und auch 'n Reisesack.“

„Lieber 'n klein Köfferten; das is haltbarer auf See. Bei Jub Rosenthal — —“

„Mein nee, 'n feste Blechtist' muß das sein. Die mach' ich morgen sogleich, B'roneß; nee, da fang' ich heute noch mit an.“

„Ich danke euch viel — vielmals, ihr Treuen, Guten!“

Feuer und Flamme waren die beiden. Wilhelm lehrte mit Licht in die Werkstatt zurück und paßte und bog und schnitt, und als der Gast schlafen gegangen war, hängte Marie, aus eigener Machtvollkommenheit, das schäbige Samtleid beiseite. Sie wußte einen dunkelblauen Rock und eine schwarze Bluse hinten im Schrank, die Baroneß ihr längst versprochen hatte, samt dem blauen Tuchtragen zum Ausgehen, und Baroneß ihr abgelegter Filzput schickte sich auch besser als das Hahnenschweifgebäude für die Fahrt zum Vorfis. —

„Sie is woll von Paris her, weil sie so zusteht,“ bemerkte Marie, als sie spät noch einmal in die Wohnstube kam, um ihre Laten zu melden und ihre schreibende Herrin an Schlafenszeit zu erinnern.

Setta war mit allem zufrieden; aber ihre beiden Briefe mußten erst fertig sein und für die Frühpost in den Kasten am Hause gesteckt werden. Der eine an Heinrich und Sophie: lauter Glück, Freude und Dank, und der zweite an Cari: „Lieb' Rind, komm die nächsten Tage nicht zum Lesen; ich habe unvermutet Logierbesuch und viel zu tun. Künftige Woche holen wir's nach.“

Bevor Setta sich niederlegte, schlich sie noch einmal in die Fremdenkammer neben ihrem Alkoven. Sie mußte sehen, ob Rose schlief. — Befseligend ging's ihr durch den Sinn, daß der kleine Raum, nach alter Mode, keine Fenster hatte, sondern sehr hoch in der Wand nur ein rundes Ochsenauge zum Lüften. Entfliehen konnte das Rind ihr nicht wieder; denn Marie schloß die Haupttür nachts stets von ihrer Küche aus ab. Das Nebentürchen ging in den Alkoven, und Setta war überzeugt davon, daß sie vor lauter Gedanken und Gebet diese Nacht kein Auge zutun würde.

Sie bog die Hohlhand schattend um ihre Kerze und betrachtete mit Tränen in den Augen die Schlafende. Jedes Gute und Böse war aus den beruhigten Zügen hinweggestrichen. Das Gesicht, von seinen gelbsten Kraushaaren eingerahmt, sah zehn Jahre jünger aus als wach und bewegt im Lampenschein. Ein Anklang darin berührte die Betrachtende: — wie denn? — und woher? — und an was — —? Es erging ihr so wie Söppchen, damals am Dreikönigstag in der Strafkammer.

Ihr abgespannter Geist vermochte es nicht mehr durchzudenken, und am nächsten Morgen nach der traumschweren Nacht hatte sie's vergessen.

Zudem drängte die Arbeit wie in den verschollenen, gesunden Tagen. Die grauen und schwarzsprenkeligen Kragenkleider der alten Baronin lagen über der Sofalehne, und Großmutter Lepens Tüll- und Petitnettschachtel stand auf dem Sise. Alles zur Auswahl für die afritanische Schwesterntracht. Die zierliche, kleine Borgmann und ihre Nähmaschine waren schon um acht Uhr eingerückt, als es noch stichdunkel draußen war. Um zehn, als das Maßnehmen knapp sein Ende erreicht hatte, fuhr Bennas mit dem Schlitten vor, um die Fremde und Pastor hinauf zum Voris zu bringen. Pastor und die Fremde standen noch einen Augenblick mit Baroneß im Torweg und hatten es mit Sprechen und Händeschütteln. — Die Fremde sah doch ganz und gar nicht mehr aus wie sie selber, dachte Bennas verwundert, beinahe wie eine von Baroneß ihren Werfeder Cousinen: „bloß die Krullhaare — mein nee —!“

„Marie sagte, die is von Paris, und nu geht sie in' Burenkrieg ans Pflegen. Das' die erste von hier; das gibt 'n Stolz auf Voris, Nätzen“, erzählte Wilhelm. Er gab dem Schimmel Njar seinen Zucker, während Baroneß sich von ihnen beiden verabschiedete, und Bennas nahm seine unehrerbietigen Gedanken zurück:

„Daß auch vor ihr; Krullhaar hat sie all' wie'n afferkan'schen Mullatter“, antwortete er, stemmte die Peitsche aufs Knie, und die Fremde bekam einen herrschaftlichen Gruß.

Stiebzehntes Kapitel

Zwei Stunden später traf der Drinker Schlitten vor Settas Tür mit dem Werlingshovener zusammen. Edbrecht lieferte Rose wieder ab, Heinrich und Sophie hatten sich sofort nach Empfang des schwesterlichen Briefes aufgemacht. Setta stand im Blumenerker und winkte, Heinrich freute sich über ihr klares, glückliches Gesicht. Er nahm die Angelegenheit, von der sie ihm umständlich und ein wenig verworren geschrieben hatte, so sichtlich und natürlich, wie es seine Art war.

Als die Pferde hielten, half er zuerst seiner Frau aus ihren Pelzen und Decken, trat dann an den anderen Schlitten, begrüßte Edbrecht und bot auch Rose zum Aussteigen die Hand. Sie legte ihre hinein, aber starr und kalt blickte sie an ihm vorüber, und ihre Nasenflügel gingen heftig auf und ab. Nicht zum Wiederkennen fand er ihr mageres Gesicht zwischen den anliegenden Scheiteln. Seine Frage: „Ist alles auf der Burg nach Wunsch erledigt, Fräulein Diener?“ beantwortete sie nur mit Kopfneigen und ließ Edbrecht für sich reden:

„Vollkommen, Herr Baron. Ich bin mit dem Anmeldebescheiden nach Hamburg und der Legitimation betraut worden, und mein Brief muß mit nächster Post fort. Übermorgen abend geht der Dampfer nach Lorenzo Marquez. Deshalb empfehle ich mich jetzt gleich. Adieu, Fräulein Diener, und falls Baroneß meine Brinthschulden zur Hilfe braucht —: nach Tisch mit Vergnügen. — Nun rasch zu mir, Nas!“

„Hülfsen kann ich stellen; ich bin doch die nächste dazu, wenn es Settken übern Kopf wächst, nicht wahr, Sinje?“ sagte Sophie. Sie war rot und bäumte sich innerlich auf; es ging ihr sehr gegen den Strich, daß Heinrich die gewesene Asylistin ritterlich behandelte wie sie selber. Allein sie schämte und begriff sich sofort wieder. Ihre rasche Natur spielte gern kraus und glatt, und schließlich blieb der besonnene Gatte doch stets Gewinner und Herr auf dem Plane.

Sie sorgten und schafften unermüdblich, die Schwägerinnen. Sophie erwärmte sich rasch an Settas Liebeswärme und schuf mit flinker Hand und Geschmac die kleidsamsten Schwesternhäubchen aus Großmutter Leyens nachgelassenen Vorräten. Mit Bedacht stellten sie die bescheidene Aussteuer zusammen und klebten Wilhelms Blechkiste im Leinenbezug mit blauem Papier aus. So emsig waren sie, daß ihnen über der glorreichen Zukunft die ganze schmachvolle Vergangenheit entschwand und sie nur mehr des guten Wertes dachten. Aus dem kleinen Werlingshoven eine Schwester in den Burenkrieg zu senden, eine der ersten deutschen, war denn das nicht

ein wundervolles Bewußtsein? Sophie erklärte, daß sie bis zu Fräulein Dieners Abreise nur zum Übernachten in Dränker sein könne.

Die Hauptperson war ihnen beiden ein Räffel, eine vertauschte Wesenheit. Sie ließ stumm mit sich hantieren und arbeitete selbst fieberhaft, mit geringem Können. Der kleinen Borgmann war so etwas noch nie vorgekommen. Die Dame riß ihr die halbgehefteten Rockbahnen unterm Reißfaden weg, bruddelte auf der Maschine und machte Augen wie Feuer, wenn sie das Gebruddel wieder austrennen mußte. Denn in Werlingshoven war rechtliche Näherei Mode, und das sollten sie sich in Afrika ebensogut merken wie im Kreis Werseede. — Zuweilen guckte Baroneß herein und schlich auf den Zehen zu Fräulein Diener an den Stuhl. Dann hob sie ihr das Gesicht in die Höhe und legte ihr die Hand gegen die heißen Backen.

„Kind, schone dich; du bist doch nicht fieberig? Bedenke, was du vor dir hast, Kind“, — und Fräulein Diener bog den Kopf beiseite, drückte Baroneß ihre Hand an sich und sagte: „Wenn nur alles fertig wird, daß ich zu rechter Zeit reisen kann — —“ Sobald Baroneß aus der Thür war, kamen ihr die Tränen, und einmal schlug sie die Stirn vornüber gegen die Maschine und weinte laut heraus. Am Ende war ihr's mit der Liebe mallört, daß sie partout ins Ausland wollte und sich opfern, dachte die Borgmann und hielt taktvoll den Mund.

Zwei Stunden vor der Abreise war wirklich alles fertig geschafft: die Borgmann empfahl sich, und Sophiens Wagen fuhr schon durch den spritzenden Gassenschmutz hin und her. Es taute gewaltig seit gestern abend, und ein hohler Wind schnob wieder um die Dorfhäuser.

Rose stand eingekleidet mitten im Zimmer und die Schwägerinnen prüften ihr Werk. Es erschien ihnen als Neuschöpfung, so fremd wirkte die puritanische Tracht; das graue Kragentkleid und das enganliegende Rüschenhäubchen mit der kleinen Schleife unterm Kinn. Nur ein schmaler Haarstreifen lag an den Schläfen hin und verschwand über dem Ohre hinter der Tüllrüsche, und die unruhigen, dunklen Augen, denen man viel heimliches Weinen ansah, blickten jetzt gefaßt und dankbar, weil das große Ziel in Sicht war. Pastor Edbrecht und Heinrich hatten sich eben verabschiedet. Sie mußten um zehn zur Sitzung im Hoff bei Frau Oberin sein. Sophie ließ sich entschuldigen; nun war sie zu Haus nicht länger zu entbehren, und in einer Viertelstunde fuhr sie. Das allerletzte von ihrem scheidenden Sorgentinde sollte Setta allein haben.

Da öffnete sich unvermutet die Thür und Cari Schlichtegrell kam herein, vertweht und verregnet, wie das erstemal im März, aber schöner und rosiger in ihrer tiefen Trauer und ganz ohne Pose, weil sie sich als Eindringling und verlegen fühlte. Allein sie wußte genau, was sie wollte. Sie hatte ihren gefallenen Bruder liebgehabt, und die Schwester dort ging von Tante Setta aus denselben Weg wie Hans-Ferdi: zum Burenheer.



LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Sie verbeugte sich vor Sophie, küßte Settas Hand und streckte der Schwester die Treibhausrosen entgegen, die sie in der Manteltasche sorgsam eingehüllt mitgebracht hatte.

„Ich wollte Sie noch sehen — es zog mich so“, sagte sie, und ihre Stimme klang gar nicht nach Cari Schlichtegrells lecher Stimme. „Wir haben meinen Bruder verloren — am einundzwanzigsten Oktober, im Gefecht von Elandslaagte. Wenn Sie vielleicht einmal hören, wo er begraben liegt: Hans-Ferdinand von Diermer — würden Sie es uns durch Tante Setta wissen lassen? — Mama bittet Sie darum, Schwester —“

Rose neigte den Kopf; totenfahl war ihr Gesicht. Sie faßte Caris Hände, die ihre Blumen noch hielten, schloß die Augen und küßte die junge Stirn. — Dann ging sie durch den Ofen in ihr Kämmerchen und griff nach den Stühlen und der Wand zum Halt. — —

Bestürzt wollte Setta ihr auf dem Fuße folgen, aber Sophie verhinderte es. Blißgleich war ein Argwohn in sie hineingefahren: die frappante Ähnlichkeit der beiden Gesichter, des verlebten und des blühenden. — — Schwesterngesichter! Aber nein, doch nicht! — — Unsinn! — Sie hatte manches von ihrem Manne gelernt und beherrschte sich sofort. Freundlich verabschiedete sie Cari, versprach, der Schwester die Rosen abzugeben und bat sie, den Drinker Wagen bis zum Burgpark zu benutzen.

„Wenn er nur gegen zwölf zurück ist, nicht wahr? — Ich möchte doch lieber hier bleiben, bis unsere Schwester abgereist ist, mein Settlen, und dann sitzen wir noch'n gemüthlichen Augenblick zusammen. Dennas kommt wohl für den Bahnhof?“

Als Cari fort war, eilten sie beide mit Lavendelgeist und frisch Wasser in die Fremdenkammer. Rose jedoch lag nicht in Ohnmacht, wie sie gefürchtet hatten. Sie schloß, auf das abgezogene Bett hingestreckt, wie eine Erschlagene, und der Anblick des bleichen Antlitzes erschütterte Sophie zu Thränen.

Während Setta sorgend um die Schlafende bemüht war, dachte sie: „Wie hängt dies alles nur zusammen?“ bis sie schließlich bei der Lehre von den Zufallsspielen und Doppelgängern ankam und sich dabei beruhigte.

Setta hatte natürlich ihr letztes Wort mit Rose unter vier Augen haben wollen. Allein in ihrer seelischen Unbeholfenheit konnte sie den Anfang nicht finden, so oft sie auch während der Fahrt zur Bahn die passive Hand im dicken Wollhandschuh drückte und streichelte. Nun saßen sie noch einmal ohne Zeugen im kleinen Warteraum zweiter Klasse beieinander. Das Kanonenöfchen in der Ecke fauchte glührot; an der Glastür lief der Fensterschweiß in Strähnen nieder und nebenan lehnte ein einsamer Handlungreisender am Schenktisch mit den vier Schnapsflaschen und den versteinerten Mettwurfsbröten unter der Glasplatte. In fünf Minuten kam der Dsnabrücker Zug vorüber und hielt eine Minute an der Station. Draußen spielte der Meldetelegraph bereits.

„Mein Kind — hast du mir denn kein einziges Wort mehr vor dieser langen, langen Trennung zu sagen?“ fragte Setta betrübt.

„Doch, Baroneß.“ Rose blickte von ihren Händen auf und eine tiefe Falte spielte sich zwischen ihre schwarzen Brauen ein. „Eins sollen Sie außer meinem Dank noch wissen — (für den Dank find' ich ja keine Worte!) — Baroneß: da oben auf der Burg hängt meiner Mutter Bild und hat mich angesehen, als ich ihrem zweiten Manne meine Personalien geben mußte — — und Hans Ferdinand Diermer ist mein Bruder gewesen und Karoline ist meine kleine Schwester. So war ich damals — genau so! — Jetzt wissen Sie das letzte. —“

Setta griff ihr in den Arm, weil sie aufstand und ihr Handgepäck an sich nahm; denn der einfahrende Zug pfiff von fern. „Du fährst nicht! — Du bleibst, — zu deiner Mutter mußt du gehn! — Gott, mein Gott, höre mich: um meinetwillen bleib —; um meiner Liebe willen reise nicht! — reise nicht!“

„Baroneß — ich kann nicht bleiben, und ich will nicht! Lassen Sie mich los — ich muß fort; — da ist der Zug!“

Sie warf sich Setta an die Brust, küßte sie heftig und stürzte hinaus. Darauf schwang sie sich mit einem Sage ins Abteil, das der Schaffner für sie offenhielt. Noch einmal bog sie sich durchs Fenster und streckte die Hand nach Setta aus: „Baroneß — wenn der schmutzige Groschen ein blanker Taler geworden ist, dann komm' ich wieder, und dann will ich vor meine Mutter hintreten. Sonst niemals, so wahr ich lebe! Adieu, Baroneß, adieu! — Erbarmen Sie sich über Karoline —!“

Der Zug rollte in die große Kurve ein, wand sich wie eine Riesenschlange, verkürzte sich und verschwand hinter den Rämpe — — —

Bennas stand auf dem Bahnsteig, hielt seine Herrin an sich gepreßt und wischte ihr mit seinem rotbaumwollenen Taschentuche den Schneeregen aus dem Gesichte. Er hatte den Schimmel ein paar Augenblicke abgegeben und war gerade zu rechter Zeit mit Rosés Blechlöffelchen am Packwagen fertig gewesen, um beizuspringen und die Halbbohnmächtige aufzufangen.

Sorgsam wie eine alte Kindermuhme führte er sie in den kleinen Warteraum zurück und setzte sie auf das einzige Sofa an der Wand. Dann ging er nebenan zum Schenkstisch, legte seine zwei Groschen hin und prüfte jeden der vier Schnäpse bedachtsam auf seine Süßigkeit. Der letzte sah rosenrot aus und schmeckte nach Puddinggewürz; davon nahm er ein Glas voll mit zu Baroneß.

„So — so —: nu männ ganz fidel; nu männ auf ein Gluck trinken, B'roneß. Das 'n feinen, das 'n süßen Heinerich: So is gut; is nu all'n bittsten besser? — Is auch was weit, wenn Ein' bis Afferla geht, nich? Das zieht auf de Maag, nich? Soll ich B'roneß nu schön in Wagen helfen? und denn bei Bickers? und denn stilltes auf' Sofar gehn?“

Sie legte den Kopf gegen seinen Flausrock und weinte herzbrechend.

Danach wurde ihr's viel besser zu Sinne. Sie bat ihn wegen ihrer Schwäche um Entschuldigung und konnte dann, wie sonst, vor ihm her zum Wagen hinausgehen und einsteigen. Er jedoch fuhr vorsichtshalber im Trauerschritt, und alle paar Sekunden bückte er sich rücklings zur Scheibe hin, um festzustellen, daß es ihr andauernd wohl ginge.

Am Bäckerladen, hundert Schritt vor Bickers, klopfte sie und ließ halten. Sie wollte erst noch Korinthenstuten für die Drinker Jugend kaufen und sich dabei vollends fassen.

„Fahr' du nach Haus, mein gut' Nästken, und verrat' mich nicht. Sonst ängstigt sich meine Schwägerin ganz umsonst. Sag' bloß, ich wäre sogleich da; Marie kann aufstischen und meine Schwägerin soll noch'n Minütken auf ihre Stuten warten.“

Sophie stand reisefertig im Torweg; denn ihr Wagen hielt schon, ganz bespritzt von der Burgfahrt, und die Pferde wurden unruhig. Als Setta unter den hohen Bäumen daherkam, beladen und hänglich trippelnd, weil es glatteiste, flog Sophie ihr entgegen und küßte und schalt. Blitzstrahl, geheimnisvolle Zusammenhänge und Zufallspiel, alles war längst vergessen, seit sie wartend auf Nadeln gestanden und immerfort nach der Uhr geguckt hatte, der Drinker Essensstunde wegen. Und so gerührt war sie jetzt ob des Reichthums ofenwarmer Lieblingsbackware, daß sie fast vergaß, überhaupt nach Rose Dieners Abreise zu fragen: „Ist sie denn gut wegkommen, lieb Herzje?“

„Ja — gut“, entgegnete Setta, bezwang ihre Stimme und lächelte zu Sophiens rührender Wonne an den sechs feisten Korinthenstuten. „Ich mag zu gern, wenn du dich bedankst, es läßt dir so hübsch, mein Söphchen“, sagte sie. — Da zogen die Pferde an und fort ging's.

Setta dankte Gott, als sie allein zu Tisch saß. Sie genoß wenig und schickte Marie bald hinaus. Dann streckte sie sich aufs Sofa und lag lange noch mit ihren Gedanken, bis das Windgeräusch sie einschläferte. Als sie sich ausgedämmert hatte, setzte sie sich gleich in die Höhe und schellte nach Marie. Ihr war's, als wäre ihr nun die Kraft geworden, um ihre Mission für Rose zu erfüllen und ihre Zukunftshoffnung für Cari zu pflanzen. —

Marie mußte ihr in ihr Abendmahlkleid helfen, den schwarzen Florfleier um den Kapotthut binden und die besten schwarzen Lederhandschuhe bereitlegen: „Denn du glaubst nicht, Gute, wie mir nach Trauer ums Herz ist, und ich will auch in ein Trauerhaus fahren“, erklärte sie auf Mariens verwundertes Achselzucken.

Übermals spannte der getreue Bennas an, steckte frische Lichter in seine Wagenlaternen und fuhr seine Herrin durch die frühe, winterliche Dunkelheit zur Burg hinauf.

Sie saß mit gefalteten Händen in die Polster zurückgelehnt, und von Zeit zu Zeit bewegten sich minutenlang ihre Lippen flüsternd. So durch-

drang das, was sie dort oben der unnatürlichen Mutter zu sagen hatte, ihr ganzes Denken und Empfinden.

Als der Wagen die Rampe hinauffuhr, lag die Burg wie ausgestorben. Nirgends ein Laut. Auf Settas Anschellen erschien ein langer, steifer Diener mit unhörbaren Tritten.

„Frau Baronin sind anwesend und allein; Herr Baron sind gegen vier mit Baroneschen zur Staschon weggefahren, nach Münster. Zu Erbdrosten glaub' ich wohl, auf zwei Tage. Wen darf ich denn anmelden?“

Setta gab ihre Karte ab und ward, nach Lesung derselben, um eine Schattierung höflicher ersucht, in den Salon zu treten und Platz zu nehmen. — Oder lieber daneben ins Herrenzimmer; da war es wärmer. „Sogleich benachrichtige ich Frau Baronin, gnädige Baronesse.“

Allein Setta vergaß das Platznehmen. Gebannt blieb sie mitten im großen Raum stehen und blickte geradeaus gegen die Längswand. Da hing über dem schriftenbeladenen Diplomatentische des Barons das Lenbachsche Porträt seiner Frau im breiten Museumsrahmen: der junonische Kopf mit starkgeprägtem Rinne und strahlenden Augen auf breiter, üppiger Büste.

Das ganze Bild neigte sich lebend aus dem goldigen Hintergrunde vor gegen die Schauende.

Roses Gesicht und Caris Gesicht, und doch —: mächtig über die beiden herrschend, eine starke, ureigene Persönlichkeit in den Zügen des prachtvollen Gemäldes. Die großen, lässig gemalten Hände hart über der untern Rahmenleiste ergänzten das Starke in diesem Antlitz. — Die Töchter mußten einen dekadenten Vater beerbt haben; zuviel Ahnengalerien kannte Setta, um nicht naturgemäß auf eine solche Folgerung kommen zu müssen. Allein sie konnte ihr nicht mehr auf den Grund gehen; denn plötzlich vernahm sie das Schweifen der seidengefütterten Schleppe über den Teppich des Nebenzimmers. Der Türvorhang teilte sich und die Baronin trat vor ihre Richterin.

So erschreckend war sie der verwitterte und verdunkelte Abdruck ihres strahlenden Bildes, daß Settas mühselig zusammengedachter Urteilspruch im Nu wieder zum flüchtenden Vogelschwarm ihrer Krankheitstage ward. Die Sätze, die Worte stoben auseinander und ließen sich nicht mehr einfangen. Vor jäher Angst schrumpfte sie ganz in sich selber hinein. Gebeugt und zitternd stand sie, deren Gestalt sich einstmals auch hoch aufzurecken liebte, vor der imposanten Frau mit den tiefen Augenschatten und den scharfen Zügen von Leid und Bitterkeit im wachsblassen Gesichte.

Die Baronin bot ihrem Besuche ahnungslos die kühle Hand und maß die bebende, frühgealterte Erscheinung mit zurückhaltender Teilnahme im dunklen Blick. Also dies war die menschenliebende Dorfidealistin, die Karoline vergötterte. Welche Enttäuschung!

„Was führt Sie zu mir, Baronesse, und so spät am Tag?“ fragte sie, als ihr Besuch saß, die Augen verängstigt und die Kehle zugeschnürt.

Setta machte eine verzweifelte Anstrengung zum Sprechen, aber nichts

lam. Sie konnte nur den Kopf schütteln und Anfangsilben stottern, und die Tränen stürzten ihr über die Wangen. Sie wand ihre Hände umeinander und schluchzte und schwankte im Sessel; — befremdet rückte die große, stolze Frau ihr ganz nahe und faßte sie lose in den Arm:

„Baronesse, was ist denn geschehen? was haben Sie mir mitzutheilen? Aber ich bitte doch um Himmelswillen, daß Sie sich beruhigen, Baronesse; hier ist Riechsalz! — Ich hätte ja auch zu Ihnen kommen können; man muß mich's nur wissen lassen, und ich beabsichtige es längst. Sie sind so liebenswürdig gegen Karoline — — aber meine Trauer — Sie wissen —“

Da rüttelte die Fassungslose unvermutet den stützenden Arm und stammelte abgerissen: „Nicht Cari — — nicht der Sohn! — Die andre — Verlorene — — Ihr Kind — und mein Kind! — — Heute hab' ich sie weggebracht — nach Afrika — zu den Buren — — und pflegen will sie — und gutmachen —! Heute hat sie mir gesagt — an der Bahn — — ach Baronin! — sie hat gesagt, daß sie ihre Mutter wiedergesehen hat — im Bilde — — Ihr Bild, Baronin —, und sie hat ihre kleine Schwester geküßt —, und ihr letzter Ruf ist gewesen: erbarmen Sie sich — erbarmen Sie sich über Karoline —! Ach, Baronin — im Hoff ist sie mein Kind geworden — die Verlorene —, und ohne Liebe — — ohne Mutterliebe — —! — ach! wie ist sie zu retten ohne Mutterliebe —?“

Die Baronin hatte ihren Arm zurückgezogen und umspannte ihren Stuhlsitz mit der steifgestreckten Hand. Die andre ballte sich zur Faust und preßte sich in die Stirn des abgewandten Antlitzes.

„Rosaly!“ sagte sie hart und scharf in Settas Gestammel hinein und nach einer Pause nochmals: „Rosaly!“ — Dann, als Setta zu Ende war: „Sie hat es gemacht wie ihr Vater — unsern Namen geschändet. Mit Schmutz und Schande habe ich nichts gemein — — nichts!“

Urpöthlich wuchs Setta der Mut und die Worte strömten ihr zu. Sie zwang das weggewandte Antlitz zu sich her, wie sich's auch sträubte, bemächtigte sich der steifen Hand und heftete ihre hellen Blauaugen in die dunkelumschatteten:

„Name — Schändung! und Sie sind die Mutter von solch 'nem unseligen Kinde, Baronin! Die richtige Mutter, so wie meine gewesen ist, die mich geboren hat? — Baronin: bedenken Sie, was eine Mutter ist! Die muß ihren Kindern der liebe Gott auf Erden sein; lieben — strafen — o, bis aufs Blut für so was Fürchterliches wie Schändung. Aber nicht verstoßen, nicht wegwerfen — ein Stück von sich selber, Baronin — dazu hat sie kein Recht! Ich hab' nicht Mann und nicht Kind, und bin doch eine Mutter geworden — an Ihrem unglücklichen, weggeworfenen Kinde, Baronin! — — Und das weiß ich, daß ich eher die längste Gasse und den tiefsten Kanal nach meinem verlorenen Groschen durchsucht hätte mit eigenen Händen, eh' ich ihn aufgegeben hätte! — Baronin — meinen Groschen, den Gott aus meinem Metall geprägt hat und mir zum Zins-

tragen anvertraut — — und wenn mein Kind bis an die Knie im Rot steckte — nach müßte ich, und ob mir's bis über'n Kopf ginge! — O, wissen wir denn, ob Gott unsre Hände und Herzen so rein erfindet wie wir selber in unserem Hochmut, Baronin?"

Sie wartete vergebens auf Erwiderung oder Rechtfertigung. Stumm, Lippen verbissen, starrte die Baronin vor sich in die Kaminflammen. Ihre Hand lag schwer und schlaff in Settas Hand. Dann zuckten die kalten Finger und machten sich los und deckten sich über die Augen und Brauen, zwischen denen die gleiche, senkrechte Falte stand, die vor wenig Stunden auch zwischen Roses Brauen gestanden hatte.

In der, die hart gerichtet hatte, gegen ihre liebevolle Natur, wallten Güte und Mitgefühl wieder auf. Sie erhob sich und beugte sich zu der Teilnahmslosen nieder.

"Baronin," sagte sie, "ich fühle, daß es besser ist, wenn ich jetzt gehe. Nur eins möchte ich nicht unausgesprochen von Ihnen mit wegnehmen. Gott ist mein Zeuge, daß ich mich wie eine Mutter Ihrer Töchter fühle — Ihrer beiden, Baronin. Sollte uns das nicht schwesterlich gesinnt machen? — Rose ist fort; mein Herz weint noch nach ihr, und ihr letzter Ruf ist mir ein heiliges Vermächtnis. Nehmen Sie die Hälfte davon für sich, Baronin; — erbarmen Sie sich mit Ihrer Mutterliebe auch über Klein' Cari! Sie ist Rose in allem so ähnlich — all unsre treue Liebe braucht sie, daß sie auf rechten Wegen bleibt. Wollen Sie mir Klein' Cari lassen zum Liebhaben mit Ihnen zusammen? — Ja? — Ich danke Ihnen — — Sie sollen es nicht bereuen — —!"

Am Spätabende dieses bitteren Tages schüttete Setta Edbrecht ihr Herz aus, sonst keiner Menschenseele. Er war ihr Freund und Beichtiger, und ihr feines Gefühl ahnte auch in seinem Herzen eine Lücke, die nur Hoffnung überbrücken und ferne Zukunft wieder füllen konnte.

Achtzehntes Kapitel

Als Cari nach acht Tagen statt nach zweien von ihrem Besuche in Münster heimkehrte, fand sie ihre Eltern ganz und gar in die Burenberichte und die wachsende Hilfsätigkeit vergraben. Ihnen waren die Worte: Weihnacht und Geschenke dieses Jahr leerer Schall gewesen, und so hatte das leichte, junge Blut frischweg in Münster mitgefieiert nach dem Jugendgrundsatz: „Die Klage, sie wecket die Toten nicht auf!“

Eine andre, gute Luft hatte sie dort im frohen, großen Kreise geatmet und nun legte sich die eingeschlossene der Burg beklemmend wie Alpdruck auf sie.

Alles im Halbdunkel, weit und leer; langweilig und steif, wie sonst, und doch ganz verändert. Nein, alles nicht verändert; das war zuviel gesagt; nur ihre Mutter! So sehr, daß sie nach dem See unruhig um den Lesetisch herumstrich und sich den Kopf darüber zerbrach, was mit

dieser beängstigenden Mutter anzufangen sei, die sie weder verächtlich von sich wies, noch ihr hehre Eugendbilder aus der Weltgeschichte als Beispiele vorhielt, sondern schwieg und sehr elend ausah.

„Mama,“ sagte sie zuletzt, stemmte sich neben ihr auf die Tischplatte und nahm ihr den Zeitungstapel fort, „jezt seh' ich's ein: den ganzen Tag Buren und Buren und Buren, — das greift dich viel zu sehr an seit Hans-Ferdis Tode; laß du's lieber 'n Weilchen. Du bist auch so ungewöhnlich nett mit mir, Mamachen; — dir fehlt doch nichts? — Weißt du was? Laß uns doch mal was andres lesen als die ewigen Buren; du und ich zusammen, wenn Papa noch bei sich zu tun hat: ‚Das Pferd‘ von Cramm, oder ‚Die Jungfrau von Orleans‘ von Schiller. Das hab' ich zwar schon mit Tant' Setta angefangen, aber es ist so schön; man kann es sehr gut zweimal hñren. Soll ich's gleich aus der Bùcherei holen, Mamachen?“

Ohne die Antwort abzuwarten, flog sie schon hinaus. Die Baronin folgte ihr auf dem Fuße; sie mochte die wilde Hummel ungern mit Licht in der abgelegenen Bùcherei allein wissen. Cari aber war im Eifer ohne Licht gelaufen; sie wußte genau, wo der Schiller stand, weil sie seit Wochen schon heimlich in seinen Werken wilderte. Durch den gewundenen Gang tastete die Mutter sich ihr nach bis ans äußerste Osted der Burg. Da sah sie ihr Kind im Mondschein oben auf der Trittleiter sitzen und zwischen den alten Bänden suchen, schlank und biegsam, und das jugendliche Antlitz zart und geheimnißvoll im weißen Licht.

Als die behende Gestalt mit dem gefundenen Buche von der Leiter zu Boden glitt, streckte die Mutter ihre Arme nach ihr aus, steif und hölzern, und steif und hölzern zog sie das erstaunte Kind an sich:

„Karoline — —“

„Aber Mama! Nein — —; was ist dir, Mamachen?“

„Cari — — du mußt mir über den Winter helfen.“

„Ich?“ (das heiÙe Rot schoß ihr bis in die Ohren) — „nicht Papa?“

„Du — —“ wiederholte die Mutter und schluckte hart nach dem Worte.

Cari fiel ihr um den Hals. „Ach ja, Mamachen; laß Afrika zufrieden! Es ist doch auch wahr: du hast mich und ich habe dich und bin deine Letzte. Wir müßten uns wirklich liebhaben; nicht wahr, Mamachen?“

Sie begriff das konvulsivische Weinen ihrer Mutter nicht, aber sie stillte es herzlich, dort zwischen der vergilbten Weisheit vergangener Geschlechter, und nahm es gläubig als das, was es war: die erste Welle fließenden Wassers.

Im Vorfrühling nach dem strengen Winter ließ die Baronin sich zum erstenmal bei Setta melden. — Setta ging ihr entgegen, und sie umfaßten sich schweigend.

Vor einer Viertelstunde hatte Edbrecht seiner Freundin das gleiche Zeitungsblatt gebracht, das die Baronin noch in ihrer Manteltasche trug:

den Bericht über General Cronjes Kapitulation von Paardeberg am 27. Februar. Die Depeschen hatten sie schon am 28. kurz gemeldet. Am Schlusse des Artikels stand:

„Auch Schwester Rose Diener von der freiwilligen deutschen Krankenpflege ist unter den Gefallenen, nachdem sie während der Entscheidungskämpfe unermüdtlich Verwundete hinter die Schusslinie gerettet und tote geborgen hatte. Mit vielen andren Tapferen hat sie ihr Grab am Modder-River gefunden. Ehre ihrem Andenken.“ — — —

„Der blanke Taler — —!“ sagte Setta schmerzlich lächelnd vor sich hin und gab der Baronin ihren Bericht zurück.

Die Baronin hörte nicht. Sie blieb am Tisch sitzen, glättete und faltete das Zeitungsblatt und faltete und glättete es anders, so lange, bis die Druckerchwärze an ihren Fingerspitzen klebte. — —

Am selben Abend sah Cari zufällig auf dem Bettischen ihrer Mutter eine kleine, verblaßte Photographie im unmodernem Morarähmchen stehen, die sie dort noch nie bemerkt hatte: das Abbild eines lachenden Schulkindes im schottischen Kleide und zurückgeschobenen Matrosenhute, am Arm die Büchermappe. Zwischen den dicken, schwarzen Locken blitzten die Augen wie zwei Sterne, trotz des ausgeblühenen Papiers.

„O wie süß, Mama! Wo hast du das ausgegraben?“ rief Cari lebhaft und nahm das Bildchen in die Hand. „Nein, entzückend! Bist du das in deiner Kindheit, Mamachen?“

„Es ist deine verstorbene Schwester; — ich habe sie wiedergefunden“, sagte die Mutter. —



Stimmen in der Nacht

Von

Leon Holly

Höre, du verzagte Seele,
Was die tiefe Nacht dir rauscht,
Wenn befreit vom Dunstgequäle
Deine Sehnsucht weltwärts lauscht:

Quellen dir nicht ewige Bronnen
Süßster Lebensfreudigkeit,
Blühen dir nicht tausend Sonnen,
Trägt dich nicht der Strom der Zeit?

Werde! werde! jauchzt die Erde,
Läut're dich zu Gott empor!
Mit verzweifelter Gebärde
Steht im Dunkel nur der Tor.

Laß in deiner Seele Spiegel
Schimmern allen Lebens Bild,
Schauend wachsen dir die Flügel,
Bis sich alles Sein enthüllt.

Großes hat sich dann gekündet,
Du gehörst der Allnatur:
Wenn ins Universum mündet
Deines kleinen Lebens Spur!





Portugal

Von

Luise Ey

Wls der nun in freiwillige Verbannung gegangene portugiesische Rabinetttschef João Franco, der Diktator, vor wenig mehr als einem halben Jahre seine als Kulldigungsreise vorgesehene Fahrt nach dem Norden des Landes unternahm, da gab es auf dem ihm zu Ehren von seinen politischen Freunden und Untergebenen veranstalteten Bankett in Porto solche, die ihn „einen neuen Pombal“ nannten.

Als einen Reformator im pombalinischen Stil betrachtete ihn auch die englische Presse, an der Spitze die „Times“, wenn sie schrieb, daß „das Werk der Reform unter der Diktatur Fortschritte machen würde“, und der Ansicht war, daß „für ein unwissendes Volk ohne parlamentarische Traditionen, wie Portugal, der Parlamentarismus zu gewissen Seiten unanwendbar“ sei, während „ein verständiger und ehrenhafter Diktator oftmals den besten Weg zu besseren Zuständen“ bahne. Auch habe João Franco für sich die Krone, die Landbevölkerung, die besitzende Klasse und das Heer und könne folglich des Restes entbehren.

Stimmte das? . . . Und war Herr João Franco der verständige und ehrenhafte Reformator, der ersehnte Messias, der Portugal aus seiner Dekadenz erheben sollte? War er der „neue Pombal“? . . . Der große, historische Reformator des 18. Jahrhunderts gedachte auch den Thron und den Absolutismus zu stärken, indem er ihm die Trümmer der alten Gesellschaft zu Füßen legte, aber . . . er zerbrach damit die Säulen, die ihn trugen, das Postament, auf dem er ruhte, und bereitete dadurch den Triumph einer künftigen reinen Demokratie vor.

Pombal war Portugals erster großer Revolutionär. Aber wie das? —

Die Summe des Lebens einer Nation ist das notwendige Ergebnis intellektueller Kultur, so wie das Hirn Zentrum und Agens für das Leben des Individuums ist. Es kann nicht befremden, daß bei dem in puncto Wissenschaft und Aufklärung beklagenswerten Tiefstand der Zivilisation im

18. Jahrhundert alle praktische Gestaltung sozialer Energie diesem Zustand durchaus entsprach. Für den menschlichen Geist ist es Lebensbedingung, daß er sich auf welche Weise immer zu nähren und zu betätigen suche. Auf dem Acker, wo der Pflug zerbrochen und untätig ruht und die nutzbare Saat nicht keimen kann, da wuchert Unkraut empor. Da wo die Wissenschaft ein Vakuum im Menscheng Geist läßt, greift die Schwärmererei, der Fanatismus Platz. Wo die Intelligenz brachliegt, da schießt der Aberglaube ins Kraut. Deshalb bedeutet für Portugal die Zeit Sohanns V. den Höhepunkt für die Macht des Klerus.

Ein Volk aber, in dessen Adern noch ein Prozentteil des fatalistischen Blutes der Araber, seiner Vorgänger im Lande, fließt und bei dem das Fehlen des Unterrichts durch religiöse Wahnvorstellungen noch verschlimmert wird, muß seinen Lebensnerv einbüßen, muß der Sorglosigkeit für den kommenden Tag, der Tatenlosigkeit, dem Fatalismus anheimfallen.

Darum finden wir denn auch in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts den Ackerbau in Portugal wenig verschieden von dem der primitiven und unwissenden Völker. Der mechanischen Industrie, an sich schon unbedeutend, hatte der Vertrag von Methuen den Gnadenstoß gegeben. Für den Handel herrschten nicht viel günstigere Umstände als für die ihm verschwieberten Industrien. Eine ganz willkürliche und unangebrachte Maßnahme, die auf den Prinzipien des Ein- und Ausfuhrverbots und eines unverständigen Schutzzolles basierte, erschwerte die internationalen Beziehungen Portugals, ausgenommen die durch Verträge mit England stipulierten.

Alles was in wohlorganisierten Staaten Blüte und Gedeihen eines Volkes bedeutet, erfuhr vollständige Nichtachtung. Die Ströme von Gold, die alljährlich aus den Bergwerken Brasiliens nach dem Mutterland flossen, wurden nicht etwa auf den Bau von Landstraßen, Brücken, Kanälen oder zur Regulierung von Flüssen oder Häfen verwandt. Sie mußten fast alle dienen, Werte prunkvoller Eitelkeit oder ostentativer Frömmigkeit zu vergolden.

In einer Einöde wuchs der Monumentalbau der Basilika und des Klosterpalastes von Mafra empor. In der Nische einer Kapelle der Hauptstadt verbarg man hinter dichten Vorhängen ein Wunderwerk kostbarer Mosaik zu unermesslichem Preise. Denn prahlerische Frömmigkeit und prunkvolle Eitelkeit bildeten Wesen und Charakter des Monarchen und wurden von allen seine Regierung charakterisierenden Werken reflektiert. Er wünschte aus seinem Hof eine Nachahmung des päpstlichen Roms zu machen und erhielt — auf Grund bedeutender Zugeständnisse und erheblicher Kosten — die Erlaubnis zur Gründung der opulenten Patriarchalkirche. Aber auch an das weltliche Rom, die einstige Hauptstadt des Oszidents, sollte sein Hof erinnern: die knabenhafte, kurzlebige Einteilung Lissabons in ein orientales und oszidentales, mit je einem eigenen Prälaten, war wie eine Miniatur der beiden Metropolen der Alten Welt: Rom und Byzanz, aber von derselben engen Mauer eingeschlossen.

Die Religion Johannis V., die zumeist in Schaugepränge bestand, bedurfte eines glänzenden Szenariums.

Von ihm verachtet und vergessen wurde alles, was nicht seiner Neigung zum Prunk schmeichelte. Das Heer geriet nach dem Frieden von Utrecht in einen solchen Verfall, daß wohl niemand geglaubt hätte, Portugal sei noch unlängst eine Nation mutiger Soldaten gewesen. Die Verwaltung, deren Mißbräuche und Übergriffe der Monarch durch seine konstante Vernachlässigung nur verschlimmert hatte, ließ die berechtigtesten nationalen Interessen der Bestechlichkeit und dem Nepotismus zum Spielball. Bei der ganzen Unfruchtbarkeit der Regierung blieben nur drei Dinge von den verhängnisvollen Fehlern des Monarchen in Abzug zu bringen: der Bau des gewaltigen Aquädukts, die Schöpfung der drei Staatssekretariate und der — wenn auch nur vorübergehende — Aufschwung zu einem männlichen Entschluß, mit dem ein so wesentlich den theokratischen Einflüssen unterworfenener und ergebener König in einem Aufblitzen souveränen Selbstgefühls wenigstens einmal dem Vatikan die Stirn zu bieten wußte.

Aber auch in diesem Zuge autokratischen Auflehns offenbart sich nicht die beleidigte Majestät des gekrönten Vertreters des Volkes. Wenn einmal die beiden hervorstechendsten Züge, die das moralische Profil des „großen“ Königs ausmachen (die abergläubische Anbetung seiner eigenen Person und die fanatische Unterwerfung unter das Joch der Klerisei), in Konflikt geraten, so trägt die königliche Eitelkeit über die pietistische Frömmigkeit den Sieg davon.

Um Johann V. zu beherrschen, muß die Theokratie, die ihm das Gewissen in Fesseln schlägt, dabei vor ihm knien; und während sie ihn zu einem Instrument ihrer ehrgeizigen Pläne macht, muß sie die Riten und Formeln der königlichen Liturgie aufs genaueste beobachten. Sie muß ihm, wie es einst den Opfern des zivilisierten Heidentums geschah, das ihr verfallene Haupt umkränzen. Und der dem Siegeswagen der allmächtigen Theokratie vorgespannte Monarch muß — gleich den Königen des Orients vor den Wagen der römischen Triumphatoren — in Würde und Haltung zeigen, daß es, wenn auch nur der Schatten eines Souveräns ist, der da schreitet.

Wenn man die hier resümierten bedauernswerten Krankheitserscheinungen, an denen Portugal litt und die von der unheilvollen Regierung Johannis V. zur Entzündung und zum Schwären gebracht worden, in Betracht zieht, so errät man leicht, welche Probleme es für einen aufgeklärten, entschlossenen, patriotischen Staatsmann zu lösen gab, der, ein kühner Revolutionär, zum Schauplatz seiner Unternehmungen die rein absolutistische Monarchie hatte.

Nation und Regierung lebten in den Fesseln der allmächtigen Theokratie —: so ergab sich als erste Notwendigkeit, daß man die klerikale Macht, insonderheit ihre hauptsächlichste Verkörperung, die Jesuiten, zwang, ihrem säkularen Einfluß zu entsagen und ihre Tätigkeit auf das Sanktuarium und die rein geistlichen Funktionen zu beschränken.

Das Volk war in tiefster geistiger Finsternis gehalten worden, in die kein Strahl der Wissenschaft fiel und wo die Intelligenz selten einen Bissen fand, der nicht einer unfruchtbaren und verderbten Literatur angehört hätte —: Man mußte also der Verstandeserziehung neue Fundamente errichten und durch höheren Unterricht nicht nur die zeitgenössische Wissenschaft und nuzbare Literatur verbreiten und somit intellektuelle Klassen im Lande schaffen, sondern auch aus einem Volke der unterjochten oder aufgehobenen Denkfähigkeit eine Rasse von Menschen bilden, die geistiger Kultur und freier Forschung zugänglich waren.

Roheit und Unwissenheit, gepaart mit Indolenz, die vom ehrfüchtigen Klerus im Schoß dunkelsten Aberglaubens gezüchtet und gepflegt worden war, hatten zugleich nicht nur die Vernunft für Aufnahme der Wissenschaft entnerot, sondern auch den Arm gelähmt für Handel und Wandel des sozialen Lebens —: Es handelte sich also darum, die eingeschlafenen Kräfte der Nation für die Arbeit zu beleben, indem man das selbstische Interesse aufstachelte durch das Stimulans der Produktion und so die schon früher geübten Industrien wieder ins Leben rief oder solche einführte, die auf dem nationalen Boden Wurzel fassen konnten.

Portugal hatte schon die Achtung der kultivierten Völker verloren, die ihm früher im europäischen Aktord und Gleichgewicht nicht versagt gewesen. Es war schon so beladent, daß man von ihm nur noch wie von einem Lehen oder einer Kolonie Englands sprach oder auch als einer rebellischen Provinz Spaniens, die nur Kastiliens Gunst und Nachsicht ihre Unabhängigkeit verdankte —: So lag hier die Aufgabe, aufs neue patriotisches Ehrgefühl zu heben und den Großmächten zu beweisen, daß Portugal in der unanfechtbaren Würde und Festigkeit seiner Regierung und in der Männlichkeit und dem sittlichen Wert seiner Bürger die unzweifelhaftesten Ansprüche auf Unabhängigkeit und Souveränität habe.

„England mußte erfahren, wenn es uns seine Gesetze diktieren, und Spanien, wenn es uns seinen Willen aufzwingen wollte, daß Portugal, wenngleich klein an europäischem Gebiet, kein Land war, das von der arroganten Diplomatie oder von anmaßenden Kohorten ungeahndet gedemütigt werden dürfe . . .“

Nach einer Epoche des Kriegs- und Entdeckungsrühms und der Siege über die Elemente, sah sich Portugal wehr- und waffenlos mit einer Wehrmacht, die nur ein Trugbild war —: Es war also dringend erforderlich, die militärischen Institutionen Portugals nach den bei den europäischen Militärreichen herrschenden Prinzipien zu reorganisieren.

Das waren die Probleme, zu deren Lösung Sebastian de Carvalho, Marquez de Pombal, die Gaben seines Geistes und die Energie seines stählernen Charakters einsetzte. Als wirksamer Mechanismus jeglicher guter und fruchtbarer Reform empfahl es sich, den Zivilkodex umzuarbeiten, alte administrative und fiskalische Mißbräuche auszurotten und die Verwaltung aus einem Instrument der Unterdrückung, der

tributheischenden Übergriffe zu einem mächtigen Faktor der Zivilisation zu machen.

Und das waren die Ziele, die er sich gesteckt hatte, der große Minister Josés I., Nachfolgers Johannis V., oder vielmehr sein eigener Minister, der die von ihm konzipierten Dekrete durch die königliche Unterschrift beglaubigen ließ. Wenn es einem einzelnen Menschen gegeben wäre, durch den Talisman seines Willens eine vollendete Revolution zu bewerkstelligen, so wäre dies Pombal gewesen: Er öffnete der Denkkraft und dem Unterricht den Weg; schuf und prämierte die nationale Arbeit; konstituierte und disziplinierte die Wehrkraft des Landes; kräftigte den vaterländischen Sinn.

„Nun denn,“ so resümiert mein Gewährsmann, dem ich diese Studie zugrunde lege (Empreza da Historia de Portugal: O marquez de Pombal), „ein Volk, das denken, arbeiten und kämpfen kann — die drei charakteristischen Funktionen der Menschheit —, ist ein Volk, das seiner Unabhängigkeit wert ist, das leben und gedeihen kann, zufrieden auf seiner Scholle, und das Anspruch hat auf die Achtung der Fremden. Ein solches Volk wird und muß in absehbarer Zeit die Freiheit erlangen. Möge der Absolutismus und das Königtum seine Kraft einsetzen, den Acker umzubrechen und die Scholle von allen unfruchtbaren und schädlichen Pflanzen zu säubern . . . und bald wird auf der neubelebten Ackertrume die Freiheit erblühen.“

Das sind im wesentlichen noch die Zustände von heute, und das sind Worte, die nicht nur für die Zeit Pombals, nicht nur für das portugiesische Volk von damals, nicht nur für den Absolutismus Josés I. gelten. Sie sind gleichsam eine der eingangs erwähnten englischen These begegnende Antwort. Sie deuten zugleich die Ursache an von Portugals gegenwärtiger Dekadenz und das Mittel, sie zu bekämpfen.

Fast anderthalb Jahrhunderte sind seit den Reformen des großen Revolutionärs verstrichen. Sind sie von Dauer gewesen?

Von allen Reformen scheint nur der Patriotismus überdauert zu haben, um . . . den Epigonen Vasco de Gamas den Rückstand um so fühlbarer zu machen. Wie einst die trauernden Juden, die an den Flüssen von Babylon saßen und weinten, wenn sie an Zion dachten, so weint der portugiesische Patriot an den Wässern des Tajo, des Douro, . . . des Messias harrend, der sein Volk erlösen wird.

Vor mehr als 50 Jahren erhob einer unter ihnen seine Stimme und rief: „Wann werden wir unsere trägen Glieder in der Sonne europäischer Zivilisation erwärmen? Wann werden wir unser durch die Torheiten und Verfehlungen einer absolutistischen Monarchie und durch die Dummheit und Bestechlichkeit der repräsentativen Macht gedemütigtes Haupt erheben können?!“

Weder damals noch jetzt hat Portugal darauf geantwortet; verbüllten Antlitzes hält es sein Haupt noch tiefer gesenkt. Nur das Ausland, das vor 50 Jahren „verschmähte, zu wissen, ob Portugal eine spanische Pro-

ving, ob eine englische Kolonie sei“, bezeugt heute dem schwergeprüften Lande so viel Interesse, daß es . . . sich für die letztere Annahme entscheidet.

„Torheiten und Verfehlungen einer absolutistischen Monarchie“ . . . „Dummheit und Bestechlichkeit der repräsentativen Macht“, das sind, jenem Patrioten nach, die Ursachen, die Hauptursachen von Portugals Tiefstand. Er hätte noch eine dritte nennen können, nennen müssen, denn sie ist Ursache sowohl wie Folge jener Kapitalfehler: der Analphabetismus, die Nationalkrankheit, an der fast vier Fünftel der Landeskinder kranken. Wieviel unerschlossene Schätze schlummern in dem schnell ergeifenden Intellekt der Portugiesen! Wie viele im Schoß der vaterländischen Erde, die er nicht zu heben versteht! Wie viele in Handel, Industrie, Schifffahrt, die er zumeist Ausländern überläßt! Wieviel ungeernteter Gewinn auf der einen Seite, wieviel Verlust auf der andern, der einzigen, für die in Portugal ein allgemeines, ein leidenschaftliches Interesse vorhanden ist: der Politik! Bei der es sich aber vielfach nur um eine Richturmspolitik handelt, um Interessen der Parteien und des einzelnen.

Wie der Analphabetismus von heute dem unheilvollen Einfluß der Jesuiten in der vorpombalinischen Zeit zu vergleichen ist, so die beiden typischen Neigungen Johannis V. — seine Bigotterie und seine Drunksucht, die beiden von den Jesuiten gespeisten Quellen alles Übels — den beiden politischen, monarchistischen Parteien.

Im Grunde genommen gab (diese Studie kann naturgemäß nur die vordiktatorischen Zustände schildern; von dem neuen Ministerium, das eine neue Ära bedeutet, sind tiefgreifende Reformen zu erwarten) — gab es Parteien, wenigstens monarchistische Parteien in Portugal nur dem Namen nach, denn „Partei“ setzt eine Verschiedenheit, eine Gegnerschaft voraus in Ansichten und Maßnahmen. Eine solche existierte nicht, wie wohl sie in regelmäßigen, vereinbarten Zwischenräumen bis in die jüngst verfloffene Gegenwart hinein fingiert wurde, nämlich alle vier Jahre, wo die regierende Partei zurücktrat, um der andern Platz zu machen, weil sie „unpopulär geworden“ war. Wirklich vorhanden waren nur Politiker, die sich — je nach Zufall oder Gelegenheit — der von José Luciano de Castro geführten Partei der Progressisten oder der von dem kürzlich verstorbenen Diniz Ribeiro geführten Partei der Regeneradores angeschlossen. Diese Parteien unterschieden sich indes, wie gesagt, nur durch den Namen; wie denn auch ein Progressist nur Progressist war, weil er nicht Regenerador war und umgekehrt; die Parteiführer hätten untereinander tauschen können, ohne abtrünnig zu werden. Es herrschte die brüderlichste Einmütigkeit unter ihnen. Nicht so zwar unter den Politikern, die sich grimmig beföhdeten. Und der harmlose Nichtpolitiker mußte, wenn er in Frieden leben wollte, seine Gunstbezeugungen genau abwägen, daß er ja nicht etwa mehr progressistisches Brot aß als konservatives, oder dem fortschrittlichen Schuhmacher weniger zuwendete als seinem Rivalen von

den Regeneradores. Dabei war und ist sich das Volk selbst nicht klar über seine Ansichten; es hat gar keine. Ob ein Mann aus dem Volke sich zu der einen oder anderen Partei bekenne, hängt vom Zufall, von seinem Interesse, vom zufälligen Interesse des Augenblicks ab. Daher es denn auch bei den Wahlen der Regierung (d. h. der für den Zeitraum von vier Jahren bestimmten Partei) allemal ein leichtes war, die Wahlen zu gewinnen, da sie über den Staatsfädel verfügte und Ämter und Präbenden zu vergeben hatte. Mit derselben Leichtigkeit wie die Majorität würde sie auch Einstimmigkeit erzielt haben; aber die wünschte sie gar nicht, da sie der „Opposition“ bedurfte, dieser zweiten Hälfte der konventionellen Lüge, die sich „Volksvertretung“ nannte und im Grunde nur ihre eigene Interessensphäre vertrat.

Solche Vertreter, die ihre Aufgabe ernst nahmen, es ehrlich meinten mit dem Volke, wie z. B. Rodrigues de Freitas, Bernardino Machado, José d'Almeida, Afonso Costa u. a. m. (denn auch ihrer gibt es noch, Gott sei Dank!), wurden den Politikern unbequem, und man entledigte sich ihrer, nötigenfalls durch Auflösung der Cortes.

Daß die genannten Namen überzeugte Republikaner zu Trägern haben, könnte zu der Annahme führen, daß es nur unter den Republikanern Volksfreunde gibt. Und diese Annahme wäre im allgemeinen richtig. Nur würde man irren, die Republikaner lediglich unter den Bekennern des Republikanismus zu suchen; auch die sogenannten Monarchisten sind fast durchweg republikanisch.

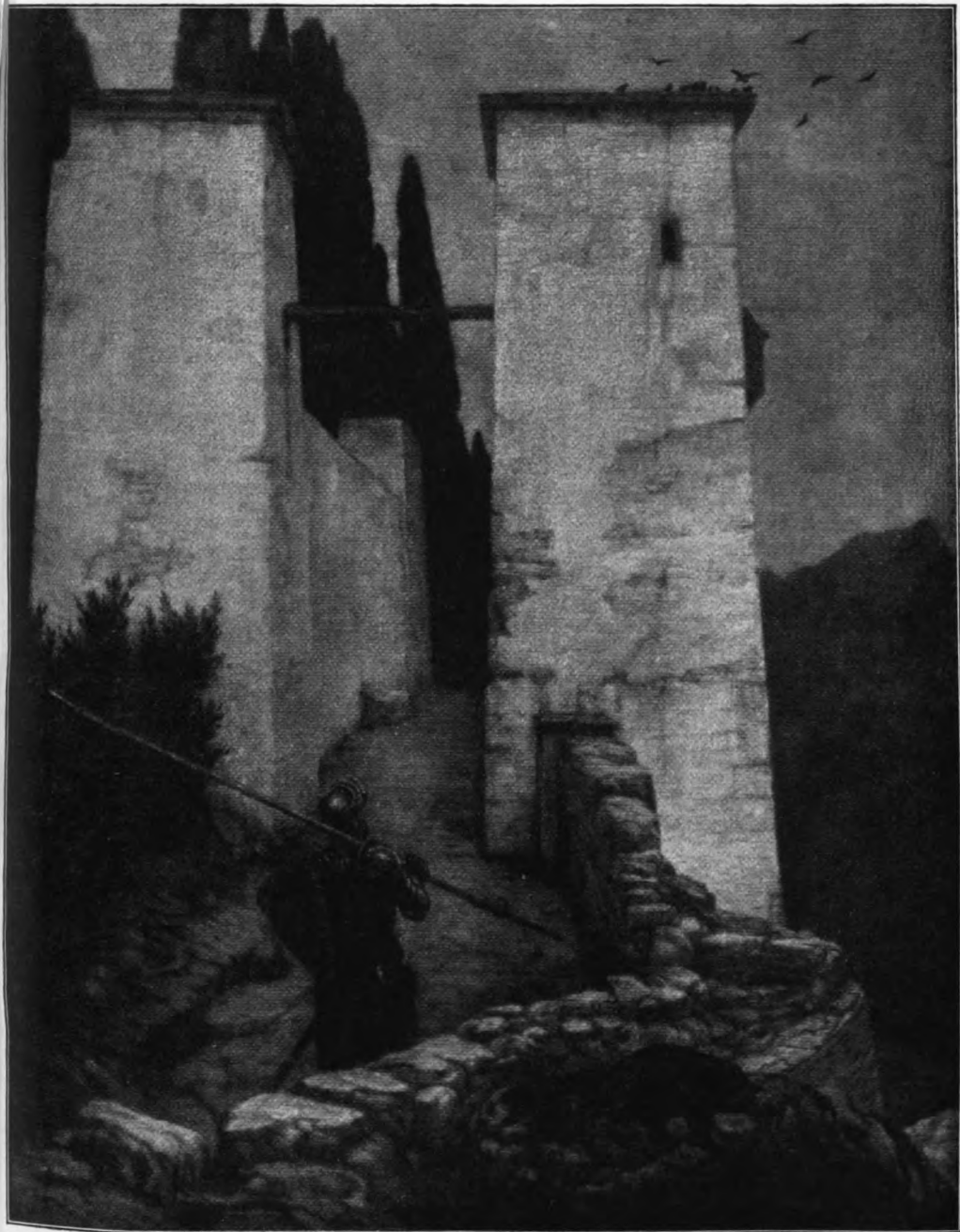
„Republikaner und Patriot sind Synonyme geworden“, sagt Portugals größter zeitgenössischer Dichter und feuriger Republikaner Guerra Junqueiro. „Wer heut ‚Vaterland‘ sagt, sagt ‚Republik‘. Nicht eine doktrinaire, stumpfsinnig jakobinische, sondern eine weite, freie, vollstümliche, in der für alle Platz ist. Nicht einer Partei, sondern der Nation gehörend. Und Präsident der Beste. Eine Revolution nach Charakterwahl! . . . Der Republikanismus ist hier nicht eine Formel öffentlichen Rechts: er ist die höchste Formel öffentlichen Heils.“

Der Patriot (nicht zu verwechseln mit Politiker!) erwartet also Besserung von der Revolution. Ob diese Revolution, diese Umwälzung, vom König oder von wem immer ausgehe, das ist ihm einerlei. „Was würde ich mich um die Frage der Politik, der Regierungsform kümmern!“ sagte Guerra Junqueiro schon vor mehr als einem Jahrzehnt — und ich zitiere ihn abermals, weil man ihn „die verkörperte portugiesische Volksseele“ genannt hat. — „Worauf es ankommt, ist die Persönlichkeit des Regierenden! Das Heil des Vaterlandes erfordert unaufschiebbar an der Spitze der Regierung einen Mann von überlegener Intelligenz, von hochsinnigem Charakter, von mutigem und entschlossenem Wesen. Sollte uns dieser Mann in Dom Carlos werden? So hätten wir Dom Carlos Gehorsam gezollt. Ein warmes Herz, ein Wesen und — ein Abfuhrwagen, weiter hätte es nichts bedurft. Auslehren, Generalreinigung, Lüftung!“ . . .

Und warum Generalreinigung? Ich lasse wieder die Portugiesen selbst die Antwort geben, aus der das Ausland erfieht, daß man in Portugal sehr wohl den Stand der Dinge kennt und auch das Mittel, ihm abzu- helfen. Schon in den ersten Tagen des neuen Jahrhunderts schrieb die Zeitung „O Povo do Norte“: „... In diesem Lande kann man nichts Patriotisches unternehmen, denn die Politik macht alle Anstrengungen zunichte, entnervt jeglichen guten Willen, sät unübersteigliche Hindernisse. Die Politik hat die fruchtbarsten Anregungen, den lobenswertesten, auf Ent- wicklung und Fortschritt zielenden Anstoß nutzlos gemacht. Ob Konser- vative oder Liberale regieren, . . . die Initiative der Parteichefs ist, wenn anders nicht das eigene Interesse oder das ihrer Klienten in Frage kommt, völlig null. Ihre ganze Theorie über allgemeine oder lokale Verbesserungen enthält dieser oft zitierte Aphorismus: ‚Favoros ao bom commum são feitos a nonhum‘ (Dem Gemeinwohl erwiesene Wohltaten sind niemand er- wiesen, d. h. man kann von niemand dafür Lohn erwarten) . . .“

Zur selben Zeit schreibt das sehr patriotische „Boletim parla- mentar“, es sei die Rede von der Gründung eines nationalen Mini- steriums durch Männer, die „in lauterer Gesinnung das Opfer bringen wollten, den bedrohten Staat zu retten“, und fügt hinzu: „Gott gebe uns solche Männer, aber ohne daß sie damit ein ‚Opfer‘ bringen! In diesem Lande hat der Herr Hinze eine Partei und der Herr José Luciano die andere. Das Volk und der König haben niemanden! . . . Doch! Sie haben Feinde. Die, die sich ihre ‚Freunde‘ nennen. Aber wenn beide sich eines Tages verständigten, so würden sie diese ‚Freunde‘ zu Paaren treiben!“

Aber diese Verständigung ist schwer, wenn nicht unmöglich, denn das ganze Räderwerk des Staatsmechanismus steht ihr entgegen. Die Partei- chiefs wählten das Kabinett, das Kabinett wählte, bestimmte die Volks- vertreter; denn die Wahlen waren nur eine Vorspiegelung, die nicht einmal mehr den Harmlosesten täuschte. Ist es doch nicht selten vorgekommen, daß Wahlzettel abgegeben wurden von Personen, die . . . schon lange tot waren. Und die sogenannten „Chapeladas“, durch welche die Regierun- gspartei allemal die nötige Stimmenmehrheit herstellte, waren an der Tages- ordnung. Die Minister setzen aber auch die Verwaltungsbehörden ein. Und da gab es dann alle vier Jahre eine große Umwälzung unter den Ver- waltungs- und fiskalischen Beamten. Ein pittoreskes portugiesisches Sprich- wort sagt: „Do pão alheio, grande fatia ao meu compadro“ („Von fremdem Brot eine große Schnitte für meinen Gevatter“). Aber eine Hand wäscht die andere. So wie die Behörden von den Ministern, und die Subalternen bis auf den letzten Polizeidiener oder Straßenfeger von ihren Vorgesetzten abhängig sind, so auch die Minister von ihren Beamten als wahlbeeinflussende Organe. Als solchen muß den höheren Beamten die nötige Macht bei- gelegt werden. Macht aber bedeutet Geld, und so fand man unter den Staatsdienern das „Akkumulationswesen“ sehr im Schwange, nach welchem



Ins Land der Sage



Franz Lippisch

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

ein Individuum eine ganze Reihe von Ämtern, wenn auch nur nominell, bekleidete und deren Pflichten genoß. Um diese vervielfachte Ausgabe zu decken, hielt sich der Staat schadlos durch Steuerlasten und an der Besoldung des kleinen Beamten, der — nicht aus Gunst, sondern aus Not — ebenfalls mehrere Ämter zu erlangen suchte oder verschiedene Berufe ausübte — nicht immer zu deren Besten. So findet man beispielsweise Unteroffiziere, die zugleich Handwerker oder Händler, Offiziere, die zugleich Privatlehrer sind. Aber auch höhere Staatsangestellte, die nie den Fuß in das Verwaltungsbureau setzen, es sei denn . . . um ihr Gehalt einzustreichen.

Die von der Regierung eingesetzten „Volksvertreter“ haben oft nicht das geringste Interesse für den von ihnen vertretenen Kreis, kennen ihn kaum, treten also auch nicht oder nicht energisch für seine Wohlfahrt ein. Deshalb findet man in Portugal ganze Distrikte, die sozusagen noch sind, wie sie Gott erschaffen hat, ohne Eisenbahn, Landstraßen oder sonstige Verkehrsmittel. Das hat große Rückständigkeit für den Ackerbau im Gefolge und für den Wohlstand im allgemeinen. Und so sieht man z. B. im Douro, in Eras-os-Montes ganze Ortschaften von ihren Bewohnern verlassen, die nach dem Goldland Brasilien ausgewandert sind, woher einer von hundert als Nabob wiederkehrt, während 99 dort im Elend verderben.

Und das Mutterland? Trindade Coelho, einer der wenigen wahren, uneigennütigen Freunde seines Volkes, läßt die Natur, die Erde selbst ihren Mund auf tun, um ihren hinwegstrebenden Kindern zuzurufen: „Seht, welch ein Reichtum in meinem fruchtbaren Schoße! Kommt zu mir, bleibet bei mir alle, die ihr meine Kinder seid! Ich werde euch hundertfältig geben! Kommet her zu mir! Wählet zu euren Vertretern solche, die mich lieben, die wissen, was mir nottut, und mir helfen; die meine Kräfte kennen und sie nutzbar machen, die die Reichtümer, die mir die Natur verliehen, schätzen und auszubeuten verstehen. Viel, alles ist zu tun! Fast die Hälfte der Provinz, fast die Hälfte meiner Oberfläche liegt brach. Ich lechze danach, euch reich und glücklich zu machen! Kommet zu mir! Wandert nicht aus! Bei mir ist Heil und Leben, bei mir, eurer Mutter!“

Aber wie sollen sie hören, wenn ihre Ohren verschlossen sind?! Wie sehen, was zu ihrem Besten dient, wenn ihre Augen blind sind?! Das portugiesische Volk ist Analphabet. Und als solcher ist es wie eine Herde willenloser Schafe, die, auf dem Brachland irrend, von den Wölfen der politischen Parteien geweidet wird. Der Übel Grund und Wurzel liegt hier. Darum nennt auch Trindade Coelho das Abc „das Sakrament“, die „heilige Messe“. Und er ruft — (wie viele Jahre nun schon vergeblich oder mit geringem Erfolg, aber mit ungeminderter Willenskraft!): „Tu die Augen auf, du Blinder! Lerne lesen! Lesen ist die erste Pflicht! Wer nicht lesen kann, kann nicht sehen! Tu die Augen auf! Lerne lesen!“ Und immer wieder: „Lerne lesen!“

Aber wenn die Regierung keine oder unzureichende Schulen gibt? Wenn sie den widerwilligen Analphabeten nicht zum Unterricht lockt oder

zwingt? Wenn es ihr für ihre Politik paßt, daß das Volk in Unwissenheit gehalten werde? Nur ein zugleich patriotischer und mächtiger Einfluß kann hier Wandel schaffen! Der von Guerra Junqueiro verlangte „Besen“ hat ja schon gute Verrichtung gelibt, seit Portugal in das Reich der Diktatur getreten. Fehlte nur der Abfuhrwagen, der die schädlichen Elemente endgültig hinwegführte, und noch eine Kleinigkeit: das . . . warme Herz. Hätte das in des Diktators Brust geschlagen, so hätte er dem Volke das geistige Brot gegeben, das ihm nicht weniger nützt, als das leibliche („Lesen lernen ist so notwendig wie die Muttermilch“, sagt Trindade Coelho); er hätte es aus Blindheit und Knechtschaft erlöst und es zu freien, weil lebenden Menschen gemacht. Schulen und obligatorischer Unterricht, das wäre die Reform gewesen, die João Franco zu einem zweiten Pombal gemacht hätte, und mit der er auf die Sympathie Europas, der ganzen Kulturwelt, vor allem aber auf den Dank Portugals und seiner Patrioten hätte zählen können. Damit hätte er die ersehnte Revolution vollzogen, die der intellektuelle Teil der Portugiesen in tiefer Scham und sittlichem Ernst erstrebt.

Aber dies Herz fehlte ihm; es fehlte ihm der echte Patriotismus, dem das Land über das Regime, und das Regime über die Person geht. Er hatte kein patriotisches, ja kaum persönliches Ehrgefühl, er hatte nur den Ehrgeiz der Macht. In seinem kurzfristigen Streben, das persönliche Regime zu stärken, zerbrach er — wie einst Pombal — die Stützen des Thrones, was, da sie morsch waren, nicht zu bedauern gewesen, hätte er ihm eine kräftigere, dauernde aus dem Volke selbst gegeben. Er säuberte vielleicht, wie einst Pombal, die Scholle von unfruchtbaren und schädlichen Pflanzen, aber er beackerte und besäte sie nicht neu.

Und doch versicherte schon vor vierzehn Jahren der Publizist Alfredo de Mesquita in einem Buche, das die Dekadenz Portugals beklagt, daß „ein halbes Duzend rechtschaffener und gesund denkender Männer genügen würde, diesen Boden zu verbessern und diese Luft zu reinigen.“ In solcher Überzeugung läßt er seine Augen auf der Suche nach diesen sechs Aposteln umherschweifen. Schon zieht sich ihm Herz und Stirn in Enttäuschung schmerzlich zusammen, als er plötzlich ausruft: „Trindade Coelho . . . einer!“ Resigniert bekennt er dann zwar, daß er nicht wisse, woher die übrigen nehmen, aber „vortwärts mit Gott, es fehlen schon nicht mehr alle!“

João Franco hätte vielleicht das halbe Duzend zusammenbekommen. Aber er wollte den Ruhm, das Land reorganisiert zu haben, mit keinem andern teilen. So sandte er eine Anzahl Elementarlehrer aus, um in andern Kulturländern das Unterrichtswesen zu studieren. Gewiß ein löbliches Beginnen. Aber unpraktisch ausgeführt. Denn zu solchem Studium genügte nicht allein berufliche Befähigung und guter Wille der Erwählten: nur die höchstkultivierten, mit kritischer Erkenntnis ausgestatteten, vor allem aber der Landessprache kundigen Elemente durften hierzu berufen werden. So aber war es eine Maßnahme „para inglês ver“, wie das ironisierende

Bonmot ausdrucksvoll ein „dem Ausland Sand in die Augen streuen“ bezeichnet.

Warum unterstützte er nicht vielmehr die Liga Nacional de Instrucção, die sich vor einem Jahre in Lissabon unter der Führerschaft von Trindade Coelho und Borges Grainha konstituierte?! Eine Liga, aus den selbstlosesten, patriotischsten Gefinnungen entsprungen, deren Programm ist: Kampf gegen den Analphabetismus; zeitgemäße Erziehung des weiblichen Geschlechts; technischer Unterricht; Hebung des Ackerbaus und des Kolonialwesens; endlich: Gründung von Hochschulen. Unter welchen Schwierigkeiten, mit welchen Opfern und mit welchem langsamem Erfolg dort eine solche Vereinigung arbeitet, die der moralischen und finanziellen Unterstützung der Regierung entbehrt, das kann nur beurteilen, wer die beinahe hoffnungslose Sprödigkeit der Verhältnisse in Portugal kennt.

Statt diese eifrig um Anhänger werbende Liga in jeder Weise zu unterstützen, unterband er ihr — bewußt oder unbewußt — den Lebensnerv, indem er die Presse, d. h. die Mittel zur Propaganda, knebelte, die Zeitungen suspendierte, unter Anklage stellte, ihrem Wiedererzcheinen durch die ungeheuren Projektkosten zum Teil die Möglichkeit benahm. Dadurch wurde auch dem Publikum, das bei dem geringen Prozentteil der Leserkundigen und des dadurch bedingten hohen Preises der Bücher wesentlich auf die Zeitung als Bildungsmittel angewiesen ist, dies entzogen. Ja, von den leidenschaftlichen Maßnahmen gegen die Presse zu der von dieser bereits gewärtigten Schließung der an sich schon spärlichen Schulen war nur noch ein Schritt, als der Diktator jene zwei Dekrete veröffentlichte, von denen das eine das bereits bestehende Verbot, an den Handlungen der Regierung irgendwelche Kritik zu üben, auf unbegrenzte Zeit verlängerte, das andere journalistische Delikte dem Anarchistengesetz unterstellte. Am Tage der Veröffentlichung dieser Dekrete, die seinem Gewissen und menschlichen und patriotischen Empfinden widerstrebten, legte der Staatsanwalt von Lissabon, der schon mehrfach erwähnte Dr. Trindade Coelho, sein Amt nieder mit dem Bedauern, daß die Diktatur nicht vor dem bis dahin heilig gehaltenen Tempel der Gerechtigkeit haltgemacht. Diesen drakonischen Gesetzen, von der königlichen Unterschrift beglaubigt, — denn der König hatte sich mit seinem Minister identisch erklärt — ... nicht die Presse fiel ihnen zum Opfer: der König unterzeichnete sie mit seinem Blute, und statt der Journalisten ging der Diktator in die Verbannung, von dem mißhandelten Lande zu lebenslänglichen Gewissensbissen verurteilt.

Er war nicht der Messias, den das Land ersehnt, der ihm nottut. Der „moderne Pombal“ hätte sich durch geeignete Reformen über den des 18. Jahrhunderts erheben können, hätte er sich nicht, wie jener, gefürchtet, ja verhaßt gemacht, statt geliebt. Jene fehlte bei kraftvollem Verstande die Gabe menschlichen Empfindens. Diesem fehlte beides. Darum schuf er nicht, er schaffte bloß. Schöpfung bedingt Liebe, Erzeugen ist göttlich.

Dem Wert beider fehlte die Seele, das Leben. Darum wird das eine zerfallen, wie das andre zerfiel. João Franco isolierte den König, indem er ihn auf ein steinern Postament setzte, ohne Fühlung mit dem heimatlichen Boden. Lebendige Wurzel hält besser, als Mauerwerk aus totem Stein . . . Es stürzte ein, als der Boden bebte.



Die Sprache

Von

Melanie Ebhardt

An der Sprache herrlich großem Strome,
Meinem Lauschen lautlos überlassen,
Könnst' ich doch der Worte Seelen fassen,
Nach Befeh'n hallende Atome.

An des Todes graunumhüllter Schwelle
Halten Worte ewig starre Wache,
Worte rufen tubagleich zur Rache,
Leuchten wie der Tag, der freudenhelle.

Worte weiß ich, die wie Seufzer beben,
Wehe Worte, die in Nichts verhallen,
Worte, die wie edler Samen fallen
Sei's durchpulst von sonnenstarkem Leben.

Schwere Worte weiß ich, die gleich dunkeln
Tropfen Blutes lautlos niederrollen,
Worte weiß ich, die gleich wundervollen
Perlen schimmern und gleich Sternen funkeln.

Worte weiß ich, die wie Donner grollen
In der Schwüle nächtigen Gewittern. — —
Meiner Seele tiefste Saiten zittern,
Die den Strom des Wohllauts fassen wollen.

Doch zu mächtig ist des Stromes Fluten,
Seine Dämme sinken und zerbrechen,
Singerissen wechseln seine Flächen,
Drin des Himmels klare Lichter ruhen.

Lausch' hinauf zum blaugewölbten Bogen
Aus der ew'gen Unrast ew'ger Fehde! —
Mächtig flutet Gottes große Rede
Durch das All in ruhevollen Wogen.





Vom verfloffenen Wirtschaftsjahre

Für das Jahr 1907 ist am bezeichnendsten weder der Zusammenbruch in Amerika noch der langsame Abstieg unserer Industrie, sondern in erster Linie die zunehmenden Preissteigerungen auf allen Gebieten, die das Publikum als Käufer sieht, richtiger: sehen muß. Bisher hatte man stets angenommen, daß mit dem Sinken des Zinsfußes, also mit der geringeren Kaufkraft des Geldes, eine äußerliche Erhöhung aller Preise eintreten müßte. In diesem Jahre haben wir es umgekehrt gesehen! Geld ist so teuer geworden, wie es seit Menschengedenken nicht gewesen ist, und als eine merkwürdige Begleiterscheinung sieht man, wie die Erzeuger und Fabrikanten aller möglichen Gebrauchsdinge eine Verteuerung eintreten lassen. Das ist nach der Ansicht solcher, die nicht stets mit dem Strome schwimmen, ein tiefbedenkliches Symptom. In der Tat! Deutschland ist nicht England, wo der Reichtum ungleich älter und auch größer ist als bei uns, und wo die Armut dagegen unter kraffen Bildern, wie sie bei uns kaum vorkommen, möglicherweise gerade aus dem zu großen Reichtum sich entwickelt hat. Nur daß das englische Volk, das seit 1688 vom Unterhause regiert wird und seit dieser Zeit nie mehr eine Revolution gemacht hat, eine so große Freiheit besitzt, was Versammlungen, Reden und Schreiben betrifft, daß die glatte Ebene für eine ruhige Besserung dort immer gegeben bleibt. Das Wichtigste bei allen Ereignissen ist doch die Stellung, die wir in unserm Innern dazu nehmen, und so weiß der Engländer, daß er mit Ausdauer und Freimütigkeit allmählich alles einigermaßen Wünschenswerte erreichen kann. Nach England gibt es heute noch kein Volk in Europa, das ohne die größten Aufregungen zu wirtschaftlichen Umwälzungen gelangt ist, und deshalb halten wir von vornherein eine Verschlimmerung unserer wirtschaftlichen Zustände für doppelt bedenklich.

In den höheren Kreisen, mögen sie nun aus Beamten, Fabrikanten, Kaufleuten oder Bankiers bestehen, pflegt man als ein Unglück stets nur die Zwischenfälle in den ganz großen praktischen Tätigkeiten anzusehen. Indessen wie gesagt: größer als alle diejenigen Übelstände, welche seit Monaten die Handels- und Industriewelt heimsuchen, ist das, von dem im Grunde genommen wenig zu lesen ist und das dennoch das ungleich wichtigste Interesse der Nation darstellt. In unserm Reiche ist zwar die Zahl der Besitzenden überwiegend, aber doch mehr des kleinen Mittelstandes als des großen. Und diese Mittel-

stände aller verschiedener Art gehören durchaus nicht, wie komischerweise so oft angenommen wird, auch nur annähernd dem Arbeiterstande an, der sich seinen höheren Lohn zu erzwingen versteht. Oder dem Beamtenstande, der ja auch in den meisten Fällen über ein Gehalt von 1800 Mark hinaus keine Steuerzulage erhält.

Warum eigentlich so zahllose Gebrauchs- und Verzehrungsgegenstände im Preise gesteigert worden sind, ist nicht recht zu ersehen. Denn die Sache nahm ihren Beginn unter Hinweis auf die überaus starke Nachfrage, langte bei Getreide an, wegen der Mißernte, aber überzog dann sehr bald wie ein Riesennetz unsere ganze Lebenshaltung. Einerlei, ob man auf dem Trajektbampfer von Rüdesheim nach Bingen statt 10 Pfg. nunmehr 20 bezahlt, ob man für einen Regenschirm statt 10 Mark 10.50 Mark geben muß, oder ob die Bleicher den Dienstboten die Wäsche nicht mehr zu Ausnahmsbedingungen waschen lassen, oder ob ein Wischblatt, das früher 25 Pfg. kostete, jetzt auf 30 gesetzt worden ist, — es gibt kein Verkaufsgebiet, auf dem nicht, und wären es auch zunächst nur wenige Pfennige, der hartnäckige Versuch gemacht wird, aus dem Publikum mehr „herauszuschinden“. Wer die Dinge genauer prüft, wird sehr bald erkennen, daß nichts weniger als berechtigte Gründe für diese schier unübersehbare Maßnahme allenthalben vorliegen. Es ist in erster Linie der Nachahmungstrieb, der hier verhängnisvoll wirkt und der unter den Verkäufern einen Übermut erzeugt hat, den sie sich früher nur schwer hätten zuschulden kommen lassen. Folgen doch diese so einschneidenden Veränderungen, man könnte fast sagen: Tyrannenien, erst den Zusammenschlüssen unserer Produzenten und Fabrikanten, die auf solche Weise sich in die Vorstellung hineingelebt haben, dem Publikum alles diktieren zu können. Alles! sowohl die bestimmte Art der Bezugsquelle, die in großen Städten zu dem absonderlichsten Zwang geführt hat, so daß unter anderm ein Hausbesitzer nicht mehr seinen eigenen Schornsteinfeger auswählen kann, sondern von der Stadt an eine Bezirksadresse gebunden ist. — Als auch in bezug auf Zwangspreise, die man nicht umgehen kann, weil eben dem Publikum keine persönliche Wahl mehr gelassen wird. Die Syndikate und Kartelle mögen durchaus nicht immer einem Dünkel, sondern auch oft genug der Notwendigkeit entsprungen sein, aber es sind zunächst immer die Großen gewesen, welche mit Energie und Vermögen solche Vereinigungen zustande gebracht haben. Diese Großen dachten aber keineswegs daran, daß in der heutigen Zeit der Gleichberechtigung und der geistigen Mode auch die Kleinen so klug und so gewalttätig werden könnten wie ihre reicheren Vorbilder. Und dies ist eingetreten und in einem so starken Maße, daß jene Leute, welche sich als die Leitenden in unserm Wirtschaftsleben fühlten, von den sogenannten Schwächeren ebenfalls völlig niedergezwungen werden. In der Tat, wenn etwa die Linoleum-Interessenten sich zusammmentun und keinerlei billigere Bedingungen unter den eigenen Genossen bei schweren Strafen dulden, warum sollen in einzelnen Städten Deutschlands die Scheuerfrauen milder verfahren? Sie haben es noch nötiger als die Kaufleute und besitzen, wie gegenwärtig alle niedern Stände, stets einen geschickten Mann, der ihr Wohl und Wehe in seine feste Hand nimmt. Gerade aus diesem Druck heraus, daß der Käufer oder Mieter oder Verbraucher kaum noch in der Lage ist, sich von der einen Stelle an die andere zu wenden, erwächst ein unerträglich Zustand. Tritt doch infolgedessen nicht nur eine Verteuerung, sondern auch eine Freiheits-

beraubung ein. Wenn es aber dazu käme, den Vertretern dritter und vierter Klasse Vorhaltungen zu machen, so könnten diese sicher so treffend antworten, daß den Vertretern erster und zweiter Klasse die Wahrheit rasch klar werden würde. Man denke nur, wie heute der Fabrikant seine Tätigkeit von der des Kaufmanns, ja des Ladenbesizers kaum noch zu trennen versteht. Die Fabrikanten der verschiedensten Art, die als feste Kundschaft den Einzelverkäufer, das ist den Ladeninhaber haben, werden sich modernerweise durchaus kein Gewissen daraus machen, die Bevölkerung mit Zirkularen und Inseraten zu überschwemmen, in denen dieser ebenfalls Engrospreise angeboten werden. Gerade der jetzt so viel verpönte Zwischenhändler, der angeblich die Ware teurer machen soll, sie aber dafür doch auch eigentlich erst in Vertrieb bringt, umfaßt so überaus zahlreiche Schichten unserer Nation, daß sie einschränken zu sehen jedem schärfer Blickenden als ein Unglück erscheinen muß. Was tun aber heute viele erste Fabrikanten? Sie mieten in allen großen Städten in den besten Lagen die schönsten Läden, womit gleichzeitig natürlich eine Mietverteuerung überhaupt verbunden ist, und drücken dadurch die übrigen kleinen Ladenbesitzer einfach zu Boden. Und wer leidet dabei am meisten? Das Publikum, das bisher die Auswahl auch in den Läden hatte, während es heute nur zu oft in dem großen Lokale eines Fabrikanten ausschließlich dessen eigene Ware antrifft. Natürlich! da ja zu diesem Zwecke nur solche Läden gemietet werden. Was ergibt sich aber daraus für diejenigen, welche bisher die Läden innehatten und es als selbstverständlich, ja sogar als pflichtgemäß ansahen, mit den aller-verschiedensten Gattungen ihrer Ware aufzuwarten? Sie werden nach und nach durch jene übermächtige Konkurrenz gezwungen, in abgelegeneren Stadtteilen geringere Läden zu beziehen, sich dadurch gleichsam vor dem Publikum zu verstecken, welches letztere dann in die Zwangslage gerät, nur in den großen Magazinen eine ganz bestimmte einheitliche Marke zu kaufen oder überhaupt das Rechte nicht zu finden. Mit der Preisverteuerung hat sich also auch die Qualität mancher Ware, d. h. ihre Auswahl unbedingt verschlechtert, und wenn die jüngere Generation an dieser Erscheinung so ziemlich kalt vorübergeht, so geschieht dies eben, weil sie es nicht besser gekannt hat. Jener Unabhängigkeitstrieb des früheren Publikums, das sich in seiner bürgerlichen Freiheit auch bedroht fühlte, wenn man es hier an der freien Wahl hinderte, ist im sichtlichen Dahinschwinden begriffen, und was an Stelle dieser Unabhängigkeit getreten ist, wird sich in allen möglichen praktischen Dingen bald genug zeigen. Um nur ein markantes Beispiel aus früherer Zeit anzuführen! Als Ende der 40er Jahre der Schaaffhausensche Bankverein aus dem Geschäfte des Kölner Bankiers Abraham Schaaffhausen entstand, war aus der Masse auch die noch heute so renommierte Passage in jener Stadt übernommen worden. Nach alten ehrenhaften Gewohnheiten hatte sich die Sitte herausgebildet, immer nur je einem Geschäftszweig einen Laden einzuräumen, so daß man dort etwa nur einen Hutmacher, einen Blumenhändler, einen Seidenbandverkäufer zc. zc. aufsuchen konnte. Die Mieten in der Passage nun waren schwierig, weil die Läden sich nicht rentierten, bis dann endlich ein Direktor auf die Idee kam, mit dem alten Prinzip zu brechen und die Läden für mehrere Hut Händler, mehrere Blumenverkäufer und mehrere Seidenbandgeschäfte zc. zur Verfügung zu halten. Und siehe da, dasselbe Publikum, welches bisher der Passage ferngeblieben war, suchte von nun an diese Ladengegend eifrig auf, weil es eben dort freie Auswahl hatte. Früher hatte keiner zu tun, jetzt hatten alle zu tun!

Man könnte das ja ausgeklügelterweise auf die Zunahme des Verkehrs überhaupt zurückführen, aber in Wirklichkeit lagen die Gründe weit tiefer, nämlich in der unbewußten Unterscheidung des Publikums zwischen Wahlzwang und Wahlfreiheit. Wie lange wird es dauern, und man hat möglicherweise von solchen ehemaligen Bequemlichkeiten der laufenden Bevölkerung keine Ahnung mehr. Der Verkäufer hat dann den vollkommenen Sieg über die Kundschaft davongetragen, jedoch immer nur eine Zeitlang. Denn je schärfer der Bogen angespannt ist, desto eher reißt er. Als in Berlin seinerzeit der Kaiserbazar mit sehr billigen Artikeln entstand, münzte der Chef des Hauses Gerson das gute Wort aus: „Ich fürchte nicht den Verkauf seitens meiner neuen Konkurrenten, sondern dessen Ausverkauf“, d. h. also das schließliche Schicksal dieses Etablissements. Genau so sind noch immer weniger die Folgen der heutigen Preßung des Publikums zu fürchten, als die Reaktion, welche daraufhin schließlich eintreten muß. Erst dann wird es sich zeigen, wie schwer sich Übermut, Herrschsucht und allzu gewalttätiger Erwerbssinn rächen kann.

Indessen soll hier unparteiisch verfahren werden und so sei darauf hingewiesen, daß auch die kleinen Geschäftsleute unbescheidener und rücksichtsloser geworden sind. Wir haben heute in Deutschland sehr große Städte, in denen die geringeren Lebensmittelverkäufer in der einen reichen Straße ganz offen ihre Produkte wesentlich teurer verkaufen als etwa in der nebenanliegenden, die nur von Wohlhabenden bewohnt wird. Eine solche Achtungsverletzung vor den einfachsten Grundfällen der Rechtlichkeit wäre früher nicht möglich gewesen. Nie hätte es einem Ladenbesitzer einfallen können, einer Familie, der gegenüber die Selbstkosten durchaus nicht höher sind, teurere Preise zu rechnen als einer andern. Für alle diese Leute, welche die Dreistigkeit haben, in ihrem Geschäfte soziale Unterschiede zu machen, gibt es ja die Verteidigung, daß man auch vor ihnen keine Scheu hat, wenn es sich darum handelt, einzelne wichtige Waren hinaufzuschrauben. Die Großen haben eben geglaubt, gegen die Kleineren mit Erfolg kämpfen zu können, und wie dies von jedem Kenner unserer Zeit vorausgesehen werden mußte, ist es ein Kampf aller gegen alle geworden. Unerquidliche Stimmungen entstehen daraus, die auch vielfach den guten Willen im Geschäftsleben ankränkeln, oft geradezu untergraben helfen. In der Tat gibt es so manche Dinge, die auch durch den äußeren Anblick etwas Deprimierendes haben. Wenn man z. B. in ersten norddeutschen Städten, wo schon das Klima und dann auch die Muskulatur der Menschen eine kräftige Nahrung erfordert, die neuen kleinen Brötchen sieht, so erscheint dies in der ersten Minute fast wie Hungersnot. Und wenn man auf solchen Bahnhöfen statt der Tasse Bouillon nur noch Täßchen bekommt, so macht man sich unwillkürlich Zweifel darüber, ob unter der Herrschaft der Privatbahnen ähnliches möglich gewesen wäre. Auch dies ist wieder ein Zeichen unserer Zeit, daß der Staat, sobald er Bahnhofrestaurants zu verpachten hat, eine wahre Jagd nach einander überbietenden Geboten zuläßt. Dies ohne im geringsten daran zu denken, daß die geradezu ungeheuerlichen Pachtbedingungen doch immer nur auf Kosten der öffentlichen Verpflegung erzielt werden können. Der Gedanke, daß man um jeden Preis die größte Summe einnehmen, aber die geringste ausgeben müsse, führt überhaupt in unserm Staats- und Städtewesen zu häßlichen Erscheinungen. Glaubt doch heute jeder Magistrat etwas höchst Patriotisches zu tun, wenn er seine Lieferanten auf die allerbilligsten Preise herunterdrückt, während infolgedessen diese Lieferanten dann notwendig

schlechter liefern müssen. Es sind eben die Grenzen einer gegenseitigen Rücksicht, was geschäftlichen Gewinn betrifft, immer mehr verwischt worden, und auf diese Weise ist man dann dazu gekommen, die ehemals geübte Liberalität, welche ihre guten bürgerlichen Erfahrungen für sich hatte, einfach als Schlandrian zu bezeichnen. In Wirklichkeit aber hat Deutschland Generationen gehabt, in denen der eine den andern leben ließ, ohne deswegen weniger ehrlich zu sein.

Nur allzu leicht kann eine derartige Kritik schwerer öffentlicher Mißstände als ein Verneinen des modernen Wesens überhaupt ausgelegt werden. Das gerade Gegenteil ist der Fall! Keinem wird es einfallen, die naturgemäße Fortentwicklung unseres gesamten praktischen Lebens aufzuhalten, aber unnütze Überstürzungen, die schließlich zu gefährlichen Abwehrmaßnahmen führen müssen, kann man nicht deutlich genug kennzeichnen. In diesem Sinne sollte man auch keineswegs vor einer Aufforderung des Publikums zurückschrecken, sich noch zur rechten Zeit all jener Tyrannen zu erwehren. So schwierig wie dies auf den ersten Blick ausieht, wäre nun eine Einigkeit der Käufer auf den verschiedensten Gebieten keineswegs. Es brauchte nur eine einzige Organisation mit einer kraftvoll geleiteten Zentralstelle geschaffen zu werden, und es mündeten dann dort wie von selbst die jeweilig gefährdeten Interessen ein. Natürlich gehören hierzu Menschen, die ihre Arbeit nicht als Ehrenamt anzusehen hätten, und in erster Linie auch tüchtige und rührige Juristen. Ja es ist möglich, daß schon das bloße Inslebentreten einer solchen Organisation zahlreiche Gruppen von Verkäufern zu einem Einklenken bringen könnte. Denn die Einsicht, daß der Erzeuger, oder Fabrikant, oder Kaufmann oder Ladenbesitzer schließlich doch vom Publikum leben muß, und dieses nicht von ihm, ist bis heute gottlob noch nicht ganz umgebracht. Solche Einsicht wird zur rechten Zeit schon wieder zunehmen und zu einer vernünftigen Grenzregulierung der gebenden und nehmenden Interessenten führen. Es muß jedoch mit diesem Zusammenschluß der Käufer irgend ein Anfang gemacht werden, denn wie bisher die Dinge verlaufen sind, führt alles in dieser Beziehung nicht zu einem Aufstieg, sondern zu einem Abwärts. Man vergesse nicht, daß Deutschland ein Reich ist, das im Gegensatz zu England auch ungeheure politische Opfer zu bringen hat, daß ihm um seiner bloßen Existenz willen nichts unerschwinglich sein darf, um unsern Verteidigungszustand nach außen hin aufrechtzuerhalten. Wenn wir nun aber auch neben dieser ganz außerordentlichen Ausgabe an Geld und Menschen noch im Innern einen ebenso überflüssigen als schädlichen Druck unserer Lebenshaltung erdulden müssen, so dürfte dies jedem Billigdenkenden als ein gefährvolles Ziel erscheinen. In diesem Sinne kann nicht energisch genug auf die Pflicht des Publikums hingewiesen werden, sich gegen den Übermut und die wohlüberlegte Verteuerung seitens der Verkäufer zu schützen. Wir erleben gerade jetzt in einem andern Lande, daß in einer großen Stadt die Mieter gestreikt, und zwar mit Erfolg gestreikt haben. Es müßte auch bei uns dazu kommen, daß ehrenwerte Bürger in ihrer Abwehr gegen Ausbeutung einen rückhaltslosen Zusammenschluß nicht mehr scheuen. Einen andern Weg als eine derartige Einigkeit von innen heraus gibt es nicht, da wir hoffentlich mündig genug geworden sind, um nicht bei jeder Gelegenheit nach der Regierung zu schreien. Die letztere kann auch wenig helfen, denn selbst da, wo sie wirklich etwas Wichtiges zu verkaufen hat, nämlich Eisenbahnfrachten, Fahrбилетте, Kohlen, ist sie durch den Staatsbedarf für unser Kriegs- und Marinebudget leider gezwungen, zum mindesten nicht billiger zu werden. Inwiefern

freilich manche Verteuerungen seitens des Fiskus unpraktisch sind, d. h. daß sie zwecks direkten Geldnehmens bedeutsamere Gesichtspunkte außer acht lassen, das ist eine Frage, die hier zu weit führen würde. Aufgabe dieser Darlegung bleibt es vielmehr, einen Selbstschutz des Publikums, d. h. also der deutschen Bevölkerung anzuregen gegen Übertreibungen und Zwangsmaßnahmen aller Art, ohne welche letzteren eben solche Verteuerungen niemals haltbar gewesen wären. Und es ist durchaus wahrscheinlich, daß eine derartige Hilfsaktion zur rechten Zeit den rechten Mann finden wird. Man spricht immer davon, daß der Große den Kleinen aufessen müsse. Wenigstens diese eine sozialdemokratische Formel erscheint jetzt widerlegt. Denn im Anfang nur haben die Großen die Kleinen aufgeessen, dann sind die Kleinen nachgefolgt und tun dasselbe gegen die andern. Dieser Kampf aller gegen alle, wie er bereits oben gekennzeichnet worden ist, drückt auf unsere materielle Lebenshaltung, verschärft aber auch notwendig zugleich die Gemüter. Das ist das Schlimmste, diese Vorurteile und Abneigungen, die aus solchen Bedrückungen auf seiten der Unterdrückten entstehen, wodurch noch Übelstände herbeigeführt werden, die ganz abseits von den bekannten sozialen Kämpfen zu neuen Erbitterungen führen.

Ob das Jahr 1908 bereits in dieser Beziehung eine Art von Erlösung bringt, wer kann es wissen? e.



Atheismus und Aberglaube

Die Alter nicht vor Torheit schützt, so auch Atheismus nicht vor Aberglaube. Das Gegenteil läßt sich eher behaupten, ja so häufig beobachten, daß es fast schon die Regel bildet. Auch Zola kann uns da als Beispiel dienen. Von ihm sagt R. Guerrier, daß er „die Existenz Gottes aus seinen Gedanken zu streichen versucht“ und „überhaupt alles Überfinnliche geleugnet“ habe: „Aber wir sehen den großen Menschen der Zahl drei und sieben glückliche Bedeutung zuschreiben. Wir sehen ihn in abergläubischer Weise die Zahl der Gaslaternen auf der Straße oder die Zahl der Häuser feststellen. Wir sehen ihn, wie er abends, ehe er zu Bette geht, gewisse Möbel mit peinlicher Genauigkeit anrührt. Wir sehen, wie er bei Blitz und Donner von einer geradezu kindischen Furcht befallen wird. Der Tod seines Freundes Flaubert und seiner Mutter machte ihn fassungslos. Er ging nicht mehr an das Fenster, wo der Sarg herabgelassen worden war. Er erzählt selbst: „Seit diesem Tage liegt der Gedanke an den Tod stets in unserem Sinn. Wir lassen die ganze Nacht Licht in unserem Schlafzimmer brennen, und oft, wenn ich meine Frau, ehe sie einschläft, noch einmal ansehe, fühle ich, daß auch sie denkt, was ich denke, und wir sehen uns schweigend an, weil uns ein Gefühl der Schonung für den andern nicht zu Worte kommen läßt. Ach, der Gedanke ist schrecklich! Zuweilen springe ich des Nachts mit beiden Füßen aus dem Bette und stehe einen Augenblick in unbegreiflicher Furcht erstarrt da.“



Suggestion durch Lektüre

Bu dem mancherlei Aberglauben unserer Zeit, so wird im „Hammer“ (Theodor Fritsch, Leipzig) ausgeführt, gehört auch die Vorstellung, daß aller Lesestoff „bildend“ wirke: „Und so läßt man alle lesen, jung und alt, arm und reich, gebildet und ungebildet, ohne Wahl des Stoffes, und sich berauschen und betäuben. Wie es noch weite Kreise gibt, die Bier und Schnaps für nahrhafte Stärkungsmittel ansehen, so glauben auch viele, daß alles Lesen geistige Nahrung biete, gleichviel was man liest. Die Masse hält alles Gedruckte für ehrliche Geisteskost und verschlingt es mit Heißhunger, ohne Auswahl. . .

Schon die einfache und gewissermaßen naive Art, wie unsere Zeitungen über die Vorgänge in der Welt berichten, ist für viele Seelen Gift. Die massenhafte Häufung von Verbrechen, Selbstmorden und Unglücksfällen, wie sie die Tageschronik bringt, die umständliche und allzu ausführliche Art, wie dabei über Scheußlichkeiten berichtet wird, übt einen verhängnisvollen Einfluß auf die Gemüter aus — besonders auf die leicht erregbaren und empfänglichen Sinne der Jugend. . .

Es handelt sich hier um eine suggestive Wirkung. Das Sinnlose, das Entsetzliche hält manchen jungen Geist wie mit Zangen fest, läßt ihn nicht wieder los und lenkt all sein Sinnen und Trachten in gefährliche Richtung. Goethe hat diesen Bann, den das Angereimte und Widersinnige über den Menschen ausübt, zu kennzeichnen versucht:

Dummes, hin vors Aug gestellt,
Ist ein magisch Recht:
Weil es den Sinn gefangen hält,
Wird der Geist sein Knecht.

Was hier von dem ‚Dummen‘ gesagt ist, gilt in noch höherem Maße von dem Ungeheuerlichen und Abfurden. So erklärt sich, daß ungewöhnliche Scheußlichkeiten, die in die Öffentlichkeit bringen, viele Geister andauernd beschäftigen und in ihren Bann zwingen. So kommt es, daß Verbrechen ganz ungewöhnlicher Art meist nicht vereinzelt bleiben; sie wiederholen sich bald an anderen Orten und von anderen Individuen.

Es ist augenfällig, daß hier eine Art Suggestion im Spiele ist und daß der in fast allen Menschen lebendige Nachahmungstrieb dabei eine wichtige Rolle spielt. Die Vorstellung von einem ungewöhnlichen Vorgang beherrscht schwache Gemüter dauernd derart, daß sie schließlich, halb unbewußt, zur Begehung einer ähnlichen Tat verleitet werden. Zahlreiche Fälle beweisen, daß jugendliche Leser sich mit aller Kraft ihrer Phantasie in den Geisteszustand einer anschaulich geschilderten Persönlichkeit derart hineinleben, daß die Den- und Empfindungsweise des anderen sich auf sie überträgt. . .

Die einfachsten Beispiele der geistigen Beeinflussung durch bedenkliche Lektüre liefern uns die jugendlichen Ausreißer, die, durch das Lesen von Indianer- und Räubergeschichten bestrickt, eines Tages sich aufmachen, um nach Amerika zu gehen und im Urwalde Indianer oder Waldläufer zu spielen. Kürzlich sind in Hamburg in einem Tage nicht weniger als sieben solche Burschen im Alter von 12 bis 16 Jahren aufgehalten worden, die nach einem Griff in die elterliche oder eine fremde Kasse aus verschiedenen Teilen

des Reiches durchgebrannt waren. Das ist noch die harmloseste Art von Leseopfern. Schlimmer stehen die Dinge, wenn die anschauliche Schilderung von Verbrechen zur Nachahmung reizt; und auch diese Fälle werden immer häufiger. Eine besonders verführerische Wirkung scheinen die Verbrechen gegen Eisenbahnzüge zu besitzen. Es sind bereits eine ganze Reihe von Fällen bekannt geworden, wo Jugentgleisungen durch Schultnaben und andere junge Menschen herbeigeführt wurden, die in den Zeitungen von solchen Vorkommnissen gelesen hatten und deren krankhaft erregte Phantasie sie nun antrieb, einen ähnlich ungeheuerlichen Vorgang anzustiften. Es liegt in der jugendlichen Vorstellungskraft die Neigung, sich mit anderen zu identifizieren, besonders mit den ‚Selben‘ aufsehenerregender Ereignisse. Wo wenig eigene Individualität ist, da besteht um so mehr der Trieb, in fremder Individualität aufzugehen. Der Lesende lebt sich so sehr in die Gedanken und Empfindungen seiner Romanhelden hinein, daß er alle ihre inneren Qualen und Beglückungen mit durchkostet. Charakteristisch ist das 16jährige Mädchen, das sich ertränkte, nachdem es in der Nacht bis 4 Uhr einen Roman gelesen hatte, dessen Heldin ebenfalls im Wasser den Tod suchte.

Selbst wenn die geistige Einwirkung sich nicht bis zu solcher Katastrophe zuspitzt, bleibt immer eine schädigende Wirkung von der modern raffinierten Lektüre zurück. Sie peitscht das junge Gemüt durch alle Phasen der Empfindung, durch alle Grauen des Lasters und der Leidenschaft und streift dadurch den Blütenhauch von der jungen Menschenseele ab. Hier ist eine Wurzel für die verlorene Naivität im heutigen Geschlecht.

In dieser Hinsicht wirkt aber die Zeitung nicht nur als Vermittler solchen Phantastegiftes, sie übt noch eine andere hypnotische Wirkung aus. Das ‚In-der-Zeitung-stehen‘ hat für viele schwache Hirne einen unsagbaren Reiz. Breite Massen unseres Volkes wissen Berühmtheit nicht mehr von Berüchtigttheit zu unterscheiden. Wer in die Zeitung kommt, gilt ihnen als berühmter Mann, gleichviel ob es ein wissenschaftlicher Entdecker und großer Künstler oder der Schusterhauptmann von Rügenitz und der Mörder Hau ist. Von wem man am meisten redet, der scheint ihnen der Berühmteste. Und dieser Berühmtheitswahn findet sich bekanntlich nicht bloß bei moralisch Schwachsinnigen und nicht bloß in den untersten Schichten.

So empfindet dann der 17jährige Gymnasiast einen unwidderstehlichen Reiz, bei Nacht und Nebel eine Schwelle über das Geleise zu legen und dann am anderen Tage mit geheimem Nervenschauer zu lesen, wie die Schreckenskunde von einem fürchterlichen Eisenbahnunglück alle Telegraphendrähte und alle Zeitungsredaktionen der Welt in Bewegung setzt. Es ist Welterschütterungswahn.

Die Möglichkeit, durch geringen Kraftaufwand schauerlich große Wirkungen hervorzurufen, hat allezeit einen starken Reiz auf schwache Charaktere ausgeübt. So entstehen Dynamitverbrechen und ähnliche Untaten — lediglich aus dem geheimen Drang, durch eine wohlfeile Handlung die Welt der Geister zu erschüttern und auf billige Weise von sich reden zu machen. Und solch ein Verirrter besteigt schließlich noch mit einem Gefühl des Triumphes das Schaffot, denn er fühlt sich als großer und berühmter Mann, auf den die Augen der ganzen Welt gerichtet sind.

Der ganze Zauber wäre von solchen Verbrechen genommen, wenn die

Zeitungen dem Verbrecher nicht den Gefallen täten, seinen Namen in alle Winde zu pfeifen. Wer ein scheußliches Verbrechen begeht, sollte seinen ehrlichen Namen verlieren und nur noch als 'Lump' mit einer Nummer genannt werden. Keiner würde den Ehrgeiz besitzen, Lump Nr. 61375 zu werden.

Würden sich die ehrenhaften Zeitungen dahin verständigen, die Namen der Verbrecher nicht zu nennen, wo nicht besondere Umstände es nötig machen, so würde das Verbrechen für viele an Reiz verlieren. Noch besser wäre freilich, daß man überhaupt nicht so viel Aufhebens um Missetaten machte und sie nicht mit scheußlicher Genauigkeit bis in alle Einzelheiten schilderte. Wenn die Presse nicht selber eine ernste Einlehr in dieser Hinsicht hält, so wird man mit Befehl und Zensur eingreifen müssen, um die Verbrechensverherrlichung zu unterbinden.

Einige kennzeichnende Fälle, die Dr. Heinrich Schäfer in einem Aufsatz über Populär-Psychiatrie (Leipz. Neuest. Nachr.) aufzählt, mögen hier wiedergegeben sein: Ein 13jähriger Schüler legte große Steine auf die Eisenbahnschienen, um zu sehen, wie die Lokomotive 'hopsen' würde. Er hatte in einer Indianergeschichte von solchen Künften gelesen. — Ein Dienstmädchen ermordete das Kind ihrer Herrschaft, nachdem es den Roman 'Die Bettelgräfin' gelesen hatte, in welchem die Heldin ebenfalls ihr Kind umbringt. — Ein 18jähriger Bursche überfiel einen Kaufmann in der Nacht und forderte mit vorgehaltenem Revolver im Namen der 'schwarzen Maske' eine größere Geldsumme. Vor Gericht befragt, was ihn zu dieser Tat veranlaßt habe, gab er an, er habe 'Sherlock Holmes' im Theater gesehen und viel Detektivgeschichten gelesen.

Spielt hier die unmittelbare Suggestion durch Vorbilder eine Rolle, gewissermaßen die geistige Ansteckung durch Lesegift, so kommt in anderen Fällen eine allgemeine Überspanntheit, eine besondere Art von Größenwahn in Frage, wie er unter anderem zurzeit durch die moderne Verächtlichmachung der weiblichen Pflichten genährt wird.

Zwei junge Mädchen von 19 und 21 Jahren bitten ihren 18jährigen Freund, einen Banklehrling, sie zu erschießen, da ihnen der Gedanke unerträglich sei, gewöhnliche unbedeutende Frauen zu werden. Und er tut's. Der talentvolle Junge hatte zuvor die Bankkasse um 1000 M. beraubt und zwei Dramen geschrieben, von denen das eine die Schicksale eines in Blutschande erzeugten Kindes behandelt und das andere den Selbstmord verherrlicht. — Ein 18jähriger Kommiss hat einem gleichaltrigen Kollegen versprochen, für ihn seinen Platz im Geschäft frei zu machen. Nachher bleibt er aber. Er teilt nun dem Freunde mit, er könne nicht mehr leben, denn er habe sein Ehrenwort gebrochen. Der Freund findet den Grund stichhaltig. Zugleich eröffnet er ihm aber, er könne nun auch nicht mehr leben ohne den Freund, für den er noch dazu Ursache des Selbstmordes sei. Beide erschießen sich in einem Walde vor der Stadt. —

In das Gebiet der verbrecherischen Geistesansteckung gehören auch folgende neuesten Fälle: Ein 16jähriger Schlosserlehrling in Hamburg hatte sich an einem 10jährigen Schulknaben unftitlich vergangen. Er gab an, durch die ausführlichen Berichte über den Harden-Prozeß auf den Gedanken gekommen zu sein. — In Nürnberg hat sich ein 17jähriger Kaufmannslehrling vom Eisenbahnzuge überfahren lassen, da ihm sein Prinzipal wegen fortwährenden Romanlesens mit Entlassung gedroht hatte. —

So weben Leseßberspanntheit, Verbrechensromantik und Berühmtheitswahn einen verhängnisvollen Schleier um den jungen Menscheng Geist, den dann gesunde Menschenlogik vergeblich zu durchdringen sucht. Die jungen Gehirne sind krank, krank durch Lesegift, und es ist ernste Pflicht, gegen diese um sich greifende Ansteckung ebenso nachdrücklich einzuschreiten, wie gegen Pest und Cholera. Es handelt sich um eine geistige Epidemie. Wie die Behörden nicht dulden, daß in den Apotheken und Drogerien Gifte an unmündige Personen verkauft werden, so wird man endlich auch den Verkauf von Lesegift energisch einschränken müssen. . .“



Vor sechzig Jahren

Am 18. März werden es sechzig Jahre seit jenem denkwürdigen Tage, an dem sich die Berliner Bevölkerung vor dem königlichen Schloß versammelte, um die erwartete frohe Botschaft von der Einführung liberaler Reformen entgegenzunehmen. So bekannt im allgemeinen nun auch diese und die darauf folgenden Vorgänge sein mögen, so ist es doch immer von besonderem Reiz und Wert, einen „Sturmgefallen“ jener Tage zu hören, einen, der so mitten drin stand, wie der im vorigen Jahre verstorbene Karl Schurz. In seinen „Lebenserinnerungen“ schildert er uns den Zusammenlauf der Demonstranten, die mehrfachen blutigen Angriffe des Militärs, und fährt dann fort:

Die durch diese Vorfälle erregte bittere Stimmung wurde einigermaßen beschwichtigt durch das Gerücht, daß sich der König endlich zu wichtigen Zugeständnissen entschlossen habe, die am 18. März öffentlich verkündigt werden sollten. Er hatte sich in der Tat zu einem Erlaß verstanden, durch den die Pressensur als abgeschafft erklärt und die Aussicht auf weitere liberale Reformen und auf eine der nationalen Einheit günstige Regierungspolitik eröffnet werden sollte.

Am Nachmittage des verhängnisvollen 18. März versammelte sich eine ungeheure Volksmasse auf dem freien Platz vor dem königlichen Schloß, um die glückliche Verkündigung zu hören. Der König erschien auf dem Balkon und wurde mit begeisterten Zurufen begrüßt. Er versuchte zur Menge zu sprechen, konnte aber nicht gehört werden. Doch da man allgemein glaubte, daß alle Forderungen des Volks bewilligt seien, so war man bereit zu einem Jubelfest. Da erhob sich ein Ruf, die Entfernung der Truppen fordernd, die um das Schloß her aufgestellt waren und den König von seinem Volk zu trennen schienen. Offenbar erwarteten die Versammelten, daß auch dieses Verlangen gewährt werden würde, denn mit großer Anstrengung wurde ein Durchgang für die Truppen durch die dichtgedrängte Menge eröffnet. Da erscholl ein Trommelwirbel, der jedoch zuerst für ein Signal zum Abzug der Truppen gehalten wurde. Aber, statt abzuziehen, drangen nun Linien von Kavallerie und Infanterie auf die Menge ein, offenbar zu dem Zweck, den Platz vor dem Schlosse zu säubern. Dann krachten zwei Schüsse von der Infanterie her, und nun wechselte die Szene plötzlich und furchtbar wie mit Zauber Schlag . . .

Der König schien zuerst entschlossen zu sein, den Aufstand um jeden Preis niederzuschlagen. Aber als die Straßenschlacht nicht enden wollte, kam ihm ihre furchtbare Bedeutung peinlich zum Bewußtsein. Mit jedem ein-

laufenden Bericht flog seine qualvolle Aufregung. In einem Augenblick gab er Befehl, den Kampf abzubrechen, im nächsten ihn fortzusetzen. Endlich kurz nach Mitternacht schrieb er mit eigener Hand eine Proklamation „An meine lieben Berliner“. Er sagte darin, daß das Abfeuern der beiden Schüsse, das die Aufregung hervorgerufen habe, ein bloßer Zufall gewesen sei, daß aber „eine Rotte von Bösewichtern, meist aus Fremden bestehend“, durch trügerische Entstellung dieses Vorfalles gute Bürger getäuscht und zu diesem entsetzlichen Kampf verführt hätte. Dann versprach er, die Truppen zurückzuziehen, sobald die Aufständischen die Barrikaden fortgeräumt haben würden, und schloß mit diesen Sätzen: „Hört die väterliche Stimme Eures Königs, Bewohner Meines treuen und schönen Berlins, und vergeßt das Geschehene, wie ich es vergessen will und werde in Meinem Herzen, um der großen Zukunft willen, die unter dem Friedenssegel Gottes für Preußen, und durch Preußen für Deutschland anbrechen wird. Eure liebevolle Königin und wahrhaft treue Mutter und Freundin, die sehr leidend darniederliegt, vereint ihre innigen tränenreichen Bitten mit den Meinen. Friedrich Wilhelm.“ Aber die Proklamation verfehlte ihren Zweck. Sie war von Kanonendonner und Musketenfeuer begleitet, und die kämpfenden Bürger nahmen es übel, vom Könige eine „Rotte von Bösewichtern oder deren leichtgläubige Opfer“ genannt zu werden.

Endlich am Nachmittage von Sonntag dem 19. März, als General Müllendorf von den Aufständischen gefangen genommen worden, wurde der Rückzug der Truppen angeordnet. Es wurde Friede gemacht mit dem Verständnis, daß die Armee Berlin verlassen und daß Preußen Pressfreiheit und eine Konstitution haben solle auf breiter demokratischer Grundlage. Nachdem das Militär aus Berlin abmarschiert war, geschah etwas, das an wuchtigem dramatischen Interesse wohl niemals in der Geschichte der Revolution übertroffen worden ist. Stille, feierliche Süge von Männern, Frauen und Kindern bewegten sich dem Königl. Schlosse zu. Die Männer trugen auf ihren Schultern Bahren mit den Leichen der in der Straßenschlacht getöteten Volkskämpfer — die verzerrten Süge und die klaffenden Wunden der Gefallenen unbedeckt, aber mit Lorbeer, Immortellen und Blumen umkränzt. So marschierten diese Süge langsam und schweigend in den inneren Schloßhof, wo man die Bahren in Reihen stellte — eine graußige Leichenparade — und dazwischen die Männer, teils noch mit zerrissenen Kleidern und pulvergeschwärzten und blutbefleckten Gesichtern, und in den Händen die Waffen, mit denen sie auf den Barrikaden gekämpft; und bei ihnen Weiber und Kinder, die ihre Toten beweinten. Auf den dumpfen Ruf der Menge erschien Friedrich Wilhelm IV. in einer oberen Galerie, blaß und verstört, an seiner Seite die weinende Königin. „Mut ab!“ hieß es, und der König entblößte sein Haupt vor den Leichen da unten. Da erklang aus der Volksmasse heraus eine tiefe Stimme und begann den Choral: „Jesus meine Zuversicht“, und alles stimmte ein in den Gesang. Als er beendet war, trat der König mit der Königin still zurück, und die Leichenträger mit ihrem Gefolge schritten in grimmer Feierlichkeit langsam davon.

Des war in der Tat für den König eine furchtbare Strafe, aber zugleich eine schlagende Antwort auf den Satz in seiner Proklamation an die „lieben Berliner“, in dem er die Volkskämpfer „eine Rotte von Bösewichtern“ oder deren verführte Opfer genannt hatte. Wären wirklich solche „Bösewichter“ oder „Anarchisten“ in der jetzigen Bedeutung des Wortes in jener Menge gewesen, so würde Friedrich Wilhelm IV. schwerlich die schreckliche Stunde über-

lebt haben, als er allein und schutzlos dastand, und vor ihm die Volkskämpfer frisch vom Schlachtfelde, mit dem vom Anblick ihrer Toten geweckten Groll im Herzen, und mit Waffen in ihren Händen. Aber ihr Ruf in jenem Augenblick war nicht: „Tod dem Könige!“ sondern „Jesus meine Zuversicht“.

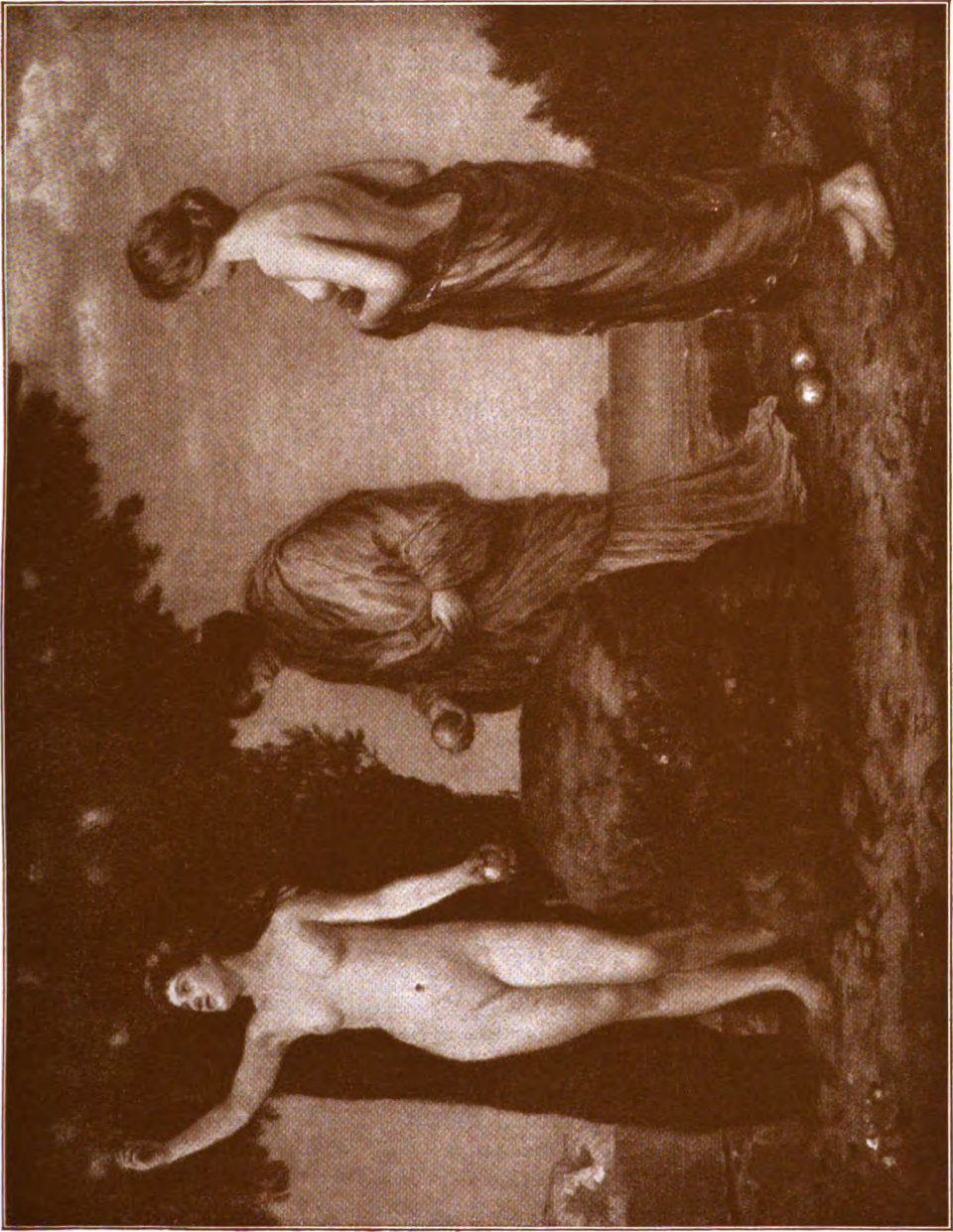
Auch ist die Geschichte jener Tage von keinem Fall gemeinen Verbrechens seitens des Volkes befeckt worden. Freilich wurden zwei Privathäuser verwüstet, aber nur weil ihre Eigentümer die Barrikadenkämpfer während des Kampfes an die Soldaten verraten hatten. Während die Aufständigen die ganze Nacht hindurch im vollen Besitz eines großen Teils der Stadt waren, gab es doch keine begründete Klage wegen Diebstahls oder mutwilliger Zerstörung. Das Privateigentum war vollkommen sicher. Der Kanonendonner hatte kaum aufgehört, als sich die Läden wieder öffneten.



Erinnerungen an Beethoven

Aus dem Nachlaß des einst gefeierten Operntenors Ludwig Cramolini (geb. 1805 zu Wien, † 1884 zu Darmstadt) veröffentlicht die „Königsberger Hartung'sche Zeitung“ pietätvolle Erinnerungen an Beethoven. Cramolinis Beziehungen zu Beethoven reichen bis in seine Knabenzeit zurück. In den Jahren 1816 bis 1818 pflegte die Mutter mit ihrem Jungen den Monat August in der Mühlbacher Brühl bei einer ihr befreundeten Familie zu verbringen. In demselben Hause wohnte der große Tonmeister, ein tauber, knurriger Hagestolz, den die Leute seines abstoßenden Wesens wegen mieden. Aber Mutter Cramolini lehrte sich nicht daran, meinte sie doch: „Es kommt halt von seiner Taubheit.“ Und so traten Mutter und Sohn bald in ein fast freundschaftliches Verhältnis zu dem „alten Brummbären“. „Wenn ich einen besonders großen Papillon fing,“ berichtet Cramolini, „brachte ich ihn und frug, wie er hieße. Manchmal nannte er mir den Namen, manchmal aber schnauzte er mich an: ‚Laß mich zufrieden, kleiner Mörder, Plagegeist!‘ und brummte vor sich hin.“

Eines Tages suchte Graf Montecuccoli, ein hochbegabter und leidenschaftlicher Musikfreund, der in seinen Mußestunden Oboe blies, Beethoven in seinem Gärtchen auf. Der Gast bat, eine Oboenstimme in einem Beethoven'schen Constück einzurichten, so sei die Stelle schlechterdings unspielbar. Da brauchte der Meister auf: „Sie, Herr Graf, werden es nicht spielen können, aber ein tüchtiger Oboist sicher; darum rate ich Ihnen, Unterricht zu nehmen; ich habe keine Zeit, Sie länger anzuhören.“ Montecuccoli entfernte sich mit dem Ausdruck „Flegel“! Da trat Mutter Cramolini, die in ihrer Laube unfreiwillige Zeugin des peinlichen Vorfalles gewesen war, auf den ungaftlichen Hausgenossen zu und meinte: „Sie sollten sich schämen, Herr van Beethoven, so vornehmen Besuch anzunehmen und zerrissene Hemdkragen und Manschetten sehen zu lassen und mit den Leuten so grob zu sein.“ Beethoven entgegnete: „War ich wirklich mit dem lästigen Schafskopf grob? Das freut mich! Dann wird er mich künftig in Ruhe lassen! Was aber die defekte Wäsche anbelangt, so bitte ich, tun Sie mir den Gefallen und lassen Sie mir ein halbes Duzend Hemden machen. Ich vergesse immer darauf und meine Schwägerin ebenfalls.“



Die Hesperiden




Franz Lippisch

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Fast ein Jahrzehnt später — der „kleine Louis“ war inzwischen zum Tenor der königlich kaiserlichen Hofoper aufgerückt und hatte sich mit Nanette Schechner verlobt, die damals in Wien als Fidelio gesiel — machte Cramolini mit seiner Braut dem todkranken, ans Bett gefesselten Beethoven einen Besuch. Beethoven empfing die Brautleute mit leuchtenden Augen: „Das ist also der kleine Louis und jetzt sogar Bräutigam? Ein schönes Pärchen und, wie ich höre und las, ein paar tüchtige Künstler! — Nun, wie geht es Ihrer lieben Mutter?“ Eine Unterhaltung, die von seiten Cramolinis und der Schechner schriftlich geführt wurde, entspann sich. Dann sang Cramolini die Ubelaide. „Singen Sie nur, lieber Louis,“ meinte Beethoven, „ich höre ja leider nichts; ich will Sie nur singen sehen.“ Auch Nanette sang, und zwar die große Arie der Leonore; der seines edelsten Sinnes beraubte Meister urteilte über die Leistung: „Sicher sind Sie eine Meisterin und im Besitze einer Stimme, die an die der Milder erinnern mag, der aber die Tiefe des Gefühls nicht so zu Gebote stand wie Ihnen, die sich deutlich auf Ihrem Gesichte zeigte. Wie schade, daß ich Sie nicht — — Ich danke Ihnen, Fräulein, für die schöne Stunde, und mögen Sie beide recht glücklich miteinander werden!“ Und beim Abschied sagte er: „Adieu, mein Louis, und Adieu, mein lieber Fidelio!“ ... Drei Monate später, am 26. März des Jahres 1827, hatte der gewaltige Mann ausgelitten.



Welches ist das beste Publikum?

ür das beste Publikum, das er kennen gelernt habe, erklärt Mag Burchard, der frühere Direktor des Wiener Burgtheaters, in einer soeben (bei Rütten und Loenig, Frankfurt a. M.) erscheinenden Monographie über das Theater, das Publikum aus dem gebildeten, minder bemittelten Mittelstand, das sich aus Beamten, Kaufleuten, Lehrern, Studenten zusammensetzt, und das Arbeiterpublikum.

Ich habe im Wiener Burgtheater während meiner Direktionszeit durch eine Reihe von Jahren an den Nachmittagen der Sonntage Vorstellungen klassischer Werke veranstaltet, und die Wahrnehmungen, die ich da gemacht habe, haben mich wünschen lassen, ich könnte vor diesem Publikum alle Premieren des Theaters spielen ... Das Publikum aus Arbeiterkreisen habe ich aber auch kennen und schätzen gelernt, wenn ich, wie ich es oft und immer mit großer Befriedigung getan habe, in Vereinen der sozialdemokratischen Organisation Vorlesungen gehalten habe. Ich habe da nicht nur Stücke, sondern auch andere literarische Erzeugnisse, Gedichte und Novellen vorgelesen, und ich muß sagen, daß ich nie ein Publikum gefunden habe, das solche Empfänglichkeit und so richtigen Geschmack gezeigt hat. Als ein Experiment nur hatte ich es versucht, in solchen Kreisen Novellen Gottfried Kellers vorzulesen. Und nur mit einem gewissen Jagen habe ich diese Versuche mit einer Vorlesung der ‚gerechten Rammacher‘ eingeleitet. Die drei Rammachergefallen stehen in einer sozialen Schicht, denen ein Teil meiner Zuhörer nahestand oder selbst angehörte. Und der Dichter hat sie wahrlich nicht idealisiert, sondern mit scharfer Satire all die Schwächen und Fehler gezeigt, die durch ihre praktische Lebensstätigkeit und ihre gesellschaftliche Stellung aus der menschlichen Natur herausgearbeitet worden sind. Wenn man den

Angehörigen anderer, höherer Berufszweige die Schwächen ihres Standes vorführt, dann pflegen sie beleidigt zu werden. Hier aber war kein Zeichen einer Mißstimmung zu merken, und jede komische Wendung löste frohe Heiterkeit aus. Das waren Leute, die nicht etwa vorher wußten, was in der Erzählung weiter kommen werde, und daß zum Schluß die Bürger, die behäbig in den Fenstern lämmeln, um den Wettlauf vergnügt zu betrachten, der unter den armen Teufeln veranstaltet worden ist, eine viel traurigere Rolle zu spielen berufen seien, als die drei Gefellen im Verlaufe der ganzen Erzählung gespielt hatten. Als aber die Erzählung bis zu dem Punkt gediehen war, wo der Dichter dies zeigte, da verstanden sie ihn auch sofort, und in lautem Jubel machte sich die freudige Erkenntnis Luft.“

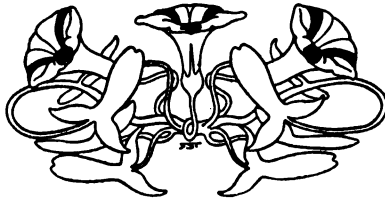


Spizwegs Deutschland



arl Spizweg, dessen hundertster Geburtstag in den vorigen Monat fiel (5. Februar), ist vom Türmer wiederholt in Bild und Wort gewürdigt worden. Die Leser kennen ihn als einzigartigen Schilderer deutschen Kleinbürgertums und stimmungsvollen Maler der Biedermeierzeit. „In seinen kleinen Bildern“, so lesen wir in der „Frankfurter Zeitung“, „deren fast jede bessere Galerie etliche besitzt, ist die romantische Zeit deutscher Kleinstädterei der Dreißiger und Vierziger Jahre mit unvergleichlicher Treue festgehalten und mit einem Stimmungszauber, der uns heute noch gefangen nimmt. Es gibt nicht viele Meister, welche die Welt des kleinen bescheidenen Mannes, die Poesie des süddeutschen Landstädtchens mit seinen krummen Gassen und stillen Winkeln, die Zeit der Schildwachen, farbigen Postillone, der Amtschreiber und Ratsherren so liebevoll und liebenswürdig wiedergegeben haben. Wer indes bei Betrachtung alter Bilder neben der Freude an dem unmittelbar Geschauten auch seinen historischen Sinn nicht ganz vergißt, wird in Spizwegs Werken auch wertvolle politische Dokumente sehen. Man versteht die Geschichte der dreißiger und vierziger Jahre besser, wenn man Spizweg kennt; jene interessanteste Zeit Deutschlands, da so vieles sich vorbereitete, die ‚Zeit der großen Erziehung‘, erscheint uns durch Spizwegs Brille gesehen weniger abstrakt, menschlicher und deutlicher. Spizweg ist gewissermaßen die Ergänzung zu Heine und Börne, der Illustrator des Sungen Deutschlands, seine Werte sind ein Bilderbuch, das uns erklärt, warum schließlich der große Traum der ganzen radikalen Opposition eben ein Traum geblieben ist und ein Traum bleiben mußte. Spizweg macht endlich erklärlich, warum das Junge Deutschland sein Vaterland liebte und haßte. Niemals nämlich war die deutsche Geschichte so zwiespältig gewesen wie in den Tagen der schönen Biedermeierzeit. In den Wolken thronte das herrlichste Erbe der klassischen Zeit, lebten die radikalen Gedanken der Junghegelianer. Unten aber, auf der platten Erde, spazierte der brave kleine Bürger, unten gab es nur die Welt Spizwegs, das Deutschland der Ratsväter, der Stadtmusikanten, der Bürgerwehr, der Serenadensänger und Nachtwächter, der dicken Polizeidiener und der dünnen Schulmeister! Wie wenig paßte diese Welt zu den neuen Gedanken! Sie war die Kehrseite der Medaille, wenn auch eine schöne

Rehrseite, deren Zauber sich selbst die radikalsten Sänger nicht entziehen konnten. Stand nicht das ganze Junge Deutschland mit einem Fuß in der Romantik? Und haben nicht Heine und Borne — um nur diese zwei zu nennen — bei allem Arger gerade dieses Deutschland heiß geliebt? Wie oft sehnten sie sich vom Exil aus, vom hellstrahlenden Paris, nach den stillen, vom Mond beschienenen Winkeln ihrer Heimat zurück! Zu wie vielen der Heineschen Lieder ließen sich Spitzwegsche Bilder finden! Was — zum Beispiel — gibt dem Hambacher Fest diesen eigenen, aus schönstem Ernst und naiver Drolerie gemischten Charakter? Seine Helden waren Spitzwegsfiguren. Jene köstliche Anekdote aus diesen Tagen, die Heine im ‚Anti-Borne‘ erzählt, kann man sich nur in Spitzwegschem Geist lebendig denken. Ein braver Patriot, der in Worten stets sehr ergrimmt, bekommt den Auftrag, bei Beginn des großen Kampfes, die Schildwache seines Städtchens niederzumachen. Bei dem bloßen Gedanken an diese Tat gerät der Revolutionsmann aber schon außer sich: Ich bin doch Familienvater — ruft er aus — und der Schildwachter ist es auch, wie kann man von mir so etwas verlangen! Und der Ausgang des Hambacher Festes selbst, bei dem der große Antrag, die Republik zu proklamieren, unter den Tisch fiel, weil die Versammlung sich doch nicht für ‚kompetent‘ hielt, ist so treuherzig-deutsch wie Spitzwegs Farben . . . Nein, in Spitzwegs Deutschland gediehen keine Brutuffe, und es macht vielleicht den einzigartigen Reiz dieser Tage aus, daß die kunsthsten Gedanken der besten Deutschen wie ein Zug von Kranichen über romantische Phyllisternecker dahinzogen.“





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Junge Mädchen einst und heute

Nachdem ich den Artikel der Frau Magdalene Altheim im Augustheft des *Sümmers* mit großem Interesse gelesen habe, bin ich natürlich auch an der Erwiderung, welche Elsa Bindeck im Septemberheft derselben Monatschrift gegeben hat, nicht achtlos vorbeigegangen. Im Gegenteil, gerade die Erwiderung der letztgenannten Dame veranlaßt mich zu nachstehenden Zeilen und ich hoffe, man wird es mir nicht als Unbescheidenheit anrechnen, wenn ich mir als junges Mädchen erlaube, nochmals auf den Gegenstand zurückzutommen. Sind es doch unsere Ideale und Ziele, unsere Bestrebungen und Ansichten, um die es sich hier handelt, und vielleicht ist es möglich, Frau Altheim eine etwas wohlwollendere Meinung von uns modernen Mädchen abzugewinnen, wenn sie einmal die Ansicht eines hört, das schon seit längerer Zeit gelernt hat auf eigenen Füßen zu stehen.

Als ich auf die trefflichen und gehaltenen Ausführungen von Frau Altheim die meiner Ansicht nach ziemlich schroffe Entgegnung von Elsa Bindeck las, da war es mir zunächst, als hätte ich — da ich ja auch zu den modernen Mädchen gehöre — Frau Altheim etwas abzubitten. Denn auch wir modernen Mädchen wissen alle, denke ich, was wir unseren älteren und an Erfahrungen reicheren Mitschwestern schuldig sind, nämlich die kindliche Ehrerbietung vor den Anschauungen unserer Mütter und Großmütter, die selbst dort verschwinden darf, wo sich die alten Anschauungen mit unseren neuen nicht mehr decken. Wie würde es uns gefallen, wenn unsere Gedanken und Bestrebungen und unsere Ideale von unseren Enkeln dereinst kurzerhand als „sentimentaler Kram“ in die Rumpellammer verbannt würden? Und es war doch so vieles richtig und recht, was Frau Altheim gesagt hat. Gewiß, Sentimentalität ist ein sehr überflüssiger Ballast, der im Lebensschifflein des im Alltagskampfe stehenden jungen modernen Mädchens keinen Raum mehr hat. Hier gilt es zielbewußt und sicheren Blicks zu steuern, um die begonnene Fahrt zum glücklichen Ende zu führen. Für die Landpartien im Mondschein und für die Häkelkränzchen unserer Großmütter haben wir arbeitenden Mädchen von heute keine Zeit mehr übrig. Wir hören davon erzählen und es mutet uns an wie ein zierliches Märchen. Wir sehnen uns auch nicht danach, denn wir haben einen glänzenden Ersatz dafür in unserem Berufe. Wir wissen, welcher Art auch immer unser Beruf sein möge, wenn wir ihn mit Ernst und Pflichttreue er-

füllen, so nügen wir der Menschheit. Und darauf sind wir modernen Mädchen ebenso stolz, wie es unsere Großmütter auf ihr selbstgesponnenes Leinen und auf ihre Truhen selbstgenähter und gestickter Wäsche waren. Nicht Prahlerei und die Sucht nach dem Ausleben der eigenen Individualität, sondern viel öfter die bittere Notwendigkeit zwingt uns Mädchen heute, nach einem Beruf zu greifen, und ich glaube, mancher Vater atmet erleichtert auf, wenn sich die Tochter freiwillig einen eigenen Wirkungskreis geschaffen hat und so die väterliche Tasche nicht mehr in Anspruch nimmt, und manche verwitwete Mutter segnet die Stunde, in der die Tochter die Lebensbürde von den Schultern der Mutter fröhlichen Mutes auf ihre eignen kräftigeren legte und so den Kampf wagte. Heute stehen eine große Anzahl Mädchen fest und treu auf ihren oft recht verantwortungreichen Posten, Seite an Seite mit den männlichen Kollegen. So wie einst unsere Großmütter die schweren Kriegszeitern mit ihren Jugendfreunden durchlebt haben, so kämpfen wir mit unseren Jugendgenossen den zwar unblutigen, aber deshalb oft nicht minder bitteren Kampf des Lebens. Auch wir haben gemeinsame Bürden und haben auch, Gott sei Dank, oft die reine Freude am gemeinsamen Erfolg. Auch wir schließen Freundschaften mit den Genossen unserer Jugend und wir sind der fröhlichen Hoffnung, daß diese Freundschaften, die geknüpft wurden im regen Getriebe des Werteltags, wo tausend gemeinsame Interessen, Sorgen und Freuden zusammen getragen wurden, sich ebenso lebensfähig erweisen mögen, wie die unserer Mütter und Großmütter. Daß sich derartige Freund- und Kameradschaften schon in vielen Fällen zur Liebe vertieft haben, bedarf nicht erst der Erwähnung. Und solche Ehen, die gegründet sind auf gegenseitige Wertschätzung, tragen in sich die Gewähr für einen glücklichen Ausgang. Die nach der Meinung von Frau Altheim idealere Liebe, „die dem geheimen Zug verwandter Herzen entsprungen, sich in ernsten Seelen zur Freundschaft wandelt“, die bleibt für die Sonntagskinder des Lebens trotzdem bestehen; aber eben auch nur für die Sonntagskinder. Diese idealste Liebe wird auch heute und in Zukunft, denke ich, ebenso selten sein, wie sie es zu Großmütterzeiten war.

Es ist keine Gefahr vorhanden, daß ein modernes Mädchen ihre Pflicht als Frau weniger treu erfüllt, als unsere Mütter und Großmütter; denn draußen im Leben wird pünktlichste Pflichterfüllung verlangt, auch da, wo eine solche nicht immer bequem für uns ist. Wie sollten wir dort, wo die Liebe die Pflicht diktiert, weniger treu und beflissen sein? Die Frau, die als Mädchen im öffentlichen Leben gestanden hat, ist an Selbstsucht gewöhnt, weil sie stets an sich arbeiten muß, um mit der Allgemeinheit auszukommen. Sie wird deshalb viel eher in der Lage sein, sich in den Mann zu schicken, als vielleicht ein Haustöchterchen der alten Schule, dem niemals das Leben frisch um die Ohren geweht hat. Sie wird es verstehen, wenn der Mann abgesspannt und müde nach Hause kommt, und wird keine übertriebenen Ansprüche an seine Unterhaltungsgabe stellen. Sie wird ihn nicht mit den kleinlichen Sorgen des Haushaltes, mit Klatsch und lörichtem Geschwätz quälen, weil sie aus Erfahrung weiß, wie wenig man nach einem strengen Tagewerk aufgelegt ist, solchen Sachen Interesse abzugewinnen. John Ruskin ist uns modernen Mädchen nicht so ganz unbekannt, wie Frau Altheim anzunehmen geneigt ist. Das, was er „Von Frauen“ sagt, sind goldene Worte, die sich viele von uns längst eingepägt haben, und seine Frauenideale hat manche von uns schon längst zu ihren eigenen gemacht. Wie sollten wir auch nicht? Der Beruf absorbiert

doch nur den Geist und die Vernunft. Das Herz soll, muß und wird frei und empfänglich bleiben für alles Edle. Die Weiblichkeit werden auch wir modernen Mädchen uns jederzeit als unseren höchsten Schmuck bewahren, und nur überflüssige Stürmerinnen glauben ihrer entraten zu können. Rein wirklich echtes, wenn auch noch so modernes Mädchen wird sich die Grenzen von Moral und Sitte selbstständig erweitern. Sie wird diese Grenzen weder als Kriegsmauer ansehen, die eingerissen werden muß, noch wird sie sie bewußt als Schutzwehr zu benutzen brauchen, sondern, weil sie eben ein echtes Mädchen ist, wird diese Mauer ganz unsichtbar und ihr selbst unbewußt sie überall umgeben, und die männlichen Genossen werden diese Grenze stets fühlen, trotz aller Kameradschaftlichkeit und Freundschaft, und werden sie auch immer respektieren. Wenigstens darf ich sagen, daß ich diese Beobachtungen bisher unzählige Male haben machen können. Frei soll uns der Beruf machen, aber nicht frei von Moral und Sitte und auch nicht, wie es oft ebenso hochtrabend als albern heißt „frei vom Mann“, sondern frei von unseren Fehlern und Schwächen. Wir wollen geistig starke und bewußte Frauen werden, die nicht angewiesen sind auf den erniedrigenden Heiratsmarkt, sondern die ihre Persönlichkeit nur dem frei zu eigen geben, der auch ihre Liebe besitzt, sonst aber keinem und um keiner Vorteile und keiner „Versorgung“ willen. Wir wollen Mädchen sein, die sich selbst getreu sind und die ihre heiligsten und besten Güter nicht an den Meißelbietenden verkaufen, Mädchen, die es wagen, lieber allein durchs Leben zu gehen, als sich um jeden Preis einer, wenn auch oft noch so armseligen männlichen Führung anzuvertrauen. Frau Altheim sagt, daß die Ehen in der neueren Zeit nicht zugenommen haben, trotz der eifrig angestrebten Reformationen der Frauen und Mädchen. Sollte es vielleicht nicht richtiger sein zu sagen wegen dieser Reformationen? Wir jungen Mädchen von heute verlangen eben auch vom Mann eine Persönlichkeit und beugen uns nicht kritiklos vor seiner manchmal recht fragwürdigen „Männlichkeit“. Wenn unsere jungen Männer sehen, daß es uns allen ernst ist mit dieser Anschauung, so werden sie von selbst beginnen, ebenfalls an sich zu arbeiten, und „Der junge Herr des 20. Jahrhunderts“, den uns Karl Fichte im Oktoberheft 1906 des *Stürmers* von einer wenig idealen und begehrenswerten Seite vorgestellt hat, wird im Laufe der Zeit — so hoffen wir zuversichtlich — ganz von selbst von der Bildfläche verschwinden. Daß dieser Typus aber nie und nimmer wieder zum allgemeinen werden möge, das wird eines der edelsten Ziele derjenigen von uns modernen Mädchen sein, denen es bestimmt ist, dereinst als Frauen Söhne zu erziehen. Und dann werden wir auch die idealen Zustände haben, nach denen wir uns so sehnen und die wir modernen Mädchen erstreben.

Gertrud Siegert

* * *

Im August- und Septemberheft des *„Stürmer“* ist die Frage über „junge Mädchen einst und heute“ mit verschiedenem Ergebnis behandelt worden.

Ich möchte nun, aus meinen langjährigen Erfahrungen heraus, die ich in In- und Ausland auf diesem Gebiete gesammelt habe, auch einige Worte dazu sagen.

Zunächst muß ich bekennen, um jedem Mißverständnis aus dem Wege zu gehen, daß wir selbständigen Frauen gerade in den letzten Jahrzehnten viel erreicht haben. Zu unserer großen Genugtuung haben wir in unserer Mitte solche, die in Kunst, Literatur und Technik Hervorragendes geleistet haben und

noch leisten, die nicht ohne Erfolg mit dem starken Geschlecht um die Palme ringen. Wir sind aus dem jammervollen Zustande, wo wir dazu verdammt waren, auf „ihn“ zu warten, weil das Leben sonst keinen Inhalt für uns hatte, glücklich herausgelommen. Es fragt sich nur, — und da liegt meiner Ansicht nach der Kernpunkt der Sache — ob wir dabei auch glücklicher geworden sind. Und dieses gerade möchte ich, beim besten Willen, nicht pessimistisch zu sein, aufs entschiedenste bestreiten.

Wir wollen uns nicht mit „frauenrechtlerischen“ Redensarten über unsere mißliche Lage hinwegtäuschen, sondern der Wahrheit klar ins Auge schauen. In jeder öffentlichen Stellung sind wir nur „geduldet“. Der Lehrer steht in seiner Kollegin nach wie vor die „Minderleistungsfähige“ (ich spreche hier aus Erfahrung), für deren Mitarbeit er entweder ein hochmütiges Achselzucken oder ein mitleidiges Lächeln hat. (Ist doch auf dem Münchener Lehrertag die Äußerung gefallen, die Verweiblichung der Schule sei ein Ruin für Staat und Nation.) Der Kaufmann betrachtet seine Rivalin als diejenige, welche die Preise des kaufmännischen Marktes herunterbrückt. Nicht besser geht es in anderen Berufen. Ob mit Recht oder Unrecht, die Lösung dieses Problems überlasse ich anderen Leuten. Ich wollte hier nur die Tatsache feststellen, daß man durchaus keinen Grund hat, in die Lobeshymne über die glänzende Stellung der Mädchen einzustimmen.

Es wird auch nicht anders werden. Der Mann ist nun einmal Mann, und das Mädchen Mädchen. Wir — wenigstens die Gemäßigteren unter uns — wollen auch keine Gleichstellung mit den Herren der Schöpfung, weil wir, . . . nun, weil wir eben Frauen sind.

Die Ursache unserer Unzufriedenheit ist auf einer ganz anderen Seite zu suchen. Wir wollen es nicht mehr länger ertragen, daß wir hinter der „verheirateten“ Frau im Leben und in der Gesellschaft zurückstehen müssen.

Ist die Lehrersfrau mehr als die Lehrerin? Die Buchhalterefrau mehr als die Buchhalterin? Warum wird jenen vor diesen der Vorrang gegeben? Warum will man uns bemuttern, bemitleiden? Wir wollen nicht bedauert, sondern anerkannt sein! Anerkannt angesichts dessen, was wir leisten. Was die Verheiratete durch ihren Mann geworden ist, sind wir durch uns selbst, unsere Arbeit, unseren Fleiß, unsere Beharrlichkeit und Ausdauer.

Ibsens „Nora“ stößt den berechtigten Rotschrei aus: Ich will nicht mehr die Puppe des Mannes sein. Wir sträuben uns mit ehrlicher Entrüstung gegen die Zumutung, ein . . . ein Zwitterding der Gesellschaft zu sein.

Ich möchte hier nicht speziell deutsche Verhältnisse tadeln, anderwärts ist es nicht besser. Bei unseren Vettern jenseits des Kanals, im Lande der Frauenemanzipation, habe ich in dieser Hinsicht auch trübe Erfahrungen gemacht.

Auch dort ist die Verheiratete: the lady, the mistress of the house — die Dame, die Herrin des Hauses, unsereins aber: some girl — irgend ein Mädchen, im besten Falle: a well educated and clever girl — ein wohl erzogenes und gewandtes Mädel, jene aber: a fine lady, „because“ her husband is a . . . — eine feine Dame, weil ihr Mann das und das ist — meinetwegen etwas, was unserem Kommerzienrat gleichkommt.

Wann wird hier Wandel geschaffen werden? Ja wann?!

Klara Eifentrauf, Lehrerin





Mord — Preußens Palladium — Starke und stärkende
Männer — Der aus dem Ei gepellte Freisinn — Katholisch-
deutscher Frühling?

Mord ist Mord: der Satz bleibt in aller seiner Schärfe stehen. Keine politischen Möglichkeitserwägungen dürfen ihn ab-
stumpfen. Und Mord bleibt Mord, gleichviel von wem
und an wem er verübt wird.

Die Ethik kennt nicht zweierlei Maß. Sie richtet wie der gerechte
Richter ohne Ansehen der Person. Es sei denn, daß sie den Mächtigen
eben wegen der Fülle seiner Macht und Verantwortung strenger richtet,
als den mit minderer Verantwortung Begabten. Du sollst nicht töten:
das ist nicht nur für die Letzten im Volke gesprochen. Es gilt gleicher-
maßen für die Ersten. Und oft in noch höherem Maße.

Wieviel sittliche Entrüstung müßte die „gute Gesellschaft“ aufbringen,
wenn sie sich über jeden vom Staat und seinen Machthabern an Unschul-
digen verübten Mord aufregen wollte! Rechnet man sämtliche von Re-
volutionären vollbrachten Attentate zusammen —: ihre Zahl verschwindet
gegen die Massenmorde, die weltliche und geistliche Obrigkeit an politisch
und religiös Andersgesinnten begingen. Noch aus der neueren und neuesten
Geschichte lassen sich Beispiele die Fülle anführen. Von einem „Sturm
der Entrüstung“ aber ist gerade in den Kreisen, die bei Attentaten gegen
Hochstehende besonders heftig von ihm geschüttelt werden, kaum ein Hauch
zu spüren.

Nur wenn wir Willkür und Verbrechen in jeder Form und Gestalt
verabscheuen lernen, wenn ein Geschlecht aufgewachsen ist, dem dieser Ab-
scheu schon im Mutterleibe überkommen ist, werden auch die politischen
Willkürakte und Verbrechen aufhören. Es läuft aber noch zuviel geduldetes
und gebilligtes Verbrechen frei und fröhlich in der Welt umher, als daß
es nicht für Nachkommenschaft sorgen sollte. Was wird nicht alles durch
die „Staatsräson“ nicht nur entschuldigt, sondern auch mit einer Gloriole
umwoben! Wofür alles muß sich nicht noch die Jugend im Geschichts- und

Religionsunterricht „begeistern“. Forschen wir ehrlich nach den Maßstäben unserer Wertung historischer Persönlichkeiten, so stoßen wir am letzten Ende nicht auf ethische Werte, sondern auf den Erfolg. Mancher gefeierte „Held“ haben wie drüben würde heute von seinem „dankbaren Vaterlande“ verflucht werden, wäre ihm sein auf Kosten des Volkes unternommenes Wagestück mißlungen; manchen auch hätte eben dieses Volk elend zur Strecke gebracht.

Nun ist — in Lissabon — wieder ein grauenvoller Mord begangen worden. Nicht weniger grauenvoll, weil er politisch ist. Mord ist Mord, aber der politische Mord löst noch ein anderes Grauen aus als das reinmenschlich-persönliche. Er enthüllt uns Abgründe, die uns im Alltagsleben verborgen bleiben, an die wir erst wieder glauben, wenn sie ihr Opfer verschlungen haben. Wie der gemeine Mord uns die im Menschen noch unbezähmte Bestie offenbart, so der politische den Urstand der Natur, in den unsere zivilisierte Gesellschaft trotz all ihrer schönen „Kultur“ und „Humanität“ immer wieder zurückfällt. Denn dieser Rückfall vollzieht sich allemal, wo Gewalt und Willkür Vernunft und Geseßlichkeit beiseite stoßen und in blinder Leidenschaft durchs Ziel gehen wollen.

Gewalt und Willkür oben, Umsturz der Verfassung, rechtswidrige Bereicherung auf Kosten des Volksvermögens, Aufhebung der persönlichen Sicherheit bis zur Einkterung aller auch nur ihrer Gesinnung wegen „Verdächtigen“ —: viel mehr konnte sich die russische absolute Despotokratie auch nicht leisten. Und unten sollte alles ruhig bleiben? Wo keiner, der nicht etwa in Gunst und Sold des Diktators stand, noch sicher war, ob er nicht heute oder morgen als „verdächtig“ aufgegriffen und unschädlich gemacht werden würde? Der Korrespondent eines so staatsfrommen Blattes, wie der „Berliner Lokalanzeiger“ des mehrfach allerhöchst dekorierten Herrn August Scherl, drückt sein ungeheucheltes Erstaunen darüber aus, daß diese Wirtschaft so lange vom Volke ertragen werden konnte:

„Wie es kam und warum es geschah, daß der König ermordet wurde? Das Maß des Königs war schon längst zum Überlaufen voll. Die Entrüstung des portugiesischen Volkes war durch den Mißbrauch seiner Gutmütigkeit durch den König und seinen Premierminister bis zur Empörung gestiegen, und wenn der König heute nicht mehr zu den Lebenden zählt, so hat er sich das selbst zuzuschreiben, und wenn Joao Franco heute noch zu den Lebenden zählt, so hat er sich das nicht selbst zuzuschreiben. Der Mann hat eben bei allem, was er getan und gelassen hat, ein enormes Glück gehabt. So auch diesmal wieder — der Wagen, in dem er den König begleiten sollte, war durch irgendeinen Zwischenfall aufgehalten worden und hatte daher einen großen Abstand vom Königswagen erhalten!

Als vor einigen Monaten der Redakteur eines Pariser Blattes den König über die von Joao Franco eingefetzte Diktatur befragte: „Und glauben Ew. Majestät, daß das Volk sich mit der Diktatur einverstanden erklären wird?“ da antwortete der König mit einem überlegenen Lächeln:

„Das Volk? Das Volk freut sich, wenn man es in Ruhe läßt!“ In der That ist die Geduld des portugiesischen Volks von dem König und seinem Expremierminister auf eine enorm harte und langwierige Probe gestellt worden, und ich als Zuschauer und Mitglied einer fremden Nation habe mich immer darüber gewundert, wie es möglich sei, daß ein Volk sich so nach Gutdünken eines Ministers behandeln ließ. Vor etwa 14 Tagen ging der König nach der Villa Viçosa auf die Jagd. Franco, der, wie der König ja selbst früher bei einer Gelegenheit erklärt hatte, ‚Carte blanche‘ hatte, zu schalten und zu walten, wie er es für richtig hielt, nützte diese seine Lage gehörig aus. Er ließ eines Abends bei Gelegenheit einer kleinen republikanischen Kundgebung die sämtlichen Häupter der republikanischen Partei und solche Leute, die den Polizisten als republikanisch gesinnte Männer bekannt waren, gefangennehmen und in die Festungswerke einsperren. Da er eigentlich kein Recht zu einer solchen Maßregel hatte, denn es gab noch nicht die Aufhebung persönlicher Garantien, auf Grund deren jeder Portugiese ohne vorher erlassenen Haftbefehl von irgendeinem Polizeiaгент verhaftet werden konnte, sandte er einen seiner Sekretäre zum König nach Villa Viçosa, um das Dekret, das so rücksichtslos wie sein ganzes Vorgehen war, durch die Unterschrift und Sanktionierung des Königs zu einem berechtigten Staatsakt zu stempeln. Und das Dekret wurde — zum großen Erstaunen der Bevölkerung — vom König ohne weiteres unterzeichnet und damit eine Lage für die Portugiesen geschaffen, die tatsächlich unerträglich war. Alle Welt war erbittert über das gewalttätige Vorgehen des Diktators und über den König, der ja früher bei einer Gelegenheit unumwunden erklärt hatte, Soao Franco sei in seinen Augen der richtige Mann am richtigen Fleck, nachdem er, der König, schon lange Zeit sich umgesehen habe.“

Was die „Deutsche Tageszeitung“ über die „Ämter“ erzählt, die in diesem glücklichen Lande zu vergeben waren, klingt in der That „geradezu unglaublich“. „In manchen Regimentern kam auf nur drei bis vier Leute ein Offizier; und der Umstand, daß diese zahllosen Offiziere nicht allzu hoch besoldet werden konnten, hatte nur wieder Durchstechereien und Korruption aller Art im Offizierkorps zur Folge. Es existierten eine ganze Reihe parlamentarischer und königlicher Kommissionen, die jahraus, jahrein tagten und hohe Diäten bezogen, ohne irgendwelche Arbeit zu leisten oder auch nur Berichte zu erstatten. Und es gab natürlich auch sonst eine Menge überflüssiger Beamtenposten. Der hübscheste von ihnen war vielleicht jener eines ‚Fütterers der königlichen Katzen‘, den eines Tages die ledige Verwandte eines Ministers erhielt, und der so reich dotiert wurde, daß diese Dame noch ein halbes Duzend ihrer Freundinnen an ihrer zweifellos äußerst anstrengenden Arbeit mitwirken lassen konnte; und da es in Portugal ebenso wie anderswo ledige Damen gibt, die Katzen gerne haben, so ist dieser Posten nicht wieder eingezogen worden, sondern hat sich unter jedem neuen Ministerium unverändert erhalten.“

Man sollte meinen, daß so traurige Anlässe wie dieser auch einmal zu tiefer greifenden Betrachtungen anregen könnten, als nur zu dem regelmäßig wiederkehrenden, schon mehr automatenhaft ausgestoßenen Ruf nach „mehr Polizei“. Aber mit diesem Ruf und der ebenso unvermeidlichen fröhlichen Behauptung, die „Sozialdemokratie sei schuld“, scheint die patentierte Weisheit der in Staatsrettung reisenden Blätter in allen Tiefen erschöpft. Ein so handwerksmäßiges, sich immer wiederholendes Verfahren macht doch schon mehr den Eindruck eines fertigen, im Redaktionspult bereit gehaltenen Klischees, als — den beabsichtigten. Und dann: „Hat denn nicht gerade die Geschichte Spaniens und Portugals eklatant gezeigt, daß die Polizei mit dem Anarchismus nie fertig werden kann?“ Mit Recht wirft der „Vorwärts“ die Frage auf. „An politischen Verfolgungen und Brutalitäten scheußlichster Art hat es dort sicher nicht gefehlt — der Anarchismus ist aber dadurch nicht eingedämmt, sondern umgekehrt großgezogen worden. Gehen wir nun aber weiter, von der Polizeitaktik zur allgemeinen politischen Taktik hinüber. War denn der politische Mord in Portugal das Ergebnis eines Übermaßes von Freiheit? War er nicht vielmehr die Folge der politischen Diktatur? Will man keine Vogelstraußpolitik treiben, so wird man sich nicht mit moralischer Entrüstung behelfen, sondern aus diesen Zusammenhängen wichtige politische Lehren ziehen. Die Macht des modernen Staates besteht darin, daß er ein kompliziertes Gebilde mit mannigfaltigen Funktionen darstellt, innerhalb dessen sich das gesellschaftliche Leben abspielt. Diese ganze Mannigfaltigkeit der Organisation und der Funktionen wird durch die Diktatur, die alles in einer Hand vereinigt, außer Betrieb gesetzt. Die Diktatur hebt de facto den Staat auf! Darum findet die omnipotente Regierungsgewalt oben ihre Ergänzung in anarchischen Zuständen unten. Das ist in Portugal, das ist in Rußland der Fall! Da die große öffentliche Tätigkeit der politischen Parteien inhibiert wird, so entwickeln sich politische Sekten, Verschwörergruppen, und es entsteht ein Guerillakrieg ohne Maß und ohne Wahl der Mittel. So schafft diese wahnwitzige Unterdrückungspolitik sinnlose Zustände, unter denen eine Handlung, die an und für sich irrationell ist, sich noch als politisch zweckmäßig erweisen kann. Wie eben jetzt in Portugal. Denn man mag sich noch so sehr auf den Kopf stellen, so wird man die Tatsache nicht aus der Welt schaffen können, daß dieser Königsmord fürs erste zum Sturz der Diktatur Franco geführt hat.

Ein anderes, was uns von der Bourgeoisie unterscheidet, liegt auf dem Gebiet der Moralaesthetik. Der Gegensatz zwischen der Gutmütigkeit des König Carlos und der Brutalität der Diktatur verschärfte nach unserem Empfinden die Tragik der Situation. Tausende schrien nach Brot, Tausende lagen im Staube, aber über dem Elend, dem Jammer, über den Leichen und den brennenden Wunden des Volkes schwebte mit glücklich behäbigem Lächeln diese . . . ‚übermäßig beleibte Gestalt‘ und bekam rosige

Baden! So waren die Gegensätze, und wir scheuen uns nicht, sie tatsachengetreu darzustellen. Ein anderes aber ist es, wenn man . . . erst ein brühwarmes Mitgefühl mit dem König ostentativ zur Schau trägt, um ihn gleich darauf, mit traurigem Munde und listig zusammengekniffenen Augen, sich als Bortshirer Schweinchen zur Belustigung des Publikums vorzuführen. Dafür haben wir kein Verständnis . . .“

Sollte man's nicht einmal auch mit dem Appell an die guten Instinkte im Menschen versuchen? Und an die Vernunft? Mit Gewaltmitteln hat man's ja lange genug, man kann sagen: immer versucht. Wie wär's mit tapferer, hingebungsvoller Reformarbeit in Staat und Gesellschaft, in Kirche und Schule? Mit Ausbreitung wahren Christentums und wahrer Aufklärung? Und mit der Vorbedingung zu alledem: mit dem Verstehenwollen auch Andersgearteter und Andersgesinnter, sofern sie nur immer das Gute, gleichviel auf welchem Wege, suchen? Mit gegenseitigen Schmähungen, Verdächtigungen, Bezichtigungen rücken wir nur immer weiter vom Ziele ab, das uns doch allen am letzten Ende ein gemeinsames ist und sein muß.

Sa, wenn's nur auf die Polizei ankäme! Auf Polizei, Staatsanwalt und Gericht. Was wird denen nicht alles in diesen Tagen wieder zugemutet! Mehr als sie mit ihrer Eidespflicht und persönlichen Ehre vereinbaren könnten. Rief doch erst kürzlich ein Mitglied der sogenannten preussischen Volksvertretung nach einem Tessen Dorf, einem unbedenklichen Rechts-handwerker, der die Sozialdemokratie mit Stumpf und Stiel ausrotten solle. „Wie einst Jordan von Kröcher“, quittiert dankbar der „Vorwärts“ dieses staatserbaltende Bekenntnis, „in seiner Angst vor dem Anschwellen der Arbeiterbewegung schrie nach dem Gewaltmenschen ohne Hirn, aber mit starken Nerven, so schrie diesmal der von Brandenstein, da ihm der Wahlrechtskampf Pein macht, nach einem Juristen ohne juristische Bedenken, nach einem starknervigen Staatsanwalt, der ohne allzu feines juristisches Wissen und Gewissen, aber mit um so mehr staatsretterischem Eifer konstruiert, wo er kein Beweismaterial findet! Her mit einem Mann vom Kaliber Tessen Dorfs, dem Typ des beschränkten Bureauraten und unbedenklichen Rechts-handwerkers, der mit Gefängnisstrafen eine weltgeschichtliche Bewegung, mit Vereinsauflösungen eine Partei wie die Sozialdemokratie glaubte ersticken zu können.

Nichts gelernt und alles vergessen! Der Junker Brandenstein, der die Manen Tessen Dorfs anruft und nicht weiß, daß die Ara Tessen Dorf eine Zeit kräftigen Fortschritts der Sozialdemokratie war, der nicht weiß, daß dieser juristische Handlanger Bismarcks durch sein blindwütiges Dreinhauen auf die sozialdemokratischen Organisationen das größte Hindernis für die Vereinigung der damals noch getrennten beiden sozialistischen Parteien Deutschlands, nämlich die strittige Organisationsfrage, hinwegräumen mußte, dieser nichtswissende Junker gibt ein getreues Abbild seiner Rasse . . .

Es war im Jahre 1874, als Lessendorf seinen berühmten Feldzug gegen den Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein begann. Der Schließung der Organisation der Lassalleaner folgte bald darauf die der Eisenacher. Zerstören wir die sozialdemokratische Organisation, und die Sozialdemokratie ist nicht mehr! Das war der Leitgedanke der Lessendorffschen Aktion. Schon vor dem Erlaß des Ausnahmegesetzes war die Sozialdemokratie auf dem Gebiet des Vereinsrechtes vogelfrei — was alle anderen Parteien ungestraft tun durften, war ihr verwehrt. Eine über das ganze Reich sich erstreckende Zentralorganisation wurde ihr unmöglich gemacht. Lessendorf hatte im ganzen Reiche gelehrige Schüler gefunden; die sozialdemokratischen Organisationen waren zerstört. Und die Sozialdemokratie? Sie lebte und gedieh! Sie stieg von 180319 + 171351 = 351670 Stimmen, die bei den Wahlen von 1874 auf die Lassalleaner und die Eisenacher fielen, auf 493447 Stimmen bei den Wahlen von 1877, sie vermehrte ihre Pressorgane und die Leserschaft ihrer Blätter, sie steigerte ihre Einnahmen. Die aufgelöste Partei überstand die wüste Attentatsbeize des Jahres 1878, die aufgelöste Partei hatte in den Jahren der Ura Lessendorf so viel innere Kraft und solchen festen Zusammenhalt gewonnen, daß der Hammer des Sozialistengesetzes sie nicht zermalmen, sondern nur noch fester schmieden konnte.

Das ist das Ergebnis der Lessendorffschen Staatsrettung. Sie hatte sich dabei nicht auf die Zerstörung der sozialdemokratischen Organisationen beschränkt. Auch gegen die ‚Heser‘, die ‚Rädelsführer‘ ging dieser Staatsanwalt mit demselben Eifer und derselben energischen Ausweitung der juristischen Begriffe vor. Schon in Magdeburg hatte er sich darin hervorgetan und den Blick der Regierung auf sich gelenkt. So ward er denn nach Berlin berufen, wo er seine Fähigkeiten auf größerem Gebiet betätigen konnte und wo er in der siebenten Deputation des Berliner Stadtgerichts ein Richterkollegium fand, das für seine Art tiefes Verständnis bewies. Vor dieser Kammer wurde im Januar 1874 der Genosse Heinsch, der Berliner Vertrauensmann der Eisenacher, wegen Aufreizung und anderer Verbrechen, begangen durch den Abdruck eines seit Jahren verbreiteten und niemals beanspruchten Arbeiterliedes auf der Rückseite einer Einlaßkarte, zu einem Jahre Gefängnis verurteilt. Der Staatsanwalt hatte zwei Jahre Gefängnis beantragt. Gegen Most beantragte Lessendorf bald darauf 2 $\frac{1}{2}$ Jahre Gefängnis, weil er in einer Rede über die Pariser Kommune die Bemerkung gemacht hatte, daß eine Revolution unvermeidlich sei, wenn sich die herrschenden Klassen nicht rechtzeitig zu Reformen entschließen. Die Richter gaben anderthalb Jahr Gefängnis. Dergleichen Anträge auf Grund der berückichtigten Raufschutparagrafen über Aufreizung, Schmähung von Staatseinrichtungen usw. hat Lessendorf noch manche gestellt und noch manche ähnliche Schreckensurteile, wie die oben angeführten, gegen Sozialdemokraten erzielt. Den stetigen Fortschritt der Sozialdemokratie aber hat die Lessendorfferei nicht einen Moment zum Stocken bringen können.

Und was dem Staatsanwalt Tessenborn an der jungen Sozialdemokratie der siebziger Jahre nicht gelang, das wird einem Nachfolger an der Dreimillionenpartei sicher nicht gelingen. So wahnsinnig, so unglaublich beschränkt 1874 der Gedanke war, die Sozialdemokratie durch die Zerschmetterung ihrer Organisation, durch die drakonische Verurteilung ihrer Führer zu vernichten, er war immerhin noch entschuldbarer als die Einbildung des Junkers Brandenstein im Jahre 1908, mit Strafverfolgungen lasse sich der Wahlrechtskampf des preussischen Proletariats aufhalten.

Der Kampf ums Wahlrecht, das mögen sich die preussischen Junker und die preussischen Reaktionäre aller Schattierungen, das mag sich die preussische Regierung gesagt sein lassen, wird weiter gehen, unbekümmert um die wilden Drohungen der Scharfmacher, unbekümmert um die Maßnahmen der Minister und Staatsanwälte. Wenn die Herrschenden Preußens der Welt das Schauspiel bieten wollen, daß Arbeiter bestraft werden, weil sie das nämliche getan, was unter dem Beifall des Kanzlers und des Kaisers unter dem Schutz der Polizei Ordnungsparteiler ungestraft tun durften — mögen sie es tun. Wir werden die Opfer bedauern, aber wir wissen, daß sie nicht umsonst fallen werden! . . ." Das Recht, „auf den Straßen friedlich zu demonstrieren“, werde sich die Arbeiterschaft „nicht nehmen lassen“.

Ob dieses Recht nicht doch überschätzt wird? Das eine und andere Mal können ja wohl auch Straßendemonstrationen von nachhaltiger Wirkung sein. Erobern aber wird man Rechte in Preußen-Deutschland kaum noch durch so primitive Veranstaltungen. Auch der Abgeordnete Wolfgang Heine bekennt sich in den „Sozialistischen Monatsheften“ zu dieser Ansicht: „Versammlungen, Resolutionen, selbst Straßendemonstrationen mögen den Beteiligten für den Augenblick Lust und Mut erhöhen; die Herrschenden, die sich im Besitze unüberwindlicher materieller Machtmittel wissen, werden sich dadurch nicht um einen Soll von ihrem Standpunkt abbringen lassen.“ Nicht auf die Herzen der Regierenden müsse zu wirken gedacht werden, sondern auf die des Volkes und zwar aller Klassen des Volkes:

„Die Ungerechtigkeit des Dreiklassenwahlrechts, der Schwindel der öffentlichen Wahl treffen ohne Unterschied der Parteistellung den größten Teil des ganzen preussischen Volkes, alle, die nicht in den ersten Klassen wählen, alle, die sich in nicht völlig unabhängiger Stellung befinden. Es ist größtenteils Täuschung, wenn behauptet wird, die preussische Wahlverfassung stütze den Mittelstand. Der größte Teil des sogenannten ‚Mittelstands‘, Handwerker, mittlere Kaufleute, Beamte, Studierende aller Art, wählt in der dritten Klasse mit den Proletariern. Das Wahlrecht ist lediglich plutokratisch und macht auf dem Lande die Großgrundbesitzer, in den Städten die Kapitalisten zu Herren über die Geschicke Preußens. Demgemäß ist denn auch die preussische Politik ausgefallen, lediglich im Interesse von Junkern und Großindustriellen und für die Allmacht der Bureaucratie.

Die Bauerngemeinden, die konservativ gesonnenen Köstäten und Häusler werden im selben Maße, wenn auch mittels anderer Methoden, geschädigt wie die gesamte städtische Bevölkerung vom Birsianer bis zum Kleinbürger hinunter. Daß der Staat ländlichen und städtischen Arbeitgebern gegen ihre Arbeiter beisteht, ist eine Scheinentschädigung, ebenso wie das allgemeine Ehrenzeichen und der ‚rote Adler vierter‘ für die schlecht bezahlten und in ihrer Überzeugungsfreiheit unterdrückten Beamten. Was die Angehörigen der sogenannten ‚liberalen Berufe‘ durch das Dreiklassenwahlrecht an Einfluß und Ansehen gewinnen sollen, wird niemand nachweisen können. Lehrer, Geistliche, Universitätsgelehrte spüren fortwährend den preußischen Büttel im Nacken. Allgemein ist die Klage über die geistige Stagnation in Preußen, über die Unfähigkeit der Bureaucratie aller Art, den Anforderungen der Gegenwart gerecht zu werden, über geistige Enge, Anmaßung und Willkür in der Verwaltung. Man empfindet dies auch außerhalb der Sozialdemokratie aufs lebhafteste. Dies ist der wahre und bis zu einem gewissen Grade verständliche Grund, weshalb die ‚Gebildeten‘ sich von der Politik angeekelt fühlen und vor ihr fliehen. Nirgends ist ein frisches fröhliches Vorwärts bemerkbar, überall Stillstand oder Rückschritt, während in anderen deutschen Bundesstaaten doch kleine Fortschritte zu verzeichnen sind. Das alles wird empfunden. Noch aber ist man sich außerhalb der Sozialdemokratie wenig klar darüber, daß diese geistige Ode und Rückständigkeit, diese Tradition in Verwaltung, Kirche, Schule, Universität, überhaupt auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens in Preußen zum guten Teil durch das Dreiklassenwahlsystem aufrechterhalten und gefördert werden. Die Erkenntnis von der Unleidlichkeit dieser Zustände muß sich aber allmählich auch unter den Anhängern anderer politischer Überzeugungen durchsetzen, denn in Wahrheit haben diese ebensoviel Interesse an ihrer Beseitigung wie die Sozialdemokratie. Diese Volkstreife können sich auf die Dauer nicht dadurch täuschen lassen und dabei beruhigen, daß konservative, Merikale und liberale Politiker die Plätze des Abgeordnetenhauses einnehmen. Denn schließlich kommt es doch nicht darauf an, daß man vertreten wird, sondern wie es geschieht. Bei der Dreiklassenwahl kommen weder die materiellen Interessen der verschiedenen bürgerlichen Volksschichten — seien sie nun konservativ, liberal oder katholisch-Merikal — zu ihrem Rechte, noch ihre politischen Ideale und Ziele. Der Boden des Dreiklassenwahlrechts mit öffentlicher Stimmabgabe und veralteter Wahlkreiseinteilung ist kein Kampfesfeld, auf dem die politischen Ideen ihre Kräfte messen, in positiven Leistungen miteinander wetteifern könnten.

Das Dreiklassenwahlrecht nützt lediglich der Bureaucratie und den engen Kreisen, deren gehorsamer Diener sie ist; daneben noch den Drahtziehern der bürgerlichen politischen Fraktionen. Den Staatsbürgern selbst, die politische Interessen zu vertreten haben oder politische Begeisterung besitzen, welcher Richtung sie auch angehören mögen, ist es nachteilig. Es wird weggefegt werden, sobald die Wähler auch außerhalb der Sozial-

demokratie anfangen das politische Handeln der Parteien und ihrer Führer schärfer zu kontrollieren, diese nicht als Selbstzweck, sondern als Mittel zur Durchführung bestimmter Aufgaben zu betrachten; oder mit andern Worten: sobald dort die autoritäre Politik durch eine konservative, hierarchische oder liberale Volkspolitik ersetzt sein wird. Daß dies eintreten muß, ist unzweifelhaft, wenn auch bisher in den Massen der nichtsozialdemokratischen Wähler noch nicht allzuviel Verständnis dafür vorhanden sein mag. Solche Erkenntnis entwickelt sich latent und kann einmal sehr schnell durchbrechen und allgemein zum Bewußtsein gelangen.

Die Agitation für eine Änderung des preussischen Wahlrechts ist noch viel zu jung, erscheint auch Außenstehenden noch viel zu einseitig als sozialdemokratische Parteisache, um schon in allen Kreisen das nötige Verständnis gefunden zu haben.“

„Wie lange“, fährt der Verfasser fort, „hat es gedauert, bis selbst in der Sozialdemokratie die Bedeutung des preussischen Landtags für das kulturelle Leben des deutschen Volks erkannt wurde! Wie isoliert standen noch 1898 die wenigen, die damals verlangten, daß die Partei durch eine dem Zweck angepasste Beteiligung an den Landtagswahlen Einfluß auf die Zusammensetzung und die Politik der liberalen Landtagsfraktionen und damit auf den Landtag selbst gewinnen, wenn möglich auch einige sozialdemokratische Abgeordnete hineinbringen sollte! Wäre dies damals geschehen, wäre in diesen zehn Jahren im Landtage selbst unaufhörlich und energisch auf eine Reform gedrängt worden, so wären heute weder Bülow's Erklärung noch Fischbeck's Antwort möglich gewesen. Selbst die Sozialdemokratie beschäftigt sich erst seit kurzem kräftiger mit den preussischen Fragen und, wie alle zugestehen, noch lange nicht kräftig genug. Also müssen wir Geduld haben mit den anderen Seilen der Bevölkerung und vor allem ihr Interesse zu erwecken suchen. Betreiben wir die Erörterung der preussischen Politik unermülich und geschickt, benutzen wir die bevorstehenden Landtagswahlen klug zur Förderung der Wahlreform in Preußen, und lassen wir keinen Zweifel darüber, daß es uns dabei nicht darauf ankommt, Stimmenfang zu treiben, sondern das preussische Volk vom Joch des Dreiklassenwahlrechts zu befreien, so können wir es vielleicht sehr bald erleben, daß man auch in nichtsozialdemokratischen Volkskreisen sich für das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht zum preussischen Landtag erwärmt und die Parteiführer zwingt, dafür einzutreten.“

Die Sozialdemokratie kann weder erwarten noch auch wünschen, daß alle, die von dem erstrebten Wahlrecht einen Vorteil haben würden, der sozialdemokratischen Partei beitreten; das wird denn doch noch durch andere Gegensätze materieller und idealer Art ausgeschlossen. Es könnte der Sozialdemokratie sogar gleichgültig sein, wenn etwa — was nicht wahrscheinlich ist — eine kraftvolle Agitation anderer Parteien für die Wahlreform den Zustrom mancher Volksteile zur Sozialdemokratie etwas ablenkte oder aufhielte. Was die Partei dadurch an Anhängern verlieren könnte, gewänne



LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

sie zehnfach an der Auffrischung des gesamten politischen Lebens in Deutschland. Ubrigens kommt es, wie schon bemerkt, der Sozialdemokratie auf die Sache an und nicht auf ihr Parteiinteresse. Die preußische Wahlreform ist etwas, das außerhalb und über den Einzelinteressen der Parteien steht.

Diese Frage greift aber auch über die Grenzen Preußens hinaus, es ist eine deutsche Frage. Darüber ist man sich freilich außerhalb Preußens längst klar. Man fühlt dort schmerzlich, wie das gesamte geistige und politische Leben Deutschlands durch die Rückständigkeit Preußens zurückgehalten wird. Aber man fühlt es nicht selten mit einer gewissen heimlichen Freude, daß man selbst wenigstens ein Stück weiter ist. Auch das sollte ein Grund für das preußische Volk sein, die Fesseln des veralteten Wahlrechts abzuschütteln. Jedes Wahlrecht ist besser als das preußische Dreiklassenwahlrecht. Kindisch sich darauf zu berufen, das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht, wie es im Reiche gilt, hätte auch seine Mängel. Gibt es etwas in der Welt, das keine Mängel hätte? Jedes Mittel, wodurch in der Gesellschaft Ideen verwirklicht werden sollen, ist vom Standpunkte der Idee aus unzulänglich. Aber man zeige ein Wahlrecht, das Besseres leistet als das Reichstagswahlrecht! Es trägt politisches Interesse bis in die letzte Stütze hinein und, was schwieriger ist, bis auf den Frühstückstisch des Satten und Reichen, bis an den Schreibtisch des Studierenden. Der törichte Gedanke, durch Pluralstimmen für erfolgreiche Examen den berechtigten Einfluß der ‚Bildung‘ zu sichern, sollte gerade von den Gebildeten mit Hohngelächter abgewiesen werden, denn er zeigt einen unglaublichen Mangel an Verständnis für das, was wirklich Bildung genannt zu werden verdient. Als ob Bildung etwas mit Staatsprüfungen, etwa mit dem Einjährigengzeugnis, zu tun hätte! Als ob nicht gerade das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht wahrer Bildung, wirklichen Leistungen das günstigste Feld zur Betätigung böten! Und dies Recht, sich durch eigene Leistungen Einfluß zu schaffen, ist doch wohl das wahrhaft begründete Recht der Bildung.

Reges politisches Leben, politisches Interesse sind die unerläßlichen Voraussetzungen für politische Leistungen eines Volkes. Man berufe sich nicht darauf, daß der auf Grund des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechts gewählte Reichstag als solcher auch nicht so viel leistet wie idealen Anforderungen entspricht. Dies liegt einmal daran, daß im Kampfe der Interessen und Parteien gegeneinander positive Ziele sich nur schrittweis durchsetzen; außerdem aber würde auch der Reichstag mehr leisten können, wenn nicht der rückständige Einfluß Preußens im Bundesrate ihn so oft zur Unfruchtbarkeit verurteilte. Dies dem ganzen Volke ohne Rücksicht der Parteistellung klarzumachen, das Bewußtsein von der Unerträglichkeit der preußischen Wahlrechtszustände überall zu erwecken, ohne Rücksicht auf die Parteiinteressen und die Parteistellung: das ist der einzige Weg, auf dem das preußische Dreiklassenwahlrecht überwunden werden kann . . .“

Von der indirekten Wahl und der öffentlichen Stimmabgabe möchte die Berliner „Volkszeitung“ erst gar nicht reden. Denn wer auch nur eine der beiden Einrichtungen heutzutage noch verteidigt, bewege sich in seinen Anschauungen unterhalb des Niveaus, von dem aus über politische Fragen überhaupt noch ernstlich verhandelt werden kann. „Über das allgemeine und gleiche Wahlrecht! Da muß immer wieder das alte Argument herhalten: Wie kann der Steinklopfer August Rulicke dasselbe Stimmrecht haben wie der Fürst Bülow! Mit dieser Frage ist, so meint man, das allgemeine und gleiche Wahlrecht abgetan. Mit Verlaub! Fürst Bismarck war auch Reichskanzler. Und wenn er auch beim Lächeln kein Grübchen aufwies wie Bülow, und nicht mit so aalglatten Worten um sich herumzureden wußte wie Bülow, so wird doch niemand behaupten, daß Bismarck nicht ein bedeutenderer Mann war als Bülow. Gleichwohl ist Bismarck der Vater des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Stimmrechts in Deutschland geworden . . .

Was war denn für Bismarck der Sinn des allgemeinen und gleichen Wahlrechts? Was wollte er mit dem Grundsatz: Ein Mann, eine Stimme? Und welches ist die Erwägung, aus der heraus alle Freunde des allgemeinen gleichen Stimmrechts es heute auch für Preußen fordern?

Der Sinn ist der, daß nicht die Gesamtheit des Volkes in zwei voneinander getrennte Klassen geschieden werde: in die Klasse der Bevorrechteten und in die Klasse der Entrechteten. Das Volk in seinen breiten Massen ist keine Hammelherde, die von dem Schäfer und seinen Hunden ohne eigenen Willen auf den Futterplätzen umhergetrieben oder nach Belieben der Treiber in den Stall gesperrt wird. Die Masse des Volkes ist auch kein wildes Tier, das man an die Kette legen muß. Die Masse des Volkes ist vielmehr die breite Basis, auf der das Staatswesen sich aufbaut. Ohne diese breite Masse ist überhaupt kein Staatswesen möglich. Auf dem Fleiße, der Schaffensfähigkeit, der wirtschaftlichen Kraft dieser Masse beruht die Möglichkeit eines nationalen Daseins. Unter den 25.000 Großgrundbesitzern des Deutschen Reiches mögen sich ja ganz wertvolle Individuen befinden, die hier und da auch eine ganz nützliche Tätigkeit ausüben. Aber für die Erhaltung des Staatsganzen sind sie nicht schlechtweg unentbehrlich. Als Raste und als Ausnutzer ihrer unberechtigten Privilegien ist ihr Wert für den modernen Staat sogar höchst zweifelhaft. Dagegen ist der Wert von 10 Millionen Arbeitern für den Bestand Preußens und des Deutschen Reiches nicht zweifelhaft. Was diese Millionen von Arbeitern an wirtschaftlichen Werten produzieren in zahllosen Werkstätten, in tausenden von Fabriken, im Schoße der Erde, wie im Tageslicht, um Mittag wie um Mitternacht — das ist es, was den Nationalreichtum schafft, was Deutschland exportfähig macht, um es überhaupt in seiner wirtschaftlichen Machtstellung gegenüber den anderen Kulturvölkern zu erhalten. Und kann irgend eine Raste von 25 000 Privilegierten dem Deutschen Reiche die nationale Selbständigkeit verbürgen oder sichern? Wo bliebe das Reich

wenn sie allein das deutsche Heer formieren sollten? Nun ja, bei der Erhaltung der nationalen Selbständigkeit, da weiß man den Mann aus dem Volke zu schätzen! Da weiß man, was die Masse bedeutet. Da heißt es: die allgemeine Wehrpflicht ist eine der Grundsäulen unserer Existenzmöglichkeit! Das Recht, seine wertgeschätzte Persönlichkeit vor dem Feinde einzusetzen, sich für das Vaterland zum Krüppel oder totschießen zu lassen, dieses heilige Recht wollen wir auch nicht dem Geringsten unter dem Volke vorenthalten! Das Vorrecht, ihr Leben vor dem Feinde zu opfern, das dürfen wir den ‚oberen Zehntausend‘ nicht einräumen! Hier heißt es: allgemeine, gleiche, direkte Sterbepflicht fürs Vaterland. Aber dieser Pflicht ein Recht gegenüberzustellen, das dem einzelnen einen Anteil an der Mitbestimmung über das Schicksal des Vaterlandes zubilligt, das ist etwas ganz anderes!

Solange bevorrechtete Klassen in einem Lande geherrscht haben, list es stets ihre Politik gewesen, sorgfältig zu unterscheiden zwischen den Rechten, die sie sich selbst reservieren, und den Pflichten und Lasten, die sie anderen auferlegen. Bei der Summierung der Rechte an sich selbst sind sie die nobelsten Aristokraten; bei der Zuschreibung von Pflichten und Lasten auf andre huldigen sie den extremsten demokratischen Anschauungen. Verlangt aber das Volk als Ergänzung der ihm aufgepackten Pflichten und Lasten ein entsprechendes Quantum an Rechten, dann versagen die Bevorrechteten, dann scheint ihnen der Zustand der Entrechtung als eine Forderung des Staatswohls. Die Masse des Volkes als ‚Volk in Waffen‘ — eine feine Nummer im Kalkül der Staatsraison! Aber die Masse des Volkes mit der Waffe des Stimmgzettels auszurüsten, das ist den Reaktionären ein Vergehen gegen die Interessen des Staates. Daher ihr ewiges Antennen gegen das allgemeine Wahlrecht im Deutschen Reiche, ihr erbitterter und verböhrter Kampf gegen die Übertragung des Reichstagswahlrechts auf Preußen.

Indem Bismarck trotz des damaligen Zetermordios aller Mächte der Reaktion das allgemeine und gleiche Wahlrecht einführte, hat er die sogenannten ‚unteren‘ Volksschichten am politischen Leben beteiligen wollen, nicht weil ihm die persönliche aktive Mitwirkung des Steinklopfers August Kulicke sen. oder des Besenbinders Wilhelm Kulicke jun. an dem Geschehe des Deutschen Reiches als Gegenwirkung gegen seine eigene Wahlstimme oder diejenige seines Stellvertreters unentbehrlich schien, sondern weil er einsah, daß die breite Masse des Volkes als solche zum Ausbau des Reichsgedankens erspriesslich und nötig war. Schließlich gibt ja selbst der sozial höchststehende Politiker, gibt auch der in den einseitigsten, mittelalterlichsten Anschauungen befangene ostelbische Junker seine Stimme nur ab als Angehöriger seiner Kaste, seiner Schicht. Der einzelne verschwindet beim allgemeinen Wahlrecht, er soll verschwinden in der Gesamtheit der übrigen, die dasselbe Wahlrecht haben wie er. Wenn der Junker einen Gegner des allgemeinen Wahlrechts wählt, dann wählt er so, wie es ihm

seine Klasse auferlegt, weil er damit für seine eigenen Interessen zu wählen meint. Wenn der Industriearbeiter einen Anhänger des allgemeinen Wahlrechts wählt, so wählt er ihn wie die nach Millionen zählende Masse seiner Schicht, weil er weiß, daß diese Masse dadurch allein zu dem Einfluß gelangen kann, den sie beanspruchen darf und im Kulturinteresse beanspruchen muß. Denn auch der deutsche Arbeiter, der nicht für das Vaterland als Soldat zu sterben gezwungen wird, trägt unmittelbar zur Erhaltung des Deutschen Reiches bei. Die ganze Finanzwirtschaft des Deutschen Reiches beruht auf den indirekten Steuern. Zu diesen aber trägt vermöge der Natur der indirekten Steuern, die progressiv nach unten wirken, der Arbeiter relativ mehr bei, als der Gutsituirte und Privilegirte. Bei den indirekten Steuern heißt es mehr als irgendwo anders: Die Masse muß es bringen. Nun, wenn die Masse die Hunderte von Millionen an indirekten Steuern aufbringt, ohne die das Deutsche Reich in drei Jahren zusammenklappen würde, dann hat auch die Masse das Recht, sich durch das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht ein Mitbestimmungsrecht an dem Schicksale des Reiches wie der Bundesstaaten zu sichern. Was für das Reich gilt, gilt auch für Preußen, sogar einschließlich der allgemeinen Wehrpflicht im Frieden und der vaterländischen Sterbepflicht im Kriege . . .“

Wie eine Randbemerkung zu diesen Betrachtungen liest sich, was Naumann in der „Hilfe“ ausführt: „Wenn es in den Krieg geht, da soll jeder arme Schlucker Patriotismus haben, da soll er sich für die heiligsten Güter der Nation die Knochen zerschließen lassen. Im Kriege, da ist der Mann noch was wert, da ist jeder Mann etwas wert, da verlangt man auch vom ‚Gemeinen‘, daß er ein Held sei. Ohne den Patriotismus der Masse kann ein moderner Krieg überhaupt nicht geführt werden. Das wissen die Generale recht gut, aber sie stehen hilflos vor der Frage, wie dieser Patriotismus zu erzeugen sei. Einige von ihnen glauben vielleicht noch immer, daß Vaterlandsliebe durch Strafgesetze herbeigeführt wird. Die meisten aber wissen, daß das Unsinn ist, aber das Leben der Masse ist ihnen zu fern, um zu merken, wie sehr der jetzige Staat den Patriotismus hindert.“

Fast alle Staatsbehörden in Preußen sind von vornherein darauf aus, den ‚gewöhnlichen Mann‘ als einen Menschen dritter Klasse zu behandeln. Natürlich gibt es Ausnahmen, aber man sehe nur, wie ein gewöhnlicher Mensch vor einem Amtsrichter steht, oder vor einem Landrat oder vor einem Polizeiwachtmeister! Da steht heute noch immer der ‚Untertan‘ vor der Herrschaft! Diese Art des Herrenrechtes ist etwas ganz besonders Preussisches, und zwar Altpreussisches. Die neuern Provinzen sind freier. Sobald man über die Grenze kommt, sei es nach Hamburg oder Dänemark, oder Oldenburg, oder Holland, merkt man gleich, daß Preußen aufgehört hat. Das Herrenrecht ruft eine falsche Unterwürfigkeit auf der einen Seite und eine Abneigung auf der andern Seite gegen den Betrieb des Staatswesens hervor. Der eigentliche Stützpunkt

des Herrenrechtes ist aber das Dreiklassenwahlrecht. Der Dreiklassenlandtag gibt der ganzen preussischen Verwaltung ihren eigentümlichen Charakter. Die Masse ist Volk dritter Klasse! Das ist der rechte Grundsatz des jetzigen preussischen Staates, und diesen Grundsatz will Fürst Bülow aufrecht erhalten.

„Die Masse ist Volk dritter Klasse“, das trifft nicht nur die Sozialdemokraten, nein, das trifft die Volksmasse aller Patrioten. Fragt die Menge der Bauern, was sie politisch bedeuten? Dritte Klasse! Fragt die Handwerker? Dritte Klasse! Geht zu den Unterbeamten? Dritte Klasse! Wo sind die meisten kleinen Kaufleute, wo sind die Handelsangestellten? Dritte Klasse! Und die Arbeiter? Dritter Güte!

Als einst die französische Revolution anfang, wurde die Frage aufgeworfen: Was ist der dritte Stand? Er ist nichts, aber er wird die Nation sein! Und im Anfang der preussischen Wahlrechtsbewegung erklingt die Frage: Was ist die dritte Klasse? Sie ist nichts, aber sie will Volk werden, will Mitwirkung erreichen, will im Staate etwas zu sagen haben. Die Verachteten des preussischen Staats beginnen sich zu rühren. Noch werden sie beschwichtigt, und noch schlafen viele von ihnen, aber gerade die Härte und Kälte der Bülowschen Wahlrechtsverweigerung wird viel dazu beitragen, daß die Unterdrückten aufwachen. Die Auseinandersetzung hat begonnen und wird nicht wieder zum Schweigen kommen . . .“

Eines ist den Wahlrechtsdemonstrationen zweifellos gelungen: sie haben die Aufmerksamkeit des Auslandes auf die innerpreussischen Zustände gelenkt. Oder ist dieser „Erfolg“ mehr den Gegenmaßnahmen der Staatsgewalt gutzuschreiben, der Entfaltung einer grausam schönen Polizei- und Militärmacht?

„Es kann den Leitern unserer preussisch-deutschen Politik, sofern sie keine nationalen Scheuklappen tragen, gewiß nicht entgangen sein,“ schreibt Theodor Barth im „Berliner Tageblatt“, „welchen miserablen Eindruck in der gesamten außerdeutschen Kulturwelt das reaktionäre Verhalten der preussischen Regierung in der Wahlrechtsfrage gemacht hat. Im allgemeinen pflegen unsere innerpolitischen Vorgänge vom Auslande nur mit sehr mäßigem Interesse verfolgt zu werden. Von den Absurditäten des preussischen Dreiklassenwahlsystems insbesondere hat man außerhalb der deutschen Grenzen nur eine ganz unbestimmte Vorstellung. Der preussische Wahlrechtskampf hätte auch wohl schwerlich größeres internationales Interesse erregt, wenn nicht die Straßendemonstrationen und das dabei vergossene Blut der Wahlrechtsbewegung einen sensationellen Charakter verliehen und so mit einem Schlage die internationale öffentliche Meinung hellhörig gemacht hätte. Reaktionäre Regierungen sind von Natur ungeschickt. Wenn die preussische Regierung von dieser Regel eine Ausnahme hätte machen wollen, so mußte sie dem Berliner Polizeipräsidenten auf das eindringlichste einschärfen, es anläßlich der Wahlrechtsdemonstrationen unter

keinen Umständen zum Blutvergießen kommen zu lassen. Daß es nicht möglich gewesen wäre, die paar tausend unbewaffneten Demonstranten zu zerstreuen, ohne die blanken Säbel zu gebrauchen, wird man niemandem begreiflich machen, der je in den Großstädten freiheitlicher Länder politischen Straßendemonstrationen beigewohnt hat.

Die Kommentare, die in der ausländischen Presse an solche Vorkommnisse geknüpft werden, sind nicht schmeichelhaft für Deutschland und speziell für Preußen. Der Vergleich mit Rußland kehrt in geradezu beleidigender Weise immer wieder. Fürst Bülow's Staatsmannschaft wird übereinstimmend äußerst abfällig beurteilt, und selbst der König von Preußen kommt in diesen Urteilen ungünstig weg. Es rächt sich bei solchen Gelegenheiten, daß man geflissentlich die Meinung genährt hat, als ob bei uns der König die Quelle alles politischen Tuns der Regierung sei. Daß die Deutschland nicht wohlgesinnte Auslandspresse die Gelegenheit benutzt, um populäre Abneigungen aufs neue zu schüren, ist nicht verwunderlich, braucht auch gerade nicht hoch veranschlagt zu werden. Schlimmer ist die Haltung der Deutschland befreundeten Zeitungen; insbesondere in jenen Ländern, mit denen auch die Reichsregierung freundliche Beziehungen zu unterhalten bestrebt ist. Ich bezweifle, daß Fürst Bülow Neigung verspüren wird, dem Kaiser darüber klaren Wein einzuschenten, was die öffentliche Meinung Englands und der Vereinigten Staaten über die preußische Wahlrechtspolitik seit seiner Erklärung vom 10. Januar im preußischen Abgeordnetenhaus denkt.

Es mag hier aus Hunderten von Preßurteilen nur eines wiedergegeben werden, das typisch ist, und von einer Zeitung herrührt, deren Deutschfreundlichkeit außer Frage steht, die zu den angesehensten Preßorganen Amerikas gehört und keinerlei sozialistische Neigungen hat. Es ist die Newyorker 'Evening Post', die in einem Leitartikel über die in Preußen angestrebte Wahlreform schreibt: 'Für jeden Kanzler oder König ist der Widerstand gegen solche Forderungen heutigen Tages the height of folly, der Höhepunkt der Torheit.' Ich unterlasse es, die wenig schmeichelhaften Zusatzbemerkungen ebenfalls wiederzugeben. Es genügt, den Ton angeschlagen zu haben, auf den nahezu die gesamte unabhängige Auslandspresse gestimmt ist. Was nützen alle Bemühungen des Kaisers, für Deutschland in Skandinavien, in Holland, in England, in Amerika Sympathien zu erwecken, wenn die unkluge reaktionäre Politik der preußischen Regierung alles tut, um Preußen bei freiheitlichen Völkern verhaßt zu machen . . ."

Lieber sich in der ganzen zivilisierten Welt lächerlich und verächtlich machen, lieber Polizei und Militär aufmarschieren lassen, das Blut der eigenen Volksgenossen vergießen, als daß ein oder zwei Duzend Sozialdemokraten die heiligen Hallen des preußischen Landtags durch ihre verruchte Gegenwart entweihen. Denn auch das Reichstagswahlrecht würde, wie die „B. Z. a. Mittag“ richtig darlegt, niemals einen Landtag ergeben, bei

welchem die Sozialdemokratie allein die Mehrheit hätte. „Es ist keine Frage, daß die Sozialdemokraten den Anhängern der bestehenden Gesellschaftsordnung numerisch nicht gewachsen sind. Daran ist also nicht zu denken, daß etwa der Zukunftsstaat auf dem Wege der Abstimmung bei uns eingeführt werden könnte, ganz abgesehen davon, daß eine solche Umbildung sich, um mit Bismarck zu reden, nie durch Reden und Parlamentsbeschlüsse, sondern nur durch Blut und Eisen vollziehen kann. Die Sozialdemokratie würde also nur in gemeinsamer Arbeit mit irgendeiner anderen Partei dieses oder jenes politische Ziel erreichen können. Mit anderen Worten: sie müßte Kompromisse schließen. Diese Kompromisse würden sie aber in ihrer Eigenschaft als revolutionäre Partei schwächen, sie würden den intransigenten Teil ihrer Anhänger beirren, ihre Theoreme erschüttern.

Und wenn sich die Sozialdemokratie zu solchen Kompromissen nicht entschloße, sondern in ihrer Isolierungstaktik verharrte, wie sie dies im Reichstage tut, so würde die dauernde Unfruchtbarkeit der Negation ihr die öffentliche Meinung mehr und mehr entfremden und die Führer würden bald als Phrasendrescher verachtet und verabscheut werden. Denn früher oder später wird sich die nüchterne wirtschaftliche Auffassung der englischen Arbeiterschaft auch in Deutschland Bahn brechen; wir wohnen ja diesem Prozesse heute schon bei. Er wird nur dadurch verzögert, daß es schwer ist, sich von einem Irrtum loszusagen, der ein halbes Jahrhundert hindurch alle unsere Schritte bestimmt hat. Wir werden also in dem Landtag der Zukunft vermutlich eine sozialdemokratische Partei haben, die mit den radikalen Parteien gemeinsame Sache macht, um gewisse wirtschaftliche Forderungen durchzusetzen, deren Führer aber an seltenen Festtagen in voller Öffentlichkeit vor der margrätischen Bundeslade eine solenne Andacht verrichten.

Es ist nun nicht im geringsten zu befürchten, daß der Einfluß der Sozialdemokratie sich stark genug steigert, um etwa unsere Wehrhaftigkeit gefährden zu können. Das Militärbudget wird ja nicht im Landtag diskutiert, und im Reichstag steht der Sozialdemokratie eine Phalanx von nationalen Parteien gegenüber. Es bleibt daher nur die Befürchtung, daß die wirtschaftliche Politik des Landes durch einen radikal gestimmten Landtag in eine andere Bahn gedrängt werden könnte. Aber auch die Entscheidung über Freihandel und Schutzzoll mit allen ihren Zwischenanueancierungen wird ja im Reichstag getroffen.

Nun ist ja auch der Schluß keineswegs überzeugend, daß der Einzug der Sozialdemokratie in das preußische Abgeordnetenhaus die Position der Partei im Reichstage verstärken müsse. Zunächst freilich würde wieder eine Periode des Überschwangs anbrechen, in der Bebels Auge den Himmel offen sehen würde. Dann aber würde es sich rasch herausstellen, daß die Zahl der vorhandenen Kapazitäten für zwei Parlamente nicht ausreicht. Die Vertretung der Sozialdemokratie würde sich qualitativ verschlechtern. Sie könnte auch nicht mehr die Märtyrerpose annehmen und der politischen

Leidenschaft wäre ein neues Ventil geöffnet. Die Partei würde sich müde schwaszen, wie es auch die bürgerlichen Parteien tun, und ihre Parlamentsbureaucratie würde dafür sorgen, daß der Most der nachrückenden Jugend sich nicht allzu absurd gebärde.“

Daß die Konservativen „zitterten“, ließe sich freilich begreifen. Im Abgeordnetenhaufe in die Minderheit gedrängt, würden sie auch für die Regierung sehr im Werte sinken. Man würde „die Verwaltung ein wenig demokratisch mischen, und ein Konservativer wäre in den Augen der Regierung fortan auch nur ein gewöhnliches Exemplar des homo insipiens und dem Stande der Gnade entrückt“. Das seien dann freilich Aussichten, die es erklärten, daß die Konservativen sich bis aufs Messer wehren, ehe sie in eine solche Zerstörung ihrer historischen Position willigten. Daß diese aber, wie Fürst Bülow behauptet, mit dem Staatswohl unvereinbar sei, das könne nur derjenige glauben, der das Wohl der herrschenden Klasse mit dem Wohl des Staates verwechselt.

* * *

Um nun solch Unheil zu verhüten, bedarf es nicht nur der starken, sondern auch der stärkenden Männer. Nämlich solcher, die „die Krone stärken“ und „das Bewährte erhalten“. Dies war auch die Parole des letzten deutschkonservativen Delegiertentags.

„Bewährt“, interpretiert sie der „März“, hätten sich nach der Idee jener Kreise „das Dreiklassenwahlrecht in Preußen, die finanzielle Substanzlosigkeit des Deutschen Reiches, die Vornierung des Landvolkes durch eine bigotte Schule, endlich ein Ding, das in jenen Kreisen immer ‚Autorität‘ genannt wird, eine Kombination aus polizeilicher Bevormundung mit Vertretungslosigkeit der breiten Massen und persönlichem Regiment von oben her.“

„Was mit ‚Stärkung der Krone‘ innerhalb des Reiches gemeint sein soll, bedarf nun freilich der Erläuterung. Denn Wilhelm II. ist bekanntlich nicht ‚Kaiser von Deutschland‘, sondern ‚Deutscher Kaiser‘, die Reichsgeschäfte werden laut Verfassung vom Kanzler geführt, ‚Verordnungen‘ und ‚Erlasse‘, die allein von der kaiserlichen Krone ausgehen, gibt es nicht. Für alle gesetzgeberischen Vorlagen an den Reichstag ist der Kanzler vom guten Willen des Bundesrats abhängig, in welchem Preußen die Majorität nicht hat, der Kaiser ist vom Bundesrat abhängig für Erklärung von Angriffskriegen, von ihm und vom Reichstag für alle Verträge mit fremden Staaten. Er kann sich einen intimeren Einfluß auf den Gang der Geschäfte nur dadurch sichern, daß er Vertrauensleute zu Kanzlern beruft und sich gut mit ihnen stellt. Jeder persönliche Eingriff ohne Vorwissen und Billigung des verantwortlichen Ratgebers ist . . . verfassungswidrig.“

Was heißt also Stärkung? Sie kann für den König von Preußen erfolgen entweder durch Verfassungsbruch, indem den Bundesstaaten ein Kampf aufgezwungen wird, wie ihn mit recht undeutschen Hintergedanken

ja viele Deutschkonservative wollen (? D. E.) und wie ihn Herr von Oldenburg öffentlich angedroht hat. (Vgl. unten! D. E.) Oder sie kann erfolgen an dem Punkte der Kanzlerwahl. Der Kaiser könnte, dem Bürgertum zum Trost, nur noch rückgratlose Kreaturen zu Kanzlern machen, die sich nach Art der preussischen Minister zu Zeiten der Kabinettsräte Lombard und Beyme lediglich als Exekutivorgane monarchischen Willens zu fühlen und zu betätigen hätten. Die Feudalen — worüber sich Bülow ja so hübsch im Reichstag lustig machte — stellen sich freilich an, als ob man dem jetzigen Kaiser Mangel an Eigenwillen vorgeworfen habe. Das ist jedoch niemandem eingefallen; die ‚Kamarilla‘ genoss vielmehr den bösen Ruf, durch Pflege romantischer Größenvorstellungen den ‚Monarchen‘ gerade zur Unnachgiebigkeit schlechtthin ohne Anhörung irgendwelcher Berater aufgemuntert zu haben. Und in diesem Sinne, der den Mitgliedern alter Familien mit befestigtem Grundbesitz doch recht günstig zu sein scheint, soll nun sichtbarlich auch fernerhin munter drauf los ‚gestärkt‘ werden.

Eigentlich müßte die Thorheit, die darin liegt, ein Reich von einundsechzig Millionen Seelen über denselben Ramm scheren zu wollen, wie den friederizianischen Kleinstaat von zuletzt sechs Millionen, offen zutage liegen; und selbst er ist ja später an der Privilegiensuche recht eigentlich erkrankt und verendet. Was die Feudalen daran hindert, diese Einsicht zu suchen und auf sich wirken zu lassen, sind die großen Unnehmlichkeiten von Privilegien für die Inhaber, wie sehr auch die betroffenen Völker durch sie aufgehalten werden und Schaden leiden.

Daher kehrt bei den Unbelehrbaren vom inneren Zirkel die Besinnung des *après nous le déluge* immer wieder. Bisher sind es von europäischen Nationen, die nicht gleich Frankreich die Republik ausriefen, eigentlich nur die Engländer gewesen, die sich dem nationalen Risiko eines von unsachlichen Antrieben beherrschten Monarchismus entzogen und derartig eingerichtet haben, daß es keine Rolle mehr für sie spielt, ob ihr jeweiliger König ein Held oder ein Esel ist. Es würde dort rein gar nichts ausmachen, wenn Edward VII., was er klugerweise ja zu tun unterläßt, für den Absolutismus im Stil des vierzehnten Ludwig schwärmte; die Geschäfte werden unter allen Umständen nicht von ihm, sondern von einer Auslese gewiegter Politiker besorgt, die durch die Tradition von Jahrhunderten für ihre schweren Ämter vorgebildet werden und sich des Königs, wenn sie ihn für geschickt halten, höchstens gelegentlich als politischen Agenten bedienen. Soweit sind wir lange noch nicht. Bei uns geht es holprig, oft unter allgemeinstem Unbehagen, wenn ein intelligenter Kaiser zuviel Wert auf Initiative legt. . .

Daß die preussische Wahlrechtsreform von den Deutschkonservativen als kaum noch der Rede wert behandelt wird, liegt jedenfalls an dem Gefühl großer Sicherheit. Soweit von hohen Stellen aus diese Sicherheit etwa gewährleistet wurde, wäre das kurze Gedächtnis, das dahintersteckt, anzustauen. Die Regierenden scheinen dann, auf ihren Lorbeeren ein-

geschlummert, sich einzubilden, daß nach dem Erfolg über die Roten im Januar 1907 eine endlose Reihe von ähnlichen Siegen bevorstehe, weshalb man die Mündigsprechung der aufstrebenden Schichten in Preußen beliebig vertagen könne. Dies dürfte sich in jedem Fall als eine böse Verrechnung erweisen. Das deutsche Bürgertum wird, wenn in seinen Erwartungen in bezug auf Beseitigung gewisser Überlebensbetrogen, sich von der preussischen Regierung samt dem Reichskanzler abwenden und verstimmt die Radikalen aufs neue durchs Ziel gehn lassen; dann läge der alte Stein den hohen Herren wieder auf der Brust. Denn eine Gefahr muß die Sozialdemokratie so lange bleiben, als keine aufrichtigen Schritte geschehen sind, sie mit ihrem Staatsbürgertum auszusöhnen. Es ist dasselbe Dilemma wie in Belgien: die Klerikalen wollen Almosen spenden, und das Volk verlangt Rechte. Erst wenn der deutsche Arbeiterstand auch im preussischen Landtag vertreten ist, kann sich dort jene erfreuliche Entwicklung anbahnen, die in Württemberg zur Bewilligung des Landesbudgets durch die sozialdemokratische Fraktion geführt hat. Es wird aber immer deutlicher, daß die meisten Feudalen, wenigstens in Preußen, diese Entwicklung zu einer bessern deutschen Einheit überhaupt gar nicht wünschen. Sie gleichen darin dem alten Deutschorden von Marienburg, bei dem sich die unglücklichen Littauer wiederholt zur Taufe meldeten, aber Heiden bleiben mußten, weil der Orden sonst seinen ‚Kreuzruf‘ zu verlieren fürchtete. Der Kreuzruf brachte jedes Jahr neue Kreuzfahrer und Geld ins Land. ‚Wirtschaft, Horatio!‘ So müssen auch die Sozialdemokraten Landesfeinde bleiben. Denn sobald gewisse konservative Politiker nicht mehr ‚das blutige Hemde schwingen‘ und vom Umsturz unken dürfen, ist ihr Monopol auf Rettung des Vaterlandes erloschen, ist ihre Wichtigkeit dahin, sind sie mit ihrem Latein fertig.

Die Deutschkonservativen, in ihrer hinterhältigen Klassenpolitik, sehen sich zurzeit, kalt für die Finanznöte des Reiches, gleich dem prozenden landwirtschaftlichen Käfer des Märchens, auf ihren blanken Pfennig. ‚Reichserbschaftssteuer? Das ginge ja an den Beutel der Majoratsherren! Nicht zu machen!‘ Warum aber dürfen sie das wagen? Weil sie zurzeit im Block tatsächlich die stärksten sind, nicht nur an Zahl, sondern auch durch die ganze Konjunktur. Zur ‚bewährten‘ politischen Unfruchtbarkeit mithelfen zu sollen, dieses Urgernis würde für uns erst aufhören, sobald die Liberalen mit den Freisinnigen im Reichstag hundertundfünfzig Mandate kommandierten, die Konservativen entsprechend verringert wären. Es würde sich der Mühe verlohnen . . ., zu untersuchen, um welches ein Programm von wenigen Hauptpunkten sich eine größere freiheitliche Partei mit entsprechend vermehrter Anziehungs- und Werbekraft nach rechts wie nach links wiederum sammeln könnte. Wenn die rein äußerliche Gleichheit der Konfession bereits dazu genügt, ein so eminent politisches Gebilde wie das Zentrum trotz der buntesten wirtschaftlichen Schattierung beisammenzuhalten, sollte der weltgeschichtliche Gedanke des Liberalismus unfähig dazu

sein? . . . Bevor aber diese Konsolidierung nicht erfolgte, ist es eine bloße Schimäre, auf Reduzierung willkürlicher Autorität zugunsten parlamentarischer Regierung zu hoffen. In England, wo zwei große Heerlager, jedes ausgerüstet mit einem besonderen Generalstab und bis ins einzelne organisiert zum sofortigen Antritt der Macht, einander balancieren, da sind die leitenden Parlamentarier alle zugleich in großen Verhältnissen emporgebrachte Staatsmänner. Aber man übertrage die Idee des regierenden Parlaments doch einmal ernsthaft in den Alltag unserer Fraktionen. Zugegeben: die konservative Fraktion übernimmt die Zügel, dann bilden, um von den andern nur die vier größten zu nennen, der Freisinn, die Nationalliberalen, die Sozialdemokraten und das Zentrum die Opposition. Aber wenn die Konservativen glücklich gestürzt wurden? Was dann? Dann treten vier unter sich völlig uneinige Bruchteile die Herrschaft an? Sie sind ja gar nicht imstande dazu, nicht für vierundzwanzig Stunden. Es würde zugehen wie bei der babylonischen Sprachverwirrung. Deshalb sollte sich der Liberalismus ein stattlicheres Haus bauen. Erst in einer wirklich großen Partei schulen sich — das Zentrum beweist es — auch die unerlässlichen diplomatischen Gaben. Solange wir nur Fraktionen aufweisen, wuchert jene Unverantwortlichkeit, die, von der Macht ausgeschlossen, bei der Pflege ihrer Prinzipien den Blick für gewisse Notwendigkeiten verliert. Angesichts bloßer Fraktionen wird es ja zum Segen, wenn die preußische Krone als Sammelpunkt administrativer Talente Stetigkeit besitzt. Wer ihre Anstößigkeiten beseitigen will, muß etwas Erhebliches zu bieten haben, er muß regierungsfähig, fähig zur Ablösung anderer vom Posten sein; andernfalls gewänne die Mißliebige immer wieder ein gewisses Recht, das Streben nach Minderung monarchischer Autorität vor der Öffentlichkeit als ein Streben nach Minderung deutscher Aktionsfähigkeit im allgemeinen zu verklagen. Bleibt aber in Preußen die Krone aus Rücksichten auf deutsche Macht unantastbar, so werden auch fernerhin die „stärkenden“ Konservativen in ihrem Schutz und Schatten nisten.

Sich temporär verhaßt zu machen, dies schöne Ziel könnten die Feudalen ja vielleicht erreichen, wenn sie sich auch ferner mit der deutschen Entwicklung . . . in Widerspruch setzen. Wenn sie nichts weiter betreiben als die bewußte, sehr überflüssige Nackenstärkung, die Wegdrängung der Bürgerlichen von allen besseren Offiziersspürden und Verwaltungsämtern, die Auslieferung der Schule an die Kirche, Verweigerung der Existenzmittel für das Reich und sonstigen „bewährten“ Klassenhochmut, Klassenegoismus, dann dürfte der öffentliche Anzorn über ihr Treiben eines Tages doch erheblichen Wind in die demokratischen Segel bringen.“

Su den nicht nur „stärkenden“, sondern auch wahrhaft starken Männern nach Art der „echt russischen Leute“ gehört anerkanntermaßen Herr von Oldenburg-Januschau. „Vor Ihrem Zukunftsstaat“, donnert er die friedlich daisenden, nichtsahnenden Sozials im Reichstage an, „steht die

deutsche Armee und das deutsche Offizierkorps, das sich an jenem neuen Tage vor Saint-Privat im Sonnenglanze seines alten Ruhmes zeigen wird!" Und, ein siegreich aus blutigem Kampfe heimkehrender Krieger, nimmt er die begeistertsten Glückwünsche seiner Freunde für diese heldenmütige Rettung des Vaterlandes mit stolzer Bescheidenheit entgegen. Nein, das Lächerliche tötet wirklich nicht bei uns!

Sehr hübsch schildert die „Welt am Montag“ dies Auftreten: „Das Wort hat Herr von Oldenburg! Die Kneipräume des Reichstages werden im Nu leer von den Scharen durstiger Reichsboten, denn ‚jedermann erwartet sich ein Fest‘. Der derbe Humor und die echt junkerliche Unverfrorenheit des westpreussischen Agrarierhäuptlings, des lungenkräftigen Granden von Januschau versprechen eine erfrischende Abwechslung inmitten des tristen Einerlei der endlos dahinplätschernden Debatten. Auch von ihm gilt zwar das Wort: der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande. In seiner engeren Provinzialheimat will man von der Bedeutung des reaktionären Januschauers für Vaterland und Staat gar nichts wissen. Außer der jämmerlich vertrackten agrarischen Genossenschaftsschlächtereier in Rosenberg hat man keine reformatorischen Leistungen von ihm zu verzeichnen, und sein großes und lautes Mundwerk imponiert seinen Nachbarn nicht mehr, seit es, das so eifrig einst mit Herrn von Dieß gerufen: ‚Die Minister können uns sonst was!‘ neuerdings vom Lobe seines ‚lieben Freundes‘ Bülow überströmt. Aber im Reichstag . . . wird jeder seiner Posaunenstöße . . . kritiklos bejubelt . . . Der Wirkung auf sein Publikum ist er mit seinem etwas angeschminkten Naturburschentum unfehlbar sicher, und so kokettiert er mit seiner ländlich urwüchsigen Unkultur und dem warmen, naiven Biedermannston, hinter dem sich eine ganze Portion berechnender Schlaubeit verbirgt.

Natürlich ist der biedere Januschauer (bei der agrarischen Hochkonjunktur von heute) Royalist bis in die Knochen und schüßt mit Aufbietung der letzten Lungenkraft Thron und Altar und vor allem das Heer und die Kommandogewalt vor dem demokratischen Ansturm. Die vierhundert Zivilkerle, die dem Kaiser und Kanzler als Deutscher Reichstag ins Handwerk pfeuschen wollten, konnten ihm schon als Leutnant nicht imponieren, und offenbar weiß er auch jetzt noch nicht, wozu der Reichstag da ist . . . Vor allem aber feierte der ostelbische Junter das Juntertum und seine Vorkönigsherrschaft in der Armee. Bei St. Privat haben 315 Junter von der Garde geblutet und auch in Südwestafrika haben sich Gardeoffiziere tapfer und aufopfernd gezeigt. Ja, wer hat das je geleugnet? . . . Alle Ruhmes-taten der preussischen Armee in Ehren, aber mit den verwelkten Lorbeeren einer vergangenen Epoche läßt sich der moderne und selbstbewußte Staatsbürger von heute den Mund nicht stopfen. Für die unendlichen Opfer an Gut und Blut, die der Staat von ihm verlangt, fordert er das Recht, über ihre Verwendung und über die Behandlung seiner Söhne und Brüder mitzureden und gehört zu werden. Er will keinen volks- und kulturfeindlichen Standesdünkel im Heer aufkommen lassen, der auf das Zivilistenpaß

als mindertwertig herabsieht. Die allgemeine Schulpflicht und die steigende allgemeine und politische Bildung läßt heutzutage den Drill willenloser Schießautomaten und Soldatenmaschinen nicht zu. Menschenwürdig und als Söhne eines freien Volkes können die Deutschen von heute verlangen, behandelt zu werden, zumal die militärische Fachausbildung weit mehr als früher auf die Intelligenz und Selbständigkeit der einzelnen Mannschaften angewiesen ist. Der großartige, in seiner Art vielleicht einzige Organismus des deutschen Heeres steckt viel zu sehr noch in rückständigen, volksfremden und despotisch-absolutistischen Traditionen, als daß er sich voller Popularität erfreuen könnte.

Weiß doch nicht einmal der Kriegsminister selbst, wo seine Verantwortlichkeit aufhört und das unverantwortliche Militärkabinett anfängt! Die Konservativen stellen sich schützend vor die Kommandogewalt des Kriegsherrn, die angeblich bedroht ist, aber wo sie anfängt und aufhört, wissen auch sie nicht. Sie überlassen die Entscheidung darüber dem Monarchen und dem Militärkabinett selber. Das sind schöne konstitutionelle Zustände! Eine gesetzliche Abgrenzung der Kronrechte und der Parlamentsrechte tut dringend not. Damit wird weder ein Parlamentsheer, noch ein Hofkriegsrat, noch eine parlamentarische Kriegsschule geschaffen, sondern lediglich Ordnung und Geseßlichkeit auf diesem wichtigen Gebiete, wie es der Verfassung entspricht. Der heutige Zustand fordert zu Übergriffen des unverantwortlichen Militärkabinetts geradezu heraus, und der Kriegsminister fungiert nur noch als parlamentarischer Prügelnabe. Welch Wirrwarr und welche Willkür hier herrscht, zeigen ja die immer wechselnden Vorgänge und Urteile im Fall Gädke, welche die staatsbürgerliche Freiheit der inaktiven Offiziere aufs äußerste beschränkt und gefährdet erscheinen lassen, selbst noch, nachdem sie sich freiwillig der beschränkenden Uniform entledigt haben. Es hat sich dabei herausgestellt, daß die ganze Ehrengerichtsverordnung geseßlich unzulässig ist. Also bloßen Akten subjektiver Willkür des Militärkabinetts sind Bürger unterworfen, die längst aus der Armee ausgeschieden sind! Das sind Zustände, die jedem Rechtsgefühl, allen Verfassungs-Bürgschaften Sohn sprechen“ . . .

Wozu der Reichstag eigentlich da ist, darüber mußte sich der Beherrscher von Januschau durch den schlicht bürgerlichen Abgeordneten Kaufmann belehren lassen. Schon ein Vorredner habe dargelegt, wie die Tendenz herrsche, immer mehr Stoff der Militärverwaltung in das Militärkabinett herüberzuziehen, und wie Kriegsminister, die darauf nicht eingingen, genötigt seien, nach kurzer Zeit ihren Abschied einzureichen. Die wichtige Frage und ihre notwendige Klärung ließen sich nicht damit abmachen, daß man immer wieder das Wort „Kommandogewalt“ betone. Die Kommandogewalt sei unbestritten, aber es frage sich, welche Befugnisse unter diese Kommandogewalt, und welche unter die der Militärverwaltung gehören. „Wir sind doch nicht bloß da, daß wir, wenn

nur das Wort Kommandogewalt hier gebraucht wird, immer nur die Hacken zusammenschlagen, sondern unsere Aufgabe als Parlament ist gerade, den gesetzlichen Zustand eines Rechtsstaates auch gegenüber dem Militärkabinett zum Ausdruck zu bringen. Der Abg. v. Oldenburg hat behauptet, das Verhältnis der Offiziere zu dem Kriegsherrn sei ein persönliches. Das ist nicht richtig — es ist ein gesetzliches, und daß es als ein rein persönliches fortwährend in Anspruch genommen wird, das hat mit zu der außerordentlichen Nervosität beigetragen, die sich vielfach des Offizierkorps bemächtigt hat. Bei sehr vielen Offizieren unserer Armee herrscht ein innerlich so unsicherer Zustand über ihre Zukunft, daß der Gedanke, ad nutum gestellt zu sein und die ganze Existenz morgen verlieren zu können, wegen der Ungnade eines einzelnen Vorgesetzten, ihre ganze Arbeitskraft wesentlich beeinträchtigt und mit dazu beiträgt, sie so nervös zu machen, wie wir es dann häufig bei der Behandlung der Mannschaften sich entladen finden . . .

Die weiteren Ausführungen des Herrn v. Oldenburg habe ich mit Erstaunen gehört, als er von St. Privat gesprochen und mit großen Worten, die nicht frei waren von einem Stich ins Sentimentale, von dem Opfertod von 300 Junkern, um daraus mit Stolz ein Recht auf Respekt vor den Junkern abzuleiten. . . Es macht sich schlecht, wenn von jener Seite auf den Opfertod von 300 besonders hingewiesen worden ist. Dann ist von ihm ein Fall hervorgehoben worden, wo ein Offizier mit adligem Namen einen Reiter gerettet habe im Kampfe. Kommt denn nicht auf der Seite der Bürgerlichen im Feldzuge ebensooft der Fall vor, daß die Mannschaft mit Leib und Leben für ihren adligen Offizier eintritt und das Leben für den Offizier in die Schanze schlägt? Dann ist es falsch, hier von dieser Tribüne und in dieser Debatte als besonderen Ruhmestitel den Tod und Todesmut der Junker hervorzuheben. Das dient jedenfalls nicht dem, was der Herr Kollege gesagt hat: er wisse überhaupt nichts von Gegensätzen in der Armee. In dem Augenblicke, wo er die Gegensätze so befremdend hervorhebt, wie er es getan hat."

Wenn die Behauptung beanstandet worden sei, so schloß der Redner, daß die Kaserne wesentlich zur Ausbreitung der sozialdemokratischen Stimmung beitrage, so müsse er zu seinem allertiefsten Bedauern bestätigen, daß in den bürgerlichen Kreisen, die er kenne, „über nichts so sehr geklagt wird, als über das: wenn die jungen Leute, und zwar Söhne von Vätern, die absolut nicht sozialdemokratisch sind, aus der Kaserne zurückkommen, infolge der Überanspannung des Dienstes und des Ehrbegriffs und infolge der Behandlung in das Lager der Sozialdemokratie abmarschieren, von unseren bürgerlichen Parteien weg! Gerade deshalb dürfen wir darum bitten, und es ist dies eine ehrliche Bitte, die Kasernen so auszugestalten, daß in den entlassenen Soldaten nicht neben den starken Eindrücken freudiger Art, die gottlob die Kasernen auch bieten — und das zu bestreiten, ist ein Fehler — zu viele trübe und erbitternde Eindrücke

treten, die jetzt noch in sehr starkem Maße von der Kaserne ausstrahlen. Die lobpreisenden Ausführungen des Herrn v. Oldenburg arbeiten freilich nicht in dieser Richtung. Ich habe den schmerzlichen Ausdruck, daß die ganze Gedankenführung und der ganze Ton, in dem sie gegeben worden sind, die Klust nur scharf zum Bewußtsein bringen, die zwischen jenem Geist des Herrn v. Oldenburg und dem Geist derer besteht, die gleich mit ihm denken sollten. (Zuruf rechts: Blockgeist!) Jawohl ist es eine Sünde gegen den Gedanken, an den Sie durch das eben ausgerufene Wort erinnert haben, wenn in der Weise gesprochen wird, wie es der Herr Redner getan hat, gerade deshalb sage ich: ich bedaure, daß der Geist solcher Reden die Klust betont, die zwischen diesem Geist besteht und dem Geist derer, die bürgerlich fühlen, die stolz darauf sind, bürgerlich zu sein, und stolz auf das, was Deutschland dem Bürgertum verdankt."

Hatten die Herren um den Januschauer wirklich das unwiderstehliche Bedürfnis, sich diese Abfuhr zuzuziehen? Denn daß die taktlose Herausforderung nicht unerwidert bleiben würde, darüber hätte sich doch nur ein Dünkel täuschen können, der schon mehr an Dummdreistigkeit grenzte. Jeder wahrhaft adeligühlende Edelmann kann sich nur freuen, wenn unser Bürgertum seinen berechtigten Stolz und seine männliche Würde behauptet. Ich muß bekennen, daß ich die prosenhafte Selbstberäucherung des Herrn v. Oldenburg, sein geschäfts-reklamehaftes Renommieren mit Tugenden, die nicht nur für den adeligen, sondern auch für jeden bürgerlichen Offizier, ja für jeden „Gemeinen“ ziemlich selbstverständlich sind, nur mit den peinlichsten Empfindungen über mich habe ergehen lassen. Wann galt dergleichen als aristokratisch? Früher — und es ist noch gar nicht lange her — pflegte man's gerade in Adelskreisen achselzuckend als parvenühafte abzutun. Wenn ich mir vorstellen soll, daß Freunde, die das Eiserne Kreuz schmückte und nun der grüne Rasen deckt, — daß die derart mit ihrer „Tapferkeit“, ihrem „Opfermut“ renommieren hätten! Eine wahrhaft groteske Vorstellung, bei der ich nur wehmütig lächeln kann.

Fehlte nur noch, daß Herr v. Oldenburg nach gebührender Aufzählung und Unpreisung eine — Quittung für geleistete vaterländische Opferrdienste präsentiert hätte. Und etwas Derartiges steckt auch gewiß dahinter. Denn all das abgebrannte Feuerwerk ist doch am letzten Ende zur „Stärkung“ der „Krone“ bestimmt, soll ihr die eigene Diensttätigkeit, Unerforschtheit und Unerseßlichkeit in bengalischem Lichte erstrahlen lassen. Sonst hätten ja die losgelassenen Tiraden von dem „neuen Tag von Saint-Privat“ usw. absolut keinen Sinn. Denn ein solcher Tag liegt doch für jeden im nüchternen Leben Stehenden so weit außerhalb aller politischen Rechnung, daß man derartige Fanfaronaden nur als frivoles Spiel mit dem Feuer bezeichnen kann. Aber nur immer feste das erschütterliche Gespenst, den roten Teufel an die Wand gemalt und sich dicht daneben als allein echten, patentierten Teufelsbanner breitbeinig hingestellt: das erhält die Gesundheit und macht fett und rund. Und das ist

auch „die Rücksicht, die Elend läßt zu hohen Jahren kommen“. Das preußische Wahlelend.

Was ist das übrigens für ein soldatischer Heldenmut allerneuester Prägung, der ein Abschließen mehr oder minder wehrloser deutscher Volksgenossen als „neuen Tag von Saint-Privat“ mit prophetischer Begeisterung auf die blutige Leinwand pinselt? Die noch lebenden Mitkämpfer jenes ruhmreichen Tages sollten sich bei Herrn v. Oldenburg für diesen sie so außerordentlich ehrenden Vergleich auf das wärmste bedanken.

Schon einmal hat der merkwürdige Zeitgenosse eine deutliche Zurückweisung einstecken müssen: in der Reichstags-Sitzung vom 25. Mai 1906. „Damals“, erinnert das „Berliner Tageblatt“, „kritisierte der Abgeordnete v. Oldenburg-Januschau in ungenierter Weise die Wahlreformen der süddeutschen Staaten; er tadelte es, daß die Regierungen kleiner Bundesstaaten ihre Verfassung auf die radikalste Basis stellen, ohne Rücksicht zu nehmen oder sich in Verbindung zu setzen mit dem Königreich Preußen. Und damit nicht genug, fuchtelte Herr v. Oldenburg vor den Augen der süddeutschen Staaten mit den preußischen Bajonetten umher. Er gab ihnen zweierlei zu bedenken: erstens, daß der Platz auf den Bajonetten immer ungesund sei, zweitens aber, wenn die preußischen Bajonette einmal in Funktion getreten seien und Blut geflossen sei, dann gehe es um Szepter und Krone. Der bayerische Bundesratsbevollmächtigte Graf Lerchenfeld antwortete damals auf das Verlangen des Herrn v. Oldenburg, daß die Bundesstaaten, ehe sie Änderungen an ihrer Verfassung vornehmen, bei Preußen um Erlaubnis nachsuchen: „Diejenigen Bundesstaaten, die geglaubt haben, ihre Verfassung in gewisser Hinsicht ändern zu müssen, handeln in ihrem Recht und nach ihrer Pflicht, und sie lassen sich darin von niemand Vorschriften machen.“

Und diesem wunderlichen „Reichstreuen“ widmet jetzt das ehemalige Organ des Begründers des Deutschen Reiches, die „Samburger Nachrichten“, einen begeisterten Dank- und Huldigungsartikel! Und der gegenwärtige deutsche Reichskanzler nennt ihn demonstrativ seinen „lieben Freund!“

Man könnte über die Geistesprünge des angenehmen Herrn zur Tagesordnung übergehen, oder sie — wie es ja auch schon geschehen — unter „Parlamentarische Redeblüten“ verständnisvoll vertwerten, wenn sie nicht eben, wie Figura zeigt, erstaunlicherweise — ernst genommen würden. Der Parlamentsbericht verzeichnet bei seinem letzten Erguß fortgesetzt „Lebhaften Beifall rechts“, bei der in ruhig-sachlichem Tone gehaltenen Abwehr des Abgeordneten Hauptmann „andauernde Unruhe rechts“. Daß also ein Vertreter deutschen Bürgertums herabsiehende Invektiven gegen seinen Stand zurückweist, das allein vermag schon die gegenwärtige Rechte in „andauernde Unruhe“ zu versetzen! Können sich die Herren da wundern, wenn es ihnen aus dem Walde so zurückschallt, wie sie hineinrufen? Wenn allerlei historische Erinnerungen aufgefrischt werden, die nicht gerade auf den heroischen Ton des Herrn v. Oldenburg gestimmt sind?

Früher hielt die Rechte diese Art rustikaler Naturburschen kürzer an der Leine. Es wäre bedauerlich, wenn in ihr die Neigung herrschend würde, auf der abschüssigen Bahn weiter herunterzugleiten. Eine auf der Höhe der Zeit stehende konservative Partei kann ein Segen für das gesamte deutsche Volk sein. Und gerade in unserer Zeit, wo soviel unabgeklärter Radikalismus den Reichsbau umbrandet. Auch an sich und im Prinzip berechnigte Forderungen bedürfen jener Widerstände, die das Gleichgewicht zwischen den verschiedenen Interessen herstellen und den organischen Zusammenhang der historischen Entwicklung wahren. Nur was gewachsen ist in Wind und Wetter, Frösten und Stürmen standgehalten hat, kann Dauer haben, wird Blüten und Früchte tragen. Bloß in der Theorie berechnigte, den Jahreszeiten der Völker vorausgeeilte Reformen sind Treibhausgewächse. Sie verkümmern und verfallen, sobald sie in die freie Luft gestellt werden. So ist es nur gut und heilsam, wenn neue bahnbrechende Ideen sich erst gegen Widerstände durchsetzen müssen, aber diese Widerstände dürfen ihren Rechtsstiel nicht nur von der rohen Gewalt und der zufälligen Überlegenheit an physischen Machtmitteln herleiten. Sie müssen sich auf vernunftgemäße Erkenntnis der Zweckmäßigkeit und moralische Überzeugungen gründen. Und sie müssen die Erkenntnis und Überzeugung wichtiger und wesentlicher Volkskräfte, lebendiger Kräfte verkörpern, nicht abgestorbene Gebilde künstlich zu erhalten suchen. Was aber ist das preussische sogenannte Wahlrecht anderes, als ein solches abgestorbenes Gebilde, dem nur der lange unterdrückte Betätigungsdrang eines bis dahin in völliger Unmündigkeit erhaltenen Volkes zeitweilig künstliches Leben einzuflößen vermochte? Und auch das nur in Ermangelung jeder anderen Möglichkeit politischer Betätigung, und nur so lange, als diese politische Interesse nicht durch das am neuen Reichstagswahlrecht mehr und mehr aufgefogen wurde.

Wenn die preussischen Konservativen nicht gleich mit dem Reichstagswahlrecht für ihren Landtag herausrücken wollen, so wird ihnen das — von ihrem Standpunkte aus — kein verständiger Mensch verdenken, obwohl auch davon für das „Staatswohl“ kaum was zu befürchten wäre. Daß sie aber jede Reform glatt von der Hand weisen, daß sie die schreiende Ungerechtigkeit der bestehenden Wahlkreiseinteilung und die in moralische Erpressung ausartende öffentliche Wahl mit all ihren monströsen Auswüchsen kaltblütig beibehalten wollen, das ist eine politische und moralische Unbegreiflichkeit, die sich aus christlich-konservativer Weltanschauung ganz gewiß nicht erklären oder gar rechtfertigen läßt. Eher noch aus jener angeblich bekämpften materialistischen, die da spricht: „Lasset uns essen und trinten, denn morgen sind wir tot.“ Oder: „Nach uns die Sintflut.“

Soll diese Auffassung im Volke Wurzel schlagen? Es ist feinfühligere und hellbriger, als sich manches „praktischen Politikers“ Schulweisheit träumen läßt. Und was vom „Bauern“ in jenem so gern zitierten

Gebichte gesagt wird, das gilt für das ganze wertheschaffende Volk: es ist „kein Spielzeug“.

Aber es ist ja „noch nicht reif“ für ein freieres Wahlrecht. Bekanntlich der beliebteste, weil denkbar bequemste Einwand. Er verursacht auch nicht das geringste Nachdenken. Ein gewisser Kant hat sich nun aber doch die Mühe gegeben, einmal darüber auch nachzudenken, und da ist er denn in seiner „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“ zu dem verblüffenden Ergebnis gelangt:

„Ich gestehe, daß ich mich im Ausdruck, dessen sich auch wohl kluge Männer bedienen, nicht wohl finden kann: Ein gewisses Volk (was in der Bearbeitung einer gesetzlichen Freiheit begriffen ist) ist zur Freiheit nicht reif; die Leibeigenen eines Gutseigentümers sind zur Freiheit noch nicht reif, und so auch die Menschen überhaupt sind zur Glaubensfreiheit noch nicht reif. Nach einer solchen Voraussetzung aber wird die Freiheit nie eintreten; denn man kann zu dieser nicht reifen, wenn man nicht zuvor in Freiheit gesetzt worden ist (man muß frei sein, um sich seiner Kräfte in der Freiheit zweckmäßig bedienen zu können). Die ersten Versuche werden freilich roh, gemeiniglich auch mit einem beschwerlicheren und gefährlicheren Zustande verbunden sein, als da man noch unter den Befehlen, aber auch der Vorsorge anderer stand; allein man reift für die Vernunft nie anders, als durch eigne Versuche (welche machen zu dürfen, man frei sein muß). Ich habe nichts dawider, daß die, welche die Gewalt in Händen haben, durch Zeitumstände genötigt, die Entschlagung von diesen Fesseln noch weit, sehr weit aufschieben; aber es zum Grundsatz machen, daß denen, die ihnen einmal unterworfen sind, überhaupt die Freiheit nicht taue, und man berechtigt sei, sie jederzeit davon zu entfernen, ist ein Eingriff in die Regalien der Gottheit selbst, der den Menschen zur Freiheit schuf. Bequemer ist es freilich im Staat, Hause und in der Kirche zu herrschen, wenn man einen solchen Grundsatz durchzusetzen vermag. Aber auch gerechter?“

„Gerechter?“ — Wer lacht da?

* * *

Was den Widerstand der Maßgebenden noch am ehesten begreiflich machen könnte, das ist die politische Versumpfung, man kann schon ruhig sagen Korruption in den Kreisen der bürgerlichen sogenannten „Wahlrechtskämpfer“. Weshalb, fragt Professor Delbrück in den „Preussischen Jahrbüchern“, ist Fürst Bülow in der bekannten Art vorgegangen? Aus Mangel an Geschicklichkeit? Aus reaktionärer Besinnung?

Und er antwortet darauf:

„Das Schicksal Caprivis steht dauernd als warnender Schatten am Horizont deutscher Staatsmänner. Die stärkste Macht unter der Krone Preußens sind nach wie vor die Konservativen. Wohl ist es möglich, sie im einzelnen Falle zu zwingen, sich einer Staatsnotwendigkeit zu beugen. Aber wer es tut, wird ihrer Rache nicht entgehen. Eine Wahlreform (mit

Pluralwahlrecht, geheimer Wahl, kleiner Korrektur der Wahlkreiseinteilung) hätte ja tatsächlich den Konservativen wenig Abbruch getan, aber schon dieses Wenige ist ihnen zuviel. Nur durch einen starken Druck von oben wären sie an dieses Programm heranzubringen gewesen. Ist es für einen Staatsmann, der nicht Bismarck ist, geraten, einen solchen Druck anzuwenden? Ich gestehe, ich habe eine Zeitlang eine solche Erwartung gehegt; aber jetzt, da sie nicht erfüllt worden ist, ist es mir doch nicht so ganz unverständlich.

Wenn man aber die Konservativen nicht kräftig heranziehen will, wie will man dann die Freisinnigen am Block festhalten? Die Antwort wird sein, daß Fürst Bülow in dem Jahr, seit er sich nun mit den Freisinnigen anfreundete und mit ihnen verhandelte, herausgefunden hat, wie überaus schwach, man darf wohl sagen schwächlich, diese Partei heute ist. Sie hat es noch nicht einmal fertig getriegt, ihre drei Gruppen zu einer Einheit zusammenzuschmelzen, und es fehlt ihr durchaus an taktischer Führung wie an einem Führer. Fürst Bülow wird also zu der Überzeugung gekommen sein, daß auch ganz minimale Konzessionen, wie das neue Vereinsgesetz und das neue Börsengesetz, genügen, die Partei vorläufig an der Stange zu halten. So ergibt sich die Möglichkeit, mit den Freisinnigen zu regieren, ohne sich die Konservativen zu verfeinden; man behält zwar den Kurs nach links, laviert aber mit solcher Langsamkeit, daß das Vorrücken sich fast unmerklich vollzieht und die Konservativen nicht verstimmt. Man bleibt in steter Fühlung nach beiden Seiten; sollte der Druck der öffentlichen Meinung von links stärker werden, so kann man ihm etwas nachgeben, sollte die rechte Seite so stark bleiben, wie sie heute ist, so geschieht auch weiter so wenig im liberalen Sinne, wie es heute geschieht . . .

In dieser Weise sich von der öffentlichen Meinung treiben zu lassen, ist nicht das Wesen einer starken Regierung, aber daß die Taktik im parlamentarischen Sinne klug und richtig gedacht ist, hat sie auf der Stelle gezeigt. Statt in einen allgemeinen Wuttschrei auszubrechen über die Enttäuschung, die ihnen bereitet ist, haben die Freisinnigen unter einigem Seufzen und Klagen sich des allerbescheidensten Tones befleißigt. Liegt das etwa an den Führern, daß sie sich gar zu sehr geschmeichelt fühlen, auch einmal, wenn auch ganz unten, am Regierungstisch zu sitzen? So spotten die Gegner. Aber es ist nicht wahr, der Grund liegt viel tiefer. Dieser Grund ist, daß die freisinnige Wählerschaft in ihrer großen Mehrzahl konservativ, man möchte beinahe sagen reaktionär geworden ist. Diese freisinnigen Wähler, die Hausbesitzer, Kaufleute, Rentner, Kleinindustriellen, Maurermeister, Krämer, Bauern wollen in Wirklichkeit gar nicht das demokratische Wahlrecht, das in dem Programm der Partei als Paradestück prangt. Sie sind hingegen sehr zufrieden, wenn die Partei mit ihren Anhängern von den Behörden nicht mehr als eine regierungsfeindliche angesehen wird. Ein Teil der Freisinnigen freilich, namentlich die Juden,

die unter dem stillen Antisemitismus der regierenden Schichten zu leiden haben, und die idealistischen Anhänger der liberalen Doktrin, sind mit dieser Haltung der Partei nicht einverstanden, aber sie kommen nicht auf gegen die Taktiker, die eingesehen haben, wie schwach die Partei in Wirklichkeit ist, und sich danach richten, und gegen die Stimmung der Menge, die fast ausschließlich beherrscht wird von der einen Empfindung des Gegensatzes gegen die Sozialdemokratie.“

„Der Charakter des heutigen Freisinn“, bemerkt wohlwollend der „Vorwärts“, „ist in diesen Ausführungen im wesentlichen richtig gezeichnet. Einst die Partei der sogen. liberalen Berufe, des fortschrittlichen Gelehrtentums, der aufstrebenden kommerziellen Schichten, ist sie unter der unfähigen Leitung ihrer Führer vom Schläge der Fischbeck, Rospch und Konsorten in der Hauptsache zur Partei jenes Teils des Kleinbürgertums geworden, der über der Sorge um seine rein materiellen Interessen alle liberalen Ideale eingebüßt hat, den aber ein letzter Rest alter Traditionen noch davon zurückhält, sich den antisemitischen Mittelstandsrettern anzuschließen . . .“

Es kostet einige Überwindung, bei diesem Kapitel ernst zu bleiben. Auch der männlichen Blockhälfte fällt es schwer. Oder richtiger: sie gibt sich kaum noch die Mühe. Und man kann's ihr auch eigentlich nicht verdenken. Denn wer auf jede ironische Verbeugung der andern Seite höchst geschmeichelt lasbuchelt und dienstbeflissen ferneres Wohlverhalten verspricht, dem fehlt, um höflich zu sein, der Sinn für Humor. Der darf sich auch nicht wundern — sofern er's überhaupt merkt —, daß die herablassenden Späße des vornehmen Gönners immer ungenierter werden und schließlich in offenen Hohn übergehen. Denn wie soll man es anders nennen, wenn das Organ der äußersten Rechten, die „Kreuzzeitung“, dem freisinnigen Liberalismus ihre „uneingeschränkte Anerkennung“ ausdrückt und ihm attestiert, „wie sehr er sich gebessert“ habe! Und dabei läßt sich nicht einmal bestreiten, daß besagter „Liberalismus“ diese Anerkennung auch wirklich uneingeschränkt verdient hat. Es ist schwer zu sagen, wer heute in Sachen freisinniger Prinzipienfragen kompetent ist. Wenn's aber jemand ist, dann — die Kreuzzeitung, die seit der Blockgeburt die oberste Leitung des Fraktionsfreisinn übernommen hat und ihm unermüdblich politische Direktiven erteilt.

Auch ihre Orden haben sich die freisinnigen Führer redlich verdient. Andere kommen leichter zu solcher Zier, bei Fürstenempfangen usw. Derartige Auszeichnungen werden aber mit Recht Frühstücksorten genannt, während die der freisinnigen Führer wirkliche Verdienstorden sind. Sie haben sich's aber auch redliche Mühe kosten lassen, die schwierigsten Übungen, „rechtsum“, „linksam“ gemacht, meist aber rechtsam. Aber auch Fürst Bülow hat sein Teil Arbeit mit ihnen gehabt, bis er jedem einzeln die Appretur beigebracht, die allein geeignet ist, freisinnige Männer hoffähig zu machen. Nun ist's erreicht, und sehen alle aus, wie aus dem Ei gepellt.

„Was soll denn eigentlich damit in der Öffentlichkeit dokumentiert und dekoriert werden?“ Nur ein unverdorbenes Schwabengemüt kann so naiv im Stuttgarter „Beobachter“ fragen. „Will damit die Königlich Preussische Regierung ihre völlige Unparteilichkeit in politischen Fragen zu erkennen geben und vor dem Lande attestieren, daß ihr im Parlament der eine Politiker so angenehm ist wie der andere, der Zentrumsmann so gut wie der Nationalliberale, der Konservative wie der Freisinnige, so gibt es wahrlich ein besseres und näher liegendes Mittel, diese Meinung der Regierung praktisch zum Ausdruck zu bringen. Das ist die gänzliche Neutralität der preussischen Regierungsorgane bei sämtlichen Wahlen. Wie es aber in dieser Beziehung im Norden des Reiches bestellt ist, weiß man im Süden sehr wohl und verurteilt es auf das entschiedenste, gerade weil hier die Regierungen sich seit absehbarer Zeit des Eingreifens in die Abstimmungen der Bürgerschaft enthalten.“

Oder soll die Dekoration ein besonderer Gnadenbeweis für die politische Leistung der einzelnen Abgeordneten sein? Das müßten wir mit aller Entschiedenheit zurückweisen. Nicht der Regierung zuliebe sind die Abgeordneten gewählt, sondern als Kontrollorgan für diese und als gleichberechtigte Faktoren der Gesetzgebung. Wer über die Brauchbarkeit und die Güte der Parlamentsarbeit Orden zu verteilen hat, das ist einzig und allein die Wählerschaft; und diese Orden bestehen in den Wahlzetteln.

Eine eigenartige, geradezu komische Situation entsteht übrigens gerade in diesem Jahre. Wenn jetzt schon bekannt wird, daß sechs freisinnige Parlamentarier dekoriert worden sind, die unter Umständen in den nächsten Wochen genötigt sein werden, mit aller Entschiedenheit die königlich preussische Politik Bülow's, des Ministerpräsidenten, der zu gleicher Zeit auch Reichskanzler ist, zu bekämpfen, ward ihnen auch hier für der Lohn eines Ordens zuteil?“

Auf die Befürchtung, die sechs Dekorierten könnten in die Lage kommen, die Bülow'sche Politik „mit aller Entschiedenheit zu bekämpfen“, dürften jene bescheiden, aber fest, mit dem alten Wrangel erwidern: „Majestät überschätzen mir.“ Für so staatsgefährliche Umtriebe wird sich in den sechs dekorierten Männerbrüsten kaum der nötige Raum finden. Und überhaupt: — wie kommt das Stuttgarter Blatt auf solche finsternen Phantasien? Was berechtigt es, die unentwegt staatserkaltende Gesinnung von Männern zu bezweifeln, die sich soeben noch die „uneingeschränkte Anerkennung“ des Fürsten Bülow, der Königlich Preussischen Generalordenskommission und der „Kreuzzeitung“ erworben haben? . . .

Fürst Bülow hat schon recht, von einem „Asphaltliberalismus“ zu sprechen, aber doch nicht so ganz in seinem Sinne. Statt aller Erläuterungen nur zwei kleine Bilder, die die „B. Z. a. Mittag“ gegenüberstellte:

„Berlin, Brandenburger Thor. Es regnet. Die Dekorationen büßen von Viertelstunde zu Viertelstunde von ihrer Pracht ein. Unter ihren Regendächern harren die guten Bürger des Einzuges des fremden Herr-

schers. Die Ehrenjungfrauen in ihren weißen Kleidern frieren, und ein Häuflein befrachter Herren mit goldenen Ketten um den Hals harret der Dinge, die da kommen sollen. Sie harren im Regen, sie treten wohl ungeduldig einmal von einem Bein aufs andere, sind aber im übrigen ganz Ehrfurcht und Geduld. Die Stunde, da die Spitzen der Stadt Berlin vor's Tor befohlen sind, ist längst vorüber. Endlich! Die Menge schreit hurra, Pferdegetrappel, der fremde Souverän und der Kaiser sitzen im Wagen und lassen vor dem Grüppchen befrachter und beletteter Männer halten. Das Oberhaupt der Reichshauptstadt tritt an den Wagenschlag, das Haupt entblößt im rieselnden Regen. Begrüßungsrede. Gnädiges Kopfnicken der Souveräne, tiefste Verbeugung des Auserwählten der Berliner Bürgerschaft, die Pferde des Prunkwagens ziehen an, die Zylinder werden auf die nassen Haare gestülpt, die Schirme geöffnet und in Mietdroschken eilen die Vertreter der Berliner Bürgerschaft nach Hause und wechseln die nassen Kleider.

London, City, King Street. In der Guildhall sitzt der Lord-Mayor auf einer thronartigen Erhöhung neben seiner Gemahlin. Ein Hermelinmantel umflutet seine Gestalt, und die Lady-Mayoreß ist prächtig gekleidet. Der fremde Herrscher wird erwartet, und als sein Kommen gemeldet wird, da schreiten der Lord-Mayor und die Lady-Mayoreß würdevoll dem Gast bis an die Schwelle ihres Palastes entgegen. Der oberste Bürger Londons begrüßt den mächtigen Herrscher Deutschlands und die Kaiserin. Londons Oberbürgermeister geleitet die Kaiserin in die prächtige Halle, und der Kaiser reicht seinen Arm der Lady-Mayoreß. Als Gastgeber waltet der Lord-Mayor seines Amtes beim Festmahl und tauscht Reden mit dem Kaiser, in denen die gegenseitige Hochachtung zum Ausdruck kommt.“

„Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nie erjagen.“ Für Freiheit und Manneswürde muß man Gefühl haben, das Organ, den Sinn dafür. Die Stadthäupter, die sich mit gekrümmtem Rücken den Regen auf die entblößte Glase rieseln lassen, die automatenhaft Hurras ausstoßende Menge, alle, die auch sonst bei Fürstenempfängen und Hoffestlichkeiten Stunden und Stunden oft im bösesten Unwetter Spalier bilden —: sie setzen sich zum weitaus größten Teil aus „liberalen“ Elementen zusammen. Denn soweit Berlin nicht sozialdemokratisch, ist es „liberal“, „freisinnig“. Eine kleine andersgesinnte Minderheit kann ja, wie die Wahlziffern beweisen, kaum in Betracht kommen. So ist es aber nicht nur in Berlin, sondern auch in den meisten andern preussischen Groß- und Mittelstädten: — Asphaltliberalismus! —

Man mag sich zu dieser oder jener Richtung bekennen: so viel ist sicher, daß jede Partei an der Integrität des gesamten politischen Lebens und damit auch der anderen Parteien ein nationales Interesse hat. Das Schwinden der politischen Moral pflügt sich nicht vereinzelt zu vollziehen; der moralische Niedergang der einen Parteien zieht den der anderen mit sich und darf wohl überhaupt als Symptom einer mehr oder minder allgemeinen politischen Versumpfung angesehen werden.

Ich möchte nicht behaupten, daß unsere politische Moral durch die Bülow'sche Blockpolitik geläutert worden ist . . .

*
*
*

In Zeiten wie die unsrige ist es ein tröstlicher Gedanke, daß es noch eine andere Weisheit gibt außer der geeichten unserer Staatsmänner. Die Weisheit, die im Gesetze der Entwicklung waltet und, ob wir nun schlafen oder wachen, am laufenden Webstuhl der Zeit der Gottheit lebendiges Kleid wirkt. Die alles bewegende Macht, die auch den vermeintlich ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht, den Felsen Petri bewegt. Was vom Geiste des Ewigen an diesem Felsen, das wird auch bleiben in Ewigkeit, und die Pforten der Hölle werden es nicht überwinden. Was aber taubes, totes Gestein, wandelbare Materie, das ist auch den Gesetzen der Zeit unterworfen.

Und es ist viel Zeitliches daran. Diese Erkenntnis bricht sich auch bei unseren schwer ringenden katholischen Brüdern immer mehr Bahn. Der Herausgeber des „Zwanzigsten Jahrhunderts“, Dr. Karl Gebert, glaubt sogar feststellen zu können, „daß sich im Katholizismus die ernsteste Krise vorbereitet, die er überhaupt seit seinem Bestehen durchgemacht hat“.

Diese Krise sei das Ergebnis der wissenschaftlichen, namentlich historischen Kritik auf den verschiedensten Gebieten, vor allem aber auf dem Gebiete der Bibel: „Ich will nur beim letzteren etwas verweilen. Die Bibelfrage — ich verstehe darunter vor allem die Frage der Irrtumslosigkeit und des Begriffs sowie die Ausdehnung der Inspiration — ist das furchtbarste Problem, das in der Neuzeit im Schoße des Katholizismus sich erhoben hat, genau wie im Schoße des Protestantismus. Die Lehre von der vollständigen Irrtumslosigkeit der Bibel ist Erblehre der Kirche. Wie strenge die alten Kirchenväter hierüber dachten, darüber hat der Jesuit P. Dorisch in der Innsbrucker „Zeitschrift für katholische Theologie“ (Jahrgang 1906 und 1907) eine Reihe außerordentlich dankenswerter Abhandlungen veröffentlicht. Diese Lehre ist in der Bibelenzyklika Providentissimus des Papstes Leo XIII. neuerdings eingeschärft worden. Der neue Syllabus Pius' X. verwirft unter der Nummer 11 den Satz: „Die göttliche Inspiration erstreckt sich nicht in der Art auf die ganze Hl. Schrift, daß sie alle Teile bis aufs einzelne vor jedem Irrtum bewahrt.“ Es handele sich hier nicht etwa nur um Irrtümer in Glaubens- und Sittenlehren, sondern auch um historische Irrtümer.

„Nun hat aber die ehrlichste und vorsichtigste Kritik der Bibel, nicht nur wie sie Protestanten, sondern eine Reihe hervorragender katholischer Exegeten aller Länder üben, nachgewiesen, daß, wenn man überhaupt den Dingen ihren Namen lassen will, sich in der Bibel wirklich historische Irrtümer finden, daß mit andern Worten auch in den stets als Geschichtsbücher betrachteten Schriften nicht alles so zu nehmen ist, wie es geschrieben steht, nicht nur in bezug auf eine Menge von Zahlenangaben, sondern auch in bezug auf andere Dinge . . . Um nun diesen peinlichen Tatsachen Rech-

nung zu tragen und anderseits doch die Irrtumslosigkeit der Bibel zu retten, hat man allerdings die raffiniertesten Ausflüchte erfunden. Ich verweise nur auf die kramphastigen Versuche des Jesuiten P. v. Hummelauer. Aber alle derartigen Versuche sind gründlich gescheitert; sie trugen von Anfang an so viel Gekünsteltes und Sophistisches an sich, daß man es der konservativen Richtung nicht verdenken konnte, wenn sie mit Keulenschlägen diese Verlegenheitsgebilde unbarmherzig zertrümmerte. So ist denn der Status quo der, daß die Konservativen auch bei den offenkundigsten Irrtümern der Bibel stets von 'Schwierigkeiten' — so lautet der euphemistische Ausdruck — reden, die sie niemals zu lösen wissen, während die fortschrittlichen Exegeten sich den Kopf zerbauen, um neue Theorien zu erfinden, die es etwa doch ermöglichen, die brutalen Tatsachen mit dem Dogma in Einklang zu bringen. Ein wahrhaft tragisches Ringen zwischen Glauben und Wissen, deren Harmonie sonst von den Apologeten so gerne mit Emphase verkündigt wird. Nur wenige Ehrliche sind es, die den Mut haben zu sagen, daß sich in der Bibel tatsächlich Irrtümer vorfinden. Und wenn es einer öffentlich ausspricht, wie Dr. Engert, dann fällt die Strafe der Exkommunikation auf sein Haupt. Die meisten wollen aber doch in der Kirche bleiben, können aber die Augen vor den Tatsachen doch auch nicht schließen, und so entsteht denn in den Seelen unzähliger Geistlicher und gebildeter Laien eine tiefe Gärung und leider auch eine Art Unwahrhaftigkeit, die auf den Charakter ungünstig zurückwirken muß.

Das ist, an einem Beispiele der Bibelfrage erläutert, die große Krise im Katholizismus, und es zeugt von einem wahren Bananentum, wenn man den Modernismus, oder wie man die freiheitliche Richtung nennen will, als eine vorübergehende, von einigen Theologieprofessoren aus Stolz veranlaßte Heze betrachtet. Nein, nicht Stolz und nicht Hochmut, sondern das ehrliche Streben nach Wahrheit hat dem fortschrittlichen Katholizismus die Wege gebahnt, und wenn neuestens die Leitung der Kirche diese Richtung in schroffster Weise verurteilt hat, so ist damit die Krise nicht etwa behoben, sondern nur um so akuter geworden, um so mehr, als deutlich genug allen Reformbestrebungen überhaupt, auch wenn sie das Dogma nicht tangieren, der Krieg erklärt ist. Reformen wünschen ist heute gleichbedeutend mit modernistisch gesinnt sein; das aber ist die Summe aller Häresien . . ."

Weil es eine Häresie gegen den römischen Despotismus ist. Zwar ist das Wort, das Pius X. neulich gesprochen haben soll: „Wenn eine Regierung gut wirken will, muß sie despotisch und tyrannisch sein,“ abgeleugnet worden. „Wie sehr es aber der Gesinnung der heutigen Machthaber in der katholischen Kirche entspricht,“ schreibt ein süddeutscher katholischer Geistlicher an die „Frankf. Ztg.“, „zeigt die Modernisten-Enzyklika und das Schreiben der in Köln versammelten Bischöfe Fischer, Reppner u. s. w. Beide sind eine offene Proklamierung des kirchlichen Absolutismus und eine Zurückweisung selbst der allgemein bürgerlichen Rechte für die katholischen Geistlichen. Diese Herren leben

immer noch in den Ideen von 1750; das 20., ja selbst das 19. Jahrhundert ist für sie noch nicht angebrochen. . . .

Rom ist das Vorbild. Rom fragt nicht, es kommandiert, mögen auch die deutschen Katholiken, wie es mit den Modernisten-Überwachungsräten u. a. der Fall war, in die größten Verlegenheiten kommen. Der päpstliche Hofstaat, das Militärwesen im Vatikan, der Dispensenunfug, der rücksichtslose Index, die Streberei nach Ehre, die unausstehliche Anmaßung vieler Hofbeamten, die auf die Deutschen mit Verachtung herabsehen — das erinnert alles lebhaft an einen Fürstenhof von 1750. Die Leichtgläubigkeit, Audienz zu erlangen, widerspricht dieser Auffassung gar nicht, denn genau so wurde es auch gehandhabt an feudalen Höfen vergangener Jahrhunderte; zu welchen Zwecken, läßt sich denken.

Wie die Großen, so die Kleinen. Aus dem Kölner ‚Hirtenschreiben‘ spricht schändlicher zielbewußter Absolutismus. Mit keinem Tropfen demokratischen Öls ist es gesalbt. Darauf weist die Art hin, wie die heutige geistige Lage beurteilt wird. Als Absolutisten können diese Bischöfe nicht begreifen, daß die inneren Kämpfe und Aufregungen der letzten Jahre eine wirkliche Krisis im Katholizismus bedeuten, daß Tausende von Katholiken sich nicht mehr befriedigt fühlen von dem äußerlichen Religionsleben, das sich in neuen Ablässen, Heiligsprechungen, Zeremonien erschöpft und stets den gleichen Mechanismus bietet, daß sie abgestoßen sind von dem beständigen Widerstand der kirchlichen Kreise gegen die bescheidensten Fortschritte, von der Verkümmersucht, dem Exkommunizieren und Indizieren all jener, die einmal in das trostlose Einerlei des orthodoxen Kirchenglaubens einen neuen Gedanken zu bringen suchen. Meilenfern liegt diesen Machthabern der Gedanke, daß es berechtigte Wünsche geben könne, auch wenn sie nicht mit den ihrigen übereinstimmen. Sie allein sind ja über die Kirche gesetzt, niemand hat ihnen dreinzusprechen, ehrerbietige Bitten sind unerlaubt, werden vielmehr von ihnen und ihrer Presse sofort zu Vergehen gegen die heilige Kirche gestempelt. Paul Sabatier, der bekannte Franziskusforscher, hat ganz richtig darauf hingewiesen, daß die päpstliche Kurialpolizei die Eingabe der deutschen Laien gegen den Index völlig konsequent als ‚Verschwörung‘ behandelt habe, denn in einer absoluten Monarchie wünsche und kommandiere nur einer.

Auf diesem Standpunkt steht auch das Fischer-Replerische Schreiben. Nur Bosheit oder Dummheit kann nach ihm Reformen verlangen. Alles in der Kirche ist herrlich und einzigartig vom hl. Geist vorgefugt, und die Bischöfe sind die Organe dieses ‚hl. Geistes‘. Sich blind ihnen unterwerfen — das ist die einzig denkbare Reform. Dieses Hinaufschrauben der kirchlichen Autorität ist echt absolutistisch. Sie allein, die Bischöfe, können der Welt das Heilmittel bringen, an sie und an Rom muß man sich daher eng und vertrauensvoll anschließen. Wo würde die Welt heute stehen, wenn sie sich diesem Verlangen gefügt hätte? Man sieht es in Spanien, in Südamerika, religiös vollkommen ausgeübten Ländern, vom Wirtschaftlichen gar nicht zu reden; heute noch könnten wir der Mehrzahl nach weder

lesen noch schreiben, analog den südlichen Ländern. Turin zählte 1878 in seinen Knaben- und Mädchenschulen 12300 Schüler; 1846, zu einer Zeit, wo Klerus und Orden alles in der Hand hatten, 1500 Knaben; Mädchenschulen gab es überhaupt nicht. Die ganze Absicht des Höheren wie des niederen Unterrichts faßte sich, wie Kraus in seinem ‚Cavour‘ sagt, in der Anweisung zusammen: So wenig als möglich lehren und lernen. An den Hochschulen sah es kläglich aus. Im Kirchenstaat, diesem Idealstaat der Sölibatäre, waren auf Übertretung des Freitagsgebots Gefängnisstrafen gesetzt, und die Gasthäuser wurden bis 1870 jeden Freitag von Gendarmen revidiert, ob man in ihnen kein Fleisch esse. Wollte man ein Buch schreiben, so hatte man sieben Zensuren zu übersteigen; die zwei letzten Etappen waren: Erzbischof und Polizei. Wie Schulen und Finanzen des von Geistlichen geleiteten Kirchenstaats waren, braucht nicht dargestellt zu werden: über alle Maßen kläglich. Neben Rußland und der Türkei wehrte sich vor allem auch der Papst gegen eine Volksvertretung — ganz den Ideen des souveränen Absolutismus entsprechend.

So also sieht der ‚enge, vertrauensvolle Anschluß‘ an Rom aus. Und da wagen diese Bischöfe zu schreiben: ‚Zu keiner Zeit ist die Kirche dem wahren Kulturfortschritt entgegengetreten‘ und das noch kühnere Wort, das unwillkürlich Heiterkeit erweckt: ‚Der Kirche kann man nur dann nützen, wenn man ihr gehorcht und sie zur Führerin nimmt.‘

Getreu in das System des Absolutismus paßt auch die kleinliche Bevormundung, die engherzige Freiheitsbeschränkung jedes selbständig Denkenden. Die im geheimen schleichenden ‚Überwachungsräte‘, ein Nachbild der von Leo XII. (1823—29) eingefesteten Congregazione di vigilanza und des ekkigen Späherinstitutes jenes Papstes, sprechen laut genug. Nicht minder laut die Verfolgung Schells, das Denunziantenwesen, das knabenhafte Herunterreißen . . . Als was man den Satz des Bischofschreibens ‚Frei und freudig möget ihr lernend und lehrend euch bewegen im Reich des Geistes‘ angesichts der letzten Jahre bezeichnen soll, wollen wir lieber unterdrücken. Wagt einer diesen Satz anzuwenden, so kommen sofort die Mittel jeder autokratischen Regierung: Gewaltmittel. Man droht mit Exkommunikation, mit Index, Entziehung von Titeln, Verbot von Vorlesungen. ‚Frei‘ darf man sich bloß ‚unterwerfen‘ — das Lieblingswort der Autokraten.

Wie man aus der Geschichte weiß, haßten die absoluten Regenten nichts mehr als die Zeitungen. Die Absolutisten in der katholischen Kirche haben diesen tiefen Haß getreu bewahrt, und wenn es auf sie ankäme, dürften nur slavisch geschriebene Zentrumszeitungen erscheinen. Als Bischof Hefele 1870 eine Broschüre über den Papst Honorius, der in einer Glaubenssache sich als sehr fehlbar bewiesen hat, drucken lassen wollte, mußte es in Neapel geschehen; in Rom wäre jeder Drucker exkommuniziert worden. Dieser Geist lebt heute noch. Aus ihm heraus läßt sich verstehen, wie ein süddeutscher ‚Kirchenfürst‘ (auch ein echt feudales Wort) die ‚Röln. Volkszeitung‘, die ‚allzu liberal‘ sei, die zweitgrößte Ge-

fahr des Katholizismus in Deutschland nannte. Zu ihrem tiefen Schmerz bemerkten aber die Bischöfe, daß es noch schlimmere Zeitungen gibt, die von Aniebung, Belobigung, Schmeichelei und Dank für erlittene Rücksichtslosigkeit nichts wissen wollen; in sie darf kein Geistlicher schreiben. Fehlt nur noch die Androhung der Exkommunikation.

Es wäre ein Abfall vom System, wenn die Bischöfe ihr Schreiben nicht mit der schändlichen Verweigerung des Koalitionsrechts für ihre Geistlichen schließen würden. *L'Église c'est moi*; was will denn da der niedere Klerus? Versammeln will er sich, um seine Interessen zu vertreten? Lächerlich. Er ist im Mittelalter in Dekanaten „organisiert“ worden, das genügt auch im Jahr 1908. Wäre er in Vereinen organisiert, könnte er in manchen Dingen eine andere Meinung haben als der Bischof und seine Räte, und das wäre eine nicht auszudentende Gefahr. Denken darf ja bloß einer. Wie Pius IX. anno 1848 energisch eine Volksvertretung im Kirchenstaat verbot, so verbieten die Bischöfe anno 1908 den bescheidensten Priesterverein, wenn er nicht gerade — Feuerversicherungsgesellschaft ist. Vom Standpunkte eines Ludwigs XIV. aus muß man das konsequent nennen. Aber wir leben schließlich doch in anderen, freieren Zeiten, die wir freilich der heiligen Kirche nicht verdanken.

Die Zentrumspresse, die so gewaltigen Lärm schlägt über schlechtes Vereinsrecht, über Koalitionsverbot bei Arbeitern, verhält sich gegenüber diesen neuesten Taten des absoluten Kirchenregiments stumm oder wirft sich in feigem Byzantinismus den Bischöfen zu Füßen. Eben lamentiert sie über die „absolutistischen Neigungen“ des Königs von Portugal, aber über die der geistlichen Machthaber schweigt sie gesinnungstüchtig. Doch sprechen alle Anzeichen dafür, daß wir einer schweren Krise der Autorität entgegengehen. Die Mißbräuche und Übergriffe der Autorität haben die gegenwärtige schlimme Lage geschaffen. Man beginnt einzusehen, daß das heutige Autokratensystem direkter Widerspruch gegen die Lehre Christi und der Apostel ist, den man auf die Dauer nicht ertragen kann. Besonders satt haben diesen Mißbrauch, wie wir von vielen Seiten hören, die „ehrwürdigen Brüder“, wie die Bischöfe in ihrem Schreiben die Geistlichen nennen, denen sie aus Mißtrauen die elementarsten Rechte deutscher Staatsbürger verweigern...“

Und nun gar, unter vollem Einsatz seiner Person, Dr. Joseph Schnizer, Professor der katholischen Dogmengeschichte an der Universität München. In der „Internationalen Wochenschrift“ bekennt er: „Nicht bloß optimistisch gestimmte Katholiken vom Schlage Schells, auch viele Protestanten malen sich gern ein Idealrom aus, das sie als den Träger erhabener Kulturmission und als unbezwinglichen Hort echt christlicher Religiosität und Nächstenliebe mit schwärmerischen Worten lobpreisen. Und dann stoßen sie mit einem Male auf das Rom der Enzyklika und sind dann tief unglücklich, weil dieses Rom so ganz anders aussieht als das Rom ihrer Träume und ihrer einsamen Gelehrtenstube! Und doch ist nur das Rom der Enzyklika das wahre Rom. Der römische Prälat,

der sich allen Ernstes für das Organ des hl. Geistes und allein für berufen hielt, über liturgische Dinge zu schreiben — er sprach durchaus nichts Neues aus. Er vertrat lediglich den korrekt römischen Standpunkt, wie er seit der Scholastik, seit dem Orientinischen und Vatikanischen Konzil zur Alleinherrschaft gelangt ist. Die lehrende Kirche ist danach Rom, nur Rom. Wohl bildet auch der Episkopat einen Bestandteil der lehrenden Kirche, aber nur in Unterordnung unter den römischen Stuhl, nur in der Theorie, auf dem Papier, nicht in der praktischen Wirklichkeit. Die Bischöfe haben nach dieser Auffassung nicht mehr die Befugnis, sich als selbständige Kirchenfürsten zu fühlen. Theoretisch die Nachfolger der Apostel, sind sie in Wirklichkeit heute nur noch Verwaltungsorgane der Kurie. Dürfen danach die Bischöfe nur mehr lehren, wie Rom will, so hängt alle kirchliche Lehre schließlich einzig von Rom ab. Rom aber ist der eifrigste Anwalt des Thomismus. Rom schützt und stützt den Thomismus, weil der Thomismus Rom stützt . . .

Der römische Absolutismus führt wie zum Scholastizismus, so zum Traditionalismus. Alle theologische Wissenschaft, aller theologische Unterricht kann so (nach römischer Auffassung) nur ein Tradieren sein, ein Nachsprechen, ein Wiederholen. Je slavischer tradiert wird, um so besser und kirchlicher. So konnte es denn ein gut katholischer Schriftsteller, ein Kapuziner, als ganz besonderen Vorzug seines theologischen Wertes rühmen, daß es jeden eigenen Gedankens vollkommen bar sei: *In illo (sc. opere meo) nihil est, quod meo ingenio prodierit, sed omnia, prout magis utile judicavi, variis ex fontibus probatisque autoribus . . . desumpsi*, sagt P. Gonzalvus a Reeth im Vorwort seines *Manuale Theologiae Dogmaticae* 1890. (In meinem Werke ist nichts, das meinem Geiste entsprungen wäre, sondern ich habe, was ich für nützlicher hielt, alles verschiedenen Quellen und approbierten Autoren entnommen.) Mit diesem ihm wesentlich und notwendig anhaftenden Traditionalismus setzt sich nun aber der römische Scholastizismus in den entschiedensten Gegensatz zum Studienbetrieb, der den Stolz unserer deutschen Universitäten ausmacht . . .

Nur Männer, die vom wissenschaftlichen Betrieb unserer deutschen Hochschulen keine Ahnung haben, konnten auf den Gedanken kommen, Forscher und Forschung in unerträgliche Fesseln zu schlagen und die innere Gebundenheit ins Angemessene zu steigern, die den tiefsten Grund der schweren Krisis bildet, in der sich die katholische Wissenschaft befindet. Ohne Zweifel würde man dem hl. Stuhle unrecht tun, wenn man annehmen wollte, er habe es mit der Enzyklika auf eine planmäßige Vernichtung oder doch Schwämerung der Fakultäten abgesehen. Auf romanischen Schulen herangebildet und mit dem Studienwesen fremder Völker und besonders der für Rom ewig als *quantité négligeable* geltenden deutschen Länder nicht vertraut, hatten die Verfasser der Enzyklika wohl zunächst nur romanische Verhältnisse im Auge, wie sie auch bei den Söhnen romanischer oder nach romanischer Art geleiteter Schulen am ehesten noch einigem Verständnis begegnen werden. Gleichwohl ist nicht zu be-

streiten, daß die Kurie die den staatlichen Universitäten einverleibten theologischen Fakultäten nur ungern und mißtrauisch sieht und Anstalten offen bevorzugt, die sie vollkommen beherrschen kann. Daher hob sie die theologischen Fakultäten an den staatlichen Universitäten der romanischen Länder auf, und wenn sie dieselben an deutschen Universitäten bestehen ließ und jüngst sogar noch eine neue errichten half, so sah und sieht sie in ihnen doch nur ein notwendiges Übel. Daher das überall deutlich hervortretende Streben, den Einfluß der Fakultäten möglichst herabzudrücken und durch Veranstaltungen aller Art, wie durch Neben- oder vielmehr Gegenvorlesungen in den Konvikten, unschädlich zu machen. Daher das Bemühen, den Besuch der Universitäten zu erschweren und die jungen Leute lieber in Seminaranstalten zu zwingen oder ins Ausland zu schicken. Daher auch die Gleichgültigkeit gegenüber der Berufung möglichst tüchtiger wissenschaftlicher Kräfte, ja die Angst vor ausgezeichneten Forschern und die unverhohlene Begünstigung der mittelmäßigsten, ja direkt unfähigen Elemente . . .

Daß mit dem Gefühle des Urgwohnes, mit dem Rom den theologischen Fakultäten begegnet, eine gewisse Mißachtung und Geringschätzung der Wissenschaft Hand in Hand geht, ist begreiflich und nicht zu bestreiten. Wohl werden die unvergänglichen Verdienste, die sich die Kirche um die verschiedensten Zweige der Wissenschaften und ganz besonders um die Gründung und Ausstattung von Universitäten erworben hat, auf ewig mit goldenen Lettern dem Buche der Menschheit eingegraben bleiben. Aber die Liebe Roms zu den Wissenschaften und Universitäten war doch keine ganz selbstlose und platonische. Es förderte die Wissenschaften und Hochschulen mächtig, solange diese ihm dienten und als willige Mägde die Schleppe trugen. Es nahm aber sofort eine veränderte Stellung zu ihnen ein, als sie sich seiner Bevormundung zu entringen und auf eigenen Füßen zu stehen versuchten. Noch heute sind Rom die verschiedenen Fächer an sich ganz gleichgültig und nur dann willkommen, wenn sie seinen Zwecken und Interessen entgegenkommen. Gelehrte, die in *usum Delphini, ad majorem Curiae gloriam* schreiben, dürfen der tatkräftigen Erkenntlichkeit des Hl. Stuhles stets gewärtig sein. Männer, die zu unerwünschten Ergebnissen zu gelangen unvorsichtig genug sind, erwartet der volle Unwille Roms. Zu herrschen gewohnt, glaubt Rom auch die Ergebnisse der Forschung erzwingen und den Gelehrten allen Ernstes zumuten zu können, nur ihm Liebes, Gutes und Unangenehmes herauszubringen und auszusprechen. Es wähnt, die Wissenschaft kommandieren zu dürfen wie die Rauchfaßträger. Für wissenschaftliche Überzeugungstreue geht ihm vollends jedes Verständnis ab. Von ihrem Standpunkte aus kann die römische Kirche ein inneres Verhältnis zur Wissenschaft überhaupt nicht haben. Ihrer Lehre gemäß vom heiligen Geiste geführt und erleuchtet, erfreut sie sich ja ohnehin längst des Vollbesitzes der göttlichen Wahrheit. Sie weiß daher von vornherein alles besser, ist über allen Irrtum erhaben und von menschlicher Wissenschaft und

Gelehrsamkeit so wenig abhängig, daß sie, sie allein, den Prüfstein und Maßstab aller Wissenschaft abgibt und den Wahrheitsgehalt aller, nicht etwa nur der theologischen, sondern sogar der profanen Forschung nach der Übereinstimmung mit ihren Lehren bestimmt. Der Gelehrte mag forschen, jahre-, jahrzehntelang; der römische Monsignore entscheidet, so wenig er von der Sache verstehen mag. Und das mit Recht. Denn der Gelehrte will und soll ja nur ermitteln, was Wahrheit ist; der Monsignore stellt fest, was kirchlich ist. Die Gelehrten, wie überhaupt die Priester und Gläubigen, sind und bleiben, so alt sie auch werden mögen, die einfältigen Schäflein, die des geistlichen Hirten, die unmündigen Kinder, die der römischen Gängelung niemals entraten können. Sie machen zusammen die Ecclesia discens aus, die lediglich zu hören und zu gehorchen hat. Der heilige Geist bildet das Monopol der Prälaten. Die Laien insbesondere, nachdrücklich schärft es die Enzyklika ein, mögen sich ja nicht erdreisten, in der Kirche mitsprechen zu wollen.

Römischer Prälatengeist ist es, wenn sich die Enzyklika vermißt, den guten Willen und die lautere Absicht der edlen Männer zu verdächtigen, deren tadellosen Wandel sie fast bedauernd anerkennt, und deren rastlosen Eifer sie klagend rühmt; wenn sie ihre in harter Arbeit errungenen Forschungsergebnisse sich nur als Ausfluß eiser Wißbegier und sträflichen Hochmuts erklären kann; wenn sie den vom höchsten sittlichen Ernst getragenen Schriften modernistischer Verfasser — man denke an den ‚Seiligen‘ von Fogazzaro — sogar direkt unmoralische Bücher vorgezogen wissen will; wenn sie ein System unerträglicher Bevormundung, kleinlicher Überwachung und unduldsamer Verfolgung vorschreibt, und Scheinheiligkeit, Verleumdungs- und Denunziationssucht fast geffentlich großzieht. Wahrlich, wo man die kirchliche Lehre nur mehr mit brutaler Gewalt retten zu können vermeint, wo man die Rechtgläubigkeit mit der Angst vor dem Hungertuch und die Unterwerfung mit der Furcht vor der Amtsentsetzung erzwingen muß, da muß es mit dem zuverlässlichen Glauben an die innere, sieghafte Macht der christlichen Lehre recht traurig bestellt sein!

... Die Autodafés haben in Spanien ihre Heimat. Auch das neu-auflebende Inquisitionswesen, das sich von dem mittelalterlichen nur in der durch den verfluchten Zeitgeist bedingten Wahl der Mittel unterscheidet, ist spanischer Importartikel. Uns ist er zu spanisch. Wir sind und bleiben gut deutsch . . .“

Wenn dann Schnizer zum Schluß seine Hoffnung auf die deutschen Bischöfe setzt, so ist ja noch in frischer Erinnerung, wie gräßlich er sich in diesem Vertrauen getäuscht hat. Preisen doch die Bischöfe die Erlasse Pius' X. als die Wahrheit, die wie ein strahlendes Licht die Welt erleuchte und die Finsternis verschewehe! Sollten die Verfasser dieser Manifestation nicht über eine unbewußte — satirische Ader verfügen? —

Wer sich dem Syllabus nicht stumm und blind unterjocht, wird exkommuniziert; wenn er Geistlicher ist, seines Amtes entsetzt. Nach These 7

des Syllabus kann aber die römische Kirche von ihren Gläubigen, gleichviel ob Laien oder Theologen, bei der Verwerfung von Irrthümern nicht nur äußere, sondern auch innere Zustimmung verlangen. „Wahrhaftig!“ sagt der Professor des Kirchenrechts zu Innsbruck, Dr. Ludwig Wahr-
mund, in seinem Vortrag über „Katholische Weltanschauung und freie Wissenschaft“ (München, J. F. Lehmann), — „seit die römische Kirche freie Geister zu unterjochen bestrebt ist, hat kein Theologenhirn jemals einen furchtbareren Satz erdacht, als dieser ist! Es genügt nicht, sich den Ausgeburten eines hierarchischen Despotismus in der Tugend des Gehorsams stumm zu unterwerfen. Es genügt nicht, zu schweigen und seine eigene bessere Überzeugung in der Brust zu verschließen. Man muß auch diese Überzeugung selbst noch in Trümmer schlagen; man muß sie zwingen, das Weiße schwarz und das Feuer kalt zu nennen; man muß die Fesseln nicht bloß am Leibe, sondern auch in der Seele tragen. Mit all dem hat das Papsttum meines Erachtens die letzte Brücke zwischen seinem eigenen Machtbezirk und der modernen Kulturwelt abgebrochen; es hat dem geistigen Leben der katholischen Kirche den Todesstoß versetzt.“

Bisher durften die Katholiken glauben, sie müßten ihre Überzeugung nur solchen Entscheidungen des Papstes opfern, die *ex cathedra* (im engsten Sinne amtlich) erlassen werden und also nach dem vatikanischen Dogma unfehlbar sind. „Jetzt“, stellt die „Volkstztg.“ fest, „werden sie belehrt, daß das Konzil vom Vatikan die Unterscheidung zwischen fehlbaren und unfehlbaren Dekreten des Papstes nicht deswegen gemacht hat, damit sie den fehlbaren gegenüber die Freiheit der eigenen Überzeugung beanspruchen könnten, wie man den Opponenten auf dem Konzil vorgeredet hat, sondern aus einem anderen Grunde, den alle Kenner der Jesuiten damals schon voraussahen. Nämlich aus dem Grunde, damit die Theologen in der Lage sind, die Böcke zu entschuldigen, die die Päpste nun einmal tatsächlich nach Ausweis der Geschichte vielfach geschossen haben, wie sogar der schlaue Politiker Windhorst bezeugte.“

Alle katholischen Theologen, die Jesuiten nicht ausgenommen, sind darin einig, daß der neue Syllabus, dessen Sätze auf den Beschlüssen römischer Kongregationen beruhen, und die Enzyklika gegen die Modernisten keine päpstlichen Rathedralentscheidungen sind. Sie sollten daher auch von Rechts wegen keine innere Zustimmung und gläubige Unterwerfung beanspruchen können. Auf diesem Standpunkt standen bisher in Deutschland Tausende von gebildeten Katholiken, Bischöfe, Priester und Laien. Aus dem vor einiger Zeit veröffentlichten Briefwechsel zwischen dem verstorbenen Professor Schell in Würzburg und dem protestantischen Kirchenhistoriker Nippold in Jena ergibt sich, daß nicht nur Schell persönlich, sondern die ganze theologische Fakultät der Universität Würzburg die Dekrete der römischen Kongregationen zwar für inappellable Urtheile der höchsten kirchlichen Instanz, aber nicht für die Gewissen verpflichtende, mit innerer Zustimmung anzunehmende Entscheidungen

gen des unfehlbaren Faktors der katholischen Kirche angesehen wissen will. Und die Richtigkeit dieses Standpunktes mußte auch das bischöfliche Ordinariat Würzburg anerkennen, so daß es Schell trotz seiner Verurteilung durch die Indulgengregation keinen Widerruf seiner Lehren abpressen konnte. Einen solchen Widerruf mußten daher die Gegner, um ihn moralisch zu vernichten, mittelst Fälschung des von ihm unterschriebenen Protokolls erst fabrizieren . . .“

Wie findet sich nunmehr der Jesuitismus mit den von den Päpsten bestätigten Irrtümern der römischen Kongregationen ab? Hier, spekuliert der Jesuit Bekmer in den „Stimmen aus Maria Laach“, erhebe sich nun „allerdings ein Bedenken, das vielen völlig unüberwindlich scheint. Sie meinen, nur dann könne von der Verpflichtung innerer Zustimmung die Rede sein, wenn das unfehlbare Lehramt spreche. Bei fehlbaren Dekreten könne man, eben weil sie fehlbar sind, keine innere Zustimmung verlangen. Allein diese Art zu folgern ist verfehlt. Wenn eine von Gott bestellte Lehrautorität redet, schuldet der Untergebene den Entscheidungen dieser Autorität Verstandesgehorsam. Dieser Verstandesgehorsam ist eine aus religiösen Gründen geleistete Zustimmung, der stillschweigend die Bedingung zugefügt ist: falls sich nicht später das Gegenteil als richtig herausstellt (!). Es ist ja wahr, die Kongregation hat sich im Falle Galilei geirrt, aber schon der Umstand, daß bloß ein oder zwei Fälle (!) dieser Art im Laufe von Jahrhunderten vorgebracht werden können, muß jedem denkenden Menschen zeigen, welche hohe Sicherheit die Lehrentscheidungen der Römischen Kongregationen bieten.“

Es gibt in der Tat nichts, aber auch absolut nichts auf der Welt, was „theologische“ Perversität nicht beweisen oder widerlegen könnte. Aber auch nichts Heiliges und Keusches im menschlichen Gemüt, was sie verschonte. Ja, in wem steckt denn nun eigentlich „der Teufel“? In den sich gegen den lächerlichsten Uberglauben, empörende geistige Selbstentmannung, überhaupt die denkbar schändlichsten Zumutungen zur Wehr setzenden „Modernisten“ oder den „heiligen Vätern“ der Kongregationen? Wem von beiden gilt wohl das Hohngelächter Mephistos:

Verachte nur Vernunft und Wissenschaft,
Des Menschen allerhöchste Kraft,
Laß dich mit Blend- und Zauberwerken
Vom Lügengeiste nur bestärken:
Dann hab' ich dich schon unbedingt! . . .

Die Schäden des kirchlichen Lebens der Hierarchie, so heißt es nach einem Bericht der „Frankf. Ztg.“ in den zwei Bänden Erlebnisse und Erinnerungen des österreichischen Hausprälaten und päpstlichen Kämmerers, Monsignore Scheicher, — sind Byzantinismus von unten und Tyrannei von oben. Grenzenlose Autoritätsanmaßung der Begnadeten, der gänzliche Rechtslosigkeit und Unterdrückung der Untergebenen entspricht. Der höchste Prunk für die Hochgestellten, die im Lichte wandeln, das furchtbare Elend des Defizientenheims für die lichtlosen Existenzen,

die in einer abgelegenen Pfarre verkümmern. Der Herrgott bekommt die Kühe, der Infulatus, der Bischof, der Exposituren, Ratsstragen und Synodalien verleiht, die tiefe, ehrfürchtige Verbeugung. Der Bischof ist der lebendige „Fetisch“, vor dem der Klerus im Staube liegt. Sein „Sputum“ muß man für die höchste und herrlichste Gnadengabe erklären“. Denn er kann Benefizien geben und — entziehen. Für ihn sind die kostbaren Schuhe, die herrlichen Seidenschleppen, der Ring, den man vor dem Empfang der Gnade küssen muß; und mit der Pracht des Auftretens kommt der „Cäsarenwahn, die Lust, vom hohen Olymp herabzusprechen“; zu denen zu sprechen, die nicht mehr lehren, sondern nur lernen, die nicht zu sprechen, sondern zu hören haben, die kein Recht besitzen dürfen, sondern nichts und wieder nichts als Pflicht . . .

Die Schöpfungsgeschichte erscheine dem jungen Studenten der Theologie ganz unglaublich. So fasse er sie, ebenso wie die Teufels- und Engelserscheinungen und wie die Wunder des heiligen Franziskus, als Märchen auf, wie etwa Dornröschen oder Aschenbrödel. „Es ist keine Kleinigkeit, sich für einen Stand vorzubereiten, dessen supponierte Grundlage dem Verstande haltlos erscheint . . .“ Ferner: Kindern die Mysterien der Transsubstantiation, der Allgegenwart philosophisch erklären zu wollen, ist verfehlt. Schell, der die Wirklichkeit der Höllestrafe bezweifelt, habe ganz recht. Scheicher kann sich Gott nicht als Sultan, als orientalischen Fürsten denken, der jede Beleidigung blutig rächt. „Der Menschengestalt und der Menschenwille protestiert immer gegen die Verleugnung dessen, was den vernünftigen Menschen, den Geist ausmacht, nämlich Verstand und freier Wille.“

Und was sagte Professor Schnizer bei seiner erzwungenen Abschiedsvorlesung? „Glauben Sie nicht, meine Herren, daß ich darauf ausgegangen sei, mit neuen, auffallenden Thesen zu prunken. Die Dinge, die wir behandelt haben, sind in unserer Zeit das tägliche Brot, sind Binsenwahrheiten aller Gebildeten geworden. Nur bei uns sträubt man sich hartnäckig dagegen. Wie lange noch? . . .“

Wir leben, das dürfen wir uns nicht verhehlen, in einer ernsten Zeit. Ein ungeheurer religiöser Umschwung bereitet sich vor. Ein religiöser Frühling braust durch die Lande, in dem, wie es immer geht, wilde Stürme mit lindem Sonnenschein und Rosentnospen abwechseln. Wenn ich selbst von diesem Sturme berührt werde, so berührt mich das wenig; ich hege keine Bitterkeit und keinen Groll gegen jemand. Ich hülle mich in den Mantel innerer Überzeugung und schreite ruhig meines Weges weiter.

Jeder Professor muß zugleich Konfessor sein; der Kenner ein Bekenner, der zu dem, was er vorträgt, auch in der Tat und mit seiner ganzen Person steht. Nur so kann er beweisen, daß es ihm auch heiliger Ernst ist mit dem, was er sagt . . .“

Noch hat Schnizer keinen Grund zu solcher Befürchtung gegeben, aber: nach so mannhaft schönen Worten wäre es doppelt erstaunlich und

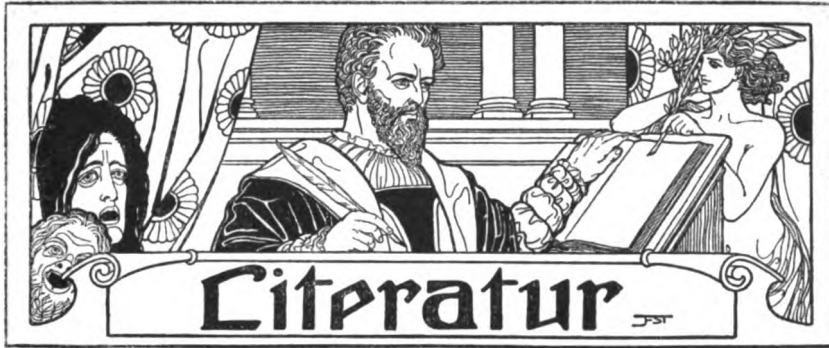
bedauerlich, wenn wir auch in diesem Falle eine Wiederholung der vorhergegangenen „Umfälle“ (Ehrhardt, Günther usw.) erleben müßten. Diese Fälle sind ein wenig erfreulicher Anblick; rechtfertigen lassen sie sich überhaupt nicht. Sie sind um so mehr zu bedauern, als sie unserer Jugend ein keineswegs vorbildliches Beispiel geben. Aber ich kann doch das Gefühl nicht loswerden, daß viele von denen, die über die „Umgefallenen“ unbarmherzig den Stab brechen und ihnen gegenüber von unerschütterlichem Mannesmut und opferbereiter Überzeugungstreue überschäumen, im gleichen Falle einen vielleicht noch schleunigeren Rückzug antreten würden, wenn sie — überhaupt in die Lage kämen. Aber sie hätten's wohl gar nicht nötig, da sie kaum den Mut finden würden, sich auch nur soweit vorzuwagen. Mir scheint hier Hilfe nötiger, als Urteilen vom hohen Ross herab, das sich überdies noch so oft als „faibles Pferd“ erweist. Handelt sich's hier doch nicht zuletzt um Stockprügel auf den Magen, um sträfliche Erpressung erheuchelter Überzeugungen durch das auch bei der Sozialdemokratie erprobte Mittel physischer Aushungerung, wirtschaftlicher Erdrosselung durch Amtsentsetzung, Boykott und dergleichen „christliche“ und „gottwohlgefällige“ Übungen mehr. Diesem barbarischen Verfahren ohne Rücksicht auf Konfession und Parteistellung energisch Einhalt zu tun, hat eine sich christlich nennende Gesellschaft nicht nur das klare Recht, sondern auch die unbedingte Pflicht.

Ein katholischer Frühling in deutschen Landen? — Der Gedanke ist zu schön, um heute schon Wahrheit zu sein. Vielleicht aber — Vorfrühling? — Dämmerung? . . .

„Woher der düstre Unmut unsrer Zeit,
Der Groll, die Eile, die Zerriffenheit? —
Das Sterben in der Dämmerung ist schuld
An dieser freudenarmen Ungebuld;
Serb ist's, das langersehnte Licht nicht schauen,
Zu Grabe gehn in seinem Morgengrauen.
Und müssen wir vor Tag zu Asche sinken
Mit heißen Wünschen, unvergoltnen Qualen,
So wird doch in der Freiheit goldnen Strahlen
Erinnerung an uns als Träne blinken . . .

Das Licht vom Himmel läßt sich nicht versprengen,
Noch läßt der Sonnenaufgang sich verhängen
Mit Purpurmänteln oder dunklen Kutten;
Den Albigenfern folgen die Hussiten
Und zahlen blutig heim, was jene litten;
Nach Huß und Ziska kommen Luther, Hutten,
Die dreißig Jahre, die Cevennenstreiter,
Die Stürmer der Bastille, und so weiter. . .





Auf der Nachtseite deutschen Lebens im klassischen Zeitalter

Von

Dr. Karl Storck

Wer an optimistischer Schwärmererei für die gute alte Zeit leidet und an pessimistischer Schwarzseherei in bezug auf die Zustände der Gegenwart, in welcher alles schlechter geworden sei, der muß, wenn ihm überhaupt zu helfen ist, durch diese Geschichten gründlich geheilt werden.“ So G. Baur in seinem Artikel über Lauthard in der „Allgemeinen deutschen Biographie“. Hiermit ist der eine große Wert von „Magister F. Ch. Lauthards Leben und Schicksalen“ aufgedeckt, die 1792—1802 in fünf Bänden zu Leipzig erschienen sind und jetzt in einem heute alles noch irgendwie Wichtige umfassenden Neudruck vorliegen, den Viktor Peterfen für die Memoirenbibliothek von Robert Luz in Stuttgart besorgt hat (2 Bände, geh. 11 Mk., geb. 13 bzw. 15 Mk.).

Diese Wirkung, die der vorliegenden Selbstbiographie zugesprochen wird, halte ich für ein Glück; denn wenn Optimismus überhaupt etwas taugen soll, so muß er auf die Zukunft gerichtet sein, er muß, um es auf unseren Fall zuzuspigen, sich mit der Überzeugung in uns decken, daß wir die Menschen und die Menschheit vorwärtsbringen können, sie besser und damit glücklicher zu machen vermögen. Nichts ist verhängnisvoller als der ungemein weitverbreitete Glaube, daß früher alles besser gewesen sei. So ist es ein Verdienst, wenn uns ein Buch, bei dem man auf jeder Seite fühlt, daß es durchaus wahrhaftig ist, die Berechtigung der Auffassung beibringt, daß die Menschheit als Ganzes sich doch stets aufsteigend entwickle.

Hier liegt ein zweiter großer Vorzug des Buches: wir leben in ihm mit der breiten Masse. Das ist um so wertvoller, als es aus einer Zeit stammt, in der Deutschland an einzelnen ungemein hochragenden Persönlichkeiten sehr reich war. Nur zu leicht fest man sich gewöhnlich über die Tatsache hinweg, daß zu einer Zeit, wo außer Goethe und Schiller noch eine ganz beträchtliche Zahl künstlerischer Geister allererster Ordnung in Deutschland leuchteten; daß zu einer Zeit, wo außer Literatur und Musik auch die gelehrten Wissenschaften in unserem Volke eine große Zahl erster Vertreter besaßen, — die politische Herrlichkeit, ja die rein soldatische Mannhaftig-

felt, die das Preußen Friedrichs II. geschaffen hatte, bei der ersten Prüfung so beispiellos jämmerlich versagten. Optimistisch, wie wir nun einmal der Vergangenheit gegenüber sind, und in der Hurra Stimmung, in der unsere Geschichte meistens geschrieben wird, erhöht man sogar noch die Lichter, um das Dunkel aus unserem Empfinden wegzubringen. Selbst in dieser Zeit der Schmach, heißt es dann, des vollkommenen Niederganges, habe der deutsche Geist in so herrlicher Weise triumphiert.

Wie einsam jene großen Geister waren, welch furchtbarer Kulturzustand sich in der That Sache offenbart, daß der deutsche Begriff von großer künstlerischer Persönlichkeit geradezu den Gegensatz des Einzelnen zur Gesamtheit in sich schleßt, wird einem dabei nicht klar. Es ist nicht wahr, daß Größe zur Einsamkeit verurteilen muß. Es ist nicht wahr, daß Persönlichkeit notwendigerweise in der Gegensätzlichkeit des einzelnen hervorstechenden Individuums zur Masse sich äußern muß. Man denke an Luther, an Dürer, an Peter Vischer, und man erkennt, daß auch Deutschland Zeiten gehabt hat, in denen die stärkste persönliche Genialität nichts anderes war als der höchste Ausdruck des derzeitigen Volkstums, wo der Größte und Genialste nicht im Gegensatz stand zu diesem Volke, sondern nur aus der Masse der Gleichartigen bis zur sonst unerreichten Höhe hinauftrat.

In dieser glücklichen Lage sind andere Völker fast dauernd gewesen; darum kann man dort auch in ganz anderer Weise als bei uns von einer allgemeinen Kultur sprechen.

So glänzend aber, um nur ein Gebiet herauszugreifen, die Geschichte der deutschen Künstler ist, viel minder ist es bereits die Geschichte der deutschen Künste, und ein ganz trauriges Kapitel ist die Geschichte der deutschen künstlerischen Kultur. In der Geschichte der Künste zeigt sich der Mangel einer stetigen Überlieferung und damit der Leichtigkeit der Bewahrung eines hohen Durchschnittes der technischen Leistungen. Damit eng verbunden ist der niedrige Durchschnitt der Gesamtleistungen gegenüber den einzelnen hervorragenden Talenten. Nur die Musik macht eine Ausnahme; bei ihr ist die künstlerische Tradition im besten Sinne bis weit ins 19. Jahrhundert erhalten geblieben. Dagegen war auch zur Blütezeit unserer klassischen Literatur der Durchschnitt des allgemeinen Literaturschaffens sehr tief; viel tiefer als heute, wo uns freilich dafür jede überragende Persönlichkeit fehlt.

Aber ganz trübe wird auch für die Vergangenheit doch erst das Bild, wenn man die gesamte Kultur ansieht, wenn man erfährt, wie gering unsere überragenden Genies im Grunde auf ihre Zeitgenossen wirkten, wie eng der Kreis der Glücklichen war, die an dem einzig Höhen und Guten, was das Vaterland besaß, teilnehmen konnten; wie weitverbreitet dagegen geistiges, ethisches und soziales Elend waren, wie weit hinauf geistige, sittliche und soziale Anbildung reichten.

Man steht vor einem Abgrunde, den man nicht ahnen kann, wenn man sich in das weimarische Leben zur Zeit Goethes und Schillers vertieft, hier den weiten Kreis wirklich hochgebildeter und kulturreicher Menschen sieht, und dagegen das greuliche Bild von Rohheit, ja Verworfenheit hält, das uns das gleichzeitigejenaische Studentenleben darstellt; denn aus diesen Studentenkreisen gingen doch die sogenannten gebildeten Kreise hervor. Oder eben doch nicht? Vielleicht beruht unser ganzes Erfaunen darauf, daß wir uns so gar nicht mehr in diese völlige Trennung der Stände hineinzudenken vermögen,

daß wir so gar nicht mehr uns denken können, daß der einzige Adelstand im Besitze des schönen Lebens war, so daß es ganz natürlich erscheinen mußte, wenn bürgerliche Genies in diese Gesellschaftsklasse hineinwuchsen und damit doch dann fast ganz jenen Kreisen verloren gingen, aus denen sie hervorgegangen waren. Gerade das letztere scheint mir nicht genug in Rechnung gestellt zu werden.

Die Ausbildung, die der Begriff „Persönlichkeit“ in Deutschland durch den Gang der Ereignisse etwa seit der Mitte des 16. Jahrhunderts bekommen hatte, hat es mit sich gebracht, daß bei uns zwar früh und dann mit größter Heftigkeit für die Rechte des Menschen gekämpft wurde, aber nicht für die Menschenrechte; daß unsere Sturm- und Drangliteratur, die sich doch zum großen Teil an Rousseaus Ideen entzündet hatte, zum höchsten Herrenmenschentum, aber nicht zu jener allgemeinen Freiheitsbewegung wurde, wie sie sich nachher so übergewaltig in der französischen Revolution offenbarte. Gewiß fühlten ja schier alle starken Geister und Gemüter in der französischen Revolutionsbewegung etwas ihrem eigenen Willen Verwandtes; aber es war doch mehr der Haß gegen das, was jene niederreißen wollten, das hier verband, als das Gefühl dafür, daß eine Gesamtheit zur Freiheit kommen sollte. Daher kommt es auch, daß wir im allgemeinen aus der Literatur — abgesehen von dem den Hauptwert bildenden ganz individuellen Betätigungsdrang — viel mehr anlagende oder wenigstens scharf charakterisierende Darstellungen der höheren Stände erhalten, als Mitteilungen von dem Elend der Tiefe. Selbst Schillers Revolutionsdramen sind mehr „in Tyrannos“ geschrieben, und nach meinem Gefühl ist erst sein „Wilhelm Tell“ das eigentliche Freiheitsdrama, nicht „Räuber“ oder „Kabale und Liebe“. Erst „Wilhelm Tell“ vermochte dem Volke als solchem zu zeigen, wo es hingehört, was es tun soll, was es zu leisten vermag, während jene beiden ersten Werke neben der Betonung des Rechtes der einzelnen Persönlichkeit doch vor allen Dingen den Haß gegen den Druck von oben, gegen einzelne Stände schürten.

Mit dieser Einstellung unserer Sturm- und Drangliteratur hängt es zusammen, daß sie uns kein Bild der damaligen deutschen Volksseele gibt, und ebensowenig ein Bild der wirklichen Zustände des allgemeinen Lebens. Auch die breite Unterhaltungsliteratur versagt hier vollkommen. Genau so wie heute im großen und ganzen die Kolportageliteratur für solche Zwecke versagen würde. Sie läßt uns nur aus ihrer Minderwertigkeit auf die Niedrigkeit des Geschmacks jener Kreise schließen, die an dieser Literatur Gefallen finden. Aber für Leben und Fühlen, für die Betätigung dieser unteren Volksschichten bringt uns diese Literatur um so weniger tatsächliches Material bei, als sie ja gerade auf die romantischen (im niedrigsten Sinne) Empfindungen und die auf rein äußerliches Glück eingestellten Wünsche der breitesten Masse spekuliert.

In diese klaffende Lücke unserer Literatur treten einige wenige Werke, unter denen das vorliegende Buch Lauthard's zu den wertvollsten, vor allen Dingen auch zu den unterhaltfamsten gehört. Es verdankt diese hohe Stelle der Tatsache, daß es nicht wissenschaftlich ist, nicht eine objektive oder zum Zweck der Sammlung von Anlagematerial gemachte Studie, sondern recht eigentlich ein Literaturwerk ist. Und zwar doch auch vom rein literarischen Standpunkte aus kein geringwertiges, so daß der Name Lauthard von Rechts wegen in einer Geschichte der deutschen Literatur nicht fehlen dürfte. Nicht um

feiner herb realistischer, in der Not des Tages ums knappe Brot rasch hingeschriebenen Romane wegen, obwohl auch diese wenigstens als Zeitbilder von sonst wenig berührten Lebens- und Gesellschaftsausschnitten wertvoll genug sind. Vor allem aber gehört diese Selbstbiographie zu den wertvollsten Büchern dieser Art in unserer gesamten Literatur. Die lose Komposition ist hier in der Sache begründet; die nirgendwo nach besonderer Schönheit strebende Sprache ist durchaus lebendig, niemals um treffenden Ausdruck verlegen. Der Verfasser versteht ausgezeichnet zu erzählen und ist ein ganz bedeutender Kopf, der sich über Menschen und Zustände eigenartige Gedanken zu machen weiß und sehr oft ein tiefes Verständnis für die inneren Triebfedern der Geschehnisse bewährt.

Hält so diese Selbstbiographie wenigstens in den vier ersten Bänden rein literarischen Ansprüchen gegenüber stand, so steht sie in der ausgesprochenen Bekenntnisliteratur an einer der höchsten Stellen. Selten hat ein merkwürdig veranlagter Mensch so schonungslos seinen ganzen Lebenswandel dargelegt, so rücksichtslos gegen sich selber und gegen andere seine Erlebnisse im großen und kleinen bekannt. Als kulturgeschichtliches Denkmal endlich ist das Buch von unschätzbarem Wert. In Lautphards Natur erscheinen die verschiedenen bedeutsamsten Geistesströmungen der Zeit in eigenartiger Mischung. Mit den Vertretern der Genieperiode teilt er den unbändigen Drang nach Freiheit. Jeglicher Zwang ist ihm verhaßt. Alles was Herkommen ist, Überlieferung, Sitte, fordert seinen Widerspruch heraus. Mit diesem Drange, dem der Zug der Größe nicht fehlt, einigt sich jene moralische Schwäche, die auch so manchen begabten Vertreter der Sturm- und Drangdichtung im Leben scheitern ließ. Er kann keiner Lockung widerstehen; auch wo er sich selbst ohne Überlegung sagen muß, daß dieser Schritt ihm verhängnisvoll wird, weicht er nicht davor zurück. Es ist die Neuerungsucht in diesen Menschen, die sie unwiderstehlich aus jeglicher einigermaßen sicheren Stellung hinweglockt.

Außerordentlich stark ist in Lautphard das Revolutionsgefühl ausgebildet. Ein Pfarrerssohn, selber zum Theologen bestimmt, wird er früh Religionspötker schlimmster Art und Gottesleugner. Auch aller Obrigkeit steht er sehr kritisch gegenüber. Und er hat mehr von Voltairischem Geiste in sich als einer der anderen deutschen Stürmer dieser Zeit. Was hing doch wohl mit seiner pfälzischen Heimat zusammen, in der reichlich romantisches Blut ist, das diese Anlage zur überlegenen Spötkerei so sehr begünstigt. Vielleicht rührt ebendaher, daß stärker als bei allen anderen das Revolutionäre sich in jener Richtung der Volksbefreiung bewegt. Wie schimpft er über den Pöbel, über dessen Unwissenheit und Rohheit, und doch zieht es ihn mit unwiderstehlicher Gewalt zu den untersten Schichten. So kann er, der seine Selbstbiographie im reaktionärsten Preußen schreibt, bei aller persönlichen Verehrung seines ihm wohlwollenden preussischen Königs, von dem er dauernd erwartet, daß er ihn irgendwo in einen sicheren Hafen lotse, seiner Begeisterung für die französische Revolution und dem freudigen Mitleben mit dem befreiten Volke nirgendwo Schweigen gebieten. Aus dieser Einstellung heraus erklärt sich nun, daß er im Gegensatz zu den anderen so ausgiebig die Verhältnisse der unteren Volksschichten darstellt.

Noch wir müssen noch Leben und Schicksale Lautphards selber an unserem Auge vorüberziehen lassen und dabei den Blick eröffnen auf den kulturgeschichtlich so merkwürdigen Hintergrund, auf dem sich das alles abspielt.

Lauhhard war am 7. Juni 1757 — er selbst gibt fälschlich das Jahr 1758 an — zu Wendelsheim in der Unterpfalz geboren. Sein Vater, der eine gute Pfarrstelle innehatte, dachte in dogmatischen Dingen sehr aufgeklärt, war aber nebenbei gläubiger Alchimist. Dieser Aberglaube vermengte sich ihm seltsam mit seiner Metaphysik. In der damaligen Pfalz muß nicht nur ein böser Aberglaube geherrscht haben, sondern auch arge Unsitlichkeit und Rohheit. Die Knechte und Mägde des väterlichen Hauses haben bereits dem Knaben Lauhhard alle Unschuld in geschlechtlichen Dingen geraubt und ihn auch zum Säufer gemacht. So ist es nicht zu verwundern, wenn er sich in der „Zotologie“ ganz systematisch ausbildete und darin eine traurige Meisterschaft früh errang. Einmal nahte sich ihm eine reine Liebe. Das Mädchen, die Tochter eines Amtmanns, ist ihm Zeit ihres Lebens treu geblieben und auch er hat sie nie vergessen. Er hat, wie er selber gesteht, später niemals mehr wahre Liebe zu einer Frau empfunden. Vielleicht war ihm auch in der Jugend alles zu sehr beschmutzt worden. Aber diese Theresen war katholisch, und nun trat der ganze konfessionelle Haß zwischen die Verbindung der beiden. Beinahe wäre Lauhhard katholisch geworden, da er ja doch schon in dieser Zeit alle Religion für ein überflüssiges Anhängsel hielt. Aber sein Vater machte ihm doch klar, wie niedrig ein aus diesem Grunde vollzogener Glaubenswechsel sei. Schlimm war es dann freilich, daß sein Vater ihn zum Studium der Theologie überredete, allerdings erst, nachdem er ihm klargemacht hatte, daß er als Protestant in der juristischen Laufbahn der Pfalz es niemals zu einer Stelle bringen würde.

So kam Lauhhard auf die Universität Gießen. Unter den sechzehn ordentlichen und drei außerordentlichen Professoren war die überwiegende Mehrzahl nicht nur wissenschaftlich völlig unzureichend, sondern auch moralisch und sozial verlottert. Es genügt, wenn man hört, daß ein Theologieprofessor den Studenten auf Pfänder lieb. Bei den 250 Studenten herrschte der denkbar roheste Ton. Es galt für ganz bössartige „Petitmäterei“ (von petit-maitre = Stuzer), wenn einer nicht schmutzig und schlecht angezogen ging, sich nicht der größten Ausdrücke befleißigte, oder auch nur irgendwie ein gesellschaftlich erträgliches Benehmen wahrte. Furchtbar wurde gezecht, Bier und Schnaps. Händeleien waren an der Tagesordnung. Der Studentenrat bestand im wesentlichen aus vielfach geradezu ekelhaften Rohheiten. Man hat schon hier mehr als genug, wenn man von den „Eulerkappereien“ hört, mit denen man einen gescheiterten Theologen namens Euler quälte, dem man in Gießen außer dem Amt des Leichenbitters, des Kantors an der Zuchthauskirche und des Klingelbeutelträgers noch die Leitung der — Mädchenschule übertragen hatte. Lauhhard hat aber außerdem noch einen zweibändigen Roman „Eulerkappereien“ geschrieben, wie er auch das Studentenleben noch ausführlicher behandelte in seinem wertvollsten belletristischen Buche „Die Universität zu Schilda“. Er hat darin sehr viel zu erzählen, denn zu seiner Zeit blühten die Studentenorden. Lauhhard selber war Mitglied von zweien. Das war auch nichts weiter als ein Bund zu wechselseitiger Unterstützung bei allen Rohheiten, Saufgelagen, Schlägereien und wüsten geschlechtlichen Ausschweifungen. Man kann sich nicht darüber wundern, daß diesen Studenten grundsätzlich der Zutritt zu allen jenen Gesellschaften versagt war, die selber irgendwie für vornehm gelten wollten. Übrigens stand auch der Geschmack dieser gebildeten Kreise recht niedrig, wie Lauhard's Schilderungen von Wehlar beweisen, wo der gesellschaftliche Ton nach seiner Erfahrung am steifsten war.

Lauthard war ein sehr begabter Kopf, hatte eine urkräftige Natur und hat so bei allen Ausschweifungen doch wacker studiert. Auch sonst brach seine gesunde Anlage immer wieder einmal durch. So machte er große Fußwanderungen, bei denen er Land und Leute genau kennen lernte, und bezeugt hier einen offenen Blick. Als er im Herbst 1776 von Gießen nach Jena wanderte, traf er im Rasselstein auf die große Not, die der Landgraf dadurch geschaffen hatte, daß er seine Untertanen nach Amerika verhandelte. Die halb nackten Kinder liefen ihm nach und klagten. „Das war ein trauriger Anblick; dergleichen empört tausendmal mehr als alle sogenannten aufrührerischen Schriften; jenes ergreift und erschüttert das Herz, diese beschäftigen meist bloß den Kopf.“

In Jena war der Studententon noch um etliche Grade roher als in Gießen. Es trat übrigens bald darauf ein Umschwung in der ganzen Lebensführung ein, so daß Lauthard bei der Abfassung des Buches schreibt: „Schusterjungen sind heutzutage delikater und gefester, als früher die Studenten.“ Selbst von Göttingen, wo ein viel besserer Ton geherrscht haben soll, meint Lauthard, daß „Studenten eigentlich nur dort die Tür aufstehe, wo man sich gern auf ihre Unkosten Vergnügen macht. In anderen Häusern wird der Student so wie an anderen Orten ausgeschlossen.“

Es ist leider nicht möglich, hier auch nur annähernd das Wertwürdige und Lehrreiche aufzuzählen, das sich aus Lauthards Erlebnissen ergibt. Daß die Studenten durch Auszug aus den Universitätsstädten, die doch so halb von ihnen lebten, alle Verordnungen zunichte machten, die eine strenge Obrigkeit gegen sie erlassen hatte, ist wohl auch noch später vorgekommen. Damals war es gang und gäbe.

Auf einem Heimweg in die Ferien geriet Lauthard durch Trunkenheit österreicherischen Werbem in die Hände und wurde nur schwer daraus befreit. In der Pfalz dann bemühte er sich um eine Pfarrei, obwohl die lutherischen Pfarrstellen zum großen Teil so ärmlich besoldet waren, daß die Pfarrer durch ihre Armut und Schübigkeit zum Gespött der Gegend wurden. Lauthard machte sich nun auch durch seinen liederlichen Lebenswandel und vor allem durch seine Religionspöttelei überall unmöglich. Es kam darüber ein erstesmal zum Zerwürfnis mit dem braven Vater. Da wurde denn aus dem Studenten und Pfarrvikar zunächst ein Jäger und Kellermeister bei einem Major in Gunteröblum. Dazwischen kam er dann auch nach Straßburg, wo nach seiner Meinung die Universität in kläglichstem Zustande war. Dagegen gefielen ihm die französischen Offiziere. „Die Lebensart dieser Herren ist äußerst fein und ihre Sitten so einnehmend, so gefällig, daß ich mich gar nicht wundere, wenn ein französischer Fähnrich einen deutschen Grafen beim Frauenzimmer aussticht.“ Da erbarmte sich der Vater seines Sohnes wieder und dieser kam nun nach Halle, wo der treffliche Professor Semler für Lauthard reges Interesse bewies.

In Halle nahm Lauthard einen ernsthaften Anlauf zu geordneten Studien und ordentlichem Lebenswandel. Der gute Einfluß Semlers machte sich rasch geltend. Lauthard gab (1782) Unterricht im Waisenhause, hielt Kolloquia über Hebräisch für einige Studenten, veranstaltete bald darauf in einer Privatwohnung Vorlesungen und gewann durch seinen Fleiß Semlers Vertrauen in so hohem Maße, daß dieser ihn in sein Haus aufnahm. In dieser guten Zeit machte er dann auch seinen Magister. Sein schlimmster Gegner bei der

Disputation war der eigene Bruder. Das war eine Vorprobe des Intrigenspiels, das dieser offenbar nachher zu Hause beim Vater in schlimmster Weise fortgesetzt hat. Allerdings war dieses leicht gegen Lauthard; denn ob er gleich Magister war, vernünftig war er noch lange nicht. Allerdings die gelegentlichen Ausschweifungen in Baccho et Venere hätte man ihm wohl eher hingehen lassen, als sein schlechtes gesellschaftliches Benehmen und gelegentliche ganz unsinnige Streiche. Um dieser willen mußte er auch das Semlersche Haus verlassen. Er plagte sich redlich, durch Kollegien und Stundengeben sich aufrechtzuerhalten, aber er sank immer tiefer in Schulden. Der Vater, der bisher immer geholfen hatte, tat es dann gerade dieses eine Mal nicht. Das war das Werk des falschen Bruders. Damit war die Tragödie fertig. Magister Lauthard wurde krank, und als er sich vor Not und Elend nicht mehr zu helfen wußte, ging er hin und verband sich um acht Louisdor Handgeld als Soldat. „Lauthard hin, Lauthard her, Lauthard ist kein Magister mehr“, fangen die Kinder damals auf den Gassen von Halle. Denn so weit reichte sein Stolz, daß er gerade hier den Standeswechsel durchsetzte.

Und Soldat ist er nun auch geblieben, trotzdem ihn der Vater wieder loskaufen wollte. Es hat ihm eigentlich im Soldatenstand ganz gut gefallen. Hier genoß er durch seine Bildung ein gewisses Ansehen, verbesserte durch Stundengeben seine Finanzlage; an gemeinen Umgang war er ja längst gewöhnt, und bei den Soldaten war es auf keinen Fall schlimmer als bei den Diebener oder Jenaer Studenten. Wie viele schwache Charaktere verbuchte er sich gerade dann, wenn Nachgiebigkeit sein Heil gewesen wäre. Es ist überhaupt alles maßlos bei diesem Manne, sobald er mit geringwertigem zusammenkommt. Er, der ein sehr ernsthaft zu nehmender Gelehrter war, geriet 1784 zufällig ans Lesen leichtler Unterhaltungsbücher. „Anfangs durchblätterte ich sie nur so, dann las ich sie mit Behagen und endlich verschlang ich sie gar. Dies ging soweit, daß ich zuletzt nicht mehr imstande war, zwei Stunden nacheinander bei einem ernsthaften Buche auszuhalten.“ Andererseits betätigte sich immer wieder sein Lerneifer. Lateinisch, Griechisch, Hebräisch beherrschte er in ungewöhnlichem Maße. Französisch sprach er ausgezeichnet, und jetzt lernte er auch italienisch dazu.

Etwas ernster wurde sein Soldatenleben 1790, als Preußen gegen Österreich mobil machte. Von Berlin und seinem damals geradezu gräßlichen Vorbelleben erhalten wir ein ungeschminktes Bild. Der ganze Feldzug wurde bekanntlich zum Spiel. Lauthard genoß übrigens in der Armee einer gewissen Berühmtheit, und so ließ sich ihn auf dem Rückzug auch der Generalissimus, Herzog Friedrich von Braunschweig, vorstellen. Lauthard mußte ihm versprechen, einen Auszug seiner Selbstbiographie, an der er damals bereits schrieb, zu bringen. Später hat er dem Herzog auch die beiden ersten Teile des Buches, die 1792 in Leipzig erschienen, gewidmet. Der Herzog blieb von da an sein Gönner. Aber Lauthard hatte offenbar sein Glück verpaßt. Es hat ihm von jetzt ab niemand mehr helfen können, obwohl er eigentlich nach der Rückkehr aus dem Feldzug ein ordentliches und arbeitsames Leben begann, wozu ihm der Verleger Bisping in Halle, ein trefflicher Mann, behilflich war. „Ich lernte immer selbst nachdenken und fand, daß das Unglück, ich meine das moralische Unglück, die Verstimmung der moralischen Saiten, der fatale Mißklang der inneren Gefühlsnerven, und was davon in meinem Äußeren abhing, bloß in meinem Leichtsinne und in meinem schwärmenden Wesen zu suchen war.

Aus Bosheit hatte ich wahrlich nie gefehlt.“ Vielleicht wäre es ihm nun trotz allem gelungen, sich emporzuarbeiten, wenn nicht sein Lebensschifflein gerade in diesem Augenblick in die höchstengehenden Wogen des stürmisch erregten Weltmeeres geschleudert worden wäre. Daß da dem schwachen Mann das Steuer entfiel, kann uns nicht wundern. Andererseits haben wir dadurch gerade die interessantesten Teile seiner Lebensbiographie erhalten. —

Am 14. Juni 1792 zog Lauthard mit seinem Regiment von Halle weg und kam mit ihm am 9. Juli in Koblenz an. Einen Monat später erschien jenes berühmte Manifest des Herzogs Friedrich von Braunschweig, in dem er ankündigte, daß der Kaiser von Österreich und der König von Frankreich der Anarchie in Frankreich ein Ende zu machen entschlossen seien. Es ist wohl noch nie an ein Volk eine anmaßendere Sprache gerichtet worden als diese, durch die ein mit unvergleichlichem Übermut begonnener, mit vielfacher Lässigkeit geführter, mit traurigster Schmach beendigter Krieg angekündigt wurde.

An diesem Kriege hat auch Goethe teilgenommen und uns darüber seine „Kampagne in Frankreich“ hinterlassen, die nach meinem Empfinden in der Goetheliteratur zu niedrig eingeschätzt, vor allen Dingen aber viel zu wenig gelesen wird. Nur schwer widerstehe ich dem Wunsche, Goethes Darstellungen in steten Vergleich mit denen Lauthards zu setzen; nicht bloß weil auf der einen Seite ein hochangesehener, wohlhabender Privatmann, auf der anderen Seite ein gemeiner Soldat spricht, was bei diesem Kriege etwa Vogel- und Froschperspektive bedeutet. Allerdings hat auch Goethe genug des furchtbaren Elends wahrgenommen, und wenn seine goldene Feder über das Ekelhafte hinweggleitet, wenn seine Ausdrucksweise die des zu höchstem Maßhalten erzogenen gebildeten Menschen ist, so läßt sich doch viel zwischen den Zeilen lesen. Das Wunderbare aber wäre, diesem Lichtgenius gerade hier zu folgen, wo uns ein anderer hochbegabter, aber völlig gescheiterter Mensch die düstersten Nachseiten schildert.

Wenn aber Goethe, als er sich der furchtbaren Kanonade aussetzte, eigentlich bloß, weil er zu wissen wünschte, wie das Kanonensieber beschaffen sei, bekennt: „Langeweile und ein Geist, den jede Gefahr zur Kühnheit, ja zur Verwegenheit aufruft, verleitete mich, ganz gelassen nach dem Vorwerk La Lune hinaufzureiten“, so könnte etwas Verartiges auch unser Lauthard von sich geschrieben haben. Und wenn Goethe in dem grauenhaften Wetter, das die Marschtage auch für die Abgehärtetsten zu schweren Strapazen machte, sich oft seinen Gedanken und Forschungen über Farbenprobleme hingab, so daß er von sich sagt, es ergehe ihm mit diesem Studium wie mit seinen Gedichten: „Ich mache sie nicht, sie machen mich“, so zeigt dazu unser Lauthard doch auch ein Gegenstück. Er ist schier ein ebenso ruhiger Beobachter in seiner Tiefe wie der Dichterkürst von seiner Höhe. Und wie dieser aus jedem Einzelfalle die Anregung zu seinen hohen Gedankenflügen über Menschheit und Welt gewinnt, so ist auch Lauthard eine urphilosophische Natur, die nichts hinnimmt, ohne es sich durch tiefes Nachdenken völlig zu eigen zu machen. Ferner war Lauthard eine weit über den Durchschnitt hinausragende Begabung, wenn man auch dabei niemals an das Wundergenie Goethes denken darf. Andererseits hatte auch dieser Goethe den Sturm und Drang stark miterlebt. Und auch ihm waren die Versuchungen und Sünden des Lebens in jungen Jahren bekannt geworden. Nicht einmal das „streben sich Bemühen“ hat Lauthard so

völlig gefehlt; er hat sich bei allem niemals ganz verloren. Er hatte eine echte Liebe zur Wissenschaft, die er um ihrer selbst willen trieb, ohne alle Rechnung auf Vorteil. Und doch ist er so elend gescheitert! Die innerste Ursache war wohl doch, daß ihm mit seinem dogmatischen Glauben alles eigentlich religiöse Gefühl zuschanden gegangen war. Er vermochte sich aus diesen Trümmern nach keiner Richtung hin ein sittliches Ideal zu schaffen. Er fängt gelegentlich an zu moralisieren, meint auch, seine Bücher könnten pädagogischen Zwecken dienen; aber nirgendwo findet sich eine Spur davon, daß er sich ein über der Materie stehendes Leitbild zu schaffen vermocht hätte. Daran ist er zugrunde gegangen. Das meint er ja wohl auch selbst in den oben angeführten Zeilen. „Schwärmenden Wesens“ war er, ziellos und ohne eigentliche Lebensaufgabe, die sich gerade die genialische Natur nur selber geben kann.

Es ist hier nicht möglich, auf den Inhalt dieses zweiten (in der ursprünglichen Ausgabe dritten und vierten) Bandes im einzelnen einzugehen. Im allgemeinen sind ja auch die Geschehnisse jedem Geschichtskundigen wohlbekannt. Lauthard gehört zweifellos zu den besten Zeugen für diese Zeit, zu den wenigen, die uns die Stimmung der Masse so recht deutlich zur Empfindung bringen. Wuchtig geißelt er die Zügellosigkeit der Emigrierten und brandmarkt die ruchlose sittliche Verderbnis, mit der sie Deutschland überzogen hatten.

Eine wahre Höllewanderung sind dann die Bilder vom Krieg. Schauerlicheres hat Dante nicht geschaut, größeres Elend hat ein Wereschtschagin nicht auf der Leinwand festgehalten, als diese einfachen Schilderungen eines Musketiers den phantastevollen Leser miterleben lassen. Die Wanderungen eines jeder Begeisterung baren Söldnerheeres auf schlechten Wegen, die ein unaufhörlicher Regen grundlos gemacht hatte. Übermut und Leichtfinn der Führung, grausame Plünderungen und Verwüstungen, gänzlicher Mangel an der richtigen Verpflegung, daher dann die entsetzliche Ruhrepidemie. Durch die ekelhafte Krankheit wird alles demoralisiert. In der ödesten Champagne ein Lager, das Heer auf faulendem Stroh, bis auf die Knochen durchweicht, denn gegen die Stürme und die ewigen Regengüsse bieten die Felte keinen Schutz. Der Hunger frißt die Eingeweide, der Durst zermartert die Gehirne. Dann wieder Überfluß nach kleinen Erfolgen, um so größere Niedergeschlagenheit als sich das Blatt völlig wendete. Die Heimkehr der zerkumpften, frankten, hoffnungslosen Mannschaft ist ein trauriges Bild. Entsetzlich aber sind die Berichte, die Lauthard aus den Krankenlazaretten gibt. Nicht umsonst rät er, der nicht leicht Rücksicht nimmt, schwachen Gemütern, diese Seiten zu überschlagen. Nur ein Lichtblick ist in dem Ganzen. Das ist das Gefühl, daß trotz aller damit verbundenen Grausamkeit, trotz des Entsetzens, das in ihrem Gefolge war, in der französischen Revolution das Eüchtige und Dauernde in der Menschheit zur Wirkung aufgerufen war. Das fühlten so vielleicht am allerstärksten diese gewöhnlichen Söldner, die mit Neid und Staunen auf die sammengewürfelten Heere der Republik blickten, in denen es scheinbar keine Ordnung gab, die aber doch so vorzüglich diszipliniert waren, die unwiderstehlich wurden, weil sie nicht um ein jämmerliches Handgeld, sondern für ihre Freiheit kämpften.

Auch die Belagerung von Mainz hat Lauthard mitgemacht. Immer wieder erhalten wir Zeugnisse, daß jene Blindheit und Selbstüberhebung, die den ersten Feldzug in Frankreich so unglücklich hatte enden lassen, alle getroffen hatte, die irgendwo am Ruder saßen.

Dann erhält Lauthards Leben die entscheidende Wendung im Lager vor dem umzingelten Landau. Mit tiefster Beschämung liest man von den Greueln, zu denen sich die Truppen der Allierten hinreißen ließen: „Und nun wollen wir noch fragen, warum so viele Barbareien von den Franzosen in Deutschland hernach begangen wurden?“ Die Belagerung machte keine Fortschritte. Da versuchte man durch List in den Besitz der Festung zu kommen. Als Werkzeug wurde unser Lauthard ausersehen. Im besonderen Auftrage des Kronprinzen von Preußen ging er als Deserteur nach Landau hinein, wo er versuchen sollte, den ihm aus seiner Heimat bekannten Repräsentanten Denzel zu bestechen. Lauthard unterzog sich, wie er offen bekennt, diesem gefährlichen Auftrag, dessen Schimpflichkeit er sich damit auszureden suchte, daß er auf diese Weise schweres Blutvergießen verhindern könne, in der Hoffnung, so endlich zu einer gesicherten und ruhigen Lebensstellung zu kommen. Nach seiner ganzen Natur mußte er sich aber in Wirklichkeit bald zu den Revolutionären hingezogen fühlen. Trotz dieser gleich empfundenen Sympathie, die ihm noch einerseits durch die ausgezeichnete Behandlung, andererseits durch die hervorragende Tüchtigkeit der hier eingeschlossenen Armee, ihre heldenhafte Auffassung der gesamten Lage vermehrt wurde, entschloß er sich schließlich doch, seinen Auftrag auszuführen. Denzel wies ihn schroff ab, und er war der Guillotine sehr nahe. Übrigens war er auch in den nächsten Jahren aus diesem Grunde noch mehrfach gefährdet; denn als schließlich Landau von den Franzosen entsetzt wurde und die belagerte Armee nach dem Innern Frankreichs abzog, mußte Lauthard mit.

Seine Schilderungen bringen doch manch anderes Licht in jenes Gesamtbild, das wir uns von Frankreich während der Revolutionszeit zu machen gewohnt sind. Trotz aller Schrecken war doch der weitaus größte Teil der Bevölkerung überzeugt, daß das gute Ende sicher sei, und alle erfuhren die Wahrheit des Wortes Voltaires: „Der Weg zur Freiheit geht durch Revolutionen über große Ströme Blut und durch Täler von Elend, und bloß das hohe Glück, frei als Mensch zu leben, kann den Menschen gegen das Elend stärken, das Revolutionen mit sich führen.“ Übrigens mag man bei Goethe nachlesen, welche hohe Bewunderung er für die allgemeinen Daseinsbedingungen des Volkes selbst in den ödesten Gegenden der Champagne hegt, und danach dann abmessen, um wieviel besser es in dem doch meist sehr fruchtbaren Lande bestellt war. Wir dürfen dabei nicht unsere heutigen Verhältnisse zwischen Deutschland und Frankreich zum Maßstab nehmen. Vor 120 Jahren war Deutschland ein ganz armseliges Land, dessen Bauernschaft auf die schimpflichste Weise ausgefogen wurde und in ihren Daseinsbedingungen oft nicht besser gestellt war als das Vieh.

Lauthard ist in Frankreich alles mögliche gewesen. Sansculotte, Krankenhelfer, Sprachlehrer, hat im Gefängnis gesessen und ist an einer schweren Querschwund darniedergelegen. Man hat immer wieder das Gefühl, daß es ihm hier im Feindesland eher gelungen wäre, in ein geordnetes Leben zu kommen, wenn er irgendwo ausgehalten hätte. Eigentlich hat ihn wohl auch die Furcht, daß nachträglich doch noch die Rolle, die er in Landau gespielt hatte, entdeckt werden würde, aus dem Lande hinausgetrieben, in dem sich die Gefangenen und Deserteure viel wohler fühlten, als bei den Armeen der Verbündeten. Als aber nun ein Brief seines treuen Bisping aus Halle kam, regte sich doch wieder das Verlangen nach unüberwachter Bewegung. Er kam nicht

so leicht nach Hause, wie er sich das gedacht hatte. In den ersten Tagen 1795 war er über Basel ins Badiſche gekommen; er hat aber erſt noch bei den Emigranten und nachher bei den ſchwäbiſchen Kreisſtruppen der Reichsarmee Dienſt nehmen müſſen, bis er endlich im Herbſt nach Halle kam.

Damit ſchließt die Neuausgabe ſeiner Selbſtbiographie. Er hat dieſen vier Teilen ſpäter noch einen fünften folgen laſſen, den er aber nur des Brot-erwerbs wegen geſchrieben und der kaum Intereſſe für die Allgemeinheit hat. Es iſt Lauthard auch jezt nicht gelungen, zu einer noch ſo beſcheidenen Stellung zu gelangen, trotzdem ihm der Kronprinz von Preußen und ſpättere König wohlwollte. Aber ſeine Vergangenheit laſtete zu ſchwer auf ihm; und da für die Erkundigungen ſelbſtverſtändlich der Inſtanzenweg eingeklagen wurde, waren die ihm feindlichen Halliſchen Profefſoren immer die auſſchlaggebende Macht. Einige Jahre iſt er dann noch einmal in ſeiner pfälzischen Heimat Pfarrverweſer geweſen, aber auch da konnte er ſich nicht halten, vielleicht wegen einer ziemlich ſchroffen Schrift gegen Napoleon, die er überſetzt hatte. So mußte er dann wieder zum Wanderſtab greifen und als Abſatzer ruhelos das Land durchziehen. Viele Sagen knüpfen ſich an ſeinen Namen. Eine Klage nur ſei immer über ſeine Lippen gekommen: „Wenn ich nur vergeſſen könnte!“ In den letzten Jahren hat er in Kreuznach gewohnt, und dort iſt er auch am 29. April 1822 geſtorben.

Eine neue Zeit war angebrochen, wenigſtens für die allgemeine deutſche Kultur. Die fürchterlichſte Schmach des Jahres 1806 hatte das Volk aufgerüttelt; in der Zeit der Freiheitskriege hatte es ſeine Kräfte erprobt. Und wenn es auß neue den Regierenden gelungen war, ihre alte Deſpotie zu errichten, — die einmal aufgerufenen Kräfte konnten nicht mehr völlig erſtarrten. Für ſchwere Gewalttat taugt das deutſche Volk nicht; ſo hat es noch lange gedauert, bis ihm die Befreiung und die nationale Einheit wurden. Noch ſind wir wohl lange nicht am Ziel, und auch an Gefahren für das bisher Erreichte fehlt es nicht. Da tut es dann geradezu not, daß in ſolchen Zeiten der Selbſtzufriedenheit und Selbſtbeweihräucherung, wie wir ſie heute haben, das Gedächtnis dafür geſchärft wird, daß es noch gar nicht ſo lange her iſt, ſeitdem über dem größten Teile deutſchen Lebens dunkle Nacht lagerte.



Johannistrieb

(Hauptmann: Kaiſer Karls Geiſel. Emil Strauß: Hochzeit)

In dem feinen Fabulierbuch Altitalienischer Novellen, das von Paul Ernst mit der Freude des Sammlers zuſammengeſtellt und vom Inſel-Verlag zierlich als ein Taſchenbrevier eingekleidet wurde, ſteht eine Geſchichte, gepflückt aus den „Sei giornate“ des Sebaltiano Erizzo, deren Held Karl der Große iſt.

Noch nicht ragt er hier als der triumphierende Kriegsheld, ſondern als ein beſiegter Held erſcheint er, beſiegt durch hölliſchen Liebeszauber. Und die Leidenschaft zu dem Mädchen, das „jede andere des fränkischen Reiches an Schönheit in dieſen Zeiten übertraf“, wütet ſo brennend im Blut des Herr-

schers, daß sie ihn auch dann nicht freiläßt, als die Verführerin eines jähen Todes stirbt. Als Wahnsinn und Besessenheit spult die Liebe weiter. Aus der Gefühlsverwirrung wird Karl dann gelöst durch den frommen Bischof von Röm, dem eine Offenbarung ein Mittel gegen die Bezauberung verkündet. Der Bischof wandte es an, er ging in die Kammer, wo die balsamierte Leiche, jener Frau als zärtlich gehegtes Liebesheiligthum aufgebahrt war; er faßte ihr, wie ihm geheßen, mit dem Finger in den Mund und fand dort einen Ring mit einem Edelstein „verborgen unter der kalten, starren Zunge“, den nahm er und, um ihn ganz unschädlich zu machen, warf er ihn in die Tiefe eines Sumpfes. Von der Stunde an wich der Nebel des Wahns von seinem Herrn, der tote Körper ward ihm ein Greuel. Die Macht des Ringes hielt aber doch noch an. Denn der Sumpf, der ihn barg, und seine Umgebung wirkten unwiderstehliche Anziehungskraft, und Karl gründete sich dort einen Palast, und das war die Kaiserpfalz von Aachen.

Die italienische Novelle ist, wie es Heise einmal von den inhaltgebenden Überschriften des Delamerone sagte, die Silhouette einer Schicksalsdichtung. Sie begegnete einem Dichter, der von ihr seltsam berührt wurde und in ihre Amrisse und dunkelstumme Flächen seelisches Leben einfühlte; Gefühlses wollte er dann zur Gestaltung erwecken, ein Menschenbild erwuchs ihm dabei, eigenfüllig und existenzhaft in der malerisch-plastischen Spiegelung charakteristischer Wesenszüge; aber es gelang nicht, diese Menschlichkeit zwingend in den Schicksalszusammenhang zu stellen, daß man fruchtbar unheilvolle Wechselwirkung erfahrend miterlebt. Man merkt mehr die bildende Kunst, die etwas Bestehendes in beharrendem Zustand isoliert darstellt, als schöpferische Dichtung, die seelische Prozesse in ihren Kristallisations-Entwicklungen vor uns werden läßt.

Von Gerhart Hauptmanns jüngstem Drama gilt das.

„Kaiser Karls Geisel“ heißt es, „ein Legendenspiel“ (Leffingtheater, Buch bei G. Fischer, Berlin).

Sein lyrisches Thema ist die jäh aufflackernde Liebe eines alternden Mannes auf dem Abstieg zu einem blutzungen Mädchen, einem lockenden, lachenden, hold verwirrenden Stück Leben.

„Johannistrieb“ nennt das Volkswort dieses letzte Regen, noch einmal vor der schattenhaften Fahrt in die Gletsenkälte an den blühenden Ufern der Jugend zu einem letzten Glück zu landen. Als ein erlebungsvolles Motiv hat es die Dichter immer gereizt, als Mannesgeschick ist es meist in wehmütig-refignierter und in nährisch-tragikomischer Beleuchtung behandelt worden, und der „Mann von fünfzig Jahren“ Goethes steht als literarischer Repräsentant sogleich in unserer Erinnerung da.

Hauptmann las deutevoll aus der altitalienischen Erzählung solch seelische Vergiftung durch Altersliebe heraus und es ging ihm als eine besonders tragische Möglichkeit auf, daß dieser Leidenschaftsanfall hier eine über gewohnte menschliche Grade herausragende Gestalt trifft und unterjocht.

Und diese Karlsgestalt ist nun auch in ihren Urganaligkeiten wie in ihren Sturmerschütterungen groß gesehen und groß aufgebaut.

Wie aus altgermanischem Riesengeschlecht, mächtig an Massen Leibes und der Seele, steht der Kaiser Karl da; elementar, vulkanisch, von jähem Temperament durchbrauft, voll wilder Humore; ein ungebändig Herz. Den Kriegsdämon, der mit Feuer und Schwert die Erde heben machte und Völker in den Staub zwang, fühlt man, und in seinem Lachen wie in seinem Grollen

ist etwas Urwelthafes, umwittert vom Ungeheuren eddischer Sagen. Ja, um diesen Christen weht noch etwas vom Brausewind der Wilden Jagd, vom Walkürenritt und Wotans und Walhalls stürmender Kampfeslust. Und an einen alten Heidengott im Exil denkt man vor diesem Donnerer-Haupt mit den buschigen Wetterbrauen und dem fliegenden Raufschbart.

Ein Kriegsknecht des Himmels, ein allerchristlichster Kaiser ist er geworden, doch die gewaltige Seele hat ihr Ungefüm nicht zur Sanftmut mildern können, und mit dem Schwert und mit gepanzerten, Tod und Verderben speitenden Heerscharen treibt er die Sachsen zum neuen Glauben.

An Bismärcksches Christentum wird man hier wohl erinnert, bismärckisch ist diese Mischung aus Wildheit und Frömmigkeit, aus spielenden Geisteslaunen und uferlos schäumendem Zorn: Ein Mensch und Kämpfer voll des Gefühls der Sündhaftigkeit, aber ungebeugt, rechenschaftsbereit dem Tode und dem Himmel, doch an der Erde hängend: „Laß mir mein Herz mit seinem Pferdefuß“. . .

Graue Schatten fallen aber auf den Weg; in bösen Stunden quälen heimliche Geister; es schauert wie Frost und Grabeshauch von unten her. In der Friedensmuße, da kein Waffenwert ihn sich selbst bekämpft, sucht Mißmut die stolze Seele heim und Bedantengift. Den Starcken scheucht das Gespenst des Alters, das heranzieht; das irdische Blut empört sich voll Anruß; die Arme recken sich, noch einmal das Leben pressend zu fühlen. Da läuft ein lächelndes Spielzeug vorüber, ein wildgeschmeidig Eierlein im langblonden Mädchenhaar. Und es lockt und girrt mit holdträgerischen Stimmen des Lebens und des Glücks ringsum: fang mich, halt mich . . .

Das alles ist aus der Fülle gestaltet und weht uns mit lebendigfeurigem Atem an.

Aber nun geht es, wie wir es bei den letzten Hauptmann-Werten immer schmerzlich erfahren mußten. Die Voraussetzung einer Schicksalshandlung ist eigen und persönlich erfährt, ihre Träger sind in besonderem Licht gesehen, mit wesenhaften Sügen. Nun läme es darauf an, sie in Bewegung und Wechselwirkung zu bringen, sie durch fruchtbare Situationen bis ins Innerste auszuschöpfen, daß vor unseren Augen durch die transparent gemachte Notwendigkeit des Geschehens zwingend, überzeugend ein Geschick gleich einem chemischen Prozeß sich vollzieht und erfüllt. Die Vorbedingung dafür ist natürlich, daß der Dichter seine Menschen mit hellseherischer Sicherheit durch und durch sieht, daß er sie wahrhaft „erkennt“, und so ihr Wollen und ihr Handeln in jeder Situation unzweifelhaft bestimmen kann. Um zu einem solchen schöpferisch-prophetischen Verhältnis zu den Geschöpfen zu gelangen, ist für den Dichter ein inneres „Ausstragen“ nötig. Ausgebildet müssen sie sein, ehe sie herausgestellt werden. Dazu aber hat sich Hauptmann längst nicht mehr Zeit und Ruhe genommen. Und statt organisch gewachsener Gebilde, die aus eignen inneren Ertriekräften den ihnen gemäßen Schicksalsgang in Notwendigkeit gehen, sehen wir nach dem fesselnden und versprechenden Einsatz erster Akte in den folgenden meist nur Motiv-Andeutungen, skizzierte Möglichkeits-Variationen, wie es kommen könnte, Entwurf-Notizen vom Schreibtisch, Probierversuche. Die werden nun preisgegeben, statt daß aus ihnen das eine reife Resultat erwartet wird. So ist's nun auch in diesem Legendenspiel.

Im ersten Akt steht Karl prachtvoll da, ein Stück Menschentum aus einem Block gehauen. Und das Schlingleinhuschen der jungen sächsischen Dirne, der

Versuind, der Geißel, um den alten Löwen, ist als Vorspiel der tragischen Königsleidenschaft voll lockender dramatischer Spannung.

Doch schon der zweite Akt bringt Verlegenheit, überwucherndes In-Worten-Kramen, vage, verschwimmende Linienführung der inneren Handlung. Der Zusammenhang des Miterlebens löst sich, wir sind nicht mehr mitverwoben, sondern erfahren nur noch von weitem, vom Hörensagen.

Ganz ins Ungewisse verfliehet die Gestalt der Versuind. Es wird in sie hineingeheimnist, Geraune geht, daß sie eine Hege, die an dem Kaiser die vertriebenen Heidengötter räche. Hauptmann selbst sieht sie als ein elementares Naturwesen an, als ein Eriebgeschöpf, mit allen Lustinstinkten, Lilith, Lulu, Lorelei, die unbewußte Verderberin. Aber als er sie charakterisieren will, da fällt er, ohne es zu wollen, so aus der Rolle, daß er diesen Erdgeist sich literarisch selber erklären läßt: „Ich aß von eurem Apfel nicht. Ich weiß nicht, was gut und böse ist.“ Dadurch wird die ganze Dämonie arg papieren. Und weiter bekommt dadurch nun auch die Besessenheit des Kaisers für unsern Eindruck eine Abschwächung, ja einen Zug ins Unfreiwillig-Romische.

Es ist, wenn man es übertrieben ausdrücken wollte, als ob eine Shakespearesche Gestalt sich vor einer Julius Wolffschen Modell-Gliederpuppe krümmte, als hätte sie Lieb' im Leibe.

Störend und fatal wirkt auch die verquere Mischung aus väterlicher, seelenretterischer Pädagogik und sinnlicher Begier in Karl; dies neue Motiv, daß der Kaiser die Wildtate erst zur Frömmigkeit erziehen will, ehe er sich an ihr freut, verwirrt das im Anfang so frisch angeschlagene Thema.

Mühsam schieben sich dann die Akte weiter. Auf die Beschuldigung des geistlichen Kanzlers — er ist wie in der italienischen Novelle der Teufelsbanner —, daß Versuind bei einer höllischen Liebesorgie in einer Spelunte nackt tanzend beobachtet worden sei, verführt sie der Kaiser.

Doch weder er noch sie haben in dieser Szene eine persönliche und eigene Existenzkraft mehr, sie zwingen in ihren Reden und Tun nicht mehr zur Illusion eines Handelns aus sich heraus, sie sind nur noch blasse und gleichgültige Ausführer der tastenden und unsicheren Absichten des Dichters.

Und der letzte Akt entbehrt ganz der dramatisch-seelischen Verknüpfung und begnügt sich damit, eine ziemlich billige lyrische Situation breit auszumalen: Karl an der Leiche Versuinds. Der Kanzler hat sie — ein gottgefällig Werk zu tun — vergiftet. In Klosterhut ist sie gestorben. An ihrer Bahre erwacht Karl, ohne daß das aus der italienischen Novelle im dritten Akt sehr lässig übernommene Motiv des zaubermirkenden Ringes weiter benutzt wird, aus seinem Bann. Hauptmann gibt ihm eine recht äußerliche heroische Finalenpostur mit gezogenem Schwert, bereit zum Kriege, der sein Herz neu lüften soll.

Ein herbes Stückwerk nur ist dies, und da der irdene Ton und Grundstoff, aus dem es gemacht, so leuchtend ist, wirkt's um so verstimmender, daß statt eines Gebildes ein gestrickter Scherben jutage kam.

Ein wahrhaftes Gebilde, also starkes inneres Leben zur ausdrucksvollsten Form, zu einer von innen heraus erblühten Form erschaffen, ist auch das Drama „Hochzeit“ von Emil Strauß nicht, das in den Kammerspielen besetzte Darstellung fand (S. Fischer, Berlin).

Aber es ist viel weniger unbefriedigend als Hauptmanns Dichtung, denn seine Schwächen liegen eigentlich nur in dem etwas tappigen Ungeschick, an-

drängende blutvolle Lebensgesichte im knappen Rahmen des Theaterabends sinn- und sachgemäß zu verteilen, ein unerbittlicher Regisseur der eigenen Geisteswelt zu sein. Dies Schauspiel tritt aus dem festen Gefüge heraus über seine Ufer, die weise, kunstmäßige Schleusentechnik des richtigen Stauens und der richtig angelegten Stromschnellen fehlt ihm. Strauß ist ein Kind und reiner Tor voll Freude an jeder lebendigen Regung, er trennt sich von seinen ihm lieben Geschöpfen nicht, er entzieht ihnen nicht das Wort; es ist, wie wenn er leuchtenden Auges und lebhaft freudig zu uns sagte: Seht, so sind sie; muß man nicht an ihnen Anteil haben; wollt ihr schon von ihnen los; sie haben euch doch noch so viel zu sagen.

Das Herz voll, daß der Mund übergeht — diesen Eindruck empfängt man von dem Drama. Es hat etwas Liebenswertes, das kein Ungeheißer verderben kann.

Und seine Qualität liegt darin, daß die Menschen in Ganzheit tief erfaßt sind, und daß ihre Wesensart und das, was sich begibt, die Schicksals-handlung, in seelisch fest verknüpftem Zusammenhang erkenntnisvoll geschaut ist. Und ein eigener feiner Reiz kommt aus dem Ton, aus dem Klima dieses Spiels vom Bodensee. Goethe spricht einmal vom „Geruch“ eines Buches, so kann man auch hier von Geruch und Duft reden, herbwürziges Frühlingsaroma von Wiesen am Seeufer und Blume firnen, sprizigen Weins.

Der Stoff ist dabei voller Schwierigkeiten, und der Wirkstoffe nahe: diese absonderliche Geschichte von dem alten Onkel, dem Apotheker im Sommerhäuschen am Bodensee, der gern noch einmal freien will, sich ein junges Mädchen aussucht, und dem der Nefte am Hochzeitstag das verhoffte Glück entführt und die Jugend zur Jugend rettet. Ein Spiel vom Johannistrieb auch hier, bei Hauptmann in der gesteigerten Sphäre romantischer Ferne, bei Strauß im idyllisch-bürgerlichen Alltagslicht.

Hört man den Stoff, so denkt man gleich an Sudermanns virtuose Novelle „Jolanthes Hochzeit“. Sehr ähnlich sind die Tatsächlichkeiten bei beiden Hochzeiten. Ganz verschieden aber die Beleuchtung. Sudermann lenkt sein Thema ganz programmatisch in die Bahn einer wirkungssicheren Humoreske. Strauß, der stille und tiefe Lebensfinner, ging nicht auf solchen einseitigen Effekt aus, er sah im Vorgang ein menschliches Geschehn, er fühlte den Wesenszusammenhang aller beteiligten Personen mit starkem Herzschlag mit.

Es ist hier etwas rege, was man seelische Wetterkunde nennen könnte. Die Geschehnisse vollziehen sich als Elementar-Ereignisse. Der Führer der Handlung, der Nefte Bartel, ein junger Arzt, ist kein frivoler Verführer, er ist ein stürmischer, dabei nachdenkerischer Trozkopf mit steiler Stirn und blanken Augen, er rennt durch die Welt mit idealen Forderungen, er hat seinen eigenen „sittlichen Ernst“, und als er die blutjunge Emma sieht, die ganz unerweckt, noch seelisch verschlafen von ihrem spekulativen Vater in die Versorgungsehe sich drängen läßt, da erwacht der „heilige Zorn“. Und mit dem Zorn und dem wütenden Rettungseifer die Liebe.

Dichterische Fülle und tief ausgeschöpfte Ausdrucksmacht für Ebbe und Flut der Affekte ist in den Szenen zwischen Bartel und Emma. Das sind die unkonventionellsten Liebeszenen, die in jüngster Zeit geschrieben wurden. Ohne Schwächten, ohne Schwüle, erdhast, naturecht, eine Muttersprache voll Unmittelbarkeit. Etwas Landschaftliches schwingt darin, alemannische Körnigkeit und herbe Würze. Und wenn Bartel Rod von seinen Vorfahren, den

Holzfüllern und Rodern im Wald am dampfenden Morgen spricht, so ist das kein literarisches Ornament, man fühlt hier etwas Urhaftes, Bodenwurzelndes, Natur-Blutsverwandtes. Und was gesprochen wird, kommt aus einem „wohlgeschaffenen Herzen“.

Zum Weg der „wohlgeschaffenen Herzen“, aus den Gefühlsverwirrungen hinaus, leitet dann die Dichtung. Zwei Menschen, die wie Wildlinge mit heißen Köpfen in die Nacht davon liefen, stellen sich zur Aussprache und zum Austrag wieder ein. Sie wollen nun in klarer, unbestochener Erkenntnis dessen, was sie sich gewählt, sich Freiheit und Leben erkämpfen, allein auf sich gestellt, ohne die gutgemeinte, aber für den fanatischen Bartel natürlich unannehmbare Hilfe des Onkels zu nutzen, der konventionellen Übergang und Vertuschung statt des „Eklats“ erreichen möchte.

Strauß steht auf Seite der Jugend, aber doch dabei auf einer überschauenden Höhe. Er macht aus dem alten Freier nicht etwa eine albern-lächerliche Figur, sondern läßt auch ihm Verständnis und Gerechtigkeit widerfahren.

Und er ist auch nicht ein schwelgerischer, einseitiger Entusiast dem jungen Glück gegenüber. Vielmehr zeigt er, daß auf dem Wege Emmas und Bartels Dornen und Disteln nicht fehlen werden. Der ungebändigte Eigensinn und die Eisenhöpfigkeit des Mannes verspricht keine leichte Lebensgemeinschaft.

So ist der Schlusseindruck eine nachdenkliche Lebenssituation.

Wie in dem Karlsdrama Hauptmanns geht es in den Kampf. Dort eine Pose und eine theatralische Gebärde, hier ein stillgefaßtes Schreiten zweier Menschen hinaus ins feindliche Leben. Und der Dichter gibt dazu nicht einen billigen Theatersegen und bläst keine Fanfaren, sondern er sieht ihnen ernst und sinnend nach.

Felix Poppenberg



Alt-Weimar

Ges wäre doch eine Ungerechtigkeit, im Sterbemonat Goethes nur ein Bild von der Nachtseite deutschen Kulturlebens zu entwerfen, wie es im einleitenden Aufsatze dieses Abschnittes geschehen ist. So wollen wir den Blick auf jenen kleinen Ort lenken, der gerade für diese Zeit der gepriesenste ist in deutschen Landen, dessen Gedenken schon für uns nicht nur Freude und Stolz, sondern auch Trost bedeutet gegenüber allen Wirrnissen eines allzu aufgeregten Lebens, Weimar, von dem Wilkenbruch in seiner „Euphrosyne“ rühmt:

„Göttersöhne stiegen aus den Höhen,
Nahmen Wohnung in dem holden Orte,
Den die Sim, forellenreich, durchplaudert.
Da nun ward zum Garten dieses Weimar,
Über dem die Adlerflügel rauschten,
Wo die Bronnen der Erkenntnis sprangen
Und der Geist wie eine Blume aufging,
Duftend durch die weite Menschenwelt.“

Ein soeben erschienenes Werk gibt den willkommenen Anlaß zu dieser Wanderung nach der lieben Stätte. „Das Klassische Weimar.“ Nach

12 Aquarellen von Peter Wolke. Mit erläuterndem Text von Eduard Scheidemantel (Weimar, Hermann Böhlau Nachf.).

Wir leben in jener wohlthuenden Bürgerkultur, die im Städtebau in Deutschland um 1800 nochmals erblüht war. Es ist nicht mehr die trostige Kraft des deutschen Bürgertums des 15. und 16. Jahrhunderts. Die Städte waren gegen damals arm geworden, und es war nicht der reiche Herrscher, der mit üppig verschwenderischer Hand als Bauherr der Öffentlichkeit zeigte, daß er jetzt die tragende Volkskraft darstelle, wenn auch noch ganz andere Standesanschauungen in der Welt galten. Jetzt war es mehr eine ästhetische Kultur. Es waren die einzelnen, die sich nach der ungeheuren Zerrüttung des Vaterlandes ein bescheidenes Heim wieder gebaut hatten und bei den jämmerlich zerfahrenen Verhältnissen des öffentlichen Lebens in der Schönheit des Hauses ihr Glück sahen. Alles ist schlicht, aber doch nicht ärmlich, gerade weil es die Schlichtheit so ruhig zeigt und nichts vorkäufchen will. Überdies aber hatte man — und darin lag der Fortschritt gegenüber der älteren Zeit — im Zeitalter Rousseaus die Herrlichkeit der Verbindung eines städtisch behaglichen Lebens mit der Natur erkannt. Gerade Weimar und die Größten unter seinen Bewohnern zeigen uns dieses geradezu leidenschaftliche Mitleben mit der Natur. So grüßt uns auch mit Recht als erstes der Bilder, wenn wir die Mappe aufschlagen, Goethes Gartenhäuschen.

„Allen, die daselbst verkehrt,
Ward ein guter Mut besichert.“

Dem Dichter blieb es ein Quell dieses guten Nutes, auch als der mit Amtsgeschäften Überhäufte nicht mehr dauernd hier wohnen konnte und in der Stadt am Frauenplan sein stolzeres Haus bezog. Am meisten mochte ihn für den Verlust seines Waldheims entschädigen, daß er näher der geliebten Frau von Stein war, in der Goethe ja alles gefunden hatte,

„Was der Mensch in seinen Erdenstranken
Von hohem Glück mit Götternamen nennt.“

Ihr Wohnhaus, das eine amtliche Dienstwohnung darstellt, zeigt, wie ein an sich notwendig nüchtern gehaltener Bau durch Einfachheit der Linienführung und glückliches Überschneiden im Dache, durch eine feinsinnige Abfönung der Färbung der roten Dachziegel, des mattgelben Hausanstriches und grüner Bäume durchaus den Eindruck der Wohnlichkeit und des Behagens ausatmen kann.

Diese Kunst des schönen Wohnens lebte man in jener Art, wie es dann sein muß, ohne eigentliches Bewußtsein. Wir finden dagegen schwerer den Weg zu dieser Zeit, wo sie bewußt künstlerisch leben wollte. Denn zu jener Anschauung, zu der sich Goethe in Italien bekannte, daß „die Kunst antik geschrieben sei“, können wir uns zu allererst für die Architektur nicht mehr betennen, wo es uns als oberstes Gebot erscheint, daß sie aus der Natur herauswachsen müsse, in der sie steht. So wirkt das „Römische“ Haus, das sich Karl August vor der Stadt erbaut hatte, auf uns als Fremdkörper, so gern wir eingestehen wollen, daß sich hier doch ein echtes Miterleben der Antike offenbart. Menschlich steht uns aber das, gewiß aus einer Verwilderung der Antike hervorgegangene, Barock trotz allem näher, zumal wenn es in so abgeschlossenen Formen vor uns ersteht, wie Bastille und Schloß sie zeigen. Der Marktplatz, das Wittumspalais, sind dann berebte Zeugen echt deutscher

Bauweise. Aber erst das Gesellschaftszimmer im letztgenannten Schlosse, das zur Zeit der Herzoginmutter Amalie so oft die erlesensten Geister zu Gasten gesehen hat, zeigt die eigentliche Stärke deutschen Kulturlebens in dieser Zeit. Diese vollkommene Vornehmheit eines einfach gehaltenen Raumes — der eine Art Museum ist und doch keinen Gegenstand birgt, zu dem der Bewohner nicht persönliche Beziehungen hat, so daß das Ganze ein Ausdruck des darin waltenden Menschen wird — gibt jenen höchsten Ausdruck der Wohnungskunst, zu dem wir auf dem heute eingeschlagenen Wege der „Innenkunst“ niemals gelangen können, weil heute der Innenkünstler zu anspruchsvoll auftritt, uns seine Persönlichkeit aufdrängt.

Dann folgt das so bescheidene alte Theater, das doch mehr als irgendein Prunkbau

„Die Wiege mancher jugendlichen Kräfte,
Die Laufbahn manches wachsenden Talents“

gewesen ist. Es ist nicht das Theater, das jetzt dem Neubau hat weichen müssen, sondern jenes, das bereits 1825 ein Raub der Flammen wurde. —

Dann folgen die Dichterwohnungen. Schillers Wohnhaus an der Esplanade zuerst. „Der Ankauf des kleinen, aber bequemen und freundlich gelegenen Hauses vollendete seine Zufriedenheit in Weimar“, wie uns des Dichters Schwägerin, Karoline von Wolzogen, bestätigt. Hier sind die „Braut von Messina“ und „Wilhelm Tell“ entstanden; hier hat er den gewaltigen Demetriusstoff noch zu formen begonnen.

„O warum bin ich hier geengt, gebunden,
Beschränkt mit dem unendlichen Gefühl!“

In diesen Worten Marfas liegt des Dichters eigener Aufschrei vor dem nahenden Tode. „Aber das Schicksal ist unerbittlich, und der Mensch ist wenig!“ So trugen sie den im schönsten Mannesalter Gefällten in der dunklen Nacht vom 12. zum 13. Mai hinaus zur Ruhe.

Der Künstler tat recht daran, daß er uns Herders Wohnhaus vom Garten aus zeigt. Denn nirgendwo hat sich der unter seinem heftigen Temperamente so oft schwer leidende Mann wohler gefühlt, als an diesen baum- und buschreichen Plätzchen. „Wie war er immer unter Bäumen und Blumen so genesen-glücklich“, schrieb Jean Paul in der Rück Erinnerung an derartige Gartenstunden bei Herder. „Gleichsam mit einem Liebestrank der Inbrunst gegen die ganze Natur geboren, hielt er jedes Tierchen und jede Blüte wert und am Herzen fest. Nur dem freien Himmel schloß sich wie unter Musik sein Herz wie eine Blume recht weit erheitert auf.“

Die zwei letzten Bilder bringen Goethes Wohnhaus am Frauenplan und den dahinter gelegenen Garten. Vorn hinaus würdig, schier stolz, ein angemessenes Heim für Deutschlands reichsten Menschen. Heute ein Nationalmuseum für uns, damals schon eine viel bewunderte, viel besuchte Sammelstätte eines nach allen Richtungen hin ausstrahlenden, von allen Seiten her einfangenden Geistes. Der Garten dahinter ein Idyll von schier unendlicher Abgetklärtheit:

„Hier wandelt noch die Liebe,
Hier hauset noch das Glück.“

In diesem Garten fanden jene herrlichen Zusammenkünfte der Freunde statt, von denen der doch reichlich nüchterne Bock schwärmt: „Die Pracht der

Blüten, der Duft, die Kühlung machten einen wunderbaren Eindruck auf ihn. Er sah so freundlich aus, so liebevoll, so milde, er sprach mit unendlicher, mit fast unbegreiflicher Wärme."

Damit schließt unsere Wanderung durch das alte Weimar, dessen schönsten Bilder der Künstler mit hervorragendem Geschick für die Technik der Aquarellmalerei, mit einem ungemein sicheren Blick für den charakteristischen Ausschnitt der Einzelheit aus dem Gesamtbilde vorgeführt hat.

Karl Stord



Neuere nordische Belletristik

In Jörgs „Geschichte des Protestantismus“, die um so lehrreicher ist, als sie von katholischem Standpunkte aus geschrieben ist, wird darauf hingewiesen, daß sich nirgends mehr als in den skandinavischen Reichen eine zentrifugale Bewegung vom symbolmäßigen Kirchenbegriff nach allen Seiten hin vollzieht. Man könne Skandinavien geradezu als eine wahre Mustertafel der einschlägigen Entwicklungsmomente hinstellen, und diese zentrifugalen Eriekräfte seien so stark, daß es häufig zu einer völligen Trennung von der Landeskirche komme. Diese oppositionelle Bewegung geht nun hier nicht wie anderwärts von den wissenschaftlich gebildeten Kreisen aus, deren Welt- und Lebensanschauung in einen unlösbaren Zwiespalt mit den Dogmen der Kirche geraten ist, sondern von solchen, die, unbeirrt von Vernunftbedenken, im Staatskirchentum mit seinen vielfach verweltlichten Normen nicht mehr die volle Befriedigung ihrer tiefsten religiösen Bedürfnisse finden und daher eine schlichtere, von den Interessen des Staates und der verschiedenen um die Herrschaft ringenden politischen Parteien weniger beeinflusste Ausgestaltung der kirchlichen Einrichtungen erstreben. Es läßt sich nicht leugnen, daß sich hierin eine ungemaine Stärke des unverkünstelten, naiven religiösen Empfindens kundgibt, und dieser Zug des Volksbewußtseins hat seinen Ausdruck auch darin gefunden, daß die nordische Literatur mehr als jede andere religiöse bzw. sittlich-religiöse Probleme zur Erörterung stellt.

Ein derartiges Problem behandelt auch der neueste Roman von Henrik Pontoppidan „Hans im Glück“ (Aus dem Dänischen übersetzt von Mathilde Mann. Im Insel-Verlag, Leipzig 1906; 2 Bände), insofern er die Geschichte der sittlich-religiösen Wiedergeburt eines genial beanlagten Mannes erzählt, der aber infolge Mangels an Selbstzucht in Gefahr gerät, vollständig in Eitelkeit und Genußsucht zu versinken. Der Dichter, geboren 1857, ist in Deutschland noch verhältnismäßig wenig bekannt, obgleich er in seiner Heimat namentlich wegen seiner sich durch pacende, lebenswahre Darstellung auszeichnenden Dorfnovellen und Armeeleutengeschichten als einer der vorzüglichsten Schriftsteller geschätzt wird und Georg Brandes ihm schon zu Beginn seiner literarischen Laufbahn „ein nicht geringes Erzählertalent“ nachgerühmt hat. Mit um so größerer Freude ist es daher zu begrüßen, daß der Insel-Verlag, dem die deutsche Leserschaft die Kenntnis schon so mancher Perle nordischer Poesie verdankt, sich entschlossen hat, auch dieses bedeutende

Wert, das die tiefsten Fragen des Menschendaseins aufwühlt und den Leser mit einer Fülle auf ihn einströmender ernster Gedanken und Betrachtungen entläßt, in die Zahl seiner Veröffentlichungen aufzunehmen.

Der Pastorssohn Johann Andreas Sidenius ist ein störrischer Knabe, dessen Eigenwille selbst durch den unbeugsamen Vater nicht gebrochen werden kann. Mit sechzehn Jahren wird er auf das Polytechnikum nach Kopenhagen geschickt, wo er sich zum Ingenieur ausbilden soll. Hier wird die Luft, die ihn von seiner Familie trennt, natürlich noch tiefer; er legt sogar seinen feierlich klingenden Doppelnamen ab und nennt sich schlechtweg Hans. Bei seiner hervorragenden Begabung und seinem frischen, offenen Wesen erwirbt er sich jedoch im Laufe der Jahre viele Freunde und Gönner und hat überall ein so fabelhaftes Glück, daß er allgemein als „Hans im Glück“ betrachtet wird. Er verlobt sich mit Jakobe Salomon, der Tochter eines reichen jüdischen Bankiers, und hofft mit Hilfe des Einflusses und der Millionen seines künftigen Schwiegervaters seinen großartigen Plan durchführen zu können, der darauf hinausläuft, einen großen Freihafen an der Westküste Jütlands anzulegen und durch ein sich über das ganze Land erstreckendes Kanalsystem zu einer Quelle des Reichtums für ganz Dänemark zu machen. Dieser Plan zerschlägt sich jedoch, und zwar gerade in dem Augenblick, als Hans' Mutter stirbt. Der Todesfall schmettert ihn derartig nieder, daß er in Reue und Schmerz eine völlige geistige Wiedergeburt erlebt, während er bei dem kurz vorher erfolgten Tode des Vaters völlig kalt geblieben war und sogar dessen silberne Taschenuhr, die ihm die Mutter als ein Vermächtnis des Verstorbenen überreicht hatte, zum Zeichen, daß er jegliche Verbindung mit seiner Familie gelöst zu sehen wünschte, absichtlich im Sterbehaus zurückgelassen hatte. Jetzt dagegen zieht er sich in die Einsamkeit zurück und bricht all seine bisherigen Beziehungen ab. Die Folge ist die Auflösung seiner Verlobung. Dafür gewinnt er die Liebe Inger Blombergs, der Tochter eines Landgeistlichen, die er auch heiratet, nachdem er sein Feldmesserexamen bestanden und eine kleine Anstellung erhalten hat. Seine Tätigkeit gewährt ihm jedoch keine Befriedigung; er versinkt in düstere Grübeleien und verliert darüber alle Tatkraft. Er fühlt, wie der finstere Sidenius'sche Geist immer mehr Gewalt über ihn gewinnt, und um Frau und Kindern unter allen Umständen „Licht und Sonne wiederzugeben“, scheut er sogar davor nicht zurück, fälschlicherweise den Verdacht ehelicher Untreue auf sich zu laden, um so eine Scheidung zu erzielen und Inger die Verheiratung mit einem reichen Gutbesitzer, der sie liebt, zu ermöglichen. Dann geht er als Begebauassistent nach dem unwirklichsten, rauhesten Teile der jütischen Riste und stirbt nach einigen Jahren einsam und verlassen; an der kahlen Wand über seinem Bette tickt die große silberne Uhr des Vaters.

Die Bedeutung des Romans beruht weniger auf der Durchführung und Ausgestaltung der Handlung im einzelnen, trotzdem auch diese ein glänzendes Zeugnis von der Erzählerkunst des Verfassers ablegt, als vielmehr auf der feinen, eindringenden psychologischen Analyse und den hohen ethischen Gesichtspunkten, von denen aus die Lösung des Problems versucht wird. In ersterer Beziehung ist namentlich die meisterhafte Art hervorzuheben, in der Pontoppidan den scheinbar völlig unvermittelten Umschwung im inneren Leben seines Helden von langer Hand vorbereitet. Dieser Umschwung zeigt sich nun zunächst darin, daß Hans zu dem festen, unerschütterlichen Gottesglauben und Gottvertrauen zurückkehrt, in dem die Mutter die vielen Jahre hindurch die Kraft gefunden hatte, alles

Ungemach des Lebens ohne Murren zu ertragen. Dieser Gottesglaube hält in seiner ursprünglichen Form allerdings bei ihm nicht lange stand; dauernd bleiben aber Hans der hohe sittliche Ernst und der Einblick in die Bedeutung des Leidens für die Vertiefung der Persönlichkeit und in den Wert eines in sich gefesteten, allein auf sich gestellten Selbst, und so stirbt er tatsächlich als „Hans im Glück“. In den hinterlassenen Aufzeichnungen des Toten lehrt öfters der Satz wieder: „Die Natur ist reich, die Natur ist weise, die Natur ist barmherzig“; „denn sie weiß Rat für alles, sie erstattet gütig an dem einen Gliede wieder, was wir an dem anderen verloren haben.“

Die hier entwickelte Weltanschauung erinnert in auffallender Weise an die in Ibsens „Brand“, in dem ja auch am Schlusse auf den „deus caritatis“ hingewiesen und die Lehre gepredigt wird, daß man den Kreuzestod mitten in des Fleisches Not und des Geistes Angst wollen müsse, dann erst gelange man zur Erlösung. Siege der Wille in solchem Streite, dann sei die Zeit der Liebe gekommen.

„Sie schwebt herab auf Engelschwingen,
Des Lebens Äblatt uns zu bringen.“

Herrscht in dem Romane Pontoppidans der ernsteste und strengste Realismus, so ist „Gyda“ von Karin Michaëlis (ebenfalls von Mathilde Mann übersetzt und im Insel-Verlage, Leipzig erschienen) von dem wunderbarsten, berückendsten, weltfremden Märchenzauber erfüllt, der einigermaßen an die Romantik erinnert, wie sie uns aus Ibsens „Niels Lyhne“ entgegentritt.

Gyda ist die Tochter des Pastors Erwin Foght und von ihrer krankhaft beanlagten Mutter gleich bei ihrer Geburt ihrem Oheim Johannes, dem jene trotz der Verehelichung mit seinem Bruder, eine schwärmerische Neigung bewahrt hat, zur Frau bestimmt worden. Zu diesem Zwecke hält sie das Kind ängstlich von jeder Berührung mit der Außenwelt fern, damit es durch nichts von seiner künftigen Bestimmung abgelenkt werde. Die kleine Gyda spinnt sich insolgedessen ganz in eine verträumte Phantasiwelt ein, die aus Märchen und Bruchstücken von biblischen Geschichten besteht. Die Mutter stirbt bald, aber der Vater fest das Abschließungssystem noch einige Jahre hindurch fort. Als Gyda halberwachsen ist, wird sie nach der Stadt in eine Pension geschickt, bleibt aber auch hier das verträumte, rührend hilflose Kind und weiß nichts anderes, als daß sie ihren Onkel Johannes heiraten soll, der für sie das Urbild alles Schönen, Guten, Herrlichen ist, obgleich sie ihn nie gesehen hat. Da lernt sie auf ihrem ersten Ball einen Herrn kennen, der sie auf ihre Bitte in seinem Wagen nach Hause bringt und sie dabei mehrmals küßt. Gyda weiß nicht, wie ihr geschieht; ein seltsamer Zwiespalt ist in ihrem jungen, unerfahrenen Herzen erwacht, der um so peinlicher wirkt, als sie nach einiger Zeit erfährt, der Fremde heiße auch Johannes. Gyda ist daher sehr froh, als ihr Onkel ihr schreibt, sie möge kommen, er wolle sie jetzt heiraten. Die Hochzeit findet auch statt; am Abend sitzt Gyda sehr bellommen neben ihrem Gatten, der sie endlich bittet, seinen Namen, den sie liebe, zu nennen. Sie ringt die Hände, denn sie muß beständig an den Fremden vom Balle denken, und sagt endlich nach langem Schweigen: „Johannes“. Damit schließt das Buch. — Es steckt viel feine, berechnete Kunst in diesem raschen Abbrechen, ebenso wie in der ganzen Stellung und Behandlung des Problems, das an gewisse Versuche erinnert, wie sie unter Rousseaus Einfluß im 18. Jahrhundert unternommen

wurden, nämlich festzustellen, wie sich ein Mensch entwickle, der bis zu einem bestimmten Alter systematisch von allem Verkehr mit seinesgleichen abgeschnitten geblieben ist.

Von prächtigem, jugendfrischem Humor erfüllt ist ein anderes Buch von Karin Michaëlis: „Bachfische“. Eine Sommererzählung (übersetzt von Mathilde Mann und erschienen im Insel-Verlage). Es schildert in der ergößlichsten Weise die harmlosen, lustigen Streiche, mit denen sich zwei junge Mädchen die schöne Ferienzeit vertreiben. Es wird namentlich bei Altersgenossinnen der beiden Heldinnen Anklang finden.

Von den Erlebnissen eines kleinen Kreises Stadtbewohner während der Ferienzeit auf dem Lande berichtet das Buch von Holger Rügebeck, Dänischer Sommer. Eine Ferienerzählung. Autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen von Mathilde Mann, Leipzig, Verlag von Philipp Reclam jun. (Universal-Bibliothek 4818, 4819). In der Mühle von Hvidbjerg hat sich während der Sommerferien eine ganze Anzahl Kopenhagener einquartiert, als da sind: Thorvald und Mary, die Kinder der ehrfamen Waschfrau Jensen, zwei Lehrerinnen der Volksschule, drei Studenten; auf dem benachbarten Gutshofe Hvidbjerggaard haben sich eingefunden der Sohn des Hauses, Paul Möller, der von einer unglücklichen Liebe genesen soll, sein Freund Dr. Vesterdal, eine Freundin der ältesten Tochter des Hauses, Frida Frisch. Sie erreichen alle den Zweck, um dessentwillen sie hergekommen sind: die beiden Kinder erhalten rote Wangen, die Lehrerinnen verlieren einen Teil ihrer Nervosität, die Studenten verteilen ihre Zeit gleichmäßig zwischen den Damen und Kneipereien, Paul vergißt die kokette Julie Sörensen und verlobt sich mit Frida, Dr. Vesterdal findet in des Freundes ältester Schwester eine Braut, und alles endet zu allgemeiner Zufriedenheit, sogar die Geldverlegenheiten des alten Möller nehmen ein Ende, da die kluge Frida dessen reichen Nachbar Thorman dazu bringt, seinem alten Freunde, mit dem er sich vorübergehend entzweit hatte, die rettende Hand zu bieten. Die Darstellung ist frisch, gewandt und von munterer Laune durchweht. — Mathilde Mann hat diese Erzählung sowie die vorhergehenden drei mustergültig ins Deutsche übertragen.

Karl Larsen hat seine literarische Tätigkeit selber mit der Beschäftigung eines Naturforschers verglichen, der aus verstreut vorgefundenen Knochen Fossilien konstruiert und dessen erste Pflicht es sei, das Vorgefundene, Beobachtete auf das peinlichste zu studieren. Wie Larsen beobachtet und das Beobachtete rein als solches darzustellen weiß, davon legen die beiden Bände seiner „Poetischen Reisen“ (Erste Fahrt. In deutschen Landen und im großen, heiligen Rußland. — Zweite Fahrt. Im Lande des Weins und der Gefänge, und im schönen Portugal. Ins Deutsche übersetzt von Erna Bobé. Im Insel-Verlag, Leipzig 1906—1907) das beste Zeugnis ab. Es sind nicht etwa Reiseberichte in dem biedereren Anabastistile, die uns hier geboten werden, sondern Augenblicksbilder im bunten Wechsel. Auf die malerischen Schilderungen von Begegnung und Bremen (Larsen nennt zwar die Namen nicht, aber sie sind leicht zu erraten) folgt das Byll in der Wohnung der Witwe des alten preußischen Generals, dann im grellen Gegensatz hierzu die alle Nerven auf die Folter spannende Beschreibung einer Hinrichtung in einer preußischen Festung, die den Eindruck hinterläßt, „als läß ich ein Capitulo aus Dantes grauer Hölle“, dann wieder die erbitterte Anklage des jungen Gelehrten über den Geist der Kasernierung und Reglementierung, der sich von Preußen aus über ganz Deutschland ver-

breite. — Und nach Rußland reist Larsen, weil sich ihm „hier eine Gelegenheit bot, in ein Land zu reisen, von dessen Sprache er kaum ein Wort verstand, in dessen Volksseele und Einrichtungen er während seiner Reise selbst beim besten Willen nicht einzubringen vermochte, ein Land, das wie ein Kaleidoskop zu sehen sein würde, eine bunte Bilderreihe, die alles mögliche andere aufzuweisen haben würde, nur nicht Menschen, Menschen, Menschen, die begriffen und verstanden werden wollten, bloß Figuren, rein künstlerisch wirkende Figuren, in ihrer lokalen Szenerie. Ich fühlte mich ganz erquickt, wieder zum Menschen geworden durch das energische Gefühl der echten Kunstbarbarenhastigkeit, die mich durchströmte. Eine Nation, eine Kultur, ein Stückchen Erdball als Schauspiel für mein bißchen Künstlergehirn! Der Gedanke war lächerlich und erhaben zugleich, ungemein ästhetisch ansprechend.“ Künstlerisch-ästhetische Eindrücke sind es denn auch, die Larsen in Spanien und Portugal auf sich wirken läßt, sei es ein Stiergefecht, sei es die berauschende Pracht spanischer und portugiesischer Natur oder Architektur. Es sind Reiseschilderungen, entstanden bei der Begegnung einer starken Persönlichkeit mit einer gewaltigen Natur, Schilderungen, auf die Wort für Wort das paßt, was Larsen selbst von seinen Schriften sagt: „Jedes einzelne Buch, das ich geschrieben habe, birgt einen Reim, einen Reim von mir und dem mich umgebenden lebendigen Leben.“ Daher auch der Titel: „Poetische Reisen“.

Über Björnstjerne Björnsons Roman „Mary“, den der Dichter fünfzehn Jahre nach seinem letzten Roman, zwölf Jahre nach seiner letzten Novelle veröffentlicht hat und der nunmehr in der einzig berechtigten Übersetzung von Cläre Greverus-Mjølven (erschienen bei Albert Langen, München 1907) vorliegt, kann ich mich kurz fassen. Er steht meines Erachtens durchaus nicht auf der Höhe der früheren Schöpfungen Björnsons. Vor allem ist die Hauptfigur total verzeichnet. Ein Mädchen, so jungfräulich herb und unnahbar, wie Mary geschildert ist, sucht den Verlobten nicht nächstlicherweile in seinem Zimmer auf, nur „um ihn nicht länger warten zu lassen“, zumal sie ihn nicht liebt und sich von seiner Brutalität eher innerlich abgestoßen fühlt. Und gefest auch dies, so entspricht Mary in ihrem ferneren Verhalten sehr wenig der Vorstellung, die man sich von einer Frau machen muß, die sich, wie sie es selbst einmal ausdrückt, „aus freier Souveränität geschenkt hat“. Eine solche würde die Folgen ihrer Handlungsweise stolz und mutig auf sich nehmen und nicht wie Mary aus Furcht vor der „Schande“ freiwillig den Tod suchen. Ich leugne nicht, daß sich in dem Roman auch Stellen finden, in denen sich die Gestaltungskraft des greisen Dichters auf das glänzendste bewährt und über die man es vollständig vergißt, daß man das Werk eines Vierundsiebzigjährigen vor sich hat. So ist z. B. der Schluß mit der Darstellung des Herumirrens Marys in dunkler Nacht und ihrer Rettung durch denselben Franz Kay, dessen Werbung sie früher abgewiesen hatte, so packend, daß er zu dem Großartigsten gehört, was je geschrieben worden ist. Aber er kann den Roman nicht als Ganzes retten, wenn die Voraussetzungen, auf denen sich die ganze Handlung aufbaut, innerlich unwahr sind.

Der Band von Alexander Lange Kielland: Menschen und Tiere und andere Studien und Skizzen, übersetzt von Dr. Friedr. Leskien und Marie Leskien-Lie (Leipzig, Verlag von Georg Meiseburger 1906) erscheint hier zum ersten Male in deutscher Übersetzung. (Es sei hier darauf hingewiesen, daß die von demselben Verlage veranstaltete Gesamt-

ausgabe der Werke Alexander L. Kiellands nunmehr vollendet vorliegt [in Raffette 30 Mk., einzeln verkauft 35 Mk.] Die ersten vier Bände enthalten die belletristischen Werke; Bd. 1: Schiffer Worsø, Garman und Worsø; Bd. 2: Sämtliche Novellen; Bd. 3: Abraham Lövdahl. a. Gift, b. Fortuna, c. St. Hans; Bd. 4: Arbeiter. a. Arbeiter, b. Jakob; Bd. 5: Rings um Napoleon; Bd. 6: Menschen und Tiere. Bei der vorzüglichen Ausstattung, dem künstlerisch fein empfundenen Buchschmuck, zu dem durchgängig nordische Motive verwandt worden sind, und dem prächtigen Einbände eignet sich die Ausgabe in hervorragendem Maße für den Weihnachtstisch.) Der große Sittenschilderer, dessen Blick die geheimsten Regungen der Menschenseele entschleierte, besaß auch ein warmes Herz und ein scharfes Auge für die Tiere, namentlich für die in Freiheit lebenden. Den Hund kann er — bezeichnend genug für den freien, unabhängigen Norweger — nicht leiden; „alle Tugenden desselben beruhen auf seiner unverwundlichen Fähigkeit, sich zu unterwerfen. . . . Man hat ihm einen einzigen Begriff eingepprägelt, und der besteht in dem rücksichtslosesten Behaupten des Eigentumsrechtes. Ja, sein Geschmack und seine Lebensanschauung sind so menschlich geworden, daß er Bettlern und allem, was nach Armut riecht, unaufgefordert an die Waden fährt.“ Aber den Tieren in Wald und Flur gilt Kiellands volle Liebe; mit der ganzen Wärme seines Temperaments kämpft er gegen die „Jagdlust und Nesträuberei“ an; er versenkt sich mit dem liebevollsten Verständnis in alle Regungen der Tierpsychik und wendet sich leidenschaftlich gegen die Neigung des Menschen, die geistigen Fähigkeiten der Tiere möglichst gering einzuschätzen. — Von dem sonstigen Inhalt des Bandes sind zu erwähnen ansprechende Reisebilder, Naturschilderungen von der Insel Söderen, kleine Novellen und namentlich die „Sechs Briefe vom Lotsenkapitän Seehus“ einer Gestalt, die viel Ähnlichkeit mit unserem „Onkel Bräsig“ zeigt.

Jens Jettliß Kielland, der Sohn von Alexander Lange, hat mit seinem Erstlingsroman „Zwei Brüder“ (Übersetzt von Dr. Friedrich Leskien und Marie Leskien-Lie, Leipzig, Verlag von Georg Meiseburger 1907) einen schönen Beweis seines starken Erzählertalents gegeben, der um so höher anzuschlagen ist, als er sich völlig von der Eigenart seines Vaters fernhält. Es findet sich bei ihm keine Spur der scharfen Gesellschaftsatire, in der jener Meister ist, sondern sein Roman bietet nur eine rein gegenständliche, sehr sympathisch anmutende Darstellung aus dem Leben der norwegischen Fischer- und Schifferbevölkerung. Wir verfolgen die Entwicklung der beiden Knaben des Lotsen Rasmus, Tollus und Martin, von ihrem neunten bzw. achten Jahr an, wie die beiden unzertrennlich voneinander waren, bis die Liebe zu einem und demselben Mädchen dazwischenkam — einer Waise, die der Lotse in sein Haus aufgenommen hatte. Aber so drohend sich auch der Konflikt zuzuspitzen scheint, es wendet sich doch noch alles zum guten. Die Handlung des Romans ist von Anfang bis zu Ende lebendig und spannend durchgeführt; die Charaktere sind lebenswahr und lebenswarm gezeichnet und heben sich scharf voneinander ab, die zahlreichen Naturschilderungen, die der jeweiligen Situation auf das harmonischste angepaßt sind, gewähren ein anschauliches Bild des Schauplatzes, auf dem sich der Roman abspielt.

Paul Seliger



Büchernarren

Ich bin ‚Bücherfreund‘, das wird man gern sagen; ich bin Büchernarr, das wird man nie eingestehen wollen. Selbst der Büchernarr will immer ‚nur‘ Bücherfreund sein. Ich — es ist Hanns Martin von Brunn in den „Zeitfragen“ — sage ‚nur‘, weil die Büchernarrheit die Steigerung von Bücherfreundschaft bezüglich des Sammelns ist. Andererseits ist diese wieder die Steigerung von jener, weil die Bücherfreundschaft ein Zeichen von Kultur, die Büchernarrheit aber von Emporkömmlingstum ist. Der Bücherfreund sammelt nicht im eigentlichen Sinne, sondern er genießt. Der Inhalt eines Wertes ist ihm das Entscheidende, er wird nicht so sehr auf die Seltenheit, die äußere Schönheit des Bandes achten, als vielmehr auf das vollkommene Innere. Er wird nicht Worte und Buchstaben der Bibel zählen, er wird nicht ganz gleichgültige Privatdrucke sammeln, nur weil sie Privatdrucke sind; er wird Bücher ohne sinnentstellende Druckfehler, ohne Verstümmelungen vorziehen. Deshalb wird er auch nie unvernünftige Preise bezahlen und nicht ein Vermögen für ein Buch hingeben. Er wird entweder ein Gelehrter sein oder einer werden: durch seine Liebhaberei wird er, weil er den Inhalt liebt, zugleich zur Vertiefung und Verinnerlichung angeregt. Darin liegt der Bildungswert der Bücherfreundschaft. Er wird nicht alles sammeln wie der Büchernarr, sondern ein Lieblingsgebiet; und auch dies nicht wie jener, sondern immer nach dem innern Wert, nach dem wertvollen Ganzen. Literaturforschung, Antiquarwissenschaft und Bibliothekskunde — neben der alles umfassenden Kulturgeschichte — wird er als seine Wissenschaft anerkennen, und wenn sie ihm nicht Lebensarbeit sein wird, so doch ein ‚edler Sport‘, wie Ullanne sagt.

Ganz anders ist das bei dem Büchernarren der Fall. Dieser steht seinen Büchern gleichsam kalt gegenüber. Er beurteilt den Wert nicht nach dem Inhalt eines Wertes, sondern nach dem Preise auf dem Büchermarkt. Ja, viele seiner Bücher wird er nicht einmal lesen, während das dem Bücherfreunde die erste Aufgabe ist, manchmal kann er sie gar nicht lesen, weil Verstümmelungen, Druckfehler u. a. m. das betreffende Buch ungenießbar machen. Dennoch aber wird er Tausende hingeben, um einen Band zu erhalten, der vielleicht sonst nur noch zwei- oder dreimal vorhanden ist. Um dies zu erlangen, wird er auf Versteigerungen den Preis in die Höhe treiben, so daß es dem Bücherfreunde meistens unmöglich wird, das Buch zu erwerben. Dadurch wird er geradezu zum Feinde des Bücherfreundes. Nur ein Büchernarr wird ein Verbrecher werden können, wie ein Dr. Pichler, der 1861 verurteilt wurde, weil er die kaiserliche Bücherei in St. Petersburg fortgesetzt bestohlen hatte u. a. m.“ . . .

„Ein häßliches Zeichen innerhalb der Büchernarrerei ist wiederum die Bier nach dem Besitz wertvoller Bücher, die die amerikanischen Dollarmilliardäre veranlaßt, auf alle Versteigerungen Bevollmächtigte zu senden, um dort um jeden Preis den Gegenstand ihrer Bier zu erlangen. Die sind auch zum größten Teile daran schuld, daß man heutzutage die Preise für Seltenheiten ins Ungeheure wachsen läßt. Sehen wir uns nur einmal die Berichte der Märkte daraufhin an, wir könnten zornig werden, was alles hinausgeschleppt wird, denn es ist sozusagen ein Schleppen, da wir uns nur durch solche Unmassen Geldes bewegen lassen, unsere Güter herzugeben. Und wie zu Luthers Zeiten

wünschte man, daß manche Werke mit Ketten angegeschlossen seien. Zum Beispiel hat man kürzlich für das Psalterium von Mainz vom Jahre 1457 125 000 Franken bezahlt, während es vor 90 Jahren mit 3350 Franken auf den Büchermarkt kam. Für Gutenbergs Bibel von 1459 (die einzige zweite Ausgabe) erlegte man 75 000 Franken, während die erste Ausgabe unerschwinglich und unschätzbar ist. Das sind doch Narreteien! . . .“

In Deutschland ist es noch nicht so schlimm; immerhin hat diese Art von „Bücherliebhaberei“ in den letzten Jahren sehr zugenommen.

„Neben unsern Klassikern pflegt man hauptsächlich die Romantiker. Man bezahlt jetzt schon mindestens 500 Mark für die Erstausgabe der ‚Räuber‘, während früher zu deren Erwerbung 45 Mark genügten. Der ‚Werther‘ kostet 80—100 Mark, oder ‚Götz‘ 150 Mark. Daß Goethes Werke nicht so hoch im Preise stehen, liegt daran, daß er immer hohe Auflagen drucken ließ. Sie sind daher häufiger zu finden. Ganz anders bei Schiller: seine ‚Verschwörung des Fiesco‘, seine ‚Kabale und Liebe‘, sein ‚Don Karlos‘ usw. steigen fortwährend im Preise. Ebenso, wie schon gesagt, die Werke der Romantiker: Brentanos ‚Godwi oder das steinerne Bild der Mutter‘ wurde schon mit 300 Mark bezahlt, Tiecks ‚Franz Sternbalds Wanderungen‘ erzielten schon 130 Mark, sein ‚William Lovell‘ zwanzig Mark mehr. Auch Arnims Werke sind sehr begehrt. (Die, übrigens sehr schlechte, Gesamtausgabe wurde unlängst bei einer Berliner Versteigerung mit 750 Mark bezahlt; ich konnte sie 1893 noch für 65 Mark erwerben. Von Brentanos ‚Gesammelten Werken‘ in 9 Bänden waren vor 15 Jahren noch beträchtliche Bestände beim Verleger; jetzt werden sie dreifach überzahlt. St.). Heinrich von Kleist steht — o Ironie des Schicksals! — aber vorne an. Seine mit Adam Müller 1808 nur in 12 Stücken herausgegebene Zeitung ‚Phoebus‘ wurde im November 1904 mit 2000 Mark bezahlt. Seine ‚Berliner Abendblätter‘ (1811) sind schon unschätzbar, da nur ein vollständiges Exemplar bekannt ist. E. S. A. Hoffmann, Mörike, Gottfried Keller sind mit ihren Werken auch schon hübsch hoch gestiegen. Der erste ‚grüne Heinrich‘ bringt schon 200 Mark und mehr. Ein besonders wertvoller Versteigerungsgegenstand sind auch die Märchenbücher von Grimm, Bechstein, Musaeus in Erstausgaben, die schon 300 Mark erreichen.“ . . . Die schlimmste, jedenfalls verhängnisvollste Büchernarrheit hat der Verfasser noch nicht genannt. Das ist die Veranftaltung von Privatdrucken von geradezu pornographischen Werken. In den letzten Jahren sind an hundert Bücher auf dem Subscriptionswege verbreitet worden, von denen nur wenige künstlerische, wenige auch kulturgeschichtliche Teilnahme erregen. Für diese Bücher beträgt der Durchschnittspreis 20 Mark. Die Spekulanten machen also gute Geschäfte, und es scheint unmöglich, ihnen das Handwerk zu legen — „Privatdrucke“ sind schwer angreifbar. Außerdem finden sich immer „Sachverständige“, die von Vergewaltigung der Kunst oder der Wissenschaft reden. Obwohl die Leute, die diese Gebiete vertreten, sicher imstande sind, französische Werke im Original zu lesen, und keine Übersetzungen brauchen.



Neue Bücher

Rheinische Hausbücherei. Herausgegeben von Professor Dr. Erich Liefegang. (Wiesbaden, Emil Behrend, Verlag.)

Diese Bücherei, die aus der lieblichen Taunusstadt in die Welt geschickt wird, verdient dieselbe warme Empfehlung, wie sie den „Wiesbadener Volksbüchern“ oft zuteil geworden ist. Während die letzteren vor allem danach streben, aus dem zeitgenössischen literarischen Schaffen breiteren Volksschichten besonders wertvolle Stücke zugänglich zu machen, hat die „Rheinische Hausbücherei“ das große Lesebedürfnis des Volkes im Auge und will diesem dadurch entgegenkommen, daß es längst erprobte gute Werke zu billigen Preisen in schöner Ausstattung aufs neue verbreitet. Denn es ist ja gerade das Schicksal der erzählenden Literatur, daß sie in dem ungeheuren papiernen Meere verhältnismäßig schnell von den nachfolgenden Wogen neuer Unterhaltungslektüre verschlungen wird. Da geht dann sehr viel Gutes unter, und die Bemühungen der Literaturgeschichte, es lebendig zu erhalten, versagen fast immer, weil die Unterstützung durch das lebendige Angebot der Werke selber fehlt. In der Hinsicht kommt diese Volksbücherei wirklich einem Bedürfnis entgegen. Die schön ausgestatteten Bände kosten in der Stärke von durchschnittlich 10 Bogen 50, bzw. gebunden 75 Pfg. Die Auswahl ist sehr sorgfältig. Die Ausgabe wird durch wertvolle Einführungen in die Art des Schriftstellers und sein Werk noch verdienstlicher. Bisher liegen 16 Bände vor. Hoherfreulich ist, daß man dabei das Beste des einst so beliebten rheinischen Erzählers W. D. von Horn aufgenommen hat. Auch der treffliche Schweizer Jakob Frey ist mit einer schönen, drei Bände umfassenden Auswahl seiner kernfesten und empfindungsstarken Erzählungen vertreten. Auch von Hermann Kurz ist reichlich aufgenommen. Der Neudruck von Bernhard Scholz' „Jericho-Rose“ ist schon durch die kernhafte Persönlichkeit ihres Verfassers gerechtfertigt. Von Neuere sind bisher der Westerwälder Fritz Philippi und der Schweizer Ernst Zahn zu Wort gekommen. So einigt sich Altes und Neues in sorgfältiger Auswahl, so daß man dem ganzen Unternehmen von Herzen wünschen kann, es möge das werden, was es im Titel zu sein verspricht: eine Hausbücherei, d. h. wirklich Eingang finden in unsere deutschen Häuser.

Die unsterbliche Riste. Die 333 besten Wize der Weltliteratur. Befür- und bevormortet von Alexander Moszkowski. (Verlag der Lustigen Blätter. Dr. Eysler & Co. Mt. 1.50)

Derartige Bücher sollten häufiger zur Besprechung kommen! Das würde die sonst so mühselige Arbeit wesentlich befördern. Oder vielleicht auch nicht; denn viel gearbeitet habe ich an dem Tage, an dem ich das schmucke Bändchen in die Hand bekam, nicht. Wenn aber Lachen eine gute Arznei ist, so erhält man hier eine ganze Apotheke. Unsterblich ist solch eine Riste nach zwei Richtungen hin: hinsichtlich des Alters der darin vorkommenden Wize und ihres Nichtveraltens. Im übrigen hätte ich nichts dagegen gehabt, wenn die Riste noch etwas größer gewesen wäre.





Kräfte und Grenzen der Karikatur

Von

Dr. Karl Storck

Man könnte die Karikatur als eine Notwehr des Künstlers bezeichnen; Notwehr gegen die Welt, Notwehr gegen sich selbst, das heißt gegen die Kunst in ihm.

Des bildenden Künstlers Lebensaufgabe ist Schönheitsgestaltung der Welt. Er sucht das Schöne in der sinnlichen Welt zu gestalten, oder er zeigt durch seine Kunst, daß alles, was Leben ist in der Welt, schön ist. Endlich aber projiziert er sein Innenleben durch seine Gestaltungskraft in dem Bereich der sinnlichen Wahrnehmung. Und auch hier ist sein Bestreben, selbst wenn er Schreckhaftes, Fürchterliches zu gestalten hat, einen vollkommenen Ausdruck dessen zu schaffen, was er innerlich erschaut. Und diese Vollkommenheit ist Schönheit. Auch Dantes Höllenschilderungen sind schön, so abstoßend die geschauten Bilder an sich sein mögen.

Karikatur aber ist bewußtes Vermeiden des Schönen. Am einfachsten stellt sich Karikatur deshalb dort ein, wo der Künstler seinem Haß, seiner Verachtung Ausdruck leiht. Da er als ganzer Mensch in der Welt steht, da andererseits die Künstlerschaft sein ganzes Menschentum durchtränkt, zwingt ihn seine Natur, der ganzen Welt gegenüber Stellung zu nehmen, alle Erscheinungen dieser Welt in sich aufzunehmen. Gegenüber jenen, die sich dem Schönheitstriebe seiner Kunst nicht fügen können, die dieser wohl gar feindlich entgentreten, braucht er andere Ausdrucksmittel. Es hat bildende Künstler gegeben, die zur Feder griffen. Es gab und gibt ihrer Tausende, die, wie ja überhaupt die meisten Menschen, durch Reden und Schimpfen, oder wie es immer geschehe, diese Erscheinungen abschütteln, um für ihr Schaffen freie Bahn zu bekommen. Nicht umsonst ist die Reihe jener Künstler so lang, die um ihres Sarkasmus, ihrer Grobheit willen berühmt sind.

Ich glaube, man wird nicht viele dieser Künstler unter den eigentlichen Karikaturisten finden. Wenn es aber eine solche Künstlernatur zwingt, mit den ihr in besonderem Maße verliehenen Gaben künstlerisch Stellung

zu den unangenehmen Erscheinungen der Welt zu nehmen, so entsteht die Karikatur. In dieser Karikatur ist er Bekämpfer oder doch wenigstens Verspottter. Er verspottet die Schäden der Gesellschaft, der Moral, der vorhandenen sozialen Einrichtungen; er verspottet unter Umständen auch das, was ihm in der Kunst als schädlich erscheint. Er deckt Schwächen auf. Das ist jene Art der Karikatur, die der Satire verwandt ist. Sie ist die Notwehr des Künstlers gegenüber der Welt, die ihm die reiche Entfaltung seiner Kunst durch ihren Gesamtcharakter erschwert oder unmöglich macht.

Es gibt aber auch eine Karikatur, die Notwehr ist des Künstlers gegen sich selbst, gegen sein Unvermögen in seiner Kunst. Wenn man an den Fall Kladderadatsch und Bismarck denkt, so hat man das Beispiel, daß auf einer Linie der Entwicklung die gleiche Karikatur aus der Notwehr gegen einen als Schaden erkannten Mann zur Notwehr gegen die Unmöglichkeit, diesen Mann in seiner überragenden Größe darzustellen, wird.

Aus dem Bestreben, die überragende Größe eines Mannes gegenüber seiner Umwelt durch die Mittel der bildenden Kunst zur Anschauung zu bringen, muß Karikatur entstehen. Denn diese Größe äußert sich nicht im Körperlichen. Sie wird oft genug entgegen einer dieser Größe feindlichen Körperlichkeit als seelische, sittliche und geistige Größe vorhanden sein. Wenn man die Männerbildnisse Lenbachs verfolgt, so kann man deutlich erkennen, wie das Bestreben, die geistige oder seelische Bedeutung eines Mannes mit den Mitteln der bildenden Kunst auszudrücken, zur Karikatur werden kann. Der bildende Künstler kann hier in zahlreichen Fällen sich nur dadurch helfen, daß er jene Einzelheiten der Gesamterscheinungen, aus denen wir zuerst die Anzeichen geistiger und seelischer Größe herauszulesen vermögen, dadurch noch stärker hervorhebt, daß er alles andere für diese Größe Bedeutungslose unterdrückt oder vernachlässigt. In jedem Falle bedeutet das eine Zerstörung der Harmonie der Gesamterscheinung, wie diese wenigstens in körperlich-sinnlicher Hinsicht vor uns hintritt.

Zweifelloß kann die bildende Kunst seelisches Leben in und durch Körperformen ausdrücken. Aber dann muß der Künstler in der Gestaltung dieser Körperformen frei sein; er muß jene höchste Übereinstimmung zwischen Seele und Körpererscheinung, die das Ideal bildet, gestalten. Es hat Fälle gegeben, bei denen etwas Derartiges wirklich vorhanden war; man denke an Goethe; oder an Liszt, dessen gleichzeitig dionysisches und apollinisches Klavierspiel in seinem bei aller dantestken Monumentalität doch so nervös zitternden Gesicht ausgedrückt erscheint.

Aber wie selten sind diese Fälle gegenüber jenen anderen, wo zwischen Inhalt und Gesamterscheinung ein Widerspruch oder wenigstens keine Übereinstimmung liegt.

Kann so in der höchsten künstlerischen Charakteristik eines Menschen eine Stelle erreicht werden, bei der in der körperlichen Wieder-

gabe auf Harmonie verzichtet werden muß, so kann der Künstler sich mit ausgesprochener Absicht über alle Harmonie hinwegsetzen, um nun durch eine übertreibende Betonung von Einzelheiten einen Ausdruck zu schaffen, der durch seine außerhalb der Wirklichkeit liegende Körperlichkeit das Übermenschliche, Ueberragende einer geistigen oder seelischen Tätigkeit charakterisiert. Die ungeheure geistige Kraft und Energie Bismarcks ist durch den erwähnten Karikaturkopf des Kladderadatsch in seiner äußerlichen Gewalt viel schlagender gekennzeichnet, als es schier allen Bemühungen reiner Charakterisierungskunst gelungen ist. Das unbegreifliche technische Können eines Liszt wird durch eine ins Lächerliche vergrößerte Hand oder durch eine aller Wirklichkeit Hohn sprechende Gefügigkeit des Instruments, das eine weiche Masse zu sein scheint, die jedem Drucke des Künstlers nachgibt, dem Betrachter dieser Zeichnung zur Anschauung gebracht. Der Beschauer wird durch diese Art der Darstellung an das erinnert, was ihm selber unbegreiflich erscheint, und das Lachen Auslösende beruht dann darin, daß wir den Gegensatz empfinden, der zwischen der begrenzten Erscheinung eines Menschen und seinem ungeheuren Tun oder Können liegt. Das ist Erhöhung unserer Bewunderung für diesen Menschen, und diese Karikatur ist auch beim Künstler nicht erwachsen aus Haß, sondern aus *Bewunderung*.

Zwischen diesen beiden Endpolen gibt es eine Fülle von Zwischenstationen. Um bei der Künstlerschaft zu bleiben, so beruht das letzte Geheimnis einer besonders auffälligen Wirkung eines Künstlers oft genug in einer, die wirklich künstlerische Harmonie zerstörenden Einseitigkeit. Man könnte zum Beispiel einen richtigen Klavierfingerkünstler, der durch seine ungeheure Technik die Massen hinreißt, sehr gut dadurch charakterisieren und damit karikieren, daß man ihm vielleicht Hände mit je zehn Fingern gäbe, auf den polypenhaft gewandten Leib aber ein ganz kleines Köpfchen setzte, um anzudeuten, daß dieser Kunst eine eigentliche Geistigkeit fehle. Ich kenne auf der anderen Seite eine französische Karikatur von Richard Strauß, bei der das ganze Gesicht verschwindet gegenüber der ungeheuren Schädelbildung, wodurch der Künstler mir nicht übel seine Meinung ausgedrückt zu haben scheint, daß Richard Strauß' Schaffen im wesentlichen Kopfarbeit, Verstandesarbeit sei.

Auf diese Weise vermag Karikatur, indem sie die besonderen Stärken hervorhebt, gleichzeitig die Schwächen der betreffenden Gesamterscheinungen anzudeuten. Von hier bis zu der vor allen Dingen in Künstlerkreisen beliebten launigen Verspottung irgend einer Schwäche in einem im übrigen hochgeschätzten Gesamtorganismus — wo wir also mehr von reinem, lachendem Humor zu sprechen haben, der frei ist von aller Bitterkeit, frei von aller Abwehr, — fehlt dann kaum eine Zwischenstufe in der langen Leiter von Möglichkeiten.

Alle diese Karikatur ist Ausdruck künstlerischer Kraft.

Es gibt aber auch einen ungeheuren Bereich von Karikatur, der Aus-

druck ist künstlerischer Unzulänglichkeit. Ich meine nicht jene Art von Kunst, die wir als unfreiwillige Karikatur bezeichnen, sondern bleibe bei dem Gebiete, in dem die Karikatur Absicht des Künstlers ist. Es gibt viele Künstler auf allen Gebieten — am häufigsten trifft man es wohl bei der Musik, danach aber bei der bildenden Kunst —, die im Kritiker immer einen gescheiterten Künstler sehen. Bei der Musik tritt das wohl deshalb so oft ein, weil eigentlich niemand zum Musikkritiker werden kann, ohne selber die Fähigkeit des Musikkpielens zu besitzen. In der Musik tritt eben deutlich hervor, daß alle Kunstempfänglichkeit die Fähigkeit zur Kunstreproduktion bedingt. Da werden dann die sonst so klaren Unterschiede verwischt, und während man vom Kritiker der bildenden Kunst niemals verlangt, daß er zeichnen, malen oder bildhauern könne, hier also lediglich die Fähigkeit, Kunst zu erleben, voraussetzt, verwischen sich auf dem Gebiete der Musik, die ja überhaupt nur durch Gespieltwerden ins Leben tritt, die klaren Unterschiede.

Aber in jener falschen Einstellung der Künstler gegen die Kritik offenbart sich eine Anschauung, die für zahlreiche Erscheinungen in der Kunstbetätigung selber die Erklärung abgibt. So für einen großen Teil der Karikatur.

Vorbedingung für das Schaffen auf dem Gebiete der bildenden Kunst ist eine besondere Empfänglichkeit für die Erscheinungen der Welt. Der Künstler muß in besonderem Maße sehen können. Er muß die Fähigkeit besitzen, die Erscheinungen der Welt bildhaft zu sehen. Um nun wirklich produktiver Künstler zu werden, muß er darüber hinaus die Fähigkeit besitzen, das scharf Ersehene im Bilde zu gestalten. Er wird hier Schöpfer; er schafft ein Neues, trotzdem es in der Natur ist. Dürer drückte sich dahin aus, daß er sagte: „Alle Kunst ist in der Natur; wer sie daraus mag reißen, der hat sie.“ Es ist ein Kampf, der dazu nötig ist, wie alles Schöpfen ein Erzeugnis der Kraft ist, Krafthingabe verlangt und Unterjochung, Sich-gefügig-machen eines andern.

Es kann nun sehr leicht der Fall eintreten, daß diese scharfe Sehkraft vorhanden ist, nicht aber jene Fähigkeit der Neugestaltung. Man vermag die Kunst eben nicht aus der Natur herauszureißen. In diesen Fällen hat das Geistige, Verstandesmäßige das Übergewicht über die seelische Kraft.

Die technischen Ausdrucksmittel einer Kunst zu erwerben, ist letzterdings Handwerk. Tausende von denen, die wir Künstler nennen, bleiben nur Handwerker, sind nicht Schöpfer, sondern Nachbilder irgend eines vor ihnen Stehenden, liege das in der Natur oder sei es bereits einmal künstlerisch gestaltet. Diese Art Künstler können aus Handwerkern auch Großindustrielle werden: Kämpfer werden sie nie, weil sie das Vorhandensein der Kampfnotwendigkeit nicht fühlen, sofern nur ihr technisches Geschick ausreicht. Diese Gattung scheidet hier aus; wir haben es nur mit den Selbstnaturen zu tun. Auch dieser persönliche Gehalt reicht nicht in allen Fällen für Künstlerschaft aus. Wo bei der Veranlagung zur bildenden

Kunst der Schwerpunkt im Geistigen liegt, die Fähigkeit zu seelischer Schöpfung aber fehlt, da wird sich die selbständige Tätigkeit des betreffenden Menschen in einer geistigen Weise ausdrücken müssen. Eine derartige Einstellung wird in tausend Fällen zum Kunstgewerbe führen, in zahlreichen anderen zur Karikatur. Diese Art von Karikatur ist von vornherein ein geistiges Ansehen der Natur. Man sieht nicht die Erscheinung wie sie ist, sondern erkennt das, was in dieser Erscheinung von jenem Idealbilde abweicht, zu dem der eigentlich schöpferische Künstler die Natur erhöht. Es kann eine Schönheitskunst nicht von jenem Künstler geschaffen werden, der vermöge seiner Geistigkeit vor allem das Unzulängliche jeder Erscheinung sieht.

Ich rede hiermit keinem verblasenen Ideal das Wort; aber alle Kunst ist nur so entstanden, daß in Erscheinungen der Natur das Ewige, das Starke, Große, das Schöne gesehen wurde. Und die künstlerische Tätigkeit besteht in dieser Auswahl — sie braucht nicht bewußt zu sein — des eigentlich Lebensfähigen aus einer in vielen Einzelheiten gleichgültigen Erscheinung. Ob man da von Ideal spricht oder nach Zolaschem Rezept einfach sagt, daß die Natur hier durch ein Temperament gesehen werde, bleibt sich vollständig gleichgültig. Die Wesenheit des künstlerischen Temperaments beruht eben in dieser Ansehung der Natur. Alles Schaffen heißt schöpfen, also Werte gestalten oder wenigstens Werte bejahen, nicht vernichten.

Es kann sich nun aber schärfste Sehkraft der Natur bei einem Menschen finden, dem die Fähigkeit des Schöpfens abgeht. Er sieht durch ein Temperament, das jene Eigenschaften auch sieht, die nicht schöpfen, sondern vernichten, die Schwäche sind, nicht Kraft. Sieht er vor allem die Schwächen, sei es aus überscharfer Geistigkeit, sei es aus einer der Liebe baren Einstellung zur Welt, so betont er diese Schwächen und wir erhalten die Karikatur.

Es kann diese Karikatur neben völlig ausreichendem technischen Können von hoher Geistesstärke zeugen. Entstehen wird sie nur dann und nur dort, wo es an der seelischen Kraft fehlt, das Gesehene wirklich neu schöpferisch zu gestalten. Es ist kein Zufall, daß die Franzosen eine große Zahl dieser Karikaturisten aufweisen. Denn ihre Einstellung in der bildenden Kunst, die so fast ganz nur künstlerische Gestaltung des sinnlich Erschauten in der Welt ist, trägt einen starken Teil dieser Geistigkeit von vornherein in sich. Eine gewiß ungeheure Sehkraft wie Honoré Daumier, dem es auch nach keiner Richtung hin an jenem Können gebrach, hat kaum ein Werk geschaffen, das nicht irgendwo einen Zug der Karikatur in sich trägt, auch dort, wo er das nicht wollte. Es zeugt von der geistigen Schärfe dieses Mannes, daß er seine leidenschaftliche Kunstteilnahme in Karikatur ausleben konnte. Ich weiß, daß man neuerdings Daumier immer mehr als großen Maler zu feiern strebt und den Karikaturisten dahinter zurücktreten lassen möchte. Es kann das aber nur aus der einseitigen Schätzung seiner Malweise geschehen, die ihn unter die frühesten Impressionisten stellt.

Aber seine künstlerische Natur ist durchaus nicht impressionistisch, sondern erstrebt überall zulezt ein Geistiges, wird überall Symbol. Er ist ein gewaltiger Charakterisierungskünstler; sucht für eine geistige Erkenntnis die körperliche Gestalt. Seine Natur ist aber so, daß er vorwiegend das Negative, Zerstörende, Unterwertige, Unschöne sieht, und indem er dieses gestaltet, wird auch aus der positiven Charakteristik Karikatur. Der Fall liegt ähnlich bei Felicien Rops.

Im übrigen ist es ein bereedtes Zeichen für die hohe Kultur der Franzosen, daß so viele ihrer Künstler — in scharfer Erkenntnis ihrer Begrenzung — mit der Karikatur sich begnügen. Nur auf diese Weise ist es gekommen, daß die französische Karikatur fast immer, soweit es sich um künstlerisches Gebiet handelt, Helferin, Vorläuferin der vorwärtstrebenden Kunstentwicklung war. Gerade Honoré Daumier hat den Kampf gegen rückständige Kunst, gegen Handwerkskunst, gegen alle verlogene Mache in einer Weise geführt, die ihm in der Geschichte der Kunst ein herrliches Denkmal erhalten hat. Wir haben in der deutschen Karikatur kein Seitenstück zu dieser Erscheinung; und auch das scheint mir bezeichnend, es liegt im tiefsten Wesen deutscher Kunst begründet.

Wenn es das Eigentümlichste dieser deutschen Kunst ist, seelisches Leben auszudrücken, innerlich Erschautes in sinnlich faßbaren Formen mitzutellen, so wird hier eine in hohem Sinne künstlerische Karikatur nur dort entstehen können, wo ein seelischer Inhalt die karikierende Mitteilungsforn erheischt. Das kann aber eigentlich hier nur der Fall sein als Ausdruck des Hasses gegen irgendwelche Erscheinungen der Welt. Senes für Frankreich so außerordentlich fruchtbar gewordene Verhältnis der Unzulänglichkeit, wie wir es zulezt darstellten, kann unter deutschen Verhältnissen dagegen nicht leicht nach dieser Richtung hin führen. Da diese Unzulänglichkeit deutschem Wesen entsprechend mehr in dem Unvermögen seelischer Erfassung liegt, ist auch nicht daran zu denken, daß der Künstler selber diese seine Unzulänglichkeit fühlt. Vielmehr wird er sich dann mit den Surrogaten großer Kunst begnügen; daher bei uns die bloße Anekdote an Stelle der tieferfaßten Historie; die Ansicht an Stelle der Naturstimmung; die Allegorie an Stelle tiefschürfender Symbolik; das äußerliche Genre an Stelle der Charakterstudie usw. einen so breiten Raum einnehmen.

Auf der anderen Seite wird eine solche Stimmung, die unter Umständen zur Karikatur führen könnte, sich beim Deutschen eher in Humor auslösen oder in phantastische Grotteske. Es ist doch sehr lehrreich, daß das so witzige und an Karikaturisten überreiche Frankreich niemals eine Zeitschrift in der Art der „Fliegenden Blätter“ besessen hat. Man kann zum Beispiel die bekannten Gestalten Harburgers aus diesen „Fliegenden Blättern“ nicht eigentlich als Karikaturen bezeichnen, noch weniger die ganze Arbeit eines Oberländer. Andererseits ist Böcklin in vielen seiner Gestaltungen voll der barocksten Laune, und es ist kein Zufall, daß wir diesem Künstler als Plastiker in den „Baseler Masken“ einige der großartigsten Karikaturen

verdanken, zu denen es die Bildhauerei überhaupt gebracht hat. Dagegen ist unser ganzes Leben in formaler Hinsicht viel zu wenig kultiviert, als daß sich hier der scharfe Blick für die Unzulänglichkeit der Erscheinung so leicht einstellen sollte.

So ist denn gerade für das Thema „Karikatur und Kunst“ die deutsche Karikatur wenig ergiebig oder doch wenig erfreulich. Die deutsche Karikatur hat hier eigentlich immer gegen die Kunst in Front gestanden. Sie ging hervor aus einem Nichtbegreifen des neuen Geistigen und Seelischen, das nach Aussprache rang. Sie richtete sich gegen die Künstler von neuartiger Phantasie und versuchte ihre unerhörten Gestaltungen dadurch zu karikieren, daß sie diese in den Bereich des Alltäglichen herunterzog. So hat unsere Karikatur der Kunst fast niemals als Kämpfer an Seite der großen Künstler gestanden, sondern auf der Seite des Publikums oder der rückständigen Kunst gegen jene Neuerer.

Der Karikaturist ist bei uns in dieser Hinsicht allzu oft nichts anderes als ein witziger Philister, der zeichnen kann. Die erfreulichen Seiten der deutschen Karikatur, soweit es das Gebiet der Kunst betrifft, liegen dort, wo sie das innere Leben der Kunst, den Widerspruch, in dem der Künstler zur Welt steht, also im genauen das außerhalb der praktischen Welt Stehen des Künstlers, zum Inhalt hat; oder zuweilen auch bei den komischen Ausartungen des Verhältnisses der Masse zur Kunst. Es entsteht hier aber dann zumeist Humor, nicht eigentliche Karikatur. Die Fliegenden Blätter, wie sie das Elend der Künstler mitfühlend belachen, sind hier charakteristisch. In den letzten Jahren hat sich übrigens dieses Verhältnis vielfach verschoben. Die scharfen Kämpfe, die unser Kunstleben über formale Probleme geführt hat, haben es mit sich gebracht, daß auch bei uns ein dem französischen ähnliches Verhältnis eingetreten ist. Man denke an Simplicissimus, Jugend usw.

Sierher müßte man doch auch jene jetzt so beliebten „Ausstellungskarikaturen“ rechnen, bei denen ernsthaft gemeinte Kunstwerke unter Betonung irgend eines charakteristischen Merkmals ihrer Formgebung, der Komposition der Farbigkeit zu witzigen Verdrehungen benutzt werden. Es liegt in dieser Art eine große Gefahr, und so gewiß hier meistens nicht die Verspottung eines Kunstwerkes beabsichtigt, sondern einfach eine Gelegenheit zum All ergriffen wird, so ist doch eine derartige Einstellung zu ernstern Kunstwerken nur möglich, wenn jene verocundia, jene innere Scheu und Ehrfurcht vor allem Ernste fehlt, deren Vorhandensein schon Tacitus als hervorstechendes Merkmal des deutschen Charakters betonte. Es ist mit diesen Dingen wie mit Parodien. Es gibt nur wenige Stunden und wenige Menschen, für die sie ihr innerstes Verhältnis zu dem betreffenden Kunstwerke nicht trüben, noch viel seltenere Gelegenheiten, wo sie eine Wirkung auszuüben vermögen, die ihnen das Recht zuerkennt, ins Reich der Kunst hineingerechnet zu werden.



Ist Uhde ein religiöser Maler?



ris v. Uhde: Eine Kunstgabe für das deutsche Volk mit einem Geleitwort von Alexander Troll. Herausgegeben von der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege. (Mainz, Jos. Scholz, 1 Mk.)

Es ist sehr dankenswert, daß die Freie Lehrervereinigung, die sich schon so viele Verdienste um die Kunstpflege erworben hat, nun auch von Uhde eine schöne Auswahl zu billigen Preisen dem deutschen Volke darbietet. 16 Bilder sind groß in gutem autotypischen Verfahren wiedergegeben und vermitteln einen Überblick über das Gesamtchaffen Uhdes. Drei Skizzen werden auch dem Laien eine Ahnung von der Arbeitsweise des Meisters vermitteln. Die Gabe als Ganzes ist so schön, daß ich am liebsten die Bedenken unterdrücken möchte, die mir das Geleitwort geweckt hat. Aber ich halte es um so mehr für meine Pflicht, hier entgegenzuarbeiten, als es doppelt verhängnisvoll werden muß, wenn diese rein artistische Rederei über Kunst, die in unseren Fachblättern gerade genug Übel anrichtet, nun auch in die weiteren Kreise des Volkes hineindringen soll.

Troll sagt: „Uhde selbst verwahrt sich entschieden dagegen, mit Eduard v. Gebhardt und Wilhelm Steinhausen in die Reihe der religiösen Maler gestellt zu werden. Er wurde nicht wie jene durch sein religiöses Gefühl zur biblischen Malerei geführt; bei ihm war es das Rein-Malerische an den heiligen Personen, was ihn anzog. Als er sich Anfang der achtziger Jahre der Freilichtmalerei zuwandte, als er von der ewigen braunen Ateliertünke losstrebte, da suchte er nach einem Stoffe, an dem er die Offenbarung, die seinem Genius geworden war, am besten verwirklichen konnte; da sah er sich um nach einer Gestalt, an der er die mit großer Gewalt in ihm emporstrebenden Kräfte messen konnte. Und diese Gestalt fand er in dem Heilande.“ Troll zählt dann eine Reihe von Heilandbildern auf und fährt weiter: „Durch diese und viele andere Bilder hat der Künstler in rastlosem Streben und mit heißem Bemühen immer tiefer einzudringen versucht in das Problem des Lichtes. Neben dem Heilande war es die Gottesmutter, die sein Interesse in Anspruch nahm. Aber auch in dieser Gestalt sieht er als Künstler vorzugsweise die Aufgaben, die sie ihm für die Lichtbehandlung bietet.“

Aber das ist doch ein ganz unerhörtes Mißverständnis! Wenn Uhde es ablehnt, ein religiöser Maler im Sinne von Gebhardt und Steinhausen zu sein, hat das seinen Grund doch wohl darin, daß er in diesen beiden mehr die Kirchenmaler sieht. Ubrigens ist Uhde selbst sehr glücklich darüber, daß seine Kunst allmählich auch in den Kirchen Eingang gefunden hat. Außerdem bildet die ausgesprochen religiöse Malerei nur einen Ausschnitt aus dem Gesamtchaffen Uhdes. Wäre es Uhde in Wirklichkeit vor allem um diese Lichtmalerei und die Erforschung des Lichtproblems zu tun, so hätte er sich ganz sicher auf diese Darstellung von Naturvorgängen, Naturauschnitten beschränkt und hätte darauf verzichtet, sich einer Phantastikunst zuzuwenden, bei der das Licht immer nur ein Mittel zum Zweck sein kann. Uhde selbst sagt uns ja: „Etwas muß dabei sein, was die Leute innerlich packt, sonst kann man ja mit seinen Bildern keinen Hund hinterm Ofen hervortreiben. Ich wollte nicht bloß Naturstudien geben, ich suchte Inhalt, sonst sind, dachte ich, ja die Bilder

langweilig. Die Impressionisten wollen nur eine neue Formel. Ich suchte so etwas wie Seele."

Uhde erkannte, wie sein großes Vorbild Rembrandt, im Licht ein Mittel, die biblischen Gestalten und biblischen Vorgänge so zu durchgeistigen, daß er nicht einer herkömmlichen Kostümierung, herkömmlicher Schönheitstypen und herkömmlicher Gruppierung bedurfte, um diese Vorgänge und Gestalten und so nahezubringen, daß wir sie in ihrer seelischen Höhe und Größe, in ihrer Ewigkeitsbedeutung empfinden. Darin liegt seine große Bedeutung; dadurch unterscheidet er sich von all den -isten, die unter Umständen solche gewaltigen Vorgänge nur aufgreifen, um ihr technisches Vermögen daran zu zeigen. Das ist dann freilich kein Geist, sondern im günstigsten Falle Wisz, zumeist aber äußerliche Macht. Wenn diese gut ist, dann entsteht ein gutes Bild; aber mit der Seele, die Uhde nach seinem Bekenntnis suchte, hat das nichts zu tun.

Und Seele hat Uhde in der Tat gegeben. Die Seele des gläubigen Christen der modernen Zeit, der Christus und seine Umgebung, ja auch das Alte Testament als lebendige Werte seines Daseins spürt und darum nach Mitteln sucht, bei der Gestaltung dieser Innenwerte das zu vermeiden, was nur historisch ist. Dabei war ihm allerdings das Licht ein außerordentliches Hilfsmittel; die durchgeistigte Bedeutung des Lichtes wußte er zu nutzen. Wie einst Rembrandt. Diesem gegenüber ist er der moderne Mensch, der Sohn des naturwissenschaftlichen Zeitalters, als der er nicht wie Rembrandt selbstherrlich sich die Quellen des Lichts dort erschließt, wo er will, sondern aus natürlichen Lichtquellen ein dem natürlichen verwandtes Licht in seine Bilder hineinleitet und die Komposition dieser Bilder nach dieser natürlichen Lichtquelle hin gestaltet. So nutzt er also das Licht, es muß ihm dienen, ein Geistiges, ein Religiöses auszudrücken. Gerade ein solcher Künstler scheint mir aber den Ehrennamen — ein solcher ist es — des religiösen Malers zu verdienen.

St.



Franz Eppisch

Ein Tag vergess ich nie. Es war Mitte April. Nach mehreren regnerischen Tagen kam ein Sonntag. Nun lag Lugano in seiner unvergleichlichen Schönheit. Alles war wie in frischer Farbe getaucht: eine Sinfonie in Grün die Erde, überfrannt vom tiefblauen Himmel, dessen dunkle Färbung durch vereinzelte Wolkenbänke noch stärker hervorgehoben wurde. Da führen wir vom See ins Land hinein. Die hügeligen Straßen auf und ab zog das zähe Bergpferd den leichten Wagen durch das gesegnete Land: überall Grünen, überall Blüten, schwer die Luft von Fruchtbarkeit.

Nun waren wir fern dem Treiben im Fremdenort, hier kamen nur wenige hin, und da fühlte man sich gleich wie dabeim. Ich glaube tief im Herzen das Bild, das wir alle vom Paradies in uns tragen, das ist diese Landschaft. Nicht die Märchenpracht Indiens; nicht die silberige Sonnenherrlichkeit südtalischer Hochsommertage — nein, diese Frühlingstage in Norditalien. Nicht weit, man glaubt ihre Luft zu spüren, starren die schneeigen Alpenriesen. Sie können uns nichts tun; der Tod, der dort oben thront, hat keine Macht über uns. Denn hier wohnt das Leben selbst. Ein Leben, das

wir fühlen, weil wir das Schaffen und Schöpfen dieser Natur bis zum körperlichen Bewußtsein empfinden.

Da grüßt von droben, wunderbar hineingebettet in grünenden Abhang ein umständliches Gebäude: Kloster Vigorio. Da muß ich hinauf. Aus dem Wagen hinaus, wartet drunten im Ort, und gleich den Hang hinan. — Wie schade, daß ich Weib und Kind unten ließ; hier oben hätten wir bleiben müssen, den Frühling zu erleben: Ein Blütenesschiff ladet zur Raft; rot, gelb, weiß blüht jeder Strauch; der Saft treibt in den Bäumen, daß selbst der ältesten Olive Stamm vor Leben zu springen droht; das Laubwerk strahlt in wonniger Fülle. Schwarz, beim Lachen ringsum doppelt ernst, ragen Zypressen neben den in üppige Brotmäntel geküllten Weiden. Und weit, unendlich weit der Blick ins Land. Ein König bist du vor Stolz und Glück auf seliger Höhe. Da folge ich dem Pfad der Klostermauer entlang. Eine andere Welt. Das gleiche Blühen unten, neben, über mir. Die gleiche Luft voll schmeckbarer balsamischer Würzigkeit. Aber hier schieben sich mehrere Hänge übereinander; ein Raum ist umgrenzt. Dort wo die Ferne winkt, ragen dunkel die Schattentwände des Klosters. Ein Kirchhof gar. Alles still. — Schwer atmet die Brust in beglückender Schwermut; die Sehnsucht hebt ihr feierlich ernstes Haupt: Deutscher Frühling in italischem Schönheitsland.

Diesen Tag erlebte ich wieder vor Franz Eppischs Bilde: „Ein Frühlingstag in Oberitalien.“ Und dieses Deutsche in südlicher Schönheit geben mir alle seine Bilder, die so voll sind von Sehnsucht nach Größe, nach Schönheit, nach Güte, in denen jene feierlich-stille Freude lebt, wie in Schuberts getragenen Gefängen. Oder ist etwa nicht die Canzone d'amore, der diese Frauen lauschen, ein deutsches Lied? Diese Schönheit ist erkämpft, nicht mühe-los gefunden: das ist das Deutsche in dieser Kunst; es ist jenes Italien, das die Italiener nicht kennen, in das uns unsere Sehnsucht lockt. „Kennst du das Land?“ — Selbst das „Land der Sage“ gewinnt italienische Formen. Dort locken die „Äpfel der Hesperiden“ zum Genuße goldiger Schönheit.

Bei einer anderen Gelegenheit werden unsere Leser auch den Kämpfer in Eppisch kennen lernen, den Grübler, der für die unlösbaren Fragen des Lebens die erlösenden Symbole sucht. Hier zeigen wir nur noch ein Heimatbild des Künstlers, „Herbstlandschaft in der Mark“. In der dünnen Luft des wolkenlosen, bläulichblauen Himmels liegt die weite Ebene. Alles still, auch der Wiesenbach macht kein Geräusch. Ruhig steht Baum und Strauch, wie zufrieden von einem kargen Leben, in dem man glücklich sein kann, wenn man sich erst bescheiden lernt. Da geht man mit Gleichmut dem Sterben entgegen; man denkt nicht daran und kostet ganz still, ohne Aufregung, die letzten schönen Stunden aus. —

Ich glaube, auch der Betrachter unserer Reproduktionen erkennt in diesen Bildern, daß wir sie so innig lieben können, weil sie mit so starker Liebe geschaffen sind. Die Arbeit ist von altmeisterlicher Sorgfalt, die Bilder darum so unerschöpflich reich an Einzelheiten, die sich doch so einheitlich zusammenschließen, weil sie als Ganzes erlebt, weil sie Lebensbekenntnisse einer reifen Persönlichkeit sind.

St.





Überlieferung und Reproduktion in der Musik

Von

Dr. Karl Stord

Nis vor einigen Monaten der Berliner „philharmonische Chor“ sein 25jähriges Bestehen feierte, wurde überall betont, daß dieser Chor eine Sonderstellung einnehme. Man wollte damit wohl weniger sagen, daß seine Leistungen so unvergleichlich besser seien, als die anderer Vereine — obwohl die technische Schulung des genannten Verbandes bei Chören einzig dasteht. Vielmehr hatte man das Gefühl, daß hier aus anderem künstlerischen Untergrunde heraus gearbeitet werde, als gewöhnlich. Man empfand, daß die hier gebotenen Chorleistungen den Stempel der Einzelpersönlichkeit trugen. Diesen scheinbaren Widerspruch — daß die Leistung einer kunstausübenden Masse Ausdrucksmittel eines Einzelnen wird — sind wir seit etlichen Jahrzehnten beim Orchester so gewöhnt, daß wir das Gegenteil als schlimmsten Vorwurf anmerken. Ja, wir können uns der Erkenntnis nicht verschließen, daß die Macht des Dirigenten über die Orchester so groß geworden ist, daß auch die stete Überlieferung alter Orchesterverbände gegenüber selbstherrlicher Willkür sensationslüsterner Dirigenten keinen Schutz bedeutet. Wir haben also hier bereits die Krankheitserscheinungen dieser Bewegung.

Anders bei den Chorverbänden: hier beruht die allgemein empfundene Sonderstellung des philharmonischen Chores eben darin, daß er das jedes eigenen Willens bare, gefügte Instrument in der Hand seines Dirigenten Siegfried Ochs ist.

Wir geben hier im „Türmer“ keine Chronik der rasch vorüberziehenden Geschehnisse. Aber willkommen ist mir die Gelegenheit, bei einem so auffallenden Einzelfalle die inneren Ursachen und geschichtlichen Zusammenhänge der Erscheinung aufhellen zu können. In dem vorliegenden Falle ergibt sich die Frage nach der Bedeutung, die Überlieferung und Reproduktion in der Musik haben.

Unsere großen Chorverbände sind, soweit sie Männergesangsvereine, aus den alten Liedertafeln hervorgegangen. Obwohl zur zeh- und noch mehrfachen Größe wie einst herangewachsen, sind sie auch heute noch vor allen Dingen gesellschaftliche Verbände. Darin braucht kein Nachteil zu liegen. Ja, wenn die ehemalige Art der hier gepflegten Kunstgattung gewahrt wird, so liegt in diesem „zur Tafel Lieder Singen“ ein ganz hervorragender Wert der Durchbringung des Lebens mit Kunst. Es ist ja auch bekannt, daß gerade in diesen Männerchören der Gesang eine außerordentliche Bedeutung für die Gestaltung unseres Lebens gewonnen hat. Nirgendwo ist der Gedanke an ein einiges Deutschland sorgfamer gehegt, mit größerer Begeisterung immer wieder aufs neue erweckt und gesteigert worden, als in diesen Männerchören. Heute hat ja der Männerchorgesang längst den ehemals so bescheidenen Rahmen gesprengt. . . . Man mag für manche der großen Chorkompositionen für Männerstimmen eine hohe Schätzung übrig haben, es ist doch nicht zu leugnen, daß die große Form der Gattung eigentlich widerstrebt. Andererseits widerspricht die riesige Stimmzahl wieder dem Charakter des ausgesprochenen Männerchorliedes, da der Aufwand ungeheurer Ausdrucksmittel für einen im Verhältnis geringen Inhalt ein unkünstlerischer Widerspruch bleibt. So leiden heute die Männerchöre an einem Zwiespalt, der sich am offenkundigsten darin äußert, daß ein Volksliederbuch für Verbände hergestellt wurde, die nur deshalb so groß geworden sind, um ausgedehnte Kunstkompositionen ausführen zu können.

Unter den gemischten Chorverbänden Deutschlands ist die Berliner „Singakademie“ nicht nur eine der ältesten, sondern durch ihre ganze Einrichtung typisch: ein großer Verband von singenden und zuhörenden Mitgliedern, die eine feste Gesellschaft bilden mit eigenem Hause, mit großem Vermögen und einer bedeutsamen sozialen Stellung. Die Singakademie ist begründet worden, um als fester Verband im Gegensatz zu den von Fall zu Fall erfolgten Zusammenschlüssen zahlreicher Einzelchöre die Mittel zur Bewältigung der großen Chorwerke, wie sie in den Dratorien unserer klassischen Meister vorliegen, aufzubringen. Es liegt in der Natur der Dinge, daß bei einem solchen Verbandsverbande dieser ein Dauerndes darstellt, ein Bleibendes, während der Dirigent eigentlich nur von Fall zu Fall für die Aufführungen herangezogen wird. In der Praxis war es ja so, daß die Berliner Singakademie ihre Dirigenten jeweils sehr lange an der Spitze gehabt hat. Trotzdem hat keiner von ihnen den Aufführungen einen persönlichen Stempel aufzudrücken vermocht, und das ist auch heute trotz der Bemühungen ihres jetzigen Leiters Georg Schumann nicht anders geworden.

Auch das hat seine Berechtigung. Aber es kann nicht geleugnet werden, daß die große Überlieferung, die ein solcher Verband besitzt, gewöhnlich zur Fessel wird. Eine solche Überlieferung hat in der Musik eigentlich nur hinsichtlich der Art der aufzuführenden Werke Berechtigung. Es kann Werke geben und es gibt solche, die nur unter Anwendung ganz ungewöhnlicher Kräfte in die Wirklichkeit umgesetzt, d. h. aufgeführt werden

können. Heute ist das freilich nicht mehr so schlimm wie früher. Heute hat Berlin allein mehr Einwohner, als noch vor fünfzig Jahren ganze Provinzen. So bietet es für Berlin keinerlei Schwierigkeiten, Chöre von 150 bis 200 Mitgliedern mit entsprechendem Orchester auf den Platz zu stellen. Freilich wäre auch hier ein Wachstum möglich. Wenn man an die riesigen Dratorienaufführungen in England denkt, so hat man das Beispiel vor sich, das den Verhältnissen entsprechend umgewandelt, auch bei uns von höchstem Segen sein könnte. Händel hat ja in seiner Art keine Nachfolger gefunden, vor allen Dingen nicht in seiner Fähigkeit, Chorwerke zu schreiben, die in der Anlage der Chöre so riesenhaft, so titanisch gedacht sind, daß eigentlich niemals so große Massen aufführender Kräfte aufgebracht werden können. Für einen „Israel in Agypten“ sind auch 2000 Sänger nicht zu viel. Bei uns werden wohl kaum jemals mehr als 300 dabei am Werke gewesen sein.

Und dieser Zahl der Aufführenden entspricht die der Zuhörer. Unser größter Konzertsaal faßt, da für solche großen Choraufführungen das Podium vergrößert werden muß, trotz der fürchterlichen Enge der Stehplätze nur 2000 Zuhörer. Das ist nichts für den Begriff „Volk“, wie er sich heute in der Zeit der ungeheuren Menschenanhäufung an einzelnen Orten uns aufdrängt. Ich kann mir zum Beispiel ganz gewaltige Wirkungen nicht nur in rein künstlerischer, sondern vor allen Dingen in kunstsozialer Hinsicht vorstellen, wenn etwa am Bußtage aus den verschiedenen Chorverbänden Berlins Chöre von 1000 bis 1500 Sängern gebildet würden, die in unseren großen Sirkussen vor einer Zuhörerschaft von 7000 und mehr ein Händelsches Dratorium aufführen würden. Da die Eintrittspreise bei solchen Gelegenheiten bis auf Pfennige heruntergehen könnten, wäre hier wirklich Kunst fürs Volk darzubringen.

Da wäre ein Verein mit großer Tradition am Platze. Bei solchen künstlerischen Massenkundgebungen herrscht jene elementare Großzügigkeit, die dem Subjektivismus eines Einzelnen, dem Dirigenten, niemals unterworfen sein kann. Ein anderes ist es mit Choraufführungen von etwa 200 bis 400 Mitgliedern. Diese Zahl entspricht der Vollbesetzung unseres heutigen Orchesters. Wie diese großen Orchester so geschult worden sind, entsprechend der Entwicklung des Dirigententums, daß sie ein ganz gefügiges Werkzeug in der Hand ihres Dirigenten sind, muß das auch mit den Chören der Fall sein. Für wirklich künstlerische Choraufführungen — von jenen oben erwähnten, unter besonderen Gesetzen stehenden und als Ausnahmerscheinungen ins Leben tretenden Massenaufführungen abgesehen — ist eine solche Schulung der Chöre zu gefügigen Instrumenten in der Hand ihrer Dirigenten unbedingte Notwendigkeit.

Die Überlieferung, so viele Schattenseiten ihr anhaften mögen, hat auf allen Kunstgebieten große Werte, mit Ausnahme der reproduzierenden Musik. Hier ist sie fast nur von Unheil. Die Reproduktion der Musik hat auf anderen Kunstgebieten kein genaues Seitenstück. Aber sie setzt das voraus, was auf anderen Gebieten gewissermaßen Reproduktion ist: den

höchsten Genuß, das vollkommene Neuerleben eines einmal geschaffenen Kunstwerkes durch eine Persönlichkeit. Das ist Reproduzieren etwa in der bildenden Kunst, Reproduzieren der Dichtung. In der Musik ist dieser Erleber des einmal geschaffenen Kunstwerkes der Virtuose oder der Dirigent. Sein Anteil an dem Kunstwerke ist aber ein unendlich größerer, als bei der Reproduktion irgendeiner anderen Kunst. Denn das musikalische Kunstwerk wird überhaupt erst durch die Reproduktion zu einem Kunstwerke, tritt überhaupt erst in der Reproduktion jedesmal neu ins Leben ein. Ein einmal geschaffenes Bildwerk steht da für alle Zeiten. Es mag sein, daß Millionen von Menschen, daß ganze Geschlechter oder Zeitalter, ohne es zu beachten, an ihm vorübergehen — das Kunstwerk steht da in seiner vollen Wirkungskraft, stets lebendig, stets imstande, auf einen dazu fähigen Beschauer zu wirken, für diesen Einen künstlerisches Erlebnis zu werden. Die gewaltigste Partitur eines musikalischen Kunstwerkes dagegen ist ein Stoß toten Papiers, wenn dieses Werk nicht zum Erklingen gebracht wird. Der diese Neuschöpfung vollbringt, ist der ausführende Musiker, ist gegenüber jenen Werken, zu deren Ausführung eine große Zahl von Menschen notwendig ist, der Dirigent. Und einen solchen Menschen, der uns hier aus persönlichen Kräften etwas urpersönlich Erlebtes lebendig machen soll, will man in den Zwang der Überlieferung bannen?!

Goethe hat als das Merkzeichen des Genies bezeichnet, daß es Werke schaffen kann, die von Dauer sind. Es liegt in dieser Fähigkeit des Genies das Gottverwandte; denn das Wesen der Gottheit ist Ewigkeit. Alles andere auf Erden, der Mensch zumal, ist in stetem Wechsel begriffen. Die Ewigkeit des Kunstwerkes diesen Menschen gegenüber kann nicht darin beruhen, daß es starr in seinem Bestande dauert, denn so kann es zwar ewig sein, aber nicht lebendig. Die Ewigkeit des Kunstwerkes beruht vielmehr darin, daß es dauernd Wirkungen zu üben vermag auf die Menschen, mögen sie von noch so verschiedenen Seiten an dieses Werk herantreten. Die Ewigkeitskräfte in ihm sind so ungeheuer, so unermesslich, daß das verschiedenartigste, stets gewandelte Menschentum darin untertauchen kann. Ein Kunstwerk bleibt nur dadurch lebendig, daß wir es aus unserer eigensten Natur heraus erleben können, daß es für unsere heutige Art zu empfinden, zu hören, zu sehen lebendig wird. Es ist ganz sicher, daß wir die Maler des Quattrocento anders ansehen als die Menschen der damaligen Zeit. Weil gewisse Stimmungen unseres heutigen seelischen Lebens in diesen lange übersehenen Bildwerten ihre Auslösung fanden, haben wir diese Kunstwerke neu lebendig werden sehen. Die Renaissance, das Jahrhundert Winkelmanns, Canovas, Thorwaldsens und wir Heutigen haben alle ein enges Verhältnis zur griechischen Plastik gefunden. Es ist aber jedesmal ein ganz anderes gewesen. Nur Gelehrtendümel und geschichtliche Beschränktheit können behaupten, daß eines dieser Verhältnisse das allein richtige sei.

Nirgendwo ist Dogmatismus verhängnisvoller als in der Kunst; nirgendwo bedeutet er mehr Erstarrung des wirklich Lebendigen und Leben-

spendenden. Man werfe nicht ein, daß diese Auffassung zu schrankenloser Willkür führe und zum Beispiel auf dem Gebiete der Musik einer ganz wilden Reproduktion das Wort rede. Es findet ja nur der den Weg zum großen Kunstwerke, nur der kann es wahrhaft erleben, der einen Sinn für das geschichtlich Gewordene besitzt. Nur der vermag es zu erleben, dem sich der Stil des betreffenden Kunstwerkes geoffenbart hat. Stil ist Form; Stil ist der vollkommenste Ausdruck eines Inhalts. Darin liegt seine Gesetzmäßigkeit, darin lag seinerzeit die so starke Wirkungskraft des betreffenden Kunstwerkes, daß man diese Ausdrucksform eines Inhalts als die Form anerkannte und deshalb als Stil bezeichnete. Dagegen war der folgende Schritt, daß man aus dieser einmal als Ideal dastehenden Form Gesetze für künstlerisches Schaffen ableitete, fast immer ein Verhängnis; denn jeder Inhalt trägt in sich das Gesetz seiner Form.

Neben der Architektur zeigt kein Gebiet in fast ununterbrochener Kette so den Fluch des formalen Stilgesetzes wie die Musik. Auf musisch-schöpferischem Gebiete ist das so bekannt, daß die nähere Ausführung überflüssig ist. Nirgendwo ist jeder Fortschritt so sehr als Revolution bekämpft worden, wie in der Musik, während sich in Wirklichkeit doch nur die Notwendigkeit offenbarte, daß neue Menschen für neues Leben neue Formen finden mußten. Aber auch auf dem Gebiete der musikalischen Reproduktion hat dieses Festhalten an Überlieferungen üble Folgen gehabt. Nicht so schlimm wie auf schöpferischem Gebiete; denn die Möglichkeit der Überlieferung auf musikalisch-reproduzierendem Gebiete ist außerordentlich beschränkt. Bei der Reproduktion eines musikalischen Werkes ersteht dieses Kunstwerk mit dem ersten Ton und mit dem letzten ist's verklungen. Der Genuß des betreffenden Kunstwerkes ist bei jedem Einzelnen ein so seelischer Prozeß, daß er sich bis in die Einzelheiten gar nicht verfolgen und damit auch nicht festhalten läßt. Noch viel schwieriger ist es dann aber, eine solche Art der Aufführung weiter zu überliefern. Vielleicht, daß einmal durch unsere Grammophone eine derartige Überlieferung auf dem Gebiete der Musik möglich ist. Ein Glück würde sie nicht sein. Denn sie würde nur für die Schwachen eine Hilfe bedeuten; für die Starken, Persönlichen, die etwas Eigenes zu geben haben, wäre es ein Hemmnis mehr, das sie zu überwinden haben.

Am ehesten aber ist eine solche Überlieferung für musikalische Reproduktion möglich bei großen Chorwerken; und zwar in eben dem Falle, daß ein geschlossener großer Verein solche Aufführungen zu seiner regelmäßigen Tätigkeit erkliest. Selbst wenn hier der Dirigent wechselt, bleibt ein gewisser Stamm von Sangesmitgliedern dauernd bestehen. Die Berliner Singakademie ist ein derartiges Beispiel, vor allem gegenüber Bach. Aber sicher hat die völlige Erstarrung, die Unlebendigkeit, mit der Bachsche Werke lange Zeit aufgeführt worden sind, gerade auf diesem Zwang der Überlieferung beruht. Und damit hing aufs engste zusammen die geringe Wirkung, die der gewaltige Riese zu üben vermochte. Otto Leshmann berichtet

aus dem Munde von Robert Franz eine Äußerung des Singakademiedirektors Grell, der gestand, „daß er, wenn er am Palmsonntag die Matthäuspassion von Bach aufführen müsse, ‚seetrank‘ werde, und daß er erst, wenn am Osterfeiertage die übliche Aufführung von Grauns ‚Tod Jesu‘ erfolge, festen Boden unter den Füßen fühle“ (Allgemeine Musikzeitung 1907, Seite 826). Eine solche Äußerung ist gewiß traurig bei einem Manne, in dessen Händen damals die Hauptpflege Bachs lag. Aber sie ist begreiflich. Grell beugte sich der Überlieferung und konnte infolgedessen nicht persönlich erleben.

Hier liegt das große Verdienst von Siegfried Ochs. Er beharrte auch den schroffsten und durch Jahre dauernden Angriffen eines großen Teils der Kritik zum Trotz auf dem Recht persönlicher Auffassung auch der ehrwürdigsten alten Meisterwerke. So gut heute kein Mensch etwas dagegen einzuwenden hat, wenn wir Bachsche Klavierwerke auf den besten und klangvollsten Klavierinstrumenten spielen, die uns zur Verfügung stehen; so gut niemand darauf beharrt, daß wir an den wenig rein gestimmten Blasinstrumenten der alten Zeit festhalten, wenn wir Werke aus dieser Zeit auführen, — so wenig kann ein Vernünftiger verlangen, daß wir Heutigen, die wir uns die Dynamik im musikalischen Vortrag erworben haben, Musik, die zweihundert Jahre zurückliegt, ohne dynamische Schattierung wiedergeben. Was die Menschheit nicht besitzt, vermißt sie nicht, und darum ist das Nichtvorhandensein der betreffenden Eigenschaft dann kein Mangel. Müssen wir aber etwas, was wir zu unserem täglichen Besitze rechnen, irgendwo vermissen, so entbehren wir es. Wir empfinden das Fehlende und schieben die Schuld von diesem Empfinden nicht auf uns, sondern empfinden das Fehlende als einen Mangel der betreffenden Sache. Diese büßt also an Wert in unseren Augen ein. Als Mozart beim Mannheimer Orchester die für jene Zeit unerhörte Fähigkeit des dynamischen Vortrages kennen lernte, da jubelte sein Musikerherz auf. Er schrieb aber keineswegs: „Es wird jetzt eine neue Art von Musik beginnen“, sondern empfand: „Man kann die vorhandene Musik — ebensogut wie die zukünftige — jetzt viel feiner aufführen als bisher.“ Gerade darin offenbart sich aber der Ewigkeitsgehalt eines Wertes, daß es stets die Ausführungsmittel der Gegenwart verträgt, daß möglichst wenig an ihm „historisch“ wirkt. Alles was an einem Kunstwerke nur historisch empfunden werden kann, ist im Grunde tot, hat lediglich artistische oder überhaupt nur gelehrte Reize. Wir sind glücklich darüber, daß wir in der großen Zahl von Bachs Kompositionen nur gewisse Floskeln, gewisse Wendungen als historisch empfinden müssen, weshalb uns diese betreffenden Stellen auch nichts sagen, ja uns unter Umständen peinlich berühren. Und da sollen wir an einer Vortragsweise festhalten, die durch ihre ganze Art als historisch wirkt, und das just auf dem Gebiete der Reproduktion, wo doch lauter Menschen von heute die Mitwirkenden sind und die Empfangenden?!

Über überhaupt, was heißt hier übermittelte Vortragsweise? Hat

die auch nur irgendwie das Unrecht auf den Anspruch, die von Bach gewünschte Vortragsweise zu sein? Was hat man zum Beispiel gerade im Falle Dohs gejetert über „Willkürlichkeiten“ gegenüber dem Notentexte! Und was hat sich in fast allen Fällen herausgestellt? Die Zeterer waren die Sünder! Gerade die hochgepriesene alte Zeit hat den Schöpfer überall dort vergewaltigt, wo es dem Nachschöpfer gefiel. Man weiß, daß sich die Schöpfer durch Jahrzehnte hindurch diesem Zwange beugten. Man denke doch nur daran, daß das ganze Problem Chrysander-Händel nur darauf beruht, daß Händel den Solisten nur die große Melodie- linie aufzeichnete, um die sie dann erst das Blumengerank der Verzierung zu schlingen hatten. Wenigstens empfand das die damalige Zeit als das Blumengerank, als das eigentlich Blühende, während wir Heutigen in den meisten Fällen die ununterbrochene große Linienführung bevorzugen. So ergab sich denn auch hier bei diesen Vorwürfen gegen die Dohsche Behandlung des Notentextes fast immer die Tatsache, daß Dohs auf den Urtext zurückgegangen war und nur die von der ehrwürdigen Tradition geheiligten Willkürlichkeiten, Gleichgültigkeiten und Nachlässigkeiten, zumal hinsichtlich der dynamischen Vorschriften, beseitigt hatte. So war auch hier, wie in so vielen Fällen, die Untreue gegen die Tradition nur die Treue gegenüber dem ursprünglichen Schöpfer. Oder es war auch die Treue gegenüber dem Geist, statt des toten Buchstabens, letzteres zumal hinsichtlich der Dynamik des Vortrages, wo Siegfried Dohs eine möglichst hohe Entwicklung im Wechsel anstrebte. Man kann da natürlich über Einzelfälle rechten, kann soundso oft anderer Meinung sein, aber grundsätzlich wird man auch hier doch nicht leugnen können, daß Erhöhung der dynamischen Ausdrucksmöglichkeit überhaupt Vermehrung des Ausdrucks bedeutet; also eine Erhöhung der künstlerischen Leistungen ermöglicht.



Musikerbriefe

Mim Anschluß an Goethes außerordentlich hohe Einschätzung der Bedeutung der Briefe für die innere Erkenntnis eines Menschen meint R. St. in Westermanns Monatsheften, daß die jetzt so eifrig betriebene Veröffentlichung von Briefen gerade für die Erkenntnis großer Musiker bedeutsam sein wird. „Denn obwohl die Musik die lyrischste aller Künste ist, also am allermeisten Bekenntnis ihres Schöpfers, so gibt doch keine andere Kunst so wenig psychologische Aufschlüsse über den Schöpfer selbst als gerade die Musik. Ihre eigenartige Stellung zu den anderen Künsten und ihre ungeheure Wirkung auf die weiteste Allgemeinheit beruhen gerade darauf, daß sie alles Empfinden geradezu entpersönlicht, daß sie es befreit von allem Einengenden, allem Besonderen, was durch alle jene Werte bewirkt wird, die in den Erscheinungsbereich der Welt fallen. Sie gibt dafür, wie Schopenhauer es ausdrückte, die Idee an sich, und je reiner musikalisch der Gehalt ist, um so

mehr wird er Ausdruck für die gesamte Menschheit, um so weniger erfahren wir darüber rein Persönliches. Gewiß, aus der Musik Beethovens können wir auf eine andere Persönlichkeit schließen als aus der Mozarts. Aber was uns die Musik Beethovens von der Persönlichkeit ihres Schöpfers sagt, läßt sich eigentlich in das eine Wort ‚Heldennatur‘ fassen. Trotzdem Beethoven sein Schaffen ein ‚Dichten in Tönen‘ nannte, haben wir doch für die gesamte Zahl seiner Werke in Worten nur den typischen Inhalt zu geben, daß sie ein Durchkämpfen aus Leid zur Freude, aus Wirrungen und Bedrängnissen zu klarer Sieghaftigkeit, aus der Tiefe zur Höhe, durch Nacht zum Licht geben. Wir empfinden dabei wohl noch deutlich, daß jedes dieser Werke durchaus wahrhaftiges Bekenntnis eines immer neuen neuen Erlebens ist und nicht die auf alle mögliche Weise veränderte Abwandlung eines einmaligen Erlebens, für das nun das glückliche Abdruckschema geschaffen wäre. Aber für die Bedingungen dieses Erlebens, für diese unerhörte Tatsache, daß ein Künstler immer wieder diese ungeheuren Kämpfe kämpfen muß, erhalten wir aus den Werken keinerlei Deutung. Erst die Briefe lehren uns diesen Menschen kennen. Es zeugt dafür, in welchem Tiefstand die Künstlerbiographie, vor allem die des Musikers, lange verharrte, daß man diese Briefe lediglich nach der rein biographischen Seite hin ausbeutete, daß man sie aber nach ihrem seelischen Gehalte nur gering anschlag oder, wie Thayer, geradezu verachtet hat.

Nun wird man gerade bei Beethovens Briefen in formalem Sinne von einem literarischen Tiefstande reden können. Es ist leicht erklärlich, wenn im allgemeinen der Musiker mit der Feder kein Künstler ist; noch näher liegt, daß er, was ihm auf dem Herzen lag, sich wegspielte und nicht wegschrieb. Es beruht gerade auf einer der beiden wunderbaren, sich scheinbar widersprechenden Eigenschaften der Musik, daß der Musiker dieses Mitteilungsbedürfnis nicht in dem Maße bekundet wie andere Künstler, daß wenigstens die Öffentlichkeit von diesen Mitteilungen nichts erfährt. Denn eigentlich sollte man ja meinen, daß, da der Musiker im Kunstwert selbst so wenig nur ihm allein gehöriges Fühlen mitteilen kann, daß, weil die Musik sofort die Erhöhung des Einzelfalles zum Typus mit sich bringt, nun der Tonschöpfer das Bedürfnis haben müsse, auf andere Weise dieses Allerpersönlichste mitzuteilen. Aber neben diesem überpersönlichen Mitteilungsdrange der Musik, auf dem letztendings ihre unvergleichliche soziale Wirkungsfähigkeit beruht, ihre Kraft, auch die größten Massen in die gleichen Stimmungen hineinzuzwingen, ist die Musik andererseits höchster künstlerischer Ausdruck tiefster Intimität. Das liegt an der Art ihres künstlerischen Materials. Weil dieses Material so unkörperlich ist, verlangt seine Bewältigung an sich keine Arbeit.

Es ist besser, statt des schwer ausdrückbaren allgemeinen Verhältnisses hier an einen häufigen Einzelfall zu erinnern. Jeder, auch der in technischer Hinsicht nie über den Dilettantismus hinausgewachsene, musikalisch veranlagte Mensch hat den Zauber des Improvisierens am Klavier erfahren. Mühelos spielt die Hand Töne, Weisen, vielleicht auch nur kaum verbundene Akkorde, die in diesem Augenblick Ausdruck des heimlichsten Fühlens werden. Wenn Goethe sich von einem großen Erlebnis freidichtete, wenn er das Tiefste, was in ihm wühlte, zur Welt brachte, so war ein Gedicht entstanden. Der Musiker spielt sich tausendmal frei, tobt Schmerzen aus, wie er stillstes Glück träumt. Der Komponist ist sogar im strengsten Sinne niemals in so hohem Maße Musiker wie in diesen Augenblicken, in denen er für sich improvisierend an

seinem Instrumente sitzt. Aber wenn die Söne verklungen sind, so ist kein Kunstwerk da. Mit den Klängen, in denen der Musiker sein Innerstes ausspricht, ist für diesen Musiker die Erlösung durch die Kunst vollbracht, ohne daß darum ein Kunstwerk entstanden ist, das nun auch vor die Welt tritt.

Man versteht aus diesen Darstellungen, daß auch der Ton schöpfer sehr wohl Urpersönliches bekennt und ausspricht, daß er also vollkommen in der Musik sich ausleben kann, ja mehr als in irgendeiner anderen Kunst. Haben wir doch auch die Tatsache, daß es ein ganzes Volk gibt, das für sein Erleben, ohne in irgendeiner anderen Hinsicht eine künstlerische Kultur zu besitzen, die Musik als künstlerisches Ausdrucksmittel seines Lebens ausgebildet hat: die Zigeuner.

Vielleicht haben wir hier nun auch umgekehrt die Erklärung dafür, weshalb die beiden Musiker, denen wohl allein von allen großen Ton schöpfern die musikalische Intimität abging, in ihren Briefen so große Bekenntnisschriftsteller gewesen sind: Hector Berlioz und Richard Wagner."



Edward Mac Dowell †

Nordamerika hat seinen bedeutendsten Komponisten verloren. Nur 47 Jahre ist der einem schottischen Geschlechte entstammende, zu Newyork geborene Mac Dowell geworden, und von dieser kurzen Lebenszeit hat noch tödliche Krankheit die letzten Jahre unfruchtbar gemacht. Wäre ihm eine längere Lebenszeit beschieden gewesen, so hätte Dowell für Nordamerika wohl dieselbe Bedeutung bekommen wie der ihm wesens- und stammverwandte Grieg für Norwegen; denn auch dessen Ahnen stammen aus Schottland.

Freilich Amerika hat nicht einen eingeborenen Musikschatz wie Norwegen. Wenn Dowell, zumal in seinen größeren Orchesterwerken, Indianerweisen und lustige Negermelodien thematisch verwertete, so ist das auch für den Amerikaner „exotisch“ und nicht Heimatkunst. Aber auch Longfellow hat diese Landesprodukte aufgegriffen. Gleich dem Dichter eignete dem Komponisten internationale Bildung; wie bei ihm war das Germanische so stark, daß es als nährender Unterstrom sein Wesen befruchtete. Aber in der ganzen Art der Zusammenfassung, der Aussprache liegt unverkennbar etwas Neues, eben das Amerikanische.

Gleich Grieg gab auch Dowell sein Bestes in den kleinen Werken. Mehr noch als die Lieder werden seine Klavierstücke dem Deutschen eine willkommene Bereicherung der Hausmusik bringen. „Seebilder“, „Walddidyllen“, „New-England-Idyllen“, „Wald und See“, „Am Ramin“, „Wald und See“ — die Titel schon führen uns in die Welt der deutschen Romantik, der dieser Amerikaner im innersten Wesen und in der Art der Aussprache verwandt war, ohne das schwer bestimmbare Etwas seiner eigenen Nationalität zu verlieren. St.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß, Bad Deynhausen i. W.
Literatur, Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Stork, Berlin W., Landshuterstraße 3.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



X. Jahrg.

März 1908

Heft 6

Zwei heitere Lieder
von
Ludwig van Beethoven

Nr. 1. MIT EINEM GEMALTEN BAND
(Goethe)

Op. 83, Nr. 3

Leichtlich und mit Grazie vorgetragen

GESANG

Klei - ne Blu - men, klei - ne

PIANO

pp leichtlich, nicht geschliffen

Blät - ter streu - en mir mit leich - ter

sempre pp

Hand gu - te, jun - ge Früh - lings -

cresc.

göt - ter tän - delnd auf ein luf - tig Band.

pp *sempre pp*

Zephyr, nimmis auf dei - ne Flügel.

p *pp*

schling's um meiner Liebsten Kleid; und so tritt sie vor den

cresc.

Spiegel all' in ih - rer Munter - keit. Sieht mit Ro - sen sich um -

f *p* *sempre pp*

ge - ben, selbst wie ei - ne Ro - se jung. Ei - nen Blick, geliebtes

cresc.

Le - ben! und ich bin belohnt ge - nung. Ei - nen Blick, ge - lieb - tes

cresc. *f* *fp*

Le - ben! und ich bin belohnt ge - nung. Fühle,

cresc. *p* *cresc.*

füh - le, was dies Herz emp - fin - det, rei - che

pp

frei mir dei - ne Hand, und das Band das uns ver -

sempre pp *cresc.*

bin - det, sei kein schwa - ches Ro - sen - band, ja, sei kein

sempre pp

schwa - ches Ro - sen - band! Füh - le, was dies Herz emp -

geschliffen

fin - det, rei - che frei mir dei - ne Hand, und das Band, das uns ver -

cresc.

Adagio **Tempo I**

bin *ad libitum* - det, sei kein schwa - ches Ro - sen -

mf *p* *dim.* *leichtlich, nicht geschliffen*

band, sei kein schwa - ches Ro - sen -

pp

band, kein schwa - ches Ro - sen - band!

pp

Nr. 2. DER KUSS

(C. F. Weiße)

ARIETTE Allegretto

Op. 128

Mit Lebhaftigkeit, jedoch nicht in geschwindem Zeitmaße, u. scherzend vorgetragen

GESANG

PIANO *p dolce*

Ich war bei Chlo-en ganz al-lein, und

cresc.

küs-sen wollt ich sie, und küs-sen, küs-sen,

küs - sen wollt' ich sie: je - doch sie sprach, sie wür - de

schreïn, sie wür - de schreïn, sie wür - de schreïn, sie wür - de

cresc.

schreïn es sei ver - geb' - - ne Müh. ver -

poco ritard.

geb' - ne Müh, es sei ver - geb' - ne, ver - geb' - ne

a tempo

Müh. Ich wagt' es doch, und küß - te

cresc.

crusc.

sie, und küß - te sie. trotz ih - rer Ge - - gen -

wehr, trotz ih - rer Ge - - genwehr.

Poco adagio

Und schrie sie

Tempo I

nicht? Ja - wohl, sie schrie, sie

schrie; doch, doch, doch

(Lächeln)

lan - ge hin - ter - her, doch,

ja doch! doch lan - ge hin - ter - her, sie schrie, doch

cresc. -

lan - ge. lan - ge. lan - ge, lan - ge, lan - ge, lan - ge, lan - ge.

poco ritard.

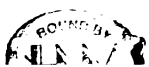
a tempo

lan - ge, lan - ge hin - ter - her, hin - ter - her, ja lan - ge, lan -

(nicht lange aushalten)

ge hin - ter - her.

cresc. -



UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA



3 0112 082989093